d University Libraries
119 113 855

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundsiebenter Band.

Januar bis März 1902.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1902.

Inhaltsverzeichniß

des

107. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Römisch-katholische Zensur zu Anfang des 20. Jahrhunderts.

Von

Max Lehmann.

Die Zensur ist abgeschafft: so verkünden in der einen oder andern Fassung die Grundgesetze aller Kulturvölker. Ist sie es wirklich? Mit nichten: sie dauert fort für die Gläubigen der römisch-katholischen Kirche.

Das wird bewiesen durch die offizielle Publikation der Kurie, die den Titel trägt: Index librorum prohibitorum sanctissimi D. N. Leonis XIII iussu et auctoritate recognitus et editus. Praemittuntur constitutiones apostolicae de examine et prohibitione librorum. Romae typis Vaticanis 1900.

Hier finden wir zunächst die Constitutio de prohibitione et censura librorum (beginnend mit den Worten Officiorum ac munerum), die Leo XIII. am 25. Januar 1897*) erlassen hat. Ihre Bestimmungen sind zwiefach. Sie richten sich gegen die schon erschienenen gefährlichen Bücher und suchen das Erscheinen gefährlicher Bücher zu verhindern.

Aus den verbotenen Büchern lassen sich vorweg ausscheiden diejenigen, welche die Bibel betreffen. Verboten sind: die nicht von Katholiken, wenn auch treu und vollständig besorgten Ausgaben des Urtextes oder der alten Uebersetzungen der Bibel; die nicht von Katholiken besorgten Ausgaben der späteren Uebersetzungen

---

*) In der Bulle steht: 1896; sie beginnt das Jahr mit dem 25. März. — Eine offizielle Uebersetzung der Konstitution giebt es nicht. Kirchlicherseits wird verwiesen auf die Schrift: „Das kirchliche Bücherverbot. Ein Kommentar zur Konstitution Leos XIII. Officiorum ac munerum. Von Dr. Josef Hollweck, Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am Bischöflichen Lyceum in Eichstätt. 2. Auflage. Mit Bischöflicher Approbation. Mainz, Fr. Kirchheim. 1897.“ S. dort S. 74.

der Bibel. Bei den Uebersetzungen in die Volkssprache wird unterschieden. Die von Nichtkatholiken veranstalteten, besonders die der sogenannten Bibelgesellschaften, werden ganz verboten; die von Katholiken veranstalteten nur dann erlaubt, wenn sie vom Papst approbirt oder mit geeigneten Anmerkungen versehen und zugleich von dem zuständigen Bischof genehmigt sind.

Schon hieraus ergiebt sich, daß es ein Irrthum ist, anzunehmen, sämmtliche verbotene Schriften seien in dem Index librorum prohibitorum enthalten. Die Kurie läßt ihn zwar durchaus nicht fallen, im Gegentheil: er ist im Jahre 1900 neu bearbeitet worden und bildet den zweiten Hauptbestandtheil der päpstlichen Publikation, von der wir ausgingen. Aber das kirchliche Bücherverbot reicht viel weiter. Es werden von ihm betroffen: Die bis zum Jahre 1600*) von den Päpsten oder den ökumenischen Konzilien verdammten Bücher. Die Schriften, welche die Häresie oder das Schisma vertheidigen oder die Grundlagen der Religion selbst irgendwie erschüttern.**) Die Bücher nichtkatholischer Autoren, die eigens (ex professo) von der Religion handeln, es sei denn bekannt, daß in ihnen nichts gegen den katholischen Glauben Verstoßendes enthalten ist. Die Bücher, die es darauf ablegen, laszive und obscöne Dinge zu behandeln, zu erzählen oder zu lehren. Die Werke der alten und neueren Klassiker, welche laszive und obscöne Dinge enthalten, es wären denn die anstößigen Stellen in der betreffenden Ausgabe unterdrückt. Die Bücher, in denen Gott, die Jungfrau Maria, die Heiligen, die katholische Kirche, ihr Kultus, ihre Sakramente oder der apostolische Stuhl herabgesetzt wird. Die Bücher, in denen der Begriff der Inspiration der Bibel aufgehoben oder zu sehr eingeschränkt wird. Die Bücher, welche die Tendenz haben, die kirchliche Hierarchie, den Klerus oder den Ordensstand zu schmähen. Die Bücher, in denen Wahrsagerei, Zauberei, Spiritismus und ähnliche abergläubische Dinge gelehrt oder empfohlen werden. Die Bücher, welche das Duell, den Selbstmord, die Ehescheidung als erlaubt darstellen oder über die Freimaurerei und ähnliche geheime Gesellschaften handeln und sie als nützlich und nicht für Kirche und Staat verderblich hinstellen. Die Bücher, welche Irrthümer vertheidigen, die der apostolische Stuhl geächtet hat. Endlich alle Zeitungen, periodischen

*) Der Index librorum prohibitorum beginnt in seiner neuen Fassung mit diesem Jahre.

**) Ipsa religionis fundamenta utcunque evertentes.

Blätter und Zeitschriften, welche eine der Religion oder der Sittlichkeit feindliche Tendenz haben.

Von den gedruckten Büchern wendet sich der Papst zu denen, deren Druck beabsichtigt wird: der zweite Theil der Konstitution handelt von der Zensur.

Bei der kirchlichen Zensurbehörde sind einzureichen: Uebersetzungen der Bibel, Kommentare oder Anmerkungen zur Bibel. Die Bücher, in denen neue Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen, Wunder erzählt werden. Die Bücher, die sich auf den Kultus der Kirche und den Religionsunterricht im weitesten Sinne des Wortes beziehen. Endlich, das Wichtigste: die Bücher, welche sich beziehen auf die Bibel, die Theologie, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht, die Ethik oder andere derartige Religions- oder Moral-Disziplinen; überhaupt alle Schriften, „in denen die Interessen der Religion und der Sittlichkeit speziell berührt werden.*)"

Ein besonderes Verbot betrifft die Geistlichkeit. Kein Weltgeistlicher darf ein Buch über irgend einen Gegenstand veröffentlichen, ohne vorher den Bischof zu Rathe gezogen zu haben. Noch strenger lautet die Bestimmung über die „Regularen."

Von den Zensur-Bestimmungen ist Niemand befreit.

Von dem Bücherverbot giebt es Befreiungen, die jedoch sehr beschränkt sind. Wer biblische und theologische Studien treibt, ist ein für alle Mal befugt, verbotene Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel zu gebrauchen und aufzubewahren, jedoch unter der Voraussetzung, daß diese Ausgaben weder in den Einleitungen noch in den Kommentaren Angriffe auf die Dogmen der Kirche enthalten. Die im Lehrfach Thätigen oder die sonst amtlich dazu Veranlaßten**) dürfen solche Werke der alten und neuen Klassiker lesen, welche Obscönes enthalten. Weiter nichts. Vollkommen treffend sagt ein von klerikaler Seite veröffentlichter Kommentar zur päpstlichen Konstitution:***) „Im Allgemeinen sind Professoren nicht an und für sich zur Lektüre verbotener Bücher befugt, auch wenn sie dieselben benöthigen oder die Absicht haben, sie zu wider-

*) § 41. Omnes fideles tenentur praeviae censurae ecclesiasticae eos saltem subiicere libros, qui divinas scripturas, sacram theologiam, historiam ecclesiasticam, ius canonicum, theologiam naturalem, ethicen, aliasve huius modi religiosas aut morales disciplinas respiciunt ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit.

**) Quos officii aut magisterii ratio excusat.

***) Hollweck a. a. O. S. 38.

legen; sie bedürfen vielmehr einer eigenen Erlaubniß". „Kompetent zur Ertheilung dieser Erlaubniß", fährt derselbe Autor fort, „ist an sich nur der heilige Stuhl. Durch die sogenannten Quinquennal-Fakultäten sind die Bischöfe befugt, auf Zeit, also nicht auf Lebensdauer, die Vollmacht zur Lektüre und Aufbewahrung verbotener Bücher zu geben; jene ausgenommen, welche obscönen Inhalts oder welche ihrem ganzen Inhalt nach darauf angelegt sind, die katholische Glaubenslehre zu bekämpfen, also religiöse Polemik treiben". Der Autor zeigt, daß er in den Geist der Konstitution eingedrungen ist, wenn er weiter schreibt: „Sie ermahnt die Bischöfe, von den erhaltenen Fakultäten nur mit Auswahl, und da nur aus gerechtfertigten Gründen, welche im Gesuch hervorgehoben oder sonst klar am Tag liegen müssen, Gebrauch zu machen — ein Beweis, daß die Erlaubniß nicht gern gegeben wird".

Die zuständige Behörde für die Ausübung der Zensur ist mit wenigen Ausnahmen der Bischof. Die Richtschnur, welche die Konstitution ihm giebt, lautet: ausschließlich im Auge zu behalten die Dogmen der heiligen Kirche und die gemeinsame katholische Lehre, welche enthalten sind in den Beschlüssen der allgemeinen Konzilien, den Konstitutionen der römischen Bischöfe und der Uebereinstimmung der „Gelehrten*)".

Die Strafen, welche die Konstitution verhängt, steigern sich bis zu der ohne Weiteres (ipso facto) eintretenden dem Papst zur Absolution vorbehaltenen Exkommunikation.**) Sie trifft diejenigen, welche lesen***), aufbewahren, irgendwie vertheidigen oder drucken lassen die Schriften von Apostaten und Häretikern, welche die Häresie vertheidigen.

Unübertrefflich kennzeichnet schließlich die Konstitution selber den Geist, aus dem sie hervorgegangen ist, durch ihre Bestimmungen über die Denunziationspflicht. Sie legt allen Katholiken die Pflicht auf, verderbliche Bücher zu denunziren, besonders aber den Nuntien, den päpstlichen Delegaten, den Bischöfen und — den Rektoren der Universitäten. Der Denunziant ist sicher, daß sein Name nicht dem Denunzirten oder sonst Jemanden mitgetheilt wird; die

*) § 39. Ecclesiae sanctae dogmata et communem catholicorum doctrinam, quae conciliorum generalium decretis, romanorum pontificum constitutionibus atque doctorum consensu continentur, unice prae oculis habeant. Die Uebersetzung „Gelehrte" nach Hollweck S. 57.

**) Excommunicatio romano pontifici speciali modo reservata.

***) Sine auctoritate sedis apostolicae, fügt die Konstitution (§ 47) hinzu.

Empfänger der Denunziation werden in diesem Sinne von der Konstitution instruirt.*) Wem steigt da nicht die Schamröthe ins Gesicht? Der römisch-katholische Kommentator dieser Papsturkunde erörtert kaltblütig, daß es gar keinen Sinn habe, dem Denunzirten den Namen des Denunzianten mitzutheilen. Das „könnte und müßte“ dem Denunzianten „höchstens Unannehmlichkeiten bereiten und würde nur Andere abschrecken, ihre Pflicht zu thun.“ Das Denunziantenthum, ermuthigt durch die Feigheit.

Dies der Inhalt der Konstitution. Sie ist in der protestantischen Welt, wie Alles, was die innern Verhältnisse der römischen Kirche angeht, wenig beachtet worden; es ist gewiß bezeichnend, daß Derjenige, welcher in den Preußischen Jahrbüchern zuerst auf sie aufmerksam machte, ein ehemaliger Katholik ist.**) In dem katholischen Deutschland hat sie wenigstens eine leise Wellenbewegung erregt. Der oben zitirte Autor, so päpstlich und ultramontan er gesinnt ist, kann doch nicht umhin, zu bemerken, daß die Konstitution zwar gegenüber dem älteren geschriebenen Rechte „eine sehr erhebliche Milderung“, aber gegenüber der bisherigen Praxis „eine nicht unerhebliche Verschärfung“ bedeute. Er nennt eine der von der Konstitution angedrohten Strafen „exorbitant“.

In der That, wer sich etwa noch mit der Hoffnung auf eine geistige Erhebung des Ultramontanismus getragen hat, wird nun wohl resigniren.

Es bedarf nur einer geringen Einbildungskraft, um sich auszumalen, wie eng der geistige Horizont der überwältigenden Mehrzahl der „Gebildeten“ innerhalb der ultramontanen Welt bleiben wird. Zeitungen und Zeitschriften mit „religionsfeindlicher“ Tendenz dürfen sie nicht lesen, und was die übrige Literatur betrifft, so wird die bloße Thatsache, daß beim Lesen gewisser Bücher die ewige Seligkeit auf dem Spiele steht, sie von der Lektüre alles dessen abhalten, was nicht ausdrücklich kirchlich approbirt und empfohlen ist.

Und gehen wir von den Lernenden über zu den Lehrenden, so wird es auch in Zukunft sein Bewenden dabei behalten, daß die „Katholiken-Versammlungen“, wenn sie die geistige Ebenbürtigkeit ihres Bekenntnisses gegenüber dem Protestantismus beweisen wollen,

*) § 28: Iis autem, ad quos denunciatio defertur, sanctum erit, denunciantium nomina secreta servare.

**) Graf Hoensbroech (Band 89).

auf Zeiten zurückgreifen müssen, wo es noch keinen formulirten Protestantismus gab, wo — um ein herrliches Wort von Leopold Ranke zu wiederholen — in dem Katholizismus noch ein Element des Protestantismus enthalten war. Die unsterblichen Werke, welche auf dem Index stehen, werden für den Ultramontanen ebenso viele Warnungen sein, den Flug seines Geistes so hoch zu nehmen.

Wer wird nach Zensur- und Strafbestimmungen, wie wir sie kennen gelernt haben, noch eine von Ultramontanen betriebene wissenschaftliche Theologie für möglich halten?

Auf das Stärkste beengt bleibt ferner der ultramontane Philosoph. Koryphäen seiner Wissenschaft, wie Descartes, Spinoza, Hume, Kant und Comte, stehen auf dem Index. Von dem, was er selbst schreibt, muß er nach der für ihn günstigsten Auslegung der Konstitution Alles, was die Ethik und die Religionsphilosophie betrifft, seinem Bischof zur Zensur vorlegen. Und was thut er, wenn seine Forschungen, sei es auf metaphysischem, sei es auf psychologischem Gebiete, ihn zu Folgerungen führen, von denen er fürchten muß, daß seine Kirche sie als pantheistisch, atheistisch, materialistisch oder die Grundlagen der Religion erschütternd bezeichnen werde? Er wird sie für sich behalten oder einen ungewöhnlichen Grad diplomatischer Begabung nöthig haben, um nicht in Gestalt einer unlöblichen Unterwerfung kläglich zu Falle zu kommen.

Nicht anders steht es mit der Geschichte. Durch die Bestimmung der Konstitution, welche die Kirchengeschichte zensurpflichtig macht, wird zunächst das gesammte Mittelalter betroffen. Und wie will man das ausgehende griechisch-römische Alterthum ohne Berücksichtigung des Christenthums und der Kirche verstehen? Auf dem Index steht sowohl Gibbons Werk wie Renans Marc Aurel. Und wie die Geschichte des Orients, ohne gegenüber den Büchern des Alten Testaments eine kritische Stellung einzunehmen? Auf dem Index steht Renans Geschichte des Volkes Israel. Und wie die Geschichte des 16. Jahrhunderts ohne die Kenntniß der mit den stärksten Bannflüchen belegten Schriften der „Häresiarchen“? Das ganze 17. Jahrhundert ist erfüllt mit religiösen Impulsen; noch wer den Sturz des Hauses Stuart begreifen will, muß Staat und Kirche gleichmäßig kennen, und der Index hat denn auch Burnets History of his own times proskribirt. Wenn im 18. Jahrhundert die religiöse Idee zurückweicht, so machen sich dafür Motive Bahn, die von der römischen Kirche als

pantheistisch oder materialistisch oder schismatisch oder antikirchlich gebrandmarkt werden: Voltaire und Rousseau, Hume und Febronius stehen auf dem Index. Eine Geschichte der französischen Revolution und des Empire ohne die Zivil-Konstitution des Klerus und das Napoleonische Konkordat ist ebenso undenkbar wie eine Geschichte der Restauration ohne die Herstellung des Jesuitenordens. Welche Rolle dann von 1848 bis zu dieser Stunde die Kirchen auch in der Politik gespielt haben — nun, darüber wenigstens wird zwischen uns und den Ultramontanen keine Meinungsverschiedenheit sein. Unsre andern Leser aber mögen die Wiederholung von Dingen, die ihnen geläufig sind, verzeihen. Sie war nöthig, um zu zeigen, daß derjenige ultramontane Historiker, welcher eine der genannten Perioden schildern will, die Wahl hat, entweder die Kirche zu übergehen und deshalb ein Zerrbild zu geben, oder er muß von seinen Bischöfen die Erlaubniß zur Lektüre fremder und zur Veröffentlichung eigener Schriften erbitten. Bei diesen aber wird es ihm nicht anders ergehen als seinem philosophischen Parteigenossen: die Rücksicht auf das bevorstehende bischöfliche Zensurgericht wird seiner Forschung und seinem Urtheil Fesseln anlegen. So mancher, der sich noch einigen Stolz bewahrt hat, wird es in dieser Zwangslage vorziehen, sich auf die Edition von Skriptores, Diplomata und Akten zu beschränken. Aber sicher wird er auch hier nicht sein. Von dem unversöhnlichen Hasse der Kurie legt der Index eine groteske Probe ab, indem er die Vitae paparum Avenionensium, die Baluze herausgegeben hat, ächtet.

Und da wundert man sich noch, daß die Fakultäten nichts von ultramontaner Philosophie und Historie wissen wollen.

Ist aber damit wirklich der Kreis der zensurpflichtigen Disziplinen ganz beschlossen? Beachte man wohl die Bestimmung der Konstitution, welche den Gläubigen gebietet, zur Zensur einzureichen alle Schriften, „in denen die Interessen der Religion und der Sittlichkeit speziell berührt werden.“ Darunter kann je nachdem viel oder wenig verstanden sein. Zum Glück haben wir nicht nöthig, uns den Kopf hierüber zu zerbrechen: der Index ertheilt eine prompte Antwort. Er verdammt z. B. das Werk von Beccaria: Dei delitti e delle pene; man stelle sich einen Lehrer des Strafrechts vor ohne dieses Buch. Ferner stehen auf dem Index: Erasmus Darwin, Zoonomia or the laws of organic life; Renan, de l'origine du langage; Burdach, die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. So ist auch die Sprach- und die

Naturwissenschaft nicht sicher vor dieser Papstkirche. Unfehlbar will sie sein, alles will sie ihren Gläubigen ersetzen, auch die Wissenschaft, auch die Nationalität.

Sie beleidigt im Grunde alle Nationen. Sie proskribirt den Franzosen ihren Voltaire und Rousseau, den Italienern ihren Guicciardini und Giordano Bruno, den Engländern ihren Hobbes und Gibbon, den Niederländern ihren Hugo Grotius: am ärgsten aber spielt sie doch den Deutschen mit. Schweigen wir hier von den Beschimpfungen, welche sie richtet gegen diejenigen Deutschen, welche die Alleinherrschaft des Papstes gebrochen haben: ihr Haß richtet sich auch gegen diejenigen Führer unsrer Nation, die einer Zeit angehören, da der konfessionelle Gegensatz verblaßt war. Der Index librorum prohibitorum in seiner durch den gegenwärtigen Papst im Jahre 1900 festgestellten Fassung ächtet: die Oeuvres du philosophe de Sanssouci; Kants Kritik der reinen Vernunft; Rankes Geschichte der Päpste. Der größte deutsche König, der größte deutsche Philosoph, der größte deutsche Historiker. O Hutten, wenn Du heute aus jenen reinen Regionen, wo es weder Inquisition noch Scheiterhaufen, weder päpstliche Zensurgesetze noch bischöfliche Zensurgerichte giebt, auf uns herniedersiehst, wie wird Dir zu Muth bei diesem neuen Ternio? Würde er nicht herrlich sich fügen in Deinen unsterblichen Vadiscus? Weiltest Du heute unter uns, wie zornig würdest Du fragen: Wer giebt den Kurtisanen das Recht, einzubrechen in das den Deutschen verfassungsmäßig verbürgte Recht der Zensurfreiheit? Wie finden sie den Muth, die größten Deutschen zu beschimpfen, als wären sie Kumpane Alexanders VI. gewesen? Wo sind die deutschen Bischöfe, die sonst von Loyalität überfließen, geblieben, als es galt, Verwahrung einzulegen gegen die Proskribirung des großen Friedrich? Weshalb haben so viele auch von den andern Deutschen, die sonst äußerst empfindlich bei Verletzungen der nationalen Ehre sind, geschwiegen, als sie gröblich verletzt wurde?

Alle diejenigen, die ihr Leben der Forschung und der Lehre geweiht haben — und an sie wenden sich diese Zeilen vornehmlich — sind berufen, an einem Kampfe Theil zu nehmen, der freilich nur zur einen Hälfte ein Streit der Geister, zur andern ein Kampf um die Macht ist. Nichts ist für sie wichtiger, als das Heiligthum der Wissenschaft rein zu halten. Die Körperschaften, zu denen sie gehören, sind dieser Aufgabe gegenüber nicht in gleicher Lage. Die Universitäten haben nur ein Vorschlagsrecht; die Regierung ernennt,

wen sie will. Die Akademien dagegen besitzen das hohe Privilegium, daß sie sich thatsächlich durch eigene Wahl ergänzen; die Regierung schickt ihnen kein Mitglied, das sie nicht selbst erkoren hätten. Doppelt schwer deshalb ihre Verantwortlichkeit. Freiheit und Voraussetzungslosigkeit sind in einem solchen Maße Vorbedingung für das Gelingen jeder wissenschaftlichen Forschung, daß ein Zensor als Mitglied einer Akademie auf jeden Sachkundigen wirken müßte wie eine Verhöhnung der Wissenschaft. Sollte sich wirklich eine gelehrte Gesellschaft Deutschlands finden, welche sich durch Opportunitätsgründe irgend welcher Art, mögen sie noch so gleißend sein, verleiten ließe, einen römisch-katholischen Bischof oder einen andern Kleriker dieser Kirche, der das verfassungswidrige Handwerk der Zensur an unsren katholischen Volksgenossen oder das schändliche Gewerbe der Denunziation betreibt, in ihre Mitte aufzunehmen, so würde sie alsbald durch den Jubel der Ultramontanen darüber belehrt werden, welchen verhängnißvollen Mißgriff sie begangen. Unfehlbar würde sie dem Schicksal verfallen, das allen beschieden ist, die den vermeintlichen eigenen Vortheil höher stellen als das allgemeine Wohl, das Vergängliche höher als das im Wechsel Bleibende, den Moment höher als das Ewige.

Worte Christi.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Houston Stewart Chamberlain hat es unternommen, eine Sammlung von Herrnsprüchen aus der Literatur des apostolischen Zeitalters, namentlich aus den synoptischen Evangelien, zusammenzustellen, und beabsichtigt damit nicht mehr und nicht weniger, als uns die Stimme des Menschen Jesu aus dieser besonderen Auswahl der überlieferten Worte vernehmen zu lassen. Dabei geht er von der These aus: „Christi Thaten waren seine Worte“. Aber, sagte er, die Gestalt, in welcher Christi Worte gesprochen wurden, ist verloren: „Weder ihre allgemeine, noch ihre besondere Veranlassung, noch ihre sinnreiche Verkettung, noch auch — sehr häufig — ihr wahrer Sinn ist uns bekannt. Und trotzdem dringt die erhabene Persönlichkeit siegreich durch! Dies liegt nun — abgesehen von der Macht ohnegleichen dieser Persönlichkeit — auf der reinen Unbefangenheit der Augenzeugen, auf welcher unsere evangelischen und außerevangelischen Berichte in letzter Reihe zurückgehen. Die Absicht war bei ihnen eine reine, oder vielmehr, die reine Absichtslosigkeit hob sie über sich selbst hinaus. Hier redet Wahrheit“. Sie redet, wie der Verfasser meint, weil die Augenzeugen die göttliche Stimme vernommen hätten, weil der Ton ihnen bis zu ihrem letzten Tage beseligend im Ohre geklungen habe, und weil es auch dieser Klang sei, der — von Ohr zu Ohr getragen — unsere europäische Menschheit für Christus gewann. „Die Dogmen kamen später; ihr kunstvolles Gebäude ruht nie, ist nie vollendet; die Worte sind ewig“. Nach der Ansicht Chamberlains ist uns also zwar die Gestalt der Worte verloren gegangen, aber der Ton, die Stimme, womit sie gesprochen wurden, sei uns aus den mannigfachen Berichten noch erkennbar. Und nun behauptet

er: „Während der verdienstvolle Fachgelehrte die unendlich mühsamen Wege der Philologie, der Textvergleichung, der Geschichte wandelt, in der nicht immer vergeblichen Hoffnung, die ursprüngliche Gestalt jedes Wortes Christi herzustellen, giebt es auch für den Ungelehrten einen Weg — eine göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt! — so nahe an die Stimme Christi heranzutreten, daß er ihren rein menschlichen Klang vernimmt und sie untrüglich erkennt". Dazu gehöre nur etwas Unbefangenheit, etwas Aufmerksamkeit, nur ein recht willenloses Zuhören — ein ebenso wahrhaftiges wie jenes Erzählen —, um bald die charakteristischen Stimmen des Matthäus und Markus und Lukas aus ihren Berichten herauszuhören und somit die Stimme Christi deutlich unterschieden zu vernehmen. Mit Hilfe dieses sehr fragwürdigen Verfahrens wird dann die Spruchsammlung ausgewählt.

In anerkennenswerther Bescheidenheit erklärt der Befasser, daß seine Ansichten einigermaßen rhapsodisch vorgetragen seien, weil ihm daran gelegen hätte, auch nur den Schein des wissenschaftlichen Versuchs zu vermeiden; dazu besäße er keine einzige der vielen erforderlichen Eigenschaften. Was er also für sich in Anspruch nimmt, ist nicht die Theilnahme an der wissenschaftlichen Untersuchung der Einzelfragen, sondern nur die Absicht, aus einer unbefangenen Beurtheilung der Quellen Ton und Stimme des Herrn an einer Auswahl von Sprüchen vernehmbar zu machen. Wollen wir daher diesem Unternehmen gerecht werden, so werden wir uns ebenfalls auf den Standpunkt des Verfassers stellen müssen, um zu prüfen, ob er richtig gesehen hat.

Wenn ich Chamberlain nicht mißverstehe, so nimmt er doch, obwohl nicht Fachgelehrter, einen der heutigen historischen Theologie verwandten Standpunkt ein. Da er die Ansicht vertritt, daß die Gestalt der Herrnworte verloren sei, so würde er freilich wohl nicht so weit gehen zu behaupten, daß uns die Evangelien „ein anschauliches Bild von der Predigt Jesu, sowohl in Hinsicht der Grundzüge als der Anwendung im Einzelnen" bieten, aber er stimmt doch mit dieser Richtung darin überein, daß er überhaupt glaubt, einen gewissen historischen Kern, und sei es auch nur Ton und Stimme Christi, sicherstellen zu können. Wenn er nun in der That seine Quellen noch unbefangener beurtheilt hätte, als er es gethan hat, so hätte er erkennen müssen, daß das theologische Unternehmen, aus den vorhandenen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruiren, auf der ganzen Linie ge-

scheitert ist. Und ich füge sogleich hinzu, daß es nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung der christlichen Religion wäre, wenn sie vornehmlich auf die geschichtliche Gestalt des einst auf Erden wandelnden Jesus gestellt würde.

Warum es mißlingen mußte, das geschichtliche Faktum des Wirkens Jesu aus den gegebenen Quellen zu erschließen, das hat seinen sehr deutlich erkennbaren Grund in der einzigartigen religiösen Stimmung und Lage des Urchristenthums. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich die synoptischen Evangelien in ihrer vorliegenden Gestalt zweifellos als geschichtliche Schriften zu erkennen geben wollen; es kann aber ebenso wenig verkannt werden, daß sie diesen Anspruch nach unserem gegenwärtigen Begriff von historischen Urkunden nicht in dem Sinne erheben können, als sie es äußerlich betrachtet thun. Denn, um es kurz zu sagen, sie wollen selbst infolge der späteren, allerdings unbefangenen Komposition den Eindruck erwecken, als ob sie ein Bild vom Leben Jesu gäben; in Wahrheit spiegeln aber alle die einzelnen Stücke bis auf die schmale und erst später hinzugekommene Rahmenerzählung nur Vorgänge und Zustände der Urgemeinde wieder, sowie von ihr im Geiste des Herrn durch Fragen, Zweifel, Störungen, Unglücksfälle veranlaßte und in der Form von Sprüchen, Gleichnissen, Wundererzählungen gegebene Entscheidungen. Man wird in den synoptischen Evangelien erst dann den richtigen Sinn der einzelnen Stücke treffen, wenn man nicht fragt, auf welches Ereigniß im Leben des Herrn sie sich beziehen, sondern auf welchen Vorgang in der Urgemeinde sie Auskunft ertheilen. Dabei war es nach der damaligen Lage der Dinge geradezu selbstverständlich, daß solche Auskünfte, Ermahnungen, Entscheidungen stets nur im Namen des Herrn gegeben werden konnten, wenn sie Kraft besitzen sollten. Dadurch, daß der Geist des Herrn in der Urgemeinde wieder aufgelebt war, konnte sie, oder konnten vielmehr ihre Vorsteher auch wie selbstverständlich alle Bestimmungen als von Jesu ausgehend geben. Es ist ersichtlich, daß die meisten dieser Stücke aus der Missionsarbeit, den dadurch entstehenden Kämpfen mit den Widersachern und den Glaubensschwankungen innerhalb der Gemeinde entsprangen. Wenn freilich auch so noch manches dunkel bleibt, so gelangt man doch damit auf festen Boden.

Man vergegenwärtige sich nur einmal, welche Zweifel und

Bedenken den Jüngern entgegentreten mußten, wenn Juden bekehrt werden sollten. Da mußte man bereit sein, auf solche Einwürfe zu antworten, wie etwa folgende: Was? das soll der Messias sein, der wie ein gemeiner Verbrecher ans Kreuz geschlagen worden ist? Hat er uns Brot verschafft, hat er Wunder gethan; hat er uns die Schätze der Erde gebracht? Ist denn auch Elias zuvor gekommen, wie es uns verheißen ist? Woher hatte der Zimmermannssohn den Geist Gottes? — Und ferner, mußte nicht innerhalb der Gemeinde selber bei jeder wichtigeren Angelegenheit gefragt werden, was sagt der Herr dazu? Was soll geschehen, wenn unwürdige Mitglieder in der Gemeinde sind; sollen sie wie das Unkraut unter dem Weizen ausgerauft werden? Oder — da einer der wichtigsten Punkte der Glaube an die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft des Herrn war — sollen die zuletzt aufgenommenen Mitglieder dieselben Ansprüche haben wie die ersten? Und die naive Frage bei der wachsenden Zahl der Christen: kann denn der Herr auch so Viele in dem himmlischen Reich beherbergen (speisen)? Andererseits bei den Verfolgungen, wenn das Schifflein der Gemeinde im Sturme unterzugehen drohte: warum rettet uns der Herr nicht, schläft er denn? Oder, wenn gar der Glaube wankend wurde, da der Herr immer noch nicht kommen wollte, die Ermahnung: sorgt für das Oel des Glaubens, sonst geht es euch wie den thörichten Jungfrauen. — Auf manche dieser Fragen ist nicht eine, sondern sind zwei und drei verschiedene Antworten gegeben worden, stets aber im Namen und im Geiste des Herrn und vielfach verdeutlicht durch ein Bild oder eine Geschichte, deren Mittelpunkt oder Erzähler er dann ebenfalls war. So ist allmählich eine ganze Sammlung von Stücken entstanden als feste Grundlage für die Missionsarbeit an Antworten, Lehrsprüchen, Ermahnungen, Entscheidungen. Und da sie im Geiste des Herrn gegeben waren, hießen sie auch *Herrnsprüche*, ohne daß damit zunächst gesagt sein sollte, sie seien von dem historischen Jesus gesprochen worden. Ihrem Charakter nach gehörten dazu sowohl die allgemeinen Lehrsprüche als die Gleichnisse und typischen Erzählungen. Erst später sind diese Stücke dann wirklich auf die geschichtliche Person Jesu bezogen und durch eine sie ordnende Rahmenerzählung zu einem Ganzen verbunden worden. So ist es denn gekommen, daß die synoptischen Evangelien nach mannigfachen Ueberarbeitungen in der Kirche die Geltung von Lebensdarstellungen des historischen Jesus bekommen haben, was sie ursprünglich nicht waren.

Zwar haben die theologischen Forscher zahlreiche und gewichtige Einwände im Einzelnen gegen den geschichtlichen Charakter dieser Evangelien gemacht, im Ganzen aber haben sie doch an der Position festgehalten, daß diese Evangelienberichte sich auf das wirkliche Leben des Herrn beziehen. Auf diesem Standpunkt steht auch Chamberlain, und eben darin zeigt es sich, daß auch sein Blick keineswegs unbefangen und original ist. Wäre er das, so hätte er eben sehen müssen, daß die „Worte Christi" in keiner direkten Beziehung zu dem geschichtlichen Jesus stehen, sondern daß sie ihrem historischen Ursprunge nach Sprüche der Apostel aus dem ihnen innewohnenden Geiste Christi sind, veranlaßt durch Vorgänge und Zustände der Urgemeinde. Hiergegen könnte Chamberlain allerdings den Einwand machen, daß diese sogenannten Herrnsprüche, auch wenn sie durch Erlebnisse der Urgemeinde veranlaßt sind, dennoch als Antworten und Entscheidungen aus dem Leben des Herrn herübergenommen sein könnten. Das ist die Annahme der meisten gegenwärtigen Theologen, aber auch sie ist unhaltbar. Weshalb?

Als Jesus gefangen genommen wurde, liefen alle seine Jünger davon und warteten nicht einmal den Ausgang der Katastrophe ab. Sie gingen nach Galiläa zurück und nahmen dort ihr Handwerk wieder auf, wie sie es einst hatten fallen lassen, als der Mahnruf zur Nachfolge Jesu an sie ergangen war. Was sie von dem Leben ihres Meisters erhofft hatten, das hatte ihnen dieses Leben nicht erbracht, und so versank es rettungslos hinter ihnen. Aber was trotzdem nicht versank, das war der in ihnen nicht durch Thaten und nicht durch Worte, sondern durch das Leben mit ihrem Herrn entfachte Geist. So schwand ihnen zwar das Geschichtliche dahin, aber die übergeschichtliche Kraft des Lebens, einmal in ihnen erweckt, ließ sie nicht ruhen und rasten, bis auch sie dieser inneren Stimme folgten und auch ihrerseits das irdische Leben dafür einzusetzen bereit waren. Nicht das geschichtliche, irdische, vergängliche Leben hat in ihnen diesen Geist des Ewigen und Unvergänglichen erweckt, sondern erst der Tod des Herrn; er erst öffnete ihnen die Augen, und so wurde ihnen erst der Tod die Auferstehung zum Leben. Aber wie sie nun selbst mitten in diesem geschichtlichen Leben zu dem ewigen Leben auferstanden, indem sie den Geist ihres Meisters in sich ergriffen, so war ihnen auch der Herr jetzt nimmermehr todt, sondern lebend in diesem Geiste der Auferstehung und nicht mehr beengt durch alle die Hüllen des zufälligen, ge-

schichtlichen Daseins. Ihnen, den Naturkindern, war dieses Erwachen zu dem neuen Leben im Geiste so übergewaltig, daß es sich bis zu der Kraft visionärer Erscheinungen steigerte und ihnen rest damit die völlige Gewißheit gab. Nicht aber die Visionen, sondern diese innere Kraft, die sie erzeugte, sind hierbei das Entscheidende; wer das nicht zu unterscheiden vermag, dem ist nicht zu helfen. Allen voran ging hierin Petrus; nun erst kam er zu der Ueberzeugung: „ja, du bist der Christ, des lebendigen Gottes Sohn", und indem er bald seine Genossen mit derselben Ueberzeugung zu erfüllen wußte, wurde auf diesen Ruf des Petrus hin die erste Gemeinde und damit die Kirche gestiftet.

Und nun frage ich, was sollte diesen Männern jetzt noch das geschichtliche Leben ihres Meisters bedeuten; was für Werth sollte diesem höheren Dasein gegenüber noch das haben, was er in seiner vergänglichen Gestalt aus zufälliger Veranlassung einmal gesagt oder gethan hatte! Das Alles hatte ihnen ja nicht die Erlösung gebracht, und es lag nun hinter ihnen für immerdar. Sein Tod hatte sie ja gerade befreit von den Banden des geschichtlichen Lebens; nicht der irdische Jesus, sondern erst der gekreuzigte und der in ihrem Geiste auferstandene hat ihre Seelen befreit. Und was sie lebten, das lebten sie nun nicht in der Erinnerung an ihren irdischen Meister, sondern im Aufblick zu dem Auferstandenen. Und aus diesem auferstandenen, gegenwärtigen Geiste bemaßen sie des Lebens Schritte, nicht aber gründeten sie es auf blasse, ärmliche Reminiszenzen an geschichtliche Vergangenheit. Das Leben lag vor ihnen, nicht hinter ihnen.

Wer dies einmal klar durchschaut hat, für den ist es geradezu unmöglich, anzunehmen, daß die Reden des Herrn aus den Synoptikern Erinnerungen aus seinem irdischen Leben sind. Wären sie das, so hätte man diese Aussagen als geschichtlich ja gerade der von ihnen abgethanen Vergänglichkeit entnommen. Aber nicht der geschichtliche Jesus, sondern der im Geiste auferstandene war das Haupt der Gemeinde; er leitete, tröstete, ermahnte sie und sprach zu ihr durch seine Jünger. Diese Evangelienstücke sind wie von jeher, so auch heute noch das Mittel für die christliche Gemeinde, sich die geistige Gestalt Christi anschaulich zu machen; aber es ist falsch und im letzten Grunde eine irreligiöse Auffassung, wenn man glaubt, damit die irdische, geschichtliche Persönlichkeit erfassen zu können. Und darum ist es auch ein irriges und verfehltes Unternehmen, aus diesen Worten Stimme und Ton des

historischen Jesus vernehmbar machen zu wollen; denn aus ihnen spricht nicht der geschichtliche, sondern der übergeschichtliche, nicht der irdische, sondern der auferstandene, nicht der vergängliche Jesus, sondern der ewige Christus.

Am klarsten hat das Paulus ausgedrückt (2. Cor. 5, 16 f.): „Darum von nun an kennen wir Niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Aber das Alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum, und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt." So klar hier der Paulinische Standpunkt — abgesehen von zahlreichen anderen Stellen, in denen die Wirksamkeit des Geistes Christi in seinen Aposteln genau ebenso dargestellt wird — in gar nicht mißzuverstehender Weise gekennzeichnet wird, so ist man doch immer der Meinung gewesen, daß dies eben nur die eigenthümliche Auffassung des Heidenapostels, nicht aber auch die der Urgemeinde sei. Dies aber ist eben der Irrthum, in dem die theologische Forschung gefangen blieb, weil in Folge der dogmatischen Geschichtsauffassung die synoptische Darstellung als auf den historischen Jesus gehend angesehen und so in einen Gegensatz zu Paulus gebracht wurde. Wenn aber irgendwo, so hat es in diesem fundamentalen Punkt jedenfalls keinen Gegensatz zwischen Paulus und den Säulenaposteln gegeben. Dafür ist der schlagendste Beweis, daß es innerhalb der judenchristlichen Gemeinde thatsächlich eine solche Strömung gegeben hat, die nur den geschichtlichen Jesus gelten lassen wollte, und gerade diese Nazarenische Partei ist von Anfang an als häretisch ausgestoßen worden. Aber selbst wenn dieses Argument nicht genügte, so ließen sich genug andere erbringen. In der Behandlung des synoptischen Jesusbildes ist die protestantische Theologie trotz aller kritischen Abweichungen im Einzelnen doch, was das Ganze betrifft, in der katholischen Auffassung stecken geblieben und hat den Standpunkt der Urgemeinde nicht völlig rein durchschaut.

Man hat sich gewundert, daß unabhängig vom Neuen Testament so wenig Nachrichten aus der Urzeit von dem geschichtlichen Jesus zu uns gelangt sind. Das wäre sicher geschehen, wenn die erste Gemeinde selber darauf nachhaltiges Gewicht gelegt hätte, aber da sie es nicht that, so hatten andere erst recht kein Interesse daran. Selbst was von der geschichtlichen Vergangenheit noch am meisten

der Aufbewahrung für werth erachtet werden mußte, nämlich die Vorstellung des Leidens und Sterbens Jesu, ist doch nicht in das rein geschichtliche Licht gerückt worden, und so haben wir auch darüber keinen historisch zuverlässigen Bericht. Dies ist neuerdings wieder durch das scharfsinnige Buch von W. Brandt („Die evangelische Geschichte und der Ursprung des Christenthums") zum Bewußtsein gebracht worden.

Wer dies klar überblickt und sich nicht absichtlich hinter apologetische Scheingründe versteckt, der muß zugeben, daß der theologische Versuch, das Bild des geschichtlichen Jesus zu rekonstruiren, gescheitert ist und nach der Lage der Dinge nothwendig scheitern mußte. Und daran hat auch das Wagniß Chamberlains, Ton und Stimme Jesu aus seinen Worten vernehmbar zu machen, nichts ändern können. Seine den „Worten Christi" vorangeschickte Abhandlung ist eine buntfarbig schillernde Seifenblase, die, kaum erblickt, schon zerplatzt. Wer nicht einsieht, daß die sogenannten Herrnworte, wozu auch die Gleichnisse und Wundergeschichten gehören, in Wahrheit Apostelworte sind, durch Vorgänge und Zustände in der Urgemeinde veranlaßt und aus dem in ihnen erweckten Geiste ihres auferstandenen Herrn ursprünglich erzeugt, der verharrt im Irrthum.

Die ganze Sachlage aber überschaut man erst, wenn man den zweiten der oben aufgestellten Sätze prüft, daß es nämlich nicht eine Vertiefung, sondern eine Verschränkung des christlichen Geistes zu bedeuten hätte, wenn es wirklich gelänge, das Bild des geschichtlichen Jesus festzustellen. Hier hat die Weisheit der geschichtlichen Vorsehung doch mit verständigerem Sinn geschaltet, als es die menschliche Weisheit der historischen Positivisten einzusehen vermag. Wer erfahren will, zu welcher Verknöcherung und Stagnirung es führen muß, wenn die menschliche, geschichtliche Gestalt eines Religionsstifters und sein Wort kanonisirt wird, der braucht nur auf die religiöse Entwicklung des Muhammedanismus zu schauen, um die Tiefe dieses Abgrundes gewahr zu werden. Auch diese Religion war einmal eine herrliche Blüthe an dem Baume ihres Volksthums, aber sie trug den Keim des Todes schon von Anfang an in sich. Denn eben dadurch, daß die geschichtliche Wirksamkeit des arabischen Propheten und der temporäre Ausdruck seiner Lehre als das ein für alle Mal Entscheidende festgelegt und so eine vertiefende Erweiterung von innen heraus unmöglich gemacht wurde, ist diese

Religion von Anfang an zu eng mit den äußeren geschichtlichen Mächten verbunden worden und so in einen frühzeitigen Versteinerungsprozeß verfallen, aus dem sie sich nicht mehr zu befreien im Stande gewesen ist. Gerade darum ist ja die christliche Religion von allen die reinste und lebensfähigste, weil sie von vornherein die reine Kraft des in ihr wirkenden Geistes von der lähmenden Fessel ihrer ersten, äußerlich geschichtlichen Offenbarungsform zu entbinden berufen war, so daß dieser Geist immer neue und wieder neue Formen aus sich heraus zu erzeugen vermochte, ohne doch an irgend eine von ihnen dauernd gebunden zu sein.

Soweit wir sehen, stellen alle anderen Religionen immer nur einen bestimmt abgemessenen Sprung von einer niederen Stufe zu einer höheren in dem religiösen Entwickelungsgange der Menschheit dar, dann aber ein Verharren auf diesem so erreichten Punkte. Die christliche Religion ist von allen die einzige, die nicht bloß die Kraft zu einem solchen bestimmten Sprunge erzeugt hat, sondern welche die unzerstörbare Energie zu einer stetigen, über jede geschichtliche Stufe hinausschreitenden Entwickelung in Aktion zu setzen vermochte. Alle Religion ist nichts Anderes als Mittel und Ausdruck der inneren Befreiung (Erlösung) des Menschen. Nun aber ist das Christenthum diejenige Gestalt der Religion, durch die in der Menschheit die Gewißheit erweckt worden ist, daß diese Befreiung auf keiner der Entwickelungsstufen endgiltig gegeben ist, sondern daß sie einen kontinuirlichen, unbegrenzbaren Geistesprozeß darstellt. Das aber wäre unmöglich, wenn der geschichtliche Jesus, wie er unter den Bedingungen und Schranken seiner Zeit lebte und lehrte, diese Macht der inneren Befreiung für alle Folgezeit repräsentirte. Eben davon hat uns die Urgemeinde losgemacht, indem sie den irdischen Jesus hinter sich ließ und vielmehr seinen über die geschichtlichen Schranken erhabenen Geist als den Christus ergriff, um mit dieser inneren Kraft selbständig weiter zu arbeiten. Erst das war wirkliche Religion; das pietätvolle Verhalten der Jünger zu dem irdischen Meister war noch nicht mehr als ein unsicheres, dunkles Ahnen.

Wenn man nun fest ins Auge faßt, daß der Tod Jesu, nicht sein Leben, die Kraft göttlichen Geistes in seinen Jüngern entfacht hat, so daß sie ihr Leben nicht auf den menschlichen Geist Jesu, sondern auf den in ihnen auferweckten Geist Christi gründeten, so hieße es ja geradezu das Unvollkommnere an die Stelle des Vollkommneren setzen, wenn man das Christenthum auf den historischen

Jesus zurückführte. Gewiß hat jener durch den Tod Jesu in den Jüngern wachgerufene Gottesgeist auch in dem Menschen Jesus gelebt und durch ihn gewirkt, aber eben doch auch nur in der temporären und geschichtlich bedingten Beschränkung. Und eben deswegen ist auch nicht der irdische, historische Jesus, sondern der gekreuzigte und auferstandene der Stifter des Christenthums geworden, weil allein durch diesen die reine und fortwirkende Kraft des Geistes repräsentirt wird. Um zu sterben, muß man freilich erst gelebt haben. Damit Jesu Tod jene gewaltige Wirkung erzeugen konnte, dazu mußte ein entsprechendes Leben vorangehen. Worauf es aber ankommt, ist, daß zwar die göttliche Kraft dieser Persönlichkeit dieselbe war im Leben wie im Tode, daß sie aber durch das Leben eben wegen der historisch gebundenen Form noch keineswegs geisteszeugend gewirkt hat, sondern erst als sie mit dem Tode dieser Hüllen entledigt wurde. Und nur weil der Tod eben diese Entfesselung verursacht hat, war damit erst die Bedingung gegeben, unter der jene Geisteskraft erweckend und befreiend hervortreten konnte. Der historische Jesus, d. h. der lebendige, irdische, menschliche, hat nicht die Macht über die Gemüther gehabt, auch nur seine treuesten Jünger in der Stunde der Gefahr zusammenzuhalten, aber der gekreuzigte hat die davongelaufenen wieder vereinigt und nun erst die Ueberzeugung in ihnen erweckt, daß der reine Quell des in ihm lebenden Geistes der wahrhaftige Christusgeist sei. Diese Kraft des Geistes war es auch, die den Paulus erweckt hat, und weil es nur auf sie und nicht auf den historischen Jesus ankam, darum konnte er sich auch den Urapostеln gleichstellen und wurde von ihnen als Bruder im Herrn anerkannt, was in der Weise nimmermehr geschehen wäre, wenn es auf die Vertrautheit mit dem irdischen Hergang der Geschichte angekommen wäre. Ist es aber so, dann kann der Versuch, die Quelle des Christenthums in der historischen Erscheinung seines Stifters zu suchen, auch nicht als eine Vertiefung, sondern nur als eine bedenkliche Verflachung angesehen werden.

Aber noch auf eine andere Gefahr dieser Art von historischem Positivismus muß aufmerksam gemacht werden. Gesetzt, es gelänge die Rekonstruktion des geschichtlichen Jesusbildes, und es würde nun die Gestalt des Christenthums danach bestimmt, was wäre dann die Folge? Entweder wir müßten ein solches Christenthum ganz aufgeben, oder wir würden, wenn wir es annähmen, in dieselbe Stagnation des religiösen Lebens versinken wie die Muham-

medaner. Denn, wenn es auf die Erscheinung des historischen Jesus ankommen soll, dann müssen wir eben auch die mit dieser Erscheinung verbundene Welt- und Lebensansicht als die dauernde und unverrückbare Grundlage des Christenthums ansehen. Wir müßten uns also einer vor neunzehnhundert Jahren geltenden Anschauung unterwerfen und müßten die geistigen Errungenschaften, die über jene hinausführen, samt und sonders streichen, wenn wir noch Christen bleiben wollten. Wir müßten uns also zur Auffassung Jesu bekennen, wie sich die Muhammedaner zu der ihres Propheten bekennen, vorausgesetzt, daß wir noch Christen nach dem Bilde des historischen Stifters bleiben wollen. Daß das nun nicht ginge, liegt auf der Hand, und da kommen dann die Positivisten und sagen, das hieße sie auch gründlich mißverstehen. Nicht den ganzen Jesus wollen sie wieder lebendig machen, sondern nur seine religiöse und ethische Gestalt. Vorausgesetzt, das wäre möglich, so würden wir auch dann auf ein todtes Geleise gerathen. Wir würden uns dadurch an diejenigen religiös-sittlichen Thatsachen gebunden fühlen, die in dem geschichtlichen Wirken Jesu zum Ausdruck gekommen sind; wir würden also nicht mehr den reinen und von allen zufälligen Schranken befreiten Geist Christi in uns Gestalt gewinnen lassen, sondern nur den in Jesus temporär erschienenen Christus. Und wenn wir das thäten, wenn wir uns einer geschichtlichen Gestalt unterordneten, dann würden wir damit allerdings das köstlichste Gut unserer ganzen Kultur, nämlich unsere religiöse und ethische Autonomie, preisgeben. Wer sich in religiösen Dingen auf den geschichtlichen Jesus beruft, für den hat freilich Luther das köstliche Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen vergeblich geschrieben.

Nun werden allerdings diejenigen, welche nur immer auf die positiven Erscheinungen pochen und nicht im Stande sind, das Wesen und die Prinzipien des reinen Geistes zu erfassen, vor ihren eigenen Konsequenzen zurückschrecken; aber sie könnten ihnen schwerlich entrinnen, wenn es ihnen gelänge, ihren Versuch mit dem historischen Jesus durchzuführen. Wir aber müssen uns von solchem Unternehmen abwenden, nicht weil wir dem Zimmermannssohne von Nazareth nicht mindestens eben solche Verehrung entgegenbrächten, wenn wir ihn kännten, sondern deswegen, weil die von ihm ausgegange Wirkung alles geschichtlich Zufällige hinter sich gelassen hat und gerade nur deswegen diese Folgen haben konnte, sofern sie dieses fallen zu lassen Kraft genug hatte. Es mag parador

klingen, aber es ist so, daß das Christenthum nur dadurch die Religion der sich vollendenden Freiheit ist, weil sie den göttlichen Geist ihres Stifters in Folge der Wirkung seines Todes von seiner geschichtlichen Erscheinung zu entbinden vermochte. So ist denn Jesus nicht nur in der That die unbekannte Größe, von der die tiefste weltgeschichtliche Wirkung ausgegangen ist; sondern nur, weil er ein solch unbekannter Faktor ist, vermochte sein lebenweckender Geist eine Religionsgemeinschaft von solch innerer Expansionsfähigkeit zu stiften.

Was wäre Christus, wenn er an die historische Erscheinung Jesu gebunden geblieben wäre, — wir würden heut kaum mehr von ihm etwas wissen. Allein dadurch, daß Generation für Generation das Bild dieser geistigen Gestalt von einer neuen tieferen Seite zu erfassen und ihr die göttliche Kraft des eigenen Daseins einzuhauchen im Stande war, ist Christus ja der Erlöser, der innere Befreier aller Zeiten geblieben. Der Christus der Urgemeinde ist ein anderer als der des zweiten Jahrhunderts, und dieser wieder ein anderer als derjenige der folgenden Epochen, und so geht es ins Unendliche fort. Andererseits ist er aber doch wieder derselbe, weil es ja derselbe göttliche Geist ist, der die geschichtlichen Veränderungen durchdringt und gestaltet. Wie wäre das möglich, wenn wir uns an die geschichtlich fixirte Persönlichkeit des irdischen Jesus ein für alle Mal halten müßten, — dann gäbe es kein Christenthum. So aber bezeichnet diese Gestalt die kontinuirliche Entfaltung des göttlichen Geistes in der Welt; in ihr wird uns dieser Geist fort und fort anschaulich. Und nun regt sich in unserem Zeitalter das Verlangen, dieses Bild abermals durch einen neuen Zug zu vertiefen.

Was aber treibt uns dennoch immer wieder zu dem Anfang dieser gewaltigen Bewegung zurück? Warum halten wir jene Urkunden vor Allem heilig, in denen uns diese Anfänge berichtet sind, und warum ist uns die Gestalt dieses ersten Christusbildes am meisten ans Herz gewachsen? — Eben deswegen, weil sich die Menschheit an jedem Punkt der späteren Entwicklung immer schon an ein geschichtlich ausgestaltetes Christusbild gebunden findet, das darum auch mit allen geschichtlichen Mängeln und Schranken behaftet ist, während das apostolische Zeitalter das einzige ist, das die durch den Tod des Herrn von allen Hüllen des geschichtlichen Daseins befreite reine Kraft des Geistes ergriff und daraus die unwandelbaren Züge dieser Gestalt formte. Denn indem die

genialen Männer dieser Epoche den Geist des Gekreuzigten in sich lebendig werden fühlten, wußten sie sich eben frei von aller Last der Vergangenheit und auch von derjenigen der irdischen Wirksamkeit Jesu selbst. Ein tieferer Bruch mit dem Ueberkommenen und Ueberlieferten ist niemals vollzogen worden als hier; nicht deswegen, weil sie sich gedrungen gefühlt hätten, das Alte absichtlich zu zerstören, sondern darum, weil mit dem erschütternden Eindruck von dem Hingange ihres Meisters eine ganz neue, bis dahin nur latente Kraft in ihnen lebendig wurde und sie über Alles, was bis dahin gewesen war, ja sogar über das irdische Leben ihres geliebten Herrn selbst hinaushob. Und als sie aus dieser noch ganz ungetrübten Kraft lebendiges Gebild formten, da war es nicht der von ihnen gegangene geschichtliche Jesus, sondern Jesus der Christ, wie er in seiner Gemeinde zu neuem und unvergänglichem Leben auferstanden war. Aus diesem neu erwachten Geiste heraus ist die erste, originale Christusgestalt rein von innen heraus in das geschichtliche Leben, unter dessen Bedingungen jene Zeit stand, hineingeboren worden und hat so anschauliche Form empfangen. Und, wie es immer geschieht, wenn eine rein geistige Kraft in die geschichtliche Wirklichkeit eintritt, daß sie sich damit auch unter die Schranken der jeweiligen Entwicklungsstufe stellen muß, so ist es freilich auch hier geschehen, als sich dieses erste Christusbild unter den Kämpfen und Schwankungen, den Hoffnungen und Befürchtungen der apostolischen Gemeinden durchsetzte. Was aber doch dieses Geistesgebilde so weit über seine folgenden Umgestaltungen erhebt, das ist der Umstand, daß alle die folgenden nicht von innen heraus wie dieses ursprüngliche in einen bestimmten Entwicklungszustand hineinproizirt worden sind, sondern daß sie immer nur die Umformungen eines schon geschichtlich Gegebenen und damit auch geschichtlich Beschränkten sind. An allen den späteren Gebilden haften also doppelte Schranken, nämlich die der vorangegangenen Zeit, aus der sie sich entwickeln, und die der eigenen, in die sie übergehen; nur allein das erste stammt aus dem ganz reinen, inneren Geistesquell und trägt nur die Schranken, welche ihm die eigene Zeit bei der Formgebung auferlegte. Darum ist es auch nicht so sehr das von der apostolischen Zeit erzeugte Christusbild selber, das uns immer wieder von Neuem beseligt und stärkt, als vielmehr die geistige Kraft, aus der es geboren wurde und die uns nur aus ihm ganz rein faßbar wird. Das ist der Grund, weswegen wir uns so unwiderstehlich zu den apostolischen

Urkunden hingezogen fühlen; nicht um ihres Buchstabens willen, sondern wegen der Wirksamkeit des noch ganz reinen und ursprünglichen Geistes, der uns daraus entgegenathmet und in der Schrift selbst auch nur unvollkommen zum Ausdruck gekommen ist. Dieser Geist ist jedoch nicht der Geist des geschichtlichen Jesus, sondern derjenige des gekreuzigten und in seinen Gläubigen auferstandenen Christus, und darum sind auch die „Worte Christi" ihrem natürlichen Ursprung nach nicht Worte Jesu, sondern aus dem Geiste Christi gezeugte Worte der Apostel.

Aus dem Allen muß nun ersichtlich sein, wie unmöglich es ist, aus den gegebenen Urkunden den historischen Jesus zu rekonstruiren oder auch nur seinen Ton und seine Stimme durch eine subjektive Auswahl von Sprüchen vernehmbar zu machen. Denn diese Dokumente gehen ja gar nicht auf den irdischen Meister, sondern sie sind der Ausdruck jenes Prozesses, dem Christusgeiste geschichtlichen Leib zu geben. Und dann könnte auch das Zurückgehen auf die geschichtliche Gestalt Jesu nur eine Verknöcherung und Veräußerlichung der christlichen Religion zur Folge haben, weil damit an die Stelle des Ewigen ein Irdischzufälliges, an die Stelle des Inneren ein äußerlich Positives, an die Stelle des Geistigen ein sinnlich Wahrnehmbares zur ausschlaggebenden Instanz gemacht würde. Davor galt es zu warnen.

Damit beurtheilt sich das Unternehmen Chamberlains von selbst. Er ist mit ernstem Willen an die Arbeit gegangen, aber von der Frucht, die er zu pflücken trachtete, ist ihm nur die Schale in den Händen geblieben; der Kern ist ihm entschwunden, weil er ihn gar nicht gesehen hat. Hätte er die von ihm ergriffene Idee ausreifen lassen und sie nicht allzu früh ans Tageslicht gezerrt, so zweifle ich nicht, daß sie ihm allmählich einen tieferen Einblick erschlossen haben würde; so aber ist er zu hastig mit der Feder bei der Hand gewesen; denn die Lösung eines solchen Problemes verlangt mehr als nur ein wortreiches, polyhistorisches Darüberhinfahren.

Neueinrichtung der preußischen Verwaltung.

Von

O. Freih. von Zedlitz und Neukirch.

Die Verhandlungen des Landtages lassen bedauerlicher Weise keinen Zweifel darüber zu, daß der Apparat der allgemeinen Landesverwaltung, welcher einst mustergültig funktionirte, nicht mehr befriedigend arbeitet. Die Mühle klappert noch, wie früher, aber sie liefert nicht mehr entsprechendes Mehl. Das Schreibwerk überwuchert in der Zentral-Provinzial- und Lokalverwaltung, die Güte der Leistung steht aber nur zu häufig im umgekehrten Verhältniß zu der Vermehrung der Geschäfte. Wie schwer die Bevölkerung diese Mängel empfindet, zeigen die bei jeder Etatsberathung im Abgeordnetenhause wiederkehrenden Beschwerden. Auch die Staatsregiernng verschließt sich der Verbesserungsbedürftigkeit der allgemeinen Landesverwaltung nicht. Herr von Miquel suchte die Ursache der Unzulänglichkeit der Verwaltung vornehmlich in der unzureichenden Vorbildung der Verwaltungsbeamten. Darüber, daß diese sowohl nach der theoretischen, wie nach der praktischen Seite unzweckmäßig geordnet ist, besteht auch kein Zweifel. Jahrelange Arbeiten einer Ministerialkommission haben einen im Ganzen befriedigenden Plan für die Aenderung der bestehenden Bestimmungen gezeitigt und es scheint jetzt endlich, nachdem die Zweifel, ob eine besondere Verwaltungslaufbahn beizubehalten oder zur Entnahme der Anwärter für den Verwaltungsdienst aus der Zahl der Gerichtsassessoren überzugehen sei, im Sinne der ersteren Alternative erledigt sind, mit der Durchführung derselben vorgegangen werden zu sollen. Aber man ist innerhalb der Staatsregierung selbst nicht im Zweifel, daß damit nur eine Seite der Sache getroffen wird und zur Beseitigung der Mängel noch an anderen Stellen einzugreifen ist. Man hat durch die Beseitigung

der Submissionsstriche und anderen überflüssigen Beiwerks das Schreibwerk zu vermindern und der Ueberlastung durch Vermehrung des Personals sowohl bei den Regierungen, wie bei den Landrathsämtern, abzuhelfen gesucht. Besonders charakteristisch ist in letzterer Hinsicht die von Jahr zu Jahr zunehmende Ernennung von zweiten Oberregierungsräthen bei den Präsidialabtheilungen der Regierungen, für deren Geschäfte doch die Präsidenten persönlich verantwortlich sind. Neuerdings scheint man noch einen Schritt weiter gehen und zur Theilung großer Regierungsbezirke sowie zur Errichtung neuer Bezirksregierungen schreiten zu wollen. Herr von Rheinbaben war als Minister des Innern, soweit bekannt, bereits für den Plan einer Theilung des Regierungsbezirks Arnsberg gewonnen und die Reise des jetzigen Ministers des Innern nach Oppeln ist wenigstens in der Presse mit dem Plane der Einrichtung einer besonderen Regierung für den oberschlesischen Industriebezirk in Verbindung gebracht worden.

Ich habe demgegenüber im Abgeordnetenhause wiederholt die Auffassung vertreten, daß die Ursache des Uebels tiefer liegt und ihm mit Palliativmitteln der vorerwähnten Art nicht beizukommen ist, sondern nur durch eine gründliche Dezentralisation der Verwaltung unter Fortbildung der in der Kreisordnung enthaltenen Keime für die Einrichtung der Staatsverwaltungsbehörden dauernde Abhilfe zu schaffen sein wird. Es liegt mir daran, diese von namhaften Verwaltungsbeamten und Parlamentariern getheilte Auffassung eingehender, als es in einer Landtagsrede geschehen kann, zu begründen.

Die Neueinrichtung der allgemeinen Landesverwaltung nach den Befreiungskriegen zeichnete sich durch Einfachheit, Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit aus. Sie kannte nur zwei entscheidende Instanzen, die völlig einheitlich organisirte Bezirksregierung war die Verwaltungsbehörde erster Instanz, die zweite bildeten die Minister. Der Landrath war nur der Kommissar der Regierung, der ihre Beschlüsse vorbereitete und ausführte, und dem Oberpräsidenten stand zwar ein allgemeines Recht der Aufsicht über die Geschäftsführung der Bezirksregierung, nicht aber die Entscheidung über Beschwerden gegen deren Verfügungen oder das Recht der Anweisung gegenüber der Regierung zu. Obwohl nicht rein dekorativ gedacht, war das Oberpräsidium doch der Verwaltungsorganisation so lose eingefügt, daß eine Abschaffung keine sehr fühlbare Lücke gerissen hätte; das Amt erhielt erst Körper durch die

Verbindung mit dem Präsidium der am Amtsitze des Oberpräsidenten eingerichteten Regierung.

Straffe bureaukratische Zentralisation war der Grundzug dieser Organisation; ihm gegenüber trat die Rücksicht auf die kommunale Eintheilung des Landes durchaus zurück. Die mit den kommunalen Bezirken sich deckenden Oberpräsidien und Landrathsämter entbehrten der entscheidenden Gewalt, der Schwerpunkt lag, abgesehen von den Ministerien, allein in der Bezirksregierung, deren räumlicher Geschäftskreis sich an keinerlei kommunale Körperschaft anlehnt.

Die Gründe für diese Organisation lagen vornehmlich in der Nothwendigkeit, die sehr verschiedenartigen Theile des 1815 neu abgegrenzten Staatsgebietes zu einem einheitlichen Staatsganzen zusammenzuschweißen. Diese Rücksicht war schon für die Eintheilung des Staatsgebiets in Provinzen maßgebend; bei deren Bildung ist nach dem Vorgange Frankreichs bei Bildung der Departements überall planmäßig der Anschluß an die historischen, staatlichen oder ständischen Gebilde vermieden worden. Sogar die Provinz Brandenburg deckt sich nicht mit der Mark, von dieser ist die Altmark der Provinz Sachsen zugetheilt worden, wogegen die früher sächsische Niederlausitz und einige schlesische Kreise hinzutreten. Schlesien wurde wiederum die Oberlausitz angegliedert. Die Provinzen erhielten zwar die rechtliche Natur einer öffentlichen Korporation und eine ständische Vertretung, allein von einer lebenskräftigen kommunalen Entwicklung war so wenig die Rede, daß die Provinzen im Allgemeinen der eigenen Verwaltungsorgane entbehrten, vielmehr auf die nebenamtliche Mitwirkung von Staatsbeamten angewiesen waren. Innerhalb der Provinzen blieben zumeist noch die kleineren landschaftlichen kommunalen Organisationen, wie die der Kur- und Neumark, der Ober- und Nieder-Lausitz bestehen. Kurz es war dafür gesorgt, daß die Provinzen dem Staate keinen Schatten machen und nicht zum Träger zentrifugaler Bestrebungen werden konnten. Aus demselben Grunde wurde die friderizianische Einrichtung der Provinzialministerien zu Oberpräsidien von mehr repräsentantiver und berathender Bedeutung verwässert und der Schwerpunkt der provinziellen Verwaltung in den Bezirk verlegt. Dafür, daß abweichend von anderen deutschen Ländern, namentlich Hannover, wo die obrigkeitliche Gewalt erster Instanz den Aemtern zustand, diese in den Bezirksregierungen konzentrirt wurde, war in erster Linie die Erwägung maßgebend, daß dadurch

für den einheitlichen Vollzug der Gesetze und die Innehaltung der für den ganzen Staat einheitlich feststehenden Verwaltungsgrundsätze eine sicherere Gewähr gegeben schien, als bei Vertheilung der Geschäfte auf zahlreiche Landrathsämter. Verstärkend wirkte die hohe Bewerthung des Kollegialsystems; endlich traute man den nach wie vor regelmäßig aus der Zahl der Rittergutsbesitzer entnommenen Landräthen nicht das nöthige Maß von Rechtskenntniß, fachmännischer Vorbildung und Staatsbewußtsein zu, um ihnen, wie den Hannoverschen Amtmännern, die volle obrigkeitliche Gewalt des Staates anzuvertrauen.

In welchem Umfange die Ministerien mit Einzelheiten der Provinzialverwaltung befaßt waren, ersieht man aus der Thatsache, daß sie die obere Instanz für die Bezirksregierungen bildeten, welche ihrerseits die erste mit entscheidenden Befugnissen ausgerüstete Verwaltungsinstanz waren.

Von dieser klaren, einfachen und einheitlichen Einrichtung der Landesverwaltung ist deren jetziger Zustand überaus verschieden.

Der Oberpräsident und der Landrath sind in die Reihe der mit Imperium ausgerüsteten Verwaltungsbehörden eingetreten, ohne daß deshalb die Bezirksinstanz aufgehört hätte, in erster Instanz entscheidende Behörde zu sein, gegen deren Verfügungen die Beschwerde, wenn auch zum Theil durch die Hand des Oberpräsidenten an die Minister geht. In allen drei Provinzialinstanzen wirken mit den Staatsbeamten aus der Selbstverwaltung gewählte Laien kollegialisch als reine Verwaltungsbehörde, in der Bezirks- und Kreisinstanz auch als Verwaltungsgerichte zusammen.

In den Bezirksregierungen ist die Präsidialabtheilung bureaukratisch eingerichtet, soweit das Gesetz kollegiale Behandlung vorsieht, ist der Bezirksausschuß zuständig, die Finanz- und Schulabtheilung sind dagegen in der kollegialen Verfassung verblieben. Wir haben demzufolge zwei Garnituren von Räthen an den Regierungen. Die einen sind, soweit nicht Kollegialbeschluß vorliegt, ganz selbständige Dezernenten und nur hinsichtlich der Form der Zensur des Abtheilungsdirigenten unterstellt, die anderen sind bloße Hilfsarbeiter des Regierungspräsidenten, nach dessen Anweisung und Entscheidung sie die Geschäfte erledigen.

In die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung erster Instanz theilen sich jetzt Landrath, Kreisausschuß, Bezirkspräsident, Bezirksausschuß, Bezirksregierung. Ausnahmsweise wirken auch die Minister,

Oberpräsidenten und Provinzialräthe mit. Aufsichts- und Beschwerdeinstanz sind die Minister, Oberpräsidenten, Provinzialräthe, Regierungspräsidenten, Bezirksausschüsse. Auch der Instanzenzug selbst weist mancherlei Verschiedenheiten auf. So ist mehrfach die Bezirksbehörde gegenüber der Kreisbehörde ausgeschaltet und diese unmittelbar dem Oberpräsidenten oder Provinzialrath, ausnahmsweise sogar dem Minister unterstellt.

Kurzum an Stelle der einfachen und einheitlichen Ordnung der allgemeinen Landesverwaltung aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist eine zwar viel reichere, aber auch nichts weniger als einfache und einheitliche Organisation getreten.

Das ging so zu. Je mehr der Zweck jener straffen bureaukratischen Zentralisation der Verwaltung erreicht war, je fester also Land und Leute der 1815 staatlich vereinigten Landestheile zu einem auch innerlich einheitlichen Staate zusammenwuchsen, um so mehr verblaßte jener leitende Gedanke, um so stärker traten umgekehrt die Nachtheile der Organisation hervor. Nachdem schon, abgesehen von einigen erfolglosen Anläufen in der Zeit unmittelbar nach 1848, das Einkommensteuergesetz von 1851 einen Einbruch in die Alleinherrschaft der Bezirksregierung durch die Einrichtung von aus dem Landrath und gewählten Laien zusammengesetzten Kreisveranlagungskommissionen gemacht hatte, führte die Reform der allgemeinen Landesverwaltung, deren erster grundlegender Schritt die Kreisordnung für die 7 östlichen Provinzen von 1872 war, zu einer weitgehenden Aenderung des ganzen Baues der Verwaltung. Zum Theil unter der Einwirkung der Erfahrungen mit der wesentlich anders gestalteten Organisation der nach 1866 neu hinzugetretenen Landestheile zogen mit dem der Rechtskontrole die großen Gedanken der Dezentralisation und der Selbstverwaltung siegreich in den auf ganz anderer Grundlage eingerichteten Verwaltungsapparat ein. Und zwar der Gedanke der Selbstverwaltung sowohl in der Gestalt der Heranziehung von durch Organe der Selbstverwaltung gewählte Laien zur Mitwirkung bei der staatlichen Verwaltung, wie in der engen Anschlusses der letzteren an die kommunale Selbstverwaltung selbst.

Zugleich trat zum Theil unter dem Einflusse Bismarcks an Stelle der einseitigen Werthschätzung des Kollegialsystems eine richtigere Würdigung der Verwaltung durch Einzelbeamte, bei der das Moment der persönlichen Verantwortlichkeit stärker zur Geltung kommt, als im Kollegium.

Die Kreisordnung von 1872 führte demzufolge zu der Uebertragung eines Theils der Geschäfte erster Instanz der Regierungsabtheilung des Innern auf Landrath und Kreisausschuß und schuf in dieser Körperschaft, welche unter dem Vorsitz des Landraths zugleich die kommunale Verwaltung des Kreises führt und die kollegial zu erledigenden staatlichen Geschäfte der Kreisinstanz sowohl rein administrativer wie verwaltungsgerichtlicher Natur wahrnimmt, geradezu das Ideal einer harmonischen Verbindung von Staats- und Selbstverwaltung.

Ungleich weniger eng gestaltet die Provinzialordnung aus naheliegenden praktischen Gründen diese Verbindung, aber sie sieht doch ein enges Zusammenwirken des Oberpräsidenten mit den Organen der kommunalen Provinzialverwaltung, namentlich dem Provinzialausschusse, vor, und in der Eulenburgschen Denkschrift über die einem späteren Stadium vorbehaltenen Organisation der Staatsbehörden wurde die Verlegung des Schwerpunkts der höheren Provinzialbehörden aus dem Bezirk in die Provinz in Aussicht genommen. Gleichzeitig wurde den älteren Provinzen durch das Dotationsgesetz vom 8. Juli 1875 der ihnen bisher fehlende kommunale Inhalt gegeben und durch Uebertragung einer Reihe bislang vom Staate wahrgenommener Aufgaben auf sie ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Wege der Dezentralitation vorwärts gemacht. In der Folge sind den Provinzen durch die Gesetzgebung immer mehr wichtige Aufgaben, wie die geschlossene Armenpflege, die Fürsorgeerziehung, die Invalidenversicherung, das Kleinbahnwesen, der Ausbau und die Unterhaltung hochwassergefährlicher Flüsse, übertragen worden, welche vor 1875 sicher dem Staate zugefallen wären, und die Provinzen selbst haben außerdem freiwillig eine reiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege entwickelt, so daß sie jetzt Körperschaften mit reichem kommunalen Inhalt und von durchaus individuellem Gepräge sind. Landesverwaltungs- und Zuständigkeitsgesetz haben sodann dem Regierungspräsidenten die persönliche Verantwortung für die Geschäfte der als solcher beseitigten Regierungs-Abtheilung des Innern übertragen und den Oberpräsidenten zur Beschwerde-Instanz gegen dessen Verfügungen und den Provinzialrath als solchen gegen Beschlüsse des Bezirksausschusses eingesetzt. Dem Oberpräsidenten wie dem Landrathe wurde auch das Polizeiverordnungsrecht beigelegt. Durch Gesetz und Verordnung ist endlich im Einzelnen der Geschäftskreis der Provinzialinstanz noch mehrfach auf Kosten der Bezirksinstanz er-

weitert und durch die Steuerreform die Dezentralisation der Steuerverwaltung auf den Kreis zum Abschluß gebracht worden. In dem Landrathsamte selbst ist eine wesentliche Aenderung eingetreten; der angesessene, regelmäßig den Rittergutsbesitzern entnommene Landrath bildet nicht mehr die Regel, sondern in manchen Provinzen nur noch eine seltene Ausnahme. Aber auch da, wo die Institution noch mehr Lebenskraft hat, dringt das Berufsbeamtenthum im Landrathsamte rasch vor, und auch hier ist die Zeit nicht fern, wo der angesessene Landrath auf den Aussterbeetat gesetzt sein wird.

Wie man sieht, sind auf der ganzen Linie bedeutungsvolle Ansätze zur Umwandlung der Verwaltungseinrichtung auf der Grundlage der Selbstverwaltung und Dezentralisation gemacht, aber nirgends ist der Abschluß erreicht, überall ist man auf halbem Wege stehen geblieben.

Zur vollständigen Durchführung der Grundgedanken, von welchen die Reform der inneren Verwaltung Preußens ausgegangen war und auf denen sich die Kreisordnung von 1872 aufbaut, würde die Konzentration der ganzen staatlichen obrigkeitlichen Verwaltung erster Instanz in den Kreisbehörden, diejenigen zweiter Instanz in den Provinzialbehörden unter Beseitigung der Bezirksinstanz nöthig sein. Selbstverständlich nur als Regel mit denjenigen Ausnahmen, welche durch die besondere Natur oder eine besondere über Provinz und Kreis hinausgehende Bedeutung mancher Verwaltungsangelegenheiten bedingt sind.

Die Frage, ob zur Zeit noch entscheidende Rücksichten der Staatsraison, wie sie einst zu der straffen bureaukratischen Zentralisation der Verwaltung geführt hatten, es verbieten, ganze Arbeit zu machen, ist zu verneinen. Der preußische Staat ist längst so fest zusammengewachsen, daß er in einem selbständigen kräftigen provinziellen Leben keine Gefahr mehr, sondern ein Element der Kraft zu erkennen hat. Darüber herrscht so vollständige Uebereinstimmung der Ansichten, daß keine Legislaturperiode vorübergeht, ohne daß den Provinzen von Staatswegen neue Aufgaben zugewiesen würden. Es unterliegt daher auch keinem ernsten Bedenken, einen beträchtlichen Theil der laufenden Verwaltung von den Ministerien auf die Oberpräsidenten zu übertragen und zu diesem Ende die Oberpräsidien etwa nach dem Muster der österreichischen Statthalterschaften auszugestalten. Einheitlich ist jetzt unsere Verwaltung für einen Staat von der Größe Preußens mehr als genug, statt weiterer Uniformirung bedarf sie, um ihrer Aufgabe gerecht zu

werden, vielmehr besserer Anpassung an die Eigenart von Land und Leuten. Das kann natürlich ungleich besser von Königsberg, Breslau, Hannover u. s. w. aus geschehen, als von Berlin aus. Durch die ohnehin gebotene reichere Ausstattung der Oberpräsidien werden diese endlich auch geeignet, einen Theil der bisherigen Geschäfte der Bezirksinstanz zu übernehmen.

Die Landräthe haben in der großen Mehrzahl schon jetzt dieselbe Vorbildung, wie die Räthe an den Regierungen; in kurzer Zeit wird dies die Regel sein. Die Landrathsämter werden regelmäßig mit den befähigteren der Assessoren besetzt, aus den Landräthen wählt man vorzugsweise die Oberpräsidial- und Oberregierungsräthe, auch vortragende Räthe in größerer Zahl. Der Landrath hat vor dem Regierungsrath die vertraute Bekanntschaft mit Land und Leuten und die nahe persönliche Fühlung mit der Bevölkerung voraus. Das Landrathsamt bietet endlich seinem Inhaber ungleich mehr Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und die Kunst der Verwaltung zu lernen, als die Arbeit am grünen Tische der Regierung: Ich selbst zehre noch heute von dem, was ich in dieser Hinsicht vor bald dreißig Jahren als Landrath erwarb. Man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß die dem Regierungspräsidenten und der Regierung vorbehaltenen Geschäfte erster Instanz auf dem Landrathsamte mindestens ebenso, wahrscheinlich besser erledigt werden können, als bei der Regierung, die Dezentralisation vom Bezirk auf den Kreis mithin vom verwaltungstechnischen Standpunkte nicht nur zulässig, sondern geradezu ein Fortschritt sein würde.

Dies ist betreffs eines der wichtigsten Zweige der zur Zeit von der Bezirksregierung wahrgenommenen Geschäfte, der Volksschulverwaltung, von der Staatsregierung und von dem Abgeordnetenhause ausdrücklich anerkannt. Die von Bartels, Hansen und mir gegebene Anregung, diese Verwaltung nach dem Vorbilde Sachsens und der schleswig-holsteinischen Schulvisitatorien zu decentralisiren, hat 1890/91 unter der Zustimmung der Regierung zur Aufnahme entsprechender Bestimmungen in den Goßlerschen Entwurf eines Gesetzes über die öffentliche Volksschule durch die mit dessen Vorberathung betraute Kommission des Abgeordnetenhauses geführt. Der Zedlitzsche Entwurf eines allgemeinen Volksschulgesetzes stand auf demselben Standpunkte und hat, so stark umstritten er im Uebrigen auch war, in diesem einen Punkte nirgends Widerspruch erfahren. Was für die Schulverwaltung an-

gängig und zweckmäßig ist, wird offenbar auch betreffs der noch dem Regierungspräsidenten obliegenden Verwaltungsgeschäfte erster Instanz als zulässig angesehen werden dürfen.

Wenn somit anzuerkennen sein wird, daß entscheidende Bedenken gegen die Konzentration der staatlichen Verwaltung in der Provinzial- und Kreisinstanz vom Standpunkte der Staatsraison nicht weiter zu erheben sind, so bleibt ferner zu untersuchen, ob die mit einer solchen Umgestaltung unserer Verwaltung zu erreichenden Vortheile groß genug sind, um so einschneidende Aenderungen der Verwaltungsinstanz zu rechtfertigen. Um einen sicheren Ausgangspunkt für diese Untersuchung zu gewinnen, mag hier kurz dargelegt werden, wie man sich die Organisation zu denken haben würde.

Die Regierungspräsidien würden aus naheliegenden praktischen Gründen zunächst nicht zu beseitigen, sondern nur in ihrem Geschäftskreis sachgemäß zu beschränken sein. Gehen mit den Geschäften der Schulabtheilung alle jetzt dem Präsidenten zustehenden obrigkeitlichen Geschäfte erster Instanz mit Ausnahme der Landespolizei auf die Kreisinstanz über und zieht der Oberpräsident diejenigen Dezernate an sich, für welche besondere Kenntniß und möglichste Stetigkeit in der Bearbeitung unerläßlich sind, so verbleibt dem Regierungspräsidenten in der Hauptsache neben der Landespolizei die Aufsicht über die staatliche und kommunale Verwaltung der Kreise und in Verbindung mit dem Bezirksausschuß die Entscheidung über Beschwerden gegen Verfügungen der Landräthe und Gemeindevorstände der Stadtkreise in den zu seinem jetzigen Geschäftskreise gehörigen Angelegenheiten. Außerdem könnte ihm unbedenklich auch ferner die Verwaltung der Domänen und Forsten, schiffbaren Gewässern, Strafanstalten u. s. w. verbleiben, während die Schulverwaltung höherer Instanz wohl zweckmäßig mit dem Provinzialschulkollegium zu einer organisch mit dem Provinzialrath in Verbindung zu bringenden Schulabtheilung des Oberpräsidiums vereinigt wird.

Bis man sich gewöhnt haben wird, die Kreisbehörden selbständig arbeiten zu lassen, wird man der Bezirksinstanz nicht ganz entrathen können, will man nicht Gefahr laufen, das Oberpräsidium bedenklich zu überlasten und zu bureaukratisiren. Der Mangel an Nachwuchs für die Verwaltungslaufbahn mahnt ferner zur äußersten Vorsicht in Bezug auf die Verminderung der Aussichten auf Aufrücken im Verwaltungsdienst. Endlich ist es nicht räthlich, die in der Verwaltung ohnehin vorhandenen vis inertiae gegen jede durch-

greifende Aenderung der Organisation noch zu verstärken durch das Widerstreben gegen die Beseitigung so begehrter Aemter, wie es das des Regierungspräsidenten ist.

Das Landrathsamt, in dem, abgesehen von den Stadtkreisen, der Schwerpunkt der ganzen obrigkeitlichen Staatsverwaltung in Zukunft liegen würde, wird etwas anders, als bisher, zu behandeln und einzurichten sein, wenn es seiner erweiterten Aufgabe gewachsen sein soll. Jetzt droht mit dem zunehmenden Uebergange zum Berufsbeamtenthum der Charakter des Landrathsamtes geradezu sich in sein Gegentheil zu verkehren. Während der angesessene Landrath in der Regel sein Leben lang mit dem Kreise zu Gedeih und Verderb verbunden war, scheint man jetzt in den Zentralstellen planmäßig darauf auszugehen, den besonderen Charakter des Landrathsamtes möglichst zu verwischen und den Landrath völlig in Reih und Glied mit den anderen Verwaltungsbeamten einordnen zu wollen. Die Anziennität scheint für die Ernennung eines Assessors zum Landrath ungleich mehr ins Gewicht zu fallen, als der Zusammenhang mit dem Kreise oder die Wünsche der Kreiseingesessenen. Zuweilen gewinnt es sogar den Anschein, als ob solche Momente geradezu als Hinderungsgründe für die Bestellung zum Landrathe angesehen würden. Das Landrathsamt wird auch mehr und mehr als Durchgang zu der Stellung des Oberregierungsrathes behandelt und angesehen. Man versetzt ferner oftmals und, wie mir scheint, in steigender Zahl Landräthe von dem einen Kreis in den andern. Dazu kommt die unglückliche Ueberspannung des Begriffs „politischer Beamter", wie sie von Puttkamer eingeleitet, aber erst durch den Staatsministerialerlaß vom Jahre 1899 bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt ist. Man läuft so Gefahr, den preußischen Landrath zum politischen Agenten der jeweiligen Regierung nach Art der französischen Souspräfekten zu degradiren. Daß damit auch vom rein politischen Standpunkte ein schwerer Fehler begangen wurde, wird jetzt kaum mehr bestritten. Vor Allem aber steht diese ganze Auffassung und Behandlung mit der Natur dieses Amtes in unlösbarem Widerspruche. Der Landrath ist eben, und zwar nach der bewußten und bestimmten Absicht des Gesetzgebers nicht ein Staatsverwaltungsbeamter, wie jeder Andere; er ist nicht bloß Vorsitzender des im Uebrigen aus von Organen der Selbstverwaltung gewählten Laien bestehenden Kreisverwaltungsgerichts, sondern er leitet auch die kommunale Verwaltung des Kreises und führt den Vorsitz in den beschließenden und ausführenden kollegialen

Organen der Kreiskommune. Er versieht dieser gegenüber also etwa zugleich diejenigen Funktionen, wie in unseren Städten Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher. Diese kommunale Seite der landräthlichen Thätigkeit ist nach den Grundgedanken der Kreisordnung ein nothwendiger, wesentlicher und wichtiger Theil der Gesammtthätigkeit, sie gewinnt mit der zunehmenden Mitarbeit des größten Theils unserer Kreise an der Wohlfahrtspflege auch eine immer größere praktische Bedeutung. Für den Landrath selbst ist die kommunale Thätgkeit in der Regel der befriedigendste Theil seiner amtlichen Wirksamkeit, weil sie ihm die Möglichkeit selbständigen Schaffens bietet; sie schafft ihm auch die beste Gelegenheit, das Vertrauen und die Anerkennung seiner Kreiseingesessenen, diese sicherste Grundlage seines Einflusses und zwar auch des politischen zu gewinnen. Es liegt auf der Hand, daß diese hochwichtige Seite des Landrathsamts durchaus nicht zu ihrem Rechte gelangt, wenn bei der Ernennung des Landrathes die Anziennität ohne Rücksicht auf die Wünsche des Kreises und den Zusammenhang mit dem Kreise entscheidet, das Amt als Durchgang für den Oberregierungsrath behandelt und mit Versetzungen und zur Dispositionsstellungen nicht gespart wird. Die rechtliche Zurücksetzung der Landkreise gegenüber den Stadtkreisen und den anderen Kommunalverbänden wird so immer stärker und nachgerade von den Betheiligten mehr und mehr als Unrecht empfunden.

Auch ohne Weiterführung der Dezentralisation ist daher die Umkehr von dem falschen Wege, den Landrath unter Nichtbeachtung der Natur seines Amtes zu einem Beamten wie einem andern stempeln zu wollen, geboten. Man wird vielmehr danach trachten müssen, dem Landrath, auch wenn er der Regel nach Berufsbeamter ist, den engen Zusammenhang mit den Kreisbewohnern, welche den großen Vorzug des angesessenen Landrathes bildete, zu bewahren. Dabei richtet sich der Blick unwillkürlich auf die alten hannoverschen und schleswig-holsteinischen Amtmänner, welche, durchweg Berufsbeamte, sich einer ganz ähnlichen Vertrauensstellung erfreuten, wie der altpreußische angesessene Landrath. Der Grund dieser Erscheinung liegt, so weit ich sehen kann, vornehmlich darin, daß das hannoversche und schleswig-holsteinsche Amt nicht als bloße Sprosse der Leiter zur höheren Karrière, sondern als Lebensstellung auch für den für diese befähigten Beamten behandelt würde. Man wurde nicht, wie heut meist der Landrath, wenn er das Verbleiben in seinem Amte dem Aufrücken in eine beliebige Dirigentenstelle

bei einer Schulabtheilung vorzieht, zu altem Eisen geworfen, wenn man das Amt als Lebensberuf ansah und frühere Minister scheuten sich nicht, nach ihrem Rücktritte in Amtmannsstellen fortzudienen. In ähnlicher Weise müßte es den Landräthen, welche in ihrem Wirkungskreise ihren Lebensberuf finden, möglich gemacht werden, in dieser Stellung zu verbleiben, ohne sich in Rang und Gehalt gegenüber denjenigen zu verschlechtern, welche in höhere Stellen der Verwaltung aufrücken. Der „Charakter als Geheimer Regierungsrath" genügt hierzu um so weniger, als er vielfach den fatalen Beigeschmack eines Pflasters für das Uebergehen im Avancement hat. Hinzutreten müßte eine stärkere Einwirkung des Kreistages auf die Entscheidung der Personenfrage. Nicht zum Wenigsten würde aber zur Erhaltung überdurchschnittlicher Kräfte im Landrathsamte die volle Durchführung der Dezentralisation dienen. Wenn der Landrath, wo er jetzt nur die Vorbereitung und Ausführung der Beschlüsse der Bezirksinstanz und zwar auch von solchen, welche seinen Vorschlägen zuwiderlaufen, zu besorgen hat, künftig selbst und ganz selbständig zu entscheiden hätte, müßte seine Berufsfreudigkeit beträchtlich wachsen.

Auf diesem Wege wird man unter Zurückdrängung des politischen Streberthums zur überwiegenden Besetzung des Landrathamtes mit Männern gelangen, welche dem alteingesessenen Landrath an praktischer Erfahrung und Tüchtigkeit, sowie an engem Zusammenhange mit dem Kreise und seinen Interessen nicht allzusehr nachstehen, ihn aber an wissenschaftlicher Vorbildung und formeller Schulung, öfter wohl auch an Staatsbewußtsein übertreffen. Nicht am wenigsten würde der Autorität der Regierung selbst die nothwendig daraus folgende Stärkung der Vertrauensstellung und damit des Einflusses des Landrathes zu Gute kommen.

Das landräthliche Bureau ist aus der einfachen Einrichtung der älteren Zeit allmählich zu großem Umfang und großer Vielgestaltigkeit angewachsen. Noch vor dreißig Jahren, als ich Landrath war, bestand dasselbe in der Regel aus dem Kreissekretär und wenige Privatbediensteten des Landraths. Der Kreissekretär konnte unschwer das ganze Schreibwerk leiten und überwachen und so den Landrath von den Details des kleinen Dienstes so weit entlasten, daß ihm Zeit und Kraft für die wichtigeren Sachen und namentlich für die lebendige persönliche Fühlung mit Land und Leuten übrig blieb. Heut wird der Bureaudienst des Landrathsamtes meist von drei getrennten Bureaus, dem Kreisausschuß-, dem Steuer- und

dem eigentlichen landräthlichen Bureau wahrgenommen. Das letztere allein leitet und kontrolirt der Kreissekretär, wie früher den ganzen Bureaudienst. Während ich außer dem Kreissekretär mit zwei Sekretären und einiger Schreibhülfe auskam, sind, wie mir erzählt ist, jetzt in demselben landräthlichen Bureau einige vierzig Sekretäre und Kanzlisten beschäftigt. Die Folge davon ist, daß der gewissenhafte Landrath mehr als gut sich mit dem Buraudienst befassen muß und die so nothwendige Fühlung mit Land und Leuten verliert. Die Einfügung eines besonderen Bureauchefs für den gesammten landräthlichen Bureaudienst erscheint daher nachgerade als dringendes Bedürfniß, aber dieser Bureauchef wird zweckmäßig kein Subalternbeamter, sondern ein höherer Verwaltungsbeamter sein müssen, einmal weil ein Theil der landräthlichen Geschäfte schon jetzt eine höhere Vorbildung als für den Subalterndienst erheischt und weil der Bureauchef nöthigenfalls auch zur Vertretung des Landraths im Kreisausschuß geeignet sein muß, sodann aber, weil das Subalterne naturgemäß in der Schreibstube wurzelt und von einer Vermehrung der Subalternstellen statt der dringlichen Verminderung des Schreibwerks nur eine weitere Vermehrung desselben zu erwarten ist.

Schon jetzt werden der Mehrzahl der Landrathsämter Assessoren zur Aushülfe in den landräthlichen Geschäften beigeordnet. Mit dieser Zweckbestimmung wird anscheinend aber die andere verbunden, die Regierungsassessoren besser als im Referendariat für das Dezernat an der Regierung und beim Regierungspräsidenten vorzubilden. Die Regierungsassessoren werden daher nach wenig Jahren, wenn sie bestenfalls oben erst ordentlich eingearbeitet und dem Landrathe eine wirkliche Hülfe geworden sind, zurückberufen. In Folge dessen und in Ermangelung einer festen organischen Eingliederung in den landräthlichen Dienst scheint aber die Stellung dieser Assessoren von beiden Theilen auch öfter mehr als die von Galopins, als von ernsthaften Mitarbeitern angesehen zu werden, so daß auch der instruktive Zweck der Einrichtung verfehlt wird. Auch diese Seite der Sache würde daher zweifellos sehr viel mehr zu ihrem Rechte kommen, wenn man dem Landrathe in ähnlicher Stellung, wie dem Oberpräsidenten der Oberpräsidialrath und dem Minister der Unterstaatssekretär, ständig einen Assessor mit der besonderen Aufgabe der Leitung des Bureaudienstes und der Vertretung des Landraths zuordnete. Damit würde nicht nur die schon jetzt, noch mehr aber bei weiterer Durchführung der Dezentralisation unerläßliche Ent-

lastung des Landraths von dem kleinen Bureaudienste herbeigeführt werden, sondern es würden diese Assessoren sich unter der Oberleitung erfahrener und geschäftskundiger Landräthe auch zu guten Verwaltungsbeamten ausbilden; das Assessorat beim Landrathsamt würde somit eine treffliche Vorschule sowohl für dieses Amt selbst, wie für das Dezernat bei den oberen Verwaltungsbehörden bilden. Die guten Erfahrungen, welche man in Bayern mit den studirten Hülfsbeamten der Bezirksämter gemacht hat, sind geeignet, die vorstehend ausgesprochene Auffassung zu unterstützen. Erwähnt mag noch werden, daß die Einrichtung eines dem höheren Beamtenthum angehörigen Bureauchefs sich auch bei den alten schleswig-holsteinischen Aemtern vorfand und meines Wissens dort auch bewährt hat.

Was die Früchte einer auf dieser organisatorischen Grundlage durchgeführten Dezentralisation in Bezug auf die Entlastung der am meisten überlasteten Glieder unserer Verwaltungsorganisation anlangt, so ist es klar, daß den Ministerien eine sehr wesentliche Erleichterung zu Theil wird, wenn ein beträchtlicher Theil der laufenden Verwaltung auf die Oberpräsidien übergeht. Ihnen wird damit ein großer Theil des Ballastes abgenommen, durch den die Zahl der Journalnummern in einzelnen Ministerien bis über 100 000 angeschwellt worden ist. Ebenso erhellt auf den ersten Blick, daß der Regierungspräsident die nothwendige Entlastung erfährt, wenn die gesammte obrigkeitliche Verwaltung erster Instanz bis auf die sogenannte Landespolizei auf die Kreise und überdies noch ein Theil der zweiten Instanz auf die Oberpräsidenten übergeht. Minister und Regierungspräsidenten werden so in Stand gesetzt, die volle persönliche Verantwortung für ihre Amtshandlungen, welche ihnen Verfassung oder Gesetz auferlegt, auch wirklich zu tragen und es wird der grundsätzlich und praktisch ganz unhaltbare Zustand beseitigt, daß diesen Beamten eine Pflicht persönlicher Verantwortlichkeit obliegt, der sie zugestandenermaßen gar nicht gerecht werden können.

Die Oberpräsidenten, denen die zu dezentralisirenden Ministerialgeschäfte und ein Theil der bisherigen Zuständigkeiten zweiter Instanz der Regierungspräsidenten und Regierungen zufallen sollen, sind zur Zeit nichts weniger als überlastet und können ohne Schaden eine beträchtliche Erweiterung ihres Geschäftskreises erfahren. Daß bei zweckmäßiger Organisation eine bureaumäßig organisirte Verwaltungsbehörde zweiter Instanz auch für so große

Bezirke, wie unsere Provinzen, gut funktionirt, lehrt das Beispiel der österreichischen Statthaltereien. Ebenso, daß der Chef einer so ausgestalteten Provinzialbehörde keineswegs im Kommißdienst unterzugehen braucht.

Bedenklicher erscheint die Sache auf den ersten Blick betreffs der Landräthe, welche jetzt größtentheils schon überlastet sind und nun noch einen großen Theil der Geschäfte des Regierungspräsidenten und der Bezirksregierung erhalten sollen. Aber es scheint nur so, bei näherer Betrachtung erkennt man, daß umgekehrt eine Entlastung der Landräthe durch die Dezentralisation bewirkt wird. Ihr Geschäftskreis wird dadurch im Wesentlichen nicht erweitert. Denn sie haben bei den ihnen neu zufallenden Regierungsgeschäften auch bisher schon mitgewirkt, wenn auch nicht bei der Beschließung, so doch bei deren Vorbereitung und Ausführung. Wenn künftig Vorbereitung, Beschluß und Ausführung von ein und derselben Verwaltungsstelle ressortiren, fallen zunächst auch da, wo es sich um einen positiven Verwaltungsakt handelt, alle jene papierenen Zwischenglieder fort, durch welche jetzt die Verbindung zwischen der beschließenden und der vorbereitenden und ausführenden Behörde hergestellt wird. Anweisung an den Landrath zur Vorbereitung, Bericht desselben, Beschluß, Anweisung zur Ausführung und Bericht über diese stellen das Mindestmaß des Schriftwechsels bei Erledigung einer ganz glatt verlaufenden Sache dar. In der Regel kommen dazu noch einige Zwischenverfügungen und Ergänzungsberichte, weil die Sache nach dem ersten Berichte noch nicht entscheidungsreif, nicht selten aber auch, weil die Nuß dem Dezernenten der Bezirksinstanz allzu hart erscheint und er sich deshalb die Sache durch eine Zwischenverfügung wenigstens für einige Zeit vom Halse schaffen will.

Nur zu häufig aber werden jetzt in Folge unzureichender Kenntniß der örtlichen Verhältnisse Einleitungen zu Maßnahmen getroffen, welche keine Aussicht auf Erfolg haben und schließlich mit Weglegen der Akten endigen. Auch wenn der Landrath abmahnt, weil er in Folge seiner besseren Kenntniß von Land und Leuten den Mißerfolg vorhersieht, wird keineswegs immer oder auch nur überwiegend von dem Plane Abstand genommen, bevor nicht die Instruktion der Sache durchgeführt, mit den Betheiligten verhandelt und über das Ergebniß berichtet worden ist. Gehört erst die Sache zur Zuständigkeit der Kreisbehörde, so wird natürlich von der Inangriffnahme solcher vergeblicher Anläufe nicht mehr die

Rede sein und es wird viel an Zeit, Kraft und Papier gespart, zugleich auch manche unnöthige Belästigung und Beunruhigung der Bevölkerung vermieden werden. Die Vereinigung der Entscheidung mit der Vorbereitung und Ausführung in der Hand des Landraths führt somit nothwendig zwar zu einer Vermehrung seiner Verantwortlichkeit, andererseits aber zu einer Vereinfachung und Verminderung seiner Geschäfte, so daß unter der Voraussetzung der ständigen Beiordnung eines Assessors als Bureauchefs auch der Landrath von Schreibwerk und anderem Ballast entlastet und in Stand gesetzt werden wird, seine Kraft mehr, als bisher, den sachlich bedeutenden Aufgaben seines Amtes zu widmen.

Die Vortheile der geplanten Dezentralisation beschränken sich indessen keineswegs auf die Entlastung der jetzt durch Geschäftsüberhäufung an der vollen Erfüllung ihrer Aufgaben gehinderten Behörden und auf die Vereinfachung des Geschäftsganges. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß eine ungleich größere Gewähr für sachliche Richtigkeit der Verwaltungsmaßregeln der ersten Instanz gegeben ist, wenn Vorbereitung und Entscheidung durch dieselbe Behörde erfolgt, als wenn jetzt die Bezirksbehörde auf Grund des beim Landrathsamt verhandelten Aktenmaterials entscheidet. Namentlich da bei der Entscheidung die volle Kenntniß von Land und Leuten, welche der Landrath vor dem Regierungsdezernenten, der Kreisausschuß vor dem Bezirksausschuß voraus hat, verwerthet werden kann. Bis zu einem gewissen Grade trifft dies auch betreffs der von dem Minister auf den Oberpräsidenten übergegangenen Geschäfte zu. Auch hierbei wird der Uebelstand des Regierens vom grünen Tische sich um etwas mildern.

Der sachlich richtigen Behandlung der dem Oberpräsidenten und dem Landrath neu zuzuweisenden Geschäfte wird ferner auch der enge Zusammenhang dieser beiden Amtsstellen mit der kommunalen Selbstverwaltung zu Gute kommen. Nicht nur die Thätigkeit der staatlichen und kommunalen Organe, welche sich vielfach berührt und ergänzt, bleibt so in Uebereinstimmung und man läuft nicht Gefahr, wegen Mangels gegenseitigen Verständnisses das eine Pferd vor, das andere hinter den Wagen zu spannen, sondern die nahe Berührung mit der freieren positiv schaffenden Selbstverwaltung wird auch befruchtend auf die Wahrnehmung der Staatsgeschäfte wirken und die Staatsbehörden vor bureaukratischer Erstarrung und Unfehlbarkeitsdünkel bewahren.

Endlich ist es für die Autorität des Staates, über deren Rück-

gang nicht mit Unrecht geklagt wird, von der größten Bedeutung, daß die obrigkeitliche Gewalt des Staates, wie zur Zeit der Errichtung der Bezirksregierungen bei dieser, wieder an einer Stelle, dem Landrath oder Gemeindevorstand eines Stadtkreises zusammengefaßt wird und dem Staatsbürger gegenüber einheitlich in Erscheinung tritt, während sie jetzt an verschiedenen Stellen zersplittert ist und demzufolge nicht recht voll mehr zum Bewußtsein der Bevölkerung gelangt. Dazu gehört, was an sich freilich selbstverständlich ist, allerdings, daß die technischen Organe der allgemeinen Landesverwaltung und ebenso die Spezialkommissare mit dem allein mit Imperium ausgerüsteten Landrath in organische Verbindung gebracht werden, wie dies in den Schulgesetzentwürfen betreffs der Kreisschulinspektoren vorgesehen war und in dem hannoverschen Wassergesetz betreffs der Wasserbau-Inspektoren vorgesehen ist. Bei der gehobenen Stellung, welche dem Landrath in der vorgeschlagenen Neueinrichtung der Verwaltungsbehörden zukommt, werden auch die Tschinrücksichten, welche zur Zeit einer festen Angliederung der technischen Beamten an das Landrathsamt vornehmlich entgegenstehen, einer solchen nicht mehr hinderlich sein.

So schwerwiegende grundsätzliche und praktische Gründe aber auch für die Verlegung des Schwerpunktes der provinziellen Landesverwaltung in das Oberpräsidium und das Landrathsamt ins Gewicht fallen, so stößt eine solche Reform unserer Verwaltungsbehörden doch unverkennbar auf großen Widerstand. Liberale und Centrumsleute scheuen die davon zu erwartende Verstärkung des Ansehens und des Einflusses und zwar auch des politischen Einflusses des Landraths. Die Nationalliberalen, welche früher unbefangener urtheilten, stehen unter dem Eindrucke ihrer hannoverschen Beschwerden gegen einen Theil der altpreußischen Landräthe jetzt zum Theil auf demselben Standpunkte. Abgesehen aber davon, daß solche Parteirücksichten gegenüber den schwerwiegenden staatlichen Interessen, welche bei der sachgemäßen Neuordnung unseres Verwaltungsapparates mitsprechen, nicht entscheidend ins Gewicht fallen, wird dabei ganz übersehen, daß bei Durchführung des Planes der Landrath in Folge der Befestigung seiner Stellung und seiner engeren Verbindung mit der Kreiskommune der Gefahr entrückt wird, zu einem politischen Agenten der jeweiligen Regierung herabgedrückt zu werden.

Die Konservativen scheinen von der Einführung des Statthaltereisystems eine ihnen nicht zusagende Besetzung der Ober-

präsidien zu befürchten; die Fülle verantwortlicher Arbeit, welche das Korrelat der Hebung der Stellung bildet, liefert aber die Gewähr dafür, daß die künftigen Oberpräsidenten aus keinem anderen Holze geschnitzt sein werden, als jetzt Minister und Oberpräsidenten. Fürsten von der Tüchtigkeit des Oberpräsidenten von Schlesien wird man sich auch in der Folge gern als Spitze der Provinzialverwaltung gefallen lassen können. Schwerer fällt bei den meisten Konservativen als Gegengrund auch wohl der lebhafte Wunsch ins Gewicht, das Institut des angesessenen Landraths aufrecht zu erhalten. Allein sie bedenken nicht, daß nach der Entwicklung des letzten Menschenalters diese Einrichtung auch ohne Verwaltungsreform dem Untergange unrettbar verfallen ist und daß, wenn man über dem Bestreben, deren Ueberreste zu galvanisiren, verabsäumt, das berufsamtliche Landrathsamt so einzurichten, daß ihm die wesentlichen Vorzüge des angesessenen Landraths erhalten bleiben, man ernstlich Gefahr läuft, dieses Amt allmählich in eine Souspréfecture umgewandelt zu sehen. Der wirkliche Staatsmann wird sich von Rücksichten auf absterbende Glieder des Staatsorganismus nicht leiten lassen dürfen, sondern von dem, was lebens- und entwicklungsfähig ist, ausgehen müssen. Alle diese parlamentarischen Widerstände würden unter diesen Umständen gegenüber einem kräftigen Vorgehen der Regierung schwerlich stichhalten.

Aber auch hier begegnet man überwiegend Einwendungen. Die verwaltungstechnischen und dienstpragmatischen Bedenken, welche gegen die Aufhebung der Regierungspräsidien laut geworden sind, erledigen sich, wenn diese Amtsstellen nach meinem Vorschlage vorerst nicht beseitigt, sondern nur auf einen von einem Manne übersehbaren Geschäftskreis eingeschränkt werden. Der Einwand, daß für eine solche einheitliche Reform die Verhältnisse in den verschiedenen Theilen des Staates zu ungleichartig seien, kann ebensowenig als durchschlagend anerkannt werden. Trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse ist die jetzige Organisation der Verwaltung mit geringen Abweichungen überall durchgeführt, und zwar selbst um den Preis so fragwürdiger Einrichtungen, wie die Auseinandersetzung des Oberpräsidiums und der einen Bezirksregierung in Schleswig-Holstein und die Schaffung eines Provinziallandtages für Hessen-Nassau, während diese Provinz gar keinen Kommunalverband bildet. Eine schematische Uniformität der Organisation ist aber auch weder nothwendig noch zweckmäßig. So könnte man in den genannten beiden Provinzen in der Vereinfachung

sehr wohl noch einen Schritt weiter gehen, als in den übrigen Theilen der Monarchie. Der langjährige frühere Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr von Steinmann, war wenigstens der Ansicht, daß bei entsprechender Dezentralisation der Bezirksverwaltung auf die Kreise dort Regierungspräsident und Regierung füglich ganz entbehrt werden könnten. In Hessen-Nassau könnte unter derselben Voraussetzung recht gut das Oberpräsidium fortfallen, indem seine Geschäfte dem Regierungspräsidenten mit übertragen würden. Trägt man wegen der Kleinheit der landräthlichen Kreise, der Wahrnehmung der ortspolizeilichen Geschäfte durch die Landräthe und die kleinen kreisfreien Städte gegen eine so weitgehende Dezentralisation der Verwaltungsgeschäfte auf die Kreise, wie vorgeschlagen, für die Provinz Hannover entscheidende Bedenken, so würde es kein Unglück sein, wenn man den meist nicht besonders großen dortigen Regierungen vorerst noch einen größeren Theil ihrer Geschäfte beließe. Ich theile diese Bedenken wegen der weitgehenden Zuständigkeit der alten hannoverschen Aemter zwar nicht, würde aber eine kleine Unvollkommenheit der Organisation lieber in Kauf nehmen, als die ganze Reform an derselben scheitern zu lassen.

Das Widerstreben unserer Bureaukratie hat aber noch eine Reihe tieferer innerer Gründe. Wie in allen etwas senil gewordenen Institutionen, ist in ihr an sich die vis inertiae sehr stark. Es kommt hinzu, daß mächtige Glieder der Bureaukratie, wie diese als Ganzes, bei einer nach dem Prinzip der Dezentralisation durchgeführten Reform eine beträchtliche Einbuße an Einfluß erleiden müßten. Dies gilt von Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren, welche bei der Geschäftsüberbürdung mancher Ministerien sich für ihr Ressort einer ungleich größeren Selbständigkeit erfreuen, als wenn der Minister seiner persönlichen Verantwortlichkeit gerecht werden könnte, sowie von Regierungspräsidenten und Regierungsräthen. Die Oberpräsidenten und mehr noch die Landräthe, welche nach der Reform den Angelpunkt der staatlichen Verwaltung in den Provinzen bilden würden, sind in den Augen der Orthodoxie vom grünen Tische nicht recht zünftig. Beide stehen in dem nicht unbegründeten Verdachte, um der Sache willen auch einmal nicht nach Schema F zu verfahren und im Verkehr mit Land und Leuten ketzerische Anschauungen über die alleinseligmachende Aktenarbeit gewonnen zu haben. Der Oberpräsident steht überdies in enger Berührung mit der bösen Selbstverwaltung, der Landrath sogar

mit dem einen Beine ganz in ihr. In der That hat ja auch die obere wie die subalterne Bureaukratie zu Befürchtungen allen Anlaß. Mit der von Jahr zu Jahr zunehmenden Herrschaft des grünen Tisches und der Schreibstube würde durch die Dezentralisation der Verwaltung gründlich aufgeräumt werden, und wer am grünen Tisch und in der Schreibstube seine Existenzberechtigung findet, wird diese ernstlich bedroht sehen müssen. Gerade aber die Beseitigung des Ueberwucherns der Bureaukratie, des Schreibwerks, des Aktenregiments bildet ja die nothwendige Vorbedingung, wenn die Mühle der Verwaltung nicht mehr bloß klappern, sondern wieder voll Mehl liefern soll. Das Widerstreben eines großen Theils der Bureaukratie liefert daher geradezu den Beweis, daß die volle Durchführung der Dezentralisation das richtige Mittel ist, unsere Verwaltung wieder auf die Höhe der Leistungsfähigkeit zu bringen.

Die Verwaltungsreform liegt genau so in der Luft, wie 1890 die Steuerreform. Es bedarf nur eines zweiten Miquels, um diese Aufgabe so vollständig zu lösen, wie die der Steuerreform gelöst ist.

Die Untersuchungshaft.

Von

Landrichter A. Bozi.

Die Vorschriften der Strafprozeßordnung sind bislang so wenig Gemeingut der Gebildeten geworden, daß man an die Oeffentlichkeit mit Vorschlägen zur Reform einer strafprozessualen Einrichtung nicht herantreten darf, ohne sie zunächst inhaltlich soweit darzustellen, als ihre Kenntniß zum Verständniß der Vorschläge erforderlich ist. Diese Gleichgiltigkeit gegen ein unsere Lebensinteressen so unmittelbar berührendes Gesetz findet ihre Erklärung im Wesentlichen darin, daß nach gesellschaftlicher Anschauung Strafrecht und Strafprozeß nur für die allerunterſten Schichten der Bevölkerung vorhanden sind, während doch die alltäglichen Erfahrungen ergeben, daß auch der Gebildete mit dem Strafrichter in Konflikt kommen kann. So ist denn auch von der Untersuchungshaft im Durchschnitt nicht mehr bekannt, als daß sie gegen Personen, die eine Strafthat begangen haben, zur Anwendung kommt; unter welchen Voraussetzungen dies geschieht, wie der Untersuchungsgefangene behandelt wird, darum kümmert man sich wenig, bis einmal ein Strafprozeß mit der Freisprechung einer angesehenen Person endigt, nachdem dieselbe vorher in Untersuchungshaft gesessen hatte, oder bis einmal durch einen Mißgriff der Polizei eine „anständige" Dame festgehalten wird. Dann nehmen sich die Zeitungen der Sache an. Aber die meisten bleiben bei dem einzelnen Falle stehen; sie fragen nicht, wie viele ähnliche Fälle dahinter stecken, von denen die Oeffentlichkeit nichts erfährt und stellen ihre Forderungen demgemäß auch so, daß jener Fall nicht wieder vorkommen dürfe, wobei sie denn schließlich mit einer Maßregelung des betreffenden Beamten und einer neuen Verfügung von oben sich bescheiden. Sie wissen ja gar nicht, wie wenig das bedeutet, und wo die Ursache liegt, bei der man ansetzen muß.

Ich habe im Jahre 1897 in einer Schrift über „die Reform der Untersuchungshaft" die Mängel des zeitigen Zustandes systematisch dargestellt und einen gesetzlich formulirten Abänderungsvorschlag gemacht. Eine große Anzahl führender Blätter hat sich mit dieser Schrift beschäftigt, wodurch meine Ueberzeugung gerechtfertigt ist, daß es sich hier um eine sehr dringliche Frage handelt. Es wird zudem hervorgehoben werden, daß auf diesem Gebiete die Reformbestrebungen in dem Gesetze, betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898 einen erheblichen Fortschritt zu verzeichnen haben, so daß wirklich der Zeitpunkt gekommen ist, um das gebildete Publikum anzurufen.

Da die sofortige Festnahme eines Verbrechers im Interesse der Strafverfolgung erforderlich sein kann, die Anrufung des vielleicht entfernten Gerichtes aber mit Zeitverlust verbunden ist, so gestattet die Strafprozeßordnung den Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes, unter Umständen selbst jeder Privatperson, den Thäter einer strafbaren Handlung unter bestimmten Voraussetzungen vorläufig festzunehmen. Diese vorläufige Festnahme wird regelmäßig von ganz beschränkter Dauer sein. Denn der Festgenommene ist unverzüglich dem Richter vorzuführen, der spätestens am Tage nach dieser Vorführung die Freilassung anordnet oder einen Haftbefehl erläßt. Hinsichtlich der zulässigen Dauer der richterlichen Untersuchungshaft kommt Folgendes in Betracht:

In allen wichtigeren Sachen pflegt der Anklageerhebung ein eingehendes schriftliches Untersuchungsverfahren voranzugehen, die Voruntersuchung. Innerhalb dieser ist der Untersuchungsrichter befugt, den Angeschuldigten in Haft zu halten, und da die Dauer der Untersuchung ganz von den konkreten Verhältnissen, dem Umfang der Sache, der Auffindbarkeit und dem Wohnorte der Zeugen, ja von der Belastung des Gerichts abhängt, so gehört es durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß schon in der Voruntersuchung der Angeklagte viele Monate in der Untersuchungshaft verbringt. Nach Schluß der Voruntersuchung entscheidet auf Grund des gesammelten Materials die Strafkammer, ob der gegen den Angeschuldigten erbrachte Verdacht die Anberaumung einer Hauptverhandlung rechtfertigt. Bejahenden Falls wird das Hauptverfahren vor dem zuständigen Gerichte eröffnet und gleichzeitig über die Fortdauer der Untersuchungshaft befunden. Der hier bestätigte Haftbefehl bleibt bis zur Aburtheilung des Angeklagten,

regelmäßig also wiederum mehrere Wochen in Kraft. In minder wichtigen Sachen, d. h. in solchen, für die entweder das Schöffengericht zuständig ist, oder, soweit in Strafkammersachen eine Voruntersuchung nicht stattgefunden hat, ist nur derjenige Richter, der auf die Anklage der Staatsanwaltschaft über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheidet, zur Erlassung eines zeitlich unbeschränkten Haftbefehls befugt, aber es kann auch in solchen Sachen eine monatelange Untersuchungshaft stattfinden, wenn beispielsweise wegen Unerreichbarkeit eines Zeugen die Hauptverhandlung vertagt werden muß, oder wenn das verurtheilende Erkenntniß auf Revision aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an das Instanzgericht zurückgewiesen wird. Die Regel ist aber hier, daß der richterliche Haftbefehl zunächst vom zuständigen Amtsrichter erlassen wird. Die längste Dauer dieses Haftbefehls beträgt vier Wochen. Während dieses Zeitraums wird die Anklage erhoben und nunmehr mit der Eröffnung des Hauptverfahrens vom Richter über die Fortdauer der Haft beschlossen.

Der erlassene Haftbefehl ist aufzuheben, falls der Grund der Verhaftung wegfällt. Gegen den Haftbefehl selbst kann der Angeschuldigte im Beschwerdewege die Entscheidung des höheren Richters anrufen.

Personen, die bei Begehung einer Strafthat auf frischer That betroffen werden, können, falls sie der Flucht verdächtig sind oder ihre Persönlichkeit nicht sofort festgestellt werden kann, von jedermann vorläufig festgenommen werden.

Abgesehen von diesem seltenen Falle, sind die Voraussetzungen der polizeilichen Festnahme und der richterlichen Haft dieselben, und wenn die erstere auch vermöge ihrer zeitlichen Beschränkung an Bedeutung zurücktritt, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß der Richter bei seiner Entscheidung zunächst auf die Feststellungen der Polizeibehörden angewiesen ist und daß er nicht geneigt sein wird, durch Freilassung des Beschuldigten die Polizeiorgane bloßzustellen. Dazu ist bei den unteren Polizeiorganen die Gefahr unzutreffender Beurtheilung der Sachlage größer als bei dem Richter. Handelt es sich somit bei der polizeilichen Festnahme nicht minder wie bei der richterlichen Untersuchungshaft um tief einschneidende Maßregeln, so wird man hier wie dort vom Gesetzgeber die gleiche Vorsorge verlangen, daß die Verhaftung eines Beschuldigten nur erfolgt, wo sie im Interesse der Strafverfolgung

und mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache unbedingt erforderlich ist.

Die Voraussetzung einer jeden Verhaftung ist, daß der Beschuldigte eines Verbrechens oder Vergehens, also einer mit dem Tode, Zuchthaus, Festungshaft, Gefängniß oder Geldstrafe von über 150 Mark bedrohten Handlung dringend verdächtig ist. Bei dem dringenden Verdacht einer Uebertretung, d. i. einer mit Haft oder mit Geldstrafe bis 150 Mark bedrohten Handlung ist die Verhaftung nur zulässig, wenn der Beschuldigte gleichzeitig ein Heimathloser oder Landstreicher ist, der sich über seine Person nicht ausweisen kann, oder ein Ausländer, bezüglich dessen begründeter Zweifel besteht, daß er vor Gericht sich stellen werde. Dieser dringende Verdacht einer strafbaren Handlung würde für sich allein aber nur die Folge haben, daß der Angeschuldigte vor dem Gericht in der Hauptverhandlung sich zu verantworten hätte und event. nach materiellem Rechte zu Strafe zu verurtheilen wäre. Soll der Angeschuldigte bereits vorher in Haft gebracht werden, so müssen noch andere Umstände hinzukommen, er muß nämlich

entweder der Flucht verdächtig sein,

oder es müssen Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten, oder

daß er Zeugen oder Mitschuldige zu einer falschen Aussage oder Zeugen dazu verleiten werde, sich ihrer Zeugnißpflicht zu entziehen.

Selbstredend muß der Angeschuldigte, falls seine Flucht in Aussicht steht und falls die Wichtigkeit der Sache eine ihn so schwer schädigende Sicherheitsmaßregel wie die Freiheitsentziehung rechtfertigt, alsbald dingfest gemacht werden, andernfalls gerade die schwersten Verbrechen ungesühnt bleiben würden. Hier heißt es also lediglich, Vorsorge treffen, daß die Verhaftung nicht erfolgt, ohne daß jene Voraussetzungen thatsächlich vorliegen. Dagegen wird der zweite Haftgrund, die sogenannte Kollusionshaft, von der Mehrzahl der Kriminalisten verworfen und andererseits in einer Weise vertheidigt, die die Vertheidiger selbst zu Anklägern macht. Denn mit der Kollusionshaft wird von dem Angeklagten verlangt, daß er durch Erhaltung der gegen ihn vorliegenden Beweise zu seiner Ueberführung beitrage. Dieses Verlangen widerstreitet aber dem Anklageprinzip, wonach der Angeschuldigte der Anklage gegenüber sich passiv verhalten, seinerseits den Schuldbeweis erwarten darf. Mag aber früher aus praktischen Gründen eine solche Beschränkung

gerechtfertigt gewesen sein, so stehen doch in der sofortigen Beschlagnahme der Ueberführungsstücke, in der eidlichen Vernehmung der Zeugen, vor allem aber in der freien Beweiswürdigung, die auf Verdunkelung des Thatbestandes gerichtete Bestrebungen des Angeschuldigten als Belastungsmomente verwerthen kann, so viele Sicherungsmittel zur Verfügung, daß es einer Einsperrung des Angeschuldigten nicht bedarf, und es zum mindesten der Erwägung werth ist, ob ihm nicht mit dem gleichen Erfolge für die Untersuchung lediglich das Betreten bestimmter Räumlichkeiten untersagt werden könnte. Mit einem solchen Verbot wären namentlich in Prozessen jüngster Zeit Erfolge zu erzielen gewesen, wo es darauf ankam, einem Beschuldigten die Einwirkung auf Korrespondenzen und kaufmännische Bücher unmöglich zu machen. Der möglichen Zweckmäßigkeit der Kollusionshaft in einzelnen Fällen steht zudem bei der Dehnbarkeit der Bestimmung die große Gefahr gegenüber, daß diese Haft zu einer willkürlichen, vom Gesetze nicht gewollten Freiheitsberaubung ausgenutzt werde.

Neben der Festlegung der allgemeinen Voraussetzungen, unter denen im Vorverfahren eine Verhaftung erfolgen darf, ist es die fernere Aufgabe des Gesetzgebers, dafür zu sorgen, daß seinen Bestimmungen gemäß verfahren, und daß die Haft nicht verhängt werde, ohne daß jene allgemeinen Voraussetzungen auch im konkreten Thatbestande vorliegen.

Da für die polizeiliche Festnahme vor allem Schleunigkeit geboten sein kann, so wird hier Gewicht hauptsächlich auf die sorgsamste Auswahl geeigneter Kriminalpolizeibeamten zu legen sein, d. h. auf Personen, die ihre Befähigung nicht sowohl durch Schneidigkeit, als vielmehr durch ein besonnenes Benehmen und Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen bewiesen haben. Statt daß in kleinen Städten die Uebernahme in den Polizeidienst unmittelbar aus dem Kleinbürger- oder Arbeiterstande erfolgt auf Grund unbescholtener militärischer Führung, wird man die Errichtung von Unterrichtsanstalten in Erwägung zu ziehen haben, in denen die Polizeianwärter auf ihren wichtigen Beruf vorbereitet werden. Der Richter muß dagegen durch das Erforderniß einer sorgfältigen Begründung seiner Entscheidung zu einer genauen und gewissenhaften Prüfung der Sachlage gezwungen und es muß durch die Gestaltung des Verfahrens dem Angeklagten Gelegenheit gegeben werden, sich gegen den Haftantrag erschöpfend zu vertheidigen.

Unter der Begründung einer Entscheidung versteht man neben der Bezeichnung und Auslegung der maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen namentlich die Angabe derjenigen Thatsachen, auf welchen die richterliche Ueberzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit eines bestimmten Vorganges beruht. In diesem Sinne verordnet die Civilprozeßordnung — § 286 —, daß in dem Urtheil die Gründe anzugeben seien, welche für die richterliche Ueberzeugung bei der Beweiswürdigung leitend gewesen seien, und in dem gleichen Sinne verlangt die Strafprozeßordnung — § 266 — für die Gründe eines verurtheilenden Erkenntnisses die Angabe der für erwiesen erachteten Thatsachen, in welchen die gesetzlichen Merkmale der strafbaren Handlung gefunden sind, sowie die Angabe derjenigen anderen Thatsachen, aus denen der Beweis gefolgert ist.

Wie wenn der Gesetzgeber nun von der besonderen Gefährlichkeit der Kollusionshaft überzeugt wäre, hat er es im § 112 der Strafprozeßordnung dem Richter zur Pflicht gemacht, diejenigen Thatsachen aktenkundig zu machen, in denen er den Kollusionsverdacht erblickt; aber mit dieser Sonderbestimmung hat er andererseits zum Ausdruck gebracht, daß er für den Haftbefehl wegen Fluchtverdacht das gleiche Erforderniß nicht aufstelle. Da die überlasteten Gerichte Vereinfachung und Zeitersparniß erstreben, so hat die Praxis denn auch nicht ermangelt, jenen Unterschied auszubilden und von einer materiellen Begründung des Haftbefehls wegen Fluchtverdachts vollständig abzusehen. Ich mindestens nenne es keine materielle Begründung, wenn je nach Bedarf zwischen einer Anzahl allgemeiner und typischer Formeln in der Weise unterschieden wird, daß von zwei Angeschuldigten der eine wegen seines Vermögens, das ihm die Mittel zur Flucht gewähre, der andere wegen seiner Vermögenslosigkeit in Haft behalten wird, da er durch nichts davon abgehalten werde, sich der Bestrafung durch die Flucht zu entziehen. Hiermit ist allerdings der Formelschatz noch nicht erschöpft, sondern der Angeschuldigte kann auch, weil er ledig ist, und auf seine Familie keine Rücksicht zu nehmen hat, oder weil er als verheiratheter Mann seiner Familie die Schande ersparen will, das Weite suchen. Einen solchen Grund findet man immer, und wenn es auch nur die bekannte Nähe der Grenze wäre, oder was man ebensogut anführen könnte, die Schnelligkeit der Züge, die es dem Angeschuldigten ermöglichen, binnen wenigen Stunden außer Landes zu sein. Dem Leser klingt diese Schilderung vielleicht scherzhaft,

die hinter ihr liegende Wirklichkeit ist aber für den Angeschuldigten bitterer Ernst, wenn er durch einen Federstrich für Monate hinter Schloß und Riegel gebracht wird.

Das Gesetz geht noch weiter: Es zwingt den Richter nicht nur nicht zu einer materiellen Begründung seines Haftbeschlusses, sondern es entbindet ihn davon sogar ausdrücklich, indem es für das ganze Gebiet der Verbrechen den Fluchtverdacht mit dem dringenden Verdachte der Thäterschaft ohne Weiteres für festgestellt erachtet. Während also bei dem Verdachte eines einfachen Diebstahls der Richter mindestens eine Begründung in Gestalt einer Phrase zu geben hat, kann derjenige, der einer schweren Urkundenfälschung, einer Nothzucht, eines Meineides &c. verdächtig ist, ohne Weiteres in Untersuchungshaft genommen werden, und zwar ohne Rücksicht, ob die That vollendet oder nur versucht ist. Es leuchtet ein, daß eine solche Bestimmung nur aus der Höhe der Strafe erklärlich ist, indem man annahm, daß derjenige, der Zuchthausstrafe oder gar die Todesstrafe zu erwarten hat, diese nicht freiwillig über sich ergehen lassen werde. Die Uebertragung dieses an sich berechtigten Schlusses in das Gesetz ist aber wieder rein formal geschehen; es bleibt nämlich unberücksichtigt, daß nicht die an sich auf eine solche That anwendbare Strafe, sondern nur die ihm im betreffenden Falle drohende Strafe den Angeschuldigten zur Flucht bewegen wird, und daß die That, zumal wenn sie aus dem Versuchsstadium nicht herausgetreten ist, so milde liegen kann, daß der Thäter an eine Flucht garnicht denkt. Gerade die angezogenen Fälle gehören hierher, wenn beispielsweise jemand unter Vorzeigung einer gefälschten Vollmacht auf fremde Rechnung sich einige Nahrungsmittel erschwindelt; wenn bei der versuchten Nothzucht die Geschädigte bei früherer Gelegenheit dem Thäter entgegengekommen war; wenn der Meineidige durch Angabe der Wahrheit sich selbst eines Verbrechens oder Vergehens bezichtigt haben würde oder wenn er seine falsche Aussage rechtzeitig bei der zuständigen Behörde widerrufen hat.

Selbst wenn der Richter aber die vorliegenden Thatsachen sorgfältig prüft, so fehlt es doch an der Gewähr für die Vollständigkeit des Materials und namentlich dafür, daß die Vertheidigung des Angeschuldigten zu ihrem Rechte kommt. Indem der Gesetzgeber hier den Richter auf den Akteninhalt und dasjenige, was ihm sonst zugetragen wird oder was er von Amts wegen ermittelt, verweist, macht er sich der schon gerügten Folgewidrigkeit schuldig,

daß er nämlich die ihm zu Gebote stehenden Mittel der Wichtigkeit der Sache nicht anpaßt. Vom Standpunkte der modernen Prozeßgesetzgebung werden die Rechte der Parteien am sichersten in der mündlichen Verhandlung gewährleistet. Für das Civilverfahren ist es die Regel, daß die Entscheidungen des Gerichts auf Grund öffentlicher mündlicher Verhandlung erfolgen. Die Strafprozeßordnung bestimmt ein Gleiches allerdings nur für die Hauptverhandlung; die Erklärung liegt aber darin, daß alles, was der letzteren vorhergeht, lediglich zur Vorbereitung dient und in der Hauptverhandlung wiederholt werden muß. Formell ist auch die Entscheidung über die Untersuchungshaft vorbereitend, materiell, d. i. in ihren Folgen ist sie aber für den Betroffenen vielfach wichtiger als das Urtheil. Diese Thatsache läßt der Gesetzgeber außer Acht, wenn er für eine Verurtheilung zu einer Geldstrafe von über 150 Mark oder eine Freiheitsstrafe von über 6 Wochen eine vorhergehende mündliche Verhandlung für unbedingt erforderlich erachtet, in allen Fällen einer Aburtheilung und handelte es sich um eine Geldstrafe von 1 Mark, dem Angeklagten aber ermöglicht, durch seinen Antrag die mündliche Verhandlung herbeizuführen, während er andererseits dem Angeschuldigten dieses wichtige Schutzmittel gegenüber der ihn viel schwerer treffenden langwierigen Untersuchungshaft versagt. Hier muß der Gesetzgeber dem Angeschuldigten das Recht, eine mündliche Verhandlung über den Haftbefehl zu verlangen, zum mindesten gewähren, wie es in England bereits der Fall ist, wofern er sich nicht dazu versteht, die der Wichtigkeit der Sache entsprechende obligatorische mündliche Verhandlung einzuführen.

Wer sich solchen Erwägungen gegenüber mit dem Hinweis auf die Gewissenhaftigkeit unseres Beamtenthums bescheidet, der verkennt den Ernst der Lage; er übersieht besonders, daß die gesetzliche Möglichkeit besteht, schon wegen einer unter Umständen mit Geld oder geringer Gefängnißstrafe zu ahndenden Handlung, wie Beleidigung, Widerstands gegen die Staatsgewalt 2c., Handlungen, die auch sonst achtbaren Menschen immerhin passiren können, den Angeschuldigten monatelang in Untersuchungshaft zu halten.

In einem neueren Falle, wo einer Verurtheilung zu einer Gefängnißstrafe von sechs Monaten eine etwa einjährige Untersuchungshaft vorausgegangen war, war es aber nicht sowohl die Inhaftirung selbst, als die Dauer der Haft, wodurch die Kritik heraus-

gefordert wurde. Hier fragte man: War es berechtigt, die Angeschuldigten noch weiter in Haft zu halten, als sich bereits voraussehen ließ, daß ihnen eine höhere Strafe als sechs Monate Gefängniß nicht bevorstand? Wie läge der Fall, wenn das Höchstmaß der auf die Strafthat gesetzten Strafe nur sechs Monate Gefängniß betragen hätte, wie beispielsweise bei der Bedrohung aus § 241 des Strafgesetzbuchs? Wäre es auch in einem solchen Falle zulässig gewesen, den Angeschuldigten länger als sechs Monate in Haft zu halten? Die Antwort lautet: Nach dem Gesetze, ja! Nach Recht und Billigkeit, nein! Denn das Gesetz vertritt hier den theoretischen Standpunkt: Untersuchungshaft ist keine Strafe; liegen die Voraussetzungen der ersteren vor, so erleidet der Untersuchungsgefangene keine Rechtsverletzung; er hat nicht nur in der Untersuchungszelle zu warten, bis die Sache zur Hauptverhandlung gediehen ist, sondern er muß von Rechts wegen und regelmäßig seine ihm zudiktirte Strafe absitzen, wenn ihm nicht aus besonderer Billigkeit wie im angedeuteten Falle die Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet wird. Damit schlägt aber der Gesetzgeber den thatsächlichen Verhältnissen ins Gesicht, indem er sich darüber hinwegsetzt, daß es hinsichtlich des erduldeten Uebels für den Angeschuldigten völlig gleich ist, ob er im Untersuchungsgefängniß zu Moabit oder im Strafgefängniß zu Plötzensee sitzt, oder, worin in kleineren Verhältnissen der Unterschied besteht, ob er in der Liste der Untersuchungsgefangenen oder in der Liste der Strafgefangenen geführt wird.

Die Untersuchungshaft können wir nicht entbehren, aber wir dürfen uns nicht dagegen verschließen, daß wir dem Untersuchungsgefangenen ein der Strafe gleichkommendes Uebel zufügen. Auf dieses Zugeständniß hat er ein Recht und auch darauf, daß die Folgerungen daraus gezogen werden.

Danach muß die Untersuchungshaft der Strafe hinsichtlich der Verbüßung gleichgestellt werden, ebenso wie es bereits heute nach § 482 der Strafprozeßordnung geschieht bezüglich derjenigen Untersuchungshaft, welche der Angeklagte nach rechtskräftiger Verurtheilung erleidet, bis er zur Strafverbüßung abgeführt wird.

Die Untersuchungshaft muß zunächst aufgehoben werden, sobald der Angeschuldigte so lange in Haft gewesen ist, daß die zu erwartende Strafe damit verbüßt sein würde. Diesem Vorschlage ist in der Presse unter Hinweis auf die abweichenden Anschauungen der Richter hinsichtlich der Strafzumessung die Schwierigkeit ent-

gegengehalten, über die Höhe der zu erwartenden Strafe ein Urtheil zu gewinnen. Dieser Einwand fällt zunächst, soweit das Höchstmaß der an sich zulässigen Strafe als Maßstab für die längste Dauer der Untersuchungshaft verwerthet und etwa bestimmt werden würde, daß die Dauer der Untersuchungshaft das Höchstmaß der auf die Strafthat angedrohten Strafe nicht übersteigen dürfe. Es würde dann beispielsweise ein der Bedrohung mit der Begehung eines Verbrechens Angeschuldigter nicht länger als sechs Monate, ein des gewerbsmäßigen Glücksspiels Angeschuldigter nicht länger als zwei Jahre in Untersuchungshaft gehalten werden dürfen. Aber auch darüber hinaus wird man dem Richter ein ungefähres Urtheil über die zu erwartende Strafe zutrauen dürfen, ebenso wie der Gesetzgeber bereits jetzt ein solches von ihm verlangt, wenn er im § 75 des Gerichtsverfassungsgesetzes der das Hauptverfahren eröffnenden Strafkammer gestattet, die Verhandlung und Entscheidung der Sache dem Schöffengericht zu überweisen, „wenn nach den Umständen des Falles anzunehmen ist", daß auf keine höhere Strafe als drei Monate Gefängniß ꝛc. zu erkennen sein werde. Eine Uebertragung dieses Gedankens in das Gesetz würde am einfachsten in der Weise geschehen, daß bereits in dem Haftbefehl die längste Dauer der Untersuchungshaft anzugeben wäre und daß der Angeschuldigte auch im Laufe der Untersuchung unter Berufung auf hervorgetretene Strafminderungsgründe Aufhebung des Haftbefehls verlangen könnte, wie ich dies im § 4 meiner angezogenen Schrift des Näheren ausgeführt habe. Uebrigens würde eine solche Bestimmung in der Praxis voraussichtlich weniger vorzeitige Entlassungen als schleunigere Aburtheilungen zur Folge haben, womit man einem berechtigten Wunsche nach Beschleunigung des Verfahrens entgegenkäme.

Mit dem Zugeständniß, daß die Untersuchungshaft als eine vorweggenommene Strafverbüßung anzusehen ist, wäre des Weiteren bereits ausgesprochen, daß die erlittene Haft auf die demnächst erkannte Strafe zur Anrechnung zu kommen habe, eine bereits bei der Berathung unseres Strafgesetzbuchs mehrfach aufgestellte Forderung, die der Gesetzgeber aber nur insoweit anerkannt hat, als er im § 60 daselbst dem Richter eine solche Anrechnung *gestattet*. Diese Bestimmung hat in der Praxis eine ähnliche Einschränkung erfahren, wie der bekannte § 499 Absatz 2 der Strafprozeßordnung, der sich auf die zulässige Uebernahme der dem freigesprochenen Angeklagten erwachsenen nothwendigen Auslagen auf die Staats-

kasse bezieht, d. h. es wird von der Anrechnungsbefugniß nur in Ausnahmefällen Gebrauch gemacht, wenn die Angelegenheit dem Richter außergewöhnlich milde erscheint oder wenn eine Verschleppung der Sache gedeckt werden soll. Vermöge der Fassung des angezogenen § 60 a. a. O. kann es somit vorkommen, daß von mehreren gleichmäßig verurtheilten Personen einzelne in der Form der Untersuchungshaft eine längere Freiheitsbeschränkung erdulden als die anderen.

Was über die Dauer der Untersuchungshaft und ihre Anrechnung gesagt ist, bezog sich auf die Verurtheilten, die letzte Forderung, die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft, betrifft die Freigesprochenen. Daß derjenige, der eine Strafe erduldet hat, deren Grund nachher wegfällt, entschädigungsberechtigt sei, ist ein Grundsatz, den der Gesetzgeber in dem Gesetze, betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen vom 20. Mai 1898 bereits anerkannt hat. Es handelt sich also auch hier lediglich um eine Konsequenz des Standpunktes, wonach die Untersuchungshaft als vorweg genommene Strafvollstreckung anzusehen ist. Uebrigens ist die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft vom Deutschen Juristentage sowohl wie vom Reichstage als eine Forderung ausgleichender Gerechtigkeit anerkannt, und wenn man bei Berathung des letztgenannten Gesetzes sich darauf beschränkte, eine dahingehende Resolution zu fassen, so geschah es, weil an dieser Forderung nicht das ganze Gesetz scheitern sollte. Nach dieser Richtung bezeichnete der Abgeordnete von Buchka das Gesetz ausdrücklich als eine Abschlagszahlung. Dem gegenüber kann die Zustimmung der verbündeten Regierungen nur eine Frage der Zeit sein. Ich hebe aber besonders hervor, daß die drohende Belastung des Staatssäckels eine nicht zu unterschätzende Gewähr dafür bietet, daß in zweifelhaften Fällen mit der Untersuchungshaft sparsam vorgegangen wird.

Vom politischen Parteistandpunkte sind die aufgestellten Forderungen völlig unabhängig. Sieht man von der Aufhebung der Kollusionshaft ab, so braucht man sich nur über die Wirkung der Untersuchungshaft auf den Angeschuldigten klar zu werden und man braucht an die zeitigen Bestimmungen nur den eigenen Maßstab des Gesetzgebers anzulegen, nach dem er die Garantien für sachliche Handhabung der Gesetze der Wichtigkeit der Sache anpaßt.

Lady Byron.*)

Von

Hermann Conrad.

Wenn erst ein Schuster von sich schiebt das Leder,
Statt spitzen Pfriems greift nach der stumpfen Feder,
Wenn, seiner Bude Pechgeruch entrückt,
Er Crispin flieht und für die Musen flickt —
Wie da die Massen staunen, Beifall lärmen,
Die Damen lesen, Litteraten schwärmen!
Und ist zu witzeln dann ein Schalk beflissen,
Heißt Bosheit es; die Welt muß es ja wissen.

Diese Anfang 1809 von Byron in seinen „Englischen Barden und schottischen Rezensenten" veröffentlichten Verse enthalten die erste Anspielung auf Miss Milbanke, seine spätere Frau. Zu den lesenden Damen gehört sie vor allen; denn sie ist die Beschützerin des poetischen Schusters Blacket, auf den die Verse gemünzt sind. Dieser Schuster wurde von einem gewissen Pratt, welcher 1809 einen Band seiner Gedichte herausgab, von Dallas, dem Freunde und Verwandten Byrons, und von Miss Milbanke, die ihn bis zu seinem zwei Jahre später erfolgenden Tode in Seaham, dem Gute ihrer Eltern, verpflegte, als poetisches Genie gegründet. Einige Monate nach Veröffentlichung jener satirischen Verse schreibt sie ganz ernsthaft: „Seaham ist gegenwärtig der Aufenthaltsort eines Dichters, Namens Joseph Blacket, von der Art der Burns, dessen

*) Die nachfolgende Charakterstudie gründet sich auf das außerordentlich erweiterte und bisher zum Theil ungedruckte Material der Briefe und Tagebücher Byrons, welche die neue große Ausgabe von Prothero (bei Murray, 1898—1901) in sechs starken Bänden dem Literaturforscher unterbreitet: ganz speziell auf eine Anzahl von Briefen über, an und von Miß Milbanke und die 73 Nummern von Briefen der verschiedensten Autoren und offiziellen Schriftstücken, welche, alle auf die Trennung des Dichters von seiner Frau bezüglich, hier zum ersten Male vollständig zusammengestellt sind, und selbstverständlich auf die andern bekannten Quellen über des Dichters Leben.

einziger Besitz sein Genie ist. . . . Seine Gedichte zeigen ein hervorragendes Talent und einen umfassenden Geist."

Als dieser Mensch dann 1811 starb, wurde unter ihrer Beihilfe ein Band seiner posthumen Gedichte herausgegeben. Byron wurde nicht müde, über die Blacket-Affaire zu spotten. In seinen Anfang 1811 in Athen geschriebenen „Winken aus Horaz" nennt er ihn den „Schuster-Laureaten" und in einer hierzu gemachten Anmerkung gießt er seinen Hohn über die hohen Mäcenaten aus: sie haben ihn von seiner Flickarbeit, bei der er ein langes, glückliches Leben hätte führen können, mit Gewalt emporgerissen und für das Dichterhandwerk gepreßt; sie sind daher schuld an seinem frühen Tode. „Sie haben den Mann nach seinem Tode lächerlich gemacht, indem sie druckten, was er selbst Verstand genug gehabt haben würde, niemals drucken zu lassen. . . . Es wäre besser gewesen, seinen Körper auf einer Heide zu hängen, als seine Seele in einem Oktavbande. . . . [Nun] hätten sie ihn zu einem Gegenstande des Gespötts für das Fegefeuer gemacht." Aehnliches bekommt Dallas in Byrons Briefen nach seiner Rückkehr (Juni 1811) zu hören; er macht dem Freunde den Vorschlag, wenn er nicht wisse, wo er bleiben solle, sich bei Miss Milbanke um Schuster Joe's „Freundschafts-Hütte" zu bewerben.

Es ist eine seltene Ironie des Schicksals, daß die nämliche Dame, welche der nach Shakspere größte englische Dichter wegen ihres Ungeschmacks verhöhnt, die Frau dieses Dichters werden sollte.

Anna Isabella Milbanke war am 17. Mai 1792 geboren, also nur vier Jahre jünger als Byron. Sie war die einzige Tochter des Baronet Sir Ralph Milbanke und der Tochter des Lord Wentworth. Ihr keineswegs reicher Vater besaß zwei kleine Güter, Seaham in Durham und Halnaby in Yorkshire, auf denen sie abwechselnd ihre Jugend verbrachte. Obgleich ihre Eltern, wie sie selbst, von jener beschränkten englischen Formenfrömmigkeit waren, ließen sie ihr doch eine sehr umfassende Bildung zu Theil werden, deren Aufnahme eine nicht gewöhnliche Kraft des Verstandes und des Gedächtnisses voraussetzt. So wuchs die Kleine denn zu einer „highly accomplished lady" heran, welche in der Literatur, sogar in der griechischen, gut beschlagen war und ein gelehrtes Interesse an der Theologie hatte. Ihre Liebhabereien waren Mathematik

und — Versemachen. Um bei einer derartigen Erziehung nicht zum Blaustrumpf zu werden, dazu gehört eine Höhe des geistigen Standpunktes, von der man die Beschränkung alles menschlichen Wissens erkennen und bescheiden bleiben kann, und eine Fülle von inneren weiblichen Vorzügen, welche den eigentlichen Werth des Weibes ungeschmälert lassen und seine segensreiche vermenschlichende Wirkung in ihrem Kreise sicherstellen. — —

Selbstverständlich war sie in den Formen der besten Gesellschaft erzogen und bildete diese während ihrer Besuche in dem Londoner Heim ihrer Tante, der Gräfin Melbourne, wie alles an und in ihr, zu einer sicheren Korrektheit aus, vermochte aber niemals, mit der Gewandtheit einer geborenen Weltdame sie zu beherrschen noch zu jener Anmuth zu verklären, welche allein der Takt eines richtig empfindenden Herzens ihnen mittheilen kann. Ihr Auftreten war einfach, ohne Prätension; eine anerzogene und dann bewußt geübte Bescheidenheit, eine freundlich kühle Ruhe zeichneten sie aus.

Das Bild von Charles Hayter, das sie im Alter von 20 Jahren, also in dem Jahre, wo Byron sie zuerst kennen lernte, darstellt, zeigt keine Schönheit, aber eine in gewissem Sinne anziehende Persönlichkeit. Ihr ziemlich üppiger Körper — Byron nennt ihren Wuchs bei Medwin „vollkommen für ihre Größe" — ruht zurückgelehnt in einem Sessel, als ob sie sich im Zustande naiver Selbstvergessenheit befände. Der linke Arm stützt sich auf die Lehne, die linke Hand liegt leicht gekrümmt dem entblößten Nacken auf. In der Haltung hat der Maler offenbar die freundliche, scheinbar nachgiebige Art, in der Miss Milbanke ihm, wie anderen Menschen, entgegentrat, zur Geltung bringen wollen. Ueber beide Schultern — nach Byron „von denkbar zartestem Teint" — sind die Haare in aufgelösten Ringeln gelegt. Das Gesicht ist nicht derb, aber rund wegen der zu breiten Backenknochen; der Mund ist unfein und nichtssagend, das Kinn kräftig, die Stirn mehr breit als hoch. Der Maler hat sie den Kopf leicht zur Seite wenden lassen, offenbar wegen einer Gesichtsformation, die Byron den Kosenamen „my pippin" (mein Borsdorfer Apfel) nahelegte, vielleicht auch wegen der wenig ausdrucksvollen Augen, aus denen nur eine vollkommene Zufriedenheit mit sich und der Welt spricht. Im Ganzen also Dame Vollkommenheit. — Miss Milbanke erinnert an die „Dame mit der charakterlosen Linie" in zur Megedes Roman „Von zarter Hand", die mit der ruhigsten Selbstgewißheit, mit der vollkommensten Korrektheit die inkorrektesten Thaten vollbringt.

Byron lernte seine spätere Frau in dem Hause ihrer Tante, Lady Melbourne, in welchem deren Schwiegertochter, Lady Caroline Lamb, die leitende Rolle spielte, kennen. Er schildert den Vorgang selbst bei Medwin: „Das erste Mal sah ich Miss Milbanke bei Lady Melbourne. Es war ein unglücklicher Tag; ich erinnere mich, daß ich stolperte, als ich die Treppe hinaufging, und gegen Moore, der bei mir war, bemerkte, das sei ein übles Omen. Ich hätte der Warnung folgen sollen. Beim Eintritt in das Zimmer bemerkte ich eine junge Dame, die auf einem Sopha saß, einfacher angezogen als die übrige Gesellschaft. Ich hielt sie für die Gesellschafterin irgend einer Lady und fragte, ob meine Vermuthung richtig sei. „Sie ist eine reiche Erbin", sagte Moore im Flüstertone, der leiser wurde, wie er ihr näher kam. „Sie thäten gut, sie zu heirathen, und könnten dann Newstead (Byrons Familiensitz) wieder in Stand setzen lassen." — Miss Milbanke hatte etwas Anziehendes, und was wir hübsch nennen . . . In ihrem Auftreten lag eine Einfachheit, eine in sich zurückgezogene Bescheidenheit, welche sehr charakteristisch war und einen glücklichen Kontrast bildete zu der kalten, gekünstelten Förmlichkeit und studirten Steifheit, welche man feinen Ton nennt." Dieser vortreffliche erste Eindruck, den man von ihrem Wesen empfing, spricht sich auch in anderen Urtheilen aus.

Er wurde indessen abgeschwächt, wenn man sie reden hörte oder Briefe von ihr las. Sie zeigte dann eine Neigung zur Kleinkrämerei, zu strenger Formalität und eine Selbstgefälligkeit, welche die Pedantin verrieth. Gleichzeitig hatte sie in schriftlichen Aeußerungen große Schwierigkeit, ihre Gedanken klar und verständlich auszudrücken. „Sie ließ ihr Handeln, wie sie es nannte, von festen Regeln und Grundsätzen bestimmen, die mathematisch ausgerechnet waren", sagt Byron an einer anderen Stelle. „Sie hätte einen trefflichen Streithahn in Cambridge abgegeben. Doch muß ich gestehen, daß sie keinen Beweis von ihrer berühmten Konsequenz lieferte." Er nennt sie die „Parallelogramm-Prinzessin" und zu einer späteren Zeit „seine mathematische Medea". Ihre Eitelkeit zeigte sich in dem Vertrauen auf ihren psychologischen Scharfblick und die Unfehlbarkeit ihrer Menschenkenntniß. In ihrer pedantischen Wissenschaftlichkeit „hatte sie die Gewohnheit, den Charakter eines Menschen zu zeichnen, nachdem sie ihn ein- oder zweimal gesehen hatte. Ueber Byrons Charakter schrieb sie viele Blätter voll, aber das Portrait war so unähnlich wie möglich."

Und noch von einer anderen Seite lernen wir sie kennen, welche sich den genannten Eigenschaften passend einfügt. Lady Elizabeth Foster, deren Sohn sich um Miss Milbanke im Frühjahr 1812 vergeblich bewarb, sagt von ihr, sie wünsche Jemanden mit einem ordentlichen Vermögen zu heirathen, denn Vermögen halte sie für ein Erforderniß zu ihrem Glücke. Gut, liebenswürdig, verständig sei sie wohl, aber auch kalt, vorsichtig, berechnend. „Diese Annabella", schreibt sie an ihren Sohn, „ist ein Räthsel: sie liebt und liebt nicht, sie ist großmüthig und fürchtet sich vor der Armuth. Man kann nicht aus ihr klug werden. Ich hoffe, Du wirst um ihretwillen nicht unglücklich werden; sie ist wirklich ein Eiszapfen." — Mit diesem einen Worte spricht Lady Foster die Lösung des Räthsels aus.

Aus einem Briefe dieser Dame vom 4. Mai 1812 erfahren wir auch, daß „Byron sich ein wenig an sie heranmacht." Das stimmt auffallend mit einer Thatsache, die uns ein Brief Byrons vom 1. Mai an seine damalige Geliebte, Lady Caroline Lamb, enthüllt. Diese hat ihm einige Gedichte von ihrer Cousine Miss Milbanke zugeschickt zur Begutachtung. Er thut das in gewundenen Ausdrücken, denen man das Bestreben ansieht, nicht zu verletzen, und quält sich schließlich zu der Behauptung empor, „daß sie ein außerordentliches Mädchen sei . . . Daß sie Talente hat, mit denen sie, wenn es angemessen oder erforderlich wäre, sie zu kultiviren, Ausgezeichnetes geleistet haben würde." — Der Schluß des Briefes ist interessant: „Ich habe kein Verlangen, mit Miss Milbanke näher bekannt zu werden; sie ist zu gut für die Bekanntschaft eines gefallenen Geistes, und sie würde mir sympathischer sein, wenn sie weniger vollkommen wäre." Daß das Verhältniß zwischen Byron und Annabella bisher ein sehr entferntes gewesen ist, beweisen diese Worte und die Thatsache, daß Lady Caroline ihm Gedichte von ihr vorlegt. Diese eitle und eifersüchtige Frau, die selbst Verse machte, würde etwas Aehnliches nicht gethan haben, wenn sie ihre Cousine nicht für ganz ungefährlich gehalten hätte als Frau und als Dichterin. Miss Milbanke aber fühlte sich bei all ihrer äußeren Ruhe innerlich erregt durch die Nichtbeachtung Byrons; sie suchte daher seine Aufmerksamkeit zu fesseln, nicht, wie die andere, durch kokette Entfaltung ihrer Reize — dazu fehlt ihr der erotische Trieb — nicht durch Schwärmerei für seine Gedichte — Schwärmerei war ihr verhaßt, weil versagt; Kieselherzen brennen nicht — auch nicht durch Nachäffung der Stimmungen des Welt-

schmerzes, der Menschenverachtung, von denen man den Dichter des „Childe Harold“ dauernd besessen glaubte — zur Schauspielerin war sie zu hölzern; sondern auf ihre pedantische Art: durch ein rhythmisches Exerzitium. Denn daß der Anstoß zur Uebersendung der Gedichte von ihr ausgegangen ist, darüber kann es so wenig einen Zweifel geben wie über das Resultat der Multiplikation von zweimal zwei. In dem Verhältniß zwischen Byron und Miss Milbanke wurden die ersten Avancen von der Frau gemacht.

Nun begann ihr wohlberechnetes Spiel. Sich dem schönen, vielumworbenen Dichter an den Hals zu werfen, wie die anderen es thaten, dazu war sie zu selbstbewußt; auch traute sie wohl der Zugkraft ihrer weiblichen Reize nicht recht. Erotische Unempfindlichkeit lag ihrer Natur nahe und war praktischer. So feierte sie in Byron nur den Dichter und behandelte den Mann mit Gleichgültigkeit. Das war einerseits eine große Schmeichelei — der Dichter stand ihr hoch trotz des unvollkommenen Menschen — andererseits verletzend und herausfordernd für den verhätschelten Liebling der Frauen. Es schien fast so, als ob sein erprobtes Belagerungsgeschütz an den Mauern dieser stolzen jungfräulichen Festung wirkungslos abprallte. Und nun spielte ihm seine edle Natur dieser gewöhnlichen gegenüber einen schlimmen, aber für seine Jahre verzeihlichen Streich. Er beurtheilte sie nach seiner eigenen Innerlichkeit. Auch ihm würde es unmöglich gewesen sein, mit der Menge einen solchen Modegötzen, wie er es gegenwärtig war, anzubeten; er wäre ihm kühl und kritisch entgegengetreten. Auch sie also war eine selbstherrliche Natur wie er; diese Gleichartigkeit mußte er verehren. Und dann — — der schöne Uebermensch war sehr eitel — wer wußte, was für heiße Empfindungen unter dieser kühlen Außenseite flammten? Die vornehme Natur — das wußte er von sich selbst — giebt ihre tiefsten Gefühle nicht preis der Gefahr, sie zurückgewiesen, vielleicht verspottet zu sehen; sie wartete auf den rechten Augenblick, um dann sich um so rückhaltloser hinzugeben. Und wenn dieser Augenblick einmal eintreten sollte — wenn das Eis dieses Busens schmelzen und durch das kalte Mondlicht dieser Augen die Liebesflammen hervorbrechen sollten — und er würde dafür sorgen, er würde schon — dann war ein Sieg errungen wie keiner der bisherigen. So konnte ja allerdings ihr Verhalten gedeutet werden, wenn er ihr seine Vollbluteigenschaften lieh. Wie aber, wenn sie diese Eigenschaften nicht besaß? — eine Alternative, die Byron sich leider nicht stellte.

Dann war der Keimboden für ihr Verhalten ein eitles, ödes, kaltes Herz, das er sich vergeblich abgemüht haben würde zu erwärmen, und das des Eroberers nicht werth war. — Nach Eiszapfen wirft man nicht mit Diamanten!

Auf der verhängnißvollen Bahn wurde Byron noch durch äußere Impulse weiter getrieben. Lady Melbourne, seine Gönnerin, die er aufs Innigste verehrte, sah sich veranlaßt, den Dichter aus der Liebschaft mit Lady Caroline Lamb, ihrer schwer kompromittirten Schwiegertochter, mit sanfter Hand herauszulösen; und was lag ihr näher, als ihm eine Verheirathung mit ihrer Nichte Annabella zu empfehlen, für die er ja ein wachsendes Interesse gezeigt hatte. Es ist kein Zweifel, daß sie ihm diese Ehe auch vom materiellen Gesichtspunkt verlockend hingestellt hat; denn der steht immer im Vordergrunde englischer Eheprojekte. Sie ist ihm nicht bloß als vollkommenes Weib, sondern auch als Erbin vorgestellt worden; denn Byron bezeichnet sie anfänglich wiederholt so. Daß die materielle Rücksicht allein für Byron maßgebend gewesen wäre, ist eine rohe Annahme, die nur schwache Psychologen aufstellen können. Aber ein schweres Gewicht in der Waagschale seiner Entschlüsse war bei seinen hoffnungslosen finanziellen Verhältnissen sicher die Aussicht auf den Besitz eines Vermögens. So kam denn gegen Ende des Sommers von 1812, jedenfalls nach der fast gewaltsamen Verbringung der Lady Caroline Lamb nach Irland (im August), jener Brief zu Stande, in dem Byron Miss Milbanke einen Heirathsantrag machte.

Welch ein Erfolg gegenüber all den Frauen, die dem berühmten Dichter zu Füßen gelegen hatten! Wahrlich, sie hatte die richtige Taktik verfolgt. Aber so weit hatte sie nicht gehen wollen; dieser Schritt war mindestens verfrüht. Und nach einer klugen, allseitigen Berechnung sah sie ein, daß das allein Korrekte für sie eine Ablehnung war. Schon mit Rücksicht auf die, wie es schien, beendete Liebesaffaire mit Caroline Lamb konnte sie den Antrag nicht annehmen; sollte er, von den Armen einer Cousine losgelassen, von den Armen der andern aufgenommen werden? Sie hätte so eine wenig ehrenvolle, um nicht zu sagen, lächerliche Rolle gespielt. Was wäre es für ein Glück gewesen, einen Mann zu heirathen, von dem sie nicht wußte, ob sein Herz bereits frei war? Ihr allein mußte es gehören, und um das mit Sicherheit zu erreichen, dazu war eine längere Zeit des vertraulichen Verkehrs und der sorgfältigen Prüfung erforderlich. Ferner: ihr Vermögen —

10 000 Pfund Sterling — reichte nicht aus, und er besaß das verwahrloste Gut Newstead, das nichts einbrachte. Freilich hatte er die Anwartschaft auf den Besitz des schönen Rochdale in Lancashire und auf reiche literarische Einnahmen — wer weiß, wie günstig sich die nächste Zeit schon gestalten mochte! Also ablehnen — aber nicht fahren lassen! Der Absagebrief führte zwar als Grund an, daß sie ihn nicht liebe, was vollkommen richtig war, da ihr Herz die Fähigkeit zu hingebender Geschlechtsliebe überhaupt nicht besaß; aber er war in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gehalten und bat um seine dauernde Freundschaft. „Freundschaft ist ein gefährliches Wort für junge Damen", sagte der auf diesem Gebiet gereifte Byron in Betreff dieses Wunsches, vielleicht nicht ohne satirischen Nebensinn, „es ist die flügge gewordene Liebe, die auf einen schönen Tag zum Ausflug wartet."

Nun begann jener Briefwechsel, der Byron selbst so seltsam erschien, von ihr aber mit voller Zielbewußtheit geführt wurde; sie wollte ihr Geisteslicht leuchten lassen und die mit Fleiß erworbenen Fertigkeiten weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, die sonst angeboren zu sein pflegen, wo ein weibliches Gemüth überhaupt vorhanden ist, vor ihm spielen lassen; er aber sollte ihr sein immer schlecht bewachtes Herz öffnen zur Prüfung für ihr vermeintliches psychologisches Genie. Neuerdings sind eine Anzahl von Byrons Briefen an sie veröffentlicht worden, aus denen man glücklicher Weise bestimmte Schlüsse auf den Inhalt der ihrigen ziehen kann; von ihr selbst, der Vorsichtigen, sind der Nachwelt nur wenige und vorwiegend nichtssagende Schreiben übergeben. Der erste trägt das Datum des 25. August 1813 und bezieht sich auf die Bewerbung vom letzten Herbst, die durch die Vermittlung ihrer Tante Lady Melbourne an sie ergangen sei. Byron dankt gleichzeitig für einen erhaltenen Brief, welcher der eröffnende sein muß. Nachdem also Miss Milbanke auf die Anspinnung des gewünschten Freundschaftsfadens von Seiten Byrons etwa ein Jahr lang vergeblich gewartet hat, setzt sie muthig ihr eigenes Spinnrädchen in Bewegung.

Was ist der Zweck dieses ersten Briefes? Denn zwecklos thut eine Miss Milbanke nichts. Sie hat zuerst die mehr oder weniger bescheidene Absicht zu erfahren, ob Byron schon vor ihr einer Dame einen Heirathsantrag gemacht habe. Sie kennt natürlich Byrons erste Gedichte, die „Müßigen Stunden", und darunter sind einige bedenkliche Anspielungen. Die Aufdringlichkeit der Frage

wird natürlich durch die allerkorrekteste Einkleidung verhüllt gewesen sein: reines Freundschafts-Interesse mache sie wißbegierig; sie selbst fühlt sich persönlich unbeteiligt, da sie eine „hoffnungslose Liebe" im Herzen trage. — !?? — Der harmlose Byron giebt die, wie immer, wahrheitsgetreue Auskunft, daß er wohl heiß geliebt habe, zum Heirathen aber damals noch zu jung gewesen sei. (Es handelt sich offenbar um die Jünglingsliebe zu Mary Chaworth.) Der ihr gemachte Antrag wäre der erste — das will sie nur hören — und würde wahrscheinlich der letzte sein. — Zweitens sind ihr allerlei nicht günstige Berichte über Byron zu Ohren gekommen, offenbar hinsichtlich seines Verhältnisses zum andern Geschlecht — wie steht es damit? — Byron geht auf diese Materie nicht näher ein, aber er giebt eine Antwort, deren Aufrichtigkeit man rührend nennen muß: „Wenn man (in dieser Beziehung) über mich spricht, so ist es wahrscheinlich nicht unwahr, wenn auch vielleicht übertrieben." — Nun also freuen Sie sich, Miss Milbanke, über die anima candida Ihres Byron: leichtsinnig mag er sein, aber verderbt ist der nicht, welcher seine Fehlbarkeit so offen eingesteht."

Der nächste Brief Byrons (vom 16. September) setzt folgende Herz- und Nierenprüfung von Seiten der „Freundin" voraus: Mein Freund, man sagt, Du seist ein finsterer Gesell [und könntest vielleicht ein unerfreulicher Genosse werden]. — Du sollst eine geringe Meinung von meinem Geschlecht haben. — Wie denkst Du über die Gesellschaft, in der wir uns getroffen haben? — Was hältst Du von meinem Wohlthätigkeitsstreben, dem ich „systematisch" fröhne? — Byron antwortet, er wäre ein zu Scherzen aufgelegter Mensch, wie seine Freunde bezeugen könnten — was ja auch richtig, aber nicht die ganze Wahrheit ist. Die Antwort auf die zweite Frage muß ihrem argwöhnischen Herzen ein lindernder Balsam gewesen sein: „Die Frauen sind alle besser als wir," — ja — „das schlechteste Weib, das je existirt hat, würde immer noch einen Mann von ganz anständigem Rufe abgegeben haben." — Die Gesellschaft, so schlecht sie ist, hat ihre Annehmlichkeiten. Sie bietet das, was „der große Zweck des Lebens" ist, „sensation", die Empfindung, daß wir leben, die durch die Aufregung des Spieles, Kampfes, des Reisens und anderer ähnlicher Verrichtungen besonders stark hervorgerufen wird. — In Bezug auf ihre systematische Wohlthätigkeit äußert er sich ausweichend und vieldeutig, jedenfalls nicht einfach anerkennend.

Schon zehn Tage später (26. September) liegt ein neues

Antwortschreiben Byrons auf einen Brief folgenden Inhalts vor: Deine Theorien von einem ruhelosen, aufregenden Leben als dem wahren Leben gefallen mir nicht. — Bist Du fröhlich, so kommt die Fröhlichkeit nicht aus dem Herzen; Du bist scherzhaft, aber unzufrieden. — Warum vertheidigst Du Dich nicht gegen die vielen bösen Nachreden, mit denen die Leute Dich verfolgen? — Man klagt Dich des Stolzes an. — Und schließlich:

Nun sag', wie hast Du's mit der Religion?
. . . ich glaub', Du hältst nicht viel davon . . . .
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente.

Von Byrons Antworten interessiren nur zwei durch ihre Offenheit. Er vertheidigt sich nicht gegen üble Nachrede, weil er es zum Theil nicht kann, und wo er es kann, nicht will, — da die Vertheidigung, wie er meint, doch nichts nützen würde. Es ist in Wirklichkeit eben eine Seite seines Adelsstolzes, daß er es für unter seiner Würde hält, sich zu vertheidigen gegen das, was die Menge redet. — Seinen religiösen Standpunkt setzt er recht ausführlich, wenn auch gar nicht „systematisch", auseinander; es ist der jedem Byronkenner bekannte, von den „Müßigen Stunden" bis zu den Unterredungen mit Medwin gleichmäßig festgehaltene: „Ich glaube an Gott", und „die Sittenlehre des Christenthums ist vollkommen schön, ein wahres Ideal der Tugend". Im Uebrigen „hat er keinen unbedingten Glauben an die Tradition und die Offenbarung irgend eines menschlichen Glaubens." (Er hat vorher vom römischen und griechischen Katholizismus und vom Muhammedanismus gesprochen). — Die Examinatorin wird diese Antwort bei sich als „im Ganzen noch ziemlich befriedigend" bezeichnet haben; denn man hatte den düster-geheimnißvollen Junker Harold für einen Atheisten und Verächter des Christenthums gehalten.

In dem folgenden Briefe vom 10. November — möglicherweise sind einige dazwischen liegende ausgefallen — läßt Byron endlich seinem bisher zurückgehaltenen Spott freien Lauf. Wohl unbefriedigt als Menschenerzieherin von den gleichgiltig vagen Redensarten, mit denen ihr Zögling einige ihrer Gewissensfragen im letzten Briefe beantwortet hat, muß sie seine „Denkkraft" als mittelmäßig bezeichnet haben. Byron schreibt, er halte von seiner Denkkraft auch nicht viel und fürchte sich vor ferneren Kontroversen mit „einem so gewandten Entscheider von Gewissensfragen" — casuist heißt im Englischen auch „Sophist" — „der Beherrscherin

der Praxis sowohl wie der Theorie jener wohlthätigen Wissenschaft [Logik], welche er noch höher schätze als ihre Mathematik.“ Er habe genau dieselbe Anschauung von dem Werthe der Mathematik wie sie; leider könne er sie nur aus unfaßbarer Entfernung bewundern. „Ich weiß, daß 2 und 2 4 machen, und würde es gern auch beweisen, wenn ich's nur könnte — obgleich ich sagen muß, daß es mir viel größeres Vergnügen bereiten würde, wenn ich durch irgend ein wissenschaftliches Verfahren 2 und 2 in 5 verwandeln könnte.“

Byron fürchtet offenbar, als er den Brief abgesandt hat, eine unfreundliche Wirkung seines Spottes und schickt an demselben Tage einen zweiten hinterdrein, in dem er ein paar unberücksichtigt gelassene Fragen ernsthaft beantwortet. Wenn sie ihn noch immer für einen trübseligen Menschen zu halten geneigt sei, so müsse er allerdings zugeben, daß seine Stimmungen wechseln. Und dann kommt die merkwürdige Antwort auf die Frage, was er eigentlich von der Poesie halte: er schlägt den Werth der Schöpfungen der „Träumer“, wie er die Dichter nennt, gering an und stellt „die Talente zur That — zum Kriege, zum Rath und selbst zur Wissenschaft“ viel höher.

Am 30. November, nachdem er Tags zuvor wieder einen Brief von Annabella erhalten und sofort beantwortet hat, schreibt er sein Urtheil über diese ganze Korrespondenz in sein Tagebuch: „Was für eine sonderbare Lage und Freundschaft (so) ist dies! ohne einen Funken von Liebe auf beiden Seiten, und hervorgerufen durch Umstände, welche für gewöhnlich zur Kälte auf der einen und zur Abneigung auf der andern führen. Sie ist eine sehr bedeutende Frau und sehr wenig verzogen, was seltsam ist bei einer Erbin — einem Mädchen von zwanzig Jahren — einem einzigen Kinde und einer savante, die immer ihren Kopf durchgesetzt hat. Sie ist eine Dichterin — eine Mathematikerin — eine Metaphysikerin und doch trotz alledem sehr freundlich, hochherzig, sanft, mit sehr geringen Ansprüchen. Jeder andern würde die Hälfte ihres Wissens und ein Zehntel ihrer Vorzüge den Kopf verdreht haben.“

Also noch immer Lady Perfection! — Ach, armer Byron!

Der Spott hat übrigens gewirkt. Miss Milbanke hat den Rückzug von ihrem aggressiven Inquisitionsverfahren angetreten; denn Byron nimmt in dem genannten Briefe Gelegenheit, ihr zu versichern, daß Niemand, der nur halb so viel Anspruch auf geistige

Bedeutung habe wie sie, bescheidener sein könne; daß nichts in ihren Briefen seine hohe Meinung von ihren Talenten und Tugenden herabgestimmt habe, und daß sie sich selbst zu nahe trete, wenn sie meine, „der Zauber sei zerstört“ durch nähere Bekanntschaft. Sie käme vielmehr seinem Frauenideal am nächsten.

Die Korrespondenz scheint nun längere Zeit geruht zu haben; nach einem kurzen Brief im Februar, der offenbar unter dem Druck momentaner unangenehmer Erfahrungen geschrieben ist, handelt ein eben solcher vom 3. März auf eine erneute Anzapfung der bekehrungssüchtigen Dame wieder von der religiösen Frage. Byron erklärt, daß die Religion [seine Religion] ihm niemals eine Quelle des Trostes sein könne, da er an eine jenseitige Erlösung von allen Uebeln nicht glaube. „Warum ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht. Wohin ich gehen werde, ist nutzlos zu fragen. Mitten unter den Myriaden von lebenden und todten Welten — Sternen — Sonnensystemen — Unendlichkeit — warum sollte ich mir Sorge machen um ein Atom?“ —

Schon am 15. März vermerkt er in seinem Tagebuche einen neuen und gleich beantworteten Brief, und setzt hinzu: „Ich werde mich wieder in sie verlieben, wenn ich mich nicht in Acht nehme.“

Während der Zeit dieses Briefwechsels war nun das Herz Byrons nicht immer frei. So äußerte er Moore gegenüber im Juli 1813 ein lebhaftes Interesse für die klassisch schöne Lady Adelaide Forbes, die nur ein Jahr jünger als er selbst war. Moore, welcher der Schützling ihres Großvaters, des Earl of Moira, gewesen war, scheint die Bekanntschaft Byrons mit ihr vermittelt zu haben; denn er macht dem Freunde im Mai des folgenden Jahres Vorwürfe, daß er in seinen Bewerbungen um diese Dame zu weit gegangen sei, um nicht bis ans Ende zu gehen. Byron dagegen spricht von diesem Verhältniß als von einer „alltäglichen Flirtation“; gesteht allerdings zu, daß er sie geheirathet haben würde, wenn ihre Schwester ihm nicht mit einer Schroffheit entgegengetreten wäre, die seinen Stolz in Aufruhr versetzt hätte.

Dieses Verhältniß scheint also seinen Höhepunkt erreicht zu haben in der Zeit nach dem 15. März, aus welcher keine Briefe an Miss Milbanke vorliegen. Die Art aber, wie er über diese und andere Heiraths-Möglichkeiten schreibt, zeigt, daß er nach keiner Seite von seinem Herzen hingezwungen wird, sondern daß er nach fast zehnjähriger Einzelfahrt auf dem nicht gerade stillen Ozean des damaligen englischen High-Life sich nach der Ehe sehnt,

wie nach einem ruhigen Hafen. Er will seine Lebensgefährtin nicht mit dem Herzen oder den Sinnen, sondern mit dem Urtheile wählen; und daher konnte er wohl zweifelhaft sein, nach welcher Seite seine Wahl sich richten sollte. Das ist der wahre psychologische Kern jener von Moore berichteten thörichten Legende, welche den endlichen Entschluß des Dichters wie eine Entscheidung durch Hasardspiel hinstellen möchte. Wenn Moore in der Einleitung zu seiner Anekdote selbst nicht recht weiß, ob er seinem Gedächtniß trauen dürfe, so mißtrauen wir ihm entschieden; und dem Biographen verbietet es eben so sehr die Pflicht der Loyalität seinem Gegenstande gegenüber, wie das Streben nach Wahrheit, Legenden fortzupflanzen, die, so unverbürgt sie auch sind, doch immer für oder gegen die geschilderte Persönlichkeit Stimmung machen.

Am 15. September 1814 war Byrons zweite Bewerbung von Newstead abgeschickt; denn er wartete, wie er an Moore schreibt, auf die Entscheidung. Am 18. schreibt er an seinen Sachwalter Hanson in London, daß er von Miss Milbanke soeben das Jawort erhalten habe. Zwei Tage später erstattet er an Moore die Verlobungs-Anzeige: „Sie soll eine Erbin sein“, heißt es in dem Briefe, „aber ich weiß nichts Bestimmtes darüber und werde nicht fragen.“ Byron macht wenig Worte von seiner Verlobung, wie das in der Aufregung nach einem solchen entscheidenden Schritt natürlich ist. „Nebenbei —“, schreibt er an Moore aus London, „mein erwähltes Weib ist die Vollkommenheit, und ich höre von nichts als von ihren Vorzügen und wunderbaren Eigenschaften“. Miss Milbanke, von der wir glücklicherweise aus dieser Zeit drei hochinteressante Briefe haben, hat sich reiflich überlegt, was sie über ihre Verlobung mit diesem Manne korrekterweise zu schreiben hat, und enthüllt mit unerfreulicher Klarheit die systematische Richtung ihres — — Gemüths. Ein — dem Sinne nach übrigens mehrfach wiederholter — Satz genügt: „Durch eindringende Kenntniß und tiefe Forschung (investigation) überzeugt, daß er meine höchste Achtung verdient, während er zugleich meine stärkste Neigung besitzt, fühle ich mich durch seine Wahl geehrt; und ich erwarte von Deiner Ehrenhaftigkeit und Freundlichkeit, daß Du mehr auf die Ansicht bauen wirst, welche wir Grund haben uns zu bilden, als auf die haltlosen Vorurtheile der Welt.“ In einem Briefe an eine Freundin tritt denn auch ihre Eitelkeit nackt zu Tage zunächst in einem vermessenen Irrtume: „Für seine

Gemüthsdepression während der letzten zwei Jahre bin ich wohl leider nur zu verantwortlich. Doch kann ich mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich meinen eigenen Wünschen ebenso wie den seinigen Widerstand geleistet habe, bis ich gründlich überzeugt war, daß ihre Erfüllung unser beiderseitiges Glück erzeugen würde." Sie vermuthet, daß ihr Name nun auch in vieler Munde sein wird, da sie ja nun, „durch den Ruhmesabglanz auch eine bekannte Persönlichkeit geworden" sei. — Armer Byron: hätte er jetzt diese „korrekte" Seele so durchschauen können, wie er sie nach sieben Jahren in den Gesprächen mit Medwie erkannt hatte! „Sie heirathete mich aus Eitelkeit," sagte er da sehr richtig, „und in der Hoffnung, mich zu bessern und an sich zu fesseln." —

Die Brautreise nach Seaham wurde bis gegen Ende Oktober verzögert durch die Abwesenheit seines Sachwalters Hanson, der mit ihm reisen sollte, um die materielle Seite der Heirath zu ordnen. Sie muß um diese Zeit stattgefunden haben; denn sein Jugendfreund, der Pfarrer Hodgson, berichtet in einem Briefe von einem zufälligen Zusammentreffen mit ihm in Cambridge, als er auf der Reise nach Seaham gewesen sei. Die materiellen Hoffnungen, die Byron ohne Zweifel an diese Partie geknüpft hatte, wurden bei näherer Erkundigung sehr herabgestimmt. Seines Schwiegervaters zwei Besitzungen waren nicht groß, wie er erwartet hatte, und mit Hypotheken ziemlich belastet, so daß die nach Jahrzehnten zu erwartende Erbschaft nicht beträchtlich sein konnte. Lady Milbanke hatte außerdem die Anwartschaft auf die Baronie ihres kinderlosen Bruders, Lord Wentworth, welcher allerdings bald nach Byrons Verheirathung starb; aber seine Frau kam natürlich erst in den Genuß dieses Besitzes nach dem Tode ihrer Mutter. Was ihm augenblicklich sicher war, war die bare Mitgift von 10 000 Pfund, die in Anbetracht seiner heillos zerrütteten Vermögensverhältnisse so gut wie nichts bedeutete.

Und wie erfüllten sich seine sonstigen Erwartungen? — Vor der Reise hatte Byron an Moore geschrieben, er hätte sie für eine sehr kalte Natur gehalten, darin habe er sich aber geirrt. So scheint er denn aus ihren uns bekannten Briefen mehr Seele herausgelesen zu haben, als sie hineinzulegen im Stande war. Ein Brief an sie ist so voll von grenzenlosem, unbesonnenem Vertrauen, daß er den Wunsch ausspricht, „sie möchte eine größere Leidenschaft für das Herrschen haben; denn er könne sich der Art, wie er sich selbst geleitet habe, nicht gerade rühmen, und er sei sehr folg-

sam einem sanften Führer gegenüber." Ueber die seelischen Wirkungen des ersten Besuches erfahren wir nichts; die nächste Nachricht gehört dem zweiten Besuche an, den er zusammen mit seinem Freunde Hobhouse Ende Dezember in Seaham machte; sie meldet den Vollzug der Ehe am 2. Januar 1815.

Erst nach der Trennung von seiner Frau erfahren wir, in welchem Verhältniß er zu deren Angehörigen gestanden hat. Der Vater — der einzige, den er bei dem Familienunglück bedauert — ist ein beschränkter, harmloser und sehr gesprächiger Mann, „sehr gut", wie alle Nullen. Die Mutter ist eine einseitige, kalte, harte Natur; die liebeähnlichen Empfindungen, welche ihrem Kieselherzen entlockt werden können, sind auf den Augapfel ihrer Eitelkeit, ihr Töchterchen, konzentrirt. Gegen den Dichter hat sie von Anfang an einen Widerwillen gehabt, der durch den Gegensatz eines so hochstrebenden und eines so niederen Menschenwesens hinlänglich erklärt ist. Sie war so roh, daß sie ihrem Haß nicht einmal den Zügel des Anstandes anzulegen vermochte: als Byron sich bei einer Mahlzeit einen Zahn ausbiß und heftigen Schmerz empfand, äußerte sie lebhaft ihre Schadenfreude.*) Zur Familie gehörte auch ein Faktotum, Mrs. Clermont. Ursprünglich Bonne bei der kleinen Annabella, hatte sie sich dann als unentbehrliche Kammerzofe an ihre einstige Schülerin herangenistet und deren Seele und Gewissen in ihre unsaubere Verwahrung zu bringen gewußt. Byron ist in seinen Urtheilen über Bosheit und Gemeinheit immer maßvoll und oft humoristisch; diese giftige Schmarotzerpflanze allein hat er die ganze Fülle seiner Verachtung und seines sittlichen Ekels fühlen lassen.

Sicher ist nach den drei Berichten, welche wir von dem Dichter über die Hochzeitsfeier besitzen, daß er sich dem bindenden Akt nichts weniger als freudestrahlend und hoffnungsvoll, sondern in der gedrücktesten Gemüthsstimmung unterzog. „Lady Byron", erzählt er bei Medwin, „war die einzige unverlegene Person; Lady Milbanke, ihre Mutter, weinte; ich zitterte wie Espenlaub, gab die verkehrtesten Antworten und nannte meine Frau nach der Trauung Miss Milbanke". Einen ausführlicheren Bericht aus Byrons ‚Memoranda' findet sich in Moores Ausgabe (1833/34) III, 140; danach erwachte Byron an seinem Hochzeitsmorgen mit

*) Nach Medwins „Gesprächen mit Lord Byron" (S. 30). Seinen Berichten über Thatsachen können wir unbedingten Glauben schenken: Byron aber lügt nie.

den traurigsten Gedanken, als er seinen Trauungs-Anzug vor sich ausgebreitet sah. In derselben Stimmung wanderte er einsam durch den Park, bis er zu der Ceremonie gerufen wurde und seine Braut und deren Familie an dem Tage zum ersten Male sah. Er kniete nieder, sprach die Worte dem Geistlichen nach; aber ein Nebel stand vor seinen Augen — seine Gedanken waren anderswo; und er wurde aus seinem Traume erweckt durch die Glückwünsche der Umstehenden, um zu finden, daß er — verheirathet war." — Seine Seele weilte während der Trauung bei seiner ersten, nie vergessenen Liebe, Mary Chaworth, und empfand noch einmal nach den unsäglichen, mannhaft unterdrückten Jammer des einstigen Abschieds von ihr. Diese innere Situation hat Byron geschildert in dem fünften Bilde des bald nach der Trennung seiner Ehe geschriebenen „Traumes", einem seiner herrlichsten Gedichte, in welchem er die glücklose Suche seines Lebens nach dem einen beglückenden Weibe schildert:

Es kam ein Wandel über meinen Traum.
Der Flüchtling war zurückgekehrt: — er stand
Vor dem Altar — mit einer feinen Braut.
Hübsch war ihr Antlitz, aber doch nicht jenes,
Das einst das Sternenlicht des Knaben war.
Wie er so dastand, am Altare selbst,
Kam über sein Gesicht ein krampfhaft Zucken,
Wie's einst, im alten Klostersaal, sein Herz,
Vereinsamt, wie es war, durchzittert hatte.
Und dann, wie einst, auf seinem Antlitz trat
Hervor die Schrift unsäglicher Gedanken —
Doch plötzlich, wie sie kam, so schwand sie auch.
Still und ergeben stand er da und sprach
Das Eh'gelübde, doch verstand es nicht.
Und alles schwankte rings um ihn, — er sah —
Nicht mehr, was war, nicht, was hätt' sollen sein —
Das alte Schloß nur, die gewohnte Halle,
Die wohlbekannten Zimmer, und die Stelle,
Der Tag, die Stund', und Sonnenschein und Schatten,
Kurz, jede Einzelheit der Zeit, des Ortes,
Und Sie, sein einstig Schicksal, kam zurück
Und drängte zwischen ihn sich und das Licht —
Was wollten hier sie und zu solcher Stunde?

(Unter Anlehnung an Gildemeister.)

Die ersten Monate ihrer Ehe verbrachten die Neuvermählten zuerst in Halnaby, dem Gute Sir Ralph Milbankes in Yorkshire, dann vom 21. Januar ab wieder in Seaham bei den Eltern der

Frau. Byron wünscht, sein Leben in dieser Familie und seine eigene Stimmung so günstig wie möglich darzustellen; aber es herrscht doch in seinen meist ganz kurzen brieflichen Bemerkungen eine solche Kühle und eine so gänzliche Abwesenheit derjenigen Empfindungen, welche das Glück der Erfüllung der höchsten Wünsche für das Leben des Mannes nun doch einmal mit sich bringt, daß sie den wahren Zustand seiner Seele nicht verhüllen können, der sich in der immer wieder in seinem Innern auftauchenden Frage äußert: „Was soll ich unter diesen Menschen?“ — „Ich befinde mich“, schreibt er am 2. März von Seaham an Moore, „in einem solchen Zustande gleichmäßiger Flauheit, bin so ganz davon in Anspruch genommen, das Obst zu verzehren — und umherzuschlendern — und langweilige Karten-Partien zu machen — und zu gähnen — und die alten historischen Jahrbücher und die Tagesblätter zu lesen — Muscheln am Strande zu sammeln — und das Wachsthum der verkümmerten Stachelbeersträucher im Garten zu beobachten — daß ich weder Zeit noch Verstand habe, mehr zu sagen.“

Eine aufregendere Zeit sollte mit ihrer Uebersiedelung nach London kommen.

In dem Briefe der jungen Frau, den sie von Seaham an ihre Schwägerin Augusta Leigh schreibt, klingt durch die Versicherungen ihres persönlichen Glücks und allgemeiner Harmonie ein Ton der Unzufriedenheit durch. Sie beklagt sich über den Gesundheitszustand ihres jungen Gemahls: Morgens fühle er Mattigkeit und Abends habe er einen fieberhaften Puls, das käme wohl von der Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise; denn er faste lange*) und nehme dann übermäßige Mahlzeiten zu sich, und er wache in der Nacht und schlafe während des Tages. Auffallend ist die starke Hervorhebung der großen Liebe, welche ihre Mutter ihrem Gatten gegenüber fühle, während Byron versichert, daß sie ihn beständig verabscheut habe.

Am 9. März siedelte das Paar nach London über, wo es eine Miethswohnung in Piccadilly Terrace bezog. Hier begann für die junge Frau, wie Niemand leugnen kann, eine schwere Prüfungszeit, in der sich jedoch die Kraft ihrer Tugend — wenn sie mehr als äußerliche Korrektheit war — und die Echtheit ihres weiblichen Empfindens, wenn es nicht bloß auf der Zunge getragen und an Briefpapier ausgestellt wurde, sondern den Inhalt ihres Herzens

*) Byron hatte eine natürliche Anlage zur Körperfülle, die er dauernd und erfolgreich bekämpfte durch Fasten.

bildete, glänzend hätten bewähren können. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, daß Byrons finanzielle Verhältnisse heillos zerrüttet waren. Der einzige solide Rückhalt waren die 500 Pfund Rente von ihrem Kapital, von welcher sie unmöglich standesgemäß leben konnten. Unglücklicher Weise war nun auch in der Stadt verbreitet worden, daß sie sehr reich sei, und nun strömten die Schuldforderungen von allen Seiten herein. Im März des folgenden Jahres erzählte Byron seinem Verleger Murray, der in höchst generöser Weise ihm helfen wollte, aber zurückgewiesen wurde, daß er in zehn Monaten etwa zehn Pfändungen durchgemacht habe. Das Leben unter solchen Verhältnissen war ein hartes Loos für eine junge Dame, die in sorglosem Ueberfluß aufgewachsen war. Aber wenn sie ihren Mann wirklich liebte, mußte sie es um seinetwillen tragen.

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß das junge Paar nicht daran denken konnte, ein Haus zu machen, sondern während der Saison still für sich lebte und nach ihr, was auch damals schon auffallend genug war, in London zurückblieb. Aber was konnte der Taumel geselliger Vergnügungen einem Frauenherzen bedeuten, das zum ersten Male die Wonne der Liebe genoß und dem Glück der Mutterschaft entgegensah? — Freilich, wenn es einer ihrer heißesten Wünsche gewesen war, an der Seite eines hochgestellten und hochberühmten Mannes über ihre Standesgenossen hinwegzustrahlen — und Miss Milbanke war solcher Eitelkeit nicht fremd —, dann war dieses Leben eine herbe Enttäuschung.

Aber es kamen für sie noch tiefere Ursachen zur Unzufriedenheit, welche keine gewesen wären für eine Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hätte. Das Genie, obwohl es immer für die Gesammtheit schafft, ist ohne Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen der Mitmenschen, ohne Egoismus nicht denkbar. Die übermäßige, einseitige Kraft, die ihm innewohnt, strebt nach dauernd intensiver Bethätigung. Die edelsten Freuden des Lebens sind ihm nichts neben dem einen großen Glück des Schaffens. Durch die Ungewöhnlichkeit seiner Begabung über das Gros der Menschheit hinausgehoben, geht es einsam seinen Weg, ewig fernstehend seinen nächsten Freunden, ein Fremdling selbst in der eigenen Familie. Eine egoistische Frau, wie Miss Milbanke, kann daher keinen größeren faux pas begehen, als einen genialen Menschen zu heirathen. Eine Berücksichtigung der vielfachen kleinen Interessen

ihrer kleinen Persönlichkeit kann sie, wie von andern Männern, von ihm nicht erwarten; er hat Besseres, Werthvolleres zu thun. Die einzige mögliche Stellung ihm gegenüber ist eine dienende — und es ist keine Schande, den Königen des Geistes zu dienen; es ist vielmehr auch ein Ruhm, einen solchen Mann in dieser Welt der kleinen Plagen, wie Lotte ihren Schiller, als schützender Genius zu umschweben, ihm die kleinlichen Hemmnisse auf seiner steilen Bahn hinwegzuräumen und ihm an ihrem Herzen nach hartem Arbeitskampfe eine liebevolle Ruhestätte zu bereiten. Geben muß die Frau einem solchen Manne immerfort, sehr viel, für sich verlangen darf sie wenig. Die Bewunderung seiner Größe, die Freude an ihm hinaufzuwachsen, der Stolz, ihm zu gehören, müssen ihr genügen.

Von solchen selbstlos hingebenden, weiblich großen Empfindungen fand die kleine Milbanke in ihrem Herzen keine Spur. Der geniale Dichter sollte der Thörin die Folie sein für ihre geistige und gesellschaftliche Eitelkeit. Anstatt ihm ängstlich Alles fern zu halten, was ihn in seinem Verkehr mit der Muse stören konnte, war sie selbst diejenige, die sich im Bewußtsein ihrer Geistesgröße ihm immerfort aufdrängte, die ihn im eifrigsten Schaffen mit den nichtigsten Fragen ihrer Konversations-Bildung belästigte und ihm ihre öden, rhythmischen Exerzitien zur Begutachtung vorlegte. Um solche Ansprüche zu befriedigen, dazu gehörte eine Geduld, die Byron nicht besaß. Er war vielmehr gerade so geartet, daß er mehr als ein anderer seiner Gattung ein solches Zusammenleben als Last empfinden mußte; denn er hatte in seiner vereinsamten und liebeleeren Jugendzeit nicht gelernt, eine Beschränkung seiner persönlichen Freiheit, eine Störung seiner gewohnten Lebensweise durch Andere hinzunehmen. Daß in solchen Augenblicken einer ihm unerträglichen Belästigung seine vulkanische Natur sich nicht in leidenschaftlich bitteren Reden Luft gemacht hätte, wäre nicht anzunehmen, auch wenn seine eigene Bestätigung dieses Verhaltens fehlte. In solchen Augenblicken werden Worte gefallen sein des Bedauerns über den Abschluß dieser Ehe und einer Ehe überhaupt, wie des scharfen persönlichen Tadels, aus dem man unter veränderten Umständen auf eine persönliche Abneigung hätte schließen können — Worte, die in normaler Stimmung natürlich bereut und durch liebevolle Behandlung wieder gutgemacht wurden. Eine Frau von Herz hätte vor Allem die Ursache zu solchen Reden aus der Welt geschafft, d. h. sich vor fernerer Belästigung ihres Gatten ge-

hütet, und die verwundende Wirkung solcher Ausfälle um so leichter verschmerzt, als selbst dem oberflächlichsten sympathetischen Empfinden nicht verborgen bleiben konnte, daß Byron in Folge seiner schmählichen finanziellen Lage sich in einem an Verzweiflung grenzenden Gemüthszustande befand und auf Verzeihung und alle erdenkliche Milde den dringendsten Anspruch hatte. Aber Lady Byron war keine Frau von Herz, sie war bloß eine — Dame Vollkommenheit.

Aber damit waren die „Leiden“ der jungen Frau noch nicht erschöpft. Byron hatte die üble Angewohnheit, Nachts zu arbeiten und von den frühen Morgenstunden bis zum Mittag zu schlafen. Ferner fastete er Tage lang, nichts genießend als Biscuits und Sodawasser, und ließ seine Frau öfters allein speisen. Diese ungewöhnlichen Sitten waren dem korrekten Sinn der Lady im höchsten Grade anstößig. Auch traute sie ihm zu, daß er gewohnheitsmäßig Opium trinke, wie Viele in den höchsten Kreisen des damaligen Englands. Damit kann es aber nicht viel gewesen sein, denn die Opiumflasche spielt in den Briefen der Dame nach der Trennung nur einmal eine vorübergehende Rolle; eine nachweisbare Opium-Trunksucht wäre kraftvoller von ihr verwerthet worden. Offenbar hat Byron hin und wieder Opium zu sich genommen, um schlafen zu können.

Und schließlich — last, not least — war da die Eifersucht, deren Stärke im umgekehrten Verhältniß zu der sonstigen „Vollkommenheit“ dieser Frauennatur stand. Gewiß war die Vergangenheit Byrons nicht rein. Aber Miss Milbanke wußte das sehr wohl — oder sollte sie sich selbst über seine stadtkundige Liebschaft mit ihrer Cousine, Lady Caroline Lamb, eine unwahre Anschauung suggerirt haben? Jedenfalls hätte sie besser gethan, ihn nicht zu heirathen, wenn sie den niedern Trieb ihrer Natur nicht meistern konnte, ihm alle denkbaren und undenkbaren Verhältnisse mit allen möglichen Frauen, die ihm nahe traten, zuzutrauen.

Während nun die Nichterfüllung so vieler eitler Hoffnungen und Wünsche dieser egoistischen Frau unerträglich schien und im Laufe eines Jahres trotz der Geburt eines Töchterchens in ihr den festen Entschluß zeitigte, ihren Mann zu verlassen, schritt dieser ganz ahnungslos dem Ruin seines Familienglückes zu. Sein Verhalten nach der Trennung läßt über die Auffassung seines ehelichen Verhältnisses keinen Zweifel zu: und diese Auffassung war unvergleichlich edler als die seiner Frau. Gewiß hatte er öfters die persönliche und gesellschaftliche Beschränkung, welche ihm die Ehe,

und eine noch dazu so mittellose, auferlegte, als eine Last empfunden und in unbeherrschten Augenblicken dieser Empfindung in Gegenwart seiner Frau Ausdruck gegeben. Aber während sie solche flüchtigen Aufwallungen zu bewußten Zwecken in ihrem Tagebuche fixirte, vergaß er sie, sobald sie verraucht waren; ein ernster Gedanken an Trennung ist niemals in sein Bewußtsein getreten. Byrons beste Eigenschaft war seine Großmuth, die es ihm unmöglich machte, einem Menschen dauernd Unrecht zu thun oder gar einen grausam zu behandeln. So bereute er die in diesem Augenblick aufflammende Heftigkeit im nächsten. Wenn er sich auch bei ruhigster Betrachtung nicht verhehlen konnte, daß er in Miss Milbanke das gesuchte Frauenideal nicht gefunden hatte, so mußte er sich doch sagen, daß es sein Wille gewesen war, sie an sich zu binden, und daß er ihr nicht vorwerfen konnte, was er gewollt. Er mußte sich ferner sagen, daß, abgesehen von jenen Belästigungen, welche ihrer Eitelkeit und ihrer Eifersucht entsprangen, ihr Verhalten zu ihm tadellos war und wirklich liebenswürdig. Ihre Liebenswürdigkeit hatte es auch ihm angethan; Byron war in seinem bisherigen Leben so wenig mit Gleißnern in Berührung gekommen, daß er diese angelegte äußere Hülle für einen organischen Bestandtheil ihrer Seele hielt. Und nun kam dazu, daß diese ihm nichts weniger als verhaßte Frau ihm ein Töchterchen schenkte, das er über Alles liebte; um des Kindes willen hätte er eine ganz andere Mutter in den Kauf genommen. Wenn er sie — offenbar auf ihren Antrag — am 15. Januar zu ihren Eltern fortziehen ließ, so geschah das nur zu dem Zweck, ihr, fern von der Aufregung und Verwirrung seiner augenblicklichen Lebenslage, die Erfüllung ihrer Mutterpflicht zu erleichtern. So traf ihn die Mittheilung seines Schwiegervaters vom 2. Februar, daß seine Frau nicht mehr zurückkehren würde, wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

Sein ganzes Verhalten dieser Situation gegenüber war von einer Noblesse, die von Seiten seiner Frau ganz unverdient war. Da sie ihrem Manne auch nicht eine Andeutung von ihrer wahren Gesinnung ihm gegenüber und ihrer böswilligen Absicht gegeben hatte, deren Ausführung er sich mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit widersetzt haben würde, so muß man ihr Verfahren als einen tückischen Streich bezeichnen. Byron konnte seiner Frau einen solchen tückischen Streich nicht zutrauen, weder jetzt noch später; noch in seinen Unterredungen mit Medwin spricht er die ebenso bestimmte wie falsche Ansicht aus, daß seine Frau von

seiner Schwiegermutter und der Sykophantin Mrs. Clermont zu diesem Schritt überredet worden sei. Er bestritt seinem Schwiegervater das Recht, sein Weib von ihm fernzuhalten, und ließ durch seine Schwester, Mrs. Leigh, bei ihr anfragen, ob ihr Vater seinen Brief mit ihrer Billigung geschrieben habe, welche Frage sie umgehend bejahte. Nun geht er in sich und findet, daß er ein schweres Unrecht begangen habe mit seinen Reden über seine Werthschätzung der Ehe und speziell seiner Ehe — ein Unrecht, dessen Folgen er nicht vorausgesehen habe, das er aber unter allen Umständen wieder gutmachen wolle. — Das — einige hitzige, unüberlegte Reden — sollte ein Grund zur Trennung sein? — Undenkbar! — So schreibt er zwei flehende Briefe an sie, die mit jener unbeugsamen Härte beantwortet werden, die derartig „liebenswürdigen Naturen" eigen ist. Auch seine Schwester bestürmt sie mit Bitten. Der Pfarrer Hodgson richtet zwei Schreiben ernster Mahnung an sie. Byrons Sachwalter Hanson ersucht ihren rechtlichen Vertreter Hoare, seinen Einfluß geltend zu machen zur Aussöhnung der Eheleute; der antwortet mit einem zustimmenden Schreiben. Alle, alle, die Lady Byron nicht ins Herz sehen können, sind überzeugt, daß kein triftiger Grund zur Scheidung vorliege — — denn *noch* ist sie nicht in London gewesen, *noch* hat sie ihren Advokaten eine gewisse geheime Mittheilung nicht gemacht.

Byron ist zerknirscht darüber — noch immer merkt er nichts von dem wahren Charakter seiner Frau. — Er, *er* allein hat die Schuld. So schreibt er auf eine Anfrage seines Freundes Moore (8. März, 1816): „Ich glaube nicht, daß es jemals ein besseres, oder auch nur ein geistreicheres, ein freundlicheres oder liebenswürdigeres und anziehenderes Wesen gegeben hat als Lady B. Ich habe ihr nie einen Vorwurf zu machen gehabt, solange sie bei mir war. Wenn ein Unrecht geschehen ist, so geht es von *mir* aus; und wenn ich es nicht sühnen kann, so muß ich den Tadel tragen". Dann spezialisirt er dasjenige selbst, was wir oben als sein Verfehlen hingestellt haben. Moore, der Miss Milbanke länger kennt als Byron und sie jedenfalls mit nüchternern Augen betrachtet hat als ihr späterer Gemahl, antwortet darauf ganz in dem Sinn unserer Auffassung: „Ich wollte nicht den geringsten Zweifel an ihrer vollkommenen *Liebenswürdigkeit* aussprechen, welche die Welt ihr, wie ich sehe, mit *einer* Stimme zugesteht. Ich fürchtete nur, daß sie zu *vollkommen* gewesen sein könnte, zu pedantisch vortrefflich, ein zu nüchternes Musterweib, als daß sich Ihre Naturen

bequem hätten verschmelzen können; und [glaubte,] daß eine Frau, welche die Vollkommenheit in loseren Falten umkleidete, deren geistige Bedeutung herabgemildert war durch einige von jenen reizenden Schwächen, welche am sichersten die Liebe fesseln, die sich vertrauensvoll in Ihren Schutz gegeben hätte, Ihrem guten Herzen sich fester angeschmiegt haben würde".

Etwas später, am 18. März, schreibt Byron in derselben Stimmung unter strömenden Thränen sein herzzerreißendes „Lebe wohl!" — ein Trennungsgedicht, wie die Weltliteratur kein zweites kennt, und zugleich — ungewollt und dem Dichter unbewußt — ein furchtbares Strafgericht der Liebe an der lieblosesten Gattin. Das Herz bebt dem, der diese kennt, bei der Lektüre dieser erschütternden Verse, aber nicht bloß vor Mitleid mit dem Dichter, sondern auch vor Zorn über die werthlose Frau, an welche ein so herrliches Gedicht so unverdientermaßen gerichtet ist. Das Gedicht ist die blutigste Satire auf die arglose Güte, den verhimmelnden Optimismus des Dichterherzens. Denn die Frau ist nichts von alledem, was sie diesem Herzen in seiner liebenden Erinnerung zu sein scheint.

Die echte Größe, die ihr in Byron entgegentrat, hatte das Scheinbild, das diese Frau sich in ihrem Innern von ihrer geistigen Persönlichkeit errichtet hatte, ohne es zu wollen, zertrümmert. Alle eiteln Wünsche, mit denen sie in die Ehe getreten war, waren ihr unerfüllt geblieben. Ihr Egoismus, der herrschende Trieb in dieser wie in allen niederen Naturen, war heillos verletzt. Und den Mann, der ihr das alles, wenn auch absichtslos, zugefügt hatte, haßte diese Frau aus tiefster Seele; darum trennte sie sich von ihm.

Niemand kann es der nur äußerlich liebenswürdigen, im Grund aber wenig weiblichen, egoistischen Natur der Lady Byron, welche im Hause ihres Gatten und neben ihm in keiner Weise ihre Rechnung fand, verdenken, daß sie sich nach den gefüllten Fleischtöpfen des Vaterhauses und der dominirenden Rolle, die sie ihren beschränkten Eltern gegenüber gespielt hatte, zurücksehnte; ja, man kann auch den Gedanken an eine dauernde Trennung bei den vielerlei Gegensätzlichkeiten der Charaktere und der Lebensgewohnheiten von dem Standpunkt ihrer lieblosen, eiteln Individualität wenigstens nicht für unberechtigt halten. Eine einfache und ehrliche Natur hätte eine Aussprache mit dem Manne herbeigeführt und ihm auseinandergesetzt, aus welchen Gründen ein ferneres Zusammenleben für sie unmöglich sei, und als Gentleman würde sich Byron ihrem unab-

änderlichen Verlangen nicht dauernd wiedersetzt haben. Sie war aber eine recht komplizirte und nichts weniger als ehrliche Natur; ihr verstecktes, intrigantes Wesen neigte zu geheimen Machinationen. Daß sie also ihrem Manne von der eigentlichen Absicht ihrer Reise nichts sagte, freundlichen Abschied wie für eine kurze Trennung nahm, ihm noch unterwegs und nach ihrer Ankunft in Kirkby Mallory*) liebevolle Briefe schrieb, um ihn dann plötzlich aus dem sicheren Hafen des Elternhauses mit der unerhörten Nachricht zu überraschen, daß sie nicht mehr zu ihm zurückkehren werde, eine solche Perfidie entsprach ganz ihrer natürlichen Neigung. Wenn sie es nur dabei hätte bewenden lassen, und jetzt auf Grund der ihm und ihr bekannten Thatsachen die Trennung betrieben hätte. Leider aber spielte ihr hier ihr heuchlerisches Tugendstreben einen abscheulichen Streich.

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß alle Gründe, die sie zu einer Trennung bestimmten, von einem höheren sittlichen Standpunkte aus, für eine edlere Auffassung des ehelichen Verhältnisses nicht stichhaltig waren. Daß Byron ihren Geist und ihre dichterische Gabe nicht hinreichend würdigte, konnte sie nicht aussprechen, ohne ausgelacht zu werden; ihre Eifersucht gründete sich auf vage Vermuthungen; die heftigen und verletzenden Reden, welche Byron gegen sie geführt hatte — von allen ihren leichten Gründen offenbar der gewichtigste — waren sicher nicht ohne thätliche oder rhetorische Anregung ihrerseits erfolgt; sich von einem Manne wegen seiner vom üblichen Tagesprogramm abweichenden Lebensgewohnheiten zu trennen, wäre sinnlos gewesen; und ihn verlassen, weil er in Geldnoth war? — — Was hätte dann die Welt gesagt über sie, die einst so tugendberühmte Miss Milbanke! — Was die Leute sagen würden, die Byron näher kannten, das wußte sie ganz genau; sie hatte es oft von seiner Schwester Augusta gehört und es in dem geschwisterlichen Verhältniß täglich bewährt gesehen; sie würden sagen: Durch hingebende Liebe kann man Byron zu allem vermögen. Ach, und diese werthvollste Gabe, die das Weib in die Ehe mitbringen kann, besaß sie nicht. Sie fühlte jedoch, daß eine Verlassung aus solchen nichtigen Gründen den herzlosen Egoismus ihrer Natur aufdecken und den so eifrig erarbeiteten Tugendnimbus für alle Zeit zerstören würde. Darum mußten triftigere Gründe zur Beruhigung der öffentlichen Meinung gefunden werden.

*) Der einstige Herrensitz des Lord Wentworth in Leicestershire, den Lady Milbanke nach dessen Tode, im Sommer 1815, geerbt hatte.

Ihr nächstliegender Gedanke und der sicherste Weg zu endgültiger Trennung war der Nachweis ehelicher Untreue. Zu diesem Zweck wurde Byrons Pult erbrochen, und seine Briefschaften durchsucht. Byron hat diese verbrecherische Handlung seiner Frau nie zutrauen können und sie der Mrs. Clermont in die Schuhe geschoben. Aber es ist ganz undenkbar, daß diese Dienerin aus eigenem Antriebe ihres Herrn Pult erbrochen und — die dort gefundenen Briefe einer jungen Frau an deren Mann gesandt haben sollte! Daß Lady Byron die That nicht selbst verübt, sondern, um sich zu sichern, sie von ihrem Werkzeug hat verüben lassen, ist sehr wahrscheinlich; daß sie aber die moralische Urheberin war, ist ganz unzweifelhaft. Sie kannte später die Briefe, die ihr übrigens nichts Neues mittheilten, und berief sich auf sie, freilich wohlweislich nicht Byron, sondern der Schreiberin gegenüber. Das war Lady Caroline Lamb, mit welcher Byron im Sommer 1812, den Miss Milbanke im Hause ihrer Tante, Lady Melbourne, dem geselligen Mittelpunkte jenes Adelskreises, verbrachte, in einem offenkundigen intimen Verhältniß gestanden hatte. Als Lady Byron dann in Sachen ihrer Trennung in London anwesend war (Ende Februar 1816),*) that sie so, als ob sie in jenem Sommer bei täglicher Berührung mit ihrer Cousine und deren Geliebten, blind und taub und ohne Bewußtsein gewesen wäre; sie machte Lady Caroline die bittersten Vorwürfe, daß sie ihre Verheirathung mit Byron, ihrem ehemaligen Geliebten, nicht verhindert habe. Sie vergaß nicht hinzuzusetzen, daß sie das Pult nicht erbrochen habe, und erzählte — nebenbei — ihrer Cousine die Unwahrheit, daß sie nicht freiwillig ihren Mann verlassen habe, sondern von ihm fortgeschickt worden sei. Daß übrigens der Briefverrath nicht einmal zu einem Duell führte, sondern von dem Ehemann unbeachtet blieb, diese charakteristische Thatsache weist auf den Gemahl der Lady Caroline, der gegen sich und seine Frau notorisch ein sehr nachsichtiger Ehemann war. — Uebrigens brachte dieser Einbruchsdiebstahl für die eheliche Intaktheit Byrons das günstigste Zeugniß: man fand nur Liebesbriefe an den Junggesellen; hätte man welche an den Ehemann gefunden, so wären diese sicher als Grundlage für die Trennung verwerthet worden.

Es mußte also ein anderer triftiger Grund für die Trennung gefunden werden. Und Lady Byron verfiel auf den Gedanken, der

*) Brief der Lady Caroline Lamb an Medwin vom November 1824 (Prothero II, 453).

ihrer Intelligenz nicht die allergeringste Ehre macht, ihren Mann als geisteskrank hinzustellen. Wie sie die Wahnsinns-Symptome aus den Lebensäußerungen des Genies, welche denen trivialer Alltäglichkeit häufig ganz entgegengesetzt sind, aus ihres Mannes trostloser Gemütsstimmung und großer Nervosität zusammenklaubte, das festzustellen, wollen wir biographischen Kleinigkeitskrämern überlassen, die nichts Besseres zu thun haben. Sie hatte aber ihren Plan sorgfältig angelegt. In den letzten Wochen hatte sie Byrons Schwester, Mrs. Augusta Leigh, die sich in dessen Hause aufhielt — eine sehr liebevolle, aber willensschwache und geistig beschränkte Frau — fortgesetzt auf gewisse Absonderlichkeiten seines Benehmens, seine geistige Abspannung, Ausbrüche der Heftigkeit u. s. w. aufmerksam gemacht, die das Vorhandensein geistiger Störung beweisen sollten. Um ihren Einflüsterungen größeres Gewicht zu leihen, hatte sie sich mit dem Arzte Le Mann in Verbindung gesetzt, auf dessen gedruckte Darstellung der Symptome sie ihre Beobachtungen stützte. Auch an Byrons Sachwalter Hanson hatte sie sich in der Woche vor ihrer Abreise gewandt. Bei dem scheint sie indessen gar kein Glück gehabt zu haben; denn es existiren nur zwei kurze Noten an ihn, und von Kirkby Mallory aus schreibt sie an Augusta Leigh, sie möchte Hanson von dem beabsichtigten Versuch, ihres Mannes Wahnsinn festzustellen, nichts sagen. Es ist höchst bedauerlich, daß Augusta Leigh sich von der Frau, die sie in wenigen Wochen auf eine wahrhaft teuflische Weise verleumden sollte, ins Schlepptau nehmen ließ, um im Geheimen gegen ihren Bruder thätig zu sein.

Selbstverständlich gab Lady Byron ihren Eltern als den wahren Grund ihres plötzlichen Besuches die geistige Erkrankung ihres Mannes an, wie sie das auch in einer offiziellen öffentlichen Erklärung (vom Januar 1830) versichert hat — ganz im Widerspruch mit der eben angeführten, Ende Februar an Caroline Lamb abgegebenen Erklärung. Sie schrieb sogar an Augusta Leigh und wußte selbst ihre Eltern günstig für die Idee zu stimmen, daß Byron nach einer gewissen Zeit nach Kirkby kommen sollte, um dort in der ländlichen Ruhe zu gesunden — eine Idee, die ohne die Annahme von wenig liebevollen Hintergedanken mit ihrer Flucht und ihrem nachherigen Verhalten zu ihrem Manne gar nicht in Einklang zu bringen ist. Inzwischen wurde dann auf ihre Veranlassung ein Dr. Baillie Byron ins Haus gesandt zusammen mit einem ihrer Rechtsbeistände, der ihm auf den Zahn fühlen sollte. Aber Baillie hütete sich ebenso sehr, wie Le Mann, die von Lady Byron ge-

wünschte Erklärung abzugeben, und so mußte denn die Absicht, ihren Mann dem Irrenhause zu überweisen, endgültig aufgegeben werden. Es wäre allerdings einer jener tollen Vorgänge gewesen, welche die unerschütterliche Herrschaft des Kausalitätsgesetzes von Zeit zu Zeit zu unterbrechen scheinen, wenn es gelungen wäre, den großen Dichter, der soeben seine „Belagerung von Korinth“ und „Parisina“ vollendet hatte — sie erschienen am 7. Februar — ins Irrenhaus zu sperren. Vielleicht hätte das in Kirkby mit Hilfe eines gefügigen Hausarztes eher bewerkstelligt werden können. Aber es wären gewiß nur wenige Tage vergangen, bis zu der von den Freunden des Dichters bewirkten Feststellung, daß nicht Byron, sondern der oder diejenige, welche ihn für das Irrenhaus reif fand, für das Irrenhaus reif sei. In einer Hinsicht aber wäre es gut gewesen: die Wahnsinns-Intrigue, die jetzt geheim blieb, wäre der Welt enthüllt worden und hätte sie viel, viel frühzeitiger, als es leider geschehen ist, über die wahre Natur dieser liebevollen Gattin aufgeklärt.

Die Hoffnung, daß Byrons Wahnsinn ärztlich bezeugt werden könnte, hielt nur bis zum 20. Januar vor; seit diesem Datum verschwindet sie aus den fast täglich an Augusta Leigh nach Piccadilly Terrace gerichteten Briefen. Was nun?

Nun folgte, wie auf die Finte der Hieb, die feierliche Erklärung: „Wenn ich annehmen sollte, daß Lord Byrons Verhalten das eines Menschen von gesundem Geiste war, so könnte mich nichts bewegen, zu ihm zurückzukehren“. Dieser an ihre Eltern abgegebenen Erklärung*) entsprach eine ähnlichen Inhalts in dem Briefe vom 20. Januar an Augusta: „Ob er krank ist oder nicht“ — meine Gegenwart hat ihn immer aufs Empfindlichste gereizt, in seiner besten Stimmung hat er gewünscht, fern von mir zu sein . . . „und wären wir zusammen geblieben, so würde er wahnsinnig geworden sein.“ — Ob Wahnsinn vorliegt oder nicht, ihr Entschluß, nicht mehr zu ihm zurückzukehren, steht eben ganz unabhängig davon fest: das ist die starre Antwort auf alle an sie gerichteten Mahn- und Bittschreiben.

Aber nun muß sie doch irgend welche andere Gründe für ihren Entschluß angeben; und wenn wir alle ihre Briefe gewissenhaft durchsuchen, so finden wir folgende Belastungen: „Unmäßiger und gottloser Stolz“ wird ihm vorgeworfen, für den „Unglücks-

*) Oeffentliche Kundgebung der Lady Byron zu Moores Darstellung in seiner Byron-Biographie vom Februar 1830. (Prothero III, 289).

schläge und Demüthigungen eine Gnade" sein würden. (Brief an Augusta, 25. Januar, 1816.) „Seine Neigungen sind so unhäuslich, daß er hoffentlich an mich nur als an eine Last denken wird." Der scheinheilig korrekte Zusatz fehlt natürlich nicht: „Es würde mich aufs Tiefste schmerzen zu denken, daß ich ein Verlust wäre." (Brief von demselben Tage an Augusta.) — Niemand könne von ihr verlangen, daß sie alle Gründe, welche sie zu diesem Schritte getrieben haben, in ihrer trostlosen Gemüthsverfassung einzeln aufzähle; weshalb sollte sie „unnöthigerweise" sich die vielen tiefen Verletzungen vergegenwärtigen, um derentwillen sie doch keinen Groll hege. Aber: „Ich will Lord Byron nur erinnern an die eingestandene und unüberwindliche Abneigung vor der Ehe, und an das entschiedene Verlangen, das er immer seit ihrem Beginn ausgesprochen hat [??], sich von dieser Knechtschaft zu befreien, die er ganz unerträglich finde, wiewohl er offen anerkannt hat, daß ich es an eifriger Ergebenheit und Liebe niemals habe fehlen lassen." (Brief an Augusta, 3. Februar.) — Als Byron ihr Vorwürfe macht, daß sie ihm vor ihrer Abreise kein Wort von ihrem Entschlusse gesagt und nachher noch mehrere liebevolle Briefe geschrieben habe, erwidert sie, daß sei aus Liebe für ihn und aus menschlicher Rücksicht auf seinen krankhaften Zustand geschehen. „Du kannst doch nicht vergessen", fügt die Gleißnerin hinzu, „daß ich Dir früher ernstliche und liebevolle Vorstellungen wegen Deines Verhaltens (!) gemacht habe, und daß Du auf diese Vorstellungen mit der Vornahme geantwortet hast, böse zu sein, und wenn mir das Herz darüber bräche." (Brief an Byron, 13. Februar). — „Sie können sich denken, was ich erfahren habe", schreibt sie an Pfarrer Hodgson, „wenn ich Ihnen sage, daß er mich geheirathet hat mit dem festesten Willen, sich zu rächen [wegen der anfänglichen Ablehnung seines Heirathsantrages], den er am Hochzeitstage ausgesprochen und seitdem mit systematischer und wachsender Grausamkeit, welche keine Liebe ändern konnte, ausgeführt hat." — Gegenüber dieser märchenhaften Unwahrheit, die Allem widerspricht, was sie über ihr eheliches Leben nach der Hochzeit geschrieben hat, erinnere man sich an Byrons „Lebe wohl!" — In solchem viel weniger thörichten als heuchlerischen Tone geht es dann weiter: „Meine Sicherheit hing von der vollkommenen Aufgabe aller sittlichen und religiösen Grundsätze ab, gegen welche sein Haß und seine Angriffe gleichmäßig gerichtet waren." Und wenn sie sich „die Gefahren seines frevelhaften Stolzes" vergegenwärtigt, so findet sie

Trost in dem Gedanken, daß „seine gegenwärtigen Leiden seine zukünftige Rechnung wohl ausgleichen könnten.“ — Also sie läßt ihn leiden, damit er in den Himmel komme. Diese christlich liebreiche Gesinnung äußert sie gegen den Pfarrer Hodgson, der doch mit nichten ein Puritaner war.

Das ist mit Hinzunahme der einmal geäußerten „Furcht vor Gewaltthätigkeit“ Alles, was sie zur Begründung ihrer böswilligen Verlassung anzuführen weiß — es ist Nichts und weniger als Nichts: Unsinn. Wenn ihr Vater und ihre Mutter, die nach einander nach London reisten, ihren Rechtsvertretern nicht mehr zu sagen wußten, so kann man sich nicht wundern, daß man bis zum Ende des Februar nichts von einem entschiedenen Vorgehen merkt. Der Rechtsvertreter der Milbankes, Dr. Lushington, erklärt in einem für die wiederholt zitirte Kundgebung der Lady Byron im Jahre 1830 geschriebenen Briefe, daß er nach den Angaben ihrer Mutter und ihres Vaters „eine Aussöhnung mit Lord Byron für wohl möglich gehalten und den aufrichtigen Wunsch gehegt habe, darauf hinzuwirken.“

Da geschah etwas, was das ganze Aussehen der Dinge veränderte. Lady Byron kam selbst nach London und machte Dr. Lushington bei der ersten Unterredung eine Mittheilung, welche dessen Ansicht von dem Zerwürfniß so vollkommen änderte, daß er nunmehr „eine Aussöhnung für unmöglich hielt.“ Ja, Lady Byron gewann einen bedeutenden Sieg über ihren Gatten, der die öffentliche Meinung ganz auf ihre Seite bringen mußte: der von jenem engagirte Rechtsanwalt Romilly schickte nach Kenntnißnahme von ihrer geheimen Aussage das Honorar zurück und trat zur Gegenpartei über. Was war der Gegenstand dieser Mittheilung? — Offenbar nicht eine von jenen Thatsachen, wie grausame Behandlung, Ehebruch u. s. w., die, nachgewiesen, jede Ehe lösen; wären solche auf irgend eine Art nachzuweisen gewesen, so hätte Lady Byron sie mit Freuden als Fundament für einen Ehescheidungs-Prozeß benutzt. Was sie erzählte, muß etwas *Entsetzliches* gewesen sein, und sie muß es als *sichere Thatsache hingestellt* haben; sonst hätte sie diese Wirkung unmöglich hervorbringen können.

Ist von diesem Entsetzlichen, das ihrem Manne, wie jedem an dem Trennungsverfahren irgendwie Interessirten, streng geheim gehalten wurde, später nie etwas bekannt geworden? — Ja, es ist bekannt geworden. Lady Byron hat es nach ihrer Entzweiung mit

Mrs. Augusta Leigh (1830) einer Reihe von Personen erzählt, zuletzt vier Jahre vor ihrem Tode (1860) der Amerikanerin Mrs. Becher-Stowe, welche es 1869 in einem Artikel des „Macmillan Magazine“ veröffentlicht hat: es ist die Anklage, daß Byron mit seiner Schwester, Mrs. Augusta Leigh, in blutschänderischem Verhältniß gelebt habe. Es ist sinnlos, wie Jeaffreson es thut, nach einer andern Mittheilung zu suchen, die sie Lushington gemacht haben könnte, aus dem subjektiven Grunde, weil er Lady Byron für eine ehrenwerthe Frau und Byron für den eigentlich Schuldigen in dem Ehezwist hält. Wir wollen uns durch ein blindes Mitleid nicht unsere sittlichen Begriffe verwirren lassen: Lady Byrons Charakter ist nicht zu retten.

Nehmen wir den schlimmsten Fall an, daß das, was Lady Byron in schamloser Lüge vor ihrem Rechtsanwalt als erwiesene Thatsache hingestellt hat, eine erwiesene Thatsache wäre, so hätte sie eine unerhörte Gemüthsroheit gezeigt, wenn sie diese entsetzliche Thatsache beliebigen fremden Personen mitgetheilt und so den Mann ihrer Wahl als ein sittliches Ungeheuer gebrandmarkt und die Ehre ihrer Tochter, die mehr als die des Mannes auf der Familienehre beruht, besudelt hätte. Nun aber ist ihre Behauptung unwahr. Die aus niederen Motiven erfolgte Veröffentlichung der Mrs. Stowe hat die glückliche Folge gehabt, daß dieser vierzig Jahre lang von Lady Byron aufrecht erhaltene Klatsch auf seinen Kern untersucht worden ist. Mitglieder der Familie und Freunde des Dichters sowie Byronforscher haben auf Grund persönlicher Anschauungen, intimer Kenntniß des Sachverhalts oder tiefgründiger Studien in einer wahren Fluth von Artikeln mit einstimmigem Urtheil die Behauptung als Lüge gekennzeichnet. Wir haben also Gott sei Dank nicht mehr nöthig, diesen Schmutz zu durchsuchen, um festzustellen, daß die mütterlich liebevolle, wesentlich ältere Schwester Byrons, die Mutter zahlreicher Kinder, welche nonnenhaft fromm und häßlich und sehr beschränkt war — ihr Kosename in Byrons Hause war „Goose“ (Gans) — weder der Gegenstand noch die Theilnehmerin eines solchen Verbrechens sein konnte.*) Der Incest hat thatsächlich nur in der verderbten Phantasie der Lady Byron existirt. Wenn wir diese sittlich perverse Natur mit unverdienter Milde behandeln, so ist die äußerste Entlastung, die wir ihr zubilligen können, die Annahme, daß sie geglaubt habe,

*) Die ausführlichste Widerlegung findet sich in Elzes Biographie.

zu dem betreffenden Verdacht Grund zu haben. Das mindeste Verbrechen, das sie begangen hat, ist also, daß sie aus diesem abscheulichen, unerweislichen Verdacht mit bewußter Unehrlichkeit eine Thatsache gemacht hat.

Mit Jeaffreson anzunehmen, daß sie sich dieser Unwahrheit in späteren Jahren schuldig gemacht habe, aber nicht zu der Zeit, wo sie diese am nöthigsten brauchte, ist, wie gesagt, sinnlos; und das einzige Argument, das er für seine Annahme beizubringen weiß, ist unhaltbar. Er meint, daß Lady Byron in derselben Zeit, wo sie die zärtlichsten Briefe an Mrs. Leigh schrieb, sie nicht mit diesem furchtbaren Verbrechen belastet haben könne. Das ist nur richtig für sittlich normale Naturen; Lady Byron war keine sittlich normale Natur; sie hatte, wie überhaupt keine zartere Empfindung, auch kein sittliches Feingefühl. Sie that, was Andere für unglaublich halten würden, sobald sie es für nützlich hielt. Sie hielt es für nützlich, Mrs. Leigh nach ihrer Flucht aus London an sich zu fesseln, weil die eigene Schwester ihres Mannes ihr in ihrer Wahnsinnsintrigue die beste Stütze war; weil sie durch sie erfahren wollte, was Byron that, und weil sie durch deren Einfluß auf ihren Bruder selbst auf dessen Entschlüsse Einfluß gewinnen wollte. Darum schrieb sie ihr liebevolle Briefe. Die Thatsache, daß sie auf die nämliche Frau, die sie länger als ein Jahrzehnt liebevoll behandelte, den furchtbarsten Verdacht wälzte, kann auch Jeaffreson nicht aus der Welt schaffen. Diesen Verdacht konnte sie aber nur fassen in der kurzen Zeit, wo sie mit Mrs. Leigh und ihrem Gatten zusammen lebte, im Dezember 1815 und Januar 1816. Nach dem 15. Januar hat sie die Geschwister niemals wieder zusammen gesehen.

Uebrigens ist während dieser Zeit das Verhältniß zwischen Lady Byron und Mrs. Leigh nicht immer ungetrübt gewesen. Es existirt ein kurz vor der ersteren Flucht geschriebener Brief an Mrs. Leigh, welcher voraussetzt, daß diese die Absicht ausgesprochen habe abzureisen. Da Lady Byron über die Veranlassung zu diesem Entschluß mit ihr nicht sprechen mag, schreibt sie einige Zeilen, in denen sie ihr eine Liebeserklärung macht. „Solltest Du mich hiernach verurtheilen, ich werde Dich nicht weniger lieben“, steht darin. — Im Uebrigen sind ihre Briefe aus Kirkby Mallory auch in anderer Richtung heuchlerisch, indem sie immerfort versichert, daß sie ihres Gatten Glück zerstöre „aus festen, wohlerwogenen

Grundsätzen“, „aus Gewissenhaftigkeit“, „aus Pflichtgefühl“, „zu seinem Besten“, ja — empörend! — „aus Ergebenheit gegen Gott“. Warum sollte sie dann nicht auch Liebe gegen ihre Schwägerin geheuchelt haben?

Auch andere Umstände machen es unzweifelhaft, daß gerade in der ersten Zeit nach der Trennung, als Lady Byron ihre liebetriefenden Briefe an Augusta Leigh schrieb, die entsetzliche Verleumdung, die jene Dame nachweislich erst später ausgesprochen hat, bereits in London verbreitet wurde. So schreibt Byron am 12. Februar an Hanson: „Es scheint mir nicht sehr ehrenwerth, daß die Kunden der ganzen Welt ihre Beschuldigungen mittheilen, nur dem nicht, gegen den sie gerichtet sind.“ Und wenige Tage später wendet sich seine Schwester an Lady Byron mit der angstvollen Klage, daß ganz entsetzliche Gerüchte, die sie nicht näher bezeichnet, über die Ursache der Trennung verbreitet würden, worauf die letztere am 19. Februar die heuchlerisch gewundene Antwort giebt: „Was die geheimnißvolle Geschichte betrifft, welche ich nicht kenne, so kann ich nur sagen, daß, wenn die Gerüchte sich auf etwas beziehen, wovon ich weiß, daß es falsch ist, ich seine Falschheit bezeugen werde.“

Aber wie konnten solche Gerüchte entstehen, noch bevor Lady Byron ihrem Anwalt die betreffende Mittheilung gemacht hatte? — Das ist leicht erklärt. Ihr Werkzeug, Mrs. Clermont, war — wohl absichtlich — in London zurückgelassen; Anfangs weilte sie, wie es scheint, im Hause des Dichters, später mit Mrs. und Mr. Milbanke in deren Hotel. Sie wird nicht verlegen gewesen sein, gleichartige Bedientenseelen zu finden, welche ihren schmutzigen Klatsch weitertrugen. Auch müssen durch sie — nicht durch ihre vorsichtige Herrin, noch durch deren zum Schweigen verpflichteten Rechtsvertreter — die entsetzlichen Nachrichten in die Zeitungen gekommen sein; sie war ja halbgebildet, wird also im Stande gewesen sein, einen Zeitungsreporter zu inspiriren, ja, vielleicht eine bösartige Notiz selbst zu stilisiren. Aehnliche Machinationen müssen von Seiten der Milbanke-Partei angenommen werden; denn ohne sie wäre es ganz unerklärlich, wie die Zeitungen dazu hätten kommen sollen, den Dichter mit allen Scheusalen der Weltgeschichte, die wegen ihrer geschlechtlichen Verirrungen berüchtigt sind, und speziell mit Caligula zu vergleichen. Noch bevor Byron England verließ, hatte er von der furchtbaren Beschuldigung Kunde;

denn anders ist eine Strophe in den „Stanzen an Augusta“, welche er am 12. April Murray übergab, nicht zu erklären:

Als dann die Wolke auf uns lag
Und Deine Strahlen wollt' ersticken,
Da leuchtet' auf Dein reiner Tag,
Und alle Nacht entschwand den Blicken.

Als Lady Caroline Lamb, seine einstige Geliebte, bei Murray die herrlichen Verse an seine inniggeliebte und unschuldig, wie er, leidende Schwester sah, konnte sie sich nicht enthalten, Byron vor dessen Veröffentlichung dringend zu warnen: „Ich flehe Sie um Gottes Willen an, sie nicht drucken zu lassen. Hätte ich Sie nur einen Augenblick sprechen können, würde ich Ihnen erklären, warum. Ich habe nur Zeit hinzuzufügen, daß Sie das Verderben auf Ihr Haupt und das ihrige hinabziehen werden,*) wenn Sie diese im gegenwärtigen Augenblick bekannt machen. Ich weiß nicht, von welcher Seite das Gerücht herkommt. Sie (der Adressat) haben mich beschuldigt, und zwar fälschlicher Weise; aber wenn Sie Alles hören könnten, was in diesem Augenblick gesprochen wird, würden Sie einer Frau glauben, die . . . vielleicht sterben würde, um Sie zu retten.“

Dieses eine Gerücht genügte den Verleumdern indessen noch nicht. Es wurde verbreitet, daß Byron mit einer Mrs. Mardyn, einer sehr schönen Schauspielerin des Drury Lane-Theaters, in dessen Direktions-Komité er war, ein Liebesverhältniß habe. Die betreffende Dame wurde in Folge dessen von der Bühne gepfiffen. Thatsächlich aber hatte Byron kaum zwei Worte mit ihr gewechselt. Der Dichter selbst konnte sich schließlich nicht mehr auf der Straße sehen lassen, ohne vom Pöbel belästigt zu werden, und da seine Freunde aus dem Adel ihn mit wenigen Ausnahmen wie ein räudiges Schaf behandelten, so war sein fernerer Aufenthalt in London thatsächlich unmöglich gemacht.

Diese Verhältnisse werden neben seiner angeborenen Nachgiebigkeit ihn bestimmt haben, den unklugsten Schritt seines ganzen Lebens zu thun und die Trennungs-Urkunde ohne Prozeß zu unterzeichnen. Damit gab er der Gegenpartei die Möglichkeit,

*) Diese Worte beweisen, daß sich Lady Lamb nicht, wie Prothero glaubt, auf das in derselben Zeit zuerst veröffentlichte berühmte „Fare thee well“ an seine Frau bezieht. Wie sollte deren Haupt durch eine derartige Veröffentlichung Verderben treffen?

das falsche Gerücht zu verbreiten, daß er aus Furcht vor dem angedrohten gerichtlichen Verfahren in die gütliche Trennung gewilligt habe. So war er vor dem Publikum der schuldige Theil. Mit Recht hatte ihm sein Sachwalter Hanson am 5. Februar geschrieben: „Ich empfehle Ihnen aufs Nachdrücklichste, der von Sir Ralph Noel vorgeschlagenen Maßregel nicht zuzustimmen; Sie würden es ihr ganzes Leben lang bereuen.“ Und so war es. Sein Familienglück war zerstört. Seine Tochter hat er nie wiedergesehen. Getrennt von seiner Gattin, war er doch so weit an sie gebunden, daß er an eine zweite Heirath nicht denken konnte. Seine Freunde, sein Vaterland waren ihm für immer verloren; und wenn er auch über das Elend der Heimathlosigkeit nie geklagt hat, so hat es doch bis zu seinem Lebensende schwer auf ihm gelegen. Das erkennt man aus kleinen charakteristischen Vorgängen wie dem von der Lady Blessington erzählten. Als der Dichter in einer wundervollen Mondnacht auf der Veranda ihrer Villa bei Genua saß, in den Anblick des stillleuchtenden Meeres vertieft, ertönte plötzlich aus einem der im Hafen liegenden Schiffe von englischen Matrosen das ‚God save the King‘. Er suchte die Gesellschaft vergeblich über seine tiefe Ergriffenheit durch einige gleichgültige Reden hinwegzutäuschen; unfähig, seine Selbstbeherrschung zu bewahren, mußte er sich schnell entfernen. — Das Schlimmste aber war, daß sein guter Name durch die furchtbarste Beschuldigung dauernd vernichtet war.

Was half es ihm nun, daß er thatsächlich darauf bestanden hatte, den ehelichen Konflikt zu gerichtlichem Austrage zu bringen? Was nützte ihm seine bekannte Erklärung aus Italien vom 9. August 1817? „Es ist mir mitgetheilt worden, daß die Rechtsbeistände der Lady Byron erklärt haben, „ihre Lippen seien versiegelt“ in der Angelegenheit der Trennung zwischen ihr und mir. Wenn ihre Lippen versiegelt sind, so sind sie es nicht durch mich, und die größte Gunst, die sie mir erweisen können, wird darin bestehen, daß sie sie öffnen. Von der ersten Stunde an, wo ich von den Absichten der Noel-Familie benachrichtigt wurde, . . . habe ich wiederholt und vergeblich eine Nennung ihrer Beschuldigungen verlangt, und es geschah vor allem in Folge eines von Lady Byron geforderten Versprechens, daß ich in eine Trennung willigen würde, wenn sie eine solche ernstlich wünschte, daß ich überhaupt darauf eingegangen bin . . . Ich werde glücklich sein, wenn ich die

Urkunde vernichten und vor ein beliebiges Gericht treten kann, welches die Angelegenheit zur öffentlichen Verhandlung bringt.“ — Weit davon ist gut vorm Schuß, hieß es natürlich im Munde der Leute. Das alles kam nun zu spät. Seine Widersacher dachten nicht daran, ihn ungezwungen von den schlimmsten Beschuldigungen zu reinigen. Vergeblich drangen seine Freunde in seine Frau, durch ein paar für die Oeffentlichkeit bestimmte Worte das entsetzliche Gerücht Lügen zu strafen. Zwar blieb sie mit Mrs. Augusta Leigh noch 14 Jahre in intimem Verhältniß, so daß diese, wie auch deren Bruder, gar nicht auf den Gedanken kommen konnten, daß die Verleumdung von ihr ausgegangen war. Aber sie war hartherzig; sie wollte das Gerücht bestehen lassen als eine unwidersprechliche Entlastung für ihre unmotivirte Scheidung; sie gab ihm nach dem Tode der Schwägerin (1851) selbst in ihren verleumderischen Reden die kräftigste Nahrung und bereitete für die Zeit nach ihrem eigenen Tode jenen empörenden Skandal vor, der nicht bloß ihren verstorbenen Gemahl und dessen todte Schwester, sondern ihre ganze Familie und thörichter Weise sie selbst besudelte.

So hatte es diese kleine, egoistische und bösartige Frau in der Wuth ihrer verletzten Eitelkeit durch unerhört gewissenlose Intriguen erreicht, eine furchtbare Rache zu nehmen an einem der Größten unter den Menschen, dessen Schuhriemen aufzulösen sie zu unwürdig war, und ihm das Dasein hoffnungslos ruinirt. Die Entsetzlichkeit dieser That ist um so abstoßender, als sie von einer Persönlichkeit ausging, die es trotz ihrer mitleidslosen Härte verstanden, sich dauernd in einen Schein der Tugend und Frömmigkeit zu hüllen, welcher selbst ihre Opfer täuschte und in deren arglosen Herzen niemals eine Ahnung von ihrem Verbrechen aufkommen ließ.

Durchschaut hat Byron den Charakter seiner Frau fast vollkommen; das zeigt ein Gedicht, welches er im September 1816 in der Schweiz schrieb, nachdem er einen letzten Versöhnungsversuch, den sie, wie jedes Lebenszeichen von ihm, unbeachtet ließ, gemacht hatte. (Es ist erst nach seinem Tode, 1831, veröffentlicht worden.)

Viel Feinde hatt' ich — keinen so wie Du:
Denn allen andern konnt' ich widerstehn,
Mich rächen oder sie begütigt seh'n:
Du bliebest unversöhnt in Deiner Ruh',
Du hattest nichts zu fürchten, vor dem Hiebe
Beschirmt durch meine Schwäch' und meine Liebe,

Die oft geschont, wo Schonung unklug war.
Und auf die Welt, auf meine Offenheit,
Auf wilden Leumund meiner Jünglingszeit,
Auf viele Dinge, unwahr oder wahr,
Hast Du gebaut, gebaut auf solche Gründe
Ein Todtendenkmal, und der Kitt war Sünde.
Wie Klytämnestra leiblich den Gemahl,
So schlugst Du todt mit ungeahntem Stahl
Ruf, Frieden, Glück — und alle bess're Zeit,
Die ohne dies kaltblüt'ge Vehmgericht
Vielleicht erblüht wär' aus begrab'nem Streit
Mit bess'rer Frucht als Trennung und Verzicht.
Selbst Deine Tugend mußt' ein Laster sein,
Die schlau berechnend ihren Schacher trieb,
Dem jetz'gen Groll und künft'gen Gold zu Lieb',
Und kauft um jeden Preis des Andern Pein . . .
Verstellung, Widersprüche, Doppelsinn,
Und die Gedanken, die von Anbeginn
In Janus-Seelen wohnen, und die Kunst,
Zu lügen ohne Wort, mit feinem Blick,
Und kluger Vorwand, [Schauspieler-Geschick]
Und dann das Ja zu Allem, was — gleichviel
Auf welche Art — dem Wunsch verhilft zum Ziel, —
Dies Alles fand bei Deiner Tugend Gunst.
Du stehst am Ziel, und würdig war die Bahn —
Ich will an Dir nicht thun, was Du gethan!

(Gildemeister.)

Dieses Bild der Lady wäre vollkommen, wenn ihm noch der Zug der Grausamkeit hinzugefügt wäre, die sie besitzen mußte, um so handeln zu können, wie sie es gethan. Dieser Grausamkeit gegenüber macht der Dichter den Eindruck eines weichen Kindes, wenn er in den Gesprächen mit seinen Freunden und Lady Blessington bis in die letzte Zeit seines Lebens sich selbst immer die Hauptschuld an der Trennung zumißt und die guten Eigenschaften seiner Frau herausstreicht.

Und nun betrachten wir die Folgen dieser Grausamkeit:

Wer weiß denn, ob der Mehlthau des Pessimismus den Kern der göttlichen Kraft des Dichters zerfressen haben würde, wenn er nicht die unerhörte Schmach der letzten Monate in England unschuldig hätte erdulden müssen? Wer will es sagen, ob die Menschenverachtung, die Weltverzweiflung ihn so vollständig in Besitz genommen haben würden, wenn er den immer vergeblich gesuchten Pol seiner Seele gefunden hätte: ein echtes Weib anstatt dieser Medusa? Das zum mindesten ist sicher, daß die Jahre der

Selbstaufgabe, welche dieser furchtbaren Erfahrung folgten, seinen Lebenslauf nicht entstellt haben würden, wenn er eine hingebende Frauenseele, wie die jener heißgeliebten, frühverstorbenen, geheimnißvollen „Thyrza", an seiner Seite gehabt hätte.

Die That ist so abscheulich, daß man sie den Kulturvölkern unserer Zeit verbergen möchte; denn in ihrer vormenschlichen Wildheit versetzt sie dem beglückenden Glauben an die unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit unseres Geschlechts einen harten Stoß. Das aber kann nicht sein: das Opfer ihrer Bosheit wandert auf den leuchtendsten Höhen der Geschichte. So muß sie denn einherziehen durch die Jahrhunderte neben der glänzenden Gestalt ihres großen Gemahls eine dunkle, gebeugte, als sein böser Geist, mit dem Sinon-Mal des Verraths auf der gleißenden Stirn.

Chateaubriands Geist des Christenthums.

Von

Karl Trost.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ erschien in Frankreich (1802) Chateaubriands „Génie du Christianisme“. Der Zweck, den beide Schriften verfolgten, war derselbe; und doch welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den von philosophischem Geiste erfüllten Ausführungen des deutschen Theologen und den historisch-poetischen des französischen Romantikers! Kaum irgendwo sonst kommt der Gegensatz zwischen protestantischem und katholischem Denken so klar und kräftig zum Ausdruck. Tiefer und tiefer sucht der Geist des Protestanten zu graben, um, von einem inneren Drange geleitet und erleuchtet von der religiösen Erkenntniß seiner Zeit, dem lebendigen Quell ewiger Wahrheit näher zu kommen. Der Katholik geht von der Anschauung aus, daß Gott, die zentrale weltbewegende Kraft, doch ein ewiges Geheimniß bleibe. Da aber, wie die Geschichte beweise, ein Widerschein des Göttlichen auf den Lehren und dem Kultus der christlichen Kirche ruhe und von da, Licht und Wärme spendend, sich über die Welt verbreite, so thue man am besten, sich ein für allemal an diese Thatsache zu halten und das segensreiche Wirken der Kirche nach Kräften zu unterstützen.

Es giebt, sagt Chateaubriand, nichts Schönes, nichts Süßes, nichts Großes im Leben, was nicht ein Geheimniß in sich bärge. Die wunderbarsten Gefühle sind diejenigen, welche uns ein wenig verworren erregen: die Schamhaftigkeit, die keusche Liebe, die tugendhafte Freundschaft sind voller Geheimniß. Herzen, die sich lieben, verstehen sich bei halbem Wort und das bessere Theil ihrer Rede ist holdes Schweigen. Und ist nicht die Unschuld, die nichts ist, als eine heilige Unwissenheit, — ist sie nicht das auausspre(ch)-

lichste aller Geheimnisse? Als himmlische Tugenden erscheinen uns diejenigen, welche, unmittelbar aus Gott stammend, wie die christliche Liebe, sich, gleich ihrer Quelle, den Blicken der Menschen zu verbergen lieben. Das Geheimniß ist so göttlicher Natur, daß die Weisen des alten Asiens nur in Symbolen sprachen. Und auf welche Wissenschaft kommt man immer wieder zurück? Auf diejenige, die stets etwas zu ahnen übrig läßt und unsere Blicke auf eine unendliche Perspektive richtet. Alles ist verborgen, Alles in Geheimniß gehüllt in der weiten Schöpfung; der Mensch selbst das seltsamste Räthsel. Woher kommt der Blitz, den wir Dasein nennen und in welcher Nacht endet er? — Gott selbst ist das große Geheimniß der Natur. Im alten Aegypten blieb das Bild der Gottheit verschleiert und auf der Schwelle ihrer Tempel lagerte die Sphinx. Keine Religion, die nicht ihre undurchdringlichen Mysterien hätte.

Die Mysterien des Christenthums entspringen der ureigensten Gemüths- und Geistesanlage des Menschen. Der consensus gentium verbürgt ihre Wahrheit; ihre Deutsamkeit sichert ihre Wirkung als lebendige Kraft durch alle Zeiten hindurch. Die Trinität, das erste der christlichen Mysterien, eröffnet dem philosophischen Denken ein unendliches Feld, sei es, daß es zu Betrachtungen führt über die Eigenschaften des höchsten Wesens, sei es, daß man die Spuren dieses Dogmas bis ins graueste Alterthum hinein verfolgt. Porphyrius erwähnt ein altes Orakel des Serapis, welches lautete: „Zu allem Anfang ist Gott, dann das Wort und zugleich mit beiden der Geist: drei Gottheiten zusammen erzeugt, und in Einem sich vereinigend.“ Die Zweifler glaubt Chateaubriand mit dem Satz abfertigen zu können: „C'est une très méchante manière de raisonner que de rejeter ce qu'on ne peut comprendre.“

Indem der theologisirende Romantiker sich zur Bezeugung christlicher Wahrheit auf Aussprüche babylonischer, altägyptischer, griechischer Weisheit beruft, scheint er sich nicht im Geringsten bewußt zu werden, in welch bedenklicher Weise er der Entscheidung der Frage präjudizirt, die für die Kirche die Frage aller Fragen ist: ob übernatürliche Offenbarung oder natürliche geschichtliche Entwicklung. Ganz unbefangen schreibt er: „Die allgemeine Ueberlieferung belehrt uns, daß der Mensch in einem vollkommeneren Zustand erschaffen worden ist, als derjenige ist, in dem er sich gegenwärtig befindet, und daß es einen Sündenfall gegeben hat.“ Das überlieferte Dogma der Kirche vom Sündenfall — mit welchem

auch die ganze Erlösungslehre steht und fällt — soll also gestützt werden durch die Ueberlieferung der alten mesopotamischen und vorderasiatischen Völker. Die geschwundene Autorität der Kirche soll neu gekräftigt werden durch die Autorität urgeschichtlicher Legenden.

In einer zur Ausgabe des Génie du Christianisme vom Jahre 1828 geschriebenen Vorrede beklagt sich Chateaubriand, daß der jüngeren Generation der kirchlich Gesinnten das Verständniß abhanden gekommen sei für das Verdienst, das er sich um die Wiederaufrichtung des katholischen Glaubens in Frankreich erworben habe. Man trage Gleichgiltigkeit, ja eine Art von Abneigung zur Schau gegen Denjenigen qui avait voulu faire aimer le christianisme par la beauté de son culte, par le génie de ses orateurs, par la science de ses docteurs, par les vertus de ses apôtres et de ses disciples. Er fügt hinzu: Il aurait fallu aller plus loin. Dans ma conscience, je ne le pouvais pas. Das Christenthum in seiner ästhetischen Erscheinung und, im bewußten Gegensatz zu Voltaire, — als **kulturfördernde** Macht zu schildern, das betrachtet Chateaubriand als seine Aufgabe. Weiteres zu thun, d. h. sich zu irgend welchem positiven Glauben zu bekennen, könne er nicht übers Herz bringen. Zu ihren wahren Gläubigen durfte ihn also die katholische Kirche nicht zählen.

Sehen wir zu, wie es ihm gelingt, die **sittliche** Schönheit des Christenthums zu verherrlichen. Dieses Thema könnte besonders interessant werden für unsere Gegenwart, die den Versuch erlebt hat, die Moral überhaupt und die christliche Moral insbesondere als etwas Minderwerthiges, Vulgäres darzustellen. Chateaubriand wirft zunächst einen Blick auf die Moral und Moralphilosophie des Alterthums. Vor Jesus Christus, sagt er, war die Seele des Menschen ein Chaos. Die meisten alten Philosophen geben eine Scheidung und Eintheilung der Tugenden und Laster; aber die Weisheit der Religion steht auch hier hoch über der Weisheit der Menschen. Welches waren die von den Weisen Griechenlands so hoch gepriesenen Tugenden? Die Tapferkeit, die Mäßigung, die Klugheit. Jesus Christus allein konnte die Welt lehren, daß Glaube, Liebe, Hoffnung die Tugenden seien, wie sie der Mensch in seiner Unwissenheit und seinem Elend braucht. An der Spitze der christlichen Kardinaltugenden steht der Glaube. Es ist eine wunderbare Einsicht, ruft Chateaubriand, die uns im Glauben die Quelle aller Tugenden aufgezeigt hat. Wo immer

eine sittliche Kraft wirksam ist, geht sie aus der Ueberzeugung hervor. Nur darum ist eine Rede eindrucksvoll, ein Gedicht göttlich, ein Gemälde schön, weil Geist und Auge des Beurtheilenden überzeugt sind von einer gewissen Wahrheit, die in dieser Rede, diesem Gedicht, diesem Gemälde verborgen ist. Eine kleine Anzahl Soldaten, die an das Genie ihres Führers glaubt, kann Wunder thun. Fünfunddreißigtausend Griechen folgen dem makedonischen Jüngling zur Eroberung Asiens. Ein Orakel verspricht den Römern die Weltherrschaft, — sie glauben und erobern den Erdkreis. Columbus, er allein unter allen seinen Zeitgenossen, bleibt unerschütterlich im Glauben an eine neue Welt und eine neue Welt steigt aus den Fluthen empor. Allem Anschein nach rechnet Chateaubriand die Ueberzeugung, daß mit dem Genius die Natur in ewigem Bunde stehe, ebenfalls zu den christlichen Glaubensakten. Ebenso ohne Zweifel das Wort des großen Römers, der dem Schiffer gebot, dem Sturm zu trotzen, denn „Du trägst den Cäsar und sein Glück.“ Wie dem immer sei, sicher ist, daß wir mit der Chateaubriandschen Erklärung und Werthung des Glaubens aus dem Kreis der christlichen Ideen ganz und gar heraustreten; von der Lehre der Kirche ganz zu schweigen, die mit dem Wort Glauben ganz bestimmt und ausschließlich den Glauben an die Erlösung der Menschheit durch den Sohn Gottes bezeichnet. Mit einer merkwürdigen Elastizität des Gedankens kommt übrigens Chateaubriand von seiner Abschweifung zu Alexander und Columbus wieder auf die Christenheit neuerer Zeit zurück, indem er zum Schluß sagt: „Aus dem Glauben entsprossen die gesellschaftlichen Tugenden, denn nach dem einstimmigen Zeugniß der Weisen ist es wahr, daß das Dogma, welches befiehlt, an einen Gott zu glauben, der belohnt und straft, die festeste Stütze der Moral und Politik ist.“ Damit wären wir glücklich beim instrumentum regni angelangt.

Nach langen einleitenden Irr- und Umwegen kommt Chateaubriand endlich zur Gottesidee und zum Gedanken einer göttlichen Vorsehung. Es handelt sich darum, den Leser vom Dasein eines allmächtigen und allwissenden Gottes zu überzeugen. Chateaubriand macht sich die Sache sehr leicht: er verkündet diesen Gott im Prophetenstil. „Es ist ein Gott: die Kräuter des Thales und die Cedern des Berges segnen ihn, das Insekt summt sein Lob, der Elephant grüßt ihn am Tagesaufgang, der Vogel singt ihn in den Sträuchern, der Blitz ist ein Zeuge seiner Macht und der Ozean

kündet seine Unendlichkeit. Der Mensch allein hat gesagt: es giebt keinen Gott." Um eine solche Behauptung ferner unmöglich zu machen, taucht Chateaubriand seinen Pinsel in die glühendsten Farben und malt alle Herrlichkeiten und weisen Ordnungen des Weltgebäudes. Wer vor diesem Gemälde nicht zu dem Schluß kommt, daß es einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde gebe, der wird für stumpfsinnig erklärt.

Uebrigens hält es Chateaubriand doch nicht für überflüssig, den Eindruck seiner poetischen Malerei noch durch wissenschaftliche Ausführungen zu verstärken. Die Art und Weise, wie er sich als Naturkundigen in Szene setzt, ist höchst bezeichnend für den Geist der Romantik, die aus einem unklaren Gemenge von Phantasie und wissenschaftlichem Denken göttliche und weiterhin womöglich auch noch christlich-kirchliche Wahrheit herausdestilliren wollte. „Wir haben", sagt Chateaubriand, „in der Organisation der Naturwesen einen regelmäßigen Plan erkannt, den man nicht dem Zufall zuschreiben kann und der einen höchsten Ordner zur Voraussetzung hat. Es bleibt uns übrig, andere Endursachen zu prüfen, welche ebenso fruchtbar und nicht minder erstaunlich sind, als die ersteren. Hier schließen wir uns keinem Vorgänger an. Wir hatten der Naturgeschichte Studien gewidmet, die wir niemals unterbrochen haben würden, wenn die Vorsehung uns nicht zu anderen Arbeiten berufen hätte. Wir wollten eine religiöse Naturgeschichte den modernen wissenschaftlichen Büchern entgegensetzen, worin man immer nur die Materie findet. Damit Niemand uns hochmüthig unsere Unwissenheit vorwerfen könne, haben wir uns entschlossen, zu reisen und Alles selbst zu sehen. Wir werden daher einige unserer Beobachtungen wiedergeben über die Instinkte der Thiere und der Pflanzen, über ihre Gewohnheiten, ihre Ortsveränderungen, ihr Liebesleben u. s. w. Das Feld der Natur ist unerschöpflich und man findet da immer neue Ernten. In einer Menagerie, wo man die Geheimnisse Gottes im Käfig hält, lernt man die göttliche Weisheit nicht kennen; in der Wüste muß man ihren Spuren folgen, um nicht mehr an ihrem Dasein zu zweifeln; man kommt nicht gottlos zurück aus den Reichen der Einsamkeit, regna solitudinis: wehe dem Reisenden, der die Reise um die Welt macht und als Gottesleugner unter das Dach seiner Väter zurückkehrt! In der Stille der Nacht habe ich das einsame Thal besucht, das von Tannen beschattet, von Bibern bewohnt ist, über deren friedfertige Arbeit der Mond sein schweigendes Licht ergießt. Hätte

sich in diesem Thal mein Sinn verschließen können gegen das Dasein einer göttlichen Intelligenz, das sich in den Wundern der Thierwelt offenbart?" Angesichts solcher mehr oder weniger aufrichtig empfundener Stimmungsergüsse kann man so recht inne werden, welche grundtief gehende Umwälzung sich seit hundert Jahren in unserem ganzen Denken und Empfinden vollzogen hat. Die Wahrheit christlicher Offenbarung aus der Betrachtung der Thierinstinkte herleiten zu wollen, — so etwas ist uns heute kaum mehr verständlich, da uns der Gegensatz zwischen naturalistischer und religiöser Weltanschauung klar geworden ist.

Moderner Anschauung und moderner Begründungsweise kommt Chateaubriand näher da, wo er von der Unsterblichkeit der Seele redet. „Es ist gewiß", sagt er, „daß das Sehnen unserer Seele niemals gestillt wird. Kaum hat sie einen Gegenstand ihres Begehrens erreicht, so strebt sie darüber hinaus. Das Weltall kann ihr kein Genügen geben. Das Unendliche ist das einzige Gebiet, das ihrer Natur zusagt. Erfüllt, aber nicht gesättigt von dem, was sie verschlungen hat, stürzt sie sich in den Schoß Gottes, wo die Ideen des Unendlichen in Raum und Zeit und in Vollkommenheit sich vereinigen. Aber sie taucht in der Gottheit nur unter, weil diese Gottheit voller Dunkel ist, Deus absconditus. Könnte die Seele sich von der Gottheit eine deutliche Vorstellung machen, sie würde sie gleichgiltig unter sich liegen lassen, wie alle Gegenstände, deren Grenzen sie ermißt." Neben dem unendlichen Höherstreben unserer Seele kommt als Beweis für ihre Unsterblichkeit das Gewissen in Betracht. Chateaubriand würde es für eine Beleidigung des Lesers halten, wenn er darüber noch viele Worte machen wollte, denn schon Cicero habe gesagt: „Es giebt im Menschen eine Kraft, die dem Guten zustrebt und vom Bösen ablenkt; diese geht nicht allein dem Entstehen der Völker und Staaten voran, sondern sie ist so alt als der Gott, durch welchen Himmel und Erde geworden sind und gelenkt werden. Denn die Vernunft ist ein wesentliches Attribut des göttlichen Geistes, und diese Vernunft, welche in Gott ist, bestimmt nothwendiger Weise das, was Laster und Tugend ist." Nachdem so durch die Autorität des Cicero und einige dem klassischen Lateiner entlehnte schönrednerische Wendungen die Existenz des Gewissens und ebendamit auch der Unsterblichkeit der Seele über allen Zweifel hinaus festgestellt ist, fährt Chateaubriand weiter fort: „Wenn das Dasein eines höchsten

Wesens anerkannt und die Unsterblichkeit der Seele zugegeben ist, so giebt es im Grund keine Schwierigkeit mehr, einen Zustand der Belohnungen und der Strafen nach diesem Leben anzunehmen: die zwei ersten Dogmen ziehen das dritte mit Nothwendigkeit nach sich. Es handelt sich also nur noch darum, zu zeigen, welch tiefer sittlicher und poetischer Gehalt in den christlichen Vorstellungen liegt, und wie die Religion des Evangeliums sich auch hier allen übrigen Formen der Gottesverehrung, die es auf der Welt giebt, überlegen zeigt.“ Ob es sich um Gott, um den Glauben oder um Unsterblichkeit und ewiges Leben handle, das taschenspielerische Verfahren Chateaubriands bleibt immer dasselbe. Durch eine Menge von Anführungen aus der Literatur aller möglichen Kulturvölker werden die Annahmen der sogenannten natürlichen oder Vernunft-Religion dem Leser plausibel gemacht, dann aber mit einer geschickten Wendung die bei oberflächlicher Betrachtung ähnlich aussehenden katholischen Grunddogmen untergeschoben. Wenn diese Vorstellungen, wie etwa die an die Stelle einer ganz abstrakten Unsterblichkeitsidee hineinpraktizirte christliche Lehre von der Auferstehung des Fleisches und der ewigen Seligkeit auch weniger erwiesen und erweisbar, ja dem Verstand vielleicht anstößig sind, so wird man, meint Chateaubriand, darüber leicht hinwegsehen, wenn man bedenkt, welchen Nutzen und welche Kraft die moralische und poetische Lebensauffassung aus den Geheimnissen des kirchlichen Glaubens gesogen hat. Das katholische Christenthum — so lautet das Schlußwort des Programms der Romantik — hat einen unvergleichlichen und unendlichen Werth durch die Fülle sittlicher und künstlerischer Motive, welche in ihm enthalten sind. Es bewirkt eine Reinigung des Herzens und eine Gemüthserhebung, wie keine andere geistige Macht und quand l'âme est élevée, les paroles viennent d'en haut.

In der ursprünglichen Geistesanlage des francogallischen Volksthums ist es begründet, daß Sprache und Denkweise der Franzosen eine Richtung auf das scharf Logische und verstandesmäßig Klare genommen haben. Darin liegt eine Beschränkung des freien Waltens der Kräfte des Gemüths und der Phantasie. Kein Wunder daher, wenn moderne französische Dichter, auch solche, deren ganze Geistesrichtung dem ernsthaft Religiösen abgewandt ist, sich angezogen fühlen von dem Schwung der Sprache, der Erhabenheit der Bilder und den tiefsinnigen Symbolen, die ein Erb-

theil des kirchlichen Christenthums sind. Derselbe Poet, Alfred de Musset, der den Welterlöser mit den Worten apostrophirt:

Je ne crois pas, ô Christ! à ta parole sainte,

singt auf derselben Seite einen Hymnus auf die Zeit,

où d'un siècle barbare
Naquit un siècle d'or, plus fertile et plus beau.
Où, sous la main du Christ, tout venait de renaître,
Où la Vie était jeune, — où la Mort espérait.

Und Tausenden hochgebildeter Männer und Frauen war es aus der Seele gesprochen, wenn der Dichter fortfuhr:

Ta gloire est morte, ô Christ! et sur nos croix d'ébène
Ton cadavre céleste en poussière est tombé!
Eh bien! qu'il soit permis d'en baiser la poussière
Au moins crédule enfant de ce siècle sans foi,
Et de pleurer, ô Christ! sur cette froide terre
Qui vivait de ta mort, et qui mourra sans toi!
Oh, maintenant, mon Dieu, qui lui rendra la vie?

Chateaubriand glaubte, durch eine glänzende Schilderung all des Großen und Herrlichen, was unter der Einwirkung der christlichen Ideenwelt in Kunst und Dichtung geschaffen worden war, dem französischen Geist aufs neue eine Richtung auf christliches Empfinden und Kunstschaffen geben zu können. Indem wir, sagt er, vom Geist der christlichen Religion sprechen, wie können wir da ihren Einfluß auf Literatur und Kunst vergessen, einen Einfluß, der den menschlichen Geist von Grund aus umgewandelt und im modernen Europa Völker geschaffen hat, die so ganz verschieden sind von den Völkern des Alterthums. Chateaubriand geht zunächst auf die großen christlichen Epen Divina commedia, „Das befreite Jerusalem" und „Das verlorene Paradies" ein. Er hebt in einer kritischen Betrachtung die Vorzüge und Schwächen dieser Dichtungen hervor. Hier zeigt sich aber gleich die ganze Unfähigkeit der katholisirenden Romantik, irgendwie in das Wesen der Dinge einzudringen. Nirgends ein Schimmer von Verständniß für das, was doch Chateaubriand zur Anschauung bringen will, für den Geist der spezifisch christlichen Epoche im Gegensatz zum klassischen Alterthum und andererseits zu der Epoche, die mit der Renaissance und der kirchlichen Sezession anhebt. Ueberall ein Herumpflücken an Einzelheiten, schwächlicher ästhetischer Kleinkram. Es fehlen die zwei gewaltigen Kräfte des Geistes, welche seit dem Auftreten Martin Luthers die germanische Welt am mächtigsten bewegt und

dieser ihren Stempel aufgedrückt haben: der an keine Schranke sich bindende, ins Unendliche strebende Drang nach Wahrheit und der Sinn für historische Entwicklung. Chateaubriand ist starrer Rationalist so gut wie Voltaire, ja vielleicht noch mehr als dieser. Wenigstens kann man im Essai sur les moeurs eher Spuren eines Verständnisses für die großen geistigen Bewegungen im Völkerleben finden, als im „Geist des Christenthums". Daß Chateaubriand es für nöthig hielt, an Voltaires Henriade ebenfalls ein Kapitel zu verschwenden, würde an sich schon genügen, den Maßstab zu geben für sein Urtheil in christlichen Dingen. Die Henriade, diese Spottgeburt des flachsten Rationalismus, heißt in der Buchausgabe ein Epos, und diese Pseudo-Epopee ist in französischer Sprache geschrieben, sie besitzt de beaux vers, une diction élégante, un style correct — deshalb muß sie einen Platz finden unter den Werken, die den Geist des Christenums kennzeichnen.

Chateaubriand hat eine Empfindung dafür, daß der Geist des Christenthums am wirksamsten dargestellt werden könnte durch eine Schilderung des ethischen Verhaltens typischer Charaktere in den tieferen Lebensbeziehungen. Er wendet sich daher an die epische und dramatische Dichtung des Alterthums und der neueren Zeit, um dieser und jener Epoche Gestalten zu entnehmen, durch deren Kontrastirung der Unterschied zwischen dem Geist der Antike und dem des Christenthums kräftig zum Ausdruck gebracht werden könnte. Das Ergebniß ist ein wundersam verworrenes Potpourri von Dichterstellen aus lateinischen und französischen Klassikern. Eine Parallele zwischen Vergil und seinem Nachahmer Racine wird von Chateaubriand als seinem Zweck besonders entsprechend betrachtet. Eine seichtere Auffassung der Geschichte, ein gründlicherer Mangel an Verständniß für den zu behandelnden Stoff ist gar nicht denkbar. Neben Priamos und Andromache werden unter den Charakteren des Alterthums schließlich noch Adam und Eva aufgeführt!

Eine wirklich beachtenswerthe Aeußerung wird bei diesem Kapitel ganz gelegentlich angebracht. Die christliche Religion, sagt unser Autor, läßt es nicht dabei bewenden, das Spiel der Leidenschaften im Drama und im Epos zu erhöhen, nein, sie ist auch selbst eine besondere Art von Leidenschaft, die ihren Taumel und ihre Gluth, ihre Seufzer und Entzückungen, ihre Thränen und ihre eigene Freude an der Welt wie an der Wüste hat. Wir wissen, daß die Welt das Fanatismus nennt; wir könnten darauf erwidern mit den folgenden Worten Rousseaus: „Der Fanatismus,

obwohl blutdürstig und grausam, ist doch eine große und starke Leidenschaft, welche das Herz des Menschen erhebt und ihn den Tod verachten läßt. Er giebt der Seele einen wunderbaren Schwung, der nur der richtigen Lenkung bedarf, um die erhabensten Tugenden hervorzubringen; anstatt daß die Religionslosigkeit und im Allgemeinen der räsonnirende und kritische Geist an das Leben fesselt, verweichlicht, das Gemüth verflacht und verödet, alle Leidenschaft auf die Niedrigkeit des Privatinteresses konzentrirt, auf den Schmutz des gemeinen menschlichen Ich, und auf diese Weise ganz sachte die wahren Grundlagen der Gesellschaft zerstört; denn das, was die Privatinteressen Gemeinsames haben, ist so geringfügig, daß es dem, was an Entgegengesetztem in ihnen ist, niemals die Waage halten kann."

In einem zweiten Theil seines Lobgesangs auf den — übrigens nirgends in greifbarer Gestalt hervortretenden — Geist des Christenthums verbreitet sich Chateaubriand weitläufig über die Göttlichkeit der Bibel, insbesondere mit Bezug auf den Stil. Sodann rühmt er in pomphaften Worten die Musik, die Malerei, die Architektur der christlichen Jahrhunderte. Ganz schön, wenn wir nur auch erführen, auf welche Weise denn psychologisch und entwicklungsgeschichtlich alle diese schönen Dinge mit der Predigt des Galiläers zusammenhängen. Folgt ein Hymnus auf die Verdienste des Christenthums — man soll doch immer verstehen: des katholischen, des päpstlichen Christenthums — um den Fortschritt der Wissenschaften, wobei u. A. auch Chemie und Naturgeschichte genannt werden! Daneben fortwährende Klagen und Anklagen, daß der „philosophische" d. h. der wissenschaftlich-kritische Geist alles Schöne und Hohe in der Welt vernichte. Ueberall der alte, in den Kreisen der Halbbildung allerdings noch heute landläufige Aberglaube, daß religiöser Geist und wissenschaftliches Streben unvereinbar seien in der Seele des Einzelnen, wie im Kulturleben der Völker. Andererseits ist Chateaubriand ein klassisches Beispiel jener Spielerei mit Worten und Begriffen, die wirklich vorhandene Gegensätze des Denkens und der Weltanschauung mit inhaltsleeren und zweideutigen Redewendungen zu überbrücken sucht, und damit auch der aufrichtigen religiösen Gesinnung den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zuzieht. Diesen Halbheiten, Schwächlichkeiten und mit dem Geist der Wahrheit wenig verträglichen Ausflüchten kann nur ein Ende bereitet werden, wenn Ernst gemacht wird mit einer allem Menschlichen Verständniß entgegenbringenden und in die Tiefe der Dinge eindringenden Betrachtung der Geschichte.

Rußland in der Krisis.

Von

Paul Rohrbach.

K. Golowin, Rußlands Finanzpolitik und die Aufgaben der Zukunft. Aus dem Russischen von M. Kolossowski. Leipzig, Otto Wigand, 1900.

Dr. C. Lehmann und Parvus, Das hungernde Rußland. Reiseeindrücke, Beobachtungen, Untersuchungen. Reich illustrirt. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., 1900.

Prof. Dr. P. Shamanow und Prof. J. W. Kasparow, Rußlands Landwirthschaft und Getreidehandel. Autorisirte Uebersetzung von Maxim Blumenau, Bibliothekar der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern. München, Ernst Reinhardt, 1901.

Vor Kurzem stand in einem der größten und bestgeleiteten der St. Petersburger Blätter unter der Ueberschrift „Eine Stimme vom Lande" folgende Darstellung der allgemeinen ökonomischen Lage Rußlands zu lesen: „Die Verelendung oder richtiger gesagt der Ruin Gesammtrußlands schwebt in der Luft und besonders stark bekommt das flache Land ihn zu spüren. Rußland hungert chronisch, Rußland brennt in steigender Progression, die Verarmung geht in die Breite und in die Tiefe, und offenbar giebt es weder Kräfte noch Mittel, das Elend aufzuhalten und zu mildern. Auf allen Gebieten, nach jeder Richtung wachsen die Ausgaben ins Kolossale, aber die Quellen der produktiven Arbeit zur Befriedigung der Bedürfnisse sind erschöpft, und das Defizit — nicht eins am Budget, eins am Leben! — ist unvermeidlich. Man muß sich in die Frage vertiefen: was ist zu thun?

„Sowohl die Regierung als auch die Gesellschaft, und zwar die Gesellschaft in allen ihren Schichten, allen ihren Individuen, empfinden diesen wirthschaftlichen Druck, der mit jedem Tage immer schrecklicher, immer hoffnungsloser wird. Abgesehen von einigen

enorm in die Höhe wachsenden Millionenvermögen, die aber nicht von Dauer und dazu wenig zahlreich sind, sind alle Stände vom Herren bis zum Bauern einschließlich durch und durch verarmt; niemand hat etwas zum Leben, etwas, wovon er auch noch so kleine Brocken den Hungernden, den Abgebrannten geben könnte. Das ist bezeichnend und sicher kann man so nicht weiterleben.

„Die Leute auf dem Lande mühen sich, groß und klein, aus aller Kraft, aber all diese gewaltige Arbeit, sowohl die daheimbleibt, als auch die in die Ferne auf Verdienst geht, reicht nicht aus zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Staats und zur Durchfütterung aller derer, die nun einmal vom Bauern leben. Von „Sparen" kann bei der ländlichen Bevölkerung nicht die Rede sein; an Stelle von Ersparnissen giebt es überall Ausfälle, Verschuldung, Hunger . . . Warum?

„Ueber jedem Schritt, über jedem Gedanken, über jedem Anfang, über den allerprimitivsten Erscheinungen persönlicher Initiative schwebt die bureaukratische Bevormundung. Alle möglichen Regulative, dazu endlose „Erläuterungen", „Fortsetzungen", Zirkulare der Oberbehörden, Zirkulare der Unterbehörden, dazu eine fort und fort sich vermehrende Masse aller möglichen Behörden — das alles, man mag dagegen sagen, was man will, schlägt sämmtliche Lebenskräfte tod, würde selbst die größten denkbaren Reichthümer, materielle wie geistige, ohnmächtig machen, ruiniren.

„Unser Dorf ist in dieser Beziehung besonders unglücklich. Alle bevormunden uns, alle sorgen um uns, alle packen uns neue und immer neue Regulative auf, ganze Folianten von Regulativen darüber, wie man leben soll und wie man am besten reich wird — aber das Dorf kommt immer mehr herunter und verelendet immer mehr. Die Beamten — ihr Name ist Legion — und die besonderen Bauerngesetze auf dem Boden der wohlgemeinten Fürsorge haben das Dorf umgebracht. Ja, das Kanzleijoch ist ein schweres Joch, und je länger es wirkt, desto schlimmer werden die Resultate sein.

„Für das Beamtenthum sind aber die negativen Resultate seiner bevormundenden Thätigkeit durchaus nicht überzeugend. Es schreibt sie der Mangelhaftigkeit oder Unklarheit bei der Redigirung dieses oder jenes Paragraphen im Reglement zu und beeilt sich, den betreffenden Abschnitt zu vervollständigen, ihn mit neuen Einzelheiten zu ergänzen. Indem es das thut, glaubt das Beamtenthum anscheinend aufrichtig, daß nun „Alles in Ordnung

sein werde". In besonderen Fällen entsteht dann noch die Frage, ob man nicht das behördliche Personal vermehren solle; dann muß ja die Bevormundung ohne jede Frage erfreuliche Resultate zeitigen! Dann werden Flüsse von Milch zwischen Ufern von Brei fließen, die Budgets werden „disponible Ueberschüsse" ergeben, die Defizits werden verschwinden, und überall, besonders aber auf dem Lande wird die ideale „Ordnung" Bestand erhalten. Aber die traurige Wirklichkeit beweist es von Tag zu Tag eindringlicher, daß man der Noth des russischen Volkes mit keinen Revisionen und Umarbeitungen des ganzen existirenden Haufens von Vorschriften, Regulativen und Zirkularen und auch mit keinen neuen Etats für große und kleine „Vorgesetzte" abhelfen kann.

„Es giebt nur einen einzigen Weg zu einer besseren Zukunft, und das Leben selbst zeigt ihn. Dieser Weg ist die Befreiung des Volkes von den Fesseln der Kanzleiwirthschaft. . . ."

Die Zeitung, in der diese für Rußland unerhörten Worte stehen, sind die St. Petersburger „Wjedomosti" („Nachrichten") des Fürsten Uchtomski (Nr. 312 v. 26./13. November dieses Jahres). Ich habe das Stück aus verschiedenen Gründen an den Anfang meiner Darlegungen gestellt. Erstens ist der Mann, der die Verantwortung dafür in seinem Blatte durch den Abdruck übernimmt, einer der klügsten und patriotischsten Männer, die das gegenwärtige Rußland aufzuweisen hat. Zweitens bedeutet diese „Stimme vom Lande" nicht etwa den vereinzelten Ruf eines Predigers in der Wüste, auch ist Fürst Uchtomski lange nicht der einzige Mann im Reiche, der in seiner Zeitung seit langen Jahren einen solchen Ton anschlägt, wenn es auch so herbe und so verzweifelt selbst bei ihm noch kaum je geklungen hat; vielmehr ist das die Anschauung, die alle einsichtigen und unterrichteten Leute im Reich des Zaren, was die sachliche Auffassung anbetrifft, bedingungslos theilen. Auf diesen selben Ton sind die Berichte der Provinzialvertretungen des ländlichen Grundbesitzes (Semstwos) an die Zentralbehörden schon seit langer Zeit gestimmt.

Die Anschauung, die solchen Auslassungen zu Grunde liegt, wie sie hier einmal ausnahmsweise einen Weg aus dem Klub in die Oeffentlichkeit gefunden haben, ist die, daß es bei Wiederherstellung und Erweiterung der von Alexander II. verliehenen Selbstverwaltungsrechte der Semstwos gelingen würde, dem Unglück an seinen Wurzeln beizukommen. Allerdings: die Bureaukratisirung der „Nothstandsaktionen" macht die Sache nur noch

schlimmer, als sie ohne das ist. und wenn das Uebel nur an der Verwaltung läge, so hätte die „Stimme vom Lande“ nur Recht. Die Ursachen liegen aber sehr viel tiefer und es ist nun endlich Aussicht, auch bei uns in weiteren Kreisen ein Verständniß der Lage in Rußland zu erwecken. Bei der allgemeinen Unkenntniß russischer Verhältnisse unter uns war es bisher, selbst für den Bestunterrichteten, eine aussichtslose Sache, gegen die Jahr für Jahr wiederholten glänzenden Budgetabschlüsse des russischen Finanzministeriums anzukämpfen. Allen Darlegungen über die innere Vermorschtheit des einen Hauptpfeilers für das wirthschaftliche Gleichgewicht und allen daraus gezogenen Folgerungen über die zweifelhafte Stabilität des gesammten ökonomischen Aufbaues in Rußland begegnete immer derselbe Einwand: Aber der Goldvorrath! Aber die Ueberschüsse! Aber die kolossalen Eisenbahnbauten! 2c. 2c. Jetzt endlich beginnt der Schleier zu zerreißen und auch die Ueberzeugtesten fangen an zu ahnen, warum es sich handelt. Aber die Folge jenes zu lange festgehaltenen Optimismus wird nun wahrscheinlich binnen Kurzem ein ebenso besinnungsloser und ebenso schädlicher, weil den Blick für das politisch Gebotene trübender Pessimismus sein.

Die „Stimme vom Lande“ hat in der Hauptsache Recht und nur in einem Unrecht, nämlich darin, daß sie von dem ökonomischen Ruin g a n z Rußlands spricht. Durchaus nicht von der allgemeinen Verelendung betroffen, auch in landwirthschaftlicher Hinsicht nicht, sind Finnland, die deutschen Ostseeprovinzen und Polen. Auch der Kaukasus ist es nicht, von Turkestan ganz zu schweigen. Das eigentlich heimgesuchte Gebiet ist das großrussische „Zentrum“, der Hauptsitz der alten Getreideproduktion, mit dem ihm südwestlich, südlich und östlich anliegenden Nachbargebieten. Der Kern des Thatbestandes, der unserer Beurtheilung unterliegt, wird sofort durch die folgenden ziffernmäßigen Angaben klar werden.

Die russische Getreideernte hat sich (Nettoertrag, also nach Abzug des Saatgutes) nach den offiziellen Angaben des Finanzministeriums, nach 5jährigen Durchschnittswerthen der Erträge berechnet, in den 25 Jahren von 1870 — 1894 von 400 Millionen auf 515 Millionen Hektoliter vermehrt. Die Anbaufläche für Brotkorn ist aber im gleichen Zeitraum v i e l s t ä r k e r g e w a c h s e n, und die Bevölkerung stieg von 70 auf 106 Millionen. Es wurde also auf den Hektar im Jahre 1894 lange nicht mehr derselbe Ertrag wie 1870 geerntet und auf den Kopf der Bevölkerung kamen

im Jahre 1870 noch 5,5 Hektoliter — 1894 nur 4,9. Nun vergleiche man mit diesen Ziffern die Zahlen der russischen Getreideausfuhr desselben Zeitraumes. Sie betrug:

im Jahrfünft 1870—74 = 3.132.000 Tonnen
„ 1890—94 = 6,708.000 „

Das heißt also, daß bei ohnehin sinkender Tendenz des auf den Kopf der Bevölkerung geernteten Getreidequantums die Getreideausfuhr enorm wächst, und daß infolgedessen von Jahr zu Jahr weniger Korn pro Kopf zur Volksernährung im Lande verblieben ist. Im Jahre 1895 war der ganze nach Abzug der Ausfuhr noch verfügbar bleibende Betrag nur noch ca. 240 Kilo Korn auf den Kopf, d. h. nur ein wenig mehr, als in Deutschland im Durchschnitt an Brotkorn verzehrt wird.

Um die volle Bedeutung dieser mitgetheilten Zahlen zu würdigen, muß man aber noch in Rechnung ziehen, daß für die Ernährung der Volksmassen in Rußland das Brot eine verhältnißmäßig sehr viel größere Rolle spielt als in Dentschland, weil der Kartoffelbau im Zentrum noch recht wenig verbreitet und überwiegend auf die westlichen Theile des Reichs beschränkt ist. In Deutschland wurden in der ersten Hälfte der neunziger Jahre stark über 200 Millionen, in Rußland nur einige 80 Millionen Hektoliter Kartoffeln geerntet. Außerdem fällt, um die Menge des im russischen Zentrum auf den Kopf vorhandenen Nahrungsgetreides noch weiter ungünstig zu beeinflussen, sehr ins Gewicht, daß bei jener bereits ungenügenden Durchschnittszahl von 240 Kilo die vollkommen ausreichend ernährten westlichen Gouvernements mit in Rechnung stehen, und daß von dem verfügbaren Roggen ein verhältnißmäßig großer Betrag für die in Deutschland durch Kartoffeln versorgte Spiritusfabrikation abgeht. Allen diesen Erwägungen entspricht es denn auch, wenn bei den offiziellen Nothstandsaktionen der Regierung ca. 330 Kilo Brotkorn als normales Verpflegungsminimum auf das Jahr und den Kopf angenommen werden. Der Bauer lebt eben buchstäblich von Brot, Mehl, Brei u. dgl. mit ganz minimalen, anderweitigen Zuthaten.

Es ergiebt sich also für den erstaunten Beschauer folgendes Bild: Die Organe des Ministeriums des Inneren, von dem die Volksverpflegung ressortirt, erklären, daß 330 Kilo die Mindestnorm bilden — und aus den Publikationen des Finanzministeriums ergiebt sich, daß überhaupt nur 240 Kilo im Durchschnitt des ge-

sammten Reichs nach Abzug der Ausfuhr verfügbar bleiben. Selbst wenn man berücksichtigt, daß die Städte relativ etwas weniger Getreide verbrauchen werden, als das platte Land, so kommt man doch nur zu dem Resultat, daß rein rechnungsmäßig im besten Falle etwas über drei Viertel, in Wirklichkeit wegen des reicheren Antheils der Westprovinzen wohl nur annähernd zwei Drittel des zur normalen Ernährung des Volkes erforderlichen Getreidequantums dauernd im Lande verfügbar sind! Was für eine Ernährung und welche Folgen der jetzt schon Jahre um Jahre dauernden Unterernährung des großrussischen Bauern unter diesen Zuständen zu Tage treten, das mag der Leser sich selber ausmalen. Ich könnte ein Buch mit den herzzerreißenden Klagen vom Lande über die nie aufhörende Noth, über das fortgesetzte Sinken der Tauglicherziffer bei der Rekrutirung und Aehnlichem füllen, was sich allein in einem Jahrgang der „St. P. Wjedomosti" oder einer gesinnungsverwandten Zeitung findet. Wem daran liegt, Einzelheiten, fürchterliche, schaudererregende Einzelheiten, soviel, daß ihn das Grausen packt, kennen zu lernen, der greife nach dem Buche von Lehmann und Parvus. Ich kann versichern, daß dort in der Schilderung des Thatsächlichen nicht eine Note zu stark angeschlagen wird. Alles was dort steht und noch Einiges mehr, könnte ich auch aus russischen Quellen belegen.

Indem ich diese Darlegung niederschreibe, ist soeben in St. Petersburg eine Publikation erschienen, aus der die „St. P. W." zunächst eine Reihe ausführlicher Auszüge veröffentlichen und die offenbar für die detaillirte Erkenntniß der wirthschaftlichen Lage Rußlands von höchster Bedeutung ist. Im Frühjahr 1899 trat nämlich auf Veranlassung des jetzigen Gehilfen des Finanzministers, Geh. Rath Kowalewski eine Anzahl höherer Beamten und Fachmänner zur Untersuchung der Frage nach „den allgemeinen und grundlegenden Ursachen des ökonomischen Verfalls der zentralen Schwarzerde-Gouvernements im europäischen Rußland" zusammen. Während im Oktober dieses Jahres an die Stelle dieser mehr freien Besprechungen eine wirkliche Regierungskommission unter dem Vorsitz des zweiten Gehilfen des Finanzministers, Geh. Rath Kokowzew, trat, sind nun soeben die Resultate jener Vorarbeiten von einem ihrer Theilnehmer, A. D. Poljenow, bereits veröffentlicht worden, und dieses allerneueste offizielle Material bestätigt in schlagender Weise, wie die „St. P. W." mit Recht betonen, den

ganzen Pessimismus, der in eingeweihten Kreisen bezüglich der Lage im Zentrum schon seit lange geherrscht hat.

Poljenow hat sein Material nach den drei Gesichtspunkten gruppirt: 1. Hat sich im Schwarzerde-Zentrum ein Wechsel zum Schlimmeren vollzogen? 2. Wenn ja, ist er allmählich geschehen oder kann man eine bestimmte Periode angeben, von wo ab der Umschwung begann? 3. Welche Ursachen haben ihn hauptsächlich verschuldet? — Indem ich die Antwort, die er für Punkt 3 giebt, hiernach auf sich beruhen lasse, resumire ich kurz das Material zu 2 und 3.

Gleich die erste der Tabellen Poljenows wirkt frappirend. In den Schwarzerde-Gouvernements betrugen die Steuerrückstände während des Jahrfünfts 1871—1875 durchschnittlich 10 pCt. — in den Jahren 1896—1898 aber 42 pCt! Dabei ist die Belastung der Bevölkerung mit direkten Steuern (um die allein handelt es sich hier) durch verschiedene Maßnahmen der Regierung während desselben Zeitraums von 38 auf 31 Millionen des budgetmäßigen Sollbetrages heruntergegangen, und obwohl das verstärkte Wachsthum der Rückstände in die Jahre der Mißernten fällt, so zeigt es sich doch, daß auch gute Erntejahre ihr Anschwellen nicht mehr aufzuhalten vermögen. Eine zweite Tabelle: Während des Zeitraumes 1891—1896 sind in dem fraglichen Gebiet auf jeden bäuerlichen Esser nur noch 65 pCt. von dem Getreidequantum zur Aussaat gelangt, das während der Jahre 1861—1865 als Norm galt. Ein Theil des Mankos, wenn auch kein bedeutender, entfällt wahrscheinlich darauf, daß Getreideland öfters durch Kartoffelland ersetzt worden ist, aber die Kartoffel ist nicht an die Stelle von Brotkorn, sondern von Hafer getreten, und ihr steigender Anbau ersetzt zwar einen Bruchtheil des ausfallenden Getreides, aber auf Kosten des Sinkens der für die rationelle Landwirthschaft unentbehrlichen Pferdebestände. Den absoluten Ausfall an der pro Kopf verfügbaren Getreide-Nahrungsmenge berechnet Poljenow auf „die ungeheure Ziffer von 33 pCt.," und dieser Ausfall, heißt es, wird nicht etwa durch erhöhten Verbrauch von Fleisch, Gewächs u. dergl. aufgewogen, sondern bildet ein reales, absolutes Minus in der Volksernährung. „Der russische Bauer in jenen Gouvernements unterliegt chronischen Nahrungsmangel, und die in ihrer verderblichen Wirkung schrecklichen Folgen dieses Nahrungsmangels machen sich bereits in hohem Maße bemerkbar."

Die schlimmste Tabelle bei Poljenow ist aber die über den Ertrag des Bodens auf die Flächenmaßeinheit bezogen. Dieser Ertrag ist, schreibt er, in einigen Gouvernements gestiegen, in anderen hat sich ein Sinken bis zum Betrage von 2 bis 11 pCt. gezeigt; im Schwarzerde-Zentrum aber beträgt die Verminderung in der Leistungsfähigkeit des Ackers 27 pCt. gegenüber dem, was vor knapp einem Menschenalter dort noch erzielt wurde. In dieser Zahl steckt der Schlüssel zur Beurtheilung der agraren Verhältnisse Rußlands überhaupt. Von den übrigen Daten führe ich nur noch an, daß sich der Pferdebestand des Schwarzerde-Rayons von 1868—1895 um nicht weniger als 48 pCt. verringert hat!

Ueber die zweite Frage, von wann ab der Niedergang des Zentrums so rapid und offenkundig geworden sei, waren sich die Theilnehmer an den Berathungen dahin einig, daß im Anfang der 80er Jahre noch keine bedrohlichen Anzeichen bemerkbar gewesen seien, daß aber dann die Katastrophe des Unglücksjahres 1892 gleich so furchtbare Wirkungen gezeitigt und eine solche Hilf- und Widerstandslosigkeit der Landbevölkerung offenbart habe, daß offenbar die wirklichen Wurzeln des Uebels tief in die scheinbar noch guten Zeiten zurückreichen müßten. Wir werden nunmehr gleich sehen, welches diese Wurzeln waren, und woher der beispiellose Nothstand stammt, von dem heute das russische Zentrum zweifellos betroffen ist. Man muß weit zurückgehen, um die Antwort zu finden, und sie beruht auch keineswegs auf einer einheitlichen Ursache, sondern auf dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren. Als deren verhängnisvollster aber ist ohne Zweifel die nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten betriebene argrare Raubwirthschaft anzusehen.

Fragt man einsichtige russische Landwirthe, die noch die alte Zeit miterlebt haben, d. h. in diesem Falle die Periode vom Ende des Krimkrieges bis in die zweite Hälfte der sechziger Jahre, worin nach ihrer Meinung der letzte Grund des Niederganges der Landwirthschaft liege, so wird man nicht selten die merkwürdige Antwort zu hören bekommen: Die Eisenbahnen sind schuld. Das klingt paradox, ist aber in gewissem Sinne unzweifelhaft richtig. Vor der Erbauung der großen, das Land quer von Osten nach Westen durchschneidenden Eisenbahnlinien, die alle aus dem Gebiet der „Schwarzen Erde“ zu den Exporthäfen des Schwarzen und Baltischen Meeres führen, betrug die Anbaufläche für Getreide im Inneren des Reichs ungefähr die Hälfte der jetzigen, weil es an der

Absatzmöglichkeit des geernteten Produkts in die Ferne fehlte. Nur die Gebiete, die unmittelbar an den großen Strömen lagen, waren günstiger gestellt, indem sie ihr Korn entweder direkt auf einem Fluß oder unter Benutzung eines der nordwestlichen Kanalsysteme nach einem Ausfuhrhafen verfrachten konnten. Dafür aber war der Ertrag des Ackers pro Deßjatine (eine D. ist ziemlich genau gleich einem Hektar) bedeutend höher als jetzt. Man wirthschaftete mit einem gewaltigen Landvorrath, machte dafür den ausgedehntesten Gebrauch von der Brache und besaß dazu in den damals noch leibeigenen Bauern Arbeitskräfte, die viel unbedingter zur Verfügung standen und auch zu soliderer Arbeit angehalten werden konnten, als sie heute in Rußland auf dem Lande gethan wird. Damals war mit Ausnahme der von den „Kronsbauern" besiedelten Gebiete fast alles Getreideareal Gutsland. Dann kam die Periode des Eisenbahnbaues und mit ihr die große Steigerung der Produktion in Folge der jetzt nach allen Seiten hin sich eröffnenden Absatzmärkte. Bauern und Gutsbesitzer pflügten um die Wette den bisher brach gelegenen Boden auf und säeten Weizen und Roggen zum Verkauf. Das gab eine goldene Zeit — aber sie dauerte nicht lange. Die plötzliche Erweiterung der Anbaufläche enthielt prinzipiell den Keim zu einer schlimmen Wendung, die später oder früher an sich schon hätte eintreten müssen, und dazu trat noch ein äußeres Verhängniß hinzu.

Es ist eine ebensoweit verbreitete wie lange geglaubte Fabel, daß die sogenannte Schwarze Erde Rußland „unerschöpflich" sei. Das ist direkt Unsinn. Unerschöpflichen Ackerboden, d. h. solchen, der nicht von Zeit zu Zeit einer frischen Zufuhr von Nahrungselementen für die Pflanzen bedürfte, die jährlich neu auf ihm wachsen sollen, giebt es weder in Rußland noch sonst irgendwo auf der Welt. Mit dem Umpflügen und der dauernden Inanspruchnahme des freien Bodens für den Getreidebau konnte es also nur solange weitergehen, bis die früher oder später unvermeidliche Erschöpfung eintrat. Im ganzen russischen Zentrum ist die Düngung entweder ganz unbekannt oder wird nur in ungenügendem Maße geübt. Es lag auch kein Bedarf nach ihr vor, solange die Fülle des vorhandenen Landes zur Wechselwirthschaft genügte. Düngung ist aber, wenigstens auf der Stufe landwirthschaftlicher Entwicklung wie sie in Groß- und Ostrußland erst erreicht ist, an das Vorhandensein eines reichlichen Viehstandes gebunden. Ein solcher bestand auch früher in den meisten Gutswirthschaften und Dörfern —

aber die Ausdehnung des Körneranbaues verringerte die Weideflächen; man verkleinerte den Viehstand mehr und mehr, weil ja doch das meiste Geld verdient wurde, wenn soviel wie möglich Land unter Weizen stand. So näherte sich der Zeitpunkt der Erschöpfung der weithin unter besinnungslosem Raubbau stehenden Schwarzen Erde, der man gedankenloser Weise zutraute, sie würde was sie zehn Jahre lang hergab auch dreißig und hundert Jahre liefern, mehr und mehr, und gleichzeitig verminderte sich die Viehhaltung, aus der allein etwa noch im kritischen Moment die Hilfe hätte kommen können, fortgesetzt.

Um die Mitte der achtziger Jahre nun, als sich an vielen Stellen der Schwarzerde-Gouvernements schon bedenkliche Anzeichen einer nahenden Krisis einstellten, trat nun jener plötzliche und rapide Fall der Getreidepreise auf dem Weltmarkt ein, der auch unserer deutschen Landwirtschaft so verhängnißvoll geworden ist. Die Folgen in Rußland waren geradezu verheerend.

Wäre der Preissturz zwanzig Jahre früher gekommen, so hätte man ihm ja zunächst mit der Vergrößerung der Anbaufläche und damit auch der Ernteerträge antworten können. Dieses an sich schon bedenkliche Mittel war nun aber auch durch das blinde Drauflospflügen während der vorher gegangenen Jahre vorweggenommen. Natürlich geschah dennoch, was nur irgend nach dieser Richtung hin noch möglich war, und immer neue Stücke Steppenland, Gegenden, wo vor einem Menschenalter Niemand an Anbau auch nur gedacht hatte, wurden unter den Pflug genommen, aber die Besserung, die eintrat, war nur eine scheinbare. Der *absolute* Ertrag der Getreideernte behielt eine einigermaßen steigende Tendenz, aber — wie Eingangs bereits gezeigt — *das Verhältniß der geernteten Kornmengen zur Bevölkerungszahl und zum angebauten Areal wurde immer schlechter und schlechter.* Man wird hiernach nun den Sinn jener scheinbar so absonderlichen Antwort verstehen, die *Eisenbahnen* trügen die Schuld an den Ruin des landwirthschaftlichen Rußland. Sie waren in der That die Kraft, die das Gute wollte und das Böse schuf, indem sie jene ungesunde extensive und intensive Ausraubung der Schwarzen Erde durch die Verkäuflichmachung des Getreides auf weite Entfernungen hin provozirten und förderten, bis auf den Punkt, wo die Preiskrisis eintrat und die Reserven des Brachlandes, weil vorher größtentheils aufgezehrt, versagten.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist auch nicht leicht zu sehen,

woher eine durchgreifende Besserung etwa kommen sollte. Die chronisch sich wiederholenden Mißernten sind mindestens zum Theil eine Folge der so lange fortgesetzten Erschöpfung des Bodens. Der jetzige Nothstand ist der schlimmste seit dem Unglücksjahr 1892, aber zwischen 1892 und 1901 hat es noch zwei Jahre gegeben, 1895 und 1899, in denen es zwar nicht so schlimm stand wie damals und jetzt, aber doch in Gebieten des Zentrums, die Deutschland an Größe weit übertreffen, schrecklich genug. Die Erde ist so ausgemergelt, die Kraft der Leute und die Qualität des Inventars sind durch die aufeinanderfolgenden Perioden des Elends so heruntergebracht, daß die Felderbestellung nur aufs Kümmerlichste ausfällt und die Saaten stehen von vornherein so schwach, daß auch ein Anfall von Dürre wie er in alten Zeiten der Hauptsache nach gut überstanden worden wäre, sie jetzt bis zur Vernichtung schädigt.

Ich habe absichtlich, um eine bessere Uebersicht über die Lage zu erzielen, diesen einen Faden des Nothstandsgewebes erst für sich bis zu Ende verfolgt. In Wirklichkeit laufen natürlich verschiedene Linien neben- und durcheinander her, und ich wende mich nun zu einer weiteren, für das allgemeine Verständniß gleichfalls grundlegenden Verkettung von Ursache und Folge, die ihren Anfang von den Tagen der Bauernbefreiung her nimmt. Damals nämlich maß die Regierung den nunmehr von der Gutsherrschaft emanzipirten Dorfgemeinden erstens einmal das Land etwas knapper zu, als es nach Maßgabe des zum Leben für die Leute Nothwendigen eigentlich hätte geschehen müssen, zweitens verpflichtete sie die Dorfgemeinde zur Gesammtbürgschaft für die Steuern, unter Aufrechterhaltung des angeblich altrussischen, in Wirklichkeit verhältnißmäßig jungen, rein fiskalisch entstandenen Systems des dörflichen Gemeinbesitzes am Acker, und drittens endlich löste sie die Interessen des bisherigen Gutsbesitzerstandes vom Lande, indem sie ihn mit an sich zinstragenden und dazu noch augenblicklich zu versilbernden Staatspapieren überschüttete.

Die sparsame Landzutheilung hatte den Zweck, die Bauern zu nöthigen, daß sie zur Vervollständigung ihres Unterhalts den Gutsherren, denen sonst mit einem Male die empfindlichste Leutenoth gedroht hätte, nach wie vor Feldarbeiten leisten sollten, wenn auch nunmehr gegen Entschädigung. Dieses Ziel wurde aber nur zum geringeren Theile erreicht, weil die Bauern es häufig vorzogen, das vorhandene Land zu vertheilen und was ihnen zur

Bestreitung des Lebens und der Abgaben noch fehlte, durch Hausindustrie, Wanderarbeit und Aehnliches aufzubringen. Während der ersten Jahrzehnte nach der Bauernbefreiung stieg die Volkszahl sowohl auf dem flachen Lande als auch in den Städten ganz bedeutend. In den Städten war diese Zunahme bedingt durch die allmählich sich entwickelnde Industrie — auf dem Lande durch die in vielen Gegenden zunächst eintretende Verbesserung in der Lebenshaltung der Bauern, durch die zahlreichere und rascher fortschreitende Bildung neuer Höfe und Wirthschaftseinheiten unter dem Einfluß der Emanzipation, und namentlich durch die Vergrößerung der Gesammtanbaufläche bei steigenden Getreidepreisen, wodurch die Entstehung immer neuer Dorfschaften und Ableger existirender Gemeinden ermöglicht wurde. Es dauerte aber gar nicht lange, so war im ganzen europäischen Rußland innerhalb der Zone des günstigen Getreidebaues kein freies Land mehr vorhanden, und da die bäuerliche Bevölkerung sich fort und fort vermehrte, so wurden die Landquoten, die auf jede Wirtschaftseinheit entfielen, immer kleiner. Ein Gegengewicht gegen diese Entwicklung hätte nur durch steigende Intensität der Bewirtschaftung geschafft werden können; aber aus den bereits geschilderten Gründen blieb diese Intensität nicht nur aus, sondern statt ihrer verschlechterte sich sogar die Wirthschaftsweise erheblich, und ganz besonders geschah das überall dort und von dem Augenblick an, wo unter der Wirkung wirklicher Mißjahre und Nothstände der Pferdebestand bei den Bauern dezimirt wurde. Alle sachverständigen russischen Stimmen sind darüber einig, daß die Zahl der pferdelosen Bauernhöfe im Schwarzerdegebiet seit dem großen Hungerjahre von 1891 ununterbrochen gestiegen ist, und gegenwärtig giebt es ganze Gouvernements, in denen die einzelnen Kreise je nach der Schwere der aufeinandergefolgten Nothjahre ein Drittel, die Hälfte, ja hier und da noch mehr der Höfe als „pferdelos“ angeben. Dabei ist zu bedenken, daß eine Bauernwirtschaft von der in Rußland üblichen normalen Durchschnittsgröße so gut wie lahm gelegt ist, wenn sie nicht zum mindesten ein oder zwei Pferde hat.

Nach offiziellen Angaben, die auf den allgemeinen Zensus von 1897 zurückgehen, giebt es im europäischen Rußland (ohne Polen und Finnland) etwa zwölf Millionen Bauernhöfe. Auf jeden Hof kommen im Durchschnitt 14 ha Land und 7 Köpfe. Mithin beträgt in der russischen Bauernwirthschaft die Landquote pro Kopf 2 ha. Wirthschaftseinheiten unter 7 ha Umfang gelten

als nicht mehr selbständig betriebsfähig! Allein diese letztere Angabe läßt ermessen, auf wie tiefer Stufe die bäuerliche Landwirthschaft in Rußland steht. Die Betriebsstufe von 7 ha entspricht in der allgemeinen Vorstellung und auch den thatsächlichen Verhältnissen nach kaum noch der Zweihektar-Klasse in Deutschland. Vergleicht man vollends die immense Durchschnitts-Landquote der russischen Bauernwirthschaften mit westeuropäischen Verhältnissen, so wird die abnorm niedrige Leistungsfähigkeit Rußlands in agrarer Beziehung vollends deutlich. Bei einem Landreichthum, der uns nach deutschem Maße gemessen fabelhaft erscheint, erntet der Bauer in Rußland noch nicht so viel, daß er von dem Ertrage normaler Weise seine Steuern bezahlen, von der Ernte bis wieder zur Ernte leben und der Staat seine dringendsten finanziellen Ansprüche nur befriedigen kann, wenn die Bauern dafür hungern.

Diesem Bilde entspricht auch durchaus der geringe Ertrag der Bauernfelder pro Hektar. Er liefern in Hektolitern auf den Hektar

	Rußland	England
Weizen	8	27
Gerste	9½	32
Hafer	12	35

Um aber die russischen Zahlen richtig zu werthen, muß man berücksichtigen, daß in ihnen auch der Ertragsquotient der relativ sehr hochkultivirten baltischen Provinzen und einiger anderer Gouvernements des Westens und Nordwestens steckt, in denen die landwirthschaftliche Arbeit intensiver, die Düngung häufiger und die bäuerliche Intelligenz größer ist, und ferner, daß in Rußland der Ertrag auf Bauernland bedeutend geringer zu sein pflegt, als auf Gutsland. Erst unter Mitrechnung dieser, das Resultat noch weiter herabdrückenden Faktoren erhält man ein einigermaßen anschauliches Bild der bäuerlichen Zustände im russischen Zentrum wie sie wirklich sind.

Wir resumiren also:

1. Die Qualität des Bodens hat sich in den letzten Jahrzehnten ununterbrochen verschlechtert.

2. Die auf den Kopf der bäuerlichen Bevölkerung entfallende, von Anfang an nach russischen Verhältnissen knapp bemessene Landquote ist kleiner geworden.

3. Das gesammte bäuerliche Inventar ist nach Quantität wie Qualität heruntergekommen.

4. Der auf den Hektar berechnete, an sich schon geringe Ertrag des Ackerlandes, namentlich des bäuerlichen, hat sich bis heute in erschreckendem Maße vermindert.

5. Diese Uebelstände lasten sämmtlich in besonderem Maße auf dem von Natur zur Lieferung des russischen Getreidebedarfs vorzugsweise bestimmten Theile des Reichs, dem Schwarzerderayon.

All das zusammen muß aber im Licht der unerbittlichen und durchaus eindeutigen Thatsache angesehen werden, das jedem einzelnen der aufgezählten Elemente des Niedergangs, seiner Natur wie seiner bisherigen Entwicklung nach, die Tendenz auf weitere Verschärfung innewohnt. Wie die Dinge liegen, kann nur eine durch nichts belehrbare Leichfertigkeit hoffen, es würde sich eines Tages Alles von selber und ohne besondere tief eingreifende Maßnahmen wieder zum Besseren kehren. Man hat die Dinge jetzt zwei Jahrzehnte lang gehen lassen wie sie gingen, und sie sind, erst noch langsam, dann immer schneller und schneller auf der schiefen Ebene abwärtsgeglitten. Auf dieser selben schiefen Ebene und in derselben abwärtsgleitenden Bewegung befinden sie sich noch heute. Es ist auf keine Weise abzusehen, woher die jetzt zum vierten Male seit 1891 über die Schwarze Erde hinziehende Plage der Mißernte, der Hungersnoth, des Pferdesterbens, der Epidemien in Zukunft nach dem natürlichen Lauf der Dinge abgewendet werden sollte. Es ist auf keine Weise abzusehen, woher der ausgeraubte Boden wieder Kraft erhalten, woher der verschwundene Vieh- und Pferdebestand sich wieder ergänzen, woher die Menge des auf den Kopf verfügbaren Landes sich vergrößern sollte. In Sibirien ist schon jetzt innerhalb der durch die Bahn erschlossenen kulturfähigen Zone freies Land in nennenswerther Menge zur Ansiedelung nicht mehr vorhanden — es ist fast Alles bereits vermessen und vertheilt! Die Lage ist also so ernst, so bedrohlich für die Wohlfahrt des Staates, wie sie, abgesehen von der vollendeten und anerkannten Thatsache des Ruins, überhaupt nur noch sein kann, und Russen z. B., vom Schlage Uchtomskis, sind die ersten, die das wissen!

Warum denn aber in aller Welt, so fragt sich nun wohl jeder, der zum ersten Mal von diesen Dingen hört, warum exportiren denn die Russen so viel Getreide, wenn sie es von rechtswegen selber bei sich behalten müßten, um nicht Hunger zu leiden?

Von der Antwort hierauf will ich hier soviel vorwegnehmen,

daß nach der Ueberzeugung des russischen Finanzministeriums die aktive Zahlungsbilanz oder auch nur das Gleichgewicht zwischen den Zahlungen Rußlands an das Ausland und des Auslandes an Rußland nur aufrecht erhalten werden kann, wenn die Getreideausfuhr auf Biegen oder Brechen andauernd weiter forcirt wird. Natürlich ist die Thatsache der fortdauernden Unterernährung fast des ganzen großrussischen Bauernstandes mit allen ihren verhängnißvollen Folgen maßgebenden Orts nicht unbekannt — wie sollte das auch angesichts der offen zu Tage liegenden Zustände möglich sein? Aber man fühlt sich schlechthin in einer Nothlage.

Fassen wir ins Auge, wie die Dinge stehen. Der äußere Ursprung des Uebels liegt natürlich an dem Punkte, wo der Bauer (und weitaus der größte Theil des russischen Ackerareals ist Bauernland, theils eigenes, theils gepachtetes) sein Getreide, das er von rechtswegen zu seiner Ernährung bis zur nächsten Ernte behalten sollte, verkauft. Warum verkauft er es? Um seine Steuern bezahlen zu können. Die Gesammtsumme der ganz oder überwiegend auf dem russischen Bauernstande ruhenden Baarzahlungen an die Staatskasse setzt sich aus folgenden Posten zusammen (Voranschlag für das Finanzjahr 1900):

Direkte Steuer	ca.	45	Mill. Rubel
Abgaben der Kronbauern . . .	„	17	„ „
Loskaufzahlungen	„	78	„ „
	Sa.	140	Mill. Rubel.

Hierzu ist im Einzelnen Folgendes zu bemerken:

1. **Die direkte Steuer** wird nicht ganz, aber zum allergrößten Theil vom Bauernstande getragen. 30—35 Mill. Rubel sind der Theil, der auf ihn entfällt.

2. **Die Abgaben der Kronbauern** repräsentiren im Wesentlichen die Zahlungen, die an den Staat von demjenigen Theile der Bauernschaft geleistet werden, der kein eigenes Gemeindeland besitzt, sondern auf fiskalischen Ländereien angesiedelt ist. In den meisten Fällen ist aber nicht etwa „Pacht“ der eigentlich zutreffende Ausdruck hierfür, da der Betrag pro Landeinheit dazu durchschnittlich zu gering ist, sondern es handelt sich eher um eine Art Grundsteuer.

3. **Die Loskaufzahlungen** stammen daher, daß bei der großen allgemeinen Bauernbefreiung unter Alexander II. der Staat den Gutsherren ihre bisherigen Leibeigenen sammt einem Theil des

Gutslandes sozusagen zwangsweise abkaufte. Die Gutsbesitzer erhielten verzinsliche Staatspapiere als Entschädigung, und der Staat zieht nun seit jener Zeit den einmal zu Gunsten der Bauern geleisteten Vorschuß in jährlichen Ratenzahlungen von den Befreiten selbst und ihren Nachkommen wieder ein. In der Wirkung kommen also auch diese Loskaufszahlungen auf eine direkte Bauernsteuer hinaus, und im Ganzen beträgt die Summe der Bauernleistungen nicht unter 125—130 Mill. Rubel = ca. 285 Mill. Mark, d. h. fast ein Zwölftel der gesammten beispielsweise pro 1900 vorgesehenen ordentlichen Staatseinnahmen oder 60% der zur Tilgung und Verzinsung der Staatsschuld in das Budget eingestellten Summe.

Wenn der russische Bauer sich dauernd sattessen soll, so dürften ihm demnach überhaupt keine Steuern abgefordert werden, denn jene sämmtlichen 130 Mill. Rubel, die er zu den Staatseinnahmen beitragen muß, bilden erst den ungefähren Gegenwerth des Getreides, dessen er zu seiner annähernd normalen Verpflegung bedurfte — das er aber um der Steuerentrichtung willen verkaufen muß. Die Tonne Roggen — der Roggen ist das eigentliche Nahrungsgetreide des großrussischen Bauern — hat während des letzten Jahrzehnts in den Wolgagouvernements, die für diese Getreideart maßgebend sind, einen durchschnittlichen Marktwerth von 70 Mark gehabt, wenn auch in den einzelnen Jahren große Schwankungen vorkamen. Ausgeführt wurden im Durchschnitt von 1890—1899 pro Jahr fast 1 Million Tonnen Roggen im Werthe von ca. 70 Mill. Mark. Diese ganze Summe bedeutet an und für sich einen Betrag, den der Bauer sich buchstäblich von seinem Schwarzbrod hat abhungern müssen. Das zwangsweise verkaufte Roggenquantum hätte allein genügt, um 3 Mill. Menschen vollständig zu ernähren oder um für 8—10 Mill. Menschen das dauernde Hungerminus der jährlichen Getreide- und Brodration verschwinden zu lassen. Natürlich säet der Bauer, wo er irgend kann, auf sein Feld nicht Roggen, sondern Weizen, weil dieser einen höheren Verkaufswerth hat. Er ißt aber selber Weizenbrod nur in verschwindend geringen Quantitäten. Das Normale wäre, daß im Durchschnitt zum mindesten alles Bauernland mit Roggen bestellt und von der Frucht überhaupt nichts verkauft wird, vielmehr alles für Aussaat und eigenen Konsum aufgeht. Erst dann könnte die Rede sein von einem Anfang zur Gesundung der landwirthschaftlichen Ernährungsverhältnisse und überhaupt des Agrarwesens in Rußland.

Nun denke man sich aber in der Praxis einen jährlich wiederkehrenden und lange anhaltenden Einnahmeausfall im Betrage von 275 Mill. oder auch nur, da nicht alle Gebiete, auf denen bäuerliche Steuerlasten ruhen, gleich ruinirt sind, auch nur von 200 Mill. Mark im russischen Budget! Er ließe sich nur verwirklichen und ertragen, wenn man sich zu einem vollständigen Umschwunge in der Politik entschlösse, die forcirten Eisenbahnbauten in Asien, die kolossale Flottenvermehrung und was sonst noch in dieselbe weltpolitische Richtung führt, einstellte. Die Beziehungen zwischen dem innerrussischen Wirthschaftsleben und der großen russischen Politik werden sich aber für uns im weiteren Verlauf dieser Darlegung noch von einer anderen Seite her ebenso deutlich zur Geltung bringen.

Ich betone es also zum Schluß dieses von der russischen Landwirthschaft handelnden Abschnittes noch einmal mit aller Bestimmtheit, daß die letzte und verzweifelte Verschärfung dieser an sich schon unhaltbaren Zustände gerade dadurch eintritt, daß die Regierung ja gezwungen ist, den hungernden Bauern das Brot für die Steuern fortzunehmen, indem sie den armen und elenden Muschik zwingt, das Korn zu verkaufen, das er essen müßte. Die Steuern „herausklopfen", sagt der Russe, Beamter wie Bauer, von dieser Praxis, die es doch noch fertig bringt, etwas herauszuholen, wo der chronische Hunger den Leuten aus den Augen sieht. Nichts illustrirt greller als dies die Thatsache, die den Tieferblickenden zwar von Anfang an nicht verborgen war, der öffentlichen Meinung aber so lange unglaublich schien: Die scheinbar so glänzenden russischen Budgets unter den Finanzministern Wyschnegradski und Witte haben von Anfang an auf einer krankhaften Ueberanstrengung der Leistungskraft des russischen Bauern beruht, denn überall finden sich in ihnen große, nach Hunderten von Millionen Mark bezifferte Summen: Bauernsteuern, Loskaufszahlungen, Rückerstattung von Verpflegungsdarlehen, die nie als Einnahmeposten in das Budget hätten eingestellt werden dürfen. Daß man zu keiner Zeit während der letzten scheinbaren Blütheperiode der russischen Finanzen auf diese selbstmörderische Schröpfung des ohnehin ausgemergelten Bauernthums verzichten zu können glaubte, beweist deutlicher als die gründlichsten und längsten Abhandlungen, daß der ganze russische Staatshaushalt andauernd auf eine zu schmale und nur durch gefährliche Gewaltsamkeiten erweiterte Grundlage gestellt war und ist.

* * *

Den Gegenpol zur Landwirthschaft bildet in Rußland nicht nur in dem Sinne, wie es überall der Fall ist, sondern auch was staatliche Fürsorge, Schonung und weit ausblickende Maßnahmen für ihre gedeihliche Entwicklung betrifft, die Industrie. Ich will mich hier nicht auf die ausführliche Darlegung des Gedankenganges einlassen, der die Männer, die für Rußlands wirthschaftliche Politik verantwortlich sind, bei ihrer so total verschiedenen Stellungnahme zur Frage der landwirthschaftlichen und industriellen Entwicklung geleitet hat und augenscheinlich immer noch mit Entschlossenheit festgehalten wird, sondern ich begnüge mich der Kürze halber mit dem Hinweis auf die Thatsache, daß seit dem Amtsantritt Wyschnegradskis und noch mehr, seit der jetzige Finanzminister die Zügel in die Hand bekam, die russische Industrie in Folge der einschlägigen Regierungsmaßnahmen: Zollerhöhungen, Kreditbeschaffung, Subventionen, Staatsaufträge, Heranziehung ausländischen Kapitals — einen sehr bedeutenden Aufschwung nahm und daß Rußland in Folge dessen auf dem besten Wege ist, sich für sehr große und wichtige Zweige der gewerblichen Produktion vom Auslande unabhängig zu machen. Das gilt in erster Linie von dem größeren und wichtigeren Theil der Textil-, in zweiter Linie von der Eisenindustrie.

Ueber diesen noch vor Kurzem blühenden und scheinbar genügend fundirten Stand des russischen industriellen Lebens ist nun gleichfalls eine Krisis hereingebrochen, deren erste Anzeichen schon vor mehr als zwei Jahren in plötzlichen Zahlungsschwierigkeiten einer Reihe großer Unternehmungen zu Tage traten und die jetzt eine Schärfe und einen Umfang angenommen hat, die weit über das hinausgehen, was wir vorläufig bei uns am eigenen Leibe erleben. Sie tritt in Rußland zu Tage in der Verengerung des Absatzmarktes, in einem starken Preissturz fast aller Fabrikate, in Vertheuerung des Geldes, in zahlreichen Fallissements und — einem Sturm auf die Regierung, um Darlehen, langfristige Massenlieferungs-Verträge, gesetzgeberische Maßnahmen u. dergl. mehr von ihr zu erhalten. Diejenigen Industriellen dagegen, die noch einige Widerstandskraft in sich spüren, suchen sich die Konjunktur durch Kartellbildungen mit Preisnormirung erträglich und, wo es angeht, nutzbar zu machen.

In letzter Zeit ist nun eine sehr bemerkenswerthe Kundgebung des Finanzministeriums in seinem ständigen Organ, dem Finanz- und Handelsboten, erschienen, die dazu bestimmt ist, den russischen

Interessentenkreisen, namentlich aber wohl dem Auslande, diejenige Auffassung von der Industriekrisis zu suggeriren, die der Finanzminister für die von seinem Standpunkt aus wünschenswerthe hält. Die Hauptgesichtspunkte dieses wichtigen Artikels sind etwa folgende:

Die eingetretenen „kritischen" Erscheinungen mögen im Einzelnen bedauerlich sein, hier und da auch zu großen Verlusten und Zusammenbrüchen führen; im Ganzen kommen sie der Regierung (d. h. dem Finanzminister) weder unerwartet noch auch nur unerwünscht, vielmehr beginnt sich ihnen der von maßgebender Stelle her gewollte Gang des russischen Wirthschaftslebens zu äußern! „Es wäre ein großer Fehler, in dem Fallen der Preise eine Gefahr für das nationale Wirthschaftsleben zu erblicken. Im Gegentheil, sie stellt ein Resultat dar, das die Regierung bewußtermaßen erstrebt hat . . . und sie erscheint als natürliche Folge des protektionistischen Systems . . . Man kann den Grund der Erscheinung nicht in der Verringerung der Regierungsaufträge suchen, die z. B. 30 Prozent der gesammten Eisenproduktion in Anspruch nehmen (!), und auch nicht im Sinken des nationalen Konsums, da im Allgemeinen, ungeachtet sogar des Mißwachses der letzten Jahre, bei demselben kein Stillstand bemerkbar geworden ist." Die Ursachen der Krisis lägen in der unsoliden Fundirung, in der zu optimistischen Kalkulation, in der zu hohen Belastung mit Spesen und Provisionen, in der übertriebenen Heranziehung des Kredits bei zahlreichen Gründungen der letzten Jahre — namentlich solchen, die von Ausländern unternommen seien. Demgegenüber betont die Regierung, daß sie Niemanden, insbesondere keine Ausländer, zu wirthschaftlichen Unternehmungen in Rußland eingeladen habe und daher auch keinerlei Verantwortung trage (die erstere Behauptung setzt allerdings eine solche Naivität der Adressaten voraus, daß sie gleich im Vorbeigehen durch diesen bloßen Hinweis ihre Kritik erhalten mag). Für Aktiengesellschaften, überhaupt für den privaten Unternehmer bedeutet der Preisfall allerdings eine Verlegenheit, vom Standpunkt der gesammten Volkswirthschaft dagegen komme es allein darauf an, daß überhaupt Unternehmungen existirten, Fabrikate hergestellt und Arbeitslöhne bezahlt würden. Der Verlust einzelner Unternehmer bedeute nichts für Gewinn oder Verlust der Industrie an sich, vielmehr zeigten „genaue Daten" das Wachsen der Produktion und das Steigen der Konsumtion in Rußland. Die Hauptursachen der gegenwärtigen

kritischen Lage (nun erkennt also der Minister doch eine solche an!) seien „unter Beiseitelassung des allgemeinen Einflusses der finanziellen Schwierigkeiten und der schlechten Ernten in den letzten Jahren(!) — 1. das über die Steigerung der Nachfrage hinausgehende Wachsthum der Produktion während der letzten, den Charakter eines Industriefiebers tragenden Jahre; — 2. der unsolide und spekulative Charakter vieler Betriebe; — 3. die mangelhafte Anpassung an den Geschmack und die Bedürfnisse der Konsumenten. Die Industrie müsse begreifen, daß der sichere Weg aus allen Schwierigkeiten hinaus durch die Verbilligung ihrer Produkte führe; sie müsse unter allen Umständen lernen, billig zu produziren und billig zu verkaufen; von der Regierung seien keine Unterstützungen mehr zu erwarten. Gerade diese Verbilligung der inländischen Produktion zur Erzielung eines Massenkonsums von im Inlande hergestellter Waaren sei das Ziel der von der Regierung geübten Schutzzollpolitik gewesen. Der Preissturz sei im Moment schwer zu tragen, aber er sei von der Regierung vorhergesehen, gewollt und nothwendig. Soweit sich die russischen Industriellen diese Gesichtspunkte des Finanzministers bei den Verbänden, die sie zu schließen jetzt bemüht sind, sich anzueignen bereit seien, habe die Regierung gegen Syndikatsbildung nichts einzuwenden; anders dagegen gegenüber einem etwa hervortretenden Bestreben zur Preiserhöhung.

Soweit diese — wie dem Leser nicht entgangen sein wird — recht eigenthümliche Auslassung des russischen Finanzministers. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß sie in erster Linie erschienen ist, um auf das Ausland zu wirken, ein zweiter, um die minder tief blickenden Kreise in Rußland selbst zu beruhigen — vor allen Dingen aber, um hier wie dort die Ueberzeugung zu wecken resp. aufrecht zu erhalten, daß die Regierung die Zügel des gesammten Wirthschaftslebens in Rußland nach wie vor fest in der Hand halte und von der eingetretenen Krisis nicht nur nicht überrascht, sondern geradezu erbaut sei. Daß aber der Grundton des Ganzen thatsächlich in usum delphini gestimmt ist, wird Niemandem klarer sein, als dem Minister selbst.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die Bedingungen sind, unter denen die russische Industrie gegenwärtig existirt. Zunächst ist es eine offenkundige und von Niemandem bestrittene Thatsache, daß der Export ihrer Produkte ins Ausland gegenwärtig noch ein minimaler ist. Europa und Amerika kommen für sie mit irgend nennens-

werthen Ziffern überhaupt nicht in Betracht; Asien, soweit es sich um den Seeverkehr mit den großen und volkreichen Gebieten im Süden und Osten handelt — Indien, China, Japan — ebenfalls nicht. Buchara und Chiwa sind ja russisches Gebiet; es verbleibt also einzig und allein etwas Einfuhr über die Landgrenzen nach Nordchina, Persien und der Türkei. Auch dieses Minimum wird nur dadurch erreicht, daß die Regierung für jeden Ballen Kattun, jeden Hut Zucker und jedes Pud Eisenwaaren eine hohe Exportprämie zahlt. Gäbe es diese nicht, so würde z. B. in Persien unmittelbar vor dem russischen Schlagbaum das Stück Zeug zum Rock, das zur See aus Manchester bis in den Golf gekommen und dann per Maulthier 49 Karawanentage weit transportirt worden ist, immer noch billiger sein, als das aus dem unmittelbar angrenzenden Rußland herübergebrachte. Die russische Industrie kann auf absehbare Zeit zum weitaus größeren Theil nur von dem inneren Konsum leben, und was sich nach dieser Richtung hin für Aussichten eröffnen, das zeigt mit schrecklicher Deutlichkeit jene eine garnicht mißzuverstehende Thatsache, auf die zur richtigen Kennzeichnung der wirthschaftlichen Lage Rußlands immer und immer wieder hingewiesen werden muß, und die sicher Niemandem größere Sorge macht, als dem russischen Finanzminister: daß die Bedürfnisse des Staates nur befriedigt werden können, wenn der Steuererheber dem Bauern ein Drittel von seinem täglichen Brod fortnimmt, das er haben müßte, um nicht zu verhungern. Wo soll bei dieser verzweifelten, wahrhaft zum Himmel schreienden Lage des größten Theils der Bevölkerung im Zentrum, im russischen Kernlande, die Erweiterung des Absatzes, die Vergrößerung des Konsums herkommen, die der Finanzminister in einem Athem als vorhanden konstatirt und als das von ihm gewünschte, seitens der Industrie zu verfolgende Ziel empfiehlt? Was sollen denn jene Millionen und aber Millionen Bauern, die überhaupt nur durch Staatsunterstützung und Privatwohlthätigkeit hart unter der Grenze des Hunger- und Entkräftungstodes hingeschleppt werden, den Moskauer Fabrikanten noch abkaufen, auch wenn diese sich noch so sehr bemühen, „billig" zu produziren, dem „Bedürfniß und Geschmack" jener angeblichen Konsumenten zu entsprechen, sich anzupassen?

Ein spezielles Eingehen auf die inneren Verhältnisse der russischen Industrie liegt nicht in der Absicht dieser Darlegungen. Sie verfolgen vielmehr nur den Zweck, zu zeigen, in wie hohem

Grade deren Wohl und Wehe von dem Ergehen der russischen Landwirthschaft abhängt — so weit, daß ein dauerndes und gesundes Emporblühen der Industrie unmöglich ist, so lange in den agraren Verhältnissen keine Gesundung eintritt. Die russischen Fabrikanten können auf keinen grünen Zweig kommen, so lange die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes fortgesetzt sinkt, und dieses Sinken ist trotz aller gegentheiligen Versicherungen eine nach Lage der Dinge unabweisliche, die russische Industriekrisis größtentheils mit begründende Thatsache.

Unter den Gesichtspunkten der großen Politik im Allgemeinen und derjenigen politischen Frage, die zur Zeit bei uns im Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht, des Zolltarifes und der Handelsverträge, ergiebt sich nach dieser ganzen Darlegung der kritischen wirthschaftlichen Lage Rußlands nach ihrem Wesen und nach ihrer voraussichtlichen Entwickelung, unter Berücksichtigung der entscheidenden Momente der auswärtigen Politik, für die nähere Zukunft Folgendes:

Das Thun und Trachten der russischen Staatsmänner, zum wenigsten der leitenden, große Ideen und große Ziele verfolgenden Persönlichkeiten, bewegt sich jetzt um einen doppelten Schwerpunkt, einen äußeren und einen inneren. Der eine heißt: schnelle und möglichst ausgiebige Stärkung der Position Rußlands in Ost- und Mittelasien; er wird verfolgt durch Eisenbahnbauten und Truppenanhäufungen an denjenigen Stellen und Verkehrslinien, von denen aus im entscheidenden Augenblick der stärkste politische Druck in Wirkung gesetzt werden kann. Der andere heißt: Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande, und diesem Ziel, ganz allein ihm dienen alle wirthschaftspolitischen Maßnahmen von Belang, die von der russischen Regierung getroffen werden. Die oberste Voraussetzung nach allen Seiten hin ist dabei die Erhaltung des Friedens um jeden möglichen Preis, weil sowohl das System der politisch-militärischen Konsolidirung in Asien als durch die Grundlagen der verfolgten Wirthschaftspolitik in gleicher Weise schwer gefährdet werden, falls eine kriegerische Verwickelung ernsthafterer Natur über das Reich käme.

Das schwierige, um noch nicht zu sagen verhängnißvolle Moment in dieser Doppelaufgabe der russischen Politik ist aber dieses, daß ihr Ziel nach innen möglichste Schonung der materiellen Kräfte des Staates und der Bevölkerung verlangt, ja bei recht

eigentlich rationeller Auffassung nur gedeihen kann, wenn alle vorhandenen Mittel in ihren Dienst gestellt werden — und daß gleichzeitig der weltpolitische Gedanke seiner Verwirklichung nur näher gebracht werden kann, wenn großartige und langdauernde Geldaufwendungen in seinen Dienst gestellt werden. Die asiatischen Eisenbahnen und der Unterhalt der an den afghanisch-indischen und chinesischen Grenzen aufgehäuften Truppenmassen, sowie der mit brennendem Eifer geförderte Ausbau der Flotte verschlingen Milliarden über Milliarden. Sie sind unumgänglich nothwendig, sobald Rußland den Gedanken denkt: was muß geschehen, damit ich für den großen Moment der Zukunft, der über kurz oder lang kommen wird, gerüstet und bereit bin? — aber sie sind für die Gegenwart absolut unproduktiv und erfordern eine Anspannung der finanziellen Kräfte des Staats, wie sie nur ein Organismus vertragen kann, der durchweg gesund ist. Wie wenig aber in Rußland davon die Rede sein kann, haben wir ja gesehen. Es hat ohne Zweifel etwas Heroisches, und es erweckt eine mit Grauen gemischte Bewunderung, zu sehen, mit welcher rücksichtslosen, ja furchtbaren Energie die letzten Kräfte der Nation, oder doch wenigstens großer und wichtiger Theile derselben, angespannt werden, um einer großen Zukunft willen. Es ist so etwas überhaupt nur möglich in absolutistischen Staaten und bei einem ungeheueren Prestige der Regierung in den Augen ihrer Unterthanen. Bei uns und überhaupt bei einem westeuropäischen Volk wäre dergleichen schlechthin undenkbar. Der Reiter spornt sein todtmüdes Roß zu immer neuem Rennen, weil er weiß, daß alles für ihn darauf ankommt, zur rechten Zeit und in voller Rüstung an der Stelle zu sein, wo ein Stück dieser Welt vertheilt wird! Trägt es ihn bis ans Ende, so wird der Lohn dafür, daß die letzten Kräfte hingegeben werden mußten, ihm werden. Was aber wird sein, wenn das Pferd zusammenbricht, ehe das Ziel erreicht ist? Wenn trotz Allem die Zahlungs-Bilanz sich so verschlechtert, daß das Gold wieder über die Grenzen fließt und Rußland auf die schwankende Papier-Währung, dieses stärkste Gift für das wirthschaftliche Leben, zurückfällt?

Rußland hat an Schuldenzinsen (Staatsanleihen und Eisenbahnschulden) an das Ausland eine Summe zu zahlen, deren Höhe schwer zu schätzen ist, die aber auf keinen Fall hinter dem Werth des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr zurückbleibt.

Die Bilanz des auswärtigen russischen Handels gestaltet sich für das Jahrfünft 1894—1898 folgendermaßen:

	Einfuhr	Ausfuhr
1894 . .	560 Mill. Rbl.	669 Mill. Rbl.
1895 . .	539 „ „	689 „ „
1896 . .	590 „ „	690 „ „
1897 . .	560 „ „	726 „ „
1898 . .	617 „ „	733 „ „
Sa.	2 866 Mill. Rbl.	3 507 Mill. Rbl.

Das ergiebt im fünfjährigen Durchschnitt ein Ueberwiegen der Ausfuhr über die Einfuhr um rund 130 Mill. Rbl. jährlich. Hierbei ist nicht in Betracht gezogen die große Einfuhr von Edelmetall, die in Gestalt zahlreicher auswärtiger Anleihen nach Rußland kam, und die während des in Rede stehenden Zeitraumes nicht weniger als in Summa gegen 560 Mill. Rbl. betrug. Hierzu muß noch berücksichtigt werden, daß in Folge der vielen Geld verdienenden Ausländer und ausländischen Kapitalien in Rußland sowie der im Ausland reisenden Russen eine fortgesetzte, gar nicht kontrolierbare Geldausfuhr aus Rußland stattfindet, und daß russische Unternehmungen im Auslande, durch die das etwa wieder kompensirt werden könnte, so gut wie garnicht existiren. Insgesammt also läßt sich mit Wahrscheinlichkeit nur sagen, daß die russische Zahlungsbilanz in Wirklichkeit wohl ein merkliches Stück schlechter aussehen wird, als es allein nach der Handelsbilanz erscheinen könnte.

Jene 125—130 Mill. Rbl., die den Betrag des jährlich durch Getreideverkauf und nachfolgendes Hungern von Seiten der Bauern aufgebrachten Steuerquantums an die Staatskasse repräsentirt, entspricht, da der Baarwerth des Getreides beim Verlassen der russischen Grenzen natürlich um ein Beträchtliches größer ist, als im Augenblick des Ueberganges vom Bauern an den ersten Käufer, nach Maßgabe der Preisdifferenz für Roggen zwischen den Wolgagebieten und den Ostseehäfen mindestens die Summe von 200 Mill. Rbl. Das sind 75 Mill. gleich 160—170 Mill. Mark über das Gleichgewicht zwischen Ausfuhr und Einfuhr hinaus, und zwar zu Ungunsten der Zahlungsbilanz! Um diesen Betrag würde sich also die Zahlungsbilanz Rußlands gegenüber dem Auslande verschlechtern, wenn die Regierung den Bauernfamilien erlauben wollte, sich genügend zu ernähren. Eine solche Verschlechterung der Zahlungsbilanz würde in wenigen Jahren Rußland von seinem jetzt zirkulirenden Golde wieder entblößt haben;

es würde auf eine fortwährend sinkende Papiervaluta reduzirt sein und mit den in diesem entwertheten Papier eingehenden Steuern die auswärtigen Zinsen nicht mehr zahlen können. Der Staatsbankerott wäre da. Wie lange aber werden die Bauern das Hungern noch aushalten können?

Man könnte nun etwa noch folgenden Gedankengang geltend zu machen versuchen und sagen: Dieses ganze Hungerelend der Bauern, die Ausraubung des Bodens und was damit zusammenhängt, ist nichts weiter, als der Preis, den das russische Volk dafür hat zahlen müssen, daß es zu gesicherten Finanz- und Währungsverhältnissen gekommen ist. Der Finanzminister Witte hat sich einmal entschlossen gehabt, die Goldwährung durchzuführen, er hat die zu diesem Zweck erforderlichen Goldmassen auf dem Wege der Anleihen aus dem Auslande hereingezogen, und um sie im Lande zu behalten, haben nun soundsoviele Jahre lang die Bauern sich ihr Brod abhungern und es ins Ausland fortgeben müssen. Dem steht aber die unausweisliche Erkenntniß gegenüber, daß der Nahrungsmangel bei den Bauern kein bloß temporärer ist, nicht sozusagen ein großes Zwangssparen zu Gunsten des Ganzen — sondern, daß die Bauern gehungert haben, bevor die Goldwährung da war, und daß sie voraussichtlich werden weiter hungern müssen, solange sie existirt. Das ist allerdings richtig, daß seit dem Bestehen der Goldwährung die Nothwendigkeit der ausreichenden Handelsbilanz für Rußland eine noch viel dringlichere ist als vorher, aber ebensowenig läßt sich die Thatsache erschüttern, daß die Goldwährung nur aufrechterhalten werden kann, solange eben die Bauern das Hungern aushalten. Von dem Augenblick an, wo die Regierung etwa aus Gründen der Menschlichkeit und des Mitleids die Eintreibung der Steuern sistiren wollte, würde der Bauer im Schwarzerde-Zentrum natürlich sein Getreide behalten und verzehren, statt es zu verkaufen; damit aber würde der Export ins Ausland aufhören, die Handelsbilanz würde fallen und der Abfluß des Goldes so unaufhaltsam wie eine Naturnothwendigkeit beginnen — falls nicht eben eine ganz andere Konstellation der Verhältnisse eintritt bezw. Rußland aufgenöthigt wird. Und in der That steht eine solche tiefeingreifende Aufnöthigung dem russischen Wirthschaftsleben bevor: das veränderte zollpolitische Verhältniß zu Deutschland.

Vergegenwärtigen wir uns einmal, was für Rußland ein Vertrag mit uns bedeuten würde, in dem es seinerseits unseren

projektirten „Vertrags“-Mindestzoll von 5 resp. 5½ Mk. pro Doppelzentner Roggen und Weizen acceptirt und uns dafür diese oder jene Erleichterungen für unseren industriellen Import zugesteht — wie es ja einzig und allein der Idee des Handelsvertrages entspräche. Ein solcher Vertrag würde für Rußland bedeuten, daß der durch seine Zollkonzessionen vor 8 Jahren verstärkte Import im Wesentlichen bestehen bleibt und daß sein Getreideexport sinke, denn daß es zu 5 Mk. und 5½ Mk. nicht soviel Getreide nach Deutschland werfen kann, wie jetzt zu 3½ Mk., ist ja selbstverständlich und mit das, was die Befürworter der Zollerhöhung bei uns zugestandenermaßen durch ihn zu erreichen wünschen. Man braucht sich nur diesen einfachen Thatbestand zu vergegenwärtigen, um sofort zu sehen, wie unvortheilhaft es vom Standpunkt der Russen aus wäre, mit uns einen Handelsvertrag zu schließen, bei dem ihre Zahlungsbilanz in der hier aufgezeigten Weise durch Verringerung ihres Getreideexports bei gleichzeitiger Erleichterung des Imports aus dem Auslande verschlechtert würde. Sollen unsere Getreidezölle thatsächlich erhöht und der Absatz des russischen Getreides im Auslande dadurch verringert werden, so ist das einzige Mittel, durch welches die Russen das hierdurch in ihre Zahlungsbilanz hineingebrachte weichende Moment kompensiren können, nichts anderes, als die Verminderung der fremden Einfuhr durch Erhöhung der Industriezölle gegen das Ausland. Das Exempel ist einfach: Für ebendemselben Werth, den das zu 5 Mk. und 5½ Mk. gegenüber dem alten Zoll weniger exportirte Getreide repräsentirt, dürfen auch weniger ausländische Industrieprodukte nach Rußland hinein. Es geht also nicht an, sich darüber einer Täuschung hinzugeben, daß den Russen die Pflicht ihrer Selbsterhaltung gebietet, auf eine Erschwerung ihrer Getreideausfuhr mit Maßregeln zur Verringerung der fremden Einfuhr zu antworten, und solche können wiederum kaum etwas Anderes treffen, als die fremdländischen Industrieerzeugnisse.

Nehmen wir also an, daß ein Handelsvertrag, der diesen Namen verdient, auf der Basis des 5 und 5½ Mark-Zolls zwischen Rußland und Deutschland nicht zu Stande kommen wird, denn auch unsererseits wird ja kein Grund vorliegen, auf etwaige russische „Zugeständnisse“, die für unsere Industrie keinen wirklichen Werth repräsentiren (und solche werden eben kaum gemacht werden), mit der Bewilligung unserer Vertragszölle zu antworten. Es würde

also Rußland gegenüber zur Anwendung des 6 und 6½ Mark-zolles, den die Nicht-Vertragsstaaten zu tragen haben, kommen. Damit ist natürlich der russische Getreideexport nach Deutschland vollends lahmgelegt und eine weitere Steigerung der Industrie-Zölle russischerseits unvermeidlich.

Es ist nun aber für Rußland nicht damit gethan, seine Zölle etwa nur uns gegenüber zu erhöhen, vielmehr leuchtet es ein, daß die Erschwerung des Getreideexports durch die deutsche Zoll-erhöhung für Rußland eine absolute, im Gesammtbetrage seiner Ausfuhr zur Erscheinung kommende ist. Folglich bleibt es genöthigt, seine Importzölle nicht etwa nur uns gegenüber zu verstärken, sondern eine generelle Erhöhung seines Tarifs gegen das Ausland eintreten zu lassen. Würde das Minus an deutschem Industrie-Import etwa durch Mehreinfuhr aus England wieder ausgeglichen, so wäre die verderbliche Wirkung für die russische Zahlungsbilanz ja dieselbe.

Das Bild, das nun entsteht, stellt sich also für Rußland folgendermaßen: 1. Die russische Getreideausfuhr sinkt. 2. Der Import aus dem Auslande wird durch Zollerhöhung verringert. 3. Ein Theil des bisher abgeflossenen Getreides wird unverkäuflich und bleibt im Lande. 4. Die Bauern brauchen weniger zu hungern. 5. Die Steuereinkünfte der Staatskasse verringern sich, und es muß eine Anleihe beschafft werden, um die Ausgabenseite des Budgets in ihrer bisherigen durch die Weltpolitik bedingten Höhe aufrecht zu erhalten. Diese russische Anleihe wäre aber nicht erst eine im Fall verminderter Getreideausfuhr eintretende Nothwendigkeit, sondern sie ist es auf jeden Fall! Die finanziellen Bedürfnisse der Staatsverwaltung und der großen Politik lassen sich bei der über Landwirthschaft und Industrie hereingebrochenen Krisis mit dem aus dem Lande selbst herauszuholenden Mitteln nicht bestreiten. Soll kein Stillstand, kein Rückzug in Asien eintreten, so muß Geld beschafft werden, es koste was es wolle, und zu entsprechenden Bedingungen wird es der russische Finanzminister natürlich irgendwoher bekommen. Die Schwere dieser Bedingungen wird von dem Eindruck gehoben, den die betreffenden ausländischen Geldgeber von der wirthschaftlichen Lage und von den politischen Aussichten Rußlands haben.

Die Verbesserung in der Lebenshaltung der Bauernfamilien im großrussischen Getreidezentrum würde auf jeden Fall einen

nicht zu unterschätzenden Gewinn für den Gesammtstatus Rußlands bilden. Wenn also durch den Zwang der äußeren Verhältnisse die Entwicklung nach dieser Richtung ginge, so würden nicht Wenige in Rußland das mit Genugthuung begrüßen. Wer dort überhaupt volkswirthschaftlich denkt und über den wirklichen Ernst der Lage genügend unterrichtet ist, muß ohnehin die möglichste Beschränkung des Getreideverkaufs und Getreideexports um der Volksernährung willen als eine zwingende Nothwendigkeit ansehen. Thatsächlich war z. B. die Haltung des Uchtomskischen Blattes nach dem ersten Bekanntwerden unseres Tarifentwurfs mehr darauf aus, dem Verbleiben des Getreides im Lande das Wort zu reden, als die Absichten der deutschen Zollgesetzgebung zu bekämpfen. Allerdings bedeutete die Verringerung der Ausfuhr zunächst ohne Zweifel eine Erschwerung der Aufgaben des russischen Finanzministeriums, aber es handelt sich, wie gezeigt, um eine Sache, die früher oder später doch kommen wird. Daß irgend einmal der Zeitpunkt da sein muß, wo die Schonung der Bauern sich als eine gebieterische und nicht mehr hintanzuhaltende Nothwendigkeit aufdrängt, darüber ist sich Herr Witte so wenig im Unklaren, wie irgend ein anderer, der um die Verhältnisse weiß. Er ist auch schon dabei, die grundlegende Maßregel vorzubereiten, die jedem Versuch zur Hebung der agraren Zustände Rußlands vorangehen muß: die Aufhebung des Gemeinbesitzes auf dem Lande und die allgemeine Einführung des bäuerlichen Privateigenthums am Grund und Boden! Daß man im Finanzministerium, wo die aufgeklärtesten und gebildetsten Beamten der inneren Verwaltung Rußlands sitzen, von dem absurden System des Agrarkommunismus mit all seinen mörderischen Folgen nicht viel wissen will, ist schon seit längerer Zeit bekannt, und ebenso, daß der Schwimmgürtel, mit dem man die nothwendige Agrarreform gegen den leidenschaftlichen Protest der altrussischen Ideologen in den Hafen bringen will, die abermalige Verstärkung des Bureaukratismus, der Organe der absoluten Zentralgewalt, auf dem Lande sein soll. Ich lasse dahingestellt, ob diese Wendung von Herrn Witte ernst gemeint ist, oder ob es nur ein taktisches Manöver darstellt, um den Gegnern den Wind abzugewinnen. Indeß über diese Dinge läßt sich in Kürze nicht schreiben.

Auch ein zweites und für den Einblick in die ökonomische Zukunft Rußlands sehr wichtiges Moment kann hier nur angedeutet werden. Rußlands Hoffnung beruht jetzt ganz auf der

emporsteigenden Entwicklung seiner Grenzgebiete. Finnland, die baltischen Provinzen, Polen, Theile des südlichen Steppenbezirks, der Kaukasus, Turkestan, in gewissem Sinne auch Sibirien und der Norden des europäischen Rußlands (d. h. alles was nördlich und nordwestlich von Moskau liegt) schreiten an Reichthum und Volkszahl fort. Am schnellsten und kräftigsten geht die Aufwärtsbewegung in Livland und den polnischen Gouvernements vor sich. Ganz überwiegend sind es die in nationaler Beziehung fremden, nichtrussischen Bevölkerungselemente, auf denen sie beruht: Deutsche, Polen, Armenier, Sarten. Möglich, daß in Kurzem noch die Chinesen als ein ebenso wichtiges wie bedenkliches Element hinzugetreten sein werden. Jedenfalls existirt Rußland schon heute in wirthschaftlicher Hinsicht nur noch durch die stammfremden Volkselemente und Provinzen, die es sich angegliedert hat. Das Zentrum „trocknet aus“ — und wenn es in Zukunft wieder zu erhöhter Lebenskraft gelangen sollte, so werde ihm die nur von den Rändern her kommen können. Das ist es, worauf Rußland noch hoffen kann.

Notizen und Besprechungen.

Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Band I. S. 360. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta.

Aus Bismarcks Briefwechsel. Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Bd. II. S. 567. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872 von **Robert von Keudell.** S. 497. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. S. 286. 5,— Mk., geb. 6,50 Mk. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Das Weihnachtsfest hat uns wieder eine Reihe von Beiträgen zur Kenntniß der großen Epoche unserer nationalen Wiedergeburt gebracht, jeden in seiner Art so werthvoll, daß, wenn man anfangen wollte, auf den Inhalt einzugehen, man eine ganze Reihe Essays schreiben müßte. Einen oder den anderen mag uns ja wohl auch noch eine glückliche Stimmung oder ein zufälliger Anstoß gewähren, heute müssen wir uns mit der bloßen Aufzählung begnügen und der Bemerkung, daß diese Bücher alle, eins wie das andere, gelesen sein wollen. Auch wirkliche und sehr wesentliche neue Enthüllungen finden sich sowohl in den Briefen aus dem Nachlaß des Fürsten Bismarck, wie in den Tagebüchern des Grafen Blumenthal, wie in den Erinnerungen Herrn von Keudells, ganz besonders werthvoll aber sind alle diese Veröffentlichungen durch das Licht und die Farbe, die die unser Aller Herzen nahestehenden Persönlichkeiten aus ihnen empfangen. Das gilt besonders von Kaiser Wilhelm selbst und neben ihrem Gemahl von der Fürstin Johanna Bismarck. Seit der Veröffentlichung der unvergleichlichen Briefe des Fürsten Bismarck an seine Gattin hat sich in dem Kreise, der, ähnlich wie die Goethe-Gemeinde sich um diesen großen Namen schaart, so seinerseits das intimste Leben der jüngsten politischen Epoche belauschen möchte, sich ein besondres

Interesse für den Charakter und die Persönlichkeit dieser Frau ausgebildet. Sie hat nie eine politische Rolle gespielt, ist nicht einmal in den Verdacht gekommen, eine zu spielen. Solange sie lebte, war in der Oeffentlichkeit von ihr kaum je die Rede — heute aber fragt man sich: wie war die Frau beschaffen, an die so herrliche Briefe gerichtet worden sind? Ihre Antworten sind uns vorenthalten; mit Spüren und Sinnen sucht man aus dem Reflex der Briefe des Helden zu errathen, wie die Freundin seines Herzens und Lebensgefährtin wohl war und durch welche Eigenschaften sie ihm so viel war. Wir haben darüber eine feine kleine psychologische Studie gebracht (Bd. 105, S. 360), recht deutlich aber wollte das Bild nicht werden, ja es war nicht einmal so sehr freundlich. Jetzt hat das Schattenbild angefangen, sich mit Farbe und mit frischem Lebensblut zu erfüllen. Nicht bloß nach dem Fürsten, sondern auch nach der Fürstin Bismarck hat Herr von Keudell seine „Erinnerungen" getauft und einen nicht geringen Theil des Buches machen ihre Briefe aus. Wer hätte das gedacht, möchte ich fragen, nach den Briefen des Fürsten, daß seine Frau eine so muntere, ausgiebige, humoristisch angehauchte Briefschreiberin gewesen ist, wie sie sich hier in der Korrespondenz mit dem Familienfreund und vieljährigen vertrauten Mitarbeiter ihres Gemahls zeigt? Man kann Memoiren nicht intimer und zugleich diskreter und taktvoller schreiben, als es Herr von Keudell hier gethan hat: nicht er selbst steht im Mittelpunkt seiner Erzählung, sondern der Heros der Epoche, dem er gedient hat, und das innere Heiligthum von dessen Häuslichkeit.

Die Tagebücher des Feldmarschalls Blumenthal sind militärisch von höchstem Interesse, für diesmal aber möchte ich nur eine Stelle herausheben, die als Ergänzung zu meinem Aufsatz über die Kaiserin Friedrich betrachtet werden kann und ganz meinen eigenen Empfindungen entspricht. Der Feldmarschall erzählt, wie er 1871 aus dem Kriege zurückkam: „Am 24. März hatte ich eine Audienz bei der Frau Kronprinzessin und war wohl eine Stunde dort. Sie saß auf dem Sopha und hatte ihr jüngstes Kind auf dem Arm. Ihre Konversation war einfach, natürlich und zur Sache, ohne jede Schmeichelei oder direkte Dankesworte zeigte sie mir in ihrem ganzen Wesen, daß sie erkannt hat, welcher treue Diener ihres Mannes ich gewesen bin. Jetzt kann ich es mir erklären, warum sie so viele Feinde und Neider gehabt hat; sie steht in ihrer Natürlichkeit unendlich hoch über Andern, aber es kann ihr Niemand nachmachen. Man vergiebt ihr ihre Natürlichkeit und Einfachheit nicht und möchte sie gern in die steifsten Formen der Etikette einschnüren, wodurch sie gerade das verlieren würde, was sie in den Augen jedes vernünftigen Menschen so hoch stellt."

Als ich vor einigen Monaten an dieser Stelle meinen aus kummervollem Herzen entquollenen Nachruf auf die Kaiserin Friedrich veröffentlichte, da suchte, wie der geneigte Leser sich vielleicht erinnert, meine

Phantasie das Bild der Epoche zu befestigen durch die großen Gestalten der Vergangenheit: ich warf die Frage auf, ob nicht die scharfumrissenen Charaktere des Nibelungenliedes auch jetzt wieder in dem Leben unseres Volkes erstanden seien. Chriemhilde und Hagen, Siegfried, Dietrich, Wolfhart und Volker. Als ich den Namen Volkers niederschrieb, da schwebte mir wohl im Allgemeinen vor, wie sowohl Moltke wie Bismarck, sowie auch einstmals Gneisenau, in der Musik die Lösung der gewaltsamen Spannungen ihrer innersten Natur gesucht und gefunden; ich hatte wohl auch einmal gehört, wie noch in der Konfliktszeit Bismarck sich zuweilen mit den Tönen des Keudell'schen Klavierspiels über den tosenden Sturm der politischen Kämpfe habe hinwegtragen lassen. Etwas Bestimmteres darüber aber wußte ich nicht; der Vergleich, den ich zog, beruhte mehr auf Konstruktion als auf positivem Wissen. Mit einer Art von Andacht, man gestatte mir diesen Ausdruck persönlicher Empfindung, habe ich nunmehr gelesen, daß wirklich dem grimmen Hagen wieder der Spielmann als Freund zur Seite gestanden hat. Wenn man in diesem Buche gelesen hat, wie Bismarck dem Spiele Keudells gelauscht hat oder dem Gesange des Majors von Fabeck, der dann bei St. Privat an der Spitze seines Bataillons gefallen ist, der hole sich nachher sein Nibelungenlied heraus und lese nach das dreißigste Abenteuer „wie Hagen und Volker Schildwacht standen“:

Der Tag, der war zu Ende, es kam heran die Nacht:
Den reisemüden Recken war Sorge drum erwacht,
Wo sie ruhen sollten und zu Bette geh'n.
Darüber fragte Hagen: Bescheid ist ihnen geschehen.

Volker der schnelle legte von der Hand
Seinen Schild den guten an des Saales Wand:
Dann wandt er sich zurücke, wo seine Fiedel war
Und diente seinen Freunden: es geziemt ihm so fürwahr.

Unter des Hauses Thüre setzt er sich auf den Stein;
Kühnern Fiedelspieler sah nie der Sonne Schein.
Als der Saiten Tönen ihm so süß erklang,
Die stolzen Heimathlosen sagten ihm großen Dank.

Da klangen seine Saiten, daß all das Haus erscholl;
Seine Kraft und sein Geschicke, die waren beide voll.
Sanfter und süßer zu geigen hub er an:
So spielt er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

Delbrück.

Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel. Herausgegeben von **Heinrich v. Poschinger.** Erster Band: 1848—1851; XVI, 440 Seiten. Zweiter Band: 1851—1854; XII, 489 Seiten. Dritter Band: 1854—1882; XII, 407 Seiten. Berlin 1901, Mittler & Sohn.

Man hat in den letzten Jahren den Publikationsvirtuosen H. v. Poschinger mit einer gewissen Ironie behandelt und gelegentlich gar — ohne viel Zweck und Wirkung — vom Standpunkt einer sorgfältigeren und umsichtigeren Editionstechnik kritisch vernichten wollen. Aber so viel man auch an seiner selbst in der deutschen Gelehrtenwelt unerhörten Bücherfabrikation auszusetzen haben mag, man muß zugeben, daß sie sich um die historische Kunde des letzten halben Jahrhunderts doch wirkliche Verdienste erworben hat und auch, so wie sie einmal ist, weiter erwerben wird. Einmal arbeitet dieser Herausgeber mit einer nur durch die technischen Hilfsmittel der Neuzeit erklärlichen Schnelligkeit, um einen Wagen Material nach dem andern auf den Büchermarkt zu fahren. Sodann öffnet ihm die Anpassungsfähigkeit, die Neutralität seines um Vertiefung nicht bemühten politischen Urtheils doch manche Thüren, die einem Gelehrten von bestimmteren Anschauungen und Kenntnissen unbedingt verschlossen geblieben sein würden. Den Familien der mehr oder minder großen Männer, die aus deren Nachlaß historische Materialien veröffentlichen wollen, ist es in vielen Fällen weniger um die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß als ganz begreiflicherweise um die Errichtung eines Monumentes ad majorem gloriam ihrer selbst zu thun: daß sind Wünsche, für deren Erfüllung Poschinger jegliche Garantie zu leisten vermag. So ist er denn von den rund 30 Bänden Bismarck-Publikationen jetzt in die Zeit der preußischen Reaktion von 1848—1858 übergegangen und hat den im Crossener Privatarchive beruhenden Nachlaß des Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel herausgegeben. Es ist damit eine der hervorragendsten Quellen zur Geschichte der preußischen Reaktion zugänglich gemacht worden, um deren Erschließung sich noch H. v. Sybel vergeblich bemüht haben soll.

Die Publikation ist freilich ganz von der Art Poschingers, über die man neulich sagte, daß man zwar nicht aus dem Aerger, aber auch nicht aus der Dankbarkeit herauskomme: und die technische Seite der Publikation erweckt mehr Aerger als Dankbarkeit. Daß P. auf eine eigene Darstellung verzichtet und sich auf einen kurzen verbindenden Text beschränkt, ist nicht zu tadeln; das wenige, was er giebt, ist manchmal nicht viel besser als die schriftstellerische Leistung in seinem abscheulich subalternen Buch über Lothar Bucher. Die Sammlung enthält Körner und Spreu durcheinander, neben Perlen aus dem Briefwechsel des Königs und des Prinzen von Preußen Minderwerthiges und ganz Gleichgültiges: ein Herausgeber von einigem Augenmaß für die Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen würde aus

diesen 3 Bänden mit 1300 Seiten einen einzigen gemacht und damit mehr geboten haben: man hätte es entbehren können, daß große Mengen von gleich damals in die Oeffentlichkeit gelangten Aktenstücken, königliche Proklamationen, staatsministerielle Erlasse, diplomatische Noten und Kammerreden hier von neuem abgedruckt werden. In der Anordnung des Stoffes verfährt P. dermaßen, daß er die ganze ministerielle Thätigkeit Manteuffels chronologisch in die einzelnen Sessionen der Kammern und des Landtages und dazwischen die kammerlosen Zeiten zerlegt: innerhalb dieser schon an sich ziemlich äußerlichen Abschnitte wird seit der Uebernahme des auswärtigen Ministeriums durch Manteuffel (Dezbr. 1850) regelmäßig, in ermüdendem Wechsel, I. Kapitel: Auswärtige Politik, II. Kapitel: Innere Politik unterschieden. Wir müssen es als Folge dieser Disposition mit in den Kauf nehmen, daß die gesammten Papiere zur auswärtigen Politik auf die preußischen Kammersessionen vertheilt und demgemäß oft in unerträglicher Weise auseinandergerissen sind. Gleichfalls mit Rücksicht auf die Disposition greift P. zu dem bedenklichen Mittel, einzelne Stücke aus den Briefen des Königs und des Prinzen von Preußen an verschiedenen, oft weit von einander entlegenen Stellen zu bringen, ohne an der einen auf die andere Stelle zu verweisen oder überhaupt exakte Auskunft über das betreffende Schriftstück zu geben; man thut daher gut, sich für diese beiden Gruppen von Briefen einen besonderen Index zum Privatgebrauch anzulegen und sich damit über die vielfach zerrissenen Zusammenhänge eine Nothbrücke zu schaffen. Auch im Einzelnen ist die Publikation nicht mit der bei deutschen gelehrten Herausgebern zum Gemeingut gewordenen Peinlichkeit gearbeitet. Daß der 1, 407 ff. mitgetheilte Brief des Prinzen von Preußen nicht von diesem stammt, sondern vielmehr von dem Kriegsminister von Stockhausen an Manteuffel, zur Rechtfertigung gegen die Vorwürfe des Prinzen, geschrieben worden ist, hat Alfred Stern (Ein apokrypher Brief des Prinzen von Preußen. Historische Zeitschrift, Band 87) sehr wahrscheinlich gemacht. Die Einreihung undatirter Briefe geschieht ohne Sorgfalt; z. B. ist der Brief der Prinzessin von Preußen (1, 87 f.) an Manteuffel, in dem sie auf eine günstige Antwort an die Kaiserdeputation zu dringen suchte, nicht aus den ersten Tagen des April, sondern vom 31. März 1849; der folgende Brief (1, 88 f.), der erst um den 20. oder 21. April anzusetzen ist, ist vollends in einen verkehrten Zusammenhang gerathen. Kurzum, in manchen Kleinigkeiten wird ein sorgsamer Benutzer ergänzen oder bessern, was der Herausgeber versehen hat.

Das Gefühl der Dankbarkeit wird aber über diese kleinen Aerger hinweghelfen, wenn wir uns zu dem Inhalt der Publikation wenden. Freilich darf man ihren Werth nicht so überschätzen, wie es wohl in der Tagespresse geschehen ist, sondern thut gut, sich von vornherein klar zu machen, was man hier zu erwarten hat und was nicht. Zunächst enthalten diese „Denkwürdigkeiten" fast nur Eingänge an die Adresse Manteuffels.

die sich in dem Crossener Privatarchive vorgefunden haben; dagegen haben in den meisten Fällen die Ausgänge, also die eigene geistige Arbeit des Ministers, wegen des durchgängigen Fehlens der Konzepte oder anderweitiger Aufzeichnungen dem Herausgeber nicht vorgelegen; nur in einzelnen Fällen vermag er die Konzepte mitzutheilen oder auf neuere Publikationen von anderer Seite, wie die im Bismarck-Jahrbuch Bd. III veröffentlichten Briefe Manteuffels an Bismarck, zurückzugreifen. So kommt Manteuffel selbst — wenn man die Wiedergabe längst bekannter und gedruckter amtlicher Enunciationen in Abrechnung bringt — in diesen ganzen drei umfänglichen Bänden nicht auf hundert Seiten zu Worte. Es ist, als wenn man sich in einer Gesellschaft befände, die zu einem gutem Theile durch ihre persönlichen Beziehungen zu einem einzigen Mittelpunkte zusammengehalten wird, aber dieser Mittelpunkt bleibt fast unsichtbar; er wird ununterbrochen angeredet und zur Entscheidung aufgefordert, aber wir hören ihn selten antworten oder entscheiden. So bildet die Publikation inhaltlich den schärfsten Gegensatz zu den stofflich verwandten Aufzeichnungen Leopolds von Gerlach. Das sind wirklich Denkwürdigkeiten; mit ihrem Schreiber, seinen Gedanken und Empfindungen, leben wir jeden Tag und jede Stunde mit; alle Personen, die zu ihm in Beziehung treten, erscheinen uns nur unter dem Sehwinkel dieses einen im Zentrum stehenden Menschen; wir können aus den kurzen, manchmal nur dem Schreiber selbst verständlichen Andeutungen des Tagebuchs die ganze Fülle des ihn umgebenden Lebens kaum übersehen und würden uns manchmal gern von einem der Mitspielenden Aufschluß geben lassen. Hören wir also dort von dem Orchester nur durch die Ohren des Dirigenten, so befinden wir uns in diesen uneigentlichen Denkwürdigkeiten Manteuffels mitten im Orchester und sprechen mit jedem Einzelnen, bis zum Allerletzten hin, aber der Dirigent selber erscheint nur auf Augenblicke. Man gewöhnt sich schließlich an die Bemerkung P.s: „Die Antwort Manteuffels liegt leider nicht vor", und da der Herausgeber uns mit der allerdings schwierigen Ergänzung manchmal ganz im Stich läßt, so bleibt wohl ein ähnliches Gefühl zurück, wie es Heine in dem Schlußverse eines seiner Nordseebilder ausgesprochen hat. Immerhin läßt sich das noch eher ertragen, als wenn wir statt der Antwort nur eine triviale Bemerkung des Herausgebers zu hören bekommen. So druckt er eine an Manteuffel gerichtete Denkschrift der Prinzessin (und des Prinzen) von Preußen vom 24. November 1848 (1, 41 ff.) ab, die unter dem Gesichtspunkt der Rücksicht auf Deutschland ein komplizirtes System von „legalen" Schritten in der innerpreußischen Politik entwickelt und den äußersten Schritt einem neuen — natürlich liberaleren — Ministerium vorbehalten sehen möchte; auch in diesen Gedankengängen der Prinzessin kehrt das aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" genugsam bekannte Argument wieder: „der Vergleich mit den tragischen resultaten ähnlicher Staatsstreiche in den Annalen der Geschichte." P. bemerkt dazu respektvoll: „Man wird diese Denkschrift nicht aus der Hand geben können,

ohne dem politischen Scharfblick und der patriotischen Gesinnung der erlauchten Verfasserin die höchste Anerkennung zu zollen." Daß Manteuffel sie ohne Zweifel mit der entgegengesetzten Empfindung aus der Hand gelegt haben wird, ist dem neuesten Herold des Ministeriums der rettenden That gar nicht eingefallen.

So wie das vorgefundene Material einmal war, mußte natürlich eine Publikation der geschilderten Art herauskommen; aber weil P. keinen ernstlichen Versuch zu sichten unternimmt, sondern jede Notiz, jedes Dankschreiben für einen Orden, zum Abdruck bringt, verstärkt sich dieser Eindruck noch erheblich. Die interessantesten und bedeutendsten Schriftstücke tauchen oft wie Oasen aus einer Wüste von Nichtigkeiten auf, wie sie in jeder Privatkorrespondenz solchen Umfanges selbstverständlich sind. Denn das ist die zweite charakteristische Eigenschaft dieser Publikation: diese Eingänge sind nicht Staatsakten, sondern überwiegend nichtamtlicher Natur; insofern bildet also die frühere verdienstvolle Publikation P.s „Preußen im Bundestage" mit den amtlichen Berichten des Frankfurter Gesandten v. Bismarck (4 Bde., 1882/84) eine wichtige und unentbehrliche Ergänzung zu den vorliegenden Bänden. Der hervorragendste Theil dieser Privatkorrespondenz ergiebt sich allerdings unmittelbar aus den amtlichen Funktionen des Ministers und ist daher als Begleiterscheinung seiner ministeriellen Thätigkeit aufzufassen: es sind werthvolle historische Quellen. Dazu gehören in erster Linie die Handschreiben des Königs (ca. 130) und des Prinzen von Preußen (ca. 80) und seiner Gemahlin — über die noch Besonderes zu sagen sein wird, die Privatbriefe der ministeriellen Kollegen, der Mitglieder der Kamarilla, der Kabinetsräthe, des Polizeipräsidenten von Hinckeldey, sodann der Oberpräsidenten, aus der Zeit, wo Manteuffel Minister des Innern war und den liberal inficirten Beamten von der erstarkenden Regierungsgewalt der Nacken gesteift wurde, wie Eichmann, Bonin, Bodelschwingh, Auerswaldt; aus den späteren Jahren auch Briefe der preußischen Gesandten im Auslande. Dazu kommt eine gewaltige Menge privaten Briefwechsels, der nur auf halbamtlichen oder ganz außeramtlichen Beziehungen des Ministers beruht. Manteuffel liebte es, sich von den verschiedensten Seiten Informationen zu besorgen und unmaßgebliche Meinungen zu hören; so begegnen wir unter seinen Korrespondenten früheren Ministern, wie dem unausgesetzt mit seinem Rathe freigebigen und auch wohl befragten Hansemann, gelegentlich Arnim-Boitzenburg u. A.; ferner aus den ersten Zeiten der Gegenrevolution häufig konservativen Gesinnungsgenossen aus der Provinz, zum Theil wohl älteren Bekannten Manteuffels, die ihn auf seinem Wege ermuthigen, auch aus benachbarten Kleinstaaten. Wer Sinn für Humor hat, wird sich die Schreiben eines Manteuffel befreundeten Herrn v. Hollenser (2, 19 f. 119—123) nicht entgehen lassen, der in Schwarzburg-Sondershausen „das Prinzip der konservativen Politik" gegen „den Kommunismus und die Demokratie" repräsentirte.

Einen besonders breiten Raum nimmt unter den privaten politischen Vertrauensmännern der pensionirte Geheime Legationsrath Küpfer ein, der Manteuffel besonders in den Jahren 1849—1853 regelmäßig umfangreiche (ihr Gesammtumfang in dieser Publikation beträgt ca. 100 Seiten) politische Exposés mit dem ganzen Eifer eines unbeschäftigten Berufsdiplomaten unterbreitete, Arbeiten von weiterem historisch-politischen Gesichtskreis, aber nicht frei von wunderlichen Doktrinarismen; hinter ihm kommen dann Publizisten, wie der der „Kreuz-Zeitung" verhaßte Preßdezernent Manteuffels, R. Quehl, konservative Journalisten wie Florencourt und Frantz, diensteifrige Berichterstatter wie Louis Schneider, und schließlich politische Agenten zweifelhafterer Sorte, wie Spiegelthal und jener Levinstein (3, 234 ff., 285 f.), dem Bismarck noch in seinen Gedanken und Erinnerungen ein Ehrenmal mit der Perspektive auf eine steile Treppe gesetzt hat.

So vielgestaltig ist das in diesen Bänden zusammengebrachte bisher unbekannte Material; es ist von P. durchsetzt mit den längst bekannten Kundgebungen Manteuffels und Auszügen aus gleichzeitigen Quellen, unter denen die Tagebücher Gerlachs natürlich voranstehen. Es versteht sich, daß kein wichtigeres Ereigniß des ganzen Jahrzehntes, vom November 1848 bis zum Beginn der Regentschaft des Prinzen von Preußen ohne neue Beleuchtung bleibt. Alle Fragen durchzusprechen, die dabei in Betracht kommen, würde viel zu weit führen; nur unter einigen hervorragenderen Gesichtspunkten kann hier die Erweiterung unserer Kenntnisse beleuchtet werden.

Man muß sagen, daß die Persönlichkeit Ottos von Manteuffel — obgleich wir ihr, wie gesagt, in diesen Bänden doch nicht recht nahe zu kommen vermögen — menschlich bei näherer Bekanntschaft sehr gewinnt; auch seine staatsmännischen Fähigkeiten erscheinen in anderem Lichte, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die er in der Verfolgung seiner Ziele zu überwinden hatte. Er war ein gescheiter Mann, an den klassischen Traditionen des alten Pförtners fortgebildet, vielseitig unterrichtet, weniger aus dem Leben als aus den Akten, praktisch, klar, mit sicherem Blick für die Realitäten des Lebens, in der damaligen preußischen Bureaukratie einer der besten praktischen Politiker; zugleich wohnt ihm aber eine Schwunglosigkeit des Gedankens inne, eine subalterne Enge, daß man fast niemals den Eindruck einer starken und eigenartigen Persönlichkeit von ihm empfängt. Welch andere ursprüngliche Empfindung haben wir, wenn wir in den geistigen Reichthum des Briefwechsels zwischen Bismarck und Gerlach hineinblicken, als wenn wir es mit der korrekten und formsicheren Gewandtheit dieses klugen und prosaischen Geschäftsmannes zu thun haben. Etwas Ledernes, Nüchternes ist von ihm gar nicht zu trennen, das, was ihn dem geistvollen König so fremd und im Grunde eigentlich unsympathisch machte; wie possirlich macht sich das z. B. in den wiederholten pedantischen Versuchen des Ministers bemerkbar, einmal nach sorgfältiger Vorbereitung in

einer gutgesinnten Weißbierstube von Berlin N. die Stimme des Volkes an der Quelle zu belauschen. Er war Bureaukrat von Haus aus, nicht in dem übeln Sinne, denn er pflegte die Ueberheblichkeit der Beamten gegenüber den Unterthanen scharf zu tadeln und glaubte sie besonders bei denjenigen zu finden, die im Sturmjahre nicht Stand gehalten hatten; er war Bureaukrat im Sinne des altpreußischen Beamtenthums, in der unbedingten Treue und dem Gehorsam gegen den König und den Staat (schon bei seinem ersten Auftreten im Vereinigten Landtag hatte er das Verfahren des Großen Kurfürsten gegen seine unbotmäßigen Stände gepriesen — so weit entfernt liegt seine Ueberzeugung von den Stimmungen, von denen Bismarck herkam!), Bureaukrat im Temperament, im Aeußern, in den Formen, in der Gewöhnung einer rasch aufsteigenden Laufbahn. Als preußischer Beamter hatte er eine ganz bestimmte konservative Ueberzeugung, die aber mehr ein Ausfluß seiner Stellung, denn ein Ergebniß abstrakter Doktrinen war; vielmehr ist seine Parteigesinnung durch das Beamtengefühl ganz erheblich moderirt, zur Noth auch einen anderen Weg als den der persönlichen Einsicht zu gehen bereit, wenn der König es will. Er gehört zu den Leuten, die abgeschlossene Ueberzeugungen besitzen, ohne deshalb der Nothwendigkeit zu unterliegen, in jedem einzelnen Falle Gebrauch von ihnen zu machen; nur soweit es möglich war, wollte er jedesmal gehen.

Unter diesem Zeichen setzt seine Laufbahn ein. Er schreibt später einmal (im Juli 1852, 2, 228 f.) an Gerlach über seine Berufung ins Ministerium, er habe ihr nur ungern Folge geleistet, nicht etwa aus Scheu vor der Gefahr, sondern weil nach Brandenburgs Programm die königlichen konstitutionellen Verheißungen erfüllt werden sollten und er sich dazu wenig geeignet gefunden habe. Das war seine einzige Einwendung gegen den König: „als sich aber Niemand fand, habe ich sie fallen lassen.“ Nachdem er aber einmal seine Stellung eingenommen hatte, rechnete er kühl mit der Wirklichkeit und vertrat gegenüber den nachträglichen Verbesserungsvorschlägen des Königs (1, 47—54) den Entwurf der Verfassung so sehr, daß er später Gerlach in dunkeln Stunden fast als der ruchlose Vater des konstitutionellen Systems erschien. Ein passiver Opportunismus lag auf dem Grunde seines Charakters: „Dinge, die man nicht hindern kann, muß man nicht dadurch noch schlimmer machen, daß man darüber einen gereizten Zustand an den Tag legt, welcher doch in der Sache nichts ändert“ (2, 288 f.), das bezeichnete er einmal dem Prinzen von Preußen als eine täglich von ihm erprobte Lehre. Und diese Grundstimmung war es, die Gerlach so häufig monirte, in seinem Tagebuch, aber auch dem Minister direkt gegenüber wie in dem hervorragenden Schreiben vom 12. Juli 1852 (2, 225 ff.): „Ich fürchte, der Grund davon ist, daß Sie nicht an die Wahrheit glauben. Sie fragen, wie Pilatus dem Heiland gegenüber, der sich selbst via, vita, veritas nennt: Was ist Wahrheit? Sie glauben daher oft, daß es einerlei ist, ob man es so oder so macht.“

Gewiß, er war Opportunist und mußte es sein, denn nur ein solcher konnte Schritt für Schritt Preußen aus der Revolution und der Sackgasse der Unionspolitik, halb mit dem König und halb gegen den König, wieder in dauerhaftere Zustände hinüber führen; aber ob er ohne den Rückhalt und das Drängen der Kamarilla und des Königs so weit gekommen wäre, erscheint mir doch auch wieder sehr fraglich. Die Schwierigkeiten lagen für ihn auf allen Seiten, nicht bloß im Auslande, bei den deutschen Regierungen, in der innerpreußischen Politik, in den Kammern, zugleich am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm IV., in seiner Person, in den unverantwortlichen Einflüssen, die durch die Kamarilla und später obendrein durch den Polizeipräsidenten vertreten wurden, und schließlich noch in der besonderen Stellung, die der Prinz von Preußen zur Politik der Krone einnahm. Mit allen diesen Faktoren mußte M. ununterbrochen rechnen, es wäre ganz unmöglich gewesen, von vornherein eine bestimmte Marschroute einzuhalten. So fand er sich denn auch allmählich in diese Regierungspraxis. Am 19. Januar 1857 schrieb er an Bismarck über die Mitwirkung Gerlachs: „Wenn ich auch zuweilen an das Sprichwort: Viele Köpfe u. s. w. denke, und meine Funktionen durch solche Mitwirkung nicht eben erleichtert werden, so habe ich mich doch längst überzeugt, daß, wie die Dinge bei uns einmal sind, ein solches Doppelspiel unvermeidlich ist, und die Aufgabe nur darin besteht, es möglichst unschädlich durchzuführen.“ (3, 149.)

Schon aus Gerlachs Denkwürdigkeiten haben wir die unendlichen persönlichen Reibungen kennen gelernt, unter denen die politischen Entschließungen beim Könige, vor Allem in seiner unverantwortlichen Umgebung, unter dem Ringen der verschiedensten Einwirkungen zu Stande kommen. Jetzt erfahren wir, wie sich im Kreise der verantwortlichen Rathgeber der Krone die gegenseitige Auseinandersetzung und die noch viel schwierigere mit dem König vollzieht.

Man weiß, daß der König niemals der gute konstitutionelle Monarch war und es niemals hätte werden können, der er in seiner Proklamation vom November 1848 zu sein gelobte. Aber ebenso sehr wie diese konstitutionelle Doktrin widersprach seiner selbstherrlichen Art die regelmäßige sachliche Auseinandersetzung mit einem Ministerium, das, wenn auch nicht eine selbständige politische Ueberzeugung vertrat, so doch im Laufe der Zeit ein gewisses Maß von eigener Erfahrung, von Personenkenntniß, von politischer Praxis sich erworben hatte und sich mit gutem Rechte darauf berufen konnte; dieses Ministerium war zwar nicht im Mindesten ein Geschöpf der Kammern, sondern ihnen gerade vom Könige, wie auch Manteuffel stets scharf betonte, kraft seines Herrscherwillens entgegengesetzt worden, aber indem es doch fortwährend sich mit den Kammern verantwortlich auseinanderzusetzen gezwungen war, wurde es schon durch diese Rücksicht auch in der eigenen Selbständigkeit dem Könige gegenüber gefestigt. Die Zeiten, wo Ernst v. Bodelschwingh zu lange „Allerhöchstdero erster Schreiber“ gewesen zu sein glaubte, um noch Premierminister werden zu können, waren doch

dahin. Diese Wandlung läßt sich an der Hand der Manteuffelschen Papiere vortrefflich verfolgen: für die Entwicklungsgeschichte des preußischen Staatsministeriums sind sie eine Quelle ersten Ranges.

Die Anfänge der ministeriellen Stellung Manteuffels waren bescheiden genug. Im Grunde war der König von ihm anfänglich wenig imponirt und wollte ihn nur vorübergehend als Werkzeug benutzen. Die ersten Erfolge aber gaben ihm einen bedeutenderen Hintergrund; schon im Juli 1849 schmeichelte ihm der König: „Schade, daß Sie, mein lieber Manteuffel, der einzige Staatsmann im Konseil sind", und im Februar 1850 schrieb er bereits: „Mit Ihnen durch Dick und Dünn auf Tod und Leben." Für manche interessante Fragen der inneren Entwicklung M.'s, z. B. seine Verselbständigung Radowitz gegenüber, erhalten wir zwar wenig Aufklärung, aber wir sehen ihn doch den Rath Gerlachs (27. Mai 1850, 1, 206 f.): „Es ist Ihre heilige Pflicht gegen den König und das Land, nicht allein im Amte zu bleiben, sondern von Ihrem Amte aus Eroberungen an Macht und Einfluß auf die Geschäfte zu machen", mit steigendem Erfolge benutzen. Zumal seit dem Sturze von Radowitz und dem Tode Brandenburgs ist er von einem bloß ausführenden Organ eines höheren Willens zum Staatsmann aufgestiegen, der natürliche Erbe des erledigten Ministerpräsidiums, in dem er sich acht Jahre behauptet hat.

Eine wichtige Etappe auf dem Wege zur Befestigung seiner präsidialen Stellung im Ministerium bildet die von ihm (aus Anlaß der über seinen Kopf hinweg geschehenen Wiederanstellung von Radowitz) erwirkte königliche Kabinetsordre vom 8. September 1852 über die dem Ministerpräsidenten im Interesse der Einheitlichkeit des Dienstes gegenüber den Ressorts und ihren Beziehungen zum Könige zustehenden Befugnisse. Es ist die bekannte Kabinetsordre, auf die Bismarck im März 1890 dem jetzigen Kaiser gegenüber das formale Recht, seine verfassungsmäßige Stellung als Ministerpräsident aufrecht zu erhalten, zu stützen vermochte; sie wurde damals erlassen, um M. eine Satisfaktion für das Eindringen außerministerieller Einflüsse zu gewähren, und sie ist nach 38 Jahren aufgehoben worden, als der Inhaber der Krone wiederum freiere Hand in der Auswahl und Zulassung seiner Rathgeber nöthig zu haben vermeinte. So bedeutet der Erlaß der Ordre ein gewisses Vordringen der nothwendigen Unabhängigkeit des leitenden Staatsmannes, ihre Aufhebung dagegen eine Wiedereinnahme der damals aufgegebenen Position durch das Königthum. Man könnte vielleicht sagen, daß eine Epoche preußischer Geschichte — was das Verhältniß des Monarchen zu seinem vornehmsten Rathgeber angeht — durch diese beiden Akte begrenzt wird; ist sie auch größtentheils ausgefüllt durch die Staatsleitung Bismarcks und nur durch dessen überragende Persönlichkeit möglich geworden, so fällt doch auch die größere Hälfte der Ministerthätigkeit Manteuffels in sie hinein.

Seinen ministeriellen Kollegen gegenüber ist es M. nicht schwer ge-

worden, diese leitende Stellung zu behaupten. Er ist seit Ende 1850 doch der bedeutendste Kopf im Ministerium und steht auch hoch über allen Mitarbeitern, die er sich später zugesellte. Daß die konservative Parteigesinnung bei der Auswahl der höchsten Beamten eine große Rolle spielte, geschah keineswegs zum Vortheil der einzelnen Ressorts. Man bekommt von der technischen Leistungsfähigkeit des hohen preußischen Beamtenthums, zugleich auch von der Einsicht seines obersten Chefs keinen günstigen Eindruck, wenn man z. B. die Geschichte der Besetzung des Finanzministeriums im Jahre 1851 verfolgt. Zuerst lehnte der Oberpräsident von Witzleben das ihm an erster Stelle angebotene Amt mit dem Hinweis auf seine mangelhafte persönliche Fähigkeit ab. „Ich besitze“, schreibt er an M. (2, 26 f.), „von der indirekten Steuerverwaltung weder theoretische noch praktische Kenntnisse und Erfahrungen, bin während meiner 23jährigen Dienstzeit in den Domänen sowie in der Etats- und Kassenverwaltung nur aphoristisch beschäftigt gewesen und habe deshalb auch in diesen Fächern nur lückenhafte und ungenügende Kenntnisse. Am wenigsten besitze ich diejenige Bekanntschaft mit dem größeren kaufmännischen Geldverkehr, welche da, wo es sich um Deckung außerordentlicher Staatsbedürfnisse handelt, kaum zu entbehren ist.“ Nach mehreren anderen mißlungenen Versuchen verfiel M. dann auf Karl von Bodelschwingh, der gleichfalls — wie sich nachher herausstellte, mit gutem Grunde — seine schwachen Kräfte betonte und u. a. seinerseits wieder Witzleben empfahl und dessen Befähigung viel höher als die eigene einschätzte. Dafür hatte er aber den Muth, den Posten anzunehmen.

Die eigentliche Schwierigkeit lag für M. in dem Verhältniß zum Könige. Hierfür erhalten wir eine Unmenge neuer Aufschlüsse. Die längst bekannte Art des Königs, die Geschäfte mit seinen Rathgebern zu führen, wird durch hunderte von neuen Zeugnissen bestätigt. Alle Mittel werden aufgewandt, um den Minister von seiner Ueberzeugung abzuwenden und zu der königlichen Entschließung hinüberzuziehen, die herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die feine Schmeichelei, auch wohl mal eine ernste Drohung (sehr charakteristisch z. B. am 21. April 1849, 1, 95 f., um Arnim-Heinrichsdorf als auswärtigen Minister beizubehalten: „ich scheide wieder natürlich und gewiß aus jeder Theilnahme an der Leitung der „Ministerialpolitik“, wie die 10—12 Tage vor Arnims Ernennung“), und manchmal auch in der erregtesten und ernstesten Stimmung ein Umschlag in ein Bonmot oder den Witz (z. B. 25. Dezember 1851, 2, 181: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Wenn's man wahr ist“). Die meisten dieser manchmal kurzen Billets lassen sich nicht etwa auf die gleiche Stufe stellen mit den Briefen Friedrich Wilhelms an Bunsen, mit deren Bekanntmachung einst Ranke sich glücklich fühlte, dem Vaterlande und der Welt eine Gabe von hohem Werthe darbringen zu können. Sie sind meistens aus den Geschäften des Tages erwachsen, nicht Herzensergießungen, in denen der König wie der Freund zum Freunde sprach, aber immer

lebhaft und angeregt, nervös bewegt oft bei Dingen von relativer Nichtigkeit. Man erkennt gerade an diesem Briefverkehr, wie weit die Naturen von einander entfernt waren, die mit einander preußische Politik zu machen hatten. Es ist ein ununterbrochener Kampf des Ministers, um seine Persönlichkeit nach verschiedenen Seiten hin, vor Allem aber gegen den König zu behaupten; die Friktionen, über die Bismarck so viel geklagt hat, hat sein Vorgänger ebenso reichlich ausgekostet, nur mit gelasseneren Temperament hingenommen. Aber wie häufig mußte er bereits zu der Waffe des Entlassungsgesuchs greifen, um sich durchzusetzen oder nicht ganz beiseite schieben zu lassen; dann freilich ging der König mit großherziger Liebenswürdigkeit darüber hinweg oder öffnete das Schreiben garnicht, in dem er derartiges vermuthete. Er erkannte die Unentbehrlichkeit Manteuffels sowohl für die Krone als auch besonders für die Eigenart seines persönlichen Regimes sehr gut; wenn er seinen Willen gegen ihn durchsetzen wollte, dann that er es doch und wußte, daß er es thun durfte. Während der Krimkriegskrise, über die wir einige neue, aber vereinzelte Aufschlüsse erhalten, schrieb der Prinz von Preußen erzürnt nach der Entlassung Bonins an Manteuffel: „Eine solche Passivität seitens des Premierministers bei einem Wechsel eines seiner Minister ist diametralement im Widerspruch mit meiner Ansicht“ (5. Mai 1854, 2, 443). Der Thronerbe wollte nichts von dem unbedingten Gehorsam wissen, den der höchste preußische Beamte der königlichen Entschließung schuldig zu sein glaubte.

In einer Sache aber hat Manteuffel den Wünschen des Königs einen starken Widerstand entgegengesetzt: als die Kamarilla und der König den Gedanken einer Aufhebung der Verfassung zu erwägen begannen. Da hat der Minister — wenngleich er sich ein geringes Stück wohl hätte zurücktreiben lassen — doch zuletzt alles dafür eingesetzt, daß im preußischen Staatsinteresse auch die reaktionären Velleitäten ihre Grenze haben müßten Diese Dinge liegen noch sehr wenig klar; H. Wagener (Die Politik Friedrich Wilhelms IV. S. 54) glaubt dem Frhrn. Senfft v. Pilsach ein großes Verdienst, den Bruch verhindert zu haben, zuschreiben zu dürfen; auch aus dieser Publikation erfahren wir direkt nichts über den Verlauf dieser Bestrebungen. Das wichtigste Monument, das sie hier hinterlassen haben, ist eine große Denkschrift Manteuffels (3, 98—109), die ohne alle den Zusammenhang erläuternden Stücke, auch ohne Datum (Ende 1855 oder Anfang 1856) mitgetheilt wird. Sie ist in wirklich großem Stile gehalten, für den politischen Charakter des Ministers ein stolzes Zeugniß, eine politische Leistung, in der man das normale Bild dieses Ministerpräsidenten gar nicht wieder erkennt. Sie tritt ein für den preußischen Staatsgedanken, für eine Monarchie, deren Interesse sich der Monarch selbst unterordnen muß. Sie scheut nicht vor bitteren Wahrheiten zurück: „Es hat sich jetzt neben dem Ministerium eine Art von dem Könige unmittelbar nahestehender Verwaltungsbehörde gebildet, deren Eingreifen

ohne Verantwortlichkeit, ohne eine gesetzliche Basis, sich überall fast in gleichem Maße bemerkbar wie unbeliebt macht." Ja, der Chef der Staatsleitung Friedrich Wilhelms sagt seinem Könige: „Ich erspare mir den traurigen Nachweis, daß wir jetzt nur noch von altem Ruhme zehren, daß aber fast in keinem größeren Lande in den letzten Jahren verhältnißmäßig so wenig für die Verbesserung der Lage der unteren Volksklassen, für die Hebung des Handels und der Gewerbe, für die Erledigung wichtiger praktischer Fragen geschehen ist als in Preußen; daß die Finanzverwaltung sich lediglich auf die Einnahme und Ausgabe von Steuern beschränkt, und daß auch, was die Wissenschaft angeht, die preußischen Universitäten ihren Standpunkt überlebt zu haben scheinen." Die Denkschrift wird auf ihre Veranlassung und ihre Erledigung hin noch einer genaueren Untersuchung bedürfen. Ob der König sie wirklich gelesen hat?

Eine besondere Seite der Manteuffelschen Papiere nimmt der Briefverkehr mit dem Prinzen von Preußen ein, dem Manteuffel 1844 bis 1848 als vortragender Rath zugetheilt war und später regelmäßige Aufklärung über die Politik gab. Die ganze Wandlung ihres Verhältnisses ist bekannt, sie läßt sich an der Hand der hier veröffentlichten Briefe, zu denen auch einige von der Hand der Prinzessin kommen, vortrefflich verfolgen und erfährt an mehreren Stellen eine besondere Beleuchtung. Für die Biographie Wilhelms ist hier neuer und reicher Stoff bereitgestellt. So häufig er auch auf dem verkehrten Wege in diesem Jahrzehnt ist, fremden Einflüssen unterliegt oder sich die Leichtigkeit unverantwortlicher Kritik zu nutze macht, im Einzelnen erfreut man sich immer von Neuem an der hellen, allem Grübeln abholden Klarheit seines Wesens und an der stolzen Zuversicht auf die große Zukunft der Monarchie. Zwei Stellen mögen hier noch Platz finden: am 7. April 1848, bald nach der Landung in England: „Hin ist hin. Man kann darüber noch lange in preußischen Herzen trauern, aber zurückzubringen ist nichts; möge man jeden Versuch derart aufgeben! Getrost das neue Preußen anzuschauen und wieder aufbauen helfen, das ist die Aufgabe jedes Patrioten, wenngleich es viel Ueberwindung kostet, einen Staat zweiter Größe aufbauen zu helfen, der sonst einer erster Größe und selbständig war" (1, 19). Und dann am 8. September 1852: Er wolle keineswegs die Radowitzische Politik wieder aufnehmen, aber das bedeute in seinen Augen nicht, „daß man deshalb die Aufgabe, die Friedrich II. Preußen gestellt hat, selbständig in Deutschland und Europa zu stehen und seiner Zeit an die Spitze Deutschlands zu kommen, vergißt oder hintenansetzt. Die bisherigen Versuche dieser Art waren verfrüht, aber niemals falsch im Prinzip."

Hermann Oncken.

(Uebernommen aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Band XIV., Heft 2.)

Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Eine völkerrechtliche Studie. Von Dr. jur. Wolfgang Heinze. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1901. 278 Seiten.

Das Buch enthält eine historische Darstellung der chinesischen Wirren des Vorjahrs und erörtert im Anschluß daran die Frage, ob die Bestimmungen des modernen Völkerrechts für China giltig seien, und ob die chinesische Regierung für ihren Bruch verantwortlich gemacht werden könne. Entgegen anderen juristischen Stimmen, bejaht der Verfasser die Frage mit der einleuchtenden Begründung, daß China von den Bestimmungen des Gesandtschaftsrechts zu Gunsten seiner eigenen Vertreter unbeschränkten Gebrauch mache, folglich auch gehalten sei, denselben Schutz den fremden Vertretern im eigenen Lande zukommen zu lassen. Im losen Zusammenhang hiermit steht eine ausführliche Schilderung, wie sich der Grundsatz der Unverletzlichkeit der Gesandtschaften im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, und wie er insbesondere in China allmählich Anerkennung gefunden hat. Der Verfasser giebt da eine recht brauchbare Sammlung von Quellenstellen, bringt aber wissenschaftlich nichts Neues. — Die Darstellung der chinesischen Ereignisse selbst — des Auftauchens der Boxerbewegung, der Belagerung der Gesandtschaften, der Ermordung Kettelers und der Bestrafung seines Mörders — ist zuverlässig, da sie vornehmlich auf amtliches Material zurückgeht, so auf die Blaubücher, auf die im „Reichs-Anzeiger" veröffentlichten deutschen Gesandtschaftsberichte, auf die Mittheilungen R. Harts in der „Fortnightly Review" u. a. Eine ganze Reihe von Berichten wird überdies wörtlich oder im Auszuge mitgetheilt. Wer sich näher für diese Dinge interessirt, findet weiteres Material im „Europäischen Geschichtskalender" (Jahrg. 1900), im „Staatsarchiv" Band 64, wo die deutschen Gesandtschaftsberichte, und in dem im Drucke befindlichen Band 65, wo die Korrespondenz der englischen Regierung mit ihren Vertretern im Auslande über die chinesische Frage in ihren wichtigsten Theilen abgedruckt ist. Diese letzten Aktenstücke enthalten außer über die Schicksale der Gesandten in Peking werthvolle Mittheilungen über manche andere Dinge internationalen Charakters, so vor Allem über die Verhandlungen unter den europäischen Mächten vor und während der chinesischen Expedition. Es geht daraus u. A., wie gelegentlich schon in der Tagespresse hervorgehoben worden ist, hervor, daß die russische Regierung (im Mai und Juni 1900) am längsten eine optimistische Auffassung der Dinge in Peking festhielt und geneigt war, den kaiserlichen Hof von jeder Schuld an dem Angriff auf die Gesandtschaften freizusprechen.

G. Roloff.

Nationalökonomie.

Das Pfandrecht der Bauhandwerker. Von Heinrich Freese. Leipzig. Emil Perthes. 1901. IV und 340 Seiten.

Der treffliche sozialpolitische Fabrikant und Schriftsteller hat hier das im Laufe der letzten Jahre, seitdem sich die Regierungen mit der Frage des Bauhandwerkerschutzes beschäftigen, durch ihn zusammengetragene Material sowie seine praktischen Erfahrungen und Beobachtungen über die Sicherung der Bauforderungen systematisch verarbeitet. Als Grundlage diente ihm dabei der Gesetzentwurf von 1897, dem er die Resultate der neueren Untersuchungen, namentlich in dem Buche von Salomonsohn „Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“ als kritischen Maßstab anlegt. Der Zufall hat es gefügt, daß nicht lange Zeit nach dem Erscheinen des Freese'schen Buches die Regierung wiederum mit zwei Gesetzentwürfen in derselben Frage an die Oeffentlichkeit getreten ist, die unser Interesse ein wenig vorwegnehmen, zumal in der Seitens der Regierung gegebenen Begründung ausdrücklich betont wird, daß die inzwischen zu der Materie erfolgten Aeußerungen, vor Allem auch das Buch von Salomonsohn, bei der Neubearbeitung des ersten Entwurfes entsprechende Berücksichtigung erfahren hätten.

Der im Dezember 1897 veröffentlichte erste Entwurf eines Reichsgesetzes betr. die Sicherung der Bauforderungen stellte einen Eingriff in das Grundbuchrecht dar, insofern die Bauhypothek den voreingetragenen Rechten soweit vorgehen sollte, als diese Rechte nicht innerhalb des Baustellenwerthes zu stehen kämen. Hauptsächlich die hiergegen geltend gemachten Gründe sind es gewesen, welche zu einer Neubearbeitung des Entwurfs geführt haben. Während bei den meisten Punkten des Entwurfs Einstimmigkeit in der berathenden Kommission erzielt wurde, konnte man sich über drei Punkte nicht einigen. Dies führte dazu, daß der Entwurf in zwei verschiedenen Fassungen vorgelegt worden ist.

Die wesentlichste Neuerung des Entwurfes bezw. der Entwürfe ist der Ersatz des Vorrangs der Bauhypothek durch das System der sogenannten Differenzkaution. Die Bauhypothek soll auch fortan allen früher eingetragenen Hypotheken nachstehen. Dafür aber soll die Bauerlaubniß nur ertheilt werden, wenn die voreingetragenen Hypotheken den Baustellenwerth nicht übersteigen oder wenn in Höhe des Mehrbetrages den Baugläubigern durch Hinterlegung von Geld, Werthpapieren ꝛc. Sicherheit geleistet wird. Da diese Sicherheitsstellung in der Regel nicht eintreten wird, so bleibt nur der Ausweg, daß die voreingetragene Hypothek entweder den Baustellenwerth nicht übersteigt, oder aber, daß der Baustellenverkäufer freiwillig hinter die Bauhypothek zurücktritt, was ja bei soliden Bauspekulationen durchaus keine Gefahr hat.

Eine besondere Stellung erfordert alsdann die Baugeldhypothek des Baugeldgebers. Schon im früheren Entwurf ging die Baugeldhypothek der Bau=

hypothek nicht nur in Höhe des Baustellenwerthes, sondern auch in Höhe der bereits bezahlten Bauforderungen vor. So auch im neuen Entwurf, wenngleich die Baugeldhypothek auch hinter der Bauhypothek eingetragen wird. Der Baugeldgeber ist also in jedem Falle gesichert, wo die Baugelder bestimmungsgemäß verwendet werden, d. h. zur Bezahlung der Bauforderungen. In letzterem Falle kann auch der Verkäufer der Baustelle der Baugeldhypothek ohne Sorge freiwillig den Vorrang lassen. Alsdann stellt sich die Rangordnung folgendermaßen: 1. Die Baugelderhypothek bis zum Baustellenwerth ohne Nachweis der Verwendung der Baugelder, darüber hinaus bei Führung dieses Nachweises. 2. Die Kaufpreishypothek bis zu dem Betrage, der sich bei Abrechnung des Betrags der Baugelderhypothek von der Summe des Baustellenwerthes und der ordnungsmäßig verwendeten Baugelder ergiebt, also bei Voraussetzung der vollen Verwendung der Baugelder zur Tilgung von Bauforderungen bis zum Betrage des Baustellenwerthes. 2. Die Bauforderungen, so weit sie nicht aus den Baugeldern getilgt sind. 4. Die Kaufpreishypothek, so weit sie den Baustellenwerth übersteigt.

Der Nachweis der Verwendung der Baugelder zur Bezahlung von Bauforderungen ist somit das Wesentliche, um die Baugeldhypothek sicherzustellen. Dieser Nachweis geschieht durch einen gerichtlichen Treuhänder. Die bloße Zahlung des Baugeldgebers auf Anweisung des Treuhänders und die Quittung hierüber durch den Treuhänder sichert dem Baugeldgeber den Vorrang vor der Bauhypothek. Durch diese Einrichtung dürften die Bedenken der Hypothekenbanken gegen den ersten Entwurf aufgehoben werden.

Dieses sind die wesentlichsten Aenderungen gegenüber dem alten Entwurf. Den amerikanischen Verhältnissen nachgebildet ist ferner die Forderung der Publizität des Bauvertrages. Danach hat der Eigenthümer im Grundbuchamt zu Jedermanns Einsicht schriftlich anzugeben: 1. die Namen der Baugläubiger; 2. den Betrag der Jedem zu zahlenden Vergütung und 3. die Zahlungsfrist für diese Beträge.

Soweit nun ist der Entwurf einheitlich. Ueber drei Punkte aber gingen die Meinungen der Kommission auseinander, und zwar erstens über die Frage, ob die Baumateriallieferanten in den Schutz der Bauforderungen miteinzuziehen seien oder nicht. Die Kritik des Entwurfes von 1897, namentlich seitens der Handelskammern, hatte den Ausschluß der Lieferanten zum größten Theil mißbilligt, während die Handwerker aus begreiflichen Gründen für den Ausschluß waren. Die Begründung des neuen Entwurfes führt manches für und gegen an. Für Freese scheint der Streit ein mehr akademischer zu sein, weil, wie er meint, „diese Herren niemals einen Schutz für sich verlangt haben. Sie wissen sich selbst zu schützen." Im Interesse der Handwerker ist auch er für den Ausschluß der Lieferanten. Ich meine, hier werden die Betheiligten selbst entscheiden müssen. Fordern

die Lieferanten den Einschluß ihrer Forderungen in das Gesetz, so wird man nicht umhin können, dem Folge zu geben.

Eine zweite Meinungsverschiedenheit betraf den Schutz der Nachmänner, welche mit Zwischenpersonen ihre Verträge abgeschlossen haben. Daß auch diesen Schutz zu gewähren sei, darüber herrschte Einstimmigkeit, über das Wie indessen war eine Einigkeit nicht zu erzielen.

Die dritte Unklarheit betrifft den Punkt, daß der Baugeldgeber nicht verpflichtet ist, die Baugelder gleichmäßig zur Zahlung zu verwenden. Dies will eine Partei dadurch verhindern, daß der Baugeldgeber verpflichtet sein soll, den fünften Teil der Baugelder bis zum Ablauf einer Frist von 14 Tagen nach Vollendung des Baues zurückzuhalten und, falls innerhalb dieser Frist ein Baugläubiger der Auszahlung widerspricht, diesen Theil der Baugelder zum Zwecke der gleichmäßigen Vertheilung unter die Baugläubiger zu hinterlegen. Auch dieser Vorschlag geht auf die amerikanischen Gesetze zurück.

Die letztgenannten drei Punkte, mit Ausnahme des zweiten, über den im Prinzip ja übrigens auch Einigkeit herrscht, sind nicht so ausschlaggebend, daß hierüber etwa das ganze Gesetz stolpern könnte. Und die übrigen Bestimmungen sind in der That geeignet, den lange geforderten Schutz für die Bauhandwerker zu gewähren.

Die meisten Bestimmungen des Gesetzes decken sich wohl ziemlich mit den Wünschen Freeses, wenn er auch die ganze Frage von vornherein radikaler anfaßt und eine gänzliche Ausrottung des Bodenwuchers fordert. Zweifellos bedeutet der gegenwärtige Entwurf einen großen Fortschritt in der ganzen Sache. Zu hoffen bleibt nur, daß er baldmöglichst zur Berathung kommt. Die betheiligten Handwerkerkreise haben bereits in einer aus allen Theilen Deutschlands stark besuchten Versammlung von Handwerks- und Gewerbekammervorsitzenden, Vorsitzenden von Grundbesitzervereinen, Innungen &c. Stellung zu dem Entwurf genommen und sich fast einstimmig für die Bestimmungen des Entwurfes, insbesondere für den Schutz der Nachmänner, aber gegen den Einschluß der Lieferanten ausgesprochen.

Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Der Fremde. Ein Gleichniß von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner.

Von eigenartigem Geschmack zeugt der Deckel. Trefflich sind Druck und Papier. Alles Uebrige taugt nichts. Mit unheimlicher Schnelligkeit hat es die Verfasserin verstanden, sich literarisch zu Grunde zu richten. Ich bedauere das außerordentlich. Ich hatte an ihre Erstlingswerke — der Narr und die Jungen — so gute Hoffnungen geknüpft. Ich hatte mir etwa dies Bild ihrer Entwicklung ge-

macht: Da tritt aus eigenartigem Milieu — Verfasserin stammt aus Adels- und Offizierskreisen — mit unverbrauchter Kraft eine starke Seele in die „moderne“ Welt. Sie wird sie begreifen, sie wird sie erschöpfend erleben, aber — vermöge eines ererbten Kräftereservoirs — auch überwinden und so in glücklicher Weise aus Altem und Neuem zu einer höheren Stufe literarischer und psychischer Existenz emporsteigen. Das Gegentheil ist eingetreten. Mit greulicher Skrupellosigkeit werden in jährlich drei Romanen die neuesten Sensationen der modernen Seele leihbibliothekgemäß verarbeitet woran ich eigentlich nur noch dies eine Interesse haben kann: wieviel Geld wird damit verdient? „Der Fremde“ verarbeitet das Christus-Motiv. Christus ist ja bekanntlich die neueste Mode in der Literatur. Der „Fremde“ entpuppt sich schließlich als ein Zimmergeselle aus Süddeutschland, kommt in eine Irrenanstalt und wird hier von „Einem“ — man muß und soll an Nietzsche denken — ermordet. Ich verkenne gar nicht, daß der Einfall etwas Geniales hat. Der Leitgedanke des Romans wäre auch sehr wohl zur Ausführung eines Zeitbildes von erschütternder Gewalt und überragender psychischer und literarischer Bedeutung geeignet. Aber die gekünstelte Evangeliensprache und der wilde und wirre, zusammenhanglose Szenen- und Bildertaumel, womit die Verfasserin dem Leser zusetzt, öden schließlich nur an. Uebrigens ist die Erfindung des „Fremden“ auch nicht einmal original. Im „Gesicht Christi“ hat Kretzer schon ein wirklich ergreifendes und bedeutsames Vorbild geliefert.

Max Lorenz.

Drei Menschen. Roman von Maxim Gorki. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Russischen von Aug. Scholz. Zweite Auflage. Berlin 1892, Bruno Cassirer.

Der Roman hat mich enttäuscht. Ich kenne keine schwächere Arbeit Gorkis. Der Verfasser steht ganz im Banne des „Raskolnikow“. Da nun aber bei der Lektüre der „Drei Menschen“ auch der Leser immer mehr im Banne Dostojewskis als Gorkis steht, ist deshalb schon kein reiner und einheitlicher Genuß möglich. Daß auch in Gorkis Buch vieles von eigenartiger Schönheit und selbständiger Bedeutung ist, soll keineswegs bestritten werden. Max Lorenz.

Im Reiche der Ausgestoßenen. Aus den Memoiren eines sibirischen Sträflings von L. Melschin. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden.

Im Banne Dostojewskis steht auch dieses Buch, das bewußt nach dem Muster der „Memoiren aus einem Todtenhause“ geschrieben ist. Seine besondere Berechtigung hat es aber doch darin, daß der Autor ähnliche Verhältnisse auf Grund gleicher persönlicher Erlebnisse schildert. Wenn eben

zwei — Dostojewski und dieser „Sträfling“ — dasselbe erleben, haben sie auch ein natürliches Recht, über dasselbe zu schreiben. In der literarischen und psychischen Physiognomie unterscheiden sich die beiden Werke durchaus von einander. Dostojewski ist der in äußerste Abgründe blickende, geniale Pessimist. Der „Sträfling“ ist liberaler Ethiker. Ich persönlich liebe diese Spezies nicht im Mindesten. Hier aber muß ich doch meine tiefste Achtung erklären vor einem solchen Genie der Güte, wie es dem „Sträfling“ zu eigen ist.

Max Lorenz.

Pantheon=Ausgabe. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902. Goethes „Faust“, Erster Theil; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Dr. Otto Pniower. Kleists „Michael Kohlhaas“; Textrevision von Dr. Otto Pniower, Einleitung von Professor Erich Schmidt. Shakespeares „Sommernachtstraum“, in der Uebersetzung von Schlegel; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Professor Gregor Sarrazin.

Die mit diesen drei Bändchen glücklich eingeleitete Pantheon=Ausgabe will ihr „Theil dazu beitragen, daß dasjenige, was wirklich und giltig zum Ausdruck der Menschheit geworden ist, unmittelbar auch zu ihrem, insbesondere zu des deutschen Volkes Besitz werde ... Das Prinzip, nach welchem ihre Form festgestellt wurde, ist: Büchlein herauszugeben, die nicht in einer Bibliothek verschlossen sein wollen. Der Leser soll sie auf der Reise, auf Spaziergängen, in Stunden feiertäglicher Muße bequem und mit Vergnügen benutzen können. Daher das handliche Format, der biegsame Lederband, der lare Druck“. Diesen Zeilen des Prospekts habe ich nur noch das Urtheil hinzuzufügen: Nichts Erfreulicheres ist seit längerer Zeit auf den Literaturmarkt gekommen, und nichts entspricht nach Inhalt und Form so sehr meinem persönlichen Geschmack. Zu wünschen wäre es indeß, daß der Prospekt zugleich eine Anzeige der weiter in Aussicht genommenen Werke enthalten hätte, die meiner Meinung nach möglichst schnell aufeinander folgen müßten, so daß dann wirklich eine kleine Pantheon=Bibliothek in der Oeffentlichkeit steht. — Der Preis von 2 Mk. für das Bändchen ist als billig zu bezeichnen.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Königliches Schauspielhaus: König Richard der Dritte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakspere, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel.

Deutsches Theater: Der rothe Hahn. Tragikomödie in vier Akten von Gerhart Hauptmann.

Berliner Theater: Alt-Heidelberg. Schauspiel in fünf Akten von Wilhelm Meyer-Foerster.

Nicht allein die Wittwe Anna am offenen Sarge ihres ermordeten prinzlichen Gemahls zwingt Richard, Herzog von Gloster mit „Basiliskenblick“. Auch andere, fernab von ihm und seiner Zeit Stehende zieht er immer von Neuem in seinen Bannkreis, alle die Kritiker, die immer wieder versuchen, dieser räthselvoll unmenschlichen Gestalt Herr zu werden. Auch mir sei es hier vergönnt, in Kürze wenigstens ein paar Gesichtspunkte zu des Räthsels Lösung zu markiren. Ich stelle drei Fragen zur Antwort, die drei Hauptfragen, die zu stellen sind, die Fragen nach dem Urgrund seines Wesens, der Ursache seiner Erfolge und dem Grund seines Falles.

In einem geistreichen Aufsatz, der im Februar 1897 in diesen Jahrbüchern erschienen ist, hat A. Brausewetter Richard's Wesen aus zwei Grundursachen zu entwickeln gesucht: aus dämonischer Häßlichkeit und dämonischer Größe. Ich möchte mir allein die dämonische Größe zu eigen machen. Es bleibt nur die Frage, was darunter zu verstehen sei.

Der Mensch setzt sich aus Gut und Böse zusammen, Gott und Teufel ringen in ihm. Im Genie sind die widerstreitenden Kräfte entbunden — wie Magnetismus im Magneten entbunden ist, gegenüber dem anderen nur latent magnetischen Eisen. Gut und Böse sind ins Bewußtsein erhoben. Individualwille und Weltseele streiten mit einander. Die überwiegende „Weltseele“ bedingt das Genie mit der Richtung zum Heiligen und dem Drang zur Betrachtung. Der überwiegende Individualwille charakterisirt das dämonische Genie mit der Leidenschaft zur That. Denkbar ist ein so völliges Zurücktreten der Weltseele, des Göttlichen, daß nur der Individualwille zurückbleibt, als das Ich, das ausschließlich Willen ist. Solch ein in höchster Potenz gedachtes Ich ist der vollkommenste, der ideale Dämon. Das trifft auf Richard den Dritten zu.

Ich lege gar keinen Werth auf das philosophisch Stichhaltige oder gar Exakte dieser meiner Darlegung. Ich will nur ein Bild geben für einen psychologischen Zustand, der wiederholt so seit Menschengedenken in den Völkern empfunden ist. Der griechische Dämon, der Teufel gegenüber Gott, Judas gegenüber Jesus, die Elementargeister und Elementarkräfte — sie sind alle solcher Art und so am ehesten begrifflich und bildlich zu fassen. Sie sind alle böse, Widersacher Gottes, Feinde und Zerstörer der Menschen. Sie sind alle der Ausdruck des Individualitätsprinzips, des reinen Individuums, das eine Welt für sich, das die Welt sein will, in Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung, die in ihrem Prozeß alles Individuelle einem Höheren, Uebergeordneten zu entwickelterer Vollkommenheit sich einzufügen bestimmt hat.

Die Welt der Dämonen, als Gegensatz zur göttlichen Weltordnung, muß sich auch äußerlich anders charakterisiren. Das Wesen der Gotteswelt ist Harmonie; die dämonische Welt ist voll Disharmonie. Sie ist häßlich. So ist denn auch in der That Richard — wie Brausewetter es ausdrückt — von dämonischer Häßlichkeit. Keins seiner Glieder paßt zum andern, nicht Beine, Arme, Schultern, Augen; denn er hinkt, hat einen verdorrten Arm, einen Buckel und schielt. Dadurch daß nun aber alle Theile zu einander in Widerspruch und Ungleichheit stehen, ist für das Ganze dieser Widerspruch geradezu als Regel durchgeführt, als Harmonie der Disharmonie. Das ist aber wieder eine Art Schönheit, keine göttliche, beruhigende Schönheit, sondern eine erregende, fascinirende, die nicht die Seele erhebt, wohl aber die Sinne bestrickt. Ein Mensch kann in der That so häßlich sein, daß er schon gar nicht mehr häßlich ist. Richards dämonische Häßlichkeit ist meiner Darlegung nach nicht ein Grundzug seines Wesens, der seinen Charakter bestimmt, sondern der zugehörige Ausdruck seines Wesens, der Leib seiner Seele. Diese dämonische Häßlichkeit kann geradezu wieder als Schönheit aufgefaßt werden, im Lichte des Humors. So faßt sie im Grunde Richard selber auf. Man glaube doch nicht, daß er in seinen Selbstschilderungen sich etwa den Abscheu gegen sich selbst vom Herzen reden oder die Häßlichkeit als ein Motiv seines Handelns und seiner Bosheit darlegen will. Hinter seinen Selbstschilderungen steckt eigentlich immer der Sinn: mögt ihr Alle mich häßlich finden; ihr versteht mich nur nicht und meine persönliche, nur mir gehörige Schönheit!

Ein idealer Dämon also ist Richard mit dem einzigen Willen zur That. Wie handelt er nun und mit welchen Erfolgen? Welches ist sein Verhältniß zu den Menschen? Damit komme ich zu dem Punkt, der für Richards Schicksal, Thun und Treiben, entscheidend ist. Zweierlei ist festzustellen und zu begreifen: seine Menschenkenntniß und seine Menschenverachtung. Was heißt denn Menschenkenntniß eigentlich und wie kann sie möglich werden? Im Grunde nur dadurch, daß einer dem andern mehr oder weniger gleich ist, daß gleiche Seelen in gleichen

Tönen aneinanderschlagen. Was ich nicht bin, begreife ich auch nicht. Menschenkenntniß setzt also das Gleichsein, das sich im andern Wiederfinden voraus. Gleich sind alle Menschen insofern, als Göttliches in ihnen ist. Das Göttliche ist eins und immer dasselbe. Es im Menschen herauszufinden, ist nicht besonders interessant und nicht besonders schwer. Jeder Mensch findet schließlich an jedem anderen Menschen irgend etwas Gutes. Menschenkenntnis im besonderen und engeren Sinne heißt darum auch, die besondere Nuance nicht des Gottmenschen, sondern des Individuums, herausfinden. Als Individuen nuancieren sich die Menschen, sind sie einander ähnlich und unähnlich. Das Individuelle aber ist das Thierische im Menschen, das Elementare, das Gottfremde, das „Böse". Ich darf mich da vielleicht auch auf die hohe Autorität Kuno Fischers berufen, der in der Einleitung seiner geistreichen Schrift über Richard III. den Gedanken ausspricht: „Das Geheimniß des Bösen ist eines mit dem Geheimnisse der menschlichen Individualität in der Grundrichtung ihres Willens." Merkwürdiger Weise aber und leider nutzt Kuno Fischer in seiner weiteren Darlegung diesen Gedanken nicht aus. Als Individuen sind wir Diener und Werkzeuge des Teufels, des Geistes der Zerstörung. Da das Individuum eine Welt für sich bedeutet, so müssen natürlich diese tausend individuellen Welten des Anders- und Für-sich-seins einander abstoßen. Die Individuen hassen sich, bekämpfen sich, trachten nach gegenseitiger Vernichtung, verachten sich gegenseitig. Als Individuen hassen wir uns alle. Nur als Gottmenschen lieben wir uns und vereinigen uns in gleichem Ziel in der Richtung auf Gott. Daß wir als Individuen im Kampf mit einander liegen und daß wir als Gottmenschen doch bewußt oder unbewußt, willig oder unwillig gleichem Ziele anstreben, nach Erlösung ringen — das ist das Bewegungs- und Entwickelungsgesetz der Menschenwelt. Das stärkere Individuum wird immer das schwächere durchschauen, innerlich mitempfinden, erkennen, dann durch Mitempfinden und Erkennen sich dienstbar machen, gebrauchen, überwältigen und vernichten. Das alles findet sich in der Erfahrung bestetigt. Wer sind in Wahrheit die großen Menschenkenner? Es sind nicht die edlen und milden Menschen mit der Güte des Herzens und der milden Fähigkeit zu liebevollem Vergeben. Es sind immer die Männer der That gewesen, besonders die Staatsmänner, die sich am besten auf die Menschenkreatur verstanden haben. Ich brauche garkeine Beispiele anführen; jedem fallen die Namen sofort ein. Und diese Staatsmänner sind immer elementare Naturen gewesen, Dämonen. Mit ihrer Menschenkenntniß ist ausnahmslos Menschenhaß und Menschenverachtung verbunden gewesen. Und sie haben ihre Menschenkenntniß immer dazu benutzt, die anderen sich dienstbar zu machen, in den Dienst ihrer „tiefversteckten Zwecke" zu spannen. Das stärkere Individium enthält immer das schwächere in sich, als einen Theil seines Wesens. Und das hoch über das Mittelmaß ragende Wesen birgt in sich eine ganze Welt von

Menschen und spielt mit ihnen, indem es ihnen scheinbar „gerecht“ wird, sie „versteht“ und im Verstehen ausnutzt, überwältigt und vernichtet.

So verhält es sich mit Richard III. und seiner Art, mit den Menschen zu verkehren. Er kennt sie alle, diese Männer und Frauen; er durchschaut sie alle, diese Mörder und Ehebrecher, Lügner und Heuchler, weil er sie sozusagen alle in sich trägt; und er, der ideale und geniale Dämon ist ihnen allen überlegen. Er ist die reifste und vollkommenste Frucht jener schrecklichen, alle göttliche und soziale Ordnung sprengenden Kämpfe der weißen und der rothen Rose. Und als solche voll gereifte Frucht schließt er die anderen alle wieder wie Samenkerne in sich, als Theile seines Wesens.

Dieses sein Wesen bestimmt nun auch die Art seines Handelns, die Manier, mit Menschen umzugehen. Nicht durch Lüge und Heuchelei täuscht er die Menschen, um dann die Getäuschten mit gemeiner Hinterlist zu beseitigen. So verhält es sich vielmehr: wenn ein Mensch vor Richard tritt, so weckt der in Richards Seele sogleich die verwandten Saiten, so daß sie erklingen; und das giebt einen guten, einen gleichen Klang. Mit jedem versteht Richard in seiner Sprache zu reden, weil er jeden in sich trägt. Der Dämon Richard hat in seiner Welt des Bösen gewissermaßen die schöpferische Fähigkeit und Freiheit, jeden beliebigen Schurken aus sich heraus zu erzeugen. Er hat darum auch die Möglichkeit, jedem beliebigen an ihn herantretenden Schurken gewachsen zu sein. Nun hat es aber zunächst und in der Hauptsache Richard nur mit Schurken zu thun, was auch schon Brausewetter sehr mit Recht in seinem anfangs erwähnten Aufsatz bemerkt hat. Es folgt also aus der innersten Natur Richards, daß er mit allen diesen Menschen fertig wird; und es ergiebt sich aus derselben innersten Natur auch, wie er mit ihnen fertig wird. Er heuchelt nie, d. h. er verstellt sich nie; er dient nur immer mit gleicher Münze. Jeder findet in Richard sich selbst, seine eigene Schurkenhaftigkeit. Und indem jeder an Richard zu Grunde geht, indem er so gut von Richard „begriffen“ wird, geht im letzten Grunde jeder an sich selbst zu Grunde. Das ist der „tragische Witz“ im Schicksal aller dieser hingemordeten Personen, das ist der grauenvolle Humor des Schicksals. Und dieser Witz und Humor finden auch immer ihren sichtbaren oder vielmehr hörbaren Ausdruck: sobald nämlich Richard wieder einen beseitigt hat, giebt er meistentheils mit teuflischem Humor monologisch der Situation ihren klaren, zutreffenden Ausdruck. Man könnte sehr wohl dieser ganzen Tragödie ersten Theil — d. h. bis zum Umschwung in Richards Wesen und Schicksal — als eine dämonische Humoreske bezeichnen, als einen Witz des Teufels.

Meine Darlegung löst mit einem Schlage viel erörterte Fragen, wie z. B. die nach der Möglichkeit, um Anna am offenen Sarge des gemordeten Gemahls erfolgreich werben zu können. Meine Darlegung und Auffassung aber löst auch ein anderes Problem. Es ist immer die große Schwierigkeit empfunden worden, die unmenschlichen Greuelthaten Richards

menschlich ertragen zu können, nicht nur vor deren „Gräßlichkeit" zu schaudern, sondern auch eine Art Genugthuung dabei zu verspüren. Die Lösung ist doch sehr einfach. Wenn Richard Jedem giebt, was ihm von Rechts wegen zukommt, wenn Richard Jedem sein Spiegelbild vorhält, wenn Jeder in Richard sich selbst wiederfindet und Jeder eigentlich an sich zu Grunde geht — wie vorher ausgeführt ist — dann wirkt dieser Parallelismus geradezu harmonisch und jeder Mord ist garnicht nur im eigentlichen Sinne ein Mord, sondern eine Hinrichtung von Rechts wegen, wobei Richard die Rolle des vom Schicksal angestellten Henkers spielt. Zugleich gerecht — im Sinne einer objektiven Weltgerechtigkeit — handelt Richard und — als Henker — grauenvoll. Aber nicht nur eine ewige Weltgerechtigkeit manifestirt sich den einzelnen gemordeten Individuen gegenüber, sondern auch dem Hause York wird sein historisches Recht, indem es an seinem vornehmsten Produkt, an seiner reifsten Frucht, an seiner „idealen" Verkörperung — in Richard — auf der Höhe seiner „Vollkommenheit" zu Grunde geht.

Es bleibt nur noch die letzte Frage: Soll Richard endgiltig triumphiren und soll damit der Teufel als Herr der Welt bejaht werden? Und wenn das nicht geschehen soll — wie wird es denn menschenmöglich sein, den Dämon Richard zu vernichten.

Ich halte es für falsch und flach in jeder Beziehung, Richard schließlich an seinem „Gewissen" zu Grunde gehen zu lassen. Wenn der liebe Gott dem Richard ein Gewissen von vornherein gegeben hätte, hätte er ihm auch schon ein so starkes geben sollen, daß es zu jenen Greuelthaten garnicht erst gekommen wäre.

Welches ist der Moment im Drama, in dem Richard nicht mehr ganz er selbst ist und „niederzugehen" beginnt? Es ist die zweite Szene des vierten Aufzugs. Richards erster Fehler ist die falsche Behandlung seines bisherigen Vertrauten Buckingham, der seinen Lohn verlangt. Aus zwei Gründen behandelt ihn Richard im Augenbick falsch: Buckingham ist nicht sofort bereit gewesen, die beiden kleinen Prinzen zu tödten, weswegen sich Richard über ihn ärgert; außerdem hat Richard eben die Nachricht erhalten, daß Dorset zu Richmond geflohen ist. Richmond ist damit zum ersten Mal in den Kreis Richard's getreten. Und Richmond will Richard fortan nicht mehr aus dem Sinn. Aus Aerger und aus Zerstreutheit behandelt Richard den Buckingham mit so unvorsichtiger Uebellaune. Der Grund dieses Aergers und dieser Zerstreutheit sind die kleinen Prinzen und Richmond. An den kleinen Prinzen und an Richmond entscheidet sich Richards Schicksal.

Die kleinen Prinzen sind — wie auch Brausewetter meint — unter den von Richard Gemordeten einzig und allein ganz frei von Schuld. Mit der Absicht, sie ermorden zu lassen, tritt darum Richard zum ersten Mal aus den Grenzen seines Reiches — das vom Bösen beherrscht wird — und greift in die Sphäre Gottes. Daß Richard die Prinzen als den

letzten Stein des Anstoßes beseitigen muß, liegt in der Logik seines Charakters und seiner Thaten. Indem er sie aber ermordet, hört er zugleich auch auf, Werkzeug zu sein, und wird objektiv schuldig. An dieser Stelle eigentlich erst wird Richard tragische Person, während er bisher der Held einer dämonischen Humoreske gewesen ist. Oder auch: jetzt beginnt die Tragödie Richards III., während bisher nur die Tragödie des Hauses York gespielt hat. Genau in der Minute aber, in der sich Richard an den unschuldigen Kindern vergeht, tritt sofort „Gottes Kind" als Rächer in den Kreis Richards in der Person Richmonds, zu dem — wie Richard gemeldet wird — Dorset geflohen ist. Nun muß man natürlich einwenden: hier greift ja Gott wie ein deus ex machina ein, indem er Richmond sendet. Gewiß — und ich wäre am ersten geneigt, solche äußerliche und mechanische Weltgerechtigkeit zu verurtheilen. Wir verlangen und brauchen doch einen inneren Grund, wir wollen eine psychologische Kausalität, weswegen Richard aus seinem eigenen Wesen heraus an Richmond zerschellen muß.

Diese Kausalität ist vorhanden und mit Leichtigkeit der Logik meiner bisherigen Interpretation einzureihen. Wer und was ist denn dieser Richmond eigentlich, der den gewaltigen Richard zu Fall bringt? Shakspere charakterisirt ihn nur durch einen einzigen Zug, durch seine Frömmigkeit. Er hat ein unbedingtes Gottvertrauen; das leitet und erhält ihn. Er fühlt sich so recht und nur als eines gewaltigen und guten Gottes gehorsames Kind. Er ist die personifizirte Güte. Wie muß er auf den teuflischen Dämon Richard wirken? Der kann ihn gar nicht begreifen. Er ist ihm ein Wesen aus einer anderen Welt. Aus einer „anderen" Welt? Ja, giebt es denn noch eine „andere" Welt? — muß sich Richard doch verwundert fragen. Denn er — Richard — ist doch der Herr „der" Welt, und diese Welt ist die des Bösen, die Welt, die Richard so genau bis in die geheimsten Tiefen erfaßt hat, weil er sie in sich trägt. Indem nun aber diese andere Welt vor Richard tritt, indem eins zu zwei wird, tritt der „Zweifel" in Richards Seele und mit dem Zweifel die „Zerstreutheit". Aus dieser Zerstreutheit heraus behandelt er, der große Menschenkenner, seinen „Freund" Buckingham falsch und aus eben derselben aus dem Zweifel resultirenden Gebrochenheit seines Wesens begeht er sofort — immer in derselben Szene — einen zweiten Irrthum; er will bei Elisabeth um deren Tochter freien. Er hält seinen Erfolg für möglich, weil ihm der Blick schon getrübt ist. In Wahrheit wird die Werbung nachher ein Mißerfolg, wobei er nicht nur der Abgewiesene, sondern sogar der Getäuschte bleibt. In Richard's Seele also ist der Zweifel getreten. Dieser Zweifel vermag selbstverständlich nicht den Glauben an jene „andere" gute Welt in Richard zu erzeugen. Zu solchem Glauben fehlt ihm jedes Organ. Wohl aber erzeugt jener Zweifel in Richard ein Surrogat des Glaubens, den Aberglauben.

> Richmond! — Ich war letzthin in Exeter,
> Da wies der Schulz verbindlich mir das Schloß
> Und nannt' es Rougemont; bei dem Namen stutzt' ich,
> Weil mir ein Bard' aus Irland einst gesagt,
> Nicht lange lebt' ich, wenn ich Richmond sähe.

Man glaube doch nicht, daß er „letzhin" wirklich „stutzig" geworden ist. Er wird sich der Prophezeiung bestenfalls erinnert haben, aber mit Gleichgiltigkeit, mit Lachen. Jetzt erst wird er stutzig, da Richmond aktiv in seinen Kreis tritt. Wenn er sich jetzt einbildet, schon damals gestutzt zu haben, so ist das wieder ein klares Zeichen seiner jetzigen inneren Unsicherheit und Verworrenheit.

Alle diese Dinge stehen in einer einzigen kleinen Szene des Dramas, in der zweiten Szene des vierten Aufzugs. Nirgends in der Weltliteratur ist eine Szene mit mehr Genie geschrieben worden, als diese. Sie reißt zu einer Bewunderung hin, die den Athem raubt. Diese Szene ist die wichtigste des Dramas und enthält den Schlüssel zum Verständniß des Ganzen. Sie giebt die Peripetie im Schicksal Richards und bedeutet den Umschlag des Dramas von der mit dämonischem Humor erfüllten gigantischen Groteske zur Tragödie.

Der Zweifel kann Richard natürlich nicht mehr verlassen. Er muß stärker werden, je näher Richmond rückt. Seinen Höhepunkt erreicht er, als die beiden Heerlager am Vorabend der Schlacht einander gegenüberliegen. So kommt es zu der berühmten Traumszene. Es ist grundfalsch, in „Richard III." die Tragödie des „sieghaft vorschreitenden Gewissens" zu sehen und anzunehmen, daß das Gewissen von Anbeginn in Richard, wenn auch schlummernd, läge und jetzt — in der Traumszene — zum vollsten Ausbruch und Sieg käme. Ein schlummerndes Gewissen wird nicht in Richard geweckt, sondern das Gewissen wird in ihm erzeugt, erzeugt sich in ihm, durch den Zweifel. Der Fall Richards steht in polarem Gegensatz — also auch in innerer Einheit — zu dem Fall Adams und Evas im Paradiese. Die waren „im Stande der Unschuld", im Bannkreis Gottes und des absoluten Guten und wußten darum nichts von Gut und Böse. Erst als der Zweifel sie traf, wußten sie um das Böse und damit erst erhielten sie ein Gewissen. Auch Richard ist „im Stande der Unschuld", weil er — der ideale Dämon und absolute Bösewicht — nichts von einem Guten weiß. Erst als das Gute als das „Andere" den vermeintlich geschlossenen Kreis seiner Welt schneidet, muß sich der Zweifel in ihm regen und der erzeugt das Gewissen. Wenn Richmond nicht als der unbegreifliche, aber handelnde und fühlbare Vertreter der anderen Welt käme, würde sich nie im Leben Richards Gewissen regen. Dafür, daß nicht Richards Unthaten in ihm in einer Periode der Abspannung das nur schlummernde Gewissen wecken, sondern daß Richmond als Vertreter Gottes das Gewissen in Richard erzeugt, spricht auch Shakespeares

Darstellung der Traumszene selber. Der Dichter verlangt, daß die Geister „zwischen den beiden Zelten" auftauchen und von derselben Stelle aus fluchen und segnen. Also müssen die Zelte nahe aneinander liegen. Also muß Richard Richmonds Nähe ganz deutlich spüren, sich immer mehr von der anderen Welt überzeugen, also nicht nur stärker an der einzigen Berechtigung seiner Welt zweifeln, sondern schon daran verzweifeln. So kommt denn das Gewissen in ihm zu Stande.

Wie eine Rebellion der Hölle gegen das Recht des Himmels gestaltet sich schließlich Richards letzter Kampf. Das ihm in letzter Nacht erschaffene Gewissen giebt ihm die Kenntniß von Gut und Böse. Jetzt will und muß er im elementaren Lebenstrieb mit Bewußtsein gegen das Gute kämpfen, in der Absicht, das Böse wissentlich zum Prinzip der Welt zu erheben. Jetzt wird er erst so recht der Teufel, der gegen Gott streitet, während er vorher nur der naive Bösewicht gewesen ist und als solcher unbewußt Gottes Werkzeug und Geißel. Von Anbeginn ist er „gewillt" gewesen, „ein Bösewicht zu werden". Was hat man nicht um diesen ersten Monolog herumgestritten! Und die Sache ist so einfach! Den „Willen" spricht er aus, nachdem er sein Wesen und Aussehen charakterisirt hat. Sein Wesen ist aber Wille, das Gefäß des „Willens" ist das „Individuum" und das individuelle Prinzip ist das Böse. Das habe ich Alles am Anfang auseinandergesetzt. Wenn Richard nun gewillt ist, ein Bösewicht zu werden, ist das gar keine Dokumentirung „freier Wahl", sondern Naturtrieb, „Wille" im Sinne Schopenhauer's. Die Entwickelung des Bösen vom Willen zur Vorstellung — das ist in Wahrheit der Inhalt der Richard-Tragödie.

Und daß Shakspere das so gemeint hat — nicht etwa mit Bewußtsein und kluger Ueberlegung; denn Dichter wie Shakspere „wissen" nichts — daß Shakspere das instinktiv hat zum Ausdruck bringen wollen, beweist er durch Richards letztes Verlangen, als auf der Höhe des Verzweiflungskampfes der gellende Ruf uns schmetternd ins Ohr schreit, zweimal, daß wir's nur ja recht fest uns einprägen:

„Ein Pferd! ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!"

Ein Pferd sieht Richard als seine letzte Rettung an, nicht um zu fliehen, sondern um die Schlacht zu gewinnen. Dies Pferd ist hier einerseits — realiter — gewiß Schlachtroß. Aber andererseits — der Idee nach — spielt es eine mystische und symbolische Rolle. Es tritt mit dem Schlachtruf nicht zum ersten Mal auf. Schon in jener wilden Traumszene vor der Schlacht hat Richard gerufen:

„Ein anderes Pferd! Verbindet meine Wunden!"

Sicherlich also kommt diesem Pferd, das Richard im Traum und Wachen beschäftigt, ein tiefer Sinn zu. Wenn der Dämon Richard sich noch durch die „Elementar"-Kraft des Thieres verstärken könnte, dann

könnte er dadurch ersetzen und sogar vermehren, was ihm an Kräften durch den Zweifel und Zwiespalt abgegangen ist. Auf dem Pferde wohl könnte er der rechte und reine Teufel sein, der Teufel mit den Pferdefüßen, der in höllischer Kraft wissenden Geistes das Prinzip des Bösen den Menschen als Weltgesetz aufzuzwingen „gewillt" ist.

Einem Werke gegenüber wie es diese Tragödie Shakspere's ist, kann man schließlich seine Grund- und Schlußstimmung nur in der staunenden Kinderfrage an den Dichter Ausdruck geben, die die Menschen Homer's öfter an diesen oder jenen voll scheuer Demuth und zagender Zutraulichkeit stellen: „Lieber, das gab dir gewiß ein Gott ein?"

In der durch vorzügliches Zusammenspiel als Ganzes zu rühmenden Aufführung des Schauspielhauses gab Herr Pohl einen Richard, der den dämonischen Humor der gigantischen Groteske des ersten Theils ganz im Sinne meiner dargelegten Auffassung mit Geist und Verständniß zum Ausdruck brachte, dann aber die höllische Erhabenheit in der eigentlichen Richard-Tragödie vermissen ließ.

* * *

Meine Auseinandersetzung über Richard den Dritten war bereits für das vorige Heft geschrieben, wurde aber für dieses zurückgestellt. Nun trifft es sich gut, daß ich gleich hinterher über Hauptmanns neuestes Werk zu schreiben habe. Da werden die Abstände und Unterschiede sich so recht deutlich und ganz von selbst markiren. Und es handelt sich dabei um die tiefinnersten Unterschiede zweier Welten, die so gut wie nichts mit einander gemein haben.

Hauptmann hat mit seiner Tragikomödie bei Publikum und Kritik einen glatten, nirgends bestrittenen Abfall erlitten. Von der Bühne ging — trotz trefflicher Darstellung — so gut wie gar keine Wirkung aus. Nach dem bloßen Theatereindruck müßte die Kritik eine scharf verurtheilende Entscheidung fällen. Auch „Schluck und Jau" wirkte gar nicht von der Bühne aus. Und ohne Eindruck ging im „Michael Kramer" der vielleicht entscheidende Akt, der im Wirthshaus spielt, an den Zuschauern vorüber. Nun aber habe ich mit den letzten Hauptmannschen Dichtungen immer ein und dasselbe merkwürdige Erlebniß gehabt. Aus der Aufführung ging ich — wie viele Andere — unbefriedigt und, wegen der enttäuschten Hoffnungen, geradezu erzürnt hinweg. Eine Zeit darauf aber, wenn ich mir die Einzelheiten der Aufführung längst aus dem Kopf geschlagen habe, stellen sich mir ganz wenige ergreifende Bilder und Szenen vor Augen, die mir eigentlich erst den Sinn und das Wesen Hauptmannscher Kunstübung und Weltanschauung erschließen. Genau so geht es mir auch ganz unbewußt mit dem „rothen Hahn". Von dem ganzen Stück sind es zwei Momente, die sich mir mit der Kraft von Zwangsvorstellungen erschütternd in die Seele drängen und mir das Herz ergreifen.

Das eine Moment ist dies und ich lege damit auf eine Gestalt entschieden Werth, die von der ganzen Kritik völlig bei Seite geschoben worden ist. In dem Stück kommt ein blödsinniger, etwa fünfzehnjähriger Knabe vor, Gustav, der Sohn eines heruntergekommenen Gensdarms a. D. Hauptmann bezeichnet im Personenverzeichniß diesen Gustav als „imbecil". Dieser Imbecile wirkte auf der Bühne unsäglich peinlich und abstoßend. Ich stimme darin ganz dem Urtheil des „Vorwärts"-Referenten, des Dr. Conrad Schmidt, bei. Nun aber stellt sich mir in der Erinnerung dieser Gustav als die ergreifendste Gestalt, ja geradezu als so etwas vor Augen, das den tiefsten und letzten Sinn des Ganzen zu verkörpern hätte. Und zwar ist es diese bestimmte Situation, in der befindlich der schwachsinnige Knabe von seinem Vater geschildert wird: „Und wie er all neulich is durchjebrennt — det is er, von Dalldorf uff Tegel, Frau Meestern — denn hat er sich vor de Kirche jesetzt, wo er immer thut so uff de Jlocken abwarten, und hat wieder stockstille uff't Läuten jepaßt. Da soll'n Se den Jungen ma sehn bei, Meestern, wo det ieber sein Jesichte spielt. Det is wat. Er kann et bloß all nich so ausquetschen, wo unsereener det ausquetschen thut." Dieses Bild: der Blödsinnige auf die in himmlischer Höhe schwingenden und klingenden Glocken lauschend, als ob sein schwacher Kopf daraus das Geheimniß des dunklen Lebens erfahren könnte — ergreift mich mit eindringendster Gewalt. Ich fühle ganz deutlich, daß mit diesem Bilde ein doppeltes Symbol gegeben ist. Stehen wir Menschen mit unseren suchenden Seelen nicht alle dem Geheimniß der Welt und des Lebens im Zustand der Imbecilität gegenüber? Sind wir im Verhältniß zu den himmlischen Heerschaaren etwa, die Gott von Angesicht zu Angesicht erkennen, nicht alle schwachsinnig? Das ist das allgemein Menschliche, das in der Gestalt Gustavs zum Ausdruck gebracht ist. Dazu kommt nun aber noch etwas Persönliches, das den Dichter Hauptmann im Besonderen angeht. Anschauung, hingebende starre und staunende Anschauung ist das Grundwesen des spezifisch naturalistischen Künstlers. Und ganz besonders die Art Hauptmannschen Kunstschaffens geht meiner Ueberzeugung nach vom ruhigen, bewegungslosen Schauen von Bildern und Gestalten aus, woraus sich das Undramatische dieser Bühnenwerke erklärt. Hauptmann sieht wie ein Bildhauer. Ein Bildhauer aber gelangt aus dem Anschauen der äußeren Formen zu der Empfindung und Ahnung des innersten, seelischen Wesens der darzustellenden Menschen. Ein Dichter dagegen vermag das innerste Seelengeheimniß seiner Menschen zu enthüllen. Wie begreiflich macht uns Shakspere so komplizirte Gestalten wie Richard oder Hamlet! Wie unklar bleiben bei Hauptmann etwa die beiden Kramer, Vater und Sohn, wenn der Kritiker nicht geradezu als überlegener Psychologe die Intentionen des Dichters erst zu offenbaren und zu erklären vermag! Diese letzte und höchste Dichtergabe, über das bloße Ahnen und dunkle Empfinden des menschlichen Seelengeheimnisses

zu dessen vollem Erfassen gelangen zu können, fehlt Hauptmann. Im Verhältniß zu Shakspere etwa ist er imbecil. Aus diesem Mangel erklärt sich auch — neben anderen Gründen — die für Hauptmann gegebene Nothwendigkeit, in der Mehrzahl der Fälle Gestalten aus der Welt darzustellen, die da leiblich oder geistig arm sind und deren Wesen verhältnißmäßig bald begriffen ist. Einen intellektuell hochstehenden Charakter in umfassendster Weise restlos klarzustellen, ist Hauptmann eigentlich nie geglückt, selbst im Kollegen Crampton nicht! Im „Rothen Hahn" ist die einzige Intelligenz, ein Dr. Boxer, geradezu kläglich mißlungen. Ich möchte also der Gestalt des imbecilen Gustav die symbolische Deutung geben, daß sie einmal die ahnungsvolle Stellung der Menschenseele gegenüber dem für das Wissen unfaßbaren Welt- und Lebensgeheimniß verkörpert, dann aber auch der Tragik des spezifisch Hauptmannschen Kunstschaffens Ausdruck giebt. Nur darf man unter keinen Umständen glauben, daß der Dichter diese Gestalt mit Bewußtsein zum Träger eines Symbols gemacht hat. Die Gestalt hat zunächst an und für sich realistische Bedeutung! Ihr symbolischer Sinn ergiebt sich ohne jede bewußte Absicht ganz von selbst und nur nebenbei, und gerade dieses „wie von selbst" erzeugt einen so ungemein starken und ergreifenden Eindruck.

Dieser imbecile Gustav ist die einzige Person des Dramas, die einen tieferen Sinn des Lebens ahnt oder wenigstens zu ahnen strebt. In dieses Schwachsinnigen Seele hat sich in einer Welt der Bösen und Dummen der Tiefsinn des Lebens geflüchtet und verleiht ihr eine innere Seligkeit. Selig sind, die da geistig arm sind. Aber im Narrenspiel des Lebens fügt es sich, daß die Dummheit — verkörpert im Amtsvorsteher Wehrhahn — den Tiefsinn ins Irrenhaus sperrt wegen eines Verbrechens, das die unentdeckte Bosheit — verkörpert in der Frau Fielitz-Wolff — begangen hat. So ist Gustav der tragische „Held" in dieser närrischen Lebenskomödie und es ist zum Lachen und zum Weinen zugleich, wie er das Sündenschaf wird für die Verfehlungen, die Dummheit und Schlechtigkeit begehen.

In Hinsicht auf den innersten und tiefsten Gehalt der Dichtung wäre ich geneigt, diesen Gustav als die wichtigste Figur anzusehen. Für die äußeren Geschehnisse kommt indeß Frau Fielitz, verw. Wolff, an erster Stelle in Betracht. Wir haben es dort mit der famosen Frau Wolff aus dem „Biberpelz" zu thun. Die Tragikomödie „Der rothe Hahn" ist nämlich in so fern jener Komödie zweiter Theil, als Frau Wolffs weiteres Leben und schließliches Ende zur Darstellung gebracht wird. Frau Wolff verliert ihren ersten Mann und heirathet nach Jahren den Schuster Fielitz. Sie ist alt und grau geworden, aber noch immer bereit, auch im Konflikt mit dem Strafgesetzbuch das Glück zu korrigiren. Einen Unterschied aber haben die Jahre doch herbeigeführt. Ursprünglich beging sie ihre Strafthaten urwüchsig und naiv, mit Humor. Jetzt, im Alter, steht sie nicht ohne Sentimentalität dem Leben gegenüber und sündigt philo-

sophischer. Immer aber hat sie noch das gleiche Glück, daß der Amtsvorsteher auf ihre Ehrlichkeit schwört und daher nichts zu entdecken vermag, weder früher den Diebstahl, noch jetzt die Brandstiftung. Dies nun ist die Lebensweisheit der Frau Fielitz, verw. Wolff, die sie dem Vater Gustavs zum Besten giebt: „Tummheet regiert de Welt. Was sein mir: Sie, ich und mir alle zusamm'? Mir han uns mußt schinden und schuften durchs Leben, eener so gutt, wie der andere dahier. Nu etwa! Also! Mir wer'n woll Bescheid wissen. Wer ni mitmacht is faul, wer de mitmacht is schlecht. — — Ma hullt doch bloß all's aus'm Dreck raus. Unsereens muß jeden Dreck doch anfassen! Da heeszt's immer gutt sein. Wie fängt ma's of an? . . . Usbegehrt ha' ich, das is wahr. Nu ganz natierlich och! Ma will abens aus dam Matsche raus komm', wo mir alle uns rumbeißen thun mitsamm' . . . Raus! Fort! Meinswegen och hicher nuff!"

Der Frau Wolff gelingt es in der That, durch ihre Brandstiftung „hicher nuff" zu kommen und an Stelle einer alten Baracke ein modernes, großes Haus aus der Versicherungssumme aufzubauen. Im Moment aber, in dem das Haus fertig ist und nur noch ein rother Hahn als Wetterfahne aufgesetzt wird, bricht Frau Wolff todt zusammen. Sie kränkelte wohl etwas, ihr Tod wird aber vom Dichter garnicht so vorbereitet, daß der Zuschauer ihn erwarten könnte. Dieses „Ende" wirkte darum bei der Erstaufführung auch sehr verstimmend, weil es gewaltsam, undramatisch und unkünstlerisch erschien. Bei einigem Nachdenken aber sehe ich in dieser Gewaltsamkeit und in diesem Zufall doch eine Absicht und einen Sinn. Indem nämlich die Wolffin gerade in dem Moment stirbt, in dem ein Leben in ihrem Sinne erst beginnen sollte, wird der Unsinn als Gesetz des Lebens proklamirt. „Tummheet regiert die Welt", die Welt des gestrengen Herrn Amtsvorstehers und auch die des lieben Herrgotts. Das dumme Zufallsende der Wolffin ist ja auch nur eine Parallele zu dem Schicksal des „imbecilen" Gustav. Der wird, weil er nach Ansicht der im Dorf regierenden amtsvorsteherlichen Dummheit das Haus in Brand gesetzt hat, als „gemeingefährlich" einer Idiotenanstalt überwiesen. Und als die kluge Frau Wolff das Ziel ihres Strebens erreicht haben könnte, da fährt der „liebe Herrgott" mit seiner „Tummheet" dazwischen. Man darf in diesem plötzlichen Ende ganz selbstverständlich nicht etwa einen Akt göttlicher Gerechtigkeit und Strafe sehen. Dieser Hauptmannsche tragische Nihilismus kommt ganz ebenso in den „Webern" zum Ausdruck, wo zum Schluß der alte Hilse arbeitend und betend einer zufällig einschlagenden Kugel grundlos zum Opfer fällt.

Frau Wolff-Fielitz stirbt nicht, ohne daß auf ihr Wesen und Leben ein gewisser verklärender Schein fällt. Und hier komme ich auf das zweite Moment der Dichtung, das sich mir mit starker Nachhaltigkeit eingeprägt hat. Frau Fielitz stirbt nämlich, indem sie „in eigenthümlicher Weise mit beiden Händen hoch über sich greift" und die Worte spricht: „Ma langt . . . Ma

langt . . . Ma langt immer so." Dr. Boxer: „Nach was denn"? Frau Filitz: „Ma langt . . . ma langt nach was." Die Arme fallen ihr herunter, sie schweigt. Frau Fielitz sieht also im letzten Moment ihres Lebens irgendwie und irgendwo irgendwelche Hände nach irgendetwas langen. Nach etwas „langen", heißt aber schließlich leben. Leben ist „langen". Und Frau Fielitz hat tapfer gelangt. Gewiß kann man mit reinen Händen aus schuldloser Seele nach den goldenen Schätzen des Himmels „langen". Aber wer im „Dreck" ist, um mit Frau Fielitz zu reden? Wie soll der mit reinen Händen langen? Es ist da fast schon viel, wenn er nur überhaupt „langt", „aus dem Matsche raus zu kommen" und „hicher nuff" will. Daß diese Welt mit ihrer sozialen Ordnung vielfach so eingerichtet ist, daß man aus dem „Dreck" oft nur mit dem „Dreck" „hicher nuff" gelangen kann, ist traurig, aber nicht absolut unwahr. Ich theile die Weltanschauung der Frau Fielitz nicht, aber in Hinsicht auf die menschliche Schwäche und die Unzulänglichkeit gesellschaftlicher Ordnung begreife ich diese „Philosophie" immerhin. Und ich kann es nicht verhehlen, daß diese Frau Fielitz so etwas wie tragisches Mitleid erweckt, wenn man sich entschließen kann, für ein Weilchen vom Standpunkt des Moralisten und Strafrichters abzusehen. Ich kann übrigens der Frau Fielitz um so unbedenklicher ihr „Recht" werden lassen, als ich nachher noch Einwendungen prinzipieller Art gegen die in der Hauptmannschen Kunst zum Ausdruck gebrachte Weltanschauung zu machen haben werde.

Daß die Gestalten des Gustav und der Frau Fielitz geeignet sind, im Mittelpunkt einer bedeutungsvollen Tragikomödie zu stehen und daß diese Tragikomödie ein keineswegs geistloses und unwürdiges Werk ist, glaube ich dargethan zu haben. Allerdings ist mit jenen beiden Gestalten das tiefere und gehaltvollere Interesse an der Dichtung erschöpft. Die Art, wie Hauptmann äußere Vorgänge mit einander verknüpft und eine Handlung in Szene gesetzt hat, ist in diesem Werk mangelhafter denn je. Der Mangel liegt eben daran, daß Hauptmann zunächst Gestalten, vielleicht auch erst eine Gestalt in einer besonderen Situation schaut, um dann erst diese Gestalten auf recht gequälte und unbeholfene Weise in Bewegung zu setzen, damit überhaupt ein Werk für die Bühne herauskommt. Gerade dieses Stück giebt einen Beweis, wie sehr Hauptmann an das rein Bildliche gebunden ist. Er theilt dem Vater Gustavs außer diesem ältesten und imbecilen Sproß noch acht immer kleiner werdende Mädchen zu. Für die Handlung oder Charakteristik bedeuten diese Mädchen garnichts. Sie können ruhig fehlen. Sie müssen aber ein einziges Mal, hinter ihrem Vater aufmarschiren, um sich den Brand des Fielitzschen Hauses anzusehen. Der alte verkommene Gensdarm a. D. mit seinen acht kleinen Mädchen — das ist eben ein Bild, dem für Hauptmanns Empfindung und Ahnung irgendwelche Bedeutung zukommt. Klar macht uns der Dichter aber diese Bedeutung nicht. Soll ich rathen, so möchte ich der Vermuthung Ausdruck

geben: es soll durch die acht Mädchen des verkommenen Wachtmeisters der vegetative Zustand dieser Menschenwelt Ausdruck finden, in der sich der sinnliche Mensch noch nicht zur Höhe irgend eines geistigen Prinzips entwickelt hat.

Ich glaube mit Eifer und Liebe mich in die Welt Hauptmannscher Gestalten und Anschauungen hineinversetzt zu haben. Nun aber steht doch mit unwiderstehlicher Kraft die Frage vor mir auf: Welche Bedeutung kommt solcher Kunst eigentlich zu? In wiefern hat sie Kulturwerth? Ist sie ein Faktor in der Entwickelung unseres Volkes oder gar der Menschheit?

Ich habe früher bei der Besprechung Hauptmannscher Dichtungen wiederholt darauf hingewiesen, daß darin Schopenhauerscher Pessimismus zum Ausdruck kommt. Ich muß in dieser Hinsicht eine kleine Selbstkorrektur vornehmen. Es handelt sich in Wahrheit bei Hauptmann garnicht mehr um Schopenhauerschen Pessimismus, sondern um tragischen Nihilismus. Schopenhauer nimmt im Nirvana doch immer noch eine Erlösung und Verklärung an, nachdem der „Wille zum Leben“ überwunden und verneint ist. Nach Schopenhauers ästhetischer Weltanschauung versetzt das Ende des Helden, das der Abschluß eines von mächtigem Ringen erfüllten Lebens ist, das Gemüth des Zuschauers in jene „Meeresstille“, die als eine unendliche Seligkeit empfunden wird. Hauptmann verzichtet von vornherein auf jeden Helden, setzt also auch die Seele nie in irgend welche, zur That drängende heroische Spannung. Er schildert mit unendlichem Mitleid meistentheils das Leben der Kleinsten, derer, die da geistig oder leiblich arm sind. Und bei ihrem Ende bleibt im Zuschauer nur die Frage übrig, die in sich schon die Antwort trägt: „Ist dieses „dreckige“ Leben denn wirklich werth, gelebt zu werden?“ Man thäte Unrecht, Hauptmann aus seinem Nihilismus einen moralischen Vorwurf zu machen. Dieser Nihilismus ist durchaus tragischer Natur und wird von einer entschieden religiös gestimmten und nach Erlösung ringenden Seele — die Hauptmann sicherlich ist — mit schwerem Schmerz getragen. Man erinnere sich nur der ergreifenden Schlußworte Michael Kramers: „Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin? Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse. Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht . . . Von irdischen Festen ist es nichts! Der Himmel der Pfaffen ist es nicht! Das ist es nicht und jen's ist es nicht, aber was . . . was wird es wohl sein am Ende??“

So berechtigt nun aber der tragische Nihilismus für die Weltanschauung der Hauptmannschen Persönlichkeit auch sein mag, er kann und darf doch nie und nimmer die Grundstimmung der Volksseele abgeben. Und so wäre es denn im höchsten Maße verhängnißvoll, wenn Hauptmanns Kunst vom Volke als nationale empfunden würde. In Wahrheit versteht das Volk die Hauptmannschen Gestalten gar nicht. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß Hauptmann, weil er Menschen aus dem

Volke schildert, auch Gestalten für's Volk schafft. Von einer „Popularität" Hauptmanns kann und darf gar nicht die Rede sein. Hauptmann kann und wird nie Schiller ersetzen, ebensowenig wie Ibsen und andere spezifisch moderne Dichter.

Man hat in der naturalistischen Dichtung allgemein die Grundlagen und Anfänge einer neuen Kunst gesehen, die verheißungsvoll in die Zukunft weist. Ich habe die gegentheilige Auffassung. Dieser ganze Naturalismus ist nicht ein Anfang, sondern ein Ende. Es ist die Kunst einer in der Auflösung begriffenen Gesellschafts- und Bildungsschicht. Es ist das Kunstprodukt des dekadenten Liberalismus. Da dieser Liberalismus durch die That, politisch und moralisch, weder mit den Proletariern noch mit den anderen, den Leuten vom Schlage des konservativen Amtsvorstehers von Wehrhahn, fertig werden kann, findet er sich ästhetisch mit seinen Gegnern ab. Das dienende Proletariat wird des herzlichsten Mitgefühls versichert. Die konservative Herrschaftsschicht wird aus Rachsucht lächerlich gemacht. Besonders charakteristisch für die Hilflosigkeit des unverfälschten Liberalen gegenüber dem „Junker" ist der Dr. Boxer im Verhältniß zu dem Amtsvorsteher. Dr. Boxer, für den der Dichter zum Ueberfluß noch mosaische Konfession vorschreibt, ist ganz phrasenhafte Menschlichkeit und gegenüber dem Herr v. Wehrhahn von einer geradezu komischen Unfähigkeit zu handeln. Man darf nun aber nicht etwa annehmen, daß der Naturalist Hauptmann mit Bewußtsein der Dichter des dekadenten, politisch entarteten und sich darum ästhetisch entäußernden Liberalismus wäre. Von diesen Beziehungen, so zu sagen von seiner historischen Stellung und Bedeutung, hat Hauptman nicht die leiseste Ahnung. Er führt seine zeitgeschichtliche Aufgabe ganz naiv und unbewußt aus, wohl gar in dem Wahne, zu dem ihn seine Wegbereiter verführt haben, der dichterische Herold einer neuen Zeit und gereifteren Menschlichkeit zu sein. Vom heroischen Optimismus Schillers bis zum tragischen Nihilismus Hauptmanns — das ist der Abstieg der liberalen Bourgeoisie von 1800 bis 1900.

* * *

Herr Wilhelm Meyer-Förster hat mit „Alt-Heidelberg" bis jetzt den Erfolg der Saison davongetragen. Sein Stück, in dessen Mittelpunkt die mit studentischer Sentimentalität aufgefaßte Figur eines die Universität beziehenden Erbprinzen steht, bedeutet an sich wenig, sehr wenig, aber es hat einen gewissen symptomatischen Werth für unsere literarische Entwicklung. Man weiß, daß die moderne naturalistische Dichtung mit dem „Milieu" zu arbeiten begann, und es schien so interessant, die Menschen in ihrer Abhängigkeit von den kleinen und kleinsten Dingen des Alltags und der Umgebung zu begreifen. Aber schließlich wurde das „Milieu" etwas so sehr Langweiliges, weil es nämlich meistens von Natur ganz grau

gefärbt war. Da hatte Otto Erich Hartleben einen famosen Einfall. Bleiben wir modern, halten wir darum das Milieu hoch, ja setzen wir es sogar an erste Stelle, aber malen wir es bunt an! So dichtete er seine „Offizierstragödie", den „Rosenmontag". Ei, famos — dachte Wilhelm Meyer-Förster! Wo giebt es doch noch in der menschlichen Gesellschaft ein so schönes buntes Milieu — fragte er sich. Natürlich bei den Studenten in den Korps — bunte Mützen, bunte Bänder. So kam „Alt-Heidelberg" zu stande. Das ist die Geschichte des Milieus im modernen Drama — ein künstlerischer Rückgang, aber ein theatralischer und finanzieller Fortschritt und ein Kompromiß mit der Welt, die sich amüsiren will.

Berlin-Karlshorst, 28. Dezember 1901.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

18. Dezember 1901.

(Die Angst vor der Obstruktion. Staatsstreich-Drohungen. Ausgleich mit den Tschechen. Ausgleich mit Ungarn.)

Heute schließt das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrathes den ersten Abschnitt jener Thätigkeit, die vor zwei Monaten mit großen Erwartungen und Verheißungen wieder aufgenommen worden war, ohne irgend welchen namhaften Erfolg. Was Minister v. Körber in seiner Programmrede vom 17. Oktober als erste und unverschiebbare Leistung vom Parlamente verlangt hat, die Fertigstellung des Staatsvoranschlages für 1902 bis Weihnachten, das wurde nicht gewährt; noch sind die Kommissionsberathungen noch lange nicht zu Ende geführt, es kann daher vor Mitte Januar mit den Verhandlungen im Hause nicht begonnen werden. Deren Schicksal ist aber ebenfalls noch ganz unsicher, die Möglichkeit einer Verweigerung des Budgets in zweiter und dritter Lesung durchaus nicht ausgeschlossen, da ja sogar die Genehmigung des dreimonatlichen Budgetprovisoriums nicht ohne die Anwendung besonderer Kraftmittel von Seiten des Ministeriums erzielt werden konnte.

Es ist also bereits eingetreten, was Herr v. Körber bei Beginn der Reichsrathstagung als Schreckbild vorgemalt hat, wenn er sagte: „Verzögert sich die Berathung des Budgets bis in das neue Jahr, würde sie, wenn es etwa die Umstände bedingten, in eine verhältnißmäßig späte Jahreszeit verlegt werden, so käme dies einem weiteren Fortschleppen und einem schon allzu lang währenden Zustande gleich, den wir endlich zu beseitigen suchen möchten". Der ungeklärte Zustand ist nicht beseitigt; klar ist überhaupt nur eines, daß die parlamentarischen Verhandlungen jeden Augenblick, wenn die Führer der Tschechen gerade eine für ihre Absichten günstige Konstellation erlauert zu haben glauben oder wenn die Ungeduld ihrer Wähler auch die Abgeordneten zu einer Uebereilung hinreißen sollte, zur Anwendung der Obstruktion führen können. Ein Vorspiel dazu wurde bereits mit dem Mißbrauche von „Dringlichkeitsanträgen" aufgeführt, an dem sich, sobald die Tschechen begonnen hatten, sofort auch die Alldeutschen

betheiligen zu müssen geglaubt haben. Die Angst vor der Obstruktion beherrscht das Ministerium bei allen Schritten, die es unternimmt, und sie steigert sich, je näher der Zeitpunkt kommt, in dem die Berathungen mit Ungarn wegen der Handelsverträge und wegen der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Angelegenheiten wieder aufgenommen werden müssen.

Die Investitionen sind dahin, mit Eisenbahn- und Kanalbauten kann man die Abgeordneten nicht mehr zu Abstimmungen locken; nun hat man das Interesse der Landeshauptstädte mit dem Budget in Verbindung zu setzen versucht; man hat Prag zwanzig Millionen Subvention an Staatsmitteln für Gemeindezwecke in Aussicht gestellt und sich davon eine günstige Wirkung auf die Tschechen erwartet. Sie blieb aber aus, denn die Tschechen sind entschlossen, aus Nationalstolz auch noch einige Jahrzehnte ungesundes Wasser zu trinken, sowie sie bisher das Angebot der in deutschen Händen befindlichen böhmischen Sparkasse abgelehnt haben, der Stadt Prag die nötigen Millionen zur Herstellung einer Wasserleitung vorzustrecken. Außerdem hat die für Prag im Budget eingestellte Post eine ganze Reihe von Petitionen nothleidender Provinzhauptstädte und der Residenz selbst nach sich gezogen, so daß das Gleichgewicht des Staatshaushaltes, noch ehe er überhaupt zu Stande gekommen ist, bedenklich erschüttert werden konnte. Ebenso hat die Ernennung von einigen Professoren für eine technische Hochschule mit tschechischer Unterrichtssprache in Mähren und die Eröffnung einer neuen italienischen Lehrkanzel in Innsbruck einen Sturm der Italiener, Slovenen und Ruthenen zu Gunsten nationaler Hochschulen entfesselt, der dem Ministerium ungeahnte, neue Verlegenheiten bereitet.

Auf Versprechungen kann sich Herr v. Körber nicht mehr einlassen, er mußte es daher mit Drohungen versuchen, um wenigstens die Kommissionsberathungen über das Budget etwas in Fluß zu bringen. Dabei ist er so weit gegangen, sogar von Schritten der Regierung zu sprechen, die sich auf die Aenderung der Verfassung auf dem Wege kaiserlicher Verfügung, ohne Zustimmung der verfassungsmäßigen Körperschaften, erstrecken könnten. Er nahm die Pflicht für sich in Anspruch, das gegenwärtig versammelte Haus auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in den bestehenden Zuständen liegen, und warf die Frage auf, ob die Bevölkerung nicht ungeduldig werden und eine radikale Kur verlangen werde. Man vernehme schon jetzt die Aeußerung, daß man vom Parlamente nichts zu erwarten habe. „Wie nun, wenn eine Regierung, und sei es selbst die ernsteste und gewissenhafteste, auf solche Wünsche und auf die Ungeduld der Bevölkerung sich berufend, im entschiedensten Interesse der Staatsnothwendigkeit an die Verfassung greift oder greifen muß? Diese Regierung wird für alle Zeit entlastet, vor der Verurtheilung der Geschichte gesichert. Ja, sie kann unter Umständen mit vollem Rechte als Retterin des Staates angesehen werden.“

In der Presse und im Parlamente über den tieferen Sinn dieser

Rede befragt, erklärte der Minister, sie sei nicht als Drohung, sondern als Warnung aufzufassen. Seine Ausführungen sollten nur „die naturgemäßen Konsequenzen" darstellen, die ein Versagen des Parlaments gegenüber den Staatsaufgaben nach sich ziehen müßte. Eine Aeußerung des Kaisers, die aus Anlaß der Audienz eines feudalen Großgrundbesitzers gefallen sein soll: „Wenn es mit diesem Parlament nicht gehe, müsse es auf andere Weise geschehen!" schien diese Interpretation bekräftigen zu sollen; sie wurde von Seiten der Regierung nicht geleugnet und nicht gedeutet: Herr v. Körber machte mit vollem Rechte geltend, daß es den konstitutionellen Grundsätzen nicht entspreche, die Krone in Diskussion zu ziehen und daß er als Ministerpräsident dazu natürlich am wenigsten die Hand bieten werde.

Sollte die „Warnung" nichts weiter als ein taktisches Mittel sein, das Abgeordnetenhaus zur Erfüllung seiner Aufgaben zu bringen, so hat es wohl einen augenblicklichen Erfolg gehabt; man hat sich im Budgetausschuß wieder recht fleißig erwiesen, im Hause das Gesetz über die bäuerischen Berufsgenossenschaften erledigt und mit einer ganzen Reihe rückständiger Kleinarbeiten aufgeräumt. Dabei wird es bleiben, ein zweites und drittes Mal wird sich das Haus durch die ministerielle Ermahnung kaum mehr aufregen und zur Besserung anhalten lassen. Dann stände aber dem Ministerium bei der weiteren Entwicklung der parlamentarischen Verhandlungen kaum mehr irgend ein erfolgreicher Eingriff zur Verfügung und man könnte seine Tage als gezählt betrachten.

Ganz anders wäre die Lage in Oesterreich zu betrachten, wenn Herr v. Körber einen bestimmten Plan vorbereitet hätte oder wenn er mindestens von dem Vorhandensein eines Entschlusses überzeugt wäre, den unerträglichen nationalen Kämpfen in den jetzt bestehenden Vertretungskörpern durch die Einführung einer neuen Geschäftsordnung und durch den Appell an erweiterte Wahlkollegien ein Ende zu machen, wenn also beabsichtigt wäre eine neue Volksvertretung zu schaffen, von der man erwarten könnte, daß sie vor allem Anderen die Bedürfnisse des Staates und der breiten Bevölkerungsschichten ins Auge fassen und die sogenannten nationalen Forderungen so lange zurückstellen würde, bis man sich allerseits von ihrer Unvereinbarkeit mit den Staatsinteressen überzeugt haben würde. Den für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Ausgleichskonferenzen zwischen den Deutschen und Tschechen könnte das Vorhandensein eines bestimmten Regierungsprogrammes für den Fall nachgewiesen werden, daß die erneuten Bemühungen zur Schaffung eines billigen Kompromisses abermals scheitern würden, und dann wäre vielleicht auch ein nicht ganz unfruchtbarer Verlauf der Konferenzen zu erwarten. Man soll den „Staatsstreich", den die Liberalen in ihrem impotenten Doktrinarismus als Rechtsbruch und Gewaltthat bezeichnen, nicht nur an die Wand malen, man soll ihm Fleisch und Blut verleihen, indem man ihn genau umschreibt, seine Absicht und seinen Umfang erkennen

läßt und seine Ausführbarkeit sicher stellt. Dann werden die nationalen Parteien damit rechnen und darüber klar werden, ob sie mit oder ohne Verfassungsänderung besser fahren. Denn so viel hat man in Oesterreich während der vierzig Jahre verfassungsmäßigen Lebens doch schon gelernt, daß der Bestand einer Verfassung an sich noch Niemanden zu befriedigen vermag, daß es sich nicht um den theoretischen Bestand von Rechten, sondern um deren Anwendung handelt, wenn die Vortheile der konstitutionellen Staatsform erwiesen werden sollen. Eine Verfassung, an deren Anwendung sich die Volksvertreter gegenseitig selbst hindern, die nur mehr von dem Standpunkte untersucht wird, welche Mittel sie bietet, um die Gesetzgebung zu stören und die Fassung von Beschlüssen zu hintertreiben, ist für das Volk werthlos, für den Staat schädlich geworden. Sogar historisch gewordene, aus den Verhältnissen erwachsene Verfassungen mußten fallen, wenn sich die Rechtsträger weigerten, ihre bevorzugte Stellung freiwillig aufzugeben. Es wäre niemals möglich gewesen, ohne Staatsstreich aus den französischen Generalständen von 1789 eine Nationalversammlung zu machen, was der Liberalismus doch kaum bedauern kann. Um wie viel mehr ist es die Pflicht eines Staates, die verfassungsmäßige Lahmlegung seiner Kräfte zu verhindern, wenn die Verfassung selbst nichts Anderes als das Werk einer Beamtenregierung, ein modernes Kunstprodukt ist, dessen Zusammensetzung sich nicht in allen seinen Theilen bewährt. Es muß wiederholt darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ältere und unverjährte Pflichten der Krone giebt, die durch keine Verfassung beseitigt werden können und nothwendigerweise in dem Augenblicke aufleben, in dem die Anwendung der Verfassung die Wahrung der Staatsinteressen ausschließt. Oesterreich verträgt es nicht länger, daß seine Verwaltung durch den nationalen Eigennutz verschlechtert werde, es geht nicht mehr an, daß die wichtigsten Beamtenstellen mit Polen und Tschechen besetzt werden, nicht weil sie die Fähigkeiten dafür mitbringen, sondern nur deshalb, weil sie Polen und Tschechen sind. Die Freizügigkeit der Beamten muß im Interesse der Verwaltung gewahrt werden und deshalb ist die Aufrechterhaltung der deutschen Amtssprache im inneren Verkehre ebenso eine Staatsnothwendigkeit, wie die Armeesprache. In dieser Hinsicht ist Ungarn vorbildlich geworden; die Beziehungen zu den Ländern der Stefanskrone, in denen es längst nur mehr die magyarische Amtssprache giebt, gestatten es nicht, von gewissen zentralistischen Grundsätzen in der Behandlung der gemeinsamen Interessen aller im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder abzugehen, weil ihre Vernachlässigung die Einheit der Verwaltung untergraben und damit die Leistungsfähigkeit des Staates herabdrücken würde. Wenn die Hauptpfeiler für eine einheitliche Staatsverwaltung festgelegt und dem Ansturm der kleinen und großen Nationen entzogen sein werden, dann kann Oesterreich erst wieder daran denken, seine Produktionskraft zu stärken und sich auf dem Weltmarkt Konkurrenz-

fähig zu machen. Daß diese Festlegung durch Ausgleichskonferenzen erzielt werden könne, ist nicht sehr wahrscheinlich, es sei denn, daß die österreichische Regierung diese Konferenzen dazu benutzen würde, um den Vertretern der hadernden Nationen klipp und klar zu erklären, es sei zum letztenmal in ihre Hand gegeben, sich auf dem Wege des Kompromisses auseinderzusetzen und freiwillig die Opfer zu bringen, die das Staatswohl von jeder Nation verlangen muß. Gelinge ihnen die nothwendige Begrenzung ihrer Rechte nicht, dann werde die Krone sie vornehmen und durch die feierliche Erklärung von Regierungsgrundsätzen, die einen Theil der Verfassung zu bilden haben, den Streit beenden.

Durch einen so vorbereiteten Staatsakt wird die Mitwirkung der Völker an der Regierung nicht beschränkt, es wird vielmehr erst der Boden geschaffen, auf dem diese Mitwirkung thatsächlich zur Anwendung kommen kann, es wird die Entwicklung der Verfassung nicht gehemmt, sondern gefördert, es wird ein Schritt gethan, der zwar formell in der Verfassung nicht vorgesehen ist, der aber dem obersten Zwecke der Verfassung, dem Zusammenwirken der Krone und der gewählten Vertreter der Bevölkerung in der Gesetzgebung die Zukunft sichern könnte. Die Klagen der liberalen Schriftgelehrten, die sich nicht dazu bequemen, das Mögliche anzustreben, und das Unmögliche preiszugeben, werden bald verhallen vor dem Ausdrucke der Befriedigung, mit dem das arbeitende Volk den sogenannten Staatsstreich begrüßen würde. Denn was heute in den Kreisen der Industrie und des Handels am meisten befürchtet wird, das ist die Gefährdung des Ausgleiches mit Ungarn durch die Fortdauer der parlamentarischen Kämpfe in Oesterreich.

Wer die wirthschaftlichen Bedürfnisse unseres Staates kennt und den Werth eines großen, gemeinsamen Zollgebietes zu schätzen weiß, der verlangt nach der Herstellung gesunder und dauernder Beziehungen der beiden großen Produktionsgebiete, aus denen die österreichisch-ungarische Monarchie besteht. Diese müssen um jeden Preis hergestellt werden, zu ihrer Herstellung aber verlangt Ungarn mit Recht die Mitwirkung einer österreichischen Reichsvertretung. Macht man es den Oesterreichern unmöglich, die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn als Anlaß zu nationalen Erpressungen zu machen, dann werden sie sachlich geführt werden, dann wird auf beiden Seiten der Satz zur Anwendung gebracht werden, der heute schon dies- und jenseits der Leitha von den vorurtheilslosen, von krankhaftem Nationalismus nicht beeinflußten Freunden des Gemeinwohles ausgesprochen wird: besser ein mangelhafter Ausgleich als keiner!

Sobald der innere Staatsbau Oesterreichs, an dessen Zustandekommen die Deutschen das allergrößte Interesse haben, durch unanfechtbare, aus der Verpflichtung der Krone sich ergebende Verfügungen gesichert sein wird, kann in dem Verkehr der Nationen untereinander sofort ein Nachlassen der Reizbarkeit und die Berücksichtigung des thatsächlichen Bedürfnisses ein-

treten. Die Slaven werden die aufreibende Auflehnung gegen unumstößliche Einrichtungen aufgeben, die Deutschen werden sich darauf besinnen, daß es unmöglich ist, die Führung des Staates, auf die sie ja doch Anspruch erheben, auf Haß und Ueberhebung zu stützen. Die nationalistische Verblendung, die es so weit gebracht hat, die Boeren als Stammesbrüder zu feiern und die Slaven, mit denen die Deutschen der Alpen- und Sudetenländer in tausendjährigen engen Beziehungen stehen, als ein minderwerthiges Fremdvolk von jedem Verkehr, ja selbst von gesellschaftlichem Umgange auszuschließen, diese dem deutschen Wesen ganz unzukömmliche Härte und Verbitterung muß einer versöhnlichen Stimmung weichen, wenn die Deutschen in Oesterreich darüber beruhigt sein werden, daß ihnen in der großartigen Arbeitsorganisation, deren eine Staatsverwaltung bedarf, die Stellung des modernen Vorarbeiters an Stelle des mittelalterlichen Feudalherrn zukommt.

Sie werden diese innere Erhebung, von der auch ihre äußere Stellung abhängt, um so leichter erringen, wenn auch im Deutschen Reiche die Fehler vermieden werden, zu denen man sich bei der Behandlung der Polen, die im preußischen Staate wohnen, leider verleiten ließ. Sollte nur ein geringer Theil dessen auf Wahrheit beruhen, was die slavische Legende den deutschen Schulmeistern und Richtern in Posen andichtet, so ist es noch immer zu viel für den guten deutschen Namen und für das Volk, das durch den Mund eines seiner größten Söhne der Welt zurief: Seid umschlungen, Millionen! Die modernen Ueber-Germanen mögen in der Schule der Selbstverhimmelung um die glänzendsten Preise kämpfen: die Menschenliebe, getragen von Gerechtigkeit und Milde, diesen Erbstücken unserer Nation, sollen sie ihr doch nicht aus dem Herzen reißen! Es ist schmerzlich und peinlich für den deutschen Oesterreicher, wenn er den Angriffen, die gegen seine Brüder im Reiche von der ganzen Slavenschaft von Krakau bis Cattaro erhoben werden, nicht mehr mit der festen Ueberzeugung gegenübertreten kann, daß sie auf Erfindung beruhen.

*

Preußische und magyarische Nationalitätenpolitik.

Einem Deutschen, der wie der Schreiber dieser Zeilen in Ungarn für die Wahrung seines Volksthums gegen die seit drei Jahrzehnten immer schärfer zu Tage tretenden Magyarisirungsbestrebungen kämpft, konnte seit Langem nichts Peinlicheres vorgehalten werden, als die Behandlung, welche im Deutschen Reiche den Polen, Dänen und Elsaß-Lothringern zu Theil wird.

Kann man auch mit vollem Recht darauf hinweisen, daß zwischen den nichtdeutschen Bewohnern der vor längerer oder kürzerer Zeit annektirten Gebiete des heutigen Deutschen Reiches mit ihren vielfach irredentischen Gesinnungen und den zum Theil vor der arpadischen Eroberung schon in Ungarn

ansässig gewesenen, zum Theil vor sechs oder kürzestens zwei Jahrhunderten eingewanderten nichtmagyarischen Volksstämmen in den von ihnen als Vaterland betrachteten Ländern der Stefanskrone ein großer Unterschied obwaltet, der auch ein wesentlich verschiedenes Verhalten der Regierungsgewalten nicht bloß begreiflich erscheinen läßt, sondern auch sachlich rechtfertigt, so giebt es doch auch wieder so viele Analogien in den Beziehungen der nationalen Minoritäten in Ungarn und Deutschland zum Staate und zur herrschenden Nation, daß eine nähere Betrachtung und Vergleichung der hier und dort angewendeten Maximen und ihrer Resultate gerade jetzt angezeigt erscheint, wo die Vorgänge in Wreschen und Gnesen so tiefe Bewegungen entfesseln und zu so eingehenden journalistischen, parlamentarischen und diplomatischen Auseinandersetzungen schon geführt haben oder noch führen werden oder mindestens führen können.

Ein ganz objektives Urtheil über die Berechtigung der Klagen der nationalen Minoritäten innerhalb der schwarzweißrothen und rothweißgrünen Grenzpfähle und über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der ihnen gegenüber milder oder schärfer geübten Repression wird sehr schwer festzustellen sein. Es haben sich völkische Gegensätze herausgebildet und sind in Fleisch und Blut der betheiligten Parteien übergegangen. Wenn wir von den erst vor relativ kurzer Zeit von Dänemark und Frankreich abgetrennten Provinzen Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen absehn, so ist es die Polenfrage, welche in erster Reihe die nationalen Kreise im Deutschen Reiche beschäftigt. Wird ja schon von einer Polengefahr gesprochen! Im Allgemeinen sucht man diese Gefahr in dem unausgesetzten Sinnen und Trachten aller Polen nach der staatlichen Wiederherstellung ihres vor einem Jahrhundert getheilten Vaterlandes. Nicht das zähe Festhalten an der Muttersprache, sondern die konsequente und feindselige Ablehnung des preußischen Staatsgedankens — die sich ja auch thatsächlich in mehreren Aufständen bethätigt hat — wird als Grund der verschiedenen Maßregeln angegeben, die von mehreren preußischen Regierungen zur allmählichen Ausrottung des polnischen Nationalbewußtseins und als vornehmlichsten Mittels zu diesem Zweck, zur Germanisirung der preußischen Landesangehörigen polnischer Zunge, in Anwendung gekommen sind, und deren Verschärfung aus deutschnational gesinnten Kreisen gefordert wird.

Nur zum Theil sind ähnliche Motive auch in Ungarn für das herrschende Magyarenthum und für die ganz in seinen Händen befindliche Regierungsgewalt maßgebend. Bei den Romänen und Serben werden irredentistische Gelüste vorausgesetzt, weil an den Landesgrenzen sich selbständige Staatswesen von Stammesgenossen anlehnen. Das in der ersten Zeit des Dualismus geschaffene Nationalitätengesetz würde im Uebrigen allen Nichtmagyaren die freie kulturelle Entwickelung, und den Gebrauch der Muttersprache wenigstens zu einem Theile des in Oesterreich zu Recht bestehenden Ausmaßes gewährleisten wenn es gehalten würde und

nicht schon in vielen seiner Bestimmungen durch spätere Spezialgesetze illiberalerer Tendenz abgeändert wäre. Das Gesetz wird offen umgangen weil die öffentliche Meinung der herrschenden Rasse, die Regierung und Gesetzgebung die Magyarisirung der übrigen Nationalitäten unter dem besser klingenden Titel der allgemeineren Verbreitung der Staatssprache offen oder im Geheimen auf ihre Fahne geschrieben haben. Das treibende Motiv ist ein vorwiegend staatsrechtliches. Auf jedem Wege und mit allen Mitteln soll die staatliche Selbständigkeit Ungarns hervorgehoben, die Loslösung von Oestreich innerlich durchgeführt werden. Zur Erreichung dieses Zieles ist aber der Ausbau des magyarischen Nationalstaates, die Zusammenfassung aller in Ungarn vorhandenen Kräfte nothwendig. Das Magyarenthum, das sich sonst selbst genügen und die übrigen Nationalitäten für seine Zwecke ausnützen möchte, fühlt sich doch nicht stark genug zur Durchführung seiner Aspirationen und muß daher zum Mittel der Assimilirung greifen, um sich numerisch zu vermehren und wirthschaftliche und intellektuelle Kräfte, an denen es nicht überreich ist, von außen aufzunehmen. Den werthvollsten Zuwachs sucht und findet es in den jüdischen und deutschen Mitbürgern. Noch bis vor wenig Jahren wurde jede forcirte Assimilation in Abrede gestellt, volle nationale Toleranz — wie sie auf dem Papiere stand — als thatsächlich bestehend erklärt und nur freiwilliges Aufgehn in der herrschenden Rasse, beziehungsweise Anschluß an dieselbe durch Aneignung der Staatssprache als anzustrebendes Ziel bezeichnet. Man erklärte von dem aufrichtigen Bewußtsein der Zugehörigkeit zur einheitlichen politischen Nation Ungarns bei den Nichtmagyaren vollständig befriedigt zu sein. Größerer Aufrichtigkeit im offenen Bekenntniß chauvinistischer Ziele kann sich nur das Kabinet Bánffy rühmen, dem bezüglich der Assimilation der Nichtmagyaren die Devise galt: „Und folgst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" Bánffy's Nachfolger, Szell ist wieder auf den äußerlich korrekten, dem geschriebenen Gesetz entsprechenden Weg zurückgekehrt, hat im Reichstage die Verfolgung einer Rassenpolitik in Abrede gestellt, dabei aber doch immer den „einheitlichen magyarischen Nationalstaat" als sein Kredo bezeichnet. Um die präzise Definition dieses Begriffes drückt sich Szell gleich allen gemäßigten magyarischen Politikern herum, beziehungsweise erklärt ihn identisch mit der magyarischen Hegemonie, während die aufrichtigen Chauvinisten, wie aus zahllosen Aeußerungen in Parlament und Presse hervorgeht, darunter die langsamere oder schnellere, sanftere oder energischere Magyarisirung sämmtlicher Nationalitäten Ungarns und zuförderst ihrer Intelligenz durch Niederhaltung jeder nichtmagyarischen Kultur verstehen. Dem entsprechend hat auch die magyarische Gesellschaft den Magyarisirungs-Vereinen den besser klingenden Namen „Kulturvereine" beigelegt.

Als in der Adreßdebatte der Sprecher der äußersten Linken, der Abgeordnete Komjáthy behauptete, daß die Nationalitätenpolitik in Wien gemacht

wurde und daß auch das Nationalitätengesetz nicht zu Stande gekommen wäre, wenn man es nicht in Wien befohlen hätte, konnte Ministerpräsident Szell darauf hinweisen, daß in den von der Krone im Jahre 1865 an den Reichstag gerichteten Reskripte nur eine gerechte und billige Lösung der Nationalitätenfrage gefordert worden, daß eine solche aber auch in allen Reichstagsadressen, in den Resolutionsentwürfen der Opposition zugesagt worden sei, oft in noch stärkeren Worten, weil die Fragen in volksthümlichem und liberalem Sinne und Geiste angeschnitten werden sollten. Und das Wort Deáks variirend, daß man den Nationalitäten das Vaterland lieb machen müsse, bezeichnete der Ministerpräsident als die einzig richtige Nationalitätenpolitik des einheitlichen ungarischen Nationalstaates die Politik der Billigkeit, der Gerechtigkeit, der Gewinnung der Nationalitäten, nicht ihrer Unterdrückung, sondern ihrer Knüpfung an das Land mit dem Herzen, damit Ungarn stark und groß werde, und jeder Bewohner sich darin wohl fühle. Diese Politik sei aber nicht in Wien, sondern von der Politik des Herzens diktirt worden.

Wie wenig auch die Wirklichkeit diesem absichtlich nur vag umrissenen Bilde entsprechen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die offizielle Stellungnahme der Staatsgewalt zu den nationalen Minoritäten in Ungarn eine liberaler ist als in Preußen, wo die überwältigende Macht der deutschen Majorität sich ganz anders darstellt, als die knappe, vielleicht nur amtlichen statistischen Künsten entstammende Mehrheit des Magyarenthums gegenüber den anderssprachigen Bewohnern des Landes.

Aber schließlich wird in Ungarn wie in Preußen an der Entnationalisirung der nationalen Minderheiten von staatswegen gearbeitet. Das Bewußtsein, daß damit ein ethisches Unrecht begangen wird, fehlt merkwürdiger Weise nur bei denen, um die es sich gerade handelt, die aber im guten Glauben die Ausübung dieses Unrechts als Forderung einer nationalen Politik betrachten. So wenig wie den meisten Engländern das Verständniß beigebracht werden kann, daß sie den Buren ein himmelschreiendes Unrecht zufügen, so wenig als die meisten Russen zugeben werden, daß die Vergewaltigung der Finländer beschworenen Verträgen und dem ewigen Sittengesetz widerspricht, worüber außer den Betreffenden die ganze Welt einig ist, eben so wenig wollen es die meisten Deutschen wahr haben, daß in Posen der Grundsatz: Macht gehe vor Recht, seine Bethätigung findet, und eben so wenig wird den meisten Magyaren begreiflich gemacht werden können, daß die Magyarisirung ihrer anderssprachigen Mitbürger gegen deren Willen durchaus keine patriotische Pflicht, sondern ein Eingriff in die natürlichen und gesetzlichen Rechte der letzteren ist.

Die Empörung der öffentlichen Meinung bei *unbetheiligten* Völkern kommt nun allerdings nur bei besonders eklanten Vorgängen zum Ausdruck. Die Zertrümmerung der politischen Einheit der siebenbürger.

Sachsen oder der Erlaß der Badenischen Sprachenverordnungen erregte vermöge der begleitenden Umstände einen ähnlichen Unwillen in Deutschland, wie die Ereignisse von Wreschen und Gnesen in Lemberg und Warschau. Und die internationale öffentliche Meinung stellt sich nicht auf die Seite der preußischen Richter und magyarischen Staatsmänner.

Für die Beurtheilung der ethischen Berechtigung nicht sowohl der zu mehr oder minder scharfer Kritik herausfordernden Vorgänge, als des Prinzips, dessen Folgeerscheinungen sie sind, kann die größere oder kleinere Sympathie für die Betroffenen nicht in die Waagschale fallen. Wenn im deutschen Reichstage gesagt wurde, daß die Polen in Galizien es den Ruthenen und Deutschen viel ärger machen und daß Polen es waren, die die Polizei in den österreichischen Reichsrath gebracht haben, so ist das keine Entschuldigung für das preußische Germanisirungssystem. Und berufen sich die Magyaren auf das letztere, um es mutatis mutandis auf die ungarländischen Deutschen, Romänen oder Slaven anzuwenden, so ist das nicht der geringste Beweis für ihr gutes Recht.

Auch alle formalen Fragen verlieren bei einer tiefgehenden Betrachtung jedweder Entnationalisirungspolitik jegliche Bedeutung. Daß Demonstrationen und Krawalle, wie sie der polnischen Erregung in Lemberg und Warschau entstammten, nicht der richtige Weg sind, um einer nationalen Entrüstung Luft zu machen, wird ja kein Nichtpole bezweifeln, wie es ja außer den Tschechen niemanden gab, der die Prager Exesse als richtige Antwort auch von ihrem Standpunkte auf die Aufhebung der Sprachenverordnungen betrachtete. Wenn Graf Goluchowski Entschuldigungen vorgebracht hat so ist das eben so natürlich, wie die feierliche Wiederanbringung des zertrümmerten deutschen Konsulatsschildes in Warschau. Graf Bülow mußte ja wohl aussprechen, daß ausländische Stimmungen, Strömungen und Demonstrationen weder den Gang der innern Politik Deutschlands noch die Haltung des leitenden Ministers beeinflussen können. Aehnlich sprach ja auch Gortschakoff, als sich die civilisirte Welt laut über die Henkerarbeit Murawieffs in Polen entsetzte, und den gleichen Standpunkt nimmt auch Chamberlain ein, während die englischen Grausamkeiten in Südafrika und die niederträchtige Politik, die zu ihnen geführt hat, von allen Nationen dieser und der andern Hemisphäre einmüthig verdammt werden. Ein deutscher Abgeordneter war es, der sich nicht scheute, eine empfindliche Parallele zu ziehen, indem er sagte, daß die Vorgänge in Wreschen den Namen des Deutschen Reiches geschändet, das deutsche Ansehen sowohl im Auslande wie im Inlande geschädigt, ebensogut die deutsche Ehre verletzt, wie die Thaten der Engländer in Südafrika die englische verletzt haben. Näher trat dem Wesen der Frage der Centrumsabgeordnete Roeren, indem er im Namen seiner Parteigenossen erklärte, daß sie die gegenwärtige Art der Germanisirung in Posen verurtheilen, weil sie zu Ungerechtigkeiten führt, und das Gegentheil von dem erreicht

wird, was sie bezweckt, das Nationalgefühl der Polen stärkt und sie den Deutschen immer mehr entfremdet. Die Polen können nur zu zufriedenen deutschen Reichsangehörigen gemacht, aber ihre polnische Nationalität könne ihnen nicht genommen werden.

Das wäre so ziemlich derselbe Standpunkt, den die offizielle ungarische Nationalpolitik in Worten einnimmt, ohne daß ihre Thaten dem entsprechen würden. Prägnant ausgedrückt wäre das: Freiheit der Kulturentwicklung, freier Gebrauch der Muttersprache.

Nun sagen aber die Realpolitiker sowohl an der Spree wie an der mittleren Donau, daß solche Gedanken leicht bei einander wohnen, sich aber hart im Raume die Dinge stoßen. Die Polen in Preußen und die nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn sollen ja der angreifende Theil sein, die Deutschen dort, die Magyaren hier sich im Stande der Nothwehr befinden. Graf Limburg-Stirum schilderte im deutschen Reichstag die von der großpolnischen Bewegung drohenden Gefahren und begrüßte die Abwendung der preußischen Regierung von der falschen Versöhnungspolitik des Grafen Caprivi. Der Nationalliberale Sattler will die Wacht an der Weichsel und an der Warthe ebenso vertheidigt wissen, wie die Wacht am Rhein. Ganz ähnlich jammern die Chauvinisten im ungarischen Abgeordnetenhause über die drohende Romanisirung in Siebenbürgen und über die Ausbreitung der Schwaben in Südungarn und der Klerikale Rakroszky stellt sich an, als ob der Alldeutsche Verband das Magyarenthum durch seine angebliche Propaganda bedrohen würde.

Nun läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Polonisirung in Posen beträchtliche Erfolge aufzuweisen hat, daß zahlreiche Szekler-Dörfer im Laufe der Zeit romänisch, serbische und romänische im Banat deutsch geworden sind, was theils in wirthschaftlichen, theils in konfessionellen Verhältnissen seine Begründung findet.

Jede nationale Defensive nach dieser Richtung ist nun gerechtfertigt. Und daß im Kampfe um das Dasein oder auch nur um den Vorrang oder die Vorherrschaft eine Nationalität gegen die andere auch offensiv vorgeht, wird sich nie ganz vermeiden lassen. Nur soll den Bürgern eines und desselben Staates, die gleiche Pflichten haben, gleiche Lasten tragen, diesbezüglich gleiches Recht gewährt sein. Und wenn sich schon die Staatsgewalt, vielleicht aus guten Gründen, mit den Interessen einer Nationalität, hier der deutschen, dort der magyarischen, identifizirt, so wird sich gegen eine defensive Bethätigung ihrer Gewalt gegen irgend welche lokale Uebermacht kaum etwas einwenden lassen. Mag also auch Graf Bülow thun, was seines Amtes ist, damit der Deutsche im Osten des Reiches nicht unter die Räder gerathe. Nur soll diese Gefahr nicht in vielfacher Vergrößerung, unnöthiger Weise an die Wand gemalt werden, wie es z. B. die magyarischen Chauvinisten thun, um damit überflüssige aggressive Maßnahmen zu rechtfertigen. Die vom Grafen Limburg-Stirum perhorreszirte einheitliche

Organisirung der polnischen Nationalität ist ihr gutes Recht, solange sie sich auf das Deutsche Reich beschränkt. Und den kulturellen Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen in Oesterreich und Rußland darf sie ebenso pflegen, wie diesen Anspruch in Oesterreich und in Ungarn die Deutschen, die Romänen, die Südslaven erheben. Die Polen in Deutschland werden sich ebenso wenig wie z. B. die Sachsen in Siebenbürgen damit begnügen, daß man ihnen gnädigst gestattet, sich ihre Religion zu erhalten. Ein ebenso unveräußerliches Menschenrecht ist die Bewahrung ihrer Muttersprache, ihrer ethischen Nationalität. Sie darin zu schützen, ist eine sittliche Pflicht des Staates, wie national er auch sonst sein mag.

Wenn es sich aber wirklich ereignen sollte, was gewiß hundertmal behauptet wird, ehe es einmal wahr ist, daß die Bethätigung des Selbstbewußtseins einer nationalen Minderheit eine staatsfeindliche Richtung nimmt, dann mag die Staatsgewalt immerhin, auch präventiv, mit größter Strenge einschreiten. In Preußen ist sie ja in deutschen, in Ungarn in magyarischen Händen. An den Mitteln rechtzeitiger und gründlicher Beseitigung jeder auch nur scheinbaren politischen Gefahr fehlt es ihr weder hier noch dort.

Bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse in den beiden Staaten und auch des Maßes freier Bethätigung, welches nach ihrer verschiedenen Struktur den nationalen Minoritäten gewährt werden kann, besteht doch ein sachlicher Parallelismus in den Problemen ihrer Nationalitätenpolitik.

Pannonicus.

Die Lehre von Wreschen. — Die öffentliche Diskussion des Falles Spahn.

Hat Preußen eigentlich im Kulturkampf eine Niederlage erlitten? Weshalb hat Bismarck diesen Kampf angefangen und weshalb hat er ihn nicht zu Ende geführt? Haben wir im Kulturkampf eine Niederlage erlitten — weshalb hat sie dem Ruhm und der Größe Bismarcks so gar keinen Eintrag gethan?

Es dürfte nicht leicht sein, auch nur unter den Mitarbeitern dieser Zeitschrift auf diese Fragen übereinstimmende Antworten zu erzielen. Die meisten werden geneigt sein, rundweg zuzugeben, daß Preußen in dem Kampf mit der katholischen Kirche unterlegen sei, daß es nicht nur seinen Willen nicht durchgesetzt habe, sondern daß wir auch die heute vorwaltende Macht des Zentrums diesem Zwischenspiel verdanken; daß Fürst Bismarck thatsächlich dieses Unheil verschuldet habe und daß nur die Grandiosität seines Gesammtverdienstes und seiner Persönlichkeit uns über diesen Fehler hinwegzusehen gewöhnt habe.

Ich selber habe in diesen Blättern schon öfter eine andere Auffassung ausgesprochen. Ich gebe zu, daß die heutige dominirende Stellung des

Zentrums wesentlich eine Folge des Kulturkampfes ist; ich gebe auch zu, daß Fürst Bismarck diesen Kampf begonnen und ihn dann wieder abgebrochen hat, aber ich bin der Meinung, daß er damit nur eine historische Nothwendigkeit vollzogen und daß der Kampf keineswegs mit einer reinen Niederlage geendet hat. Es ist richtig, daß der Staat den Einfluß auf die Erziehung und Anstellung der katholischen Geistlichen, den er beanspruchte, nicht gewonnen hat — aber er hat dafür gewonnen, daß die Fraktion des Zentrums als Ganzes, die ursprünglich schlechthin reichsfeindlich war, sich loyal auf den Boden des Reichsgedankens gestellt hat und ehrlich und mit Erfolg an dem Wohl des Reiches mitarbeitet. Untrennbar davon ist, daß sie auch einen starken Einfluß gewonnen hat. Wer darüber klagt, muß sich doch auch immer gegenwärtig halten, in welchem Zustand das Reich wäre, wenn fast die ganze katholische Bevölkerung in dauernder und unbedingter Opposition dagegen verharrte.

Ein Nebensproß und eine Analogie zum Kulturkampf ist der heute noch tobende nationale Kampf mit den Polen; nirgends besser als am Kulturkampf kann man daher studiren und lernen, wie dieser Kampf zu führen, welche Fehler zu vermeiden, wie endlich ein Ausweg aus ihm zu finden ist.

Sehr gute Kenner der Grenzmark versichern, daß es im Jahre 1871 möglich gewesen wäre, die Masse des polnischen Volkes in das preußische Lager hinüber zu führen. Die polnischen Bauern waren sich der Verdienste der preußischen Krone um ihr ganzes wirthschaftliches und soziales Dasein sehr gut bewußt; in den beiden großen Kriegen hatten sich die Regimenter mit polnischem Ersatz so wacker geschlagen wie nur irgend ein deutsches. Der traditionelle Gedanke des Polenthums, das polnische Nationalreich einmal mit Hilfe der Franzosen im Kampf gegen die verbundenen Ostmächte wieder herzustellen, hatte durch die vollständige Niederlage Frankreichs den Todesstoß bekommen. Wenn je, so war dies der Augenblick, wo die preußischen Polen ihren Anschluß an das Deutschthum hätten nehmen können und müssen. Die Führer der Polen verkannten die Gunst des Moments — oder erkannten nur zu gut die Gefahr, die für ihr Volksthum dahinter schlummerte? — und erhoben, statt den Anschluß zu vollziehen, im Reichstage einen feierlichen Protest gegen ihre Einbeziehung in das neugegründete Reich. Der Versuch aber, die Massen von ihnen loszulösen, konnte nicht gemacht werden, da eben in diesem Augenblick der Kulturkampf einsetzte und alle Stände und Richtungen im Polenthum wieder zu einer festen Einheit zusammenschmiedete. So sind wir denn in den Kampf hineingerathen, der sich jetzt zu einer Krisis zuzuspitzen scheint.

Alle Mittel, die von Seiten des Deutschthums und des Staates aufgeboten worden sind, das Polenthum niederzuhalten, haben ganz wie der Kulturkampf nicht dazu gedient, den Angegriffenen zu schwächen, sondern ihn zu stärken.

Der Unterricht in der deutschen Sprache hat nicht den Erfolg gehabt, Polen zum Deutschthum herüberzuführen, sondern im Gegentheil, sie mit höherer Bildung und besserer Rüstung zum Kampf gegen das Deutschthum auszustatten.

Die Ansiedelung deutscher Bauern hat wohl ein paar Quadratmeilen deutsch gemacht, aber vermöge der reichlichen Bezahlung die früheren polnischen Besitzer, die am Untergang waren, retablirt und wieder auf feste Füße gestellt. Ueberdies sind die polnischen Güter, die in schwachen Händen waren, so ziemlich angekauft, und es werden fast nur noch deutsche Güter erworben. Gegen das gewaltige Anwachsen des polnischen Mittelstandes und die im Ganzen drei Millionen Polen im preußischen Staate, kommen die paar Tausend angesiedelten deutschen Bauern ohnehin nicht in Betracht. Fürst Bismarck hat dies Ansiedelungssystem stets für verfehlt erklärt.

Die sonstigen Maßregeln, die man noch in diesen Grenzmarken ergriffen hat, sind ebenfalls alle zu Gunsten der Polen ausgeschlagen. Die Sonne der Gnade, die über Posen leuchtet, scheint, wie der verstorbene Herr v. Hansemann einmal gesagt hat, immer auf zwei Polen und einen Deutschen. Die Herausdrängung der Polen aus dem Beamtenthum hat dem polnischen Mittelstand einen gewaltigen Ueberschuß an Intelligenz zugeführt und zusammen mit der ausgezeichneten wirthschaftlichen Fürsorge der Regierung diesen Stand, der jetzt der eigentliche Träger der antideutschen Bewegung ist, recht eigentlich geschaffen.

Die deutschen Eiferer verlangen, daß die Regierung schärfer vorgehe. Wenn man sie aber fragt, was sie denn thun solle, so verstummen sie entweder, oder die Antworten fallen ins Absurde.

Man verlangt, daß die Post Briefe mit polnischen Adressen nicht befördere. Die Post befördert heut Adressen in allen Sprachen, wenn sie sie nur irgend entziffern kann; sie thut das nicht bloß aus Liebenswürdigkeit für die Ausländer, sondern vor Allem um der Sicherheit ihres Betriebes willen. Die meisten Postsekretäre sind aus den Gemeindeschulen hervorgegangen und können die verschiedenen fremden Sprachen nicht mit Sicherheit unterscheiden; wollte man ihnen aufgeben, eine bestimmte Sprache aus der Masse der Briefe auszusondern, so würde eine allgemeine Unsicherheit in der prompten Beförderung eintreten. Jede Nachlässigkeit würde mit der Entschuldigung, man habe die Adresse für polnisch gehalten, gedeckt werden. Was aber würden wir mit der Einimpfung dieses Giftes in unsere bisher ruhmvoll zuverlässige Postverwaltung gewinnen? Wir würden die Polen unzweifelhaft sehr ärgern; wir würden sie zwingen, deutsche Adressen zu schreiben, aber würde ein solcher Nadelstich, und wenn er sich tausendfach wiederholte, ein von der stärksten nationalen Leidenschaft erfülltes großes Volk zur Unterwerfung bringen oder auch nur beugen oder mürbe machen?

Und wie, wenn gar auswärtige Regierungen mit ähnlichen Maßnahmen bezüglich deutscher Adressen antworten?

Man hat vorgeschlagen, den Polen die Abhaltung von Versammlungen und Herausgabe von Zeitungen in ihrer Sprache zu verbieten. Das würde gewiß sehr stark auf sie drücken, aber selbst wenn man sie dazu brächte, soweit sie nicht die Redaktionen nach Galizien verlegen würden, ihren bis zum Aeußersten gesteigerten Haß gegen den Staat, der sie so tyrannisirt, in deutscher Sprache auszudrücken — was würde damit gewonnen? Im Reichstag und Landtag bedienen sie sich ja schon längst zu diesem Zweck der deutschen Sprache.

Man hat verlangt, daß Grundbesitz in den Ostmarken nur noch im Erbgang, aber nicht durch Kauf in polnische Hände übergehen dürfe. Dadurch würde mit der Zeit eine Anzahl Güter an Deutsche gebracht werden. Aber wer ist ein Pole? Das Gesetz kennt nur gleichberechtigte Unterthanen des Königs. Die Polen sind in Preußen nichts als eine Partei. Wenn nun der Pole, der ein Gut kaufen will, erklärt, ich spreche zwar polnisch, auch meine Familie spricht polnisch, aber ich kann auch deutsch sprechen und bin ein treuer Unterthan des Königs — soll dann eine Behörde untersuchen, ob diese Behauptung wahr ist? Nur in einem absoluten Polizeistaat wie Rußland ist eine solche Maßregel durchführbar, denn sie ist mit dem Begriff des Rechtsstaats schlechterdings unverträglich. Sie kann dazu so leicht und in so vielen Formen umgangen werden, und die Zahl der polnischen Güter, die zum Verkauf kommen, ist bei dem großen Wohlstand, der hier herrscht, so gering, daß die Wirkung, die erzielt würde, gegen den angerichteten Schaden gar nicht in Betracht käme. Die Wirkung aber würde unendlich langsam, erst in vielen Generationen, eintreten; der Schade würde tagtäglich gefühlt und endlich so sehr gespürt werden, daß das Ausnahmegesetz wieder aufgehoben werden müßte.

Der verstorbene Herr von Hansemann hat vorgeschlagen, deutsche Handwerker in Posen anzusiedeln. Er hatte vergessen, daß zum Handwerker auch die Kundschaft gehört; daß schon die deutschen Handwerker, die heute dort leben, sich nur mit Mühe behaupten, weil ihre ehemalige polnische Kundschaft sie heute boykottirt. Wie würde es erst den neuen Einzöglingen ergehen?

Herr Dr. Wendland hat vorgeschlagen, alle Polen bei der Kavallerie dienen zu lassen, weil bei dieser Waffe die Dienstzeit drei Jahre dauert und deshalb mehr Deutsch gelernt wird. Er hat nicht berechnet, daß der König von Preußen etwa 10 Prozent polnische Unterthanen hat, und daß die Kavallerie nicht viel mehr als 10 Prozent des Heeres ausmacht. Die Folge seines Vorschlages würde also sein, daß die Infanterie und Artillerie deutsch, die Kavallerie polnisch würde: ein nicht ganz ungefährliches, aber für die politische Methode unserer Alldeutschen ganz charakteristisches Verfahren.

Derselbe Herr Dr. Wendland (übrigens ein in der Flotten-Bewegung, wie ich gern anerkenne, sehr verdienter Mann) hat neuerdings vorgeschlagen, den Fonds für den Ankauf polnischer Güter abermals um 100 Millionen Mark zu erhöhen. Auch hier hat er wieder vergessen, zu rechnen: was sind 100 Millionen Mark, wo es sich um mehrere Provinzen und drei Millionen Menschen handelt?

Es ist nicht nöthig, noch mehr von dieser Art Vorschlägen zu analysiren und zu kritisiren: das Ergebniß liegt vor Augen: Alles, was der preußische Staat gethan hat oder thun könnte, hat sich als wirkungslos erwiesen; je länger wir auf dem bisherigen Wege fortschreiten, desto sicherer kommt das Deutschthum in unseren Ostmarken „unter die Räder."

Die Schulszene in Wreschen hat den Polen die ganze Stärke ihrer Position gezeigt, und es ist offenbar, daß sie sich vorbereiten, von hier aus zum Angriff vorzugehen. Trotz der wiederholten Bestrafung haben sich die Wreschener Kinder geweigert, im Religionsunterricht deutsch zu antworten, und schon wird aus mehreren anderen Orten Aehnliches berichtet. In welche Lage kommen wir, wenn sich diese Art Widerstand etwa auf das ganze polnische Gebiet fortpflanzt?

Wir müssen auf den Wreschener Fall noch einmal genauer eingehen, um uns klar zu machen, was eigentlich vorliegt. Die „Nordd. Allgem. Ztg." hat einen Bericht über die Vorgänge gebracht, aus dem sich glücklicher Weise ergab, daß die Darstellung, wie sie bisher gleichmäßig durch die ganze Presse gegangen war, große Uebertreibungen enthielt. Dieser Bericht war, obgleich er auch in hakatistischen Blättern zu finden war, aus polnischen Quellen geflossen und auch die Gerichtsverhandlungen hatten, so weit die Zeitungen berichtet haben, nicht festgestellt, wie viel und was davon falsch und übertrieben war. Es war daher natürlich, daß die öffentliche Meinung jene Berichte für wahr nahm. Man erkennt daran recht die ganze Schwerfälligkeit des Bureaukratismus, daß die Verwaltung sechs Wochen gebrauchte, um solche unerhörte Beschuldigungen richtig zu stellen. Aber so sehr wir uns beglückwünschen können, daß die deutsche Ehre von jenem Schandfleck wieder gereinigt ist, in der Sache selbst, der eigentlich politisch-nationalen Frage, ist dadurch wenig geändert worden. Ja, man kann sagen, das völlig Rathlose unserer Situation ist dadurch für den, der sehen will, erst recht deutlich geworden. Nach den ursprünglichen Berichten hatten wiederholte barbarische Abstrafungen stattgefunden, um den Trotz der Kinder zu brechen. Es wäre schrecklich gewesen, wenn es wahr gewesen wäre, aber wenigstens konsequent. Denn wer Trotz mit Gewalt brechen will, muß auch wirkliche Gewalt anwenden. Jetzt wird uns versichert, und wir wollen gern glauben, daß es wahr ist, daß kein Kind mehr als vier Schläge mit einem dünnen Rohrstock bekommen habe. Man sieht ordentlich, wie der Kreisschulinspektor schon die Empfindung gehabt hat, daß er in eine völlig verzweifelte Lage gerathen sei. Kinder,

die in Gewissensbedenken stecken, auch wenn sie ihnen nur eingeredet sein sollten, durch Prügel zwingen zu wollen, ist barbarisch. Aber die Autorität des einmal gesprochenen Befehls? Also bloß einige Klapse! Ergebniß: Der Gewissenszwang ist geübt, die Kinder sind zu Märtyrern gemacht und die Autorität hat sich dennoch nicht behauptet, sie hat zurückweichen müssen.

In der „Christlichen Welt“ wird soeben die Zuschrift des Rektors Schwarz in Inowrazlaw veröffentlicht, in der in einer vorzüglich klaren Weise nachgewiesen wird, daß vom Standpunkt der Schule der deutsche Religionsunterricht der polnischen Kinder keineswegs ein Unding sei. Der Wortvorrath der sechsjährigen Kinder aus dem Volke, wenn sie zuerst in die Schule kommen, ist sehr gering und umfaßt ausschließlich Konkreta. Sehr bald giebt ihnen der Anschauungsunterricht dieselben Begriffe in Deutsch. Die Abstrakta lernen sie überhaupt erst in der Schule, können sie also ebenso gut gleich auf Deutsch lernen, wie auf Polnisch. Man könnte deshalb, meint Herr Schwarz, sogar den Religionsunterricht gleich von unten an in deutscher Sprache geben.

Man fragt sofort: Wo bleibt der Zusammenhang mit dem Elternhaus und der Kirche? Es wird doch sehr viele polnische Mütter geben, die mit ihren Kindern gemeinschaftlich beten und lesen. Dieser innerste und innigste Familienzusammenhang, den jede gesunde Pädagogik auf's Sorgsamste pflegen müßte, wird ja nach der Schwarzschen Darlegung vollständig zerrissen.

Aber wir wollen hiervon und von der Kirchenlehre absehen. Wir wollen auch absehen von der Frage, ob wirklich die deutsche Volksschule mit polnischen oder fast nur polnischen Kindern ein so vollständiges, auch inneres Erfassen der deutschen Sprache erzielt, wie es Herr Schwarz darstellt; andere, ebenfalls gute Sachkenner, sind anderer Ansicht. Aber angenommen, es sei durchaus so, wie Herr Schwarz behauptet, so ergiebt sich daraus zwar auf der einen Seite, daß auch der Religionsunterricht in der Fremdsprache ganz gute schulmäßige Erfolge erzielen kann, und es erklärt sich, daß er in vielen tausend Klassen zwar nicht mit Zustimmung, aber doch ohne thatsächlichen Widerspruch der Bischöfe besteht — auf der anderen Seite aber ergiebt sich ebenso sehr, daß dieses Ziel erreicht wird auf Kosten der polnischen Sprache. In dieser bleiben die Kinder ja bei einer derartigen Schule auf der Stufe der Sechsjährigen. Unsere Schulverwaltung behauptet, ihre Absicht sei, den Kindern die deutsche Sprache zu lehren, ohne sie in ihrer Muttersprache zu schädigen. Trifft aber das zu, was Herr Schwarz uns darlegt, so verläßt heute das polnische Kind die Schule, ohne die Abstrakta seiner Sprache zu kennen, also ohne die Fähigkeit, in ihr Bücher zu lesen. Es mag also vollkommen richtig sein, daß die Kinder den Religionsunterricht in der Schule mit gutem Erfolg durchmachen: aber sie lernen die

Religion doch nicht für die Schule, sondern für das Leben. Wäre es die Aussicht, Hoffnung oder Absicht, die polnischen Kinder durch den deutschen Schulunterricht bleibend der deutschen Sprache zuzuführen, so wäre gegen die Schwarzsche Darlegung nichts einzuwenden. Nun ist das aber weder die Absicht, noch wäre, wenn jemand die Absicht hätte, darauf irgend eine Aussicht. Der soziale Zusammenhalt des Polenthums, genährt durch eine bedeutende Nationaliteratur und gestützt durch die ungeheure Macht der Kirche, hält, wie diese letzten 30 Jahre gelehrt haben, mit eisernen Klammern die Seinigen fest. Die Polen wollen ihre Muttersprache behalten und lassen sich auf keine Weise von ihr losreißen. Hier und nicht in der Schule an sich liegt also auch der eigentliche Streitpunkt.

Fürst Bismarck hat sich öfter über den Ressortpatriotismus in unseren Ministerien, wie er es nannte, beklagt. Ein prächtiger Begriff, der auch hier wieder vollständig zutrifft. Die Unterrichtsverwaltung, wenn es auf der Welt nichts gäbe als Volksschulen, hätte mit ihrem System völlig recht: wohin man aber mit einem solchen einseitigen, gewaltsam festgehaltenen Gesichtspunkt kommt, das hat eben Wreschen gezeigt. Die Polen haben sich jahrzehntelang in tausenden von Klassen den deutschen Religionsunterricht gefallen lassen; warum soll er, fragen unsere Herren Schulräthe entrüstet, plötzlich in Wreschen ein himmelschreiendes Unrecht sein? Die Antwort lautet: er ist ideell von je ein Unrecht gewesen; aber da der Volksschulunterricht überhaupt noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, und die Polen sich ihrer Kraft noch nicht so sehr bewußt waren, haben sie es sich gefallen lassen, und so lange eine wenigstens stillschweigende Zustimmung der Eltern da war, fand auch ein großes praktisches Unrecht noch nicht statt. Die Kinder wurden in einen Gewissenskonflikt nicht gebracht. Je besser unsere Volksschule geworden ist und wird, desto mehr werden sich aber die Polen darüber klar, was sie für ihr eignes Volksthum durch die rein deutsche Schule verlieren, und desto sicherer ist es, daß sie den Kampf darüber aufnehmen werden. Es wird nicht lange dauern, so werden die Bischöfe in geschlossener Phalanx anrücken.

Ich hoffe, man wird mir zugeben, daß ich die Dinge ganz nüchtern ansehe und mich gar keinen Illusionen hingebe. Ich gebe zu, daß von einem schulmäßigen Standpunkt aus das System der Regierung verständlich ist, daß es an sehr vielen Stellen bisher ohne gar zu laute Klagen fungirt hat, daß Wreschen nur ein Einzelfall war und daß bei den Polen ebensoviel Offensive ist, wie etwa bei uns. Aber ich frage: Soll der preußische Staat in der Lage bleiben, daß jeden Augenblick ein kluger Kaplan und ein paar trotzige und tapfere Schulbuben, die sich geschickt in den Mantel des Martyriums hüllen, die preußische Staatsautorität in die Schranken fordern und über sie triumphiren können? „Religionsunterricht in der Muttersprache" ist einmal ein Prinzip, das den Polen in diesem Kampfe die unbedingte moralische Ueberlegenheit giebt. 120000 Mark

sind für die Gnesener Verurtheilten sofort gesammelt worden; man mache sich klar, wie eine solche Summe auf die Phantasie der kleinen Leute wirkt, um zu begreifen, daß man die Dinge jetzt nicht einfach laufen lassen darf, da wir jeden Tag einer Wiederholung der Wreschener Vorfälle ausgesetzt sind.

Wir bedürfen jetzt eines geschickten Diplomaten, der uns aus der Sackgasse, in die das Kultusministerium gerathen ist, wie einst mit dem Verbot des Sakramente-Spendens im Kulturkampf, wieder herausführt, ohne daß der Staat eine Niederlage erleidet. Es handelt sich in der Hauptsache nur um die Form. In der Sache ist der Zwiespalt garnicht so groß, wie er scheint, denn die Polen weigern sich ja keineswegs, überhaupt deutsch zu lernen. Sie weigern sich häufig, deutsch zu sprechen, weil es ihnen oft in einer ehrenrührigen, für ihr Nationalgefühl beleidigenden Weise zugemuthet wird. Aber des Vortheils, den es ihnen gewährt, diese deutsche Sprache zu beherrschen, sind sie sich voll bewußt und würden nicht die geringsten Schwierigkeiten machen, irgend einen Kompromiß einzugehen. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß alle Polen eine reine Freude an diesem Kampf haben. So groß der Triumph ist, den wir ihnen mit ihrem Martyrium in Wreschen bereitet haben, so ist es doch ganz erklärlich, daß sie im Reichstag nur ganz gemäßigt aufgetreten sind. Ich hörte aus dem Munde eines nichtpreußischen Polen die merkwürdige Aeußerung: Uns ist das Schrecklichste geschehen, was für uns nur denkbar ist — etwa das Gnesener Urtheil? Nein, sondern, daß „unsere Studenten und die russische Polizei in Warschau eines Sinnes geworden sind“. Er war der Ansicht, der Sturm auf das deutsche Konsulat in Warschau sei von der dortigen Polizei selber eingegeben worden, da man ja jetzt in Warschau an der panslavistischen Versöhnung zwischen Russen und Polen zum Zweck des Kampfes gegen das Deutschthum arbeite.

Es nützt nichts und ist ein Zeichen ungenügenden Nationalstolzes, wenn unsere Hakatisten die Polen darauf verweisen, daß sie selber in Galizien noch viel schlimmer wirthschaften. Darf Preußen etwa an Galizien gemessen werden? Gerade indem wir die Polen auf unsere eigne höhere Kulturstufe gehoben haben, sind wir nun auch gezwungen, unsere Regierung an ihnen mit unseren Maßstäben und unseren ethischen Begriffen zu messen.

Der Krieg, wie wir ihn heute gegen das Polenthum führen, ist ein Krieg mit untauglichen Mitteln. Wir führen ihn, wie wenn wir während des Krieges 1870 Krupp erlaubt hätten, die Franzosen fortwährend mit neuen Geschützen aus seiner Fabrik auszustatten. Wir versehen die Polen mit der deutschen Sprache, wir haben ihnen einen Mittelstand erzogen, wir können uns an Wohlfahrtspflege für die Ostmarken nicht genug thun. Es ist ein absoluter Widerspruch, ein Volk in dieser Weise gleichzeitig heben und niederdrücken zu wollen.

Nicht nur um des Friedens im eignen Hause willen, der ja ohnehin

auf diesen nationalgemischten Gebieten nie völlig erreicht werden kann, sondern namentlich auch um unsrer deutschen Brüder im Auslande willen, die unter dem bösen Beispiel Preußens so schwer zu leiden haben, ist es wünschenswerth, daß in der polnischen Schulfrage sobald wie möglich der Konflikt aus der Welt geschafft werde.

* * *

Wie der Vorfall in Wreschen, ins Ungeheuerliche gesteigert durch das Gnesener Urtheil, noch lange nachwirken wird, weil der Einzelvorgang den Konflikt in einer großen Prinzipienfrage zum Ausdruck gebracht hat, so wirkt auch die Ernennung des Professor Spahn an die Universität Straßburg noch immer nach und zieht ihre Kreise. Uebersehe ich alles, was seitdem darüber gesagt und gedruckt worden ist, die Mommsenschen Erklärungen und die zahllosen Adressen, die darauf an diesen Nestor der Wissenschaft beschlossen worden sind, so kann ich doch nicht finden, daß Verständniß wie Beurtheilung dieses Falles auch nur um eine Linie weiter gebracht und gefördert worden sei, als es an dieser Stelle bereits vor 9 Wochen in unserem Novemberheft dargelegt worden ist. Die einzige eingehendere Betrachtung, die der Sache gewidmet ist und wirklich in die Tiefe geht, ist der Vortrag, den Max Lenz im Hamburger Goethebund gehalten und seitdem in der „Tägl. Rundschau“ veröffentlicht hat. Dieser Vortrag deckt sich genau mit unserer Auffassung und erhält seine Kraft und seinen Werth durch die historische Vertiefung, mit der in breiterer Anlage das Verhältniß der Konfessionen zur Wissenschaft entwickelt wird. Das Ergebniß, um es noch einmal auszusprechen, ist: Die freie Forschung, d. h. die Wissenschaft unserer Epoche, ist ausschließlich eine Frucht der Reformation und des Protestantismus. Sowie die katholische Kirche sich mehr und mehr verhärtet und verknöchert hat, können ihre Kinder prinzipiell nicht mehr Jünger der Wissenschaft sein. Praktisch aber ist das Verhältniß ein anderes, als es prinzipiell erscheint. Vermöge jener glücklichen Inkonsequenz, die den Menschen erst erträglich macht, erwachsen immer wieder auch auf katholischem Boden Persönlichkeiten, die sich die im Protestantismus geschaffene wissenschaftliche Methode und Denkweise soweit aneignen, daß sie im Stande sind, Jünger der Wissenschaft zu werden. Bei Denen, die sich dabei von ihrer Konfession innerlich loslösen, ist das selbstverständlich; aber die Erfahrung lehrt, daß sich auch immer wieder Menschen finden, die mit vollkommener subjektiver Ehrlichkeit auf dem Boden des katholischen Dogmas verharren und dennoch an der Wissenschaft mitarbeiten. Auf diese subjektive Ehrlichkeit, den Willen zur Wahrheit und die Leistung kommt es allein an; beides unterliegt bei Herrn Professor Spahn keinem Zweifel. Deshalb hat ihn ihrer Zeit die Berliner philosophische Fakultät zur Habilitation zugelassen. Der Protest gegen seine Ernennung für Straßburg richtet sich allein gegen das Prinzip, nämlich die konfessionelle Theilung der Geschichtsprofessur, und gegen die Ernennung aus konfessionellen Rücksichten.

Hierüber ist so ziemlich alle Welt einverstanden, und wir hätten nicht nöthig gehabt, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn uns nicht interessant erschienen wäre, die Form zu beobachten, in der solche Kämpfe bei uns in der öffentlichen Meinung geführt werden und diejenigen Momente noch einmal hervorzuheben, die dabei geflissentlich übergangen werden. Der ganze Zorn der Professorenwelt stürmt ein auf die Regierung, ja sogar persönlich auf denjenigen vortragenden Rath, der die Sache gemacht haben soll. Als taktischer Zug ist die Attacke richtig angesetzt, aber es darf doch nicht dahin kommen, daß auch die Denkenden in Deutschland sich wirklich einbilden, dabei schon den entscheidenden Punkt in der feindlichen Stellung im Auge zu haben. Es wäre eine sehr gefährliche Illusion, wenn man sich vorstellte: nur die richtige Aufklärung und Auffassung an der regierenden Stelle und dann sind wir geborgen. Und wenn morgen ein Mann von der Gesinnung meiner verehrten Kollegen Mommsen oder Brentano Kultusminister würde, so würde er sich übermorgen klar machen, daß wir in einem konstitutionellen Staat leben, wo die Volksvertretung, d. h. die Parteien, verfassungsmäßig mitzureden haben. Von diesem Mitsprechen der Parteien ist leider das Universitäts- und Schulleben nirgends ausgenommen. So lange also das preußische Volk ein Viertel ultramontane und ein Drittel konservativ-kirchliche Abgeordnete wählt, so wird von dieser Seite aus auch immer ein gewisser Druck auf die Universitäten geübt werden. Gegen die Regierung stürmen, wenn sie diesem Druck nachgiebt, ist gut; aber daran arbeiten, daß Preußen eine etwas andere Volksvertretung bekommt, ist besser.

Es ist aber kein Wunder, daß viele von den Zeitungen, die im Falle Spahn das schwerste Geschütz aufgefahren haben, sich wohl gehütet haben, darauf aufmerksam zu machen, daß der wahrhaft Schuldige nicht die Regierung ist, sondern die Parteien. Denn ist etwa Herr Professor Spahn der erste den Universitäten oktroyirte Tendenz-Professor? Oder waren es nicht Nationalliberale, die vor einigen Jahren die Universitäten mit national-ökonomischen Professoren ihrer Mache beglückten?

28. 12. 01. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lasaslle. IV. Briefe von Ferd. Lassalle an Karl Marx und Friedr. Engels. (367 S.) M. 5.—, geb. M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Oehmcke, Th. — Mittheilungen über die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung. M. 2,50. R. Oldenbourg, München und Berlin.

Oertzen, G. v. — Vom Heimwege. Ritornelle. (160 S.) M. 2,—. Heidelberg, C. Winter.

Oertzen, Marg. v. — Auf der grünen Gotteserde. (251 S.) M. 3,—. Heidelberg, C. Winter.

Poritzky, Dr. J. E. — Heine, Dostojewski, Gorki. (130 S.) M. 1,50, geb. M. 2,50. Leipzig. Rich. Wöpke.

Potthoff, Dr. H. Die Leinen- und Wäsche-Industrie. (S. 48.) Berlin. Handelsvertragsverein.

Rachfahl, F. — Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. M. 7,—. Halle a. S., Max Niemeyer.

Renauld, von. — Die finanzielle Mobilmachung der deutschen Wehrkraft. M. 2,60. Leipzig, Duncker & Humblot.
Ritter, M. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Krieges (1555—1648). III, 1. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Rohrbach, P. — Im Lande Jahwehs und Jesu. (432 S.) Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr.
Russland in Asien. Band V. M. 8,—. Leipzig, Zuckschwerdt & Co.
Samter, E. — Familienfeste der Griechen und Römer. M. 8,—. Berlin, Georg Reimer.
Schahovskoy-Gleboff-Streyneff, Fürstin von. — Drei russische Frauengestalten, übersetzt von Frida Arnold. (127 S.) M. 2,—. Heidelberg, C. Winter.
Schippel, M. — Grundzüge der Handelspolitik. 352 S. Berlin, J. Edelheim.
Schlichting, von, General der Infanterie. — Moltke's Vermächtniss. M. 1,50. Verlag der Allgemeinen Zeitung in München. Leipzig, Commissionsverlag E. F. Steinacker.
Seeck, O. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Band II. M. 6,—. Berlin, Siemenroth & Troschel.
Szczepanski, P. von. — Der Narr des Glücks. 2 Bände. (529 S.) M. 6,—, geb. M. 8,—. Leipzig, G. Wigand.
Thiersch, Dr. jur. F. — Anwendungsgebiet und rationelle Gestalt der Privatklage. M. 2,—. Berlin, J. Guttentag.
Der Roman von **Tristan und Isolde.** Geb. M. 18,—. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Tschechow, A. — „Onkel Wanja", Szenen aus dem Landleben in vier Akten. Deutsch von August Scholz. M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin, Dr. John Edelheim.
—, „Drei Schwestern", Schauspiel in vier Akten. Deutsch von August Scholz. M. 1,—, geb. M. 2,—. Berlin, Dr. John Edelheim.
Die Berliner **Volkszählung** von 1895. 2. Theil. (78 S.) Berlin, Leonhard Simion.
Waltz, Dr. G. — Euphormio. (605 S.) M. 4,—. Heidelberg, C. Winter.
Wunderlich, H. — Der deutsche Satzbau. II. M. 9,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Acta borussica. Behördenorganisation, Band III, Preis M. 17,—, Band VI 1, Preis M. 15,—, Band VI 2, Preis M. 22,—. Getreidehandelspolitik, Band II, Preis M. 16,—. Berlin, Paul Parey.
Amran, L. v. — Englands Land- und Seepolitik. (48 S.) M. 1,—. Berlin, Fussinger.
Basch, V. — La Poétique de Schiller. (293 S.) 4 frs. Paris, Félix Alcan.
Baudelaire. — Die künstlichen Paradiese. (267 S.) Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.
Bettelheim, A. — Briefe von Ludwig Anzengruber. 2 Bände. M. 4,80. Stuttgart, J. G. Cotta.
Ueber die gegenwärtige Lage des **Biologischen Unterrichts** an höheren Schulen. 73. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte. 25. Sept. 1901. M. 1,—. Jena, Gustav Fischer.
Bismarck, Otto Fürst von. — Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen. 2 Bände. Geh. je M. 8,50, geb. je M. 10,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
Bode, W. — Goethes Aesthetik. (341 S.) M. 3,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
—, Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedr. v. Müller. (91 S.) M. 1,25. Geb. M. 2,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Brandes, G. — Björnstjerne Björnson. Uebers. v. J. Anders. (74 S.) M. 0,50. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Braun, L. — Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirthschaftliche Seite M. 10,—. Leipzig, S. Hirzel.
Bremen, W. v. — Die Kolonialtruppen und Kolonialarmeen der Hauptmächte Europas. (80 S.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Brentano, Dr. L. — Ethik und Volkswirthschaft in der Geschichte. (41 S.) München, Dr. C. Wolf & Sohn.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Deutschland und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten.

Von

Ernst von Halle.

I.

Bis an die Schwelle der Gegenwart ist man gewohnt gewesen, die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika als traditionell freundschaftlich zu bezeichnen. Dies entsprach durchaus den Thatsachen. Denn von Beginn des Unabhängigkeitskampfes der 13 vereinigten Kolonien standen die deutschen Sympathien und Interessen auf Seiten der neuen transatlantischen Nation. Friedrich der Große war durch den Frontwechsel Englands im siebenjährigen Kriege 1761 in eine üble Lage gerathen und mußte die Schwächung des ungetreuen Bundesgenossen von Herzen wünschen. Sein weitschauender, philosophischer Geist nahm alsdann ein tiefes Interesse an den Versuchen einer neuen Staatenbildung auf der Grundlage einer durch die Erklärung der Menschenrechte ihm philosophisch und durch die Anregungen des geistestiefen Franklin menschlich nahe gerückten Demokratie. Er erkannte schließlich auch von vornherein ebenso wie die Handelsstädte an der Nordsee, welcher Vortheil durch die Aufhebung des Kolonialsystems dem deutsch-überseeischen Handel erblühen könne. So kam es 1786, zwei Monate vor dem Tode des Königs, zum Abschluß eines formellen Freundschafts- und Handelsvertrages. Und auch die politischen und wirthschaftlichen Beziehungen der Hansestädte mit der Union gestalteten sich in befriedigender Weise; sie wurden allerdings erst Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts gelegentlich der Revision der preußisch-amerikanischen Verträge gleichfalls vertragsmäßig festgelegt.

Mit den dreißiger Jahren begann die zweite deutsche Auswanderungsepoche nach Amerika, theils direkt über Bremen und

Hamburg, theils indirekt über niederländische, französische und vor Allem englische Plätze, die dann in steigendem Umfange zwei Menschenalter lang eine Transfusion werthvollsten Blutes in den amerikanischen Staatskörper bewerkstelligte. Die erste Auswanderungsperiode war die Auswanderung der Südwestdeutschen nach Pennsylvanien, Anfangs des 18. Jahrhunderts, die überhaupt erste große überseeische Auswanderungsbewegung in der Neuzeit, gewesen, welche diesem Staate zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine solche Zahl von deutschen Kolonisten zuführte, daß es hier einmal an einem Haare hing, ob nicht das Deutsche statt des Englischen zur Staatssprache gemacht werden solle. Das Ergebniß der gesammten deutschen Auswanderungsbewegnng nach Nordamerika ist, daß heute wohl ein Fünftel bis ein Viertel der amerikanischen Nation ganz oder theilweise deutscher Abstammung ist.

Diesen Umstand muß man in gewissem Umfange mit berücksichtigen, wenn man zu einem richtigen Urtheil über die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen gelangen will. Zunächst gilt es allerdings, scharf zwischen den verschiedenen Kategorien der Einwanderer aus Deutschland zu scheiden. Einerseits bestanden diese Auswanderer aus unternehmungslustigen und wagemuthigen Elementen, die für ihren aufstrebenden Thatendrang im Mutterlande, namentlich in der Zeit der Zersplitterung, kein genügendes Feld finden konnten; theilweise aus geistig hochstehenden Persönlichkeiten, welchen die politischen und sozialen Zustände der alten Heimath unerträglich waren: den Achtundvierzigern und manchen ihrer Vorgänger und Nachfolger; theilweise aus wirthschaftlichen Kraftnaturen, welche sich und ihren Nachkommen eine bessere Zukunft zu bereiten hofften; und schließlich aus Angehörigen von solchen, denen es bereits gelungen war, sich in der neuen Welt eine gute Stellung zu verschaffen. Auf der anderen Seite aber war auch ein gut Theil von gescheiterten Existenzen, von mehr oder weniger stark mit den Landesgesetzen in Kollision gerathenen Persönlichkeiten, von unzufriedenen oder bloß abenteuerlustigen Naturen oder solchen darunter, die sich zum Kampfe ums Dasein unter den schwierigeren Bedingungen der alten Welt zu schwach fühlten — alles Leute, deren Abzug, ungleich der ersteren Klasse, für die alte und nicht für die neue Heimath einen Gewinn bedeutete, oder besten Falls für beide; denn manch Gescheiterter ist ja drüben wieder in die rechte Bahn gelangt. Betrachtet man die gesammte deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert als soziale

Massenerscheinung, so wird das Ergebniß sein, daß die Mehrheit zwar auf die erste Gruppe fällt, hier aber doch wesentlich in die Kreise der unteren Schichten, von Leuten mit verhältnißmäßig geringer Vorbildung, zwar nicht aus der allerniedrigsten, aber einer doch nicht allzusehr darüber hervorragenden Klasse; und daß somit die deutschen Kulturelemente, die durch die Einwanderung nach Amerika getragen wurden, im Großen und Ganzen ebenso wie die aus anderen Ländern keinem allzuhohen Durchschnitt entsprechen; wie denn die Gesammtheit der sogenannten heutigen Deutsch-Amerikaner, verglichen mit den Klassen der alten Heimath, welchen sie sich nunmehr gleichstellen, ein Kulturniveau nicht über, sondern unter dem Durchschnitt verzeichnen dürfte.

Trotz der im Allgemeinen guten politischen Beziehungen waren die Gefühle in Amerika gegenüber Deutschland bis in das Jahr 1860 hinein höflich kühl. Die Nachrichten, die man über die politischen Zustände direkt oder durch die Vermittlung unzufriedener bezw. gescheiterter Auswanderer empfing, bestärkten das amerikanische Volk in seiner Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der eigenen Institutionen und der Schwerpunkt seiner europäischen Sympathien verblieb im Lande der Bundesgenossen aus den Unabhängigkeitskriegen, der Franzosen. Von diesen bezog man auch wesentliche Kulturelemente durch die höheren Bildungsanstalten. Die englischen und irischen Bevölkerungsgruppen standen den deutschen Zuwanderern verhältnißmäßig wenig freundlich gegenüber — speziell die letzteren in der Lokalpolitik sehr mächtig — und führten dadurch wenigstens dazu, daß jene in sich eine gewisse Kräftigung erhielten, fortfuhren, sich als ein eignes deutsch-amerikanisches Kontingent zu fühlen, und auf diese Weise für die neuen bald nach Zehntausenden zählenden Zuwanderer zeitweilig zu einem Staubecken der Gesinnung wurden. Hierdurch nahmen einzelne Städte ein gewisses deutsches Kulturgepräge äußerlich an, so besonders Cincinnati, St. Louis, Milwaukee Detroit und andere Plätze der nördlichen Zentralstaaten und dann des Nordwestens. Für eine Verbesserung der deutsch-amerikanischen Beziehungen haben diese Elemente in der Zeit bis zur Begründung des Reichs aber nur wenig gethan. Ihre Sympathie für das alte Vaterland war gering, und unter den Amerikanern selbst spielten die neuen Ankömmlinge politisch keine irgendwie bedeutende Rolle; ihnen fehlte das Interesse an der Politik und die Vorbildung dafür; ungleich den irischen Einwanderern bekümmerten sie sich nicht hierum, sondern machten sich meist daran, im Schweiße ihres

Angesichts als Landleute, Handwerker, kleine Händler ihr Brod zu verdienen und die Grundlage zu einem Vermögen zu legen. Eine gesellschaftlich hervorragende Stellung nahmen im Wesentlichen damals nur eine Anzahl der deutschen Kaufleute ein, namentlich Hanseaten, die in den Seestädten und an einigen Plätzen des Binnenlandes Großhandel trieben; sie wurden aber nicht Amerikaner, sondern lebten als Fremde im Lande und kehrten der Mehrzahl nach damals wie heute nach einer Reihe von Jahren in die Heimath zurück.

Der Secessionskrieg brachte nun in den Anschauungen der Amerikaner gegenüber dem Deutschthum eine gewisse Wandlung hervor. Die zahlreichen Deutschen waren es, welche im mittleren Westen, namentlich in dem wichtigen und heißumstrittenen Missouri die Unionsfahne des Nordens hochhielten und diesen Staat am Abfall verhinderten. Im ganzen Lande standen sie zum Sternenbanner und gegen die Sklaverei, welcher sie einen grundsätzlichen, unversöhnlichen Haß entgegenbrachten; selbst die Deutschen des Sklavenstaates Texas hielten sich der Secessionsbewegung zum Theil fern. Zu Tausenden traten die Deutschen in die nördlichen Armeen ein.

Man empfand es auch auf der andern Seite wohlthuend, daß in der öffentlichen Meinung Deutschlands die Seite der Nordstaaten eine nachdrückliche Unterstützung fand, gleichfalls beruhend auf dem allen Deutschen angeborenen Haß gegen die Sklaverei. In England vertrat eine sehr große Partei mit aller Energie, und zeitweilig nicht ohne Aussicht auf Erfolg, die Sache der Südstaaten, während in Frankreich eine noch stärkere Gruppe diese zu der ihren machte. Nur die zweifelhafte Haltung Englands sowie eine gewisse eigene Schwäche hielt den Kaiser Napoleon von einer Intervention zu Gunsten des Südens zurück. Die preußisch-deutsche Politik aber verließ keinen Augenblick den korrektesten Standpunkt einer dem Norden freundlichen Neutralität. Sie fand hierfür die allgemeine Zustimmung außer bei einem kleinen Flügel von altkonservativen Adligen des preußischen Ostens, dessen Sympathien bei den geistesverwandten ritterlichen, großgrundbesitzenden Aristokraten des Südens standen, und aus deren Reihe auch eine kleine Zahl von freundlichen Beobachtern und Mitkämpfern, wie von Borcke und Scheibert, in das südliche Lager gingen. Das deutsche Volk, das selbst damals in eine neue Phase seiner Einheitsbewegung eintrat, hatte keinen Sinn für die parti-

kularistischen, sonderbündlerischen Bestrebungen des Südens, und umgekehrt fand es dann bei seinem eigenen Einheitsringen der folgenden Jahre ein verständnißvolles Interesse in der neugesicherten Union. Die Thaten von 1864—1871 hoben die Achtung vor dem deutschen Namen in der ganzen Welt, und die Ereignisse der jüngsten Zeit, Napoleons Haltung gegenüber dem Süden und seine Unternehmungen in Mexiko, hätten auch dann die Veranlassung zu einer Hinneigung der amerikanischen Sympathien nach Deutschland im Kriege von 1870/71 geboten, wenn nicht nunmehr in breiten Schichten der Deutschamerikaner ein bis dahin unbekanntes Gefühl des Stolzes auf die großartigen Waffenthaten des Herkunftslandes aufgelebt wäre. Somit fanden die Letzteren fast überall bei ihren Siegesfeiern die Zustimmung auch des anglo-amerikanischen Elements; und trotz der französischen Sympathien der Iren wurden von der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Elements die deutschen Erfolge und das Deutsche Reich freudig begrüßt.

Das Aufsteigen der deutschen Einwanderungsfluth in den siebziger und achtziger Jahren verstärkte die numerische Position der sogenannten Deutschamerikaner im Lande. Bis in die Gegenwart hinein ist man für die Förderung einer deutschen und skandinavischen gegenüber der alsbald weiter fortschreitenden bezw. einsetzenden irischen, slavischen, ungarischen, italienischen und jüdischen Einwanderung geblieben. Die Deutschamerikaner ihrerseits empfanden auf die alte Heimath nunmehr einigen Stolz, wenngleich sie natürlich nach alter deutscher Art und mit der Ueberlegenheit der Unbildung sofort geneigt waren, alles Fremde besser zu finden als die Institutionen der alten Heimath.

Zwei neue Elemente für eine engere Verbindung zwischen den beiden Staaten kamen aber hinzu. Fast gleichzeitig mit der Begründung des Reiches endigte in Deutschland die Zeit, in welcher es Getreide exportirender Staat gewesen war, und es wurde nunmehr Konsument von amerikanischen Ackerbauprodukten; seine Konsumtion an anderen amerikanischen Erzeugnissen, wie Baumwolle, Petroleum, Kupfer, stieg gleichfalls rasch. Der Schifffahrtsverkehr mehrte sich, und ein günstiges Absatzgebiet schien vielfach der erstarkenden deutschen Industrie, namentlich in Chemikalien, Papier, Leder- und feinen Textilwaaren, Zucker und Bier ꝛc. zu winken. Zweitens begann jene Umformungsbewegung, durch welche aus dem amerikanischen Bildungs- und Erziehungswesen das französische Element nach und nach nahezu ausgeschieden und

deutsche Methoden bis zu einem solchen Grade eingeführt wurden, daß selbst die bisherige englische Tradition und deren autochthon-amerikanische Fortentwicklung sich erheblich wandelten. Vom Kindergarten bis zur Universität wandte man sich der deutschen Lehrweise zu, theils indem man einzelne deutsche Lehrer heranzog, mehr noch, indem man steigende Schaaren amerikanischer Lernbeflissener alljährlich deutsche Schulen und Hochschulen aufsuchen ließ. —

Seither hat die Veränderung in der deutschen Wirthschaftspolitik seit 1879, und stärker noch die immer ausgeprägtere Neigung der Amerikaner, ein Prohibitiv-Hochschutzzollsystem einzuführen, dessen Frucht 1890 der Mc Kinley-Tarif war, zu einigen wirthschaftspolitischen Streitpunkten geführt; als sich indeß die Welt 1892 rüstete, gelegentlich der Vierhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas durch einen großen Flottenbesuch und die Beschickung der Chicagoer Weltausstellung dem transatlantischen Riesenreich einen Beweis der Freundschaft und Hochachtung zu veranstalten, war kein Land vorhanden, welches bessere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten aufzuweisen gehabt hätte als Deutschland, und nirgends schien die Möglichkeit der Entstehung von Mißverständnissen ernsteren Charakters oder Konflikten weiter entfernt als hier: Der gute Erfolg der deutschen Ausstellung gereichte den Deutschen zur Genugthuung und fand im Lande eine widerspruchslose Würdigung.

Allerdings traten dann am wirthschaftspolitischen Horizont einige Verdichtungen der trüben Punkte ein. Das amerikanische Zollgesetz und seine noch zu einer Verschärfung des Industrieschutzes ausgenutzte administrative Handhabung wirkte in Deutschland verstimmend; es wurde von den Vertretern der industriellen Interessen wie des Freihandels mit Schärfe erörtert und lieferte den durch die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas bedrängten Agrariern willkommenes Material für Angriffe in der Presse. Die Versuche des Präsidenten Cleveland, einige Zollermäßigungen herbeizuführen, konnten sich nicht hinreichend durchsetzen. Einzelne in Deutschland aus sanitätspolizeilichen Gründen angewandte Maßnahmen, wie das Verbot der Einfuhr gewisser Fleischkonserven, ärgerte die amerikanischen Interessenten. Während Deutschland sich unbegreiflicher Weise in der Konvention von Saratoga ohne jede Gegenleistung verstanden hatte, den Amerikanern die gesammten Begünstigungen der Caprivischen Handelsverträge zuzugestehen — ein Vorgang, welchen das deutsche Volk nie verstanden hat —, wußten es die Vertreter des Zuckertrust in Washington durchzusetzen, daß

gegen den deutschen Zucker im neuen Wilson-Tarif des Jahres 1894 Differentialbestimmungen festgesetzt wurden: Zucker aus solchen Ländern, welche eine Exportprämie zahlten, hätte einen höheren Eingangszoll zu erlegen.

II.

Die gesammten staatspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika sind auf einer Anzahl zu verschiedenen Zeiten seit dem Jahre 1827 abgeschlossener Verträge begründet, welche der Mehrzahl nach in die Zeit vor der Begründung des deutschen Reichs fallen und, mit Einzelstaaten abgeschlossen, hinterher nur stillschweigend oder durch entsprechende Erklärung auf das Reichsgebiet angewendet sind. Sie bedürfen, wie auch von amerikanischer Seite betont,*) seit langer Zeit einer Revision oder Neuregelung, ohne daß man dazu hat gelangen können. Solange man aber auf beiden Seiten von durchaus freundschaftlichen Gesinnungen geleitet wurde, haben sich, abgesehen von den gedachten wirthschaftspolitischen Schwierigkeiten, Fragen von größerem Belang hier nicht geltend gemacht.

Seither hat allerdings zeitweilig die Situation einen etwas veränderten Charakter angenommen. Eine gewisse Entfremdung ist entstanden, von der es in einem Augenblick schien, als ob sie eine ernstere Wendung nehmen könne. Dies zu verstehen, muß man auf die verschiedenen Ursachenquellen des Näheren eingehen.

Die heutigen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland beruhen auf den internationalen Bändern, die von Land zu Land geschlungen sind. Die in Amerika ansässigen sogen. Deutschamerikaner sind hierfür nur von einer relativen Bedeutung. Einmal ist ihr Interesse für die alte Heimath überhaupt nicht sehr groß; namentlich wenn sie wirthschaftlich in der neuen Welt erheblich weiter gekommen sind, meinen sie, daß dies nicht etwa aus den leichteren Daseinsbedingungen, sondern aus der Ueberlegenheit der amerikanischen Kultur stamme, welche in Wahrheit, weil sie noch nicht so scharfe Auswahlsbedingungen im Kampfe ums Dasein durchschnittlich bietet, beziehungsweise geistig noch nicht durchweg nach oben hin so entwickelt ist wie in Europa,

*) Vergleiche die Untersuchungen des bisherigen amerikanischen Attachés George Fisk: „Ueber die handelspolitischen und völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika“, Stuttgart 1897, sowie desselben Ausführungen in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 90, Leipzig 1900.

ihnen näher steht. Die höhere Durchschnittsstellung der mittleren Klassen, in welche sie sich heraufgerungen haben, läßt sie vermeinen, daß Europa in der kulturellen Entwicklung hinter Amerika zurückstehe, und hierin treffen sich ihre Anschauungen mit denen der Eingeborenen selbst, die sich sicher fühlen, das amerikanische Staatswesen sei das bisher höchste Produkt, das die Weltentwicklung geliefert habe. Sodann aber sind sie auch keine vollwerthigen Repräsentanten der höheren deutschen Kultur, haben vielmehr durch ihre Anwesenheit gerade vielfach — natürlich giebt es Ausnahmen — irrige Vorstellungen vom Deutschthum und seiner Art erweckt. Der Amerikaner beurtheilt natürlich nach den in seiner Nähe angesiedelten „Mustern" die ganze Nation und ist dann auf Reisen oft sehr erstaunt, zu finden, daß die soziale Schicht in Deutschland, welche der Gesellschaft entspricht, mit der er drüben zu verkehren pflegt, daß das ganze Staatswesen etwas ganz Anderes ist, als was er aus seiner Bekanntschaft mit dem Zuwanderer geschlossen hatte. Drittens aber spielen die Deutschamerikaner im öffentlichen Leben Amerikas auch heute nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschäftigen sich noch immer verhältnißmäßig wenig mit der Politik. Selbst in ganz deutschamerikanischen Orten findet man nur zu häufig anglo-irische Bürgermeister. Das deutsch-amerikanische Element erhält zwar in Wahlcampagnen allerlei Freundliches gesagt, man schmeichelt ihm dann für ein paar Wochen, und es hat bei solchen Gelegenheiten für Augenblicke eine gewisse Wichtigkeit gehabt, wo es für die eine Partei oder die andere den Ausschlag geben konnte; im Ganzen ist es aber ziemlich einflußlos. Wo es eingreift, thut es dies natürlich im Sinne amerikanischer Politik. Es hat, bevor es sich in jüngster Zeit darum handelte, für die Erhaltung guter Beziehungen mit dem alten Mutterlande im eigenen Interesse einzutreten, keineswegs nach dieser Richtung Erhebliches geleistet. Eine gewisse Gruppe hat sogar gemeint, durch besondere Betonung der Monroe-Doktrin den Panamerikanismus sich als besonders gute Amerikaner aufspielen zu müssen. Aber wie gesagt, all dies kommt sehr in zweiter Linie in Betracht, da die große Politik von dem anglo-amerikanischen, die lokale vom irisch-amerikanischen Element wesentlich gemacht wird. Die Deutschamerikaner haben keine großen politischen Führer; die wenigen, die sie hatten, haben dadurch, daß sie sich als Dogmatiker und nicht als Politiker erwiesen, in den letzten Jahren den Boden ganz unter ihren Füßen verloren, die jüngeren aber erstreben eine rasche Auflösung des

Deutschthums in der anglo-amerikanischen Welt. Man glaubt, daß der Gebrauch der deutschen Sprache bei Wahlcampagnen, wenn die deutsche Einwanderung nicht wieder steigt, die nächsten zwei Präsidentenwahlen nicht überdauern wird.

III.

Der sorgfältige Beobachter der anglo-amerikanischen Stimmung, ihrer Aeußerung in der Gesellschaft wie in der Presse und Literatur kann nun aber nicht verkennen, daß hier in den letzten Jahren vielfach eine entschieden dem deutschen Reich und seinen Bewohnern feindliche Stimmung zu Tage getreten ist. Wie erklärt sich dies? Viele Tausende von Amerikanern haben im Laufe des letzten Menschenalters die Gastfreundschaft des deutschen Geisteslebens auf Universitäten und Hochschulen genossen. Man sollte annehmen, daß die auf leichte Weise geernteten Früchte einer Bildungsarbeit von Jahrhunderten dankbar genossen wären und das Gefühl einer dauernden Sympathie bei den Studirenden zurückgelassen hätten. Ich glaube indessen, daß dem nicht durchweg so ist. Goethe sagt: „Ein Werdender wird immer dankbar sein." Der Amerikaner nun fühlt sich durchaus nicht mehr als Werdender, sondern als bereits Gewordener; so ist man jetzt in das Stadium eingetreten, wo man meint, man könne das Meiste zu Hause ebenso gut und besser machen, als man es in Europa gelernt hatte, und in einigen Theilen mag man dabei zweifellos auch Recht haben. Aber eine sehr große Zahl der heimkehrenden Studirenden hat ein wirkliches Verständniß für die Dinge, die sie außerhalb ihres speziellen Studienbereichs in Deutschland gesehen haben, überhaupt nicht in sich aufgenommen. Jung, mit einer relativ mangelhaften Vorbildung nach Deutschland gekommen, haben sie vielfach den Kern des öffentlichen und privaten Lebens, in dessen Bereich sie eine kurze Zeit zu speziellen Zwecken geweilt haben, nicht aufgefaßt. Seltsam und gelegentlich komisch muthen die Erzählungen von den Erfahrungen an, welche Amerikaner, die in Deutschland „studirt" haben, von Land und Leuten heimbringen. Das Leben in den, womöglich gerade noch auf ihre Klasse zugeschnittenen, Pensionaten halten sie für typisch, ohne zu wissen, daß in Deutschland das Pensionat viel weniger charakteristisch für das deutsche Leben ist, als das Boarding-House für das amerikanische, in welchem eine verhältnißmäßig ungleich größere Zahl von Menschen erhebliche Jahre ihres Daseins verbringt. Ihre Erziehung, der Ideenkreis, in dem sie

groß geworden, entstammt einer demokratischen Weltanschauung. Es wird ihnen von frühauf eingeimpft, ihre eigenen Einrichtungen als das absolut Beste hinzunehmen. Sie haben mit den englischen Sprachgenossen die Eigenthümlichkeit gemeinsam, sich in fremde Dinge und Gedanken nur schwer schicken zu können. Alles sehen sie unter dem Yankee-Gesichtspunkt, den sie für den allein zulässigen Maßstab erachten. Der Amerikaner, namentlich der jüngere, der Student, der in Deutschland herumreist, hat in den Zeitungen von Unterdrückung, Polizeiherrschaft u. dergl. gelesen. Jede formale Verschiedenheit gegenüber heimischen Gebräuchen untersucht er dann unter dem Gesichtspunkt, ob diese nicht vielleicht eine deutsche Polizeiunterdrückung sei, und ist ganz stolz, wenn er eine solche herausgefunden hat, ohne zu bedenken, daß den Deutschen, der in seinem Lande reist, gleichfalls zahlreiche Dinge fremdartig und eben gerade darum unsympathisch berühren, weil sie von den heimischen Gewohnheiten abweichen. Die angelsächsische Rasse ist in ihrer Lebensweise bekanntlich sehr konservativ und versucht diese überall dahin mitzunehmen, wo sie sich selbst aufhält. Schließlich kommt die Unbekanntschaft der überwiegenden Mehrzahl mit der deutschen Sprache in Betracht, die viele Studirende erst am Ende ihres Aufenthalts, manche überhaupt nicht in einer für den Verkehr erforderlichen Weise meistern lernen.

In diese Beobachtung möchte ich natürlich nicht jeden in Deutschland studirenden Amerikaner eingeschlossen haben. Der hochstehende, bereits als wirklich gebildeter, älterer Mann bei uns Erscheinende nimmt ganz andere Eindrücke mit von dannen.

Auf den Durchschnittsstudenten aber, wie er zu Hunderten zu uns gekommen ist, um eine gewisse wissenschaftliche Presse in möglichst kurzer Zeit zu durchlaufen, den Jüngling, der von seiner eignen Heimath und deren Wesen noch so gut wie garnichts weiß, außer was er dogmatisch aus Schulunterricht, Zeitungslektüren, politischen und Kanzelreden in sich aufgenommen hat und der dann das Durchschnittsleben des häufig ärmeren Studenten in deutschen Universitätsstädten hat durchmachen müssen, der sein Reisestipendium nach Kräften ausnutzen will, dem aber die Urtheilskraft zum qualifizirten Vergleich noch fehlt: — auf den hat die Studienzeit meist nicht in einer das Verständniß und damit die Sympathie für Deutschland fördernden Weise gewirkt. Der ganze Lehrapparat ist ihm zum Theil ebenso fremd geblieben wie die richtige Bedeutung der Dinge, die er um sich sah; und die durch

das natürliche Gefühl des Heimwehs gerade bei dem sehr jungen Menschen geschaffene Unbehaglichkeit kommt hinzu, ihn auf diese Studienzeit mit sehr gemischten Gefühlen zurückblicken zu lassen*).

Erheblich mehr für eine Förderung des Verständnisses von Land zu Land haben meines Erachtens aus Deutschland stammende Lehrer und Dozenten vielfach geleistet, welche in Amerika wirken und, während sie sich in ihren Methoden zum Theil den dort üblichen Formen anpassen, wirklich bestrebt sind, ein Verständniß für die Leistungen der deutschen Wissenschaft bei ihren dortigen Schülern zu erwecken, nicht nur hervorragende Universitätslehrer, sondern oft auch in der Stille wirkende Pädagogen und Pädagoginnen in den Schulen der verschiedensten Landestheile. — Des Weiteren sind mir vielfach Persönlichkeiten begegnet, die, ohne je in Deutschland gewesen zu sein, von uns viel mehr wußten als der Durchschnittsgraduirte eines amerikanischen College nach einem europäischen Aufenthalt als Student; Persönlichkeiten, die die deutsche Sprache und Literatur durch ernstes Bücherstudium verstehen und lieben gelernt hatten.

Der Beweis für die Richtigkeit der Anschauung von dem geringen Werth des europäischen Studienaufenthalts für eine richtige Bekanntschaft mag der sein, daß es, abgesehen von dem stärker beackerten Feld der Methoden des Erziehungswesens nur eine ganz verschwindend geringe Anzahl von leidlich guten Büchern über Deutschland und deutsche Einrichtungen von Amerikanern geschrieben in Amerika giebt. Ich kenne thatsächlich kaum ein verständnißvolles und gutes, größeres Werk über die neuere deutsche Geschichte und Literatur, Kunst, soziale und wirthschaftliche Entwicklung aus der Feder eines Amerikaners, namentlich kein solches, das irgend

*) Nichts erscheint mir verkehrter, als die Praxis an einigen deutschen Universitäten, ausländischen, speziell amerikanischen Studenten die Erwerbung des Doktorgrades übermäßig zu erleichtern. Dies hat die Folge gehabt, daß manche Studenten nach Deutschland nur kommen, um nachher drüben mit ihrem erworbenen deutschen Doktortitel prunken und sich dadurch eine Stellung schaffen zu können, für die sie durch ihre eignen Fähigkeiten kaum qualifizirt waren. Es ist mir Seitens amerikanischer Fachgenossen mehrfach gesagt worden, daß junge Leute aus Deutschland nach kurzer Studienzeit mit dem Doktortitel zurückgekehrt wären, denen man ihn in Amerika noch lange nicht gegeben haben würde. An einigen Stellen gilt heute der deutsche Doktortitel nicht mehr als eine besondere Distinktion; das Ansehen der deutschen Universitäten hat nach dieser Richtung hin thatsächlich und nennenswerth durch die verkehrte Praxis gelitten. Es müßte meines Erachtens den Ausländern, für deren Vorbildung wir nicht immer den richtigen Maßstab besitzen, schwerer gemacht werden als den Einheimischen, in Deutschland den Doktorgrad zu erwerben, damit dieser wieder wie in früherer Zeit, thatsächlich zu einer Ausnahme und Auszeichnung wird.

wie die Eigenart der deutschen Entwicklung dem amerikanischen Verständniß näher bringen könnte*). —

Was nun aber eine andere Quelle angeht, durch welche den Amerikanern Kenntnisse über das Wesen Deutschlands zugeführt werden, die Presse, so ist diese wohl gerade in der jüngsten Zeit die wenigst lautere gewesen. Man kann im Großen und Ganzen sagen, daß heutigen Tages der internationale Preßverkehr, mit Ausnahme ganz vereinzelter sehr guter Zeitungen, in keinem Lande dazu geeignet ist, ein richtiges Bild von den Vorgängen in einem anderen Lande zu geben. Der Journalist berichtet in der Regel das, wovon er annimmt, daß es seine Leser oberflächlich interessirt, und in einer Form, in der es seine Nerven kitzelt. Der Demokrat in einem Lande will von demokratischen Bewegungen im andern Lande, der Aristokrat die Angelegenheiten seiner Standesgenossen und der Höfe hören. Sie beide erfreuen sich an Extravaganzen und Unglücksnachrichten. Was das Volksleben thatsächlich ausmacht, erfährt man nicht; die Nachrichten haben meist einen politischen und wirthschaftlichen Inhalt von spezialem Interesse, im Uebigen sind sie sensationeller Art und suchen aufs Gruseln hinzuwirken. Das ist ganz allgemein so.

Nun hat aber der deutsch-amerikanische Nachrichtendienst noch ganz spezielle Eigenthümlichkeiten aufzuweisen. Wie das Welttelegraphennetz, so befindet sich das Weltnachrichtenwesen bisher hauptsächlich in englischen Händen. — Auch der größte Theil des Kabeldienstes für kontinentale Nachrichten nach Amerika ist in London zentralisirt, und somit haben die telegrapischen Informationen über deutsche Angelegenheiten seit lange ein englisches Gepräge; allerdings hat eine kleine Anzahl von amerikanischen Blättern in Deutschland Korrespondenten gehalten, doch hat man oft bei der Auswahl derselben den Mißgriff gethan, solche frühere Deutsche als Berichterstatter auszusenden, die weder die edelsten Blüthen des deutschen, noch des amerikanischen Journalismus repräsentirten, naturgemäß nicht vom echten amerikanischen Standpunkt aus urtheilen, vielmehr vielfach es sich zur Aufgabe machten, die Berichte nach Amerika stets in der Färbung der ihrem eigenen früheren Standpunkt entsprechenden, deutschen Oppositionsblätter zu halten. Sogar die Hauptvertretung der amerikanischen Zeitungen, die Centralorganisation der „Associated

*) Eine deutsche Geschichte ist meines Wissens Seitens des Dr. Henderson neuerdings in Vorbereitung.

Press" ruhte bis vor ganz Kurzem in den Händen eines, wie gleich näher auszuführen sein wird, übel beleumundeten Exdeutschen von zweifelhafter amerikanischer Ueberstempelung und war abhängig von der unter englischem Einfluß stehenden Londoner Centralvertretung dieser Gesellschaft. Wie man nun in Deutschland vielfach bis noch vor einem oder zwei Jahrzehnten, sich sein Bild über Amerika aus den harmlos gemeinten Schilderungen des wilden Westens und des „Arizona Kicker" konstruirte, so hat sich in den amerikanischen Köpfen aus den Schilderungen aus Deutschland stammender minderwerthiger Journalisten und der weniger harmlosen, gefärbten Berichterstattung via London über Deutschland eine ganz wunderbare Vorstellung gebildet. Ich habe zu verschiedenen Zeiten mehr als drei Jahre im Lande gelebt und die Presse verfolgt und kann daher aus eigenster Erfahrung bestätigen, daß ich, mit seltenen Ausnahmen, zu keinem Zeitpunkte in der Lage gewesen bin, mir über die Ereignisse in der Heimath aus den in deutscher oder englischer Sprache in Amerika erscheinenden Blättern ein irgendwie richtiges Bild zu schaffen. Deutsche Zeitungen aber werden in anglo-amerikanischen Redaktionen überhaupt kaum gehalten und auch in den deutsch-amerikanischen Redaktionen treffen sie ja erst zehn oder zwölf Tage nach dem Erscheinen ein; die Hauptsache ist der Kabeldienst und die Leistungen einiger Korrespondenten.

Dieser ungenaue und unzuverlässige Nachrichtendienst war aber gleichfalls so lange ohne Bedeutung, als die Beziehungen, soweit sie überhaupt bestanden, durchweg freundschaftlicher Natur waren. Anders wurde es, als man anfing, auf diesem Gebiet eine wohlberechnete Hetzkampagne gegen Deutschland zu eröffnen.

IV.

Es ist noch einer Thatsachenreihe kurz Erwähnung zu thun, welche vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben ist. Seit Anfang der neunziger Jahre herrschte in Amerika eine erhebliche Wirthschaftskrisis, und man wurde im Lande tief innerlich unruhig um die soziale und politische Zukunft. Es tauchten Zweifel auf an der Güte einzelner heimischer Institutionen der Wirthschafts- und Gesellschaftsverfassung, und man empfand es peinlich, daß zur selben Zeit aus Europa Nachrichten von einem ständig steigenden Aufschwung im deutschen Wirthschaftsleben eintrafen,

die sich durch nichts besser dokumentirten, als dadurch, daß die deutsche Einwanderung seit Anfang der neunziger Jahre rapide zurückging, eine gewisse Rückwanderung sogar zu verzeichnen war. So lange man sich selbst durchaus überlegen fühlt, empfindet man gegen Andere ein erheblich größeres Wohlwollen, als wenn man wahrnehmen muß, daß diese ihrerseits in einer besser aufstrebenden Lage sich befinden als man selbst.

Der Mann, der in Amerika der öffentlichen Meinung gefallen will, muß beweisen, daß die Demokratie mit ihrem gesammten Apparat doch das Ideal sei, er muß auf die Verwerflichkeit monarchischer und aristokratischer Institutionen hinweisen. — Nun begann man den großen Aufschwung Deutschlands zum ersten Mal mit einiger Mißbilligung zu betrachten — Neid ist dem amerikanischen Nationalcharakter im Grunde fremd. Aber man hörte nicht gern, daß ein auf so ganz anderer Grundlage beruhendes Gemeinwesen trotz der Prophezeiungen der amerikanischen Apostel, es müsse unter der Last der Monarchie und des Militarismus zusammenbrechen, viel rascher weiter kam als die Vereinigten Staaten. Selbst der weitherzigste Chicagoman muß verschnupft werden, wenn er hört, daß Berlin seit 1870 rascher zugenommen hat als die von Rechts wegen größte Stadt der Welt: Chicago.

Im Grunde besteht ein gewisser Antagonismus zwischen der deutschen und amerikanischen Weltauffassung, wenngleich er sich von Jahr zu Jahr abmindert, indem in Deutschland gewisse demokratische Ideen Eingang gefunden haben und noch finden, während der Ideenkreis der Nordamerikaner nach und nach die Gedanken des Militarismus, der Klassenbildung und eines Oben und Unten in der Gesellschaft ꝛc. aufnimmt. Zwischen der Weltauffassung eines Bismarck und eines Präsidenten Cleveland als zweier hervorragender Repräsentanten der beiden Länder lag noch eine ungeheure Kluft, größer als etwa diejenige zwischen Kaiser Wilhelm II. und Präsident Roosevelt. Im Allgemeinen ist allerdings eine Verschiedenheit der Weltauffassung kein Hinderungsgrund für politische Allianzen, wie zwischen Rußland und Frankreich, oder nationalen Freundschaften, wie zwischen ersterem Land und den Vereinigten Staaten. Immerhin liegen darin Keime, die, wenn Momente sachlicher Differenz eintraten, zur Schürung eines praktischen Antagonismus zwischen den beiden

Nationen verwandt werden konnten. Für die Fabrikanten der öffentlichen Meinung mußte es schließlich nach Mitte der neunziger Jahre höchst unsympathisch sein, daß eine Persönlichkeit wie die Kaiser Wilhelms II. in Deutschland im Vordergrunde stand; denn ein energischer, thatkräftiger, kluger Monarch als Gegenstück zu einem mittelmäßigen Präsidenten war nicht gerade eine sehr günstige Empfehlung für die Institutionen der Muster-Republik. Somit pflegte man auch mehr und mehr alle möglichen Dinge gefärbt zu berichten, welche den bisher in Amerika recht populären Kaiser in einem schiefen Licht erscheinen lassen konnten, das aber, was dieser Großes und gedeihlich Wirksames that, verschwieg man.

V.

Immerhin, bin ich der festen Ueberzeugung, wäre es zu einem Ausbruch feindseligen Gefühles gegen Deutschland in Amerika niemals in nennenswerthem Umfang gekommen, wenn nicht von drei Seiten hierauf sehr geschickt hingearbeitet wäre. Es scheint zweifellos, daß vor allem von englischer, in zweiter Linie von französisch-russischer Seite eine deutsch-feindliche Politik wirksam in der amerikanischen Presse betrieben worden ist, und drittens amerikanische Preßagenten und einzelne Chauvinisten fremden Interessen ihre Hand dabei geboten haben.

Als der Venezuela-Konflikt im Jahre 1895/96 nahezu zu einem Bruch zwischen England und Amerika führte und das darauf folgende Transvaal-Telegramm England über die Gefahren seiner derzeitigen Lage die Augen öffnete, übersahen die Machthaber in England die Situation schnell. Sie erkannten, welche Bedeutung es für sie haben würde, sofern ein Zusammengehen mit Deutschland, bei welchem letzteres ausschließlich der gebende Theil hätte sein sollen, nicht erreichbar war, zu einem Zusammengehen mit Amerika zu gelangen. Es galt also, Amerika in eine deutschfeindliche Stimmung hineinzuhetzen. Durch das Nachgeben im Venezuela-Konflikt erfreute man die Amerikaner derart, daß diese plötzlich anfingen, zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Geschichte für England eine gewisse Sympathie zu empfinden. Letztere entsteht leicht da, wo man sieht, daß die eigene Ueberlegenheit anerkannt wird. Durch die Nachrichtenfabrik in London für den internationalen Kabeldienst und zahlreiche enge, auf sprachlicher Gemeinschaft beruhende Verbindungen der englischen und amerikanischen

Journalistik gelang es alsdann, in geschickter Weise eine ungünstige Stimmung gegen Deutschland langsam vorzubereiten. Es giebt eine gewisse Gruppe von Journalisten in London, in welcher auch einige vaterlandslose Pseudodeutsche, Oesterreicher, Polen und Russen sitzen, die in der Erfindung von deutschfeindlichen Lügennachrichten im Laufe der letzten sechs Jahre Bewundernswerthes geleistet haben, und sie haben sich solange dazu bereit gefunden, die amerikanische Presse mit Nachrichten zu versehen, bis der erfindungsreiche amerikanische Geist etwas später selbst anfing, ihnen auf dieses Gebiet zu folgen, um sie bald, entsprechend den weiten Ressourcen seiner Phantasie, noch weit zu schlagen. Das Schlimmste aber hierbei blieb, daß die Vertretung des amerikanischen Kabeldienstes in Berlin in dieser Zeit in den Händen eines unwürdigen und unlauteren Gesellen lag, der im Dienste „unbekannter Mächte" speziell im Jahre 1898/99, aber auch später, mehr dazu beigetragen haben dürfte, das Verhältniß von Deutschland und Amerika zu schädigen, als irgend Einer. Ob diese unbekannten Mächte im Gebiete des Pfund Sterling oder im Gebiete des Franc oder Rubel zu suchen sind, wer vermag das zu sagen? Denn daß auch letztere beiden Mächte in Amerika im antideutschen Sinne arbeiten, läßt sich aus der Haltung des für russisch-französische Interessen arbeitenden Sensations- und Kokottenblattes, des „New-York Herald", mit seiner Pariser Filiale nachweisen, der gleichzeitig auch an einigen anderen Stellen in der amerikanischen Presse, die aus gleicher Quelle mit ihm die Nachrichten beziehen, seine Hebel anzusetzen versuchte. Es ist ja ganz klar, daß für alle drei gedachten europäischen Mächte es von erheblichem Nutzen sein kann, wenn ein gefürchteter Rivale, der seit Jahren das Zünglein der Waage bei der internationalen Balance in der Hand hält, durch einen akuten oder latenten Konflikt mit Amerika theilweise beschäftigt wäre.

Daß man in England, für welches Deutschland dazu noch der gefährlichste Gegner im Welthandel und Weltverkehr geworden war, nach dieser Richtung hin arbeitet, ist nur ein Schachzug in der weitsichtigen Politik der herrschenden Partei, welche in der Folgezeit bewies, wie fein sie ihre Fäden zu schlingen wisse, indem sie während des spanischen Krieges sich auf Seiten Amerikas stellte, daraufhin dessen wohlwollende Neutralität in Transvaal sicherte, gleichzeitig aber auch es dahin brachte, daß Amerika durch sein Engagement in den Philippinen für die Zu-

kunft lange beschäftigt sein wird und einen neuen bequemeren Angriffspunkt sich schuf.*)

VI.

Wie die freundliche Stellung zu Transvaal 1896, so war die wenig freundliche Stellung der öffentlichen Meinung Deutschlands gegenüber Amerika beim Ausbruch des spanischen Krieges ein unzweifelhafter politischer Fehler. Das Letztere ist um so unverständlicher, als es sich um einen Kampf mit Spanien handelte, jenem Lande, das Deutschland vom 30 jährigen Krieg an bis zur Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsvertrags vor wenigen Jahren meist als ein übler Gegner gegenüber getreten war. Es steht der deutschen Gesittung, Kultur und dem deutschen Interessenbereich unendlich ferner als die Vereinigten Staaten, und seine elende Kolonialverwaltung gab wahrhaftig keinen Grund zu irgend welcher Sympathie. Die Sentimentalität, mit welcher man für das „arme" Spanien eintrat, kennzeichnet sich als eines jener Ueberbleibsel aus den Gedankenkreisen vergangener Zeiten, wo man in den deutschen Duodezstaaten, selbst klein, für alle Kleinen eben darum, weil sie klein waren, fühlte. Es entsprach nur der politischen Einsicht und Gesinnungstüchtigkeit der sozialdemokratischen Presse, wenn sie gegen den Raubstaat Amerika Front machte, obgleich dies ja eine demokratische Republik ist, und mit Spanien, dem Lande einer fast absoluten Monarchie, in welchem gerade noch die Greuelthaten von Montjuich vorgekommen waren, Mitleid heuchelte. Nur beim Zentrum und seinen Einflußkreisen war die Parteinahme für Spanien sachlich verständlich und vielleicht bei ultrakonservativen Vertretern des monarchischen Prinzips auf alle Fälle.

Die deutsche Regierung blieb auf dem Standpunkt strikter Neutralität von Anfang an stehen, und die Entsendung deutscher Schiffe nach Manila geschah zur Wahrnehmung der ansässigen deutschen Interessen, gewiß aber nicht derjenigen der Spanier. So könnten die Kundgebungen einer platonischen Sympathie in

*) Ob diese diplomatische Kombination England von dauerndem Nutzen sein wird, bleibt nunmehr, wo der Transvaalkrieg so lange dauert, daß Amerika Zeit findet, die Nicaragua-Frage nach eigenem Belieben zu lösen, zweifelhaft. Durch seine Unterstützung Amerikas hat England dies mehr gestärkt, als es selbst beabsichtigte, und wird bei dereinstigen Angriffen Amerikas auf Canada oder britisch-westindische Kolonien auf europäische Unterstützung kaum hoffen können. Einen Vorgeschmack liefert gerade das kleine, an sich bedeutungslose Komplott der Goldsucher zur Losreißung der englischen Golddistrikte Alaskas von Canada.

zahlreichen Organen der deutschen Presse gewiß nicht ausgereicht haben, den antideutschen Ausbruch der öffentlichen Meinung in Nordamerika zu erklären, der nun folgte, wenn man nicht klar sieht, wie dieser vorbereitet war und zu welchen Zwecken er ausgenutzt werden sollte. Als die Wogen der Kriegsbegeisterung in der Union emporstiegen, das ganze Land in athemlose Erregung hineingerieth, da wurden plötzlich die tollsten und unglaublichsten Nachrichten über Stimmung und Haltung in Deutschland, über deutsche Pläne und Absichten nach allen Seiten hin verbreitet, Kabeltelegramme aus London und aus Paris, bestellte Lügennachrichten des Berliner Korrespondenten regten die öffentliche Meinung aufs Allertiefste auf. Kleine Mißverständnisse in Manila wurden zu den ungeheuersten Sensationsnachrichten aufgebauscht.

Zuerst war man wirklich einigermaßen ängstlich; dann, als man sah, wie leicht man mit Spanien fertig wurde, wurde man an einzelnen Stellen der Oeffentlichkeit übermüthig und glaubte, man könne ebenso leicht einen Konflikt mit Deutschland beginnen und erledigen; es fehlte nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch einem Theil der Parteipolitiker, wenn auch nicht den maßgebenden Stellen, an dem Maßstabe des Vergleichs der Schwierigkeiten; eine wirkliche Hetzkampagne brach in Amerika aus, deren Folgen noch bis in die Gegenwart in mancherlei tiefen Verstimmungen, in manchen Abkühlungen wechselseitiger Privatbeziehungen zeitweilig bemerkbar sind. Ich möchte es mir versagen, um nicht meinerseits die Mißstimmung auf unserer Seite des Atlantischen Ozeans wieder anzufachen, auf Einzelheiten dieser Angriffe, die in Wort und Bild auf die ganze deutsche Nation, wie auf einzelne Persönlichkeiten und Vertreter in zum Theil unentschuldbarer Weise erfolgten, näher einzugehen. Die Gemeinheiten, welche einzelne Blätter bei uns z. B. in den Karikaturen über England hervorbringen, berauben uns auch des Rechtes der Entrüstung der Unschuld.

Zwei Thatsachen aber stehen fest: Es ist eine ungeheure Menge von blöden und gemeinen Lügen verbreitet worden, und sie sind von einer sehr großen Masse des amerikanischen Volkes geglaubt und wirken zum Theil bis in die Gegenwart hinein fort. Noch heute kann man in Amerika von ernsten Leuten die Behauptung hören, die deutsche Marine hätte sich „höchst unpassend“ gegen den amerikanischen Admiral benommen und sei von diesem alsdann nur durch Drohungen eingeschüchtert und wieder in die „angemessenen Schranken“ hineinverwiesen worden,

und dergleichen Narreteien mehr. Brandreden wurden seitens einzelner, von leichten Erfolgen oder schweren amerikanischen Getränken Berauschter gehalten, welche glaubten, auf eine Weise der Volksstimmung Rechnung tragen zu dürfen, wie es europäischen Offizieren wohl nicht angemessen erschienen sein würde, und der großen Mehrzahl ihrer Standesgenossen fernlag. Dieser und jener wollte sich da durch Rednerruhm entschädigen, wo der Krieg bei seiner Kürze keine genügende Gelegenheit zum Schlachtenruhm gegeben hatte, und hat dann dazu beigetragen, gewisse Anschauungen nach dieser Richtung zu verstärken. Kurz und gut, es ist zeitweilig gelungen, bei einem Theil des amerikanischen Volkes die Anschauung, daß England der Erbfeind sei, thatsächlich durch die Anschauung zu ersetzen, daß Deutschland seit dem Kriege unausgesetzt dunkle Pläne gegen die Vereinigten Staaten schmiede. Das ist meiner Ueberzeugung nach auch der Hauptzweck des ganzen Manövers gewesen; und unter den Interessenten hieran, sind die Erfinder von Sensations- und Lügennachrichten zu suchen.

Seit dem spanisch-amerikanischen Krieg haben die deutschfeindlichen Quertreibereien in einem Theil der chauvinistischen, der sogenannten gelben Presse, fortgesetzt angedauert. Allerdings wuchs, nachdem die Aufregung vorüber war, sich als ganz grundlos herausgestellt hatte, auch schnell wieder die Zahl derjenigen, die einsahen, wie grundlos und thöricht sie in Wahrheit gewesen war, welche von den Regierungen auf beiden Seiten keinen Augenblick ernsthaft genommen ist. Und schon in der nächsten Folgezeit emanzipirte man sich von dem Gedanken, nunmehr in Zukunft für England die Kastanien aus den verschiedenen Feuern herauszuholen. So kam es, daß Angesichts taktvoller und geschickter diplomatischer Behandlung der Fragen auf beiden Seiten es gelang, bei der Lösung der Samoa-Schwierigkeiten ein Zusammengehen Deutschlands und Amerikas gegenüber England herbeizuführen, wie auch die äußeren politischen Beziehungen im Jahre 1900 durch den Abschluß eines kleinen Handelsabkommens eine erwünschte Glättung erfuhren.

VII.

Das hat indeß die quertreibenden Elemente nicht abgehalten, fortgesetzt weiter zu versuchen, in Amerika gegen Deutschland zu wühlen. Nachdem England und Deutschland vorüber-

gehend einander wieder etwas näher gekommen waren, sind die französisch-russischen Einflüsse in den Vordergrund getreten, ohne daß die ersteren indeß verstummt sind. Ich habe während der ganzen Zeit des chinesischen Konflikts die amerikanische Presse von Tag zu Tag verfolgt. Ueber den „New York Herald" und seinen Einflußkreis ausführlicher zu reden erübrigt, man braucht nur darauf hinzuweisen, daß er französisch-russische Interessen vertritt, für die Plazirung russischer Anleihen in Amerika arbeitet, und es demgemäß im Kreise seiner geschäftlichen Aufgaben liegt, Deutschland bei jedem Schritt zu verdächtigen. Aber auch im Uebrigen war der Pressedienst durchaus tendenziös gefärbt, sowohl was die Nachrichten aus China und Europa anging, wie auch in den Informationen, welche ersichtlich aus dem amerikanischen Staatsdepartement in Washington flossen. Der verstorbene Präsident McKinley war kein Deutschenfreund aber auch keineswegs Deutschengegner und hielt es gerade in dieser Zeit nicht für recht, eine deutschfeindliche Stellung einzunehmen, denn die Deutsch-Amerikaner begannen zu erkennen, daß das deutschfeindliche Spiel sich auch allmählich gegen ihre Stellung im Lande richtete, und der Präsident hätte demgemäß in der kommenden Wahlkampagne ihre Stimmen verscherzt. Aber der Präsident war wie in der inneren so in der äußeren Politik kein starker und selbständiger Mann. Er ließ sich gern von der „öffentlichen Meinung" führen; und da kam in Betracht, daß der Nachfolger Days, des ersten verstorbenen Staatssekretärs McKinleys, Herr Hay, ein zweifelloser Deutschengegner und Anglomane ist. Er hatte einerseits, um England einen Gefallen zu thun, andrerseits aus persönlicher Neigung, von Anfang an eine Deutschland unfreundliche Haltung eingenommen; und da er, selbst ein alter Journalist, auf die Presse einen erheblichen Einfluß ausübt, hat er diese anscheinend ständig in seinem Sinn arbeiten lassen. Es würde lehrreich sein, an der Hand amerikanischer Zeitungsnachrichten zu zeigen, wie in Amerika systematisch der Glaube erweckt ist, daß die Amerikaner sich in China direkt wie die Engel benommen hätten; gelegentliche Skandale, in welchen sogar die Person einer amerikanischen Diplomatenfrau und ein amerikanischer Antiquitätenhändler in der „verbotenen" Stadt verwickelt wurden, vergißt man schnell, ebenso wie den Umstand, daß eines Tages einmal wegen Nichtverzollung eine ganze Schiffsladung von aus China auf unerklärliche Weise herübergesandten Kuriositäten in Kalifornien konfiszirt wurde. Da-

gegen wurden die Greuel der Hunnenbriefe mit Wohlgefallen berichtet und über die deutschen weittragenden Absichten die merkwürdigsten Verdächtigungen ausgestreut. Es hieß dann immer, als ob die deutschen politischen Vorschläge von ungefähr allen anderen Mächten abgelehnt würden, die amerikanische Politik aber ständig gegen sie Siege erfechte. Wenn man so eine Zeit lang in Amerika ist und die dortigen Zeitungen liest, ohne sonstige Nachrichten aus der Heimath zu empfangen, dann könnte Einem für die Zukunft des eigenen Landes oft gar angst und bange werden.

Neuerdings sind nun noch allerlei besondere Manöver hinzugekommen, durch die man die Absichten Deutschlands in Amerika zu verdächtigen suchte. Las man gestern in der Zeitung, Deutschland beabsichtige eine westindische Insel zu annektiren, so ist es morgen eine solche an der Küste von Venezuela, übermorgen ist ein großer Bericht von den deutschen Kolonien in Brasilien und deren blühender Lage zu lesen — o, wäre es doch nur wahr! — und am vierten Tage heißt es, Deutschland rüste eine starke Flotte gegen Amerika, am fünften, der deutsche Kaiser suche ganz Europa zu einem Zollbund gegen die übermächtige amerikanische Konkurrenz zu einen. Ist das eine Gerücht den einen Tag dementirt, so kommt das zweite am nächsten, und so geht es abermals in schnellem Wechsel weiter. Es ist dies Wahnsinn, aber es hat Methode, und diejenigen, von denen es ausgeht, wissen ganz gewiß, was sie wollen. Wäre dies nicht meine Meinung und diejenige Anderer, die die Dinge kennen, so würde ich diese Frage hier gar nicht so breit erörtern, denn im Allgemeinen ist der Amerikaner ein zu kluger und nüchterner Mensch, um sich durch Zeitungsnachrichten gar sehr erregen zu lassen, aber die Urheber der betreffenden Bewegung verfolgen jedenfalls den Gedanken, daß der stete Tropfen den Stein höhlt, während ich andererseits glaube, daß diese Hintermänner nicht in der amerikanischen, sondern in der europäischen Politik zu suchen sind. An einen ernsthaften Konflikt zwischen den beiden Ländern glaubt außerhalb des Kreises der Bierpolitiker oder, wie man in Amerika richtiger sagen wird, der Whiskey- und Cocktail-Politiker, wohl Niemand. Mögen die Amerikaner sich auch mit Recht für die Monroe-Doktrin dadurch beunruhigt fühlen, daß sie selbst die eine Seite derselben, Nichteinmischung in transatlantische Angelegenheiten, durch die Annexion der Philippinen aufgegeben haben — ein belastetes Gewissen wird leicht

Anderen gegenüber empfindlich —; so glaube ich doch selbst, wenn Deutschland die Absicht der Kolonialgründung in Südamerika früher gehabt hätte, würde man sich in Washington noch sehr weislich überlegt haben, ob und wann man dagegen eine feindliche Stellung einnehmen solle. Diese Absicht liegt aber zur Zeit in Deutschland nicht vor und nach meiner Ueberzeugung auch gar nicht im Interesse der deutschen Politik, welche ganz andere und näherliegende Aufgaben in den nächsten Jahrzehnten zu erledigen haben wird; solche, die eine Zurückdämmung der slavischen Woge nach Osten hin ins Auge fassen, anstatt dieser das Vorwärtsdringen durch Herausleitung einer Auswanderung nach Amerika weiter wie im Laufe der letzten drei Vierteljahrhunderte zu erleichtern.

Der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Washington ist sich darüber auch zweifellos klar, und wenn er zeitweilig die antideutsche Stimmung zu fördern suchte, so geschah dies wesentlich zu Gefallen der heißgeliebten englischen Freunde. Unter diesem Gesichtspunkt ist in Deutschland die Präsidentschaft Roosevelts, so betrübend auch die Umstände waren, welche seinen Amtsantritt einleiteten, als durchaus befriedigend anzusehen. Denn dadurch ist ein kluger, weitsichtiger Mann an die Spitze der Regierung gelangt, welcher aus eigener Anschauung und Kenntniß mit Deutschland wohl vertraut ist, und, ein stärkerer Charakter als McKinley, kaum die Hand bieten wird, um die amerikanische Politik für Interessen eines fremden Landes gegen die eines anderen Landes arbeiten zu lassen. Was die Volksstimmung selbst angeht, so zweifle ich keinen Augenblick, daß, wie der Rausch des Kriegserfolgs bereits ernsterer Ueberlegung Platz gegeben hat, so auch der Taumel des wirthschaftlichen Erfolges bald wieder ruhigeren Zeiten Platz machen, die himmelstürmenden Ideen von der Ueberrennung der ganzen Welt durch amerikanische Konkurrenz sich soweit legen werden, daß man auch anderen ihren Platz an der Sonne gönnt, und daß die zunehmende Intensität der Verbindungen durch persönlichen und wissenschaftlichen Verkehr wieder dazu beitragen wird, jene Gefühle in den Vordergrund zu bringen, welche früher herrschten und für die beiderseitigen Beziehungen die naturgemäßen sind.

Nicht klein ist heute die Partei in Amerika — und ich glaube recht viel aufrichtiger als in England —, welche für den pangermanischen Dreibund zwischen Deutschland, Amerika und England schwärmt, und es giebt auch noch zahlreiche Persönlichkeiten, welche, wie vor 1896,

überzeugt sind, zwischen Deutschland und Amerika könnten stets nur freundschaftliche Beziehungen herrschen; der gegebene Gegner der Zukunft sei der Nachbar im Norden und in Westindien, der englische Erbfeind. Der Tag wird kommen, wo akute Konflikte auch wieder zwischen diesen beiden durch Sprache und Rechtsgemeinschaft und vielfache persönliche Beziehungen verbundenen Nationen ausbrechen, zumal, wenn Amerika fortfährt, seine Superiorität auf wirthschaftlichen und anderen Gebieten England in jedem Augenblick möglichst nachdrücklich fühlen zu lassen. Ich sehe nicht, in welcher Weise zwischen Deutschland und Amerika so tiefgehende Konflikte entstehen könnten wie zwischen diesen beiden größten Konkurrenten auf allen Gebieten, begreife aber wohl, warum man es englischerseits versucht, diesen Thatbestand zu verdunkeln. Daß hierzu der Berliner Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes, der unwürdige Träger eines deutschen Namens, wesentlich die Hand geboten hatte, ist glücklicher Weise neuerdings erkannt und abgestellt worden. Wir dürfen wohl hoffen, daß in Zukunft die Preßbeziehungen dadurch besser werden werden, daß anstatt der tendenziösen Meldungen einfach die Wahrheit von Land zu Lande berichtet wird, und daß das seit vorigem Jahr bestehende deutsch-amerikanische direkte Kabel hierbei fördernd mitzuwirken vermag. Die beiden Nationen können einander viel sein und viel von einander lernen, wenn sie sich vorurtheilslos, offen und ehrlich gegenübertreten. Ein Konflikt dagegen kann nur der Politik Dritter nützen, die im Trüben fischen wollen, mögen sie an der Themse, Seine oder Newa sitzen; und das erklärt zur Genüge die antideutsche Stimmungmache der letzten Jahre in Amerika. Immerhin hat man unter dem Deckmantel der Stellungnahme gegen Deutschland auch in Amerika andere Ziele mit verfolgt, die man zur Zeit auszusprechen nicht für opportun erachtet. Dahin gehört besonders die Erklärung, die amerikanische Flotte müsse der deutschen überlegen werden. Dies ist nur eine zur Zeit zweckmäßig erscheinende Form, um die Rüstung dem Ziele zuzuführen, welches von offeneren Naturen auch heute schon proklamirt wird, Amerika müsse eine Flotte haben, die der englischen gewachsen ist und die Seeherrschaft erwirbt. Welche Konstellationen sich in dieser Entwicklung ergeben werden, wie eine politisch oder wirthschaftspolitisch aggressive Politik Nordamerikas die Weltgeschichte beeinflussen kann, ist eine müßige Spekulation. Das aber dürfte feststehen: wer vermeint, auf eine fortschreitend ungünstige Stimmung der Amerikaner

gegenüber Deutschland seine Rechnung basiren zu dürfen, der wird hierfür nicht die Mitwirkung der derzeitigen Lenker der beiden Völker und auch nicht der breiten Massen gewinnen können. Wenn somit Deutschland und die Vereinigten Staaten sich wirthschaftlich und maritim auf die Höhe der Wettbewerbsfähigkeit bringen, so werden sie dadurch nicht zu einer Verschärfung von Gegensätzen gelangen, sondern sich dem Ziele nähern, daß sie gemeinsam andere Mächte von der Ausübung einer ungebührlichen Vorherrschaft auf dem Wasser oder bedrohlicher Weiterexpansion zu Lande werden zurückhalten können.

Zeno,
der Gründer der Stoa.

Von

A. Döring.

Nächst dem Platonismus und der aristotelischen Philosophie ist kein philosophisches System für die Kulturentwicklung der Menschheit so bedeutungsvoll geworden, wie das stoische. Es hat zu jenen letzten Entwicklungen des antiken Denkens, die einestheils im Neuplatonismus gipfeln, anderntheils aber für die christliche Dogmenbildung eine ausschlaggebende Bedeutung erlangt haben, eine erhebliche Beisteuer geliefert. Vielleicht ist schon der Paulinismus in weit höherem Maße, als heute erkannt und gewürdigt wird, direkt von der Stoa beeinflußt worden.

Unzweifelhaft wäre es in hohem Grade anziehend und geschichtlich werthvoll, wenn es möglich wäre, dem Urheber einer so mächtigen geistigen Bewegung persönlich nahe zu treten und gleichsam ins Angesicht zu schauen. Der Erfüllung dieses Wunsches scheint aber das grausame Geschick der Zerstörung, dem mit dem größten Theil der Geistesarbeit der antiken Philosophie auch das Wirken Zenos anheimgefallen ist, im Wege zu stehen.

Fast Alles, was uns von der antiken Philosophie erhalten ist, gleicht genau den weiten Trümmerfeldern, die heute die Stätten der alten Kultur bezeichnen. Die zwei Jahrhunderte griechischen Denkens vor Plato und die sechs Jahrhunderte von seinem Tode bis zum Erstehen des Neuplatonismus sind Ruinenfelder, über denen der Gräuel der Verwüstung lagert. Man braucht nur die bei Diogenes Laertius erhaltenen Schriftenverzeichnisse der Philosophen anzusehen, um zu ermessen, welches Maß von Gedankenarbeit auf diesem Gebiete der Zerstörung anheimgefallen ist. Wie es aber bei den baulichen Trümmerfeldern einen sehr großen Unterschied macht, ob sie in dem Zustande der Verschüttung fort-

bestehen, in den die Wirksamkeit der Naturkräfte sie versetzt hat, oder ob die virtuose Technik der Ausgrabekunst den Schutt der Jahrhunderte weggeräumt hat, so verhält es sich auch mit diesen Ruinen geistiger Schöpferthätigkeit.

Und hier wie dort ist gerade in den letzten Jahrzehnten Ungeheures geleistet worden. Und zwar kommt auf dem philosophiegeschichtlichen Gebiete das Verdienst fast ausschließlich dem genialen Scharfsinn und dem Riesenfleiße der deutschen Philologie zu. Ihr ist es zu danken, daß die vagen Umrisse der Geschichte der antiken Philosophie in erheblichem Maße an Schärfe und Bestimmtheit gewonnen haben. Immer schärfer werden in der vorplatonischen Zeit die Züge der einzelnen Denker und die Entwicklungszusammenhänge der Systeme herausgearbeitet. Und für die nachplatonische Zeit vermögen wir mehr und mehr an Stelle schablonenhafter Schilderung der vier diesen Zeitraum beherrschenden Schulen eine gegliederte und individualisirte Geschichte treten zu lassen. Wir sind im Stande, wenn auch nur in gröberen Umrissen und mit empfindlichen Lücken, die Entstehung der vier Systeme, des akademischen, peripatetischen, stoischen und epikureischen, in dem Zeitraume vom Tode Platos (347) bis zum Tode Zenos (264), ja selbst den Entwicklungsgang der einzelnen Männer und in den auf diese Entstehungszeit folgenden Jahrhunderten die Kämpfe und Wechselwirkungen der Schulen bis zu ihrem Erlöschen nach ihren successiven Phasen zu rekonstruiren.

Was hier generell angedeutet ist, das gilt speziell auch für die Stoa und ihren Stifter. Während selbst Zeller noch in der 1880 erschienenen dritten Auflage seines großen Werkes wenigstens für das Jahrhundert der Altstoa eine Differenzirung für unmöglich hält, ist zunächst für die Lehre Zenos durch die Arbeiten von Wellmann (1873), Wachsmuth (1874 und 1875) und Hirzel (1882) ein fester Boden gewonnen und in der sorgfältigen, ganz auf den deutschen Vorarbeiten beruhenden Zusammenstellung des Engländers Pearson (The Fragments of Zeno and Cleanthes, London 1891) eine bequeme Uebersicht über das Erarbeitete geschaffen worden. Vielleicht mag in der einen oder andern der hier zusammengestellten Notizen der Name Zeno als Appellativum für die Stoa überhaupt stehen; dafür sind wir aber auch berechtigt, an anderen Stellen, wo der Name fehlt, aus zutreffenden Gründen ihn einzusetzen. Und ebenso hat die schöne Arbeit von Wilamowitz über Antigonos von Karystos (Philologische Untersuchungen, heraus-

gegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Berlin 1881), den Wust von Nachrichten über die Persönlichkeit Zenos gesichtet und insbesondere die Reste des Berichtes eines begabten Zeitgenossen herausgeschält.

Bei dieser Sachlage ist es möglich, mit größerer Aussicht auf Erfolg als bisher, die philosophische Entwicklung, das endgültige System und das Lehrwirken Zenos wenigstens den Grundzügen nach zu schildern.

Zenos philosophische Entwicklung.

In Bezug auf die Zeitbestimmungen aus Zenos Leben bildet gegenüber anderen abweichenden Daten die von seinem Landsmann, Hausgenossen und Lieblingsschüler Persäus herrührende Angabe, er sei mit 22 Jahren nach Athen gekommen und mit 72 Jahren gestorben (Diog. L. VII. 28), einen festen Punkt. Und da nun ferner die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß sein Tod um 264 fällt, so wäre er 336 geboren und 314 nach Athen gekommen. Seine Lehrzeit bis zur Eröffnung der eigenen Schule giebt der Geschichtschreiber der Stoa Apollonius von Tyrus (um 50 v. Chr. Diog. L. VII. 4) auf 20 Jahre an. In diesem Falle hätte die Eröffnung der Schule erst 294 stattgefunden, doch mag diese Bemessung der Lehrzeit etwas zu hoch gegriffen sein, und es kann die Eröffnung der Schule, wenn auch nur mit Wahrscheinlichkeit, um 300 angesetzt werden.

Die Geschichte seiner philosophischen Entwicklung ist mehrfach mit, einander widersprechenden, legendarischen Zügen ausgeschmückt. Wir halten uns hier stillschweigend an das überwiegend Wahrscheinliche, ohne darum doch die signifikante Anekdote ganz zu verschmähen.

Die Vaterstadt Zenos, die griechische Kolonie Kition auf Cypern, hatte in ihrer Bevölkerung einen erheblichen phönizischen Bestandtheil. Zeno entstammte, da er häufig als Phönizier bezeichnet wird, offenbar diesem semitischen Bevölkerungselement, doch fehlt jede Kunde, ob er rein phönizischen Blutes oder nur Halbbarbar war, und auch im ersteren Falle, in welchem Maße bereits zur Zeit seiner Geburt eine geistige Assimilation durch das Griechenthum stattgefunden hatte. Anscheinend fehlte es wenigstens seinem Vater, einem seefahrenden Kaufmann, nicht an Verständniß für die Ueberlegenheit der griechischen Kultur, die ja gerade in den Kinderjahren Zenos in der Zertrümmerung des persischen Kolosses mit den

thönernen Füßen vor aller Augen offenbar wurde. Dieser Vater soll (nach dem Geschichtschreiber Demetrios Magnes um 50 v. Chr. bei Diog. L. VII. 31) schon dem Knaben von seinen Geschäftsreisen nach Athen „viele der sokratischen Schriften" mitgebracht haben. Gemeint sind offenbar die Dialoge der Sokratiker, vielleicht auch der Kyniker, in denen Sokrates verherrlicht wurde. Jedenfalls fehlten darunter die Denkwürdigkeiten Xenophons nicht, die auch nach einem der erwähnten legendarischen Berichte, und zwar gerade durch diejenigen Züge, die Sokrates mit den Kynikern gemeinsam hatte, auf den jungen Zeno Eindruck gemacht haben sollen (Diog. L. VII. 2 f.). Auch der gelehrte Rhetor Themistios (um 350 nach Chr.) erklärt es (Or. XXIII. 2950) für eine allgemein bekannte Thatsache, daß Zeno durch „die Apologie des Sokrates" (ist damit die platonische Apologie oder sind Xenophons Denkwürdigkeiten, die thatsächlich auch eine Apologie sind, gemeint?) aus Phönizien in die atheniſche Säulenhalle geführt worden sei. Vielleicht war dieser Vater selbst schon ein Verehrer der Sokratik; vielleicht ist er eine für die damals unter den Barbaren des Ostens beginnende Ausbreitung der griechischen Bildung, für den beginnenden Hellenismus, typische Erscheinung.

Unzweifelhaft war durch diese Lektüre die Geistesrichtung des jungen Zeno schon fest bestimmt, als er sich, 22 Jahre alt, Studien halber nach Athen begab. Er schloß sich an den geistvollen Kyniker Krates an, den bedeutendsten Nachfolger des Diogenes, bekannt durch seine Ehe mit Hipparchia, die, obwohl aus gutem Hause, dem unschönen Bettelphilosophen im gleichen groben Bettlermantel auf seinen Wanderzügen begeistert folgte.

Zeno war anscheinend wohlhabend. Nach einer jedenfalls boshaft übertreibenden Angabe (D. L. 13) soll er die kolossale Summe von 1000 Talenten ($4^1/_2$ Mill. Mark) mit nach Athen gebracht und dort auf riskante Unternehmungen zu hohem Zinsfuß ausgeliehen haben. Ist dies aber auch feindseliger Klatsch, so mag doch die kynische Lebenshaltung und die Verachtung der herrschenden Sitte, an die ihn sein Meister zu gewöhnen bemüht war, ihn sauer angekommen sein. Dies spiegelt sich in einer charakteristischen Anekdote (D. L. 3). Krates befahl ihm, einen Topf mit Linsen, einem der Hauptgerichte der Kyniker, durch den Kerameikos zu tragen. Zeno verbirgt den Topf unter seinem Gewande. Krates sieht es und zerschlägt den Topf mit seinem Stabe, so daß die schwarze Brühe an Zenos Beinen herabläuft.

Einen völligen Bruch mit dem kynischen Prinzip selbst bedeutet dieser Anstoß an den plumpen, reklamehaften Aeußerlichkeiten seiner Vertreter keineswegs. Jedenfalls hatte der Gedanke der Selbstgenugsamkeit des Weisen ihn dauernd gefangen genommen, wenn er demselben auch eine veränderte Wendung gab. Aber mehr noch! Er soll persönlich dauernd der kynischen Lebensführung ergeben geblieben sein (D. L. VI. 104). Die Zeugnisse über seine außerordentliche Frugalität noch im späteren Lebensalter werden später erwähnt werden. Nach einem allgemein angenommenen Satze der Stoiker galt der Kynismus für den „abgekürzten Weg der Tugend“ (D. L. VI. 104; VII. 121).

Insbesondere besitzen wir einige Nachrichten über eine Gruppe seiner Schriften, die dieser kynischen Sturm- und Drangperiode angehörten, die aber im Verzeichniß seiner für die Schule kanonischen Schriften (D. L. VII. 4) fehlen. Für die Gegner bildeten diese Schriften einen Angriffspunkt, für die Schule einen Stein des Anstoßes. Man wollte namentlich die bekannteste derselben, den „Staat“, ihm absprechen, doch besitzen wir für ihre Echtheit das vollgültige Zeugniß seines Enkelschülers Chrysippos, des zweiten Gründers der Stoa (D. L. 34). Es wird ein Fall berichtet, daß ein Stoiker, der im letzten vorchristlichen Jahrhundert Vorsteher der Bibliothek von Pergamon war, aus diesen Schriften die anstößigen Stellen herausgeschnitten habe. Dies sei jedoch entdeckt worden; man habe die Schriften ergänzt, den Fanatiker der stoischen Lehrreinheit aber zur gerichtlichen Verantwortung gezogen (ib.).

Man sagte von der Schrift über den Staat, sie sei auf dem Schwanze des Hundes geschrieben (D. L. 4). Die wahrscheinlichste Deutung dieses Scherzwortes ist die, daß er zur Zeit ihrer Abfassung zwar über den „Hund“, d. h. den Kynismus, schon einigermaßen hinweggekommen war, noch nicht aber über den Schwanz. Anscheinend bewegte sich das in dieser Schrift entworfene Staatsideal in der That noch ganz in den Gedankengängen, die auch den Staatsidealen eines Antisthenes und Diogenes zu Grunde lagen. Es war nämlich wohl auf der Voraussetzung aufgebaut, daß alle Menschen Anhänger der kynischen Bedürfnißlosigkeit geworden, um so den anschaulichen Beweis für die allgemeine Durchführbarkeit und Ersprießlichkeit dieses Prinzips zu führen. Der Grundcharakter dieses Idealstaats ist die ideale Anarchie. Sind alle Menschen durch die kynische Illusionsfreiheit (ἀτυφία) vom Wahne der erträumten Bedürfnisse und Güter befreit, so bedarf

es nicht mehr der engen Stadtstaaten mit ihren Rechten und Gesetzen. Alle Menschen betrachten sich als Volksgenossen und Mitbürger. Wie eine friedliche Heerde leben sie alle unter dem gleichen Vernunftgesetze, das sie in sich tragen (Pearson, Fr. 162). Der Idealstaat des jungen Zeno war ein Weltstaat! Auf diesen idealen Anarchismus deutet auch das Wort aus der Politie hin, daß der Eros, der Zug der freien Neigung von Mensch zu Mensch, ein Gott sei, der viel zum Gedeihen des Staates helfe (Pears. 163). Und ein noch direkteres Zeugniß für das innere Gesetz, das hier allein herrscht, würden wir haben, wenn das Fragment Pears. 165, nach dem die Städte nicht mit Weihgeschenken, sondern mit den Tugenden der Bürger geschmückt sein sollen, dem „Staat" entnommen wäre. Gleich im Anfange dieses „Staats" stand die echt kynische Erklärung, daß wissenschaftliche Kenntnisse nutzlos seien (D. L. VII. 32). Für den anarchistischen Charakter zeugt das Fallen der Tempel — diese sind der Gottheit unwürdig — und der Gerichtshöfe, wahrscheinlich weil es keine anderen Gesetze giebt, als das innere in der Brust eines Jeden. Es giebt auch keine Ehe, sondern zwanglose Geschlechtsgemeinschaft. Die Form, in der uns diese Notiz erhalten ist („jeder Beliebige mit jeder Beliebigen") zeigt nur den feindselig denunziatorischen Charakter dieser Berichte. Die gleiche Kleidung für beide Geschlechter ohne Rücksichtnahme auf schamhafte Verhüllung scheint auf die allgemeine Annahme der kynischen Tracht hinzuweisen. Geld giebt es nicht; man bedarf seiner weder zum Handel, noch für Reisen, offenbar weil Beides nicht stattfindet. Warum es auch keine Gymnasien geben soll, ist schwer zu sagen (D. L. VII. 33—131). Ausdrücklich wird auch an dieser Stelle bezeugt, daß im Musterstaate ausschließlich die „Guten", d. h. die im kynischen Sinne Tugendhaften, unter einander sämmtlich nicht nur als Mitbürger, sondern auch als Freunde und Verwandte gelten und daß sie Freie sind.

Diese letzten Spezialzüge des Musterstaats sind von einem sonst unbekannten Skeptiker Cassius zusammengetragen. In welch' boshafter Weise hier diese Jugendsünde Zenos in der Polemik gegen das stoische System ausgenutzt wurde, dafür bietet ein charakteristisches Beispiel die an den zuletzt angeführten Satz angeknüpfte Folgerung: „Somit sind für die Stoiker (!) die Eltern und die Kinder Feinde (!), weil sie nicht Weise (das stoische Schlagwort boshaft substituirt!) sind". Es ist genau dasselbe Spiel, das schon gegen Sokrates der post-mortem-Ankläger desselben,

der Rhetor Polykrates, geübt hatte. Wie Xenophon (Mem. I, 2, 9 ff.) zeigt, hatte dieser unter Anderem aus der von Sokrates häufig erörterten Aehnlichkeit des Unweisen mit dem Wahnsinnigen die Konsequenz gezogen, daß der den Vater an Einsicht übertreffende Sohn den Vater fesseln dürfe. Wir werden gleich noch weitere Beispiele finden, daß gerade die Skeptiker sich dieser unwahrhaftigen Kampfesweise gegen die Stoa bedienten. Bei Zeno kommt noch hinzu, daß es sich um später von ihm völlig aufgegebene Theorien handelte, denn in seinen späteren Jahren huldigte er anscheinend dem aufgeklärten Despotismus. Ein paar andere aus dem „Staate" erhaltene Züge beweisen, daß Zeno darin neben der Lebensführung in der idealen Anarchie auch das Verhalten des kynischen Weisen unter der bestehenden Gesellschaftsform in Betracht gezogen hatte. „Der Weise wird heirathen und Kinder zeugen" (D. L. VII, 121). Darin liegt kein Widerspruch gegen die für den Idealstaat proklamirte Ungebundenheit, sondern nur die Stellungnahme zu einer für den gegebenen Gesellschaftszustand auch in der Folge noch viel umstrittenen Frage. Und ferner: „Der Weise wird Knaben lieben, die durch ihre Schönheit ihre Anlage zur Tugend an den Tag legen" (D.L. VII, 129). Hier haben wir genau den rein pädagogischen Eros des Sokrates (Mem. IV, 1), nur mit der überaus charakteristischen Modifikation, daß Sokrates das ihn Anziehende ausdrücklich auf seelische Anlagen einschränkt, während Zeno, offenbar unter Anwendung eines physiognomischen Axioms, den schönen Körper als Erkennungsgrund der schönen Seele voraussetzt.

Noch sehr viel schlimmere Dinge aber hatten die Gegner, und unter ihnen auch wieder vornehmlich die Skeptiker, aus den beiden andern Jugendarbeiten Zenos, den „Diatriben" und der „Theorie der Liebe" (ἐρωτικὴ τέχνη) herausgelesen. In den Diatriben (schon der Name weist auf den kynischen Charakter hin; die Diatribe ist die bei den Kynikern übliche paränetische, predigtartige Rede) sollte er den ungebundenen Geschlechtsverkehr auch mit Knaben in den ausdrücklichsten Worten gutgeheißen haben (Sext. Emp. Hyp. III, 245; Dogm. V, 190; D. L. VII, 34). Unzweifelhaft gehören diesen Schriften auch die Ausführungen an, nach denen die geschlechtliche Berührung durchaus keinen anderen Charakter habe, wie jede andere leibliche Berührung, und daher auch mit der eigenen Mutter oder Tochter völlig unverfänglich sei (Sext. Emp. Hyp. III, 205; 246; Dogm. V, 246; Orig. c. Cels. IV, 45). In welchem Sinne und Zusammenhange diese Dinge von Zeno erörtert wurden, das zeigt der Aus-

druck des Origenes (an der zuletzt angeführten Stelle), daß in den Ausführungen der Stoiker (auch Chrysipp ist groß in derartigen ethischen Subtilitäten) solche Handlungen „τῷ ἰδίῳ λόγῳ“, d. h. rein in abstracto genommen, ethische Adiaphora seien. Erläutert wurde dies durch den Fall, daß Vater und Tochter die einzig überlebenden Menschen sind, es sich also um die Fortdauer des Menschengeschlechts handelt (Orig. a. a. O.). Wir sehen hier ganz die, nicht eben geschmackvolle, Weise der Kyniker, die übrigens in weitgehendem Maße auch bei den Stoikern noch fortdauert, überall aus dem durch die Sitte Geheiligten durch einen Abstraktionsprozeß das Naturgemäße herauszupräpariren. In diesem Sinne hatte schon Diogenes seine Tendenztragödien, einen Oedipus, einen Thyestes, eine Medea, verfaßt; in diesem Sinne wurde auch noch von Chrysipp und anderen Stoikern die Frage des Verzehrens menschlicher Leichname erörtert.

Im Uebrigen ist über Inhalt und Zweck dieser beiden Schriften nichts bekannt. Hinsichtlich der Theorie des Eros darf gewiß vermuthet werden, daß dabei der auch von Plato im Symposion so eigenartig durchgeführte sokratische Gedanke durchaus maßgebend war. Bezeugt wird nur (D. L. VII, 34), daß auch diese beiden Schriften eine Fundgrube für gehässig verwendbare Stellen bildeten.

Außer diesen kynischen Besonderheiten, die theilweise dauernd in das stoische Denken hineinspielen, hat aber Zeno jedenfalls aus seiner kynischen Phase zwei große leitende Prinzipien seines künftigen Denkens übernommen, die Eudaimonie als ausschließlichen Zweck der gesammten Denkarbeit und den ethischen Intellektualismus, d. h. die Ueberzeugung, daß die Lebensführung ausschließlich durch Vernunftthätigkeit zu regeln sei.

Im Uebrigen aber ist ihm offenbar mit der Zeit der Kynismus zu enge und zu unwissenschaftlich, zu dogmatisch geworden. Nach zwei Seiten sucht er Erweiterung und Vertiefung, nach der erkenntnißtheoretischen Seite im Allgemeinen, und hinsichtlich der Frage nach einem wissenschaftlichen Prinzip der Werthbestimmung. In ersterer Beziehung waren in der peripatetischen und namentlich in der megarischen Schule lebhafte Erörterungen im Gange. Scharfsinnige Köpfe, wie Diodoros Kronos, Alepinus und vornehmlich Stilpon, seit dem Tode des Aristoteles (322) die erste philosophische Kapazität Griechenlands, der „ganz Griechenland megarisiren machte“ (D. L. II, 113), erörterten die Wirklichkeit der Erscheinungswelt in negativ kritischem Sinne. Die Kyniker hatten seit Diogenes die von Anti-

sthenes noch gepflegten erkenntnißtheoretischen Fragen ganz fallen lassen. Aber solche Scherze, wie der des Diogenes, der die Frage nach der Realität der Bewegung durch Auf- und Abgehen löste, konnten einem wissenschaftlich veranlagten Kopfe, wie Zeno war (D. L. VII, 15, 25), nicht genügen. In höchst charakteristischer Weise wird diese Sachlage durch die Anekdote veranschaulicht, daß Krates den zu Stilpon übergehenden Zeno am Kleide zu sich zurückziehen will, worauf Stilpon bemerkt, die richtige Handhabe des Philosophen seien die Ohren; man ziehe ihn zu sich, indem man ihn überzeuge (D. L. VII, 24).

Die andere Frage, die nach einer wissenschaftlichen Ableitung der Lebenswerthe, war, obwohl auch Aristoteles und seine Schule zu ihr Stellung genommen hatten, so zu sagen die Domäne der Akademie geworden. Sehr bestimmte Spuren der Richtung auf diese Frage finden wir schon bei Speusippos (347—339) und Xenokrates (339—314). Die volle Entwicklung der akademischen Lehre erfolgte sodann durch Polemon (314—270), der die Reste der von Plato überkommenen metaphysischen Erörterungen ganz in die Rumpelkammer geworfen zu haben scheint, jedenfalls die axiologische Ethik ganz in den Vordergrund stellte.

So finden wir denn Zeno zunächst als eifrigen Schüler des Diodoros Kronos, der gegen 307 gestorben ist, und des Stilpon, der bis gegen 300 gelebt hat (D. L. II. 114, 120; VII. 2, 16, 24 f.). Er wird sich mit dem ganzen Apparat der auf Herabsetzung der Erscheinung zum bloßen Scheine abzielenden Argumente und eristischen Kunststücke der Megariker auseinandergesetzt haben und gewann als Resultat die derb realistische Erkenntnißlehre, die wir als ersten Haupttheil seines Systems kennen lernen werden.

Daß er bei der Hinwendung zu Polemon schon ein gereifterer Denker war, wird mehrfach bezeugt (D. L. VII. 25; Cic. Fin. IV. 45, 61; Acad. I. 34). Es wird ihm als ein Beweis der Freiheit von Hochmuth und Dünkel (ἀτυφία) ausgelegt, daß er sich zu den Füßen dieses Lehrers setzte. Und andrerseits muß er sich von Polemon den Vorwurf gefallen lassen, daß er ihm heimlich seine Lehrsätze entwende. Wir dürfen ihn uns also wohl als angehenden Dreißiger denken, als er sich Polemon zuwandte. Polemon ist der charakteristische Vertreter der Ableitung der Lebensgüter aus dem Naturbedürfniß. Durch ihn erhält die schon vom alternden Plato in den „Gesetzen"

aufgestellte Lehre von den drei Güterklassen, den seelischen (Tugenden), den körperlichen und den äußeren, mit stark absteigender Werthskala, ihre universelle Ausbildung und, eben durch die Ableitung aus dem Naturbedürfniß, ihre wissenschaftliche Fundirung. Das so gewonnene summum bonum war eine Zusammenfassung der drei Gütergruppen mit ungleicher Bewerthung der Gruppen; aus diesem Güterkomplex wurde dann die Ethik als Theorie der die Glückseligkeit realisirenden Lebensführung abgeleitet. Von Polemon hat offenbar Zeno das Lehrstück übernommen, das als fester Bestand in das stoische System übergegangen ist (D. L. VII. 85 f.), daß, wie schon beim Thiere, so auch beim Menschen, der Naturtrieb (ὁρμή) das bestimmende Prinzip des Verhaltens sei und sein müsse, daß dieser Drang aber nicht auf Lust, sondern auf Selbsterhaltung und auf die Befriedigung der Naturbedürfnisse selbst und an sich gerichtet sei. Die Lust sei nicht der erstrebte Zweck, sondern nur die unbeabsichtigte Begleiterscheinung der eingetretenen Befriedigung.

Aber Zeno bleibt bei der vielgestaltigen Güterlehre Polemons nicht stehen. Es war ihm wohl anstößig, daß dabei die Glückseligkeit wenigstens theilweise von Dingen abhängig wird, die vom Schicksal abhängen und nicht in der Gewalt des Menschen sind. Er schränkte daher das Naturbedürfniß auf die Bethätigung der spezifisch menschlichen Anlage, der Vernunft, in der Leitung des Lebens ein, wenigstens in dem Sinne, daß diese Vernunftbethätigung in der Lebensführung das einzig wirkliche Gut sei. Hier läßt sich der Uebergang von Polemon zum spezifisch Stoischen mit Händen greifen. Ein Widerspruch in den Quellen über diesen Centralpunkt der Lehre Zenos ist nur scheinbar. Nach dem einen Bericht nämlich (D. L. VII. 87) hätte er in seiner Schrift „Ueber die Menschennatur“ gelehrt, das Lebensziel bestehe in der Uebereinstimmung der Lebensführung mit der Natur (das heißt doch wohl mit der Vernunftanlage der Menschennatur). Diese Uebereinstimmung werde aber erreicht durch Tugend. Nach dem anderen Bericht (Stob. Ecl. II. 7) habe er das Lebensziel in die Uebereinstimmung der Lebensführung schlechthin, ohne Zusatz, in ihre Uebereinstimmung mit sich selbst im Gegensatze gegen das Widerspruchsvolle und Widerstreitende der Begehrungen gesetzt. Es ist deutlich, daß dies Prinzip der praktischen Widerspruchsfreiheit mit dem Prinzip der Vernunftgemäßheit der Lebensführung identisch, nur ein anderer bestimmterer Ausdruck für dieselbe ist. Durch diese einfache Erwägung scheint

mir die vielerörterte Frage des Widerspruchs der beiden Berichte gegenstandslos zu werden. Beide Formeln fordern ein Handeln lediglich nach der spezifischen Anlage der Menschennatur, der Vernunftanlage. Das Prinzip Polemons ist so vereinheitlicht und die Glückseligkeit von den Launen des Geschickes unabhängig gemacht.

Dagegen kann es wirklich in Zweifel gezogen werden, ob Zeno auch schon den weiteren Schritt über Polemon hinaus gethan hat, dieser eudämonistischen Ethik einen metaphysischen Hintergrund zu geben, d. h. die Uebereinstimmung des Handelns mit der Vernunft über die Menschennatur hinaus auch schon auf die *Allnatur* auszudehnen.

Die Vorfrage für die Entscheidung dieser Frage ist, ob schon er den Anschluß an *Heraklit*, den genuinen Vertreter dieses Standpunktes, vollzogen hat. Daß dieser Anschluß an Heraklit bei *Kleanthes*, dem Nachfolger Zenos, vorliegt, steht unzweifelhaft fest. Wenn auch bei Zeno, so würde das eine neue, dritte, Entwicklungsphase seiner Ethik darstellen.

Die *äußeren* Zeugnisse für die Zuwendung Zenos zu Heraklit sind bestreitbar. Der sonst nicht sehr zuverlässige Chronist der stoischen Schule, *Apollonius von Tyrus*, berichtet, Zeno habe das Orakel befragt, was er thun müsse, um zur besten Lebensführung zu gelangen, und den Bescheid erhalten: in Lebensgemeinschaft treten mit den Todten (συγχρωτίζεσθαι, nach anderer Erklärung Farbe annehmen von den Todten). Zeno habe diesen Spruch auf das Studium der Alten gedeutet (D. L. VII. 2). Es liegt kein Grund vor, diese Erzählung, wie vielfach geschieht, deshalb für eine Legende zu erklären, weil darin das Orakel eine Rolle spielt. Es ist durchaus nicht unglaublich, daß ein Mann seiner Art, noch in der Entwicklung begriffen und mit noch nicht feststehenden Ueberzeugungen über die jenseitigen Dinge, bei innerer Beunruhigung, in einer Krise seines inneren Lebens, zum Orakel seine Zuflucht genommen haben sollte. Man denke nur an Sokrates, Zenos Ideal. Daß damit der ganze Vorgang, insbesondere der Spruch des Orakels selbst, nicht erklärt ist, muß bereitwillig zugestanden werden. Wobei doch auch wieder in Anschlag zu bringen, daß die Abruptheit und Kürze des Berichts uns jede Handhabe zu einer pragmatischen Erklärung vorenthält. Ein direktes Zeugniß für Zeno als Zögling Heraklits findet sich nur bei dem Platoniker des 2. nachchristlichen Jahrhunderts *Numenius* (Eus. praep. ev. XIV. 5).

Es ist aber aus inneren Gründen im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die für das stoische System so charakteristische Zuwendung zu Heraklits Lehre vom vernünftigen Feuer als Weltprinzip und als Prinzip des Handelns schon dem Stifter der Schule angehört. Es werden sich bei der Darstellung der Lehre Zenos die entscheidenden Data dafür ergeben.

Ist aber dies der Fall, so ist er auch bei der Uebereinstimmung mit der Natur, d. h. der Vernunft, nicht bei der Menschennatur stehen geblieben, sondern hat dieselbe auf die Allvernunft ausgedehnt. Wenn daher erst von Kleanthes berichtet wird, er habe diese Uebereinstimmung auf die Allvernunft (und zwar ausschließlich auf diese) bezogen, und Chrysippos sodann sowohl auf die Allvernunft, als auch auf die in der menschlichen Natur sich offenbarende Vernunft (D. L. VII. 89), so dürfen die darin angedeuteten Unterschiede vielleicht so gedeutet werden, daß es sich um ein a parte potiori handelt, in der Weise, daß Zeno überwiegend die Vernunft in der Menschennatur, Kleanthes überwiegend die Allvernunft betonte und erst Chrysipp beide gleichmäßig zur Geltung kommen ließ.

Wir haben so, wenn auch, entsprechend der dürftigen Natur der Quellen, nur in groben Umrissen, ein Bild der philosophischen Entwicklung Zenos gewonnen. Dieselbe geht in Bezug auf das Prinzip der Lebensführung von der abstrakten Freiheitslehre der Kyniker zur anthropologischen Begründung in der Akademie und von da zur metaphysischen Begründung durch Heraklit. Er gewinnt so zugleich zur Ethik eine „Physik", und da ihn zugleich auch das Problem der erkenntnißtheoretischen Grundlage beschäftigt hatte, so geht daraus als dritter Theil des Systems eine Erkenntnißlehre oder „Logik" hervor. Es wird bezeugt, daß schon Zeno selbst diese Dreitheilung des Systems und zwar in der Reihenfolge Logik, Physik, Ethik gehabt hat (D. L. VII. 39, 41). Die Zahl seiner Schriften, in denen diese endgültige Phase seines Denkens zum Ausdruck kam und die daher im Gegensatz gegen die vorgenannten in der Schule als klassisch gelten, ist nur eine mäßige (D. L. VII. 4, 39). Es darf angenommen werden, daß Zeno, als er, etwa um 300 vor Chr., in der bunten, d. h. mit Gemälden geschmückten Halle (Στόα ποικίλη) seine Lehrthätigkeit begann, in allem Wesentlichen mit sich auf dem Reinen war. Es ist daher berechtigt, schon an dieser Stelle die Grundzüge seines Systems vorzuführen und erst dann die Nachrichten über sein weiteres Leben folgen zu lassen.

Zenos System.

Wir finden bei Diogenes Laertius am Anfange des Abschnitts über die stoische Ethik (VII. 84) die Bemerkung, daß die Darstellung der ethischen Lehren bei Zeno und Kleanthes, als den älteren, noch eine einfachere und weniger komplizirte gewesen sei. Es ist gewiß berechtigt, diese Bemerkung auch auf die beiden übrigen Theile des Systems auszudehnen. Die Ueberwucherung mit allerlei Nebenwerk, die gerade für die Stoa besonders charakteristisch ist, fällt hier noch weg, und der strenge Zusammenhang der Lehren, nach dem die Ethik auf der Physik und diese auf der Erkenntnißlehre ruht, fällt deutlicher in die Augen. Für die Darstellung aber müssen auch wir die umgekehrte Reihenfolge wählen.

Logik. Die Logik der späteren Stoiker war ein weitschichtiger Bau, eine Menge von Fachwerken umfassend und Alles, was sich auf das Denken, die Sprache, Grammatik und Literatur bezog, in sich einschließend. Der Name Logik bedeutete sowohl Lehre vom Denken, wie Lehre von der Sprache. Bei Zeno handelte es sich, obwohl auch einige seiner Schriften sich mit Sprache und Literatur befaßten, hauptsächlich um das Erkenntnißproblem. Es ist sogar zweifelhaft, ob er überhaupt schon den Ausdruck Logik gebraucht hat.

Die Erkenntnißlehre Zenos ist in wesentlichen Punkten abhängig von seiner „Physik", und es zeigt sich schon hier die Richtigkeit der Bemerkung einiger Stoiker, daß von den drei Theilen des Systems eigentlich keiner unbedingt vorangehen könne, sondern daß sie unlösbar verknüpft seien (D. L. VII. 40). Eine sehr klare, anscheinend korrekte und fast vollständige Darstellung der Erkenntnißlehre Zenos findet sich nach Antiochus von Askalon in Ciceros Academica (I. 40 ff.). Ich verweise im Folgenden auf diese Darstellung nicht im Einzelnen, sondern füge nur bestätigende Parallelstellen bei.

Daß unsere Sinnesempfindungen (φαντασίαι) durch die Dinge der Außenwelt verursacht werden, wurde damals wohl allgemein zugestanden. Es gab noch keinen Berkeleyschen oder sonstigen „Idealismus". Aber die Sinne sind unzuverläßig und trügerisch; daß sie täuschen, ist in vielen Fällen offenkundig. Es galt daher, eine haltbare Theorie über die Verwendbarkeit der Sinne als Erkenntnißmittel aufzustellen. Dies thut Zeno. Sein Versuch, der uns kindlich und fast absurd vorkommt, ist für seine Zeit neu, originell und verdienstlich. Die ganze weitere erkenntnißtheoretische Diskussion knüpft sich an ihn an. Er besteht im Folgenden.

Die Empfindungen sind im buchstäblichen Sinne durch die Dinge bewirkte Eindrücke (τυπώσεις) in der Seele (S. Emp. Dogm. I. 228, 236). Schon diese Annahme beruht auf der metaphysischen Voraussetzung, daß alles Wirkliche, also im vorliegenden Falle sowohl die Seele, als die von den Dingen ausgehenden Wirkungen, von körperlichem Charakter ist. Diese Eindrücke sind aber nicht in allen Fällen richtig und zuverlässig, sondern nur dann, wenn sie einen höheren Grad von Schärfe und Deutlichkeit besitzen (Cic. N. D. I. 70; S. Emp. Dogm. II. 355). Die Seele hat sich daher ihnen gegenüber prüfend zu verhalten und ihnen nur dann ihre Zustimmung zu ertheilen, wenn sie den vorstehenden Anforderungen entsprechen. In diesem Falle findet ein aktives Ergreifen (κατάληψις) des in der Seele vorhandenen Eindrucks durch die Seele statt. Die so beschaffene Sinnesempfindung heißt eine ergreifbare (φαντασία καταληπτική).

Zeno giebt nun zu, daß nicht Alles, was an den Dingen ist, von den Sinnen aufgefaßt wird (Acad. I. 31). Und ferner ist auch die „ergriffene" Empfindung noch keineswegs ein Wissen; sie steht zwischen Wissen und bloßem Meinen in der Mitte. Erst dann kann die Vorstellung als ein Wissen gelten, wenn sie auch durch Vernunftgründe nicht erschüttert werden kann (Stob. Ecl. II. 129; S. Emp. Dogm. I. 150 ff.; D. L. VII. 47). Hier stoßen wir, wie es scheint, wieder auf eine metaphysische Voraussetzung. Die vernünftige Seele ist Ausfluß der Allvernunft und als solcher von unmittelbarer Erkenntnißfähigkeit. Hierher gehört wohl die Angabe (D. L. VII. 54), daß nach einem Bericht des Posidonios die „älteren Stoiker" die „richtige Vernunft" (ὀρθὸς λόγος) zur entscheidenden Erkenntnißnorm (κριτήριον) gemacht hätten. Dies darf jedoch nicht so verstanden werden, als habe Zeno die Vernunft ausdrücklich als universelles und ausschließliches Kriterion eingesetzt. Es ist sogar zweifelhaft, ob er das Wort Kriterion, wenigstens als technischen Terminus, schon gebraucht hat. Er setzt nur eine bei der Bildung der Einzelvorstellungen mitwirkende rationale Oberinstanz ein. Ist dann mit Beobachtung aller dieser Kautelen die Einzelvorstellung gebildet, so darf ihr Zustimmung (συγκατάθεσις) gewährt werden.

In dieser Darstellung ist insofern noch eine gewisse Unklarheit, als in ihr die „Zustimmung" an doppelter Stelle erscheint. Einfacher ist folgende Darstellung (Acad. II. 145). Zeno pflegte den Sinneseindruck durch die flach ausgestreckte Hand, die „Zustimmung" durch die halb zur Faust gekrümmte Hand, die „Er-

greifung" durch die Faust, das Wissen, das jedoch nur dem (idealen) Weisen zukomme, durch die beiden aneinandergepreßten Fäuste zu veranschaulichen.

Mit diesem Erkenntnißmaterial arbeitet sodann das logische Denken weiter (Acad. I. 42). Selbstverständlich kann hierbei von Ideen als immateriellen Substanzen im Sinne Platos nicht die Rede sein (Stob. Ecl. I. 136). Alles geht körperlich zu, auch das Denken. Als Erkenntnißmittel hat übrigens auch schon Zeno in gewissen Grenzen den Schluß vom Vorhandensein der Ursache auf das Eintreten der Wirkung bezeichnet (Stob. Ecl. I. 13).

Physik. Es giebt einen unendlichen Raum (Pears. Fr. 69 f.). Derselbe ist aber kein Wirkliches. Ein Wirkliches ist nur, was wirken oder leiden kann. Alles Wirkliche ist körperlich (Pears. 34). Es giebt zwei Arten des Wirklichen, die todte, rein passive Urmaterie, und den wirkenden, beweglichen und bewegenden, vernunftbegabten Feuer- oder Aetherstoff. Dieser wird, da von ihm alles Geschehen in der Welt ausgeht, in stufenweiser Steigerung als Weltgesetz (εἱμαρμένη), Weltvernunft (λόγος) und — noch bestimmter hinsichtlich des Zweckvollen seines Wirkens — als Vorsehung (πρόνοια) bezeichnet. Dieser Feuerstoff ist das eigentlich Göttliche. Und da Zeno ein unbewußtes Vernünftiges nicht kennt, muß dieser Feuerstoff zugleich als bewußte Vernunft gedacht werden (Pears. 59 f., 63). Das Körperliche ist zugleich an sich selbst und seinem ganzen Wesen und Umfange nach das Geistige. Ein anderes Geistiges giebt es nicht. Als „künstlerisch bildendes Feuer" (πῦρ τεχνικόν) ist das Göttliche zugleich vom elementaren Feuer (πῦρ ἄτεχνον) verschieden (P. 46, 71).

Beide Urstoffe sind der Masse nach begrenzt, denn nichts Körperliches (Wirkliches) kann unendlich sein (P. 50).

In der Welt ist die todte Urmaterie vom lebendigen Feuerstoff durchdrungen, wie der Honig die Waben durchdringt (P. 38). Aber dies ist doch nur ein unzutreffendes Bild, denn in Wirklichkeit ist die Durchdringung nicht eine solche, daß etwa leere Zwischenräume oder Poren der Materie vom Feuerstoff erfüllt wären. Zeno behauptet die Durchdringung in dem ungeheuerlichen Sinne eines Zugleichvorhandenseins beider Stoffe an jedem einzelnen Punkte der Mischung. Dies ist die berühmte κρᾶσις δι' ὅλων (P. 53). Und da die Durchdringung der Materie durch das Göttliche auch mit der Durchdringung einer auch auf der weiblichen Seite angenommenen Flüssigkeit bei der Zeugung (P. 107) durch den männ-

lichen Samen verglichen wird (P. 51), so heißt das Göttliche in der Welt auch die „samenartige Vernunft" (λόγος σπερματικός P. 52). Ob die Mehrzahl λόγοι σπερματικοί für die einzelnen durch die Materie verbreiteten Vernunftelemente schon von Zeno gebraucht worden ist, läßt sich nicht entscheiden (P. 46). Innerhalb der Welt giebt es kein Leeres (P. 69).

Durch diese Verbindung der beiden Urstoffe entstehen nun zunächst die vier Elemente, die nach dem Maße des in ihnen vorhandenen Feuerstoffs eine Stufenfolge bilden, aber nicht konstant sind, sondern in mannigfacher Weise in einander übergehen (P. 52). Der göttliche Feuerstoff ist in seiner Reinheit erhalten in der die Welt umgebenden Feuersphäre, dem Himmel (P. 65). Die in dieser Feuersphäre sich bewegenden Himmelskörper sind ebenfalls feurig und daher ebenfalls bewußt vernünftig (P. 71). Die Elemente als Ganzes bilden, unbeschadet der überall vorkommenden Vermischungen und Uebergänge im Einzelnen, eine Stufenfolge von der Peripherie zum Mittelpunkte der Welt, der Erde (P. 67).

Das aktive göttliche Lebensprinzip heißt auch φύσις (P. 46). In diesem Falle ist dies Wort im weitesten Sinne gebraucht. Es findet sich aber auch noch in weit engerem Sinne als eine der Stufen einer aufsteigenden Stufenfolge, in der der göttliche Feuerstoff sich in den Hauptarten der Naturkörper mit zunehmender Kraft offenbart. Das Göttliche ist in den unbeseelten Dingen bloßer Zustand oder Zusammenhalt (ἕξις); in den Pflanzen ist es φύσις, was also in dieser Einschränkung das Prinzip der Ernährung und des Wachsthums bedeutet; in den Thieren ist es Seele, im Menschen Vernunft oder „das Herrschende" (ἡγεμονικόν) (P. 43; S. Emp. Dogm. III. 86).

Selbstverständlich sind im je Höheren die je niederen Stufen mitvertreten. So im Menschen das Prinzip des Zusammenhalts, das der Ernährung und die thierische Seele. So erklärt es sich wohl, daß schon Zeno die menschliche Seele als achttheilig bezeichnete. Sie besteht aus den fünf Sinnen, dem Stimmvermögen, dem Zeugungsvermögen und dem Vernunftprinzip (P. 93). Natürlich kommt von diesen acht Theilen nur der letzte dem Menschen ausschließlich zu. Er hat seinen Zentralsitz im Herzen, durchdringt aber, wie die Seele überhaupt, den ganzen Organismus.

Auf dieser Verwandtschaft mit dem Thierischen beruht denn auch die schon erwähnte, von den Akademikern übernommene Lehre vom Naturtrieb (ὁρμή). Daß diese Lehre schon Zeno angehört,

dafür bürgt außer seinem Entwicklungsgange auch die Thatsache, daß er eine Schrift περὶ ὁρμῆς ἢ περὶ ἀνθρώπου φύσεως verfaßt hatte (D. L. VII. 4. 87). Dieser Naturtrieb ist dem Menschen mit den Thieren gemein und geht in letzter Linie auf Selbsterhaltung; er erstrebt daher alles das, was zum Bestehen und Gedeihen der animalischen Natur erforderlich ist.

Wenn im Menschen einer dieser Triebe sich zu einer krankhaften, der Vernunftnatur des Menschen widerstreitenden Stärke erhebt, ist er ein Affekt (πάθος). Der Affekt ist „die unvernünftige und naturwidrige Bewegung der Seele, der übermäßige Naturtrieb (ὁρμὴ πλεονάζουσα P. 135 ff.). Die Affekte sind ihrem Grundwesen nach falsche Urtheile über Werth und Bedeutung der Dinge für uns, doch rechnete Zeno auch die diese falschen Urtheile begleitenden inneren Beunruhigungen mit zu den Affekten (P. 139). Er hatte eine eigene Schrift „Ueber die Affekte" geschrieben und in dieser vier Hauptgattungen derselben angenommen: Unlust, Furcht, Begierde, Lust. Diese Viertheilung entspringt (Cic. Tusc. IV, II.) dadurch, daß je zwei entgegengesetzte Zustände auf die Gegenwart und auf die Zukunft bezogen werden. Lust und Unlust beziehen sich auf Gegenwärtiges, Furcht und Begierde auf Zukünftiges. Die Begierde ist also im Sinne Zenos eine gesteigerte Hoffnung. Welche Unterarten Zeno unter diesen Hauptgruppen angenommen hat, ist zweifelhaft, da die Aufzählung D. L. VII, 111—116 nicht ausdrücklich auf ihn zurückgeführt wird.

Zeno soll nach einem zweifelhaften Zeugniß (P. 97) den Seelen der Guten und der Bösen ein entgegengesetztes Loos nach dem Tode zugeschrieben haben. Jedenfalls hat er wohl die Annahme einer individuellen Fortdauer der Vernunftseele nach der Trennung vom Körper bis zum Weltuntergange gelehrt, obwohl ein bestimmtes Zeugniß dafür nur für Kleanthes vorhanden ist. Schlechthin unvergänglich ist nur die allgemeine Seele des All, die Gottheit, der Feuerstoff, ebenso wie andrerseits die Urmaterie (D. L. VII. 156 f.).

Das All als Ganzes, die eine Welt, die es nur giebt, unsere von der himmlischen Feuersphäre umschlossene Welt mit der Erde im Mittelpunkte ist, weil in allen ihren Theilen bis ins Kleinste von dem göttlichen Feuerstoff durchwaltet, ein beseeltes, ein lebendes Wesen, ein ζῶον, im strengen Sinne (P. 62). Und zwar ist es ein Vernunftwesen, in dem die göttliche Vorsehung als vollkommene Zweckthätigkeit waltet. Es ist nicht bekannt, inwieweit schon Zeno diesen Zweckgedanken im Einzelnen durchgeführt hat. Es konnte

aber dem göttlichen Zweckwirken füglich kein anderer Zweck beigelegt werden, als der Bestand der Welt und das Gedeihen und Wohlsein der Geschöpfe, insbesondere des Menschen. Die Vernünftigkeit und zweckvolle Einrichtung der Welt wird im Sinne der Stoiker, allerdings nach späteren Vorlagen, in Ciceros Schrift „Von der Natur der Götter" (B. II.) im Einzelnen dargelegt.

Dieses All nun ist, wie es jetzt besteht, nicht unvergänglich. In ewigem Wechsel breitet sich der Feuerstoff periodisch durch die Urmaterie aus und zieht sich wieder in sich selbst zusammen. Dies ist die berühmte Lehre, die nur ungenau als Weltverbrennung (ἐκπύρωσις) bezeichnet wird (P. 54). Ob Zeno wie Heraklit, von dem er offenbar diese Lehre übernommen hat, diesen ewigen Wechsel auch aus der Vernunftnatur der Gottheit abgeleitet hat, ist nicht bekannt. Dagegen ist diese Vernunftnatur offenbar der Grund der Lehre, die uns zunächst so barock anmuthet, daß sämmtliche Vorgänge in jeder künftigen Welt (wie natürlich auch in jeder früheren) genau ebenso verlaufen werden, wie in unserer gegenwärtigen. In jeder Welt wird ein Anytos und Meletos einen Sokrates anklagen, wird ein Herakles Mühsal erdulden u. s. w. (P. 55). Zeno konnte also in einem ganz besonderen Sinne sagen: Es ist Alles schon dagewesen! Daß diese Lehre eine Konsequenz aus der Vernunftnatur der Gottheit ist, leuchtet ein. Wenn das Wirken der Gottheit schlechthin vernünftig ist, kann es in jedem Weltlauf nur in einerlei Weise verlaufen. Die schlechthinnige Vernunftentscheidung kann stets nur in einerlei Sinne ausfallen.

Für die stoische Schule charakteristisch ist das Streben, ihre Naturlehre in möglichst weitgehendem Maße als in Einklang mit der Volksreligion stehend erscheinen zu lassen. Es ist eine verhängnißvoll auf die ganze weitere Entwicklung wirkende Tendenz dieses Systems, die Mythologie und den Aberglauben rationell zu deuten, in ihm tiefsinnige Symbole und ahnende Erkenntnisse einer Urweisheit zu finden. Sie haben dadurch den Weg gebahnt, auf dem die antike Philosophie in ihrer Endphase, dem Neuplatonismus, schließlich in schimpflich phantastischen Aberglauben versank. Um diese Entwicklung ganz verstehen zu können, bedarf es der vollsten Aufmerksamkeit schon auf die ersten Schritte auf diesem Wege. Zeno hat nur die ersten zaghaften Schritte gethan. Er steht völlig fest auf dem Satze, daß es in Wahrheit nur das eine göttliche Wesen giebt, den vernünftigen Feuerstoff (P. 109 f.), und daß diese Gottheit in ihrem Wirken nicht durch menschliche Gunstbewerbung,

sondern lediglich durch die unverbrüchliche Vernunftnothwendigkeit bestimmt wird, mag diese nun als Schicksal, als Natur, als Vernunft oder als Vorsehung bezeichnet werden.

Es ist daher nur eine äußere Anbequemung, wenn er von den konzentrischen Sphären der Welt der umgebenden Feuersphäre den Namen Zeus, der Luftsphäre den Namen Here, der Wassersphäre den Namen Poseidon beilegte und den künstlerisch schaffenden Feuerstoff in der Welt mit Hephästos identifizirte (P. 111). Die Vorstellung persönlicher, menschenartiger Wesen war dabei völlig ausgeschlossen (P. 109). Etwas anders schon steht es mit den Gestirnen, wenn diese, wie vorstehend ausgeführt wurde, als individuelle Feuer- und Vernunftwesen gedacht wurden. Hier lag der Gedanke eines astrologisch zu erforschenden Einflusses auf das menschliche Schicksal nahe, doch zeigt sich keine Spur, daß schon Zeno diesen Weg betreten hat. Dagegen hat er nach dem Zeugniß Ciceros (Div. I. 6) in einer eigenen Schrift (vielleicht die Schrift „Von den Zeichen" D. L. VII. 4) den Grund zur rationellen Vertheidigung der Weissagekunst überhaupt gelegt. Ob schon er dabei den Gedanken der Mitleidenschaft der Theile der Welt untereinander als Erkenntnißmittel sich anbahnender Begebenheiten geltend machte, ist nicht bekannt, lag aber bei der Fassung der Welt als eines einheitlichen organischen Wesens nahe genug. Vielleicht benutzte er auch die Einheit der menschlichen Vernunftseele mit dem göttlichen Urwesen als Erklärungsgrund. Jedenfalls aber hat schon er sich auf das vermeintliche thatsächliche Eintreffen von Vorzeichen, Ahnungen und Prophezeiungen als Thatbeweis berufen (D. L. VII. 149).

Auch für die naturwissenschaftliche Deutung der Fabelwesen (Titanen, Giganten) werden einige Proben schon auf Zeno zurückgeführt (P. 115 f). Doch sind das Alles nur harmlose Ansätze, und nur in dem einen Punkte der Mantik hat schon er dem Eindringen des Aberglaubens in das System die Thür geöffnet.

Ethik. Daß die stoische Ethik eudämonistisch ist, d. h. daß als das letzte Ziel des menschlichen Verhaltens auch den Stoikern die Glückseligkeit gilt, wird zwar nicht für Zeno speziell, sondern nur für die Schule im Allgemeinen bezeugt (Stob. Ecl. II. 158). Wenn aber Zeno die Glückseligkeit, offenbar um der Heranziehung der Lust aus dem Wege zu gehen, als „leichten Fluß des Lebens" (εὔροια βίου P. 124) definirte, wenn er ein τέλος, ein höchstes Gut, auf-

stellte, so ergiebt sich schon daraus, daß auch er die Glückseligkeit als den obersten Begriff der Ethik betrachtete.

Ist dem aber so, so ist auch für ihn der beherrschende Theil der Ethik die Güterlehre.

Nach dem Grundprinzip der stoischen Güterlehre, das schon auf Zeno selbst zurückgeführt wird, sind nur die Vernünftigkeit und die aus ihr entspringenden richtigen Verhaltungsweisen Güter, nur die Unvernunft und die aus ihr entspringenden verkehrten Verhaltungsweisen Uebel. Alles Andere ist hinsichtlich des absoluten Glückseligkeitswerthes ein Gleichgültiges, weder Gut noch Uebel, ein Adiaphoron im axiologischen, nicht im ethischen Sinne. Als Beispiele dieser axiologischen Adiaphora hat schon Zeno angeführt: Leben, Tod; Ehre, Unehre; Beschwerde, Sinnenlust; Reichthum, Armuth; Krankheit, Gesundheit (P. 128). Wir erkennen in dieser schroffen Bewerthungsweise die Abhängigkeit der Güterlehre von der Physik. Das den Menschen von allen anderen irdischen Wesen Unterscheidende ist das bewußte Vernunftvermögen, das ἡγεμονικόν, der volle und unverkürzte Antheil an dem vernünftigen Urfeuer. Diesem nachzuleben ist der einzig wahre Weg zur Glückseligkeit. Dies drücken auch die verschiedenen Bezeichnungen für das Lebensziel aus. Mag Zeno dies als einstimmig schlechthin (d. h. widerspruchsfrei) leben, oder als einstimmig mit der Natur leben bestimmt haben, mag er ferner bei der Natur überwiegend oder ausschließlich an die Menschennatur oder auch an die Allnatur gedacht haben, die Grundmeinung aller dieser Ausdrücke ist offenbar die Hingabe an das Vernunftprinzip. Nur muß, soweit unter „Natur" die menschliche Natur verstanden wird, dies Wort hier in einem anderen Sinne genommen werden, als an der früheren Stelle. An dieser bedeutet „Natur" entweder das wirkende Prinzip des All überhaupt, oder diejenige Manifestation desselben, die sich schon im Leben der Pflanze zeigt. In dem hier vorliegenden Falle aber ist Natur die spezifische Manifestation des Göttlichen im Menschen, die Vernunftseele oder das Hegemonikon.

Der vollkommen glückselige Zustand ist also die vollkommene Vernünftigkeit, die ausschließliche Herrschaft der Vernunft. Die negative Seite derselben ist die Affektlosigkeit, die Apathie. Waren die Affekte als übermäßige Aeußerungen des animalischen Naturtriebes in erster Linie falsche Urtheile über den Werth der Dinge für uns (indem wir Adiaphora für Güter oder Uebel halten) und in zweiter Linie die aus diesen falschen Urtheilen entspringenden

Beunruhigungen, so schließt die ausschließliche Vernunftleitung die ausnahmslose und völlige Unterdrückung der Affekte in sich (P. 158).

Das nach diesem Prinzip geartete vollkommene Vernunftwesen ist der ideale stoische Weise. Es ist nicht bekannt, ob schon Zeno das Idealbild des Weisen, wie es bei den späteren Stoikern in zum Theil abenteuerlichen Zügen geschieht, im Einzelnen ausgemalt hat. Doch fanden wir schon in der Schrift über den Staat einige Bestimmungen über das Wesen des Weisen (D. L. VII. 121, 129, 131). Auch scheint er bereits die Affektlosigkeit dem Weisen beigelegt zu haben (P. 158).

Zweifelhaft ist auch, ob schon Zeno die volle Unmöglichkeit, das Ideal des Weisen zu verwirklichen, behauptet hat. Doch scheint sich dies als seine Lehre daraus zu ergeben, daß schon er die gleiche Schwere aller Verfehlungen behauptet hat, so daß schon eine, und wäre sie noch so unbedeutend, genügt, einem Menschen den Charakter des Weisen zu nehmen und ihn zum Thoren zu stempeln (P. 132 f.).

An die Verneinung dieser Möglichkeit aber, das Ideal des Weisen zu realisiren, knüpft sich eine für das stoische System anscheinend vernichtende Schwierigkeit. Nur der Weise ist glücklich, der Thor ist elend. Weise ist aber nur, wer das Ideal der Vernünftigkeit mit absoluter und ausnahmsloser Vollkommenheit verwirklicht. Wenn es nun keinen Weisen geben kann, kann es auch keine Glückseligkeit geben, und alles menschliche Streben nach Glück ist von vornherein mit vollständiger Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit geschlagen.

Die einzige vorhandene Andeutung, wie die Stoiker sich aus dieser ihr ganzes System lahmlegenden Schwierigkeit herausgeholfen haben, ist bisher vollständig übersehen worden. Sie findet sich in einer bei Cicero (Fin. V. 16 ff.) erhaltenen Ausführung des skeptischen Akademikers Karneades († 129 vor Chr.). Karneades theilte alle überhaupt möglichen Lehren vom höchsten Gute ein in solche, bei denen die Erreichung als möglich, und in solche, bei denen sie als unmöglich angenommen wird. Die letztere Gruppe bilden ihm die Stoiker, und zwar in dem Sinne, daß sie die Befriedigung des wahren Naturbedürfnisses des Menschen für das höchste Gut erklärten, dies aber zugleich als unrealisirbar bezeichneten. Dennoch sei nach dieser Verwirklichung zu streben, und in diesem Streben, das mit der Tugend identifizirt wird, liege das „einzige Gut“ des Menschen (§ 20).

Nach dieser überaus lehrreichen Stelle setzten also die Stoiker

an Stelle des unerreichbaren höchsten Gutes erster Ordnung ein höchstes Gut zweiter Ordnung, nämlich an Stelle der verwirklichten idealen Vernünftigkeit die Maxime des Strebens nach derselben trotz ihrer Unerreichbarkeit. So ist trotz der Unerreichbarkeit des Ideals ein Ausweg gefunden, um die Glückseligkeit im stoischen Sinne doch noch verwirklichen zu können. Es läßt sich freilich nicht erweisen, daß dieser Gedankengang schon Zeno angehört. Aber es muß wenigstens als sehr wahrscheinlich gelten, daß ein Gedankengang, der von einem Karneades den Stoikern ohne Einschränkung als das eigentliche Charakteristikum ihrer Güterlehre beigelegt wird, ein Gedankengang, dessen spätere Einfügung nirgends bezeugt wird, schon Zeno selbst seinen Ursprung verdankt. Dafür spricht auch, daß der Begriff des „Voranschreitenden“, d. h. des nach der Vollkommenheit Strebenden (προκόπτων), der den Gegensatz gegen den vollkommenen Weisen bildet, schon Zeno beigelegt wird (P. 160).

Diese abstrakte Idealstufe der Güterlehre, auf der ausschließlich die Vernünftigkeit resp. das unablässige Streben nach derselben als ein Gut, alles Andere aber als ein Gleichgültiges gilt, ist lediglich ein durch die Beziehung auf den metaphysischen Hintergrund vertiefter Kynismus. Diese Stufe ist aber für Zeno nur der tiefe Untergrund des Werthurtheils, der Zufluchtsort, in den man sich jederzeit aus den kleinlichen Erregungen des Alltagslebens zurückziehen kann. Es ist die spezifisch philosophische, aber nicht die einzig mögliche Betrachtungsweise der Lebenswerthe.

Unter den gleichgültigen Dingen, den Adiaphoris, giebt es erhebliche Werthunterschiede. Dieselben reichen zwar nicht hin, um irgend etwas, das nicht zum einzigen Gut oder Uebel gehört, in die Sphäre der Güter oder Uebel zu versetzen. Aber es giebt Adiaphora, die der Natur gemäß sind und daher den Naturtrieb erregen, es giebt solche, die der Natur entgegen sind und daher den Naturtrieb abstoßen (man denke an körperlichen Schmerz), und es giebt endlich Dinge, die weder nach der positiven noch nach der negativen Seite das Naturbegehren in Bewegung setzen. Die erstgenannten sind die bevorzugten Mitteldinge (προηγμένα); sie haben Werth (ἀξία). Die zweiten sind die gemiedenen (ἀποπροηγμένα); sie haben Unwerth (ἀπαξία). Die dritten sind die Mitteldinge im engsten und eigentlichsten Sinne (P. 130f.). Daß diese Lehre schon Zeno angehört, kann nicht streng bewiesen werden; sie erweist sich aber als zenonisch, weil sie als charakteristische Modifikation der

akademischen Güterlehre aus dieser hervorgegangen ist, und weil ohne sie die stoische Güterlehre ihre ganze Eigenthümlichkeit verliert.

Dieser Stufenfolge in der Güterlehre entspricht nun ferner genau eine eben solche Stufenfolge in der Tugend- und Pflichtenlehre. Zwar auf der obersten Stufe, der des idealen Weisen, giebt es nur das Eine, die ideale Vernünftigkeit ohne Ausnahme, ohne Risse und Sprünge. Hier kann der Natur der Sache nach so wenig, wie bei der Gottheit selbst, deren vollkommenes Abbild der Weise ist, weder von Tugenden, noch von Pflichten als von etwas vom Gesammtzustande der Vollkommenheit Unterscheidbarem die Rede sein. Wenn in der Zeno beigelegten Formel für das Lebensziel „einstimmig mit der Natur leben" (D. L. VII. 87) der Zusatz gemacht wird: „was soviel heißt, wie nach der Tugend leben", so liegt vielleicht in der Wahl des Singular im Gegensatz gegen die Mehrheit der Kardinaltugenden eine Hindeutung darauf, daß es in dem vollkommenen Zustande nur eine einheitliche Gesammttugend giebt. Und ebenso giebt es in dem Thun und Verhalten des idealen Weisen keine Sonderpflichten, bei ihm ist Alles ohne Ausnahme richtig und vollkommen (P. 156). Erst auf der Stufe des Strebens nach dem idealen Zustande differenzirt sich die einheitliche Tugend in eine Mehrheit von Spezialtugenden. Zeno hat hier die von Plato entwickelte Lehre von den vier Kardinaltugenden übernommen, doch mit neuer Ableitung und Begründung. Den einheitlichen Charakter der Tugend als intellektueller Funktion, gerichtet auf die Verwirklichung der Vernünftigkeit als des einzigen Gutes, repräsentirt die Einsicht (φρόνησις). Die Differenzirung aber findet statt nach den Lebensgebieten und Funktionsweisen. Auf dem Gebiete des zu Ertragenden ist die Einsicht Tapferkeit, auf dem des zu Erstrebenden und hinsichtlich des Erstrebens zu Unterscheidenden Besonnenheit (σωφροσύνη), auf dem des Zutheilens Gerechtigkeit. Die Nachrichten über diesen Theil der Lehre Zeno's sind dürftig und theilweise wegen Verderbtheit des Textes nicht ganz sicher. Jedenfalls ergiebt sich deutlich, daß die Quelle der Spezialtugenden ausschließlich die Vernunftthätigkeit ist (P. 134).

Und ebenso kommt erst auf dieser Stufe des Strebens eine Differenzirung der richtigen Handlungsweisen vor. Eigentlich ist für die Norm des Handelns im Sinne der Stoa das deutsche Wort „Pflicht" ein irreleitender Ausdruck. Er gehört ganz und

gar in das Gebiet einer heteronomen Ethik, wenn er auch durch das Mittelglied der von Cicero vorgenommenen Latinisirung in officium mit dem betreffenden stoischen Terminus zusammenhängt. Dieser Terminus ist κατόρθωμα, das richtig Gemachte. Es ist evident, daß hier von dem heteronomen Sinne des deutschen „Pflicht" auch nicht die geringste Spur vorliegt. Leider fehlt es an einem ausdrücklichen Zeugniß, daß schon Zeno diesen Ausdruck geschaffen hat, doch ist dies höchst wahrscheinlich (P. 145). Ebenso fehlt es auch an Nachrichten, wie Zeno das richtige Handeln im Einzelnen bestimmt hat. Jedenfalls ist auf dieser Stufe nur das wahre Gut Gegenstand des Erstrebens, nur das wahre Uebel Gegenstand des Meidens, während das axiologisch Gleichgültige im weiteren Sinne (einschließlich Leben und Tod, s. die obige Aufzählung!) auch für das Handeln, im ethischen Sinne, ein weites Gebiet des Gleichgültigen ergiebt. Und die Triebkraft des Guten in dieser Sphäre ist ausschließlich die Erkenntniß, daß das der göttlichen Vernunftnatur im Menschen Gemäße zugleich das einzige wahrhaft Werthvolle und Beglückende ist. Jedem Handeln aus Gefühl und Affekt, z. B. aus Mitgefühl (P. 144), wird der Name des Sittlichen verweigert.

Entsprechend aber der niederen Stufe der Werthlehre, die innerhalb der axiologischen Adiaphora ein System von Werthunterschieden und Werthgegensätzen schafft, die zwar Werthlehre, aber nicht Güterlehre ist, haben nun die Stoiker auch eine sekundäre Tugend- und Pflichtenlehre als Anpassung an den Standpunkt des Lebens entwickelt. Die spätere Stoa hat diesen sekundären Theil der Ethik in größter Vollständigkeit ausgebaut. Die sekundären Tugenden sind diejenigen Eigenschaften, die zur Erlangung des Nützlichen und Wünschenswerthen, zur Meidung des Entgegengesetzten dienlich sind. Die sekundären Pflichten sind diejenigen Verhaltungsweisen, durch die das Nützliche und Angenehme realisirt, das Schädliche und Widerliche beseitigt wird. Für diese Pflichten zweiter Ordnung war der Terminus καθῆκον = das (praktisch) Folgerichtige, d. h. das Zweckmäßige ausgeprägt (D. L. VII. 107 f.). Das Streben in diesem Sinne ist durch den Naturtrieb (die ὁρμή) sanktionirt und durchaus berechtigt, soweit es nicht mit der eigentlichen sittlichen Forderung in Konflikt kommt. Und da hier der Naturtrieb, soweit er nicht zum Affekt ausartet, wieder in seine Rechte eingesetzt wird, giebt es auch berechtigte Analoga der Affekte, die εὐπάθειαι, die in dieselben Gruppen

zerfallen, wie die Affekte selbst, sich von diesen aber dadurch unterscheiden, daß sie das Normalmaß der Erregung nicht überschreiten (D. L. VII 115 f.).

In Bezug auf das Maß, in dem schon Zeno diese sekundäre Tugend- und Pflichtenlehre ausgebildet hatte, ist uns nur die nackte Thatsache überliefert, daß er eine Schrift περὶ τοῦ καθήκοντος verfaßt hatte, und daß er in dieser den Ausdruck zuerst eingeführt und erläutert haben „soll". Der Berichterstatter weiß dies nur vom Hörensagen (D. L. VII. 4, 25). Bei dieser Unzulänglichkeit der Berichterstattung wäre es unberechtigt, auf die Einzelheiten dieser merkwürdigen Lehre an dieser Stelle noch weiter einzugehen.

Nur ein Punkt muß in diesem Zusammenhange noch berührt werden: Die Lehre vom Selbstmord. Es giebt nur eine schwache Andeutung, daß Zeno selbst schon die Berechtigung des Selbstmordes gelehrt hat (P. 161). Daß er selbst wahrscheinlich nach diesem Prinzip gehandelt hat, wird bei seinem weiteren Lebensgange zur Sprache kommen. Jedenfalls steht die Lehre im Einklange mit den dargelegten Grundzügen seiner Güterlehre. Das Leben ist kein Gut, der Tod kein Uebel. Beide sind axiologische Adiaphora im weiteren Sinne dieses Wortes. So lange das Leben zu den „bevorzugten" Mitteldingen gehört, einen „Werth" hat, wird der Stoiker es zu erhalten bestrebt sein, soweit dies im Einklange mit der höheren Pflicht geschehen kann. Sobald aber Umstände eintreten, die es in die Klasse der „gemiedenen", mit positivem „Unwerth" behafteten Mitteldinge hinüberrücken, wird es geradezu zur Zweckmäßigkeitspflicht (καθῆκον), ihm ein Ende zu machen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Zeno selbst schon diese Konsequenz seiner Lehre gezogen hat. Strenggenommen freilich konnte der Stoiker diese Konsequenz nur dann ziehen, wenn ihm durch die Umstände das erfolgreiche Streben nach dem absoluten Gute nicht mehr ermöglicht wurde. — Dies die Grundzüge des stoischen Systems, soweit sie sich nach den dürftigen Zeugnissen oder nach innerer Wahrscheinlichkeit auf Zeno selbst zurückführen lassen. Verfolgen wir nun noch sein Wirken als Schulgründer und Schulhaupt in der zweiten Hälfte seiner Lebenszeit.

Zeno als Schulgründer und Schulhaupt von ca. 300 bis 264.

Die „bunte Halle" (Στόα ποικίλη), in der Zeno seinen Lehrsitz aufschlug, hatte ihren Namen von den in ihr befindlichen Gemälden des Polygnot. Zur Zeit der dreißig Tyrannen waren in ihr

einmal über tausend Bürger niedergemetzelt worden und seitdem wurde sie wie ein verrufener Ort gemieden. Erst kurz vor Zeno hatte eine Gruppe von Dichtern und Literaten sie zum Sammelplatz genommen, die man deshalb auch schon die „Stoiker", d. h. die Hallenleute, genannt hatte. Es wird berichtet, daß Zeno bei der Wahl dieses Ortes durch eine ihm eigene Scheu vor großen Menschenansammlungen bestimmt worden sei (D. L. 5). Auch sonst zeigt er diese nervöse Scheu vor größeren Menschenmassen. Bei seinen Vorträgen saß er, um den Hörern nicht zu nahe gerückt zu sein, auf einem sehr hohen Katheder, und wenn er auf- und abwandelnd sich unterredete, hatte er nur zwei oder drei Begleiter um sich. Um lästige Hörer abzuwehren, forderte er wohl Honorar. Gelegentlich ersuchte er auch die sich vordrängenden Hörer weiter zurückzutreten (D. L. 14).

Diese letzten Züge stammen zum Theil schon aus den Eingangs erwähnten Charakterschilderungen des Antigonos von Karystos. Daß derselbe Zeno ein eigenes Charakterbild gewidmet hatte, wird D. L. III. 66 ausdrücklich bezeugt. Er muß den alternden Zeno noch persönlich gekannt haben. Bei Diogenes Laertius (VII. 12 bis 26) sind aus seiner Schilderung Zenos, die jedoch, ebenso wie bei den anderen Philosophen, das Lehrsystem völlig außer Acht ließ, Auszüge erhalten. Diese sind zwar mit Zügen anderen Ursprungs vermengt, doch läßt sich das dem Karystier Angehörige noch einigermaßen herausschälen.

Darnach war sein Gesichtsausdruck herb und düster, das Antlitz „zusammengezogen". Nach anderen Zeugnissen, die zum Theil auf Chrysippos zurückgehen (D. L. 4), war er auffallend mager und von dunkler Gesichtsfarbe. Ueber die auffallende Frugalität seiner Lebensführung stimmen die verschiedenen Zeugen überein. Auf Antigonos von K. scheint die Angabe zurückzugehen, daß er (nach Art der Kyniker) nur einen dünnen Mantel getragen und von ungekochten Speisen gelebt habe (§ 26), hauptsächlich von Brot und Honig mit etwas süßem Wein (§ 13). Nach einem anderen Zeugniß (§ 1) waren Feigen sein Lieblingsgericht, und nach seinem Lieblingsschüler Persäus lehnte er Einladungen zu Mahlzeiten meist ab. Antigonos erhebt gegen ihn geradezu den Vorwurf „barbarischer Knauserei unter dem Vorwande der Wirthschaftlichkeit" (§ 16) und berichtet, daß er sich selten Aufwartung gegönnt habe (er war unverheirathet), und zwar dann meist männliche und nur ausnahmsweise weibliche, um nicht für einen Weiber-

hasser zu gelten (§ 13). Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß diese Angabe schon im Alterthum im Sinne des geschlechtlichen Verkehrs gedeutet wurde (Athen. XIII. 563c). Hierher gehört auch die Anekdote anderen Ursprungs, nach der er den Arzt, der ihm als Krankenkost junge Tauben verordnete, ersucht habe, ihm die entsprechende Kost für kranke Sklaven vorzuschreiben (Stob. Flor. 17,43).

Doch soll er (nach A. v. K. § 26) das Zusammensitzen beim Weine im engeren Kreise geliebt haben und dabei aufgethaut und gemüthlich geworden sein. Er habe für diesen Vorgang den echt kynischen Vergleich mit den Lupinen, einem Hauptnahrungsmittel der Kyniker, gebraucht, die, an sich bitter, beim Aufweichen in Wasser genießbar würden. Es erinnert das einigermaßen an das Horazische: Narratur et prisci Catonis Saepe mero caluisse virtus.

Eine Menge Züge werden beigebracht, die Zeno im Verkehr mit seinen Schülern charakterisiren. Er zeigt sich hier als Menschenkenner von durchdringendem Blick, der auf Schlichtheit und Wahrhaftigkeit dringt und Unbescheidenheit, Ueberhebung, prahlerisches, geschwätziges und kokettes Gebahren mit Zurechtweisungen von unerbittlicher Schärfe verfolgt (§ 18, 20, 22). Er selbst ist in seinen Vorträgen knapp, schmucklos und prägnant (§ 18, 20).

Ueber das Ansehen und Vertrauen, das er in Athen genoß, werden nach späteren Quellen einige sehr kindliche Angaben gemacht (§ 6). In Wirklichkeit scheint dies Ansehen wesentlich mit auf der ihm vom macedonischen König Antigonos Gonatas, dem Sohne des Demetrius Poliorketes, erwiesenen Gunst zu beruhen. Dieser Antigonos ist wohl der früheste Typus des in den Diadochenreichen bald gäng und gäbe werdenden königlichen Mäcenatenthums, der selbstherrscherlichen Begönnerung von Wissenschaft und Kunst. Doch scheint Antigonos ein Mann von wirklich idealer Gesinnung gewesen zu sein, wenigstens wenn das an Friedrich den Großen erinnernde Wort historisch ist, nach dem er die Herrschaft als einen „ruhmvollen Knechtsdienst" (ἔνδοξος δουλεία) bezeichnet haben soll (Ael. V. H. II. 20). Seine engeren Beziehungen zu Zeno scheinen aus der Zeit seines längeren Aufenthalts in Griechenland seit 292 zu datiren. Er war damals, wenn er 320 geboren, ein angehender Dreißiger. Den macedonischen Thron bestieg er erst 276. Er pflegte also, wie berichtet wird, wenn in Athen anwesend, den Vorträgen Zenos beizuwohnen und ihn zur Tafel zu ziehen (D. L. 13, 15). Der Philosoph mußte

sich dabei freilich die etwas schwelgerischen Gewohnheiten des Prinzen gefallen lassen, der z. B. einmal trunken in seine Vorlesung kommt (Ael. V. H. IX. 28) oder ihn zu einem Gelage bei einem Zitherspieler abholt, wobei sich dann freilich Zeno unterwegs still bei Seite drückt (D. L. 13). Nach seiner Thronbesteigung versuchte Antigonos, ihn nach Macedonien an seinen Hof zu ziehen (§ 13). Diese Thatsache bleibt bestehen trotz der offenbaren Gefälschtheit des darauf bezüglichen Briefwechsels zwischen dem König und ihm bei Diogenes Laertius (§ 7 ff.). Sie stimmt auch vollständig zu seiner rührenden Freundschaft mit dem weltmännischen Philosophen Menedemos von Eretria, sowie zu seinem notorischen und erfolgreichen Bemühen, nach seiner Thronbesteigung den macedonischen Hof durch Heranziehung zahlreicher Denker und Dichter (Bion von Borysthenes, Persäus, Aratos u. A.) in einen Musenhof zu verwandeln. Dem König imponirte an Zeno vornehmlich, daß er durch seine Gunstbezeugungen weder zur Ueberhebung noch zu einer servilen Haltung verleitet wurde (D. L. 15). Thatsache scheint auch zu sein, daß der König, der zur Zeit des Todes Zeno's gerade vor Athen lag, als er durch einen Unterhändler den Tod des Philosophen erfuhr, ausrief: „Welch einen Zuschauer meiner Thaten habe ich da verloren!" und den Wunsch der Bestattung im Kerameikos aussprach, dem denn auch entsprochen wurde (§ 15, 29).

Dadurch wird denn auch der angebliche Beschluß der athenischen Volksversammlung (§ 10 ff.) richtig gestellt, der für Zeno schon bei Lebzeiten einen goldenen Kranz und die Errichtung eines prächtigen Grabmales in Kerameikos dekretirt haben soll. Daß Zeno freiwillig aus dem Leben geschieden, wird mehrfach bezeugt (P. Apophth. 56), doch weichen die Berichte im Einzelnen von einander ab. Nach den genauer eingehenden Berichten brach er bei einem Falle einen Finger. In diesem Mißgeschick erblickte er eine Mahnung, daß er, der Zweiundsiebzigjährige, in eine Lebensphase eingetreten sei, in der das Leben nicht mehr zu den „wünschenswerthen" Dingen gehört. Dies liegt in dem Tragödienzitat, das er bei dem Unfall ausspricht: „Ich komme! Warum rufst du mich?" Er geht darauf nach Hause und erhängt sich (oder tödtet sich durch Aushungerung) [D. L. 28, 31].

Unter den bedeutenderen Schülern Zeno's wichen drei von den Bahnen des Meisters ab. Ariston von Chios, während seiner Schülerzeit angeblich von Zeno wegen seiner Unklarheit und Geschwätzig-

keit scharf zurechtgewiesen (D. L. VII. 18 Zeno sagt ihm, er müsse wohl von seinem Vater im Trunke erzeugt worden sein), trat vollständig auf den kynischen Ausgangspunkt zurück und gründete eine eigene Schule, die zahlreichen Anhang fand, aber keinen dauernden Bestand hatte. Herillos von Karthago überbot die Forderung Zenos, sich im Handeln nur durch die Vernunft leiten zu lassen, indem er die Erkenntniß, das Wissen, selbst für den Lebenszweck erklärte. Es fehlt an genaueren Nachrichten über den Sinn dieser Lehre und die Richtung seines Abfalls, doch kann die Meinung ja wohl nur die gewesen sein, daß die Erkenntniß an sich, das theoretische Wissen, das eigentlich Erstrebenswerthe sei. Auch er gründete eine Schule, die aber bald erlosch. Dionysios, mit dem Beinamen der Abtrünnige (ὁ Μεταθέμενος), soll schon zur Zeit seiner Schülerschaft von Zeno mit dem Kompliment beehrt worden sein, er traue ihm nicht (D. L. 23). Doch gehörte er noch zur Zeit des Kleanthes der Schule an und wurde erst in vorgerückten Jahren durch eine schmerzhafte Krankheit zu der Ueberzeugung gebracht, daß der körperliche Schmerz ein Uebel und die körperliche Lust ein Gut sei, welche Ueberzeugung er dann angeblich durch einen schamlosen Lebenswandel bethätigte.

Von den treu bleibenden Anhängern trat Persäus, der mehrgenannte Landsmann, Hausgenosse und Lieblingsschüler Zeno's, in die politische Laufbahn ein. Seit 276 an Stelle Zeno's am Hofe des Antigonos Gonatas, nahm er dort eine bevorzugte Stellung als Erzieher, Hofmann, vertrauter Rathgeber und selbst als militärischer Befehlshaber ein. Im Kriege gegen den achäischen Bund befehligte er die macedonische Besatzung von Korinth und gab in dieser Stellung im Jahre 243, besiegt und schwer verwundet, sich selbst den Tod. Doch werden auch philosophische Schriften von ihm erwähnt (D. L. VII. 36; II. 64). Für unsere Kenntniß liegt seine Bedeutung für die stoische Lehre vornehmlich auf dem Gebiete der Rationalisirung der Volksreligion, was ja gerade dem im praktischen Leben stehenden Stoiker besonders naheliegen mußte. Nach dem Vorgange des Sophisten Prodikos, aber doch zugleich auch im Sinne der bereits von Zeno selbst eingeschlagenen Richtung, identifizirte er die Volksgötter einestheils mit den heilsamen Naturkräften, anderntheils erklärte er sie, wie Demeter, Dionysos für vergötterte Erfinder und Kulturförderer (Philodem. b. Diels Doxogr. 544).

Der Nachfolger Zeno's in der Leitung der Schule endlich (264—232) ist der kraftvolle und gediegene Kleanthes von Assos, der gegenüber den scharfen Angriffen des skeptischen Akademikers Arkesilaus (ca. 260—241) das Schuldogma zu vertreten hatte. Er sah sich dabei genöthigt, manche Lehrpunkte zu modifiziren, vornehmlich in der Erkenntnißlehre, aber auch in der Physik und Ethik, und gerade aus der Art dieser Aenderungen erkennen wir die Richtung der Angriffe des Arkesilaos. In derselben Bahn bewegte sich dann weiter die unendlich umfangreiche Thätigkeit seines Nachfolgers, des talentvolleren, aber weniger originellen Chrysippos (232—209), den man wegen dieses weitschichtigen apologetischen Ausbaues des Systems den zweiten Gründer der Stoa nannte.

Landespolizei und Orthographie.

Von

Johannes Franck.

Die Oberbürgermeister von Köln und Krefeld hatten sich gegen eine Verfügung ihrer Regierungspräsidenten, die Namen ihrer Städte mit C zu schreiben, beschwert. Das Oberverwaltungsgericht hat in diesem Streit kürzlich für C entschieden. „Die Feststellung der Schreibweise von Ortsnamen gehöre zur Zuständigkeit der Landespolizeibehörden. Das Interesse der öffentlichen Ordnung erfordere, daß im amtlichen Verkehr für die Bezeichnung jeder Ortschaft eine bestimmte, allein maßgebende Schreibweise bestehe. Bestimmungen hierüber zu erlassen, sei Aufgabe der Landespolizeibehörde. Im vorliegenden Falle nun könne nicht anerkannt werden, daß die Landespolizeibehörde sach- und zweckwidrig gehandelt habe. In der Gesetzgebung werde z. B. Köln seit 80 Jahren fast immer mit C geschrieben."

Orthographische Fragen sind zunächst Zweckmäßigkeitsfragen von untergeordneter Bedeutung. In der Regel haben sich darum größere Geister nicht um sie gekümmert, haben auch den ärgsten Schreibunfug ruhig auf sich bewenden lassen. Luther bediente sich einer für unsern Geschmack geradezu barbarischen Orthographie. Er schrieb eben einfach so, wie seine Zeitgenossen gewohnt waren, zu *lesen*. Sollte ihm je der Gedanke gekommen sein, daß manches doch einfacher und besser gemacht werden könne, so hatte er doch Wichtigeres zu reformiren als die Orthographie. Goethe hat Cöln und Cölln geschrieben, wie er es gelernt hatte. So liest man von seiner Hand auch Francfurt, sogar Cartoffeln. Aber gelegentlich hat er auch ein entsprechendes Carlsruh im Druck in Karlsruh geändert oder ändern lassen. Vermuthlich war ihm die Sache recht gleichgiltig. Die nächsten Anforderungen an die

Orthographie sind möglichste Einfachheit, möglichste Klarheit und Bestimmtheit, sowie möglichste Einheitlichkeit der Schreibung.*) Letztgenanntes Erforderniß macht sich um so dringender geltend, je stärker der sprachliche Verkehr und je größer der Kreis wird, über den er sich erstreckt. Von Rechtschreibung kann nur insofern die Rede sein, als man sich stillschweigend oder ausdrücklich auf eine bestimmte Art der Schreibung geeinigt hat. So haben wir ja erlebt, daß uns das „richtige" Noth später vom Lehrer angestrichen wurde und werden es nächstens mit der Schreibung ‚thun' wieder ebenso erleben. Man ist sich in der Regel nicht genügend klar darüber, daß die Sprache immer längst dagewesen ist, ehe es eine schriftliche Sprache giebt; daß die Schrift immer erst nachträglich hinzugetreten ist, zum Zweck, das Gesprochene auch für die, die es nicht unmittelbar hören, so gut wie möglich festzulegen, um sie es mittelbar hören zu lassen. Mit der Zeit kann auch der Gedanke an ein vermitteltes Hören wegfallen, und so entsteht eine zum stillen Lesen bestimmte wirkliche Schriftsprache. Jederzeit aber findet die Weiterentwicklung der Sprache ohne Rücksicht auf die Schrift statt, und niemals kann die Schrift der Sprache gegenüber ein Recht beanspruchen.

So untergeordnet sie auch sein mögen, urtheilen sollte auch in orthographischen Fragen nur der Sachkenner, der über die ursprüngliche Bedeutung einer Schreibweise, ihre geschichtlichen Wandlungen und ihr Verhältniß zur allgemeinen Entwicklung der Schriftsprache Rechenschaft zu geben vermag, also der Sprachhistoriker. Nicht in

---

*) Anmerkung der Redaktion. Den Anforderungen, die der Herr Verfasser an die Orthographie stellt, möchte ich noch eine hinzufügen, die mir nicht weniger wichtig erscheint als die oben genannten: das ist die Schonung des einmal Eingebürgerten. Ungleichmäßigkeit in der Orthographie ist ein Uebel, aber Aenderung des Bestehenden ist auf diesem Gebiet das Aergerlichste, was es überhaupt geben kann. Wie man hört, soll ja das Kultusministerium uns abermals mit solchen Aenderungen beglücken wollen, die zwar als unbedeutend hingestellt werden, thatsächlich aber doch recht tief eingreifen. Jede Neuerung in der Schreibart, an die man sich einmal gewöhnt hat, bringt beim Lesen einen kleinen Aufenthalt, eine Störung, eine Ablenkung des Gedankens hervor, die sehr empfindlich wird, wenn sie sich öfter wiederholt und nicht etwa binnen kurzer Frist überwunden werden kann, da die Gewohnheit sich an den älteren Büchern, die noch unendlich lange in Gebrauch bleiben, fortwährend wieder kräftigt. Der gesunde Wirklichkeitssinn des Fürsten Bismarck zeigte sich auch darin, daß er diesem Wechselbalg von Gelehrsamkeit und Bureaukratismus, der sogenannten Puttkamerschen Orthographie, die Anerkennung versagte, aber obgleich sich diese noch heute, nach fast einem Vierteljahrhundert nicht entfernt eingebürgert hat, sollen schon wieder der Doktrin zuliebe eine Anzahl „h" ausgemerzt und sonstige Aenderungen vorgenommen werden.

Delbrück.

dem Sinne, daß sein historisches Wissen nun ohne Weiteres auch die Norm für die heutigen Erfordernisse abzugeben hätte. Ich bin auf diesem Gebiete so wenig eingefleischter Historiker, daß ich den Vorschlag, statt „Vieh" vielmehr „Fi" zu schreiben, an sich für einen ganz vernünftigen Gedanken anzusehen vermöchte. Aber ich meine, dem Historiker müßte es vorbehalten sein, zu entscheiden, ob sich der Gedanke mit den maßgebenden Kulturanschauungen vertrage, ob unser ganzes Wesen dafür nicht doch zu sehr in geschichtlichem Boden wurzele. Damit ist ja auch genugsam zu verstehen gegeben, daß unserer Ansicht nach die Kenntniß einzelner geschichtlicher Thatsachen noch nicht den Historiker ausmache. Da in dem uns beschäftigenden Falle die Orthographiefrage zwei unserer größeren Städte betrifft — im Grunde geht sie ja noch mehr an —, da Hunderttausende von Einwohnern sie für wichtig genug gehalten haben, um den höchsten Gerichtshof anzurufen, so hat sie auch eine größere öffentliche Bedeutung erlangt. Die gefallene Entscheidung, oder richtiger die Thatsache, daß sie auf dem genannten Wege gefallen ist, hat den Spott des Auslandes herausgefordert. Man hat dort nicht das Verständniß dafür, daß der Bürger so ungefähr in allen Dingen, die über den Bereich seiner vier Wände hinausgehen, von der Behörde geleitet werden muß, und daß die Behörde in dieser ihrer Eigenschaft zugleich die Fähigkeit erlangt, auch über solche Fragen zu entscheiden, deren Beurtheilung man billiger Weise nicht von ihr verlangen könnte. Es handelt sich um den Eigennamen mehrerer Städte. Wir wollen uns jedoch keiner Wortklauberei schuldig machen, sondern zugeben, daß auch bei diesem persönlichsten Eigenthum öffentliche Interessen ins Spiel kommen können, bei denen der Behörde die Entscheidung anheim stehen muß. Aber die Behörde hätte sich erinnern sollen, daß schon sehr große Männer sich mit Rücksicht auf ihren Namen als sehr empfindlich erwiesen haben, daß man in einer so persönlichen Angelegenheit möglichst behutsam verfahren und nur bei sehr dringender Nothwendigkeit und sehr guten Gründen gegen den Eigner entscheiden solle. Sachliche Gründe außer den verwaltungsrechtlichen, die für das Oberverwaltungsgericht maßgebend gewesen wären, sind meines Wissens öffentlich nicht bekannt geworden. Zulänglich können sie jedenfalls nicht gewesen sein, und es dürfte sich auch bei der causa judicata lohnen, die Frage, die durch die Nebenumstände eine allgemeinere Bedeutung erlangt hat, öffentlich zu beleuchten, zumal die eigentlichen

Gründe für die C- und K-Schreibung auch in Fachkreisen nicht vollständig klar sein dürften.

Als die Deutschen ihre Sprache in größerem Umfang schriftlich zu verwenden anfingen, haben sie, unter romanischer Vermittlung, das lateinische Alphabet entlehnt. Sie übernahmen von dort Form und Werth der Zeichen.*) Das lateinische Schriftzeichen für den K-Laut war C, das dann auch von den Angelsachsen für den Laut in jeglicher Stellung so verwendet wird. Die Germanen des Festlandes aber sahen sich vor einer Schwierigkeit, indem im Lateinischen das C vor den sogenannten hellen Vokalen unterdessen die spirantische Aussprache angenommen hatte. Das war nicht immer so gewesen; lat. Cicero wurde mehrere Jahrhunderte n. Chr. noch Kikero gesprochen, und so hatten z. B. die Wörter Caesar, cicer, cella(rium), calcem (in Bezug auch auf das zweite c), picem noch die Aussprache mit K, als unsere Wörter Kaiser, Kicher(erbse), Keller, Kalk, Pech (niederdeutsch pik, pek) daraus entlehnt wurden, während Wörter wie (Kloster)zelle, Kreuz bereits auf der spirantischen Aussprache des lat. c (Aussprache cruzem) beruhen. Diese Schwierigkeit war Anlaß, daß man zu einem zweiten Zeichen griff, welches das lateinische Alphabet durch griechische Vermittlung gleichfalls besaß, dem K. Es kann möglich sein, daß dabei auch ein Zeichen des Runenalphabets mit im Spiele war, und alle Einzelheiten über die Geschichte der Einführung des K sind noch nicht klar. Klar aber ist jedesfalls, daß Wahl und Regelung hauptsächlich durch die Thatsache bedingt waren, daß lat. ca- zwar ka-, lat. ci- jedoch zi- lautete. So waren nun zwei gleichwerthige Zeichen vorhanden, die im Allgemeinen auch gleichwerthig angewandt wurden. Das heißt Wörter wie Kehle, Kind wurden bei uns nur ganz ausnahmsweise mit c geschrieben, dagegen solche wie kommen, kund, klein nach Belieben mit c oder k. In der That nach Belieben, derselbe Schreiber stellte dasselbe Wort einmal so, einmal so dar.

Im Hochdeutschen kommt nun noch ein anderes Moment hinzu. Hier hatten sich durch die Lautverschiebung die z- und ß-Laute herausgebildet, für die das lateinische Alphabet keine entsprechenden Werthe bot. Man wählte für sie, und zwar sowohl für z wie ß, den Buchstaben z, der sich schließlich allgemein festsetzte. Zunächst

*) Vom gothischen Alphabet des Wulfila und den germanischen Runenalphabeten ist hier abzusehen; sie haben keine geschichtliche Fortsetzung gehabt und waren übrigens gleichfalls entlehnt.

aber wurde vor den Vokalen, vor denen im Lateinischen das c einen ähnlichen Klang hatte, der z-Laut vielfach auch mit c geschrieben, also in Wörtern wie zehn, zieren, Herz. Damit war nun der Buchstabe c für die Lautverbindungen ke-, ki- um so weniger zu gebrauchen, und es blieb nur mehr die Schreibung ke-, ki- übrig. Indem man sich hier nun an die feste Schreibung mit k gewöhnte, wurde die Konkurrenz des k in den an sich gleichwerthigen Schreibungen co-, ko- u. s. w. um so mächtiger. So erklärt es sich, daß im Mittelniederländischen — wo übrigens ke- und ki- auch längst Regel geworden waren — das c im Typus co- zäher haftet als im gleichzeitigen Mittel- und Oberdeutschen. Dagegen stimmt Niederdeutschland, obwohl auch hier der z-Laut wie im Niederländischen nur selten vorkommt, mit dem Mittel- und Oberdeutschen überein. Sogar ist dort eher noch ein größeres Uebergewicht des k festzustellen.

Den Stand des Althochdeutschen beschreibt Braune in seiner althochdeutschen Grammatik so: „Zur Orthographie ist vorab zu bemerken, daß statt k sehr gewöhnlich das Zeichen c angewendet wird, am häufigsten im Auslaut (folc) und vor Konsonanten (cleini), doch auch sehr oft vor den Vokalen a, o, u (corn, accar). Vor e und i dagegen steht immer k. In der häufigeren oder selteneren Anwendung des c weichen die einzelnen Denkmäler sehr von einander ab; so schreibt z. B. Otfrid fast ausnahmslos k.“ Er hielt dem romanischen C gegenüber das Zeichen K im Deutschen für nothwendig wegen des Kehltons (ob faucium sonoritatem) unseres Konsonanten. Otfrid von Weißenburg (9. Jahrhundert) würde also den Namen Köln ohne Zweifel mit K geschrieben haben, wie er auch gikamari („Gemach“), karkari „Kerker“, Krist „Christus“, kruci „Kreuz“ und Kostinceri „Konstanzer“, ja sogar karitas schreibt. Bis zur mittelhochdeutschen Zeit hat sich dann, soweit bei der großen, in diesen Dingen gestatteten Freiheit von einer Regel überhaupt die Rede sein kann, die Sache so gestaltet, daß im Anlaut vor e, ei, i natürlich immer k, vor den anderen Vokalen gleichfalls k, aber mit starkem Wettbewerb von c, gebraucht wird (also komen und comen), vor Konsonanten mit Vorliebe c (cleine und kleine, cnecht und knecht, craft und kraft), im Auslaut regelmäßig c (roc, danc). Man nimmt nicht den geringsten Anstand, auch in deutlichen Fremdwörtern, wie kovertiure, kondewieren (französisch couverture, conduire) k zu setzen, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß man c bevorzugt. Neben c und k findet sich

häufig auch ch, eine Bezeichnung, die eine besondere Lautform des Oberdeutschen bedeutet und uns hier weiter nichts angehen würde, wenn sie uns nicht nachher in einzelnen Beispielen begegnete. Die Bevorzugung des c vor Konsonanten hat sicherlich nur einen rein äußerlichen, graphischen Grund, indem sich darauf folgende Konsonantenzeichen mit ihm besser verbinden als mit k. Wir haben daher in der Verdoppelung bis heute ck behalten. Die weitere orthographische Entwicklung seit der mittelhochdeutschen Zeit beruht dann auf dem oben an erster Stelle genannten Erforderniß der Einfachheit: statt des Ueberflusses von zwei Zeichen für ein und denselben Laut ein einziges. So wird überall k gesetzt, c möglichst entfernt. Ebenso sind die Niederländer vorgegangen, nur daß sie auch statt ck vielmehr kk schreiben. Bloß vor wirklichen Fremdwörtern hat man Halt gemacht, die sich in der Lautform noch nicht genügend dem Deutschen angeglichen haben, besonders wenn sie auch außerdem noch eine fremdartige Schreibung enthalten. Die Einen sind dabei zaghafter und rücksichtsvoller, oder pedantischer, die Anderen beherzter und schreiben auch Kurs, Kurier, Konzept u. s. w.

Nach dem Gesagten müssen wir erwarten, den Namen Köln früher sowohl mit K als mit C zu finden. Daneben ist die gekennzeichnete Schreibung mit ch zu berücksichtigen, die zwar streng genommen nicht ohne Weiteres für K in die Waagschale gelegt werden kann, aber doch für eine entschiedene „Verdeutschung" spricht. In althochdeutschen Glossen nun finden wir Cholonne (bereits im 8. Jahrhundert), Cholina, andererseits Colina, Coln. Unser besonderes Interesse darf das dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts angehörige Lobgedicht auf den Erzbischof Anno von Köln beanspruchen, dessen Verfasser einen starken rheinischen Lokalpatriotismus verräth, wenn er auch vielleicht kein Rheinländer gewesen ist. Die rheinische Handschrift des Gedichtes — wie weit sich darin die Orthographie des Dichters selbst spiegelt, läßt sich freilich nicht sagen — gebraucht c für z, z. B. in ceichen, cin „zehn"; für k vor Konsonant c, z. B. craft, clagin; ebenso crucis, Criechen (der Name fing bei uns früher mit Kr an), Crist; vor Vokalen wechseln k und c mit Ueberwiegen des erstern: konde und condi, kuonin und cuonin, kunt, kunftig, curtin „kurzen", willicumin; einmal irchos „erkor". Der Name von Köln ist einmal in lateinischer Form Colonia geschrieben, in der deutschen nur mit K: Koln ist der heristi burge ein („Köln ist eine der vornehmsten Städte"), ci Kolne in der sconistin burge,

die in diutischemi lande ie wurde („in der schönsten Stadt, die es je im deutschen Land gegeben hat"), Kolnischin „kölnische", Kolnerin („Kölnern"). Desgleichen ist k fest in kuninc „König" und seinen Ableitungen. Es scheint fast, daß diese beiden Begriffe für den Schreiber besonders individuell ausgeprägt und darum in der Schreibung weniger wandelbar waren. Oder hatte man sich schon damals in Köln selbst für die Schreibung mit K entschieden? In der Kaiserchronik heißt es: „Agrippina Colonia ist si nu genant; daneben ze Cholne, geschrieben wie chuninc, bechom (von „kommen"); ebenso ze Choln in einem österreichischen Gedicht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; im „guten Gerhard" des Rudolf von Ems an verschiedenen Stellen von Kölne, ze Kölne; in einer Fortsetzung der Kaiserchronik von etwa 1280 gen Kolne; in der Jolanthe von Vianden, einem luxemburgischen Gedichte vom Ende des 13. Jahrhunderts erzichbischoff van Kollene, van Kolne, zu Kollene, ze Kollene, nur einmal Collener, wie aber auch Cunrat neben Kunrat. Ferner stehen in Lexers Mittelhochdeutschem Handwörterbuch eine Anzahl Belege für das Adjektiv „kölnisch", sämmtlich mit k. Im Mittelniederländischen ist zwar nach dem vorher Gesagten te Colne, Coelne, Cuelne (ue bedeutet wie oe und o den ö-Laut) die geläufigere Form, aber es fehlen auch die Beweise für K nicht, z. B. in der holländischen Reimchronik des Melis Stoke; ferner im Reinaert neben Colen auch Kolen. Alles in Allem läßt sich also in der Literatur bis zum 13. bis 15. Jahrhundert ein beträchtliches Uebergewicht der K-Schreibung gar nicht verkennen.

Ein abweichendes Bild gewinnen wir auf einer anderen Seite, welches uns erkennen läßt, daß in die oben kurz geschilderte orthographische Entwicklung ein neues Moment eingetreten ist. In der Reimchronik des Kölner Stadtschreibers Gotfrid Hagen, verfaßt zwischen 1277—87, finden wir den Namen stets als Coelne, Coelle (ebenso Cleue), während in gewöhnlichen Wörtern viel häufiger k als c steht; auch Koueren (an der Mosel) ist mit K geschrieben. Die Handschrift gehört freilich erst dem Anfang des 15. Jahrhunderts an. Allein nach einem kurzen Fragment zu urtheilen, scheint es in einer noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Handschrift auch kaum anders gewesen zu sein. Ebenso ist Coelne die Schreibung in der Neußer Chronik von Wierstraat, und nicht anders verhält es sich im „Buch Weinsberg", bei dem wir einen Augenblick länger verweilen müssen. Der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts arbeitende Verfasser schreibt nur ganz ausnahmsweise den Namen

seiner Vaterstadt einmal Koln, regelmäßig vielmehr Coln. In gewöhnlichen deutschen Wörtern hat er ausnahmslos nur mehr k. Aber fast ausnahmslos schreibt er wieder c nicht nur in wirklichen Fremdwörtern wie copien, sondern auch in Cleif „Kleve“, Cronenborch, Costanz, Clara, Cathrin, Carolus, Conrad, weiter in cloister, clausen, croin „Krone“, clauster, capellain, cronik, canonich, catholisch u. s. w.; ferner in camergericht — aber kamer im Hause — und clageherren, dem Namen von Amtsleuten im städtischen Rath. Die beiden letzten Wörter sind uns besonders willkommen. Von ihnen abgesehen hätten wir zwei bekannte Gruppen, Wörter mit kenntlichem fremden Ursprung und Eigennamen, solche also, bei denen sich dann Jahrhunderte, wenn auch mit Einschränkungen, das c erhält. Aber camergericht und clageherre verrathen uns, daß in den genannten Momenten der eigentliche Ursprung der Ausnahmeschreibung nicht liegen kann, und es ist deutlich, wo er zu suchen ist: in den Kanzleien. Die Wörter werden mit c geschrieben, die man in lateinischen Schriftstücken zu finden gewohnt war. Daß diese Auffassung richtig ist, ist geradezu mit Händen zu greifen. So findet man in den lateinischen Schreinsurkunden aus Köln neben Colonia auch z. B. Cůnradus als geläufige Schreibweise für die Vornamen irgend welcher Kölner Bürger, dagegen St. Kuniberti. Konrad kam als Kaiser- und Fürstenname häufig in Urkunden vor — zu Zeiten lautet fast jeder dritte Name so — Kunibert jedoch nicht. In einer Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1153 steht Conradus, Corbeiensis abbas, aber dux Karinthiae; in einer Heinrichs VI. von 1190 Conradus, Cunradus, Cuno, Colonia, Nicolaus de Karpena (Kerpen bei Köln); in einer aus dem Jahre 1297 vom Oberrhein Cuno aber Kunigundis (wie auch sonst häufig Kunigundis neben Cuonradus); Heinricus dictus Kuninc; in einer Frankfurter vom Jahre 1290 Colonia, Cunradus, Ulricus, Hertricus, aber Volkwinus. Natürlich konnte man das mit der Zeit nicht mehr verstehen, und es stellten sich dann andere Auffassungen ein. Man sah die Gruppen gewissermaßen wohl als die vornehmeren Wörter an, denen man auch ein vornehmeres Kleid geben wollte. Das K war doch nur der deutsche Buchstabe, der für die gewöhnlichen Wörter gut genug war, an die man auch nicht wohl heran gekonnt hätte. Aber Alles was sich aufs Lateinische oder Französische zurückführen ließ, was einen offiziellen Anstrich hatte und dann die Namen, die ja auch keine gewöhnlichen Wörter waren, das Alles mußte ein C

bekommen. Also die leidige alte deutsche Schwäche, das Fremde immer für vornehmer zu halten! Das eine Mal paart sie sich mit der Gelehrteneitelkeit, ein anderes Mal mit einem gewissen Weltmannsthum, das nur eben einmal die Nase ins Ausland gesteckt zu haben braucht, um dann beileibe nicht mehr Brüssel oder Antwerpen, sondern Bruxelles und Anvers zu schreiben. Bei den genannten Wortgruppen, besonders den Namen, bleibt auch für spätere Zeiten die Thatsache bestehen, daß man sie nicht selten in fremdem Gewande sah. Man zeichnete sie ja auch in deutscher Schrift häufig durch lateinische Lettern aus. Aber wenn eine andere Auffassung sich auch später eingestellt hatte, wenn es auch wahr ist, daß die neuhochdeutschen Grammatiker von der frühesten Zeit an lehren, es seien die Fremdwörter, die mit C geschrieben werden müßten, so ist das darum doch nicht der ursprüngliche Sachverhalt, und der Ursprung von „Cöln" liegt nicht in seinem Charakter als Fremdwort, überhaupt nicht in seiner Etymologie, sondern in den Gewohnheiten der Kanzlei. Das zeigen ja die Eigennamen, die in dieser Orthographie zu allen Zeiten neben den Fremdwörtern hergehen. Mag auch Jemand bei Conrad und Carl immerhin gewähnt haben, sie kämen aus dem Latein, von Cramer, Castenholz und Cnyrim hat es doch gewiß Niemand gedacht.

So ist es nun gar nicht anders zu erwarten, als daß man in den deutschen Urkunden in der Regel Coln finde. Im 4. Band von Lacomblets Sammlung, der Urkunden von etwa 1400 an enthält, ist mir bei flüchtiger Durchsicht neben Colne, Coelne, Coln, Collen kein einziges K aufgestoßen. Ausgeschlossen war natürlich die Schreibung auch in den Kanzleien nicht; so steht z. B. in einer Urkunde des Erzbischofs von Trier vom Jahre 1248 dem Erzcebischoue van Keulnen (eu för ö), und ein verändertes Bild gewinnen wir wieder, wenn wir uns auf anderen Literaturgebieten umschauen. In einer Reihe lateinisch-deutscher Glossare des 15. Jahrhunderts kommen bei der Uebersetzung von Colonia 7 K-Formen auf 4 C-Formen. Weiteres sehen wir, wenn wir etwas näher auf eine Anzahl von Texten eingehen, deren Urheber durchweg humanistisch gebildet und also der Auszeichnung der „Fremdwörter" leicht zugänglich waren. Dieser kurze Ausflug auf das Gebiet der K- und C-Orthographie ist auch sonst nicht ganz ohne Interesse. Verschiedene Grundsätze wirken durcheinander. Eine in manchen Dingen geradezu überraschend zähe Tradition hält z. B. in Karl, Karolus das K aus den frühesten Zeiten her

fest. Denn dieser Name bevorzugt mit einer kleinen Zahl lateinischer oder griechischer Wörter in lateinischen Texten das K. Auch der Name Katharina muß hierhin gehören. Damit mischt sich unbefangen die willkürliche Verwendung der beiden Zeichen und anderseits die graphisch-mechanische Bevorzugung von cr und ganz besonders cl, zu beurtheilen wie unser ck.

Die Schriften der Adelheid Langmann aus dem Kloster Engelthal bei Nürnberg (herausgegeben von Strauch nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts) und der Margarethe Ebner aus dem Bisthum Augsburg (herausgegeben vom selben nach einer Handschrift von 1353) haben in deutschen Wörtern nur noch vereinzelt c, außer in cl (neben kl). Deutliche Fremdwörter weisen mit Vorliebe c auf, bei der Ebner meist auch cor (Langmann kor), sogar carfreitag; caplan und kaplan. Bei der Langmann kamer, kappe, karfunkel, kreutz (ausnahmsweise creutz); doch Crist, crissnaht, crissmesse, cristenlich (auch kristenlich). Gegenüber Cristina jedoch Katherina, auch Karitas als Name. — In der Chronik des Elsässers Closener (gest. 1384) stehen Cůnrat (selten Kůnrat), Cůntze, Costenze, mit Constantinopel, Caps (Capua), Clawes (Nicolaus), capelle, crütz, cörper auf der C-Seite, auch die Herren von Clingen, denen wir häufig in Urkunden begegnen; in krönen und kantzeler kommen k und c vor, ebenso im Namen des Verfassers; mit deutschen Wörtern haben K Karolus, Karle, Kunigunt, Kolle (Köln), Kolmar (ausnahmsweise C), Kur (Chur), Kocheme; auch Kristen (Christ). Aehnlich bei Twinger von Königshofen (gest. 1420): Cristus, Constantinopel, Costenze, Conrat, crütze wie cardinal, capitel; aber Kölle, Kolmer, Karle, Karolus (ausnahmsweise Carolus calvus), Künigunt, Kalis (Calais); auch krönen und kronika, kantzeler überwiegend neben cantzeler, aber carte. Ob closter (kloster) als Fremdwort c bekommt, ist nicht sicher, da auch in deutschen Wörtern cl neben kl geschrieben wird (clagen). — Im „Buch der Beispiele“ (nach einem Uracher Druck 1480 herausgegeben von Holland) findet c sich nur in deutlichen Fremdwörtern (capitel, complex, creatur, corper, cörper, camel, cuppel) und außerdem neben ganz seltenem kl in cl (clag, clain, clopfen, clůg u. s. w.). In den „Translationen“ des Nicolas von Wyle (gest. gegen 1478) in deutschen Wörtern k — auch krönen (selten crönung), koralle — nur cl neben kl (clage, clöster; klain, klůg, klaider) und cr neben kr (craft, krefte, crantz, kranck, krig u. s. w.); in Fremdwörtern c, darunter cantzler, crütze, gecrützigot (gekreuzigt); ebenso

Costenz, Casper (aber kranatfogel), Crist (Christus), cristan (Christ), camer, Camrer (auch kamer), auch cost, costlich, costbar (und kostlich). — In „Deutsche Volksbücher“ (aus einer Züricher Handschrift des 15. Jahrhunderts, herausgegeben von Bachmann und Singer) verzeichnen die Herausgeber in deutschen Wörtern außer cl neben kl nur curfürst, also wohl Kanzleischreibung. Mit c auch crücz und cost nebst seinen Ableitungen. Karlus und Köln haben K. — Die Stretlinger Chronik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts (herausgegeben von Baechtold) hat in deutschen Wörtern auch kl. Unter den Fremdwörtern mit c auch crütze, crützgen (kreuzigen), cristen, costen. Eigennamen: Clare, Casper, Cristine (aber Kathrine, Kathrin; auch uf kalendis julii; lat. kalenda, nicht calendae), Cůno, Cůnrat, aber Küngundis oder Küngolt. Der Name des einheimischen Flüßchens: Kander und Cander. — Im Lancelot des Ulrich Füeterer (gest. gegen 1490) ist k im Wechsel mit der oberdeutschen Schreibung ch (auch kch) mit einiger Entschiedenheit durchgeführt, auch kron, klause, körpel (Körper), kor u. A.; nur fast immer cl (clar, clain, clage u. s. w.). In den romantischen Eigennamen überwiegt gleichfalls K (Ch), während einige C bekommen. Dabei werden im Allgemeinen beide Schreibungen auseinander gehalten; doch gehen die anfänglichen Claudas, Claudin später, trotz dem folgenden l, in Klaudas, Klaudin über. Unter den obwaltenden Umständen läßt sich nicht einmal bestimmt sagen, ob in Cristtag, sacrament, consecriren und crewtz (neben krewtz, chrewtz) das c auf Rechnung des Lateinischen oder des folgenden r kommt. In Hans Sachsens Schwänken (herausgegeben in Braunes Neudrucken) ist gleichfalls cl gebräuchlich. Unter den Fremdwörtern mit c finden wir auch crewz, crewzigen und cüpler (Kuppler); doch z. B. auch kor (in der Kirche).

Auch auf niederdeutschem Boden ist die Orthographie cl zu beobachten. So schreibt die Magdeburger Chronik (Handschr. des 15. Jahrh.) fast regelmäßig clagen, closter, auch cr häufig neben kr, so in cremere (Krämer), craft, so daß crone, cronen (krönen), crutze, cristen wohl unter diesen Gesichtspunkt zu fassen sind, zumal auch Fremdwörter öfter k haben: korsenere (Kürschner), karene (Fasten), karzer, kore (Chor) neben capelle, caldunen, comete u. a.; decan und dekan (dekanus auch in lateinischen Urkunden). Von Namen haben K Krakowe (Krakau bei Magdeburg), Koten (Köthen), Kostnitz; Katherine, Karl, Kunigund; C Calve (Kalbe), Colne, Cord, Conrad. — Die thüringische Chronik von Rothe (gest. 1434)

schreibt gleichfalls cl, aber kr. Unter Wörtern fremden Ursprungs: kronicke, kor.; crutze und krutze, crone und kronen. Außer von Clebin (Kleve), Schloß Clemme (wegen Cl), Crutzburgk, Capellendorf (wegen der Grundwörter), Carthus neben Karthus hat nur der Ortsname Cassil (Kassel) C; sonst Kobelentz, Kuburgk (Koburg), und ausnahmslos Koln. Personennamen: Katherine, Karl, Karlman, Konigunt, jedoch fast ausnahmslos Conradt. Wenn man das mit dem ausnahmslosen Koln vergleicht, so sieht man, was es mit der angeblichen orthographischen Regel über die C-Schreibung auf sich hat. — Deutlich tritt der Kanzleieinfluß in der Dortmunder Chronik Kerkhördes (15. Jahrhundert) hervor, wie sie uns in einem Auszug aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts vorliegt. Deutsche Wörter haben k, auch kl, auch Klusener (als Name), kruze (neben cruzedach), kapelleken, kloester (cloester), koester (Küster), koer (und choer). Aber capittel, cardinal, commis; hier auch Cathrine. So aber auch immer Cleve, Collene, Colsch, Coesvelde, Coert (aber Kono). Man kann nach der Schreibung fast bemessen, wie häufig die Namen in den Akten vorgekommen sein werden: öfter Camen als Kamen, Curle und Kurle, Cappenberge, aber Kulenberch, Kalenhart, Koerne. Eine der hervorragendsten Familien der Stadt wird fast ausnahmslos Clepping geschrieben (gegen Klenke, Knipping), entweder weil sie sich selbst so schrieb, oder der Name häufig in Akten stand. Ein Vorname Kracht begegnet im weiteren Verlauf auch häufig als Cracht. — Um auch einen späteren Text zu nennen, sei eben noch erwähnt, daß im Simplicissimus (1668) bei deutschen Wörtern nur mehr ganz ausnahmsweise C vorkommt (Claffter; wegen Cl?), aber unter den „Fremdwörtern“ mit C sich regelmäßig auch Creutz, Creutzer, Cantzel, Cammerad, Cammerdiener, Cörper finden.

Die Störung der sonst stetigen Entwicklung zum alleinherrschenden K durch das Kanzlei-C hat viele Jahrhunderte nachgewirkt. Die Meisten schreiben natürlich gedankenlos nach, und wenn der Gebrauch einmal eingewurzelt ist, können sich auch Einsichtigere, selbst wenn es ihnen der Mühe lohnte, ihm schwer entziehen. Keinen Geringeren als Goethe sahen wir noch davon beeinflußt. Sein Freund Sulpiz Boisserée hat dagegen Köln geschrieben. Vor mir liegt ein umfangreiches Manuskript, in dem der Name fortwährend wiederkehrt; nur ein einziges Mal hat Boisserée sich verthan. Da er indessen sonst in den bekannten Wortgruppen nicht K gebraucht — nur ausnahmsweise Kabine,

katholisch — sondern C, z. B. Cultur, Academie, Clinik, Conservatorien, Cassel (Familienname), Coblenz, Carlsruhe, Colmar, so haben wir zwar daraus zu entnehmen, daß man sich in maßgebenden Kreisen der Stadt schon im Anfang des Jahrhunderts wieder für K entschieden hatte, müssen aber vermuthen, daß der Beweggrund für diesen Bruch mit der Ueberlieferung der Kanzleiform nur die Zö-Frage gewesen ist, auf die wir zurückkommen. Eine Aeußerlichkeit also; doch stimmt das Ergebniß mit der Wiederaufnahme der alten Entwicklung in der K-, C-Frage in den Kreisen überein, die insoweit maßgebend geworden sind, als sich Grammatik und Literatur ihnen angeschlossen haben. Den Vorschriften unserer Grammatik und dem Gebrauch der Literatur entspricht ohne Zweifel Köln, und ich habe auch nie einen Germanisten oder sonst Kundigen gehört, der nicht K für selbverständlich gehalten hätte. Trotz Goethes eigener Orthographie ist in seinen Texten, soweit nicht philologische Rücksichten mitsprachen, stets Köln geschrieben worden. Freilich lesen ja mehr Menschen das Reichskursbuch, als Goethes Werke. Aber die nur das erstere kennen, möchten wir hier nicht für maßgebend halten.

Wir übersehen jetzt die Geschichte der beiden Schreibweisen. Deutsch ist das K von Natur ebensowenig wie das C. Doch ist das erstere in der Auffassung mit der Zeit dazu geworden. So hat man vom 16. Jahrhundert bis ins vorige hinein Versuche gemacht, die Schreibung ck als „undeutsch“ durch kk zu ersetzen, die bei den Niederländern und Dänen auch durchgedrungen sind. Keine Geringeren als Klopstock und Schiller sind unter uns dabei betheiligt gewesen. Wenn wir jetzt auch die Sache richtiger zu fassen vermögen, so müssen wir doch zugeben, daß in der That K das volksthümliche Zeichen ist dem kanzleimäßigen oder gelehrten C gegenüber, K das natürlichere, C das geziertere. Der geschichtliche Standpunkt würde schon insofern einer Wiederaufnahme des C entgegen sein, als das K ja gerade wegen der Zweideutigkeit des C eingeführt worden ist. Selbst wer die Kanzleien als einen besonders wichtigen Faktor der deutschen Kultur ansieht, oder die Spielereien der Gelehrsamkeit und Modebildung so besonders hoch einschätzt, dürfte sich eigentlich nicht anders entscheiden.

Wenn man einwerfen will, daß Eigennamen bei der Orthographie eine Sonderstellung einnehmen, so soll man aus der Noth doch nicht eine Tugend machen wollen. Die Ausnahme rührt doch nur daher, daß Ueberreste früherer Schreibungen, und großentheils

solcher, die wir jetzt geradezu für barbarisch ansehen, sich auf Grund der stärkeren Individualität der Namen erhalten haben. Aber dies individuelle Recht muß seine Grenzen haben. Wenn bei Familiennamen einem Eingriff Bedenken wegen rechtlicher Folgen entgegenstehen, so fallen diese bei Ortsnamen fort. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts waren, z. B. bei Goethe und seinem Kreis, für Frankfurt außer dieser Schreibung auch Franckfurt, Francfurt, Francfurth u. s. w. geläufig. Heute gebraucht Jeder, der nicht etwa „unorthographisch“ schreibt, nur die eine Form. Ich führe die Ansicht des größten und feinsinnigsten Kenners der deutschen Sprache, Jacob Grimms (Deutsches Wörterbuch 1, LXI) an: „Nichts ist bei uns greulicher als die schreibung der eigennamen, wo man sich aller regel entbunden wähnt und blosz vom herkommen abhängen will, als ob richtige aussprache und darstellung nicht alle wörter durchdringen müsse. was sich in den letzten jahrhunderten bei sprachunkundigen zufällig eingeführt hat, soll sorgsamst beibehalten bleiben. mit fug schrieb Lessing Winkelmann, der ohne zweifel, lebte er heute, selbst so schreiben würde, zu seiner zeit dem allgemeinen misbrauch folgte; ängstlich wird aber in gelehrten büchern Winckelmann hergestellt und sonst Hertzberg, Holtzmann, Welcker gesetzt; wenigstens berühmte namen, die oft wiederkehren, sollten das recht haben den staub der schreibfehler von sich abzuschütteln. hier werden künftig einmal sogar machtsprüche nichts vermögen und Würtemberg wird wieder an die stelle des Württembergs barbarischer urkunden zurück treten. eine sprache darf nichts unreines, was ihrem natürlichen strome widerstrebt an sich leiden. auf ihrem gebiet aber gibt es keine befehle, und wie man von einer république des lettres redet, so entscheidet auch über die wörter und ihre schreibung zuletzt nur der allgemeine sprachgebrauch und volkswille; regierung und obrigkeit können blosz mit gutem beispiel voran gehen, wie sie hier oft ein schlechtes gegeben haben.“ So schrieb ein deutscher Professor, und wie viel die Anschauungsweise, aus der heraus es gesagt ist, für unser neues Deutschthum gethan hat, sollten die, denen die Macht gegeben ist, nicht so leicht vergessen.

Die Abstammung von lat. Colonia verleiht dem Namen Köln heute eben so wenig Recht auf eine Ausnahmestellung wie früher. Noch nicht die Hälfte unserer Wörter, die fest mit anlautendem k geschrieben werden, sind unbestritten germanischen Ursprungs, und

so gut wie Köln könnte man ihrer mehr als hundert, wie Käfig, Käse, Küche, Kürbis und viele noch deutscher klingende, zu C verurtheilen. Wie die meisten von ihnen hat sich auch Köln durch verschiedene sprachliche Vorgänge, durch die das Wort deutsches Eigenthum geworden ist, von seinem lateinischen Ursprung losgelöst. Die lateinische Betonung, das lateinische o, der ganze Worttheil — onia lassen sich ja doch nicht wieder herstellen. Wozu also C? „Cöln aus colonia, Cassel, Castel aus castellum wegen ihres Alters haben sich längst ein K verdient", sagt J. Grimm (Wörterbuch 2, 601). Wenn heute ein Professor wieder anfangen wollte, „im Collegio" zu sagen statt „im Kolleg", so hätte er ja ein persönliches Recht dazu; aber mehr auch nicht. Man würde es vielleicht an dem Herrn ganz reizend finden, so lange er die Zierlichkeit einer vergangenen Zeit nicht auch Anderen aufdrängen wollte. Daß durch die Schreibung mit C wenn auch nicht die lateinische Form erreicht, so doch der etymologische Ursprung deutlich vor Augen gerückt werde, ist doch auch nur bloßer Schein. Gewiß gehört es zur Persönlichkeit der Stadt Köln, daß sie aus der römischen Colonia Agrippina hervorgegangen ist. Aber wer die geschichtliche Thatsache kennt, hat den äußerlichen Hinweis nicht nöthig, und wem die Thatsache nicht so wie so gegenwärtig ist, dem nutzt er nichts. Haben solche Schreibungen denn überhaupt noch den Sinn wie vor Jahrhunderten? Damals wußte ungefähr noch Jeder, der schrieb und las, wirklich etwas von den Römern und Griechen.

Besonders nachdrücklich ist auf den orthographischen Schnitzer hingewiesen worden, der in „Cöln" liege. Wir haben aus den spätlateinischen Verhältnissen die Regel übernommen, c auch vor oe und ae als z zu sprechen (Coelibat, Coetus, Cölestin, Cäcilie), eine Erwägung, die, wie wir bei Boisserées Orthographie gesehen haben, für die Kölner schon lange maßgebend geworden zu sein scheint. Sie mußte seit der Zeit dringender werden, da sich der bestimmte graphische Ausdruck des ö-Lautes befestigte. Während des ganzen Mittelalters und bis in unser Jahrhundert hinein, wurden die Umlaute von o und u, obwohl sie in der Sprache vorhanden waren, ganz gewöhnlich unbezeichnet gelassen, und so lange man Coln schreiben konnte, machte sich das orthographische Bedenken nicht so geltend. Erkennt man orthographische Regeln überhaupt an, so kann man weniger freilich nicht thun, als sie auch inne halten. Nun ist ja ein orthographischer Schnitzer nicht

schlimm, wenn er sonst keinen Schaden anrichtet, und wenn auch ein ABC-Schütz einmal Zöln lesen sollte, so kann das die Stadt vorläufig aushalten. Indessen mag auch ein orthographischer Fehler unangenehm sein, wenn er an einem selbst begangen wird; wir sind empfindlich in Bezug auf unsere Namen. Man könnte es den Kölnern nicht verübeln, wenn sie sich darauf berufen wollten, daß in der That mancher ehrliche Name in Folge der unberechtigten Ehrfurcht, die dem geschriebenen Wort entgegengebracht wird, seinen guten Klang verloren hat. Ich erinnere an die Brockhausen, Bockelmann, Leffmann und Andere, denen Allen ein langer Vokal zukommt, an die Klässen, die eigentlich Klāssen heißen, an die fälschlich gesprochenen i in Namen wie Roisdorf (Rōsdorf), Troisdorf, Orsoy, Oeynhausen, an Söst statt Sōst, an die Rur, die auf Grund der Schreibung Roer, auf der deutschen Strecke ihres Laufes bei den „Gebildeten" zur Rör geworden ist. Wenn wir einmal anfangen, die Ortsnamen daraufhin zu untersuchen, werden die Beispiele voraussichtlich massenhaft sein. So wäre der richtige Name von Eupen vielmehr Oepen. Der Name in seinem althergebrachten Klang gehört doch zur Persönlichkeit eines Menschen sowohl wie einer Stadt, und es ist gerade keine Kleinigkeit, wenn die gute Form, die, wenigstens ursprünglich, auch einen Sinn hatte, wie mit einem willkürlich aufgeklebten Zettel vertauscht wird. Die Kölner waren befugt, auch der geringsten Möglichkeit entgegen zu treten, daß doch einmal der Versuch, sie zu Zöllnern zu machen, auftauchen und, wie so manches Unbegreifliche, Nachahmung finden könnte.

Daß Einheitlichkeit wünschenswerth ist, wird man nicht bestreiten. Das bezieht sich auf eine große Reihe von Orten, bei denen der Gebrauch zwischen K und C schwankt. Von unserem Standpunkt aus wäre K selbst da zurück zu fordern, wo der Gebrauch sich schon mehr oder weniger für C entschieden hat. Ich erinnere nur an die kostbaren Minuten, die hundertfach verloren gehen, ehe man in Kursbüchern, Lexika u. s. w. die richtige Stelle gefunden hat. Auf der niederländischen Landkarte ist das C endgiltig verschwunden; es giebt nur Katwijk, Kampen, Koevorden, Abkoude, Kuilenborg, Kuijk, Kralingen. Man denkt dort auch nicht daran, anders als Kleef und Keulen (eu = ö) zu schreiben. Selbst auf der belgischen Karte steht der germanische Name von Courtray als Kortryk. Die Regelung würde sich am besten gleich auch auf andere Wörter erstrecken. Bei der großen Willkür, die

grade heute wieder eingerissen ist, wird es auf die Dauer nicht bleiben können. Besonders für die Schule ist das eine überflüssige Plage. Strenge Grenzen zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern wird man niemals ziehen können. Aber man sollte, ohne zimperliche Rücksichten, möglichst weit gehen. Welchen Zweck hat es, Canal zu schreiben mit Rücksicht auf den Ursprung oder die Schreibung der Nachbarn? Solche freundlichen Rücksichten kosten uns jahraus jahrein Summen, und die lieben Nachbarn vergessen sogar den Dank; sie lieben uns dafür um kein Haar mehr; im Gegentheil. Täuschen wir uns nichts vor! Es ist doch immer ein gutes Stück Pedanterie dabei, wenn wir fremde Schreibungen zur Plage der Schule weiterschleppen. So aufrichtig ich dafür bin, die Fäden, die unsere Bildung mit dem Griechenthum verknüpfen, nicht abzuschneiden, muß ich doch fragen: haben die griechischen y, die kein Mensch mehr spricht, einen Sinn? Und die jüngste Orthographieneuerung hätte auch ruhig die h von Theater und Thron mit in den Kauf geben dürfen. Ist „Thron" ein so undeutscher Begriff, daß man den doch vergeblichen Versuch machen soll, das größere Publikum durch das nun bald ganz ungewohnte h an ϑρόνος zu erinnern? Die Romanen, Niederländer und Skandinavier kommen auch ohne das h aus. Selbst die Wiederherstellung des Ch im Christennamen statt des C, K, die wir früher schrieben, geschah gewiß nicht aus bloßer Ehrfurcht. Eher noch könnte man das von den Niederländern sagen, die zugleich eine eigene Lautform, kersten, aufgegeben haben. Die Spanier, Italiener und Schweden (kristen) verzichten auf das h.

Jedenfalls hätte in der Frage denen das meiste Recht zugestanden, die sie am nächsten angeht. Die Kölner selbst wollten das K haben, sie hatten sich schon seit einem Jahrhundert dafür entschieden und mit mancherlei darauf eingerichtet. Sie konnten sich dabei auf eine tausendjährige Volksthümlichkeit der von ihnen bevorzugten Form berufen und hatten in der, wenn man will, an sich nebensächlichen Frage die besseren Gründe auf ihrer Seite. Es wäre nicht nöthig gewesen, bei der Bürgerschaft böses Blut zu machen. Die Kölner haben die berechtigte Empfindung, als ob die Individualität ihrer Vaterstadt angetastet worden sei. Zudem greift die C-Verordnung in wirkliche Interessen ein. Wir wollen nur die „Kölnische Zeitung" nennen, eines der größten Weltunternehmen, das, wie man auch über ihre Richtung urtheilen mag, dem deutschen Namen zur Ehre gereicht. Ihr Kopf mit K

ist über alle Erdtheile hin nicht nur den Deutschen, sondern auch den Angehörigen anderer Kulturvölker ein lang gewohnter Anblick. Sie besteht auf ihrem Kopf weiter, auch nachdem jetzt die offizielle Welt und was sich ihr gern anschließt, wieder „Cöln" schreibt. Aber es wird ihr auch in dieser Aeußerlichkeit nicht gleichgiltig sein, ihren Zusammenhang mit der Vaterstadt unterbrochen zu sehen. So ist nun ein merkwürdiger Zustand geschaffen, bei dem wir täglich lesen können, daß eine „Bekanntmachung in der Gemeinde Cöln und in der „Kölnischen Zeitung" zu geschehen hat". Mit ungefähr demselben Rechte wie der Stadt Köln die Orthographie „Cöln", die auf einer Höhe steht mit den seligen Schreibungen „Adolph", „Westphalen", könnte man uns ein „Kaisercrone" oder gar „Caisercrone", der Kirche „Creutz", dem Heere „Cörperhaltung" vorschreiben. Wir haben ja oben gesehen, daß diese Schreibungen nicht weniger berechtigt wären, und einem Archivdirektor würde es leicht fallen, hunderte weiterer Belege beizubringen.

Eine Entwicklung, wie wir sie zu schildern versuchten, die, auf eine Volksempfindung gegründet, seit mehr als tausend Jahren trotz allem doch immer weiter gegangen ist, läßt sich nicht ganz still stellen. Die Räder werden das Steinchen, das jetzt zwischen sie gerathen ist, zermalmen.

Geschichte des Bestätigungsrechts in Preußen.

Von

Dr. Hugo Preuß.

Der öffentliche Rechtszustand, besonders auch die Verwaltungsorganisation Preußens zeigt noch heute deutliche Spuren der historischen Thatsache, daß hier die Epochen der zielbewußten Reform großen Stils stets nur als kurze Episoden erscheinen, die weit vor der Erreichung ihres Zieles entgegengesetzten Richtungen den Platz räumen mußten. Manche Institute enthalten in ungesonderter Mischung die Niederschläge einer ganzen Reihe einander ablösender Aktions- und Reaktionsperioden, ohne daß ein prinzipieller Leitgedanke zu vollendetem rechtlich-organisatorischem Ausdruck käme. Oft auch erklärt es sich aus diesem Zustande unseres öffentlichen Rechts, daß bei irgend einer Streitfrage die gegnerischen Meinungen kaum einen Berührungspunkt, keinen gemeinsamen Boden haben, auf dem eine Verständigung möglich wäre. Das ist dann ein Symptom dafür, daß in dieser Frage eine Auflösung der historischen Dissonanz durch das positive Recht noch nicht erfolgt ist.

Daß an solchen ungelösten Dissonanzen das städtische Selbstverwaltungsrecht besonders reich ist, erklärt sich aus seiner Entwicklungsgeschichte. Ursprünglich gedacht als erster Schritt zur Ueberführung des ancien régime in den modernen Rechtsstaat, als Grundstein eines organischen Verfassungsbaues, stand die städtische Selbstverwaltung dann Jahrzehnte lang wie ein erratischer Block inmitten der absolutistischen Staatsverfassung und der feudal-patrimonialen Verwaltung des flachen Landes. Und auch nach dem

Uebergange zur konstitutionellen Staatsform sowie zu modernen Verwaltungsformen ist die organische Einfügung des Städterechts in die rechtsstaatliche Gestaltung zwar wiederholt versucht, aber bis heute nicht durchgeführt worden.

Welche hohe, rechtlich prinzipielle Bedeutung den Beziehungen zwischen dem Amtsrecht der Selbstverwaltungsorgane und dem aus einem fürstlichen Dienerthum hervorgegangenen staatlichen Beamtenthum innewohnt, das denke ich demnächst an anderer Stelle nachzuweisen. Hier möchte ich zunächst gesondert eine Frage erörtern, die sich auf den Berührungspunkt jener beiden Sphären bezieht, und deren Geschichte seit dem Beginn einer städtischen Selbstverwaltung in Preußen zahlreiche gesetzgeberische Versuche, und noch in jüngster Zeit viel und lebhaft behandelte Kontroversen aufweist.

Mit der Anerkennung der Städte als Selbstverwaltungskörper war ihr Recht zu eigener Organbestellung anerkannt. Daß diesen Selbstverwaltungsorganen ein wesentlich anderer Charakter eignet, als den mittelbaren Staatsbedienten des Landrechts, ergiebt sich aus dem Gegensatz des Prinzips der Selbstverwaltung zum absoluten Polizeistaat, wie das in jenem andern Zusammenhange näher darzulegen ist. Steht aber die gesammte Lebensthätigkeit der Selbstverwaltungskörper unter der staatlichen Aufsicht, so auch ihr Recht der eignen Organbestellung; diese Seite des staatlichen Aufsichtsrechts ist das Bestätigungsrecht. Schon § 2 der St. O. von 1808 hat ausdrücklich als Ausfluß des Aufsichtsrechts die Ertheilung der Genehmigung zu den Wahlen der Magistratsmitglieder charakterisirt. Die §§ 153 und 152 unterscheiden dann in der Weise, daß für die Stelle des Oberbürgermeisters in den großen Städten drei Kandidaten von den Stadtverordneten präsentirt werden, wovon einer durch landesherrliche Bestätigung ernannt wird, während für alle sonstigen Magistratsstellen die Bestätigung des von den Stadtverordneten Gewählten der Provinzialbehörde zusteht. Die St. O. knüpft damit möglichst an den bis dahin bestehenden Zustand bezüglich der Ernennung des Stadtpräsidenten, der Approbation und Konfirmation der Bürgermeister und Rathsmitglieder an (vgl. z. B. das Rathhäusliche Reglement für Berlin vom 1. Februar 1747 Tit. 1 §§ 2 und 4), nur daß an die Stelle der Kooptation durch den Rath die Wahl durch die Stadtverordneten-Versammlung als Repräsentationsorgan der Gemeinde

getreten ist. Diese letztere, unmittelbar aus dem Geiste der großen Reform fließende Neuerung war an sich so bedeutend und für die immer noch einflußreichen Anhänger des Alten schon so bedenklich, daß der möglichst enge Anschluß an die gewohnten Formen des Bestätigungswesens sehr erklärlich ist. Und was den Vorbehalt der Königlichen Bestätigung für die Oberbürgermeister betrifft, so hat dabei offenbar die Rücksicht auf die Rangstellung dieser Beamten gegenüber der staatlichen Beamtenhierarchie eine gewisse Rolle gespielt, wie schon eine ähnliche Erwägung für das ancien régime aus § 8 des eben zitirten Rathhäuslichen Reglements erhellt, und worauf die Bestimmung eines gleich nach Erlaß der St. O. ergangenen Reskripts vom 27. März 1809 hindeutet, die dem Oberbürgermeister ein besonderes königliches Patent zubilligt.*)

Einer der hauptsächlichsten Leitgedanken für die Revision von 1831 war die Verstärkung des staatlichen Aufsichtsrechts, wobei auch das Bestätigungswesen nicht unberührt blieb. Und wenn auch die Absicht, die revidirte St. O. an die Stelle der ursprünglichen treten zu lassen, aus einer immerhin noch nachwirkenden Scheu vor einer offenkundigen Antastung des bedeutsamsten Werkes der Regenerationsära aufgegeben wurde, so bemühte man sich doch, auch die fortgeltende St. O. von 1808 nach Möglichkeit durch Deklarationen und Ministerialreskripte dem in der revidirten St. O. von 1831 herrschenden Geiste anzupassen, wobei man sich gelegentlich zur Begründung einfach auf die betreffenden Bestimmungen der jüngeren Ordnung berief. Diese übernahm zwar in ihren §§ 94 und 93 die beiden Formen der Bestätigung für die Oberbürgermeister einerseits, die Bürgermeister und übrigen Magistratsmitglieder andererseits aus der alten St. O. Aber von Anderem abgesehen, kommen hier drei Einzelfragen in Betracht, welche die revidirte St. O. zu Gunsten einer verstärkten Staatsaufsicht entschied, während man für die alte St. O. das gleiche Resultat durch eine mehr oder minder gewaltsame Interpretation zu erreichen suchte.

Schon früher hatte man versucht für den Fall, daß in der Stadtverordneten-Versammlung zwei Kandidaten die gleiche Stimmenzahl erhielten, der Bestätigungsbehörde das Recht der Auswahl zwischen beiden zu überlassen, wofür es in der alten St. O. an jeglichem gesetzlichen Anhalt fehlte. Nunmehr bestimmte die revidirte St. O. in ihrem § 90, der die Einzelheiten des Wahlverfahrens

*) L. v. Rönne u. H. Simon: Die Gemeindeverfassung des preuß. Staats I. S. 652.

regelt: „Wird durch wiederholte Versuche eine absolute Mehrheit nicht erreicht, so wählt unter den beiden letzten Kandidaten die Regierung." Und das genügt, um in die Zusammenstellung der Deklarationen zur alten St. O. vom Juli 1832 den Satz aufzunehmen: „Wenn zwei Kandidaten mit gleichen Stimmen präsentirt werden, so steht der Regierung die Auswahl zu."*)

Die revidirte St. O. berechtigt ferner in ihrem § 93 die Regierung ausdrücklich, „sich von der Fähigkeit und Würdigkeit der Kandidaten durch Prüfung oder auf andere angemessene Art zu überzeugen". Eine Reihe von Ministerialreskripten sucht demgemäß auch im Geltungsgebiet der alten St. O., die keine solche Bestimmung enthielt, der Regierung wenigstens das Recht zur Anordnung einer probeweisen Verwaltung der Stelle durch den Gewählten behufs Prüfung seiner Qualifikation zu vindiziren, während allerdings die Unzulässigkeit einer bloß interimistischen Bestätigung anerkannt werden muß.*)

Die wichtigste Frage bezieht sich endlich auf den Fall eines dauernden Dissenses zwischen dem Wahlkollegium und der Bestätigungsbehörde. In dieser Beziehung sagte § 154 der ersten St. O. lediglich: „Werden unqualifizirte Subjekte gewählt und präsentirt, so muß nach versagter Bestätigung die Wahl und bezw. die Präsentation wiederholt werden." Danach fand also eine Besetzung der Stelle bis zur endlichen Einigung von Wahlkollegium und Bestätigungsbehörde nicht statt. Allerdings versuchte schon im Jahre 1811 ein Ministerialreskript für den Fall, daß eine Stadtverordneten-Versammlung auf der Bestätigung solcher unqualifizirten Subjekte trotz erfolgter Ablehnung bestehen und eine neue Wahl verweigern sollte, eine Suspension des Wahlrechts und seine Devolution auf die Regierung zu konstruiren. Indessen gestand ein Reskript von 1823 die gesetzliche Unhaltbarkeit dieser Konstruktion zu, meinte jedoch: „Wenn bei entstehenden Vakanzen deren Dauer durch Wahl unqualifizirter Subjekte verlängert werde, und die Regierung es der öffentlichen Ordnung wegen für unzulässig finde, die Vakanz länger dauern zu lassen, so sei kein Bedenken dagegen, die Stelle einstweilen kommissarisch verwalten zu lassen, und nach der ihr im § 167 St. O. ertheilten Erlaubniß die nothwendigen Kosten selbst gegen den Willen der Stadtverordneten aus den bereitesten Mitteln

---

*) l. c. S. 432.

*) l. c. S. 433, 435.

zu entnehmen." Hier erscheint also zum ersten Mal das Recht der Aufsichtsbehörde zur Bestellung eines Kommissars, und zwar zunächst in höchst fragwürdiger Gestalt. Denn einen gesetzlichen Boden in der St. O. hat das Reskript von 1823 mit seiner kommissarischen Bestellung genau so wenig unter den Füßen wie sein von ihm preisgegebener Vorgänger von 1811 mit der Devolution des Ernennungsrechts. Interessant und bezeichnend ist namentlich die Berufung auf § 167; denn dieser handelt von der Verpflichtung der Stadtgemeinde, die Kosten für die Erhaltnng des Polizeipersonals und der nach Disposition der Polizeibehörde erforderlichen Anstalten aufzubringen, hat also mit der vorliegenden Frage gar nichts zu thun, so weit nicht etwa die Funktion des Magistrats als mittelbar staatlicher Polizeibehörde verwirrend sich geltend macht. Im Uebrigen klafft eben auch hier wieder der Gegensatz von Rechts- und Polizeistaat auf: Was man gesetzlich nicht begründen kann, sieht man als polizeilich an. Nun ergriff aber die revidirte St. O. zur Lösung des Problems die Klinke der Gesetzgebung und bestimmte in al. 2 § 93: „Wird durch unangemessene Vorschläge oder durch andere Umstände die Besetzung einer Stelle verzögert, so ist die Regierung berechtigt, solche einstweilen auf Kosten der Stadt kommissarisch verwalten zu lassen." Und ganz wie im vorigen Fall wird nunmehr auch für das Geltungsbereich der alten St. O. einfach unter Berufung auf diese Stelle in der Zusammenstellung von 1832 dekretirt: „Wenn beharrlich unqualifizirte Subjekte präsentirt werden, so ist die Regierung berechtigt, die Stelle auf Kosten der Stadt kommissarisch verwalten zu lassen."*)

Daß es recht eigentlich der Geist des Polizeistaates ist, der in alledem wider den Geist der Selbstverwaltung reagirt, das spricht sich mit erfreulicher Deutlichkeit in einem interessanten Immediatbericht aus, den der Minister v. Rochow — nomen et omen — am 7. Dezember 1842 über seine Bestätigungsprinzipien an Friedrich Wilhelm IV. erstattete. Da heißt es u. A.:

„Da in den Städten mit wenigen Ausnahmen nur die Magisträte die Organe sind, welcher sich die Staatsgewalt zur Erreichung der allgemeinen Staatszwecke in den einzelnen Orten bedient, so ist ihnen die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Ordnung und Ruhe, die Sorge für Kirche und Schule, zum Theil selbst das Steuereinkommen des Staats und überhaupt die Einführung der Gesetze in's unmittelbare Leben des Volks anvertraut. Bei dieser höchst wichtigen Stellung des Magistrats selbst der kleinsten Stadt ist diesen Behörden eine bedeutende Einwirkung auf die

*) l. c. S. 435/6.

Gesinnung der Gemeinde gesichert. Von einer einzigen Wahl hängt es oft ab, ob auf Jahre hinaus Eintracht oder Zwietracht, Ordnung oder Unordnung, Sittlichkeit oder Liederlichkeit in dem öffentlichen Leben der Stadt vorherrschen soll. Ist auch der Bürgermeister die wichtigste und einflußreichste Person, so nimmt doch jedes einzelne Magistratsmitglied an diesem Einflusse mehr oder weniger Theil. . . . Die Ausübung jenes politischen Rechts ist oft für die redlichste und umsichtigste Stadtverordneten-Versammlung sehr schwierig. Wenn selbst die Staatsregierung, obwohl sie in einem weiten Kreise zu wählen und sich vor definitiver Anstellung durch Prüfungen und Proben mancher Art von der Tüchtigkeit des Kandidaten zu überzeugen vermag, dennoch Mißgriffe bei Stellenbesetzungen nicht gänzlich vermeiden kann, so müssen die Stadtverordneten selbstredend noch weit öfter dergleichen begehen . . ."

Folgt dann eine ergreifende Schilderung der Irrungen und Wirrungen des Wahlkampfes, um die Moral dieser Betrachtungen dahin zu ziehen:

„Gegen widerwärtige Erscheinungen dieser Art, die allerdings nur sehr vereinzelt vorkommen, liegt das alleinige Korrektiv in dem Bestätigungsrechte der Regierungen. Sie haben nach dem Gesetze dieses Recht in gleicher Unabhängigkeit auszuüben, wie die Stadtverordneten ihr Wahlrecht." Deshalb könne der Minister, wenn er einen Kandidaten der Unrechtlichkeit in seinem Sinne zeihen müsse, ihn „auch nicht für einen geachteten Mann ansehen, selbst wenn die Stadtverordneten ihn mit der überwiegendsten Stimmenmehrheit gewählt hätten, da die dissentirende Minderheit, als unabhängig von den oben erwähnten Einflüssen, vielleicht eben die Meinung des besseren Theils der Bürgerschaft ausgesprochen hat." *)

Die eigentliche Grundlage dieser Betrachtungen bildet die Anschauung von der Unmündigkeit der Gemeinden, ihrer Unfähigkeit zu selbständiger Handhabung ihrer Rechte, also die absolute Negation der Selbstverwaltungsidee, welche mit der Anerkennung der Gemeindemündigkeit steht und fällt. Immer wieder drängt sich der Gedanke von der ewigen Minderjährigkeit der Gemeinwesen und der entsprechenden Kuratel über sie hervor; damit steht es denn freilich in unlöslichem Widerspruch, daß die St. O. diesen unmündigen Kindern gewissermaßen die Bestellung ihrer eigenen Vormünder durch die Wahl der Organe in die Hand gegeben hat; um so intensiver muß sich daher die staatliche Obervormundschaft ihrer annehmen. Den Staat selbst aber kann diese Auffassung füglich nicht als ein den Gemeinden homogenes, nur höheres und sie umfassendes Gemeinwesen erkennen, sondern lediglich als das Objekt, über dem die Weisheit des persönlichen Herrschers und seiner beauftragten Diener und Gehilfen waltet. Es ist stets dasselbe Schauspiel. Wie man es immer wieder versuchte und

*) l. c. S. 434/5.

versucht, die St. O. mit Hilfe des Landrechts, also ihres begrifflichen Gegensatzes, zu interpretiren, so wird die Aufsicht über die Selbstverwaltung, die auf der genossenschaftlichen Rechtsidee der von unten nach oben aufsteigenden Organisation beruht, fort und fort gehandhabt im Sinne des polizeilichen Anstaltsstaats, dem allein das Regieren von oben nach unten entspricht. Für diesen Staatsgeist ist das Mißtrauen gegen jede Aeußerung eines organischen Gemeinwillens in der That immanent und deshalb unüberwindlich; besonders muß jeder Wahlakt, die Organbestellung also von unten nach oben, für ihn unbedingt die Vermuthung der Schlechtigkeit gegen sich haben, wenn auch der Beweis lediglich erbracht werden kann durch Thatsachen, „die allerdings nur sehr vereinzelt vorkommen". Daher muß diesem Geiste denn auch die Vorstellung einer Uebertragung von Funktionen an die Gemeinden als solche im Innersten widerstreben; absolutistisch, d. h. individualistisch durch und durch, weiß er sich nur an Individuen, an die Gemeindebeamten als mittelbare Staatsbediente im landrechtlichen Sinne zu halten. Das ganze Bestätigungsrecht rückt damit völlig unter den Gesichtspunkt staatlicher Mitwirkung bei der Bestellung von mittelbaren Staatsbeamten, ja unter den noch engeren Gesichtspunkt eines Einflusses der vorgesetzten Behörde auf die Ernennung ihrer Untergebenen. Daß damit das Wesen des Bestätigungsrechts als eines Ausflusses der Aufsicht ebenso verfälscht wird wie das Wesen des Aufsichtsrechts überhaupt durch die Vorstellung einer Kuratel über Minderjährige, das liegt auf der Hand. Leider aber hat diese dem Wesen des Rechtsstaats wie der Selbstverwaltung gleich heterogene Anschauung den Minister von Rochow und die vormärzlichen Zeiten überlebt; noch bei den parlamentarischen Berathungen über den § 13 des Zuständigkeitsgesetzes von 1883 kehren die Grundgedanken des Rochow'schen Immediatberichts fast wortgetreu wieder; vom „Geiste" der „Praxis" gar nicht zu reden.

Die Bewegung von 1848 wollte auch auf diesem Gebiete mit den Rudimenten des Polizeistaates aufräumen, mußte sich aber freilich hier wie überhaupt bei dem Troste bescheiden: magnum voluisse sat est. Die Grundrechte des deutschen Volkes gedachten auch der Gemeinden. Der vom Verfassungsausschuß der Paulskirche vorgelegte Entwurf wollte in seinem Art. IX eine freilich nur aus zwei Paragraphen bestehende magna carta der deutschen Selbstverwaltung geben, die mit den Worten begann: „Jede deutsche Gemeinde hat als Grundrechte ihrer Verfassung a) die Wahl ihrer

Vorsteher und Vertreter . . .“, wobei das Minoritätsgutachten des Ausschusses den Zusatz beantragte: „mit Ausschluß des Bestätigungsrechts der Staatsbehörde“.*) Das Plenum der deutschen Nationalversammlung lehnte dann in beiden Lesungen diesen Zusatz ab, um für die Einzelheiten dieses Gebiets der Landesgesetzgebung freie Hand zu lassen.**)

Der von der Verfassungskommission der preußischen Nationalversammlung am 26. Juli 1848 vorgelegte Verfassungsentwurf versuchte sich gleichfalls, und zwar auch in einem Tit. IX, an einer kurzgefaßten Charte preußischer Selbstverwaltung; Art. 102 ließ unter Ziff. 2 die Vorsteher der Gemeinden „von den Gemeindemitgliedern erwählt“ werden, ohne das Bestätigungsrecht zu erwähnen; jedoch deutet der Zusatz: „Die Organisation der Exekutivgewalt des Staates wird hierdurch nicht berührt“ auf die Absicht einer Auseinandersetzung zwischen Staats- und Selbstverwaltungsorganisation hin. Im Plenum der preußischen Nationalversammlung ist die Verfassungsberathung bekanntlich nicht so weit gediehen.

Selten erwähnt und doch von einem gewissen, wenn auch nur mittelbar praktischen Interesse ist dagegen der Entwurf einer Gemeindeordnung, welcher dieser Nationalversammlung am 15. August 1848 von dem Ministerium Auerswald vorgelegt wurde. Derselbe ist zwar zunächst liegen geblieben, aber er darf immerhin eine rechtshistorische Bedeutung als Keimzelle der Gemeindeordnung von 1850 und insoweit auch der St. O. von 1853 beanspruchen; diese späteren Gesetze erscheinen nämlich als verschiedene Stadien der Rückwärtsrevidirung jenes ursprünglichen Entwurfs, der daher die Leitgedanken noch reiner und unbefangener zum Ausdruck bringt. Die Motive zu diesem Entwurf beginnen mit der Erklärung, derselbe habe

„das Gute und Bewährte aus den St. O. von 1808 und 1831, aus der Rheinischen Gemeindeordnung von 1845, aus der Westfälischen Landgemeindeordnung von 1842 und aus den verschiedenen anderen ländlichen und städtischen Gemeindeverfassungen der östlichen Provinzen möglichst vollständig aufzunehmen und zu vereinigen gesucht, um sich überall an das Bestehende anzuschließen . . . Wo die verschiedenen Gemeindeverfassungen mit einander nicht in Einklang zu bringen waren, ist den Prinzipien der St. O. von 1808, weil sie die freisinnigsten sind und in den meisten und größten Städten des Staates Geltung haben, der Vorzug

*) Droysen: Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung. I. S. 377, 383, 386.

**) Sten. Ber. über die Verhandlungen der deutschen konstituirenden Nationalversammlung; herausgeg. v. Wigard. VII. S. 5158–67. VIII. S. 5606–18.

gegeben worden . . . Die allgemeinste Grundlage des Entwurfs ist das Prinzip der Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden, welche wohl kaum in irgend einer anderen Gesetzgebung eine so unbedingte Anerkennung gefunden hat" *)

Dieser Entwurf beschränkt das staatliche Bestätigungsrecht auf die Bürgermeister und Beigeordneten, beseitigt es also für alle übrigen gewählten Mitglieder des Gemeindevorstands. Nun unterscheidet er aber zwischen den Gemeinden, in denen eine besondere staatliche Polizeibehörde besteht, und denen, wo die Polizeiverwaltung der Gemeindebehörde überlassen ist. Im ersten Falle werden für die Stelle des Bürgermeisters drei Kandidaten gewählt, von denen der König einen ernennt. Sonst unterliegen die gewählten Bürgermeister und Beigeordneten der Bestätigung, in Gemeinden von weniger als 10 000 Einwohnern durch den Bezirkspräsidenten, in größeren Gemeinden durch den König. „Die Bestätigung kann nur nach Anhörung des Bezirksausschusses versagt werden. Wird die Bestätigung versagt, so schreitet der Gemeinderath zu einer neuen Wahl; wird auch diese Wahl nach Anhörung des Bezirksausschusses nicht bestätigt, so steht der Staatsregierung die unbeschränkte Ernennung zu" (§§ 28 und 30 des Entwurfs). Dazu bemerken die Motive:

„Die Staatsregierung hat ein großes Interesse an einer guten Gemeindeverwaltung überhaupt und an einer guten Polizeiverwaltung insbesondere. Sie kann sich, indem sie die Beaufsichtigung der eigentlichen Kommunalverwaltung einem Ausschusse der gewählten, völlig unabhängigen Bezirksvertretung überläßt, nicht füglich mit einer geringeren Garantie, als dem Vorbehalte der Bestätigung eines einzigen Mitgliedes, nämlich des Vorsitzenden des Vorstandes, begnügen. Dafür, daß das Recht, die Bestätigung zu versagen, nicht ohne die sorgfältigste Ueberlegung der Verhältnisse ausgeübt werde, ist indessen den Gemeinden wiederum eine Bürgschaft dadurch gegeben, daß die Versagung nur nach Anhörung jenes Ausschusses erfolgen darf. Damit aber das Bestätigungsrecht nicht völlig illusorisch werde, war es nöthig, der Regierung nach zweimaliger Nichtbestätigung die Befugniß zur freien Ernennung des Bürgermeisters beizulegen. Man muß hierbei bedenken, daß die Bürgermeister nicht auf ihr Amt als Gemeindebehörde beschränkt sein können, sondern nothwendig auch mancherlei Lokalgeschäfte der Staatsverwaltung übernehmen müssen, und daß es nicht allein im allgemeinen finanziellen Interesse der Gesammtheit, sondern auch in dem besonderen Interesse der Gemeinden liegt, für diese Geschäfte keine besonderen Beamten ernannt, sondern dieselben in die Hände des Gemeindevorstehers gelegt zu sehen. Für den Fall, daß eine solche Trennung dennoch in Bezug auf die Polizeiverwaltung eintritt, ist es für zulässig erachtet worden, an die Stelle der Bestätigung die Ernennung des Bürgermeisters aus drei von der Gemeindevertretung zu wählenden Kandidaten zu setzen." **)

*) Verhandlungen der konstituirenden Versammlung für Preußen 1848. Bd. III. S. 1914.

**) a. a. O. S. 1919/20.

Diese Bestimmungen und Motive eines in der vorliegenden Form niemals in Wirksamkeit getretenen Gesetzentwurfs habe ich in einiger Ausführlichkeit hier mitgetheilt, weil darin all die verschiedenen Experimente der ganzen folgenden Gesetzgebung auf diesem Gebiete im Umriß angelegt zu sein scheinen, und zwar zu einer Zeit, da man das staatliche und kommunale Leben auf neue Fundamente stellen zu können wähnte.

Dem ganzen Bestätigungsrecht, in dem man eine Reminiszenz an den Polizeistaat sah, war die Strömung der Zeit nicht günstig; seiner völligen Beseitigung standen jedoch diejenigen Funktionen der Bürgermeister entgegen, die nach der zwar schon stark angegriffenen, doch noch immer herrschenden Auffassung prinzipiell staatliche, dem Bürgermeister also als mittelbarem Staatsbeamten übertragen waren. Das galt nach dem spezifisch preußischen Dogma namentlich von der Polizeiverwaltung, während sich im Uebrigen die Ausscheidung dieser Funktionen stets einigermaßen ins Nebelhafte verliert. Demgemäß erscheint der beibehaltene Rest des Bestätigungsrechts nicht sowohl als Bestandtheil der staatlichen Aufsicht, sondern vielmehr als Mitwirkung des Staates bei der Bestellung mittelbarer Staatsbeamter. Die Betheiligung des gewählten Bezirksausschusses, dem für die Ausübung der eigentlichen Aufsicht eine bedeutende Rolle zugedacht ist, wird bei der Bestätigung zu einem schmückenden Beiwerk reduzirt, da er nur anzuhören ist, ohne daß seine Aeußerung dem freien Ermessen der Krone bezw. des Bezirkspräsidenten wirkliche Schranken zöge. Eben deshalb kann diese Anhörung des Bezirksausschusses unbedenklich auch für die Versagung der Bestätigung seitens der Krone vorgeschrieben werden. Im Uebrigen tritt die ausschlaggebende Bedeutung der Polizeiverwaltung für das Bestätigungswesen hervor. Wo der Bürgermeister nicht Polizeiverwalter ist, knüpft man zwar an die Form der Bestellung für die Oberbürgermeister nach der alten St. O. durch Präsentirung von drei Kandidaten an; aber das Moment der Wahl ist dabei erheblich verstärkt, das der Ernennung entsprechend abgeschwächt dadurch, daß die Krone auf eine Auswahl aus den drei einmal Präsentirten beschränkt, eine Zurückweisung aller drei und die Forderung einer neuen Präsentation offenbar ausgeschlossen sein soll. Umgekehrt ist dagegen da, wo der Bürgermeister Polizeiverwalter ist, der Einfluß der Staatsregierung auf die Bestellung erheblich dadurch verstärkt, daß nach zweimaliger Nichtbestätigung das Ernennungsrecht selbst

kurzweg auf die Regierung übergeht. Bei einer solchen Ordnung der Dinge konnte denn das Interimistikum einer kommissarischen Besetzung der Stelle, welches die St. O. von 1831 ausdrücklich vorsah und das man in die St. O. von 1808 nachträglich hineininterpretirte, gänzlich wegfallen; denn im ersten Falle war durch einen einzigen Wahlakt, im zweiten durch höchstens zwei Wahlakte die Angelegenheit definitiv erledigt.

In die am 5. Dezember 1848 oktroyirte preußische Verfassung war der Selbstverwaltungsartikel der „Charte Waldeck" als Art. 104 wesentlich unverändert übergegangen. Die Revisionskammern hatten also Gelegenheit zur Ausübung ihres edlen Berufes, die aus königlicher Machtvollkommenheit oktroyirte Verfassung von den ihr anhaftenden demokratischen Schlacken zu reinigen, auch in der Frage des Bestätigungsrechts. Noch in dem Kommissionsbericht, der am 5. Oktober 1849 in der zweiten Kammer zur Verhandlung kam, und den der Abgeordnete Camphausen als Berichterstatter vertrat, wurden alle Klauseln verworfen, die das freie Wahlrecht der Gemeinden irgendwie, namentlich durch ausdrückliche Statuirung einer staatlichen Bestätigung einschränken sollten.*) Dagegen machten sich aber schon in der Plenarberathung am genannten Tage erhebliche Bedenken geltend. Dieselben wurden hauptsächlich dadurch angeregt, daß bereits der Entwurf einer neuen Gemeindeordnung der ersten Kammer vorlag, in welchem nicht nur ein staatliches Bestätigungsrecht, sondern unter Umständen sogar eine Devolution des Ernennungsrechts wiederum in Anspruch genommen war. Eine solche Bestimmung schien aber unvereinbar mit der Proklamirung des unbeschränkt freien Wahlrechts der Gemeinden in der Verfassungsurkunde; und da die Mehrheit jener Bestimmung der künftigen Gemeindeordnung keinesfalls präjudiziren wollte, so ward von verschiedenen Seiten die Modifikation des Verfassungsgrundsatzes verlangt. Die Regierung begeisterte sich auch hier durchaus nicht für die Aufrechterhaltung der von ihr oktroyirten Verfassungsbestimmungen. Der Minister des Innern von Manteuffel zeigte sich überaus entgegenkommend; er meinte: „Als die Verfassung vom 5. Dezember erlassen wurde, galt es, dem Lande ein Pfand des Vertrauens zu geben; es war außerdem nothwendig, dieses Pfand baldigst der Nation zu überliefern. Diese beiden Rücksichten haben es nothwendig gemacht, daß manches in die Ver-

*) Sten. Ber. der Revisionskammern. 1849. Bd. II S. 544.

fassung gekommen ist, was nicht unbedingt darin nothwendig ist." Durch den Vorwurf, daß es der Regierung mit dieser Verfassung nicht ernst gewesen sei, thue man freilich ihrer unschuldigen Ehrlichkeit bitteres Unrecht; aber immerhin glaube auch er, „daß es nothwendig ist, diejenigen bindenden und hemmenden Bestimmungen, die nicht so unabweisbar in die Verfassung gehören, aus dieser zu entfernen. Man wird darin — so hoffe ich — nicht ein Zurückgehen von den gegebenen Verheißungen finden, wenigstens ist die Regierung sich einer solchen Absicht keineswegs bewußt." *) Uebrigens zeigte sich bei diesen Verhandlungen ein seltsamer Rollentausch zwischen den Vertretern der östlichen Provinzen und denen des Rheinlandes, eine Erscheinung, die der Abgeordnete von Auerswald in seiner bemerkenswerthen Rede hervorhob: „Es hat zu jeder Zeit mein psychologisches Nachdenken erregt, daß unsere Kollegen vom Rhein mit ihrem starken Rechtsbewußtsein, mit ihrem hohen Rechtssinn — ich bitte des nachfolgenden Ausdrucks wegen um Nachsicht — eine wahrhafte Schwärmerei für alle bureaukratischen Einrichtungen verbinden. Ich glaube, daß wir vielfach Gelegenheit gehabt haben, dies zu bemerken, und daß uns aus den alten Provinzen, denen man so oft ein starres Beamtenthum vorwirft, jene Hinneigung im höchsten Grade frappant gewesen ist. Ich habe mich noch nie von ihrer Nützlichkeit überzeugen können." **) — Schließlich fand in der zweiten Kammer ein Zusatz Annahme, wonach die Wahl der Gemeindevorsteher der Bestätigung der Staatsregierung in den Fällen bedürfen soll, welche die Gemeindeordnung bestimmen würde.

Dies ging aber der ersten Kammer nicht weit genug rückwärts; sie wollte das Wahlrecht der Gemeinden überhaupt aus der Verfassung streichen, und dafür den dürftigen Satz hineinstellen: „Ueber die Betheiligung der Gemeinden bei der Anstellung der Gemeindevorsteher wird das Gesetz das Nähere bestimmen." Mit Recht sah die Revisionskommission der zweiten Kammer hierin die Gefährdung eines der wichtigsten Fundamente der Selbstverwaltung, woran auch durch die Thatsache nichts geändert werde, daß bis dahin in der Rheinprovinz und Westfalen die staatliche Ernennung der Gemeindevorsteher geltendes Recht war. In der Kommission überwog vielmehr die Ansicht, „daß ein gedeihliches und fruchtbares Ge-

*) l. c. S. 554.
**) Ebenda.

meindeleben ohne Wahl der Gemeindevorsteher durch die Gemeinden selbst gar nicht zu hoffen sei. Nur im Falle der Wahl sei zu erwarten, daß sich die Gebildeteren und Begüterteren, durch das Vertrauen der Wähler getragen, zur Annahme der Vorsteherschaft ... bestimmt finden würden ... Die Berufung auf das Beispiel Westfalens und der Rheinprovinz beweise nichts, weil man sich dort in der fraglichen Beziehung keineswegs befriedigt finde und am Wenigsten damit einverstanden sei, den Gemeindevorsteher, welcher mit vielerlei öffentlichen Geschäften betraut sei, weniger als zur Gemeinde gehörig denn als bloßen Staatsbeamten betrachten zu müssen." Die Kommission schlug also zunächst Beibehaltung des früheren Beschlusses der zweiten Kammer vor.*) In der Plenarverhandlung vom 14. Dezember 1849 kam dann aber ein Vermittelungsantrag Camphausen zur Annahme, den umstrittenen Passus folgendermaßen zu fassen: „Ueber die Betheiligung des Staates bei der Anstellung der Gemeindevorsteher und über die Ausübung des den Gemeinden zustehenden Wahlrechts wird die Gemeindeordnung das Nähere bestimmen." Diese Fassung schien gegenüber der der ersten Kammer den Vorzug zu bieten, daß das Prinzip der Wahl durch die Gemeinden anerkannt und nur eine Betheiligung des Staates bei der Bestellung, nicht umgekehrt nur eine eventuelle Betheiligung der Gemeinde bei der staatlichen Ernennung offen gelassen wurde.**) Diesem Beschlusse trat nunmehr auch die erste Kammer bei***), und so ging die Bestimmung in dieser Form in den Art. 105 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 über, der dann freilich selbst wieder der fortgesetzten Rückwärtsrevidirung zum Opfer fiel und durch Gesetz vom 24. Mai 1853 ganz und gar aufgehoben wurde. Der Versuch einer verfassungsmäßigen Sicherung kommunaler Selbständigkeit ist also schließlich auch in seiner abgeschwächtesten Form gescheitert.

Schon unter dem 2. August 1849 hatte die Regierung den Entwurf einer Gemeindeordnung, die für Stadt- und Landgemeinden der ganzen Monarchie gelten sollte, vorgelegt. Die parlamentarische Behandlung dieses Entwurfs geschah seitens derselben Kammern und in so nahem zeitlichen Zusammenhange mit der Revision der Verfassung, daß die stellenweise hervortretende Neigung, auch diesen Entwurf rückwärts zu revidiren, psychologisch begreiflich wird. So

---

*) l. c. S. 1704.
**) l. c. S. 1738/9.
***) a. a. O. S. 2037.

wurde zum § 28 des Entwurfs (§ 29 des Gesetzes), der das Prinzip der Wahl des Gemeindevorstandes durch den Gemeinderath ausspricht, in der Kommission der ersten Kammer der Antrag gestellt, die Bürgermeister der größeren Gemeinden von der Regierung ernennen zu lassen; allerdings aber erfolgte mit Rücksicht auf die große Unzufriedenheit, die eine solche capitis deminutio in den St. O.-Provinzen erregen würde, die Ablehnung.*) Im Uebrigen unterschied sich hinsichtlich der Bestätigungsfrage dieser neue von dem vorhin erörterten, ein Jahr früher vorgelegten Entwurf wesentlich nur dadurch, daß die eine Form der Bestellung von Bürgermeistern durch Ernennung aus drei präsentirten Kandidaten ganz wegfiel, so daß also der § 30 dieses Entwurfs (§ 31 des Gesetzes) ganz wie der frühere gleichnamige Paragraph das Bestätigungsrecht auf die gewählten Bürgermeister und Beigeordneten beschränkte; es in den Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern dem Könige, in den übrigen dem Regierungspräsidenten zuertheilte; in jedem Falle die Anhörung des Bezirksrathes, der nach der gleichzeitig vorgelegten Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung an die Stelle des früher beabsichtigten Bezirksausschusses treten sollte, vorschrieb; und endlich für den Fall zweimaliger Nichtbestätigung „dem Könige bezw. dem Regierungspräsidenten die Ernennung auf die Dauer der Wahlperiode" devolvirte. Die Motive rechtfertigen die Beibehaltung der Bestätigung für die Bürgermeister damit, daß anderenfalls „der Staat, um sich vor der Gefahr des Zerfallens in Gemeinderepubliken zu schützen, nothwendig besondere Kommissarien oder Kontrolleure für die einzelnen Gemeinden bestellen" müßte. Dem sei es bei Weitem vorzuziehen, „die Geschäfte der Gemeindeverwaltung und der örtlichen Staatsverwaltung in dieselben Hände zu legen." Hier werden denn auch diese ominösen Geschäfte der staatlichen Verwaltung einmal spezialisirt; und was erscheint da, immer abgesehen von der Ortspolizei? „Die Verrichtungen eines Hilfsbeamten der gerichtlichen Polizei, die Staatsanwaltschaft bei den Polizeigerichten", also ebenfalls noch polizeiliche Funktionen; und endlich als einzige nicht polizeiliche: „die Führung der Personenstandsregister". In § 58 des Gesetzes, der die speziellen Funktionen des Bürgermeisters aufzählt, hat man dann zur Verhüllung dieser Dürftigkeit unter Ziff. 5 noch eine Generalklausel aufgenommen. In Wahrheit hängt also der ganze Beweis von

*) Rönne, Die Gemeindeordnung vom 11. März 1850. S. 131.

der Unentbehrlichkeit der staatlichen Bestätigung einzig und allein an dem Dogma von der unveräußerlich staatlichen Natur der Ortspolizei; denn etwa lediglich auf die Führung der Personenstandsregister bezogen, müßte der Satz der Motive einen unfreiwillig komischen Eindruck machen: „Die Beurtheilung darüber, ob der gewählte Bürgermeister diesen Geschäften gewachsen sei, ist eine Pflicht, deren sich die Staatsregierung nicht würde entschlagen können."

„Dies vorausgeschickt, bleibt noch die Frage übrig, wer am Ende nachgeben müsse, wenn der unerwünschte Fall einträte, daß ein Gemeinderath fortwährend bei einer Wahl verharrte, welche der Staatsregierung unzulässig erschiene. Da das Privatinteresse, selbst wenn es unbestritten begründet ist, bei einem Konflikte mit dem Staatsinteresse diesem weichen muß, so war auch die obige Frage um so mehr zu Gunsten der Staatsregierung zu entscheiden, als man nicht leicht wird annehmen können, daß es außer dem von dem Gemeinderathe erwählten Kandidaten, nicht noch irgend einen anderen geben sollte, welcher den beiderseitigen Interessen zu genügen vermöchte. Dies zur Rechtfertigung der für den Fall einer zweimaligen Nichtbestätigung vorbehaltenen Ernennung."

Sonderlich überzeugend und tiefgehend ist diese Rechtfertigung freilich nicht, ebensowenig wie die darauf folgende Erklärung, daß es für diesen Fall mit der bisherigen kommissarischen Bestellung nicht mehr gehen werde.*)

Die in beiden Kammern gemachten Versuche, das Bestätigungsrecht wieder auf alle Mitglieder des Vorstandes auszudehnen, wurden abgewiesen; ebenso aber auch andererseits die Versuche, das freie Ermessen bei der Bestätigung der Bürgermeister irgendwie einzuschränken, sei es dadurch, daß man die Anhörung in die Zustimmung des Bezirksraths verändere, sei es, daß man die Angabe der Gründe für die Nichtbestätigung vorschriebe. Mit der Devolution des Ernennungsrechtes waren die Kammern einverstanden, da das Recht der Gemeinden zur Wahl ihrer Vorsteher hinreichend gesichert sei, wenn von dieser Befugniß erst nach zweimaliger Nichtbestätigung der erfolgten Wahl Gebrauch gemacht wird. Daß damit thatsächlich die Ernennung der Gemeindevorsteher in das Belieben der Regierung gestellt wurde, die ja jederzeit ohne Angabe der Gründe zweimal die Bestätigung versagen konnte, übersah man geflissentlich.

Wohl aber beschäftigte sich die Kommission der ersten Kammer mit der Frage, ob die wiederholte Wahl eines Nichtbestätigten zulässig sein solle. Dies wurde bejaht, „weil möglicher Weise die

*) Rönne a. a. O. S. 135.

Gründe, welche die Verwerfung der Wahl herbeiführten, inzwischen beseitigt sind, und weil es für die Regierung gleichgiltig ist, ob die Bestätigung desselben Kandidaten zweimal versagt wird oder ob die zweimalige Nichtbestätigung verschiedene Kandidaten trifft, wenn für beide Fälle dieselben Folgen eintreten."*) Dagegen fand ein Zusatz Annahme, der die Verweigerung der Wahl einer zweimaligen Nichtbestätigung gleichstellte; und endlich wurde der Zeitraum, für welchen der Regierung das Ernennungsrecht devolvirt wurde, auf höchstens sechs Jahre bestimmt. So erhielt der § 31 der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 seine endgiltige Gestalt.

Wie diese Gemeindeordnung in ihrer Entstehung mit dem Art. 105 der Verfassung eng verbunden gewesen war, so theilte sie auch sein Geschick der raschen Vernichtung nach einem ephemeren Dasein. Gerade die drei Momente, auf denen die Eigenart dieser Gemeindeordnung beruht, mußten ihr Schicksal beim Siege der Reaktion entscheiden: ihr organischer Zusammenhang mit der Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung, die ihrerseits sich der Todsünde einer Beseitigung des kreis- und provinzialständischen Feudalismus schuldig machte; ihre prinzipielle Einheitlichkeit für den ganzen Staat sowie für Stadt- und Landgemeinden. Waren ihr diese drei Giftzähne ausgebrochen, so mochte sie immerhin mit einigen „Verbesserungen" fortbestehen; und es war auch ursprünglich die Absicht der Regierung, sie in diesem verstümmelten Zustande als St. O. für die sechs östlichen Provinzen beizubehalten. Indessen erwies sich bei näherem Zusehen die Verstümmelung doch als zu tiefgehend, um eine Neuredaktion vermeiden zu können; diese legte die Regierung in einem Entwurf vom 21. November 1852 den Kammern vor, und so entstand die noch jetzt giltige St. O. für die östlichen Provinzen vom 30. Mai 1853.

In der Bestätigungsfrage schloß sich der § 33 des Regierungsentwurfs dem eben erörterten § 31 der Gemeindeordnung bis auf diejenigen Modifikationen an, welche der veränderten politischen Tendenz und ihrer rückwärtsrevidirten Gesetzgebung entsprangen. Wie früher der Beibehaltung des Bestätigungsrechts, so war jetzt seiner Beschränkung der herrschende Geist entgegen; und so ward denn wieder für sämmtliche Mitglieder des Magistrats die Regierungsbestätigung in Anspruch genommen und dem Regierungspräsidenten zugewiesen, während für die Bürgermeister und Bei-

*) Ebenda S. 136.

geordneten in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern die königliche Bestätigung beibehalten wurde. Da ein Bezirksrath nicht mehr existirte, konnte auch seine Anhörung nicht mehr vorgeschrieben werden; um jedoch die harmlose Scheingarantie eines anzuhörenden Kollegiums als schmückendes Beiwerk nicht ganz zu entbehren, schrieb der Entwurf die Anhörung des Regierungsplenums, und zwar nicht nur für die Versagung, sondern auch für die Ertheilung der Bestätigung vor. Die Devolution des Ernennungsrechts behielt der Regierungsentwurf natürlich bei, fügte aber den beiden bisherigen Fällen derselben noch den dritten hinzu, wenn die Stadtverordneten den nach der ersten Wahl nicht Bestätigten wieder erwählen sollten. Der Entwurf entschied also diese schon bei der Gemeindeordnung angeregte Frage in entgegengesetztem Sinne.

Gegen die Ausdehnung der Bestätigung auf sämmtliche Magistratsmitglieder zeigte sich nur ein schwacher Widerstand in der zweiten Kammer; die Vorstellungen des obrigkeitlichen Anstaltstaats, wonach alle Weihe und Würde obrigkeitlicher Autorität nur von oben her abgeleitet werden könne, überwogen so stark, daß man in der staatlichen Bestätigung auch der Schöffen eine unentbehrliche Voraussetzung ihres amtlichen Ansehens zu finden wähnte.*) Dagegen änderte die zweite Kammer in zwei Punkten den Regierungsentwurf ab. Einmal nämlich übertrug sie das Bestätigungsrecht von dem Regierungspräsidenten auf das Regierungskollegium, das damit aus einer bloß gutachtenden zur entscheidenden Behörde wurde, weil man zur Unabhängigkeit und vorurtheilslosen Prüfung des Kollegiums mehr Vertrauen als zu der des Einzelbeamten hatte. Ferner und vor Allem aber wurde die Devolution des Ernennungsrechtes völlig beseitigt und durch die Wiederherstellung der in der St. O. von 1831 vorgesehenen Einrichtung, also durch die Bestellung eines Kommissars zur interimistischen Verwaltung der Stelle ersetzt. Von den Gründen, welche die Motive zur Gemeindeordnung für die Nothwendigkeit angeführt hatten, die Devolution der Ernennung an die Stelle des Kommissoriums zu setzen, waren zwei jedenfalls in Wegfall gekommen; nämlich einmal der Umstand, daß die generelle Aufsicht über die Kommunalverwaltung von einem gewählten Bezirksrath statt von der Regierung geführt werde; und ferner, daß diese Einrichtung sich nicht nur auf eine beschränkte Anzahl von Städten, sondern auf sämmtliche Gemeinden des

*) Sten. Ber. der II. Kammer. 1852/3. S. 923 ff. Vgl. auch: Hübner, Die St. O. v. 1853 (1854) S. 139, 141.

Landes beziehen solle. Damit hielt man auch das Bedenken für erledigt, daß die Regierung nicht die geeigneten Personen finden würde für ein Kommissorium, dessen Dauer von der Willkür der Gemeinde abhängt und nach erfolgter Wahl und Bestätigung eines geeigneten Kandidaten aufhört. Demgemäß kehrte man nunmehr zu jener älteren Einrichtung zurück, die das Wahlrecht selbst unter allen Umständen den Gemeinden beläßt; während für jene drei Fälle, in denen der Entwurf eine Devolution des Ernennungsrechts an die Regierung forderte, die von der definitiven Besetzung völlig gesonderte Bestellung eines Kommissars eintritt. Eine Anregung, diese Bestellung des Kommissars in den Fällen, wo das Bestätigungsrecht der Krone zusteht, dieser vorzubehalten, ist bei der Abstimmung unbeachtet geblieben; die Ernennung des Kommissars vielmehr in allen Fällen der Regierung übertragen worden, was eben in Folge der Trennung von Bestätigung und Kommissarbestellung auch unbedenklich erscheint. Da mit der Devolution auch ihre zeitliche Begrenzung auf höchstens sechs Jahre weggefallen war, so bedurfte es nunmehr einer Bestimmung über die Dauer des Kommissoriums, die sich übrigens aus der Natur der Sache von selbst dahin ergab, daß dasselbe so lange dauert, bis die Wahl der Stadtverordneten-Versammlung, deren wiederholte Vornahme ihr jederzeit zusteht, die Bestätigung des Königs bezw. der Regierung erlangt hat.

Diesen Beschlüssen der zweiten Kammer trat die erste Kammer sowie die Regierung bei, und somit gingen sie in den § 33 der St. O. von 1853 über.

Nachdem mit der Gemeindeordnung von 1850 der Versuch einer einheitlichen kommunalen Organisation für den ganzen Staat gescheitert war, ist man trotz aller Wandlungen der Zeit bei der Methode provinzialer Gesetzgebung stehen geblieben, indem man schon gleichzeitig mit der östlichen St. O. mitten in deren Geltungsgebiet hinein eine Enklave setzte, die Städte von Neuvorpommern und Rügen, bei deren Organisation man in der Wiederherstellung alten Partikularrechts und seiner Imitation durch archaisirende Stadtrezesse geradezu schwelgte. Im Uebrigen bieten die provinziellen Städteordnungen Preußens eine überreiche Musterkarte von Varianten auch hinsichtlich der Bestätigungsfrage, ohne daß diesen Sonderbestimmungen irgend ein begrifflich erheblicher Gesichtspunkt abzugewinnen wäre. Nahezu all die verschiedenen Experimente, die in der Entwicklungsgeschichte der östlichen St. O. irgend wann

einmal aufgetaucht sind, fristen in irgend einem Provinzialgesetz ihr Dasein als geltendes Recht fort. So erscheint in der Rheinischen St. O. die aus der östlichen glücklich entfernte Devolution des Ernennungsrechts in den bekannten drei Fällen auf die Bestätigungsinstanz, während in Hannover für die Bestellung des Kommissars der Minister des Innern, in Berlin hierfür wie für die Bestätigung der Stadträthe der Oberpräsident zuständig ist. Die in den alten Provinzen zurückgenommene Beschränkung des Bestätigungsrechts auf die Bürgermeister und Beigeordneten ist in den seit 1866 erworbenen Landestheilen meist — mit Ausnahme Hannovers — wieder aufgenommen; dagegen greift das Gemeindeverfassungsgesetz für Frankfurt a. M. bei der Bestellung des ersten Bürgermeisters auf die alte Methode der St. O. von 1808 und 1831 zurück, die königliche Ernennung aus drei präsentirten Kandidaten. Neuerdings endlich hat die Hessen-Nassauische St. O. von 1897 in ihrem § 36 noch eine kleine Variante ausgeheckt, indem sie außer den Bürgermeistern und Beigeordneten auch die besoldeten, nicht aber die unbesoldeten Magistratsmitglieder der Bestätigung unterwirft und ferner verlangt, daß der eventuell zu bestellende Kommissar in der Regel aus der Zahl der Bürger entnommen werde. An Variationen fehlt es also wahrlich nicht; aber als ergötzlich im Sinne des Rechtsstaates kann dieser Zustand trotzdem nicht bezeichnet werden.

Im Gegensatz zu dieser theoretischen Bedeutungslosigkeit der verschiedenen provinzialrechtlichen Normen bieten die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über den Entwurf einer St. O. vom Jahre 1876 ein ganz hervorragendes wissenschaftliches Interesse auch für die Frage des Bestätigungsrechts, die weder früher noch später parlamentarisch oder literarisch eine so ausgiebige Erörterung ihrer prinzipiellen Seiten gefunden hat. Die Bestätigungsfrage war denn auch einer der wichtigsten Differenzpunkte, an denen dieser bisher letzte Versuch einer städtischen Organisationsgesetzgebung größeren Stils in Preußen gescheitert ist. Zugleich lehren die damaligen Vorgänge, daß die Lösung der Bestätigungsfrage im Geiste des modernen Rechtsstaats zu den unvermeidlichen Voraussetzungen einer gedeihlichen und einheitlichen Vollendung unserer Verwaltungsorganisation gehört, die ja heute wie vor einem Menschenalter beim Beginn der zu einem systemlosen Flickwerk entarteten Reformgesetzgebung denselben traurigen Anblick darbietet: halb noch Rohbau und halb schon Ruine.

Die mit der Kreisordnung von 1872 begonnene Verwaltungsreform, die Reorganisation der höheren Kommunalkörper wie der staatlichen Mittelinstanzen und die Einfügung einer Verwaltungsrechtsprechung ließen die aus geradezu entgegengesetzten Tendenzen hervorgegangene St. O. von 1853 als nicht länger haltbar erscheinen. Wenn dieselbe noch heute in einigermaßen geflicktem Zustande fortbesteht, so ist damit keineswegs die vor einem Vierteljahrhundert von der Regierung in den Motiven zu dem damaligen Entwurf ausgesprochene Behauptung widerlegt: „daß es sich als nahebei unausführbar herausstellen müßte, die unerläßliche, weitgreifende Umgestaltung in anderer Form als mittelst eines völlig neuen, die gesammte städtische Verfassung einheitlich und übersichtlich regelnden Gesetzes herbeizuführen."*) Allerdings sollte auch der Entwurf vom 8. März 1876 zunächst nur für die östlichen Provinzen außer Posen, also für die sogen. Kreisordnungsprovinzen in Kraft treten; aber seine weitere Ausdehnung war von vornherein Hand in Hand mit der Ausdehnung der Kreis- und Provinzialordnung in Aussicht genommen, und die Kommission des Abgeordnetenhauses wollte ihn sofort auf Posen, Westfalen, Rheinprovinz und Bezirk Wiesbaden ausdehnen.

Daß bei diesem Versuche einer Anpassung des Städterechts an die Normen des Rechtsstaats die Bestätigungsfrage stark in den Vordergrund treten mußte, lag in der Natur der Sache. Schon in den vorhergehenden Jahren, so bei der Berathung der Kreisordnung, der Schleswig-Holsteinschen St. O. von 1869 hatte das Abgeordnetenhaus Anläufe genommen, das freie Ermessen des Polizeistaats zu ersetzen durch die gesetzliche Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden könne, oder wenigstens durch die Rechtspflicht zur Angabe von Gründen. An dem Widerstande der Regierung und des Herrenhauses waren diese Versuche gescheitert. Auch jetzt brachte der § 49 des Regierungsentwurfs lediglich eine Beschränkung des Bestätigungsrechts auf Bürgermeister und Beigeordnete; hielt aber im Uebrigen den § 33 der bisherigen St. O. völlig aufrecht, nur daß er wieder an die Stelle der Regierung den Präsidenten setzte. Die Motive begründen die Beibehaltung der Bestätigung für den Bürgermeister und dessen Stellvertreter in der üblichen Weise durch die ihm obliegenden „Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung".

*) Sten. Ber. des Abg.-H. 1876. Anlageband I. S. 650.

Der Fortfall einer Bestätigung für die Stadträthe wurde sogar von der äußersten Rechten des Abgeordnetenhauses beifällig begrüßt; so bezeichnete der Freiherr von Manteuffel diese Bestätigung als „ein Erforderniß, welches zu nichts als zu Widerwärtigkeiten, zu Gehässigkeiten führte und schließlich die Regierung bloß dahin brachte, daß eine mißliebige Person allerdings vielleicht beseitigt wurde, während eine zweite mißliebige Person schließlich doch noch bestätigt wurde. Es ist also viel besser, solche Sachen wegzulassen.*)" Aber auf der anderen Seite zeigte bereits die Generaldebatte, namentlich gleich die erste Rede des Abgeordneten Miquel**), daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses keineswegs bei diesem geringfügigen Fortschritt stehen bleiben wollte. In der That übertrug denn auch schon die Kommission, von weniger wichtigen Aenderungen abgesehen, das Bestätigungsrecht von dem Regierungspräsidenten auf den Oberpräsidenten, der aber die Bestätigung nur mit Zustimmung des Provinzialraths versagen darf, gegen welchen Beschluß die Beschwerde an den Minister des Innern gegeben wird; außerdem soll eine kommissarische Verwaltung der Bürgermeisterstelle unzuläßig sein, falls der Beigeordnete zur Uebernahme der Verwaltung bereit ist. Weitergehende und prinzipiell tiefer greifende Anträge waren in der Kommission noch abgelehnt worden.***) Sie kehrten jedoch bei der zweiten Lesung im Plenum wieder, und diese führte zur Annahme eines Amendements Uhlendorff-Virchow, welches das Bestätigungsrecht in den größeren Städten von der Krone auf den Minister des Innern übertrug, und weiter bestimmte: „Die Bestätigung darf nur versagt werden, wenn Thatsachen vorliegen, welche Bedenken gegen die technische oder sittliche Qualifikation des Gewählten begründen. Diese Thatsachen sind in dem die Bestätigung versagenden Bescheide mitzutheilen. Bei der Wiederwahl ist eine Bestätigung nicht erforderlich.†)"

Damit war in der That der für die Einfügung des Bestätigungsrechts in die Normen des Rechtsstaats entscheidende Punkt berührt: die gesetzliche Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden dürfe. Man mochte darüber streiten, ob sich eine solche rechtliche Determinirung nicht noch enger und

---

*) Sten.-Ber. des Abg.-H. 1876 Bd. II. S. 784.
**) a. a. O. S. 771.
***) Anlagebd. III. S. 1406 und 1491.
†) Ebenda S. 1704/5.

präziser fassen ließ, als es durch die Vorschrift der Angabe von Thatsachen geschah, die Bedenken gegen die sittliche oder technische Qualifikation des Gewählten begründen; es konnte in dieser Hinsicht auf das Vorbild der Stüweschen St. O. für Hannover von 1851*), sowie auf andere deutsche Gesetzgebungen**) und die vorhin erwähnten Anläufe im preußischen Abgeordnetenhause***) verwiesen werden. Aber völlig falsch war es, die prinzipielle Bedeutung dieser gesetzlichen Determinirung des Bestätigungsrechts überhaupt leugnen, darin lediglich eine veränderte Formulirung des bisherigen freien Ermessens sehen zu wollen. Einmal nämlich wird schon durch die bloße Nothwendigkeit, Gründe für die Nichtbestätigung anzugeben, und zwar Gründe, die sich auf Thatsachen stützen müssen, aus der Willkür des freien Ermessens ein rechtlich determinirtes, an einen gesetzlichen Thatbestand gebundenes Ermessen. Und ferner kann eine solche Gesetzesbestimmung in der That die Grundlage abgeben, um eine Nachprüfung der versagten Bestätigung im Streitfalle durch die Rechtsprechung herbeizuführen, den gerichtlichen Beweis führen zu lassen, ob die Bedingungen des Gesetzes im streitigen Einzelfall vorliegen oder nicht.

Abgesehen von den prinzipiellen Gegnern jeder wahren Gemeindefreiheit, hat man damals wie seitdem immer wieder gegen diese gesetzlich determinirte Begründung, die allerdings die begriffliche Voraussetzung für den Uebergang von polizeistaatlicher Willkür zu rechtsstaatlicher Ordnung ist, geltend gemacht, daß eine solche Begründung neue Uebelstände herbeiführen würde. Die Kommission hatte damals jene Bestimmung hauptsächlich deshalb abgelehnt, „weil man diejenige Persönlichkeit, um deren Wahl es sich handelt, doch mehr oder weniger bloßstelle, wenn überhaupt Gründe angegeben werden." Und auch im Plenum ward die Meinung vertreten:

> „wenn Sie verlangen, daß gegen eine öffentliche Wahl Thatsachen angeführt werden, welche geradezu die Moral oder die technische Qualifikation eines Mannes in Frage stellen, daß das eine außerordentlich bedenkliche Sache ist und der Persönlichkeit, die dadurch getroffen wird, einen Nachtheil zufügt, der in keiner Weise zu verantworten ist. Die nothwendige Folge . . . würde doch sein, entweder daß direkt der Staatsanwalt einzuschreiten hätte, oder daß die Karrière eines solchen Mannes überall, wo er sich auch nur einfindet, unbedingt verdorben würde." †)

---

*) Abg. Windthorst, Sten.-Ber. III. S. 1837.
**) Abg. Röckerath a. a. O. S. 1831.
***) Abg. Lasker a. a. O. S. 1906.
†) a. a. O. S. 1833.

Es zeugt von einer gewissen Gutmüthigkeit, aber von noch größerer Naivität, gegen eine wichtige Institution des Rechtsstaates das Interesse ins Feld zu führen, das unter Umständen ein dunkler Ehrenmann daran haben kann, daß seine Vergangenheit nicht in die Erörterung gezogen werde. Wer eine unter Kontrole der Oeffentlichkeit stehende Prüfung seiner Person und seines Lebens nicht vertragen kann, der gehört eben nicht in das öffentliche Leben. Schutzlos jedoch ist der beste Mann gegen die jeder Begründung enthobene Willkür des freien Ermessens und die an seine Ausübung sich knüpfenden geheimen und unverantwortlichen, also unkontrolirbaren Gerüchte. Treffend entgegnete bei den damaligen Verhandlungen der Abgeordnete Windthorst-Meppen:

„daß es sich gar nicht darum handelt, irgend einen hergelaufenen Menschen zu bestätigen, sondern daß es sich darum handelt, ob die Regierung einen Mann ohne Angabe von Gründen verwerfen darf, den die Kommune, der wir doch das Vertrauen schenken müssen, daß sie ihre Interessen am besten kennt, ihres Vertrauens würdig gehalten hat. Wenn die Regierung einen solchen Mann ohne Angabe jeglichen Grundes zurückweisen und ihm dadurch ein nicht erklärtes und begründetes Mißtrauensvotum geben kann, einem Manne, den seine Mitbürger zu ihrem Vorsitzenden haben machen wollen, so ist das weit verletzender für ihn, als wenn die Regierung die thatsächlichen Gründe der Verweigerung seiner Bestätigung derart angiebt . . . Ich kenne für meine Person keine stärkere Verneinung der Selbständigkeit einer Stadt, ich kenne keinen größeren Hohn auf die Selbstverwaltung, als wenn die Regierung ohne jeglichen Grund den Mann des Vertrauens der Stadt verwerfen kann." *)

Selbstverständlich kann freilich die Sache mit der Angabe der Gründe seitens der Regierung nicht im Sinne des Rechtsstaates endgiltig erledigt sein; vielmehr kann dies, wie eben schon angedeutet, nur die rechtliche Grundlage für das Eingreifen des Rechtsschutzes durch eine unparteiische und unabhängige Anwendung des bestehenden Rechts auf den streitigen Einzelfall, also durch Rechtsprechung bilden. Damit erledigt sich auch, was neuestens Jebens**) gegen die Angabe von Gründen bei der Nichtbestätigung angeführt hat, daß nämlich damit „einem unabsehbaren Hin und Her von Für und Wider Thür und Thor geöffnet würde." Das gilt von jedem Rechtsstreit, für den unter Verleugnung seiner inneren Natur das positive Recht noch keine Entscheidung im geordneten Rechtswege ausgestaltet hat. Die aus äußeren wie inneren Gründen gleich nothwendige Lösung ist auch für diesen Fall der verwaltungsgerichtliche Prozeß und Richterspruch.

*) Ebenda S. 1837/36.

**) „Deutsche Juristenzeitung" vom 1. Nov. 1901 (VI. Nr. 21) S. 467.

Mit einer derartigen rechtlichen Ordnung ist nun allerdings das unmittelbare Eingreifen der Krone bei der Bestätigung der Bürgermeister in den größeren Städten nicht wohl verträglich. Der damalige Antrag hatte denn auch diese Konsequenz gezogen, wenn auch nicht in einer technisch einwandsfreien Weise, indem er die königliche Bestätigung durch die des Ministers des Innern ersetzte; und gegen diese Ausschaltung einer unmittelbaren Einmischung der Krone ist in den damaligen Verhandlungen kein irgend bemerkenswerthes Argument geltend gemacht worden. Man konnte freilich diese Veränderung damals als mehr oder minder zweckmäßig und wünschenswerth, nicht als durchaus nothwendig ansehen, weil zunächst ja noch keine richterliche Nachprüfung der Handhabung des Bestätigungsrechts in Betracht kam, sondern wesentlich nur eine parlamentarische, die sich in der That bei einer Bestätigung durch die Krone ebenso gut an den in Folge seiner Kontrasignatur verantwortlichen Minister halten konnte, wie im Falle der Handhabung des Bestätigungsrechts durch diesen. Insoweit zeigte sich hierin allerdings zugleich die thatsächliche Bedeutungslosigkeit jenes Vorbehalts für die Krone; denn die sonst und auch neuerdings im politischen Tageskampfe gelegentlich aufgestellte Behauptung, daß es sich hier um ein höchst persönliches Recht des Königs handle, für dessen Ausübung der Minister dem Parlament nicht verantwortlich sei, ist damals von keiner Seite aufgestellt worden; und sie steht zu allen Elementen des konstitutionellen Staatsrechts in einem so ungeheuerlichen und durch keinen Schatten des Rechts begründeten Widerspruch, daß sie auch wirklich nicht erst der Widerlegung bedarf. Indessen stellte sich schon im Rahmen des Kommissionsantrages eine bedenkliche Discrepanz heraus; die Bestätigung, die danach in den kleineren Städten dem Oberpräsidenten zustand, sollte nur mit Zustimmung des Provinzialraths versagt werden dürfen; und diese Garantie, auf welche die Anhänger des Kommissionsantrages und Gegner des Amendements Uhlendorff entscheidenden Werth legten, mußte in Folge der königlichen Bestätigung bei den größeren Städten natürlich wegfallen.*) Das erschien als eine seltsame Entrechtung dieser größeren Städte; denn

„gegen Jemanden, der über alle Angriffe erhaben ist, muß, wenn irgend etwas gegen die Versagung der Bestätigung in der größeren Stadt vorgebracht werden könnte, es dieser Bestimmung gegenüber zurückgehalten werden, weil Niemand da ist, der angegriffen werden kann. Das, was wir wollen, ist eine Gleichstellung in

*) Abg. Windthorst l. c. S. 1925.

der Art, daß eine wirklich angreifbare Behörde geschaffen wird, die, wenn sie die Bestätigung versagt, gezwungen werden soll, ihre Gründe anzugeben, damit eine Remedur eintreten könne".*)

Schon dieser Gedankengang führte zu der Erkenntniß, daß in diesem Falle die formale persönliche Entschließung des Königs im höchsten Maße unangebracht ist ebensowohl unter dem Gesichtspunkte der staatsrechtlichen Stellung der Krone wie der Selbstverwaltung der größeren Städte. Immerhin handelte es sich bei dem Zwange, von dem hier die Rede war, nach Maßgabe des damals zunächst nur vorliegenden Antrages lediglich um die parlamentarischen Pressionsmittel gegen den verantwortlichen Minister. Sobald man jedoch die gesetzliche Ausgestaltung des Instituts im Geiste des Rechtsstaates ins Auge faßt, ergiebt sich ein wesentlich anderes Bild. Dann erscheint die Angabe der Gründe für die Nichtbestätigung sowie die Stichhaltigkeit dieser Gründe nach Maßgabe des Gesetzes als Voraussetzung für die Rechtsgiltigkeit der betreffenden Verfügung, eine Voraussetzung, deren Vorhandensein im Streitfalle nachzuprüfen Sache der publizistischen Rechtsprechung ist. Mit einer solchen Ordnung der Dinge, die allein dem Wesen des Rechtsstaates entspricht, ist denn freilich das Erforderniß einer königlichen Bestätigung vollends unvereinbar, da man es nicht für eine staatsrechtliche Möglichkeit halten wird, der Krone die Rolle des Beklagten im Verwaltungsstreit zuzuweisen.

Einer so gestalteten rechtlichen Ordnung der für das staatliche wie das kommunale Leben gleich bedeutungsvollen Frage steht nun, abgesehen zunächst mal von rein politischen Machtinteressen, eine Anschauung entgegen, die im letzten Grunde auf einer Verkennung der prinzipiellen Verschiedenheit im Wesen des Bestätigungsrechts einerseits und des Ernennungsrechts andererseits beruht, wenn dies auch kaum je klar ausgesprochen oder auch nur zu deutlichem Bewußtsein gebracht worden ist. Die Bestellung der Leiter größerer Stadtverwaltungen hat in ihrer historischen Entwicklung, wie sie oben dargelegt worden, im Wesentlichen drei Stadien durchlaufen: die prinzipiell freie Ernennung der Stadtpräsidenten durch den König, die königliche Ernennung der Oberbürgermeister aus drei von der Stadt präsentirten Kandidaten, die königliche Bestätigung der von den größeren Städten gewählten Bürgermeister. Diese historische Entwicklung beeinflußt mehr oder minder bewußt noch heute die Auffassung des Bestätigungsrechts trotz der großen recht-

*) Sten. Ber. III. S. 1834.

lichen Wandlungen im Wesen der Sache, ganz so wie der ursprüngliche, heute thatsächlich antiquirte Begriff des mittelbaren Staatsbeamten im Sinne des Landrechts immer noch das städtische Amtsrecht beeinflußt.

Beide Dinge stehen übrigens in enger Wechselbeziehung miteinander. Die königliche Bestätigung dieser obersten Gemeindebeamten rückt danach leicht unter den Gesichtspunkt einer veränderten und beschränkten Form der ursprünglichen königlichen Ernennung. Danach wäre sie nur eine analoge Anwendung des Prinzips, wonach der König die höheren Staatsbeamten selbst ernennt, und nur die Ernennung der untergeordneteren eventuell anderen Behörden delegirt. Der Vorbehalt der königlichen Bestätigung läge also auch im Interesse des Ansehens dieser Gemeindebeamten selbst, die dadurch den vom Könige ernannten Staatsbeamten gewissermaßen ebenbürtig würden. Auf der anderen Seite bietet der Begriff der Ernennung seiner Natur nach keinerlei Raum für das Erforderniß einer Angabe von Gründen, sei es nach der positiven oder nach der negativen Seite hin; und wenn möglich noch weniger für die Nachprüfung einer versagten Ernennung durch die Rechtsprechung. Denn Niemand hat ein subjektives Recht darauf, zu irgend einem Amte ernannt oder gewählt zu werden; der Kreis der ernennbaren oder wählbaren Personen kann durch gesetzliche Qualifikationsbedingungen beschränkt sein; aber innerhalb dieses Kreises steht dem Rechte des ernennenden oder wählenden Organs keinerlei Recht auf Ernennung oder Wahl gegenüber. Es handelt sich bei Ernennung und Wahl stets um durchaus einseitige Rechtsakte, nicht um den Eingriff eines Rechtssubjekts in die Rechtssphäre eines Anderen; deshalb und nur deshalb entspricht dem Wesen der Ernennung wie der Wahl das freie Ermessen, das hier nicht als Willkür erscheint.

Nur eine Anschauung, welche bewußt oder unbewußt diese der Ernennung und Wahl eigenthümlichen Momente auf die Bestätigung überträgt, kann sich der Forderung nach rechtsstaatlicher Ordnung des Bestätigungswesens prinzipiell ablehnend gegenüberstellen. In Wahrheit handelt es sich jedoch bei der Bestätigung um ein völlig anderes Rechtsinstitut als bei der Ernennung und Wahl. Nach der Organisation des modernen Staates und seiner Selbstverwaltung wurzelt die Bestätigung durchaus in dem Rechtsverhältniß zweier Rechtssubjekte, zweier Gesammtpersonen und Gebietskörperschaften zu einander; dieses Rechtsverhältniß ist das Aufsichtsrecht

der höheren Gebietskörperschaft des Staates gegenüber der ihm eingegliederten engeren Gebietskörperschaft, dem kommunalen Selbstverwaltungskörper. Primär bestellt jeder Organismus sich selbst seine Organe, wie der Staat die Staatsorgane, so die Gemeinde die Gemeindeorgane; das ist das Gebiet der Ernennung oder Wahl, und damit des freien Ermessens. Wie die gesammte Lebensthätigkeit der engeren Gemeinwesen unter der rechtlich organisatorischen Einwirkung des staatlichen Organismus in Gestalt des staatlichen Aufsichtsrechts steht, so auch ihre Thätigkeit der Organbestellung in Gestalt des staatlichen Bestätigungsrechts. Aber wie der Begriff der Aufsicht den spezifischen Gegensatz zu dem der eigenen Thätigkeit bildet, wie von einer Aufsicht im juristischen Sinne überhaupt nur unter der Voraussetzung einer rechtlich anerkannten Selbstverwaltung die Rede sein kann, so bildet der Begriff der Bestätigung den spezifischen Gegensatz zur eigenen Ernennung oder Wahl der Organe, so kann von einer Bestätigung im juristischen Sinne nur unter der Voraussetzung die Rede sein, daß die Bestellung der Gemeindeorgane als eigener Willensakt der Gemeinden im Gegensatz zur staatlichen Ernennung rechtlich anerkannt ist. Trotz aller historischen Zusammenhänge und Uebergänge also darf die juristische Konstruktion in der Bestätigung unter keinen Umständen eine modifizirte oder abgeschwächte Form der Ernennung sehen wollen, vielmehr stets ihren begrifflichen Gegensatz. Im Unterschied von der strengen Einseitigkeit des Ernennungs- und Wahlaktes stehen sich hier immer zwei Berechtigungen, die der Bestellung und die der Bestätigung, gegenüber; die Abgrenzung der beiden Willenssphären gegeneinander ist Aufgabe der Rechtsordnung. Wie der größere oder geringere Umfang des Aufsichtsrechts überhaupt eine Frage der Gesetzgebungspolitik ist, die vom positiven Recht zeitlich oder örtlich verschieden beantwortet wird, so gilt dasselbe von der speziellen Anwendung des Aufsichtsrechts auf die Organbestellung, d. h. eben von der Bestätigung. Ob dieselbe nothwendig oder entbehrlich ist, ob sie ersteres nur für die obersten Gemeindeorgane oder auch noch für andere sein mag, ob ihr lediglich eine Prüfung der Rechtmäßigkeit der von der Gemeinde vollzogenen Wahl oder aber auch eine Prüfung ihrer Zweckmäßigkeit seitens der Aufsichtsinstanz zu Grunde zu legen ist, — das Alles sind sehr wichtige Fragen, doch aber spezifisch politische Fragen, die nur unter politischen Gesichtspunkten beantwortet werden können. Wie immer jedoch diese Fragen beantwortet werden mögen, es giebt ein

Postulat, das nicht politischer Natur ist, sondern mit immanenter Logik aus der Grundidee des Rechtsstaats als solchem entspringt, dessen Erfüllung also entscheidend die Frage beantwortet, ob der Rechtsstaat auf diesem Gebiete eine Wahrheit ist oder nicht. Das ist die Beseitigung des freien Ermessens bei der Bestätigung durch die gesetzliche Determinirung. Denn da nach dem Prinzipe der Selbstverwaltung die Gemeinden publizistische Rechtssubjekte sind, steht wie bei der Aufsicht im Allgemeinen, so bei der Bestätigung im Besonderen die Abgrenzung der Willenssphären von Personen in Frage. Grundprinzip des Rechtsstaats ist es aber, daß jeder Eingriff des Staates in die Rechtssphäre der ihm eingegliederten Personen rechtlich determinirt sei, womit die Möglichkeit gegeben ist, die Grenzen der Rechtssphären im streitigen Einzelfall durch die Rechtsprechung nachzuprüfen. Jeder nicht gesetzlich umschriebene und folglich nicht vom Recht, sondern thatsächlich allein vom freien Ermessen einer Verwaltungsbehörde determinirte Eingriff in die Rechtssphäre einer Einzel- oder Gesammtperson ist im juristischen Sinne Willkür, mag im Uebrigen die strengste Gewissenhaftigkeit in der Ausübung dieses freien Ermessens noch so sehr zu amtlicher Pflicht gemacht sein; an der Grenze des freien Ermessens der Aufsichtsbehörde hört nicht nur die Selbstverwaltung, sondern auch der Rechtsstaat auf.

Falls das positive Recht eine Versagung der Bestätigung nur wegen der Verletzung von Rechtsnormen bei der Organbestellung zuläßt, ist jene Voraussetzung des Rechtsstaates ohne Weiteres gegeben. Aber auch wenn sich nach positivem Recht die Prüfung der Bestätigungsbehörde auf die Zweckmäßigkeit der getroffenen Wahl erstrecken kann, ist damit die Erfüllung jenes Postulats wohl vereinbar; nur bedarf dann diese Prüfung der Zweckmäßigkeit einer genauen Normirung in den Formen und nach der Weise des Rechts. Die Prüfung der Bestätigungsbehörde giebt dann freilich den Rechtsformen ihren konkreten Inhalt; aber durch die Existenz der beschränkenden Rechtsform unterscheidet sie sich von der Willkür des freien Ermessens. Beispiele für eine solche rechtliche Ordnung bieten die Beschränkungen der individuellen Freiheit durch Gewerbe- und Bauordnungen. Unerläßliches Erforderniß ist, daß das Gesetz die Zweckmäßigkeitserwägungen ausdrücklich formulirt, auf Grund deren die Bestätigung versagt werden darf. Und der springende Punkt für den Unterschied zwischen einem solchen rechtlich determinirten und dem willkürlich freien Ermessen ist die rechtliche

Nothwendigkeit und Bedeutung einer Angabe der Gründe. Wo die Gründe für eine Versagung der Bestätigung gesetzlich fixirt sind, gleichviel ob als solche lediglich Erwägungen der Rechtmäßigkeit oder gesetzlich determinirte Erwägungen der Zweckmäßigkeit anerkannt sind, überall da ergiebt sich die Nothwendigkeit einer rechtlichen Begründung für die Versagung der Bestätigung von selbst, womit dann zugleich das Fundament für eine eventuelle Nachprüfung der Rechtsbeständigkeit dieser Begründung im Streitfalle durch die Rechtsprechung gegeben ist. Wo dagegen die Willkür des freien Ermessens herrscht, da ist auch eine etwaige Angabe von Gründen rechtlich unerheblich; denn hinter allen möglichen Gründen steht immer noch der Generalgrund des freien Ermessens: weil der Mann uns nicht gefällt. Eben dies ist aber recht eigentlich die fine fleur des absoluten Polizeistaates und die absolute Negation des Rechtsstaates. Denn wie von der Aufsicht überhaupt, so gilt doch von der Bestätigung im Besonderen das Wort Gierkes*): „sie kann im Sinne des Rechtsstaates nur auf der Basis und in den Grenzen fester Rechtsnormen gehandhabt werden, welche die Gesetzgebung zu schaffen und die Rechtsprechung zu schirmen hat“.

Bei dieser Betrachtung der Sache im Geiste der rechtsstaatlichen Ordnung ergiebt sich nun klar und unzweideutig die Unhaltbarkeit einer Bestätigung durch die Krone selbst. Alle für diese Einrichtung etwa geltend zu machenden Argumente beruhten, wie nunmehr dargethan sein dürfte, auf der unzulänglichen Auseinanderhaltung von Ernennungs- und Bestätigungsrecht; sie fallen mit der klaren Erkenntniß des spezifischen Gegensatzes beider sämmtlich dahin. Die Werthung und das Ansehen der amtlichen Stellung eines Organs mag vielleicht von dem Ansehen des bestellenden Organs beeinflußt werden, keineswegs aber von des Stellung des Organs, das die entgegenstehende und beschränkende Befugniß einer Aufsicht über diese Bestellung ausübt; und alle Parallelen mit den Rangverhältnissen der staatlichen Amtshierarchie können umsomehr unberücksichtigt bleiben, als eine nahezu hundertjährige Erfahrung die Möglichkeit einer reichen und gedeihlichen Entwicklung des städtischen Amtsorganismus ohne jede Einreihung in die staatliche Rangstufenleiter beweist. Vor Allem aber muß die Erwägung entscheidend sein, daß es sich im Bestätigungswesen nach dem Grundprinzip des Rechtsstaates nicht um das freie Ermessen eines höchsten

*) Gierke, Genossenschaftstheorie. S. 652.

und unverantwortlichen Organs handelt, sondern um die naturgemäß nur unter mannigfachen Kämpfen wahrzunehmende Wacht an der Grenze zweier relativ selbständiger Rechtssphären, eine Grenze, die durch positive Rechtsnormen abgesteckt, deren Innehaltung im streitigen Einzelfall durch eine unabhängige Rechtssprechung kontrolirt sein muß. Für diese Funktion kann es von jedem Standpunkte aus und im Interesse aller Betheiligten geradezu kein ungeeigneteres Organ geben, als das höchste, unverantwortliche, prinzipiell über den Streit der Gegensätze erhabene Organ des Staates. Fließt aus dem Wesen des Rechtsstaates die unbedingte Forderung, daß das Bestätigungsrecht nicht nur gesetzlich determinirt sei, sondern daß auch in Folge dessen die Rechtspflicht zu einer spezifizirten Begründung für die Versagung der Bestätigung sowie die Nachprüfung dieser Begründung im Streitfall durch die Rechtsprechung gesetzlich ausgesprochen werde, so ist damit die Stellung der Krone als Bestätigungsinstanz füglich unvereinbar. Ja mehr als das; auch so lange als das positive Recht jene Postulate rechtsstaatlicher Ordnung noch nicht verwirklicht hat, liegt gerade in der Stellung der Krone als Bestätigungsinstanz das schwerste Hemmniß für eine, sei es auch nur allmähliche Annäherung an die Formen des Rechtsstaates; diese aber ist ein Ziel, das heute dem Streite der politischen Parteien und ihren einseitigen Machtinteressen nachgerade entrückt sein sollte.

Wenn die Verwaltungsreform der siebziger Jahre die ihr zu Grunde liegenden Prinzipien in einem einheitlichen Organisationssystem großen Stils zur Durchführung gebracht hätte, so würde eine derartige rechtsstaatliche Gestaltung des Bestätigungsrechts eine der wichtigsten Aufgabe jener neuen St. O. gewesen sein, die ja eben berufen war, das Städterecht in den Rahmen einer fortgeschrittneren Organisation des Rechtsstaates einzufügen. Aber der alte Fluch lastete auf dieser wie auf jeder preußischen Reformära; nach hoffnungsreichen, großgedachten Anfängen schnelle Stagnation, kleinliche Selbstgenügsamkeit bei stillosem Stück- und Flickwerk, gar bald unverhüllter Rückschritt. Eine solche Reform großen Stils konnte freilich nur das gemeinsame Werk einer weitblickenden Regierung, die ihre gesammte Lebensthätigkeit aus innerlicher Ueberzeugung in den Dienst dieses großen Zieles stellte, und einer von ihr wahrhaft geführten, mit ihr durch eine innerlich homogene Staatsanschauung verbundenen Parlamentsmehrheit sein. Von diesen Voraussetzungen traf nun allerdings auch nicht eine zu.

Den Entwürfen der Regierung fehlte jede Größe und Einheitlichkeit der Grundgedanken, und das Parlament stand ihr theils zögernd und mißtrauisch gegenüber, theils suchte es seinerseits die mißtrauische und zögernde Regierung vorwärts zu schieben. Parlamentarische Amendements konnten Einzelheiten verbessern, aber nicht die mangelnde Einheitlichkeit der Konzeption ersetzen, vielmehr meist das Flick- und Stückwerk noch vermehren.

So enthielt denn auch der Antrag Uhlendorff zwar überaus bedeutungsvolle Anregungen zu einer rechtsstaatlichen Fortbildung des Bestätigungswesens; indem er jedoch die Kontrole über die Innehaltung der zu schaffenden Rechtsnormen lediglich in die parlamentarische Verantwortlichkeit des Ministers verlegte, machte er die ganze Frage nur noch mehr zu einer Streitfrage politischer Machtinteressen, anstatt sie auf das neutrale Gebiet einer geordneten Rechtspflege hinüberzuführen. In der zweiten Lesung mit einer Mehrheit von 13 Stimmen angenommen, wurde er in Folge des entschiedenen Widerspruchs der Regierung in der dritten Lesung mit einer Mehrheit von 10 Stimmen unter Wiederherstellung der schon oben mitgetheilten Ausschußanträge fallen gelassen. Diesen wurde jedoch wenigstens die Bestimmung hinzugefügt, daß bei der Wiederwahl eine Bestätigung nicht erforderlich sein solle; denn auch die Gegner des Antrages Uhlendorff waren der Ueberzeugung: „ein Bürgermeister, welcher einmal bestätigt ist und auf dem Disziplinarweg nicht weggebracht werden kann, ist würdig, Bürgermeister zu bleiben, es bedarf in keinem Sinne mehr einer neuen Bestätigung und Prüfung seiner Qualifikation".*) Hatte aber die Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit diesem Entgegenkommen in der Bestätigungsfrage ein wesentliches Hinderniß der neuen St. O. aus dem Wege zu räumen gehofft, so hatte sie ihre Rechnung ohne den advocatus diaboli bei allen Reformen im konstitutionellen Preußen gemacht. Das Herrenhaus ging nämlich nicht nur hinter die Beschlüsse dritter Lesung, sondern sogar hinter den Regierungsentwurf zurück und wollte es in der Bestätigungsfrage einfach bei dem bestehenden Zustande belassen. Diese Bestätigungsmethode aber erklärte man wiederum im Abgeordnetenhause für eine solche, „daß die Bürgermeister der preußischen Städte wohl recht gute Staatsdiener, aber sicherlich keine unabhängigen Kommunalbeamten sind . . . So lange dieses absolute Bestätigungsrecht der Re-

*) Abg. Lasker. Sten. Ber. III. S. 1927.

gierung dauert, ist . . . an die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Städte absolut nicht zu denken".*) Bei diesem unüberbrückbaren Gegensatz der gesetzgebenden Faktoren, der sich in ähnlicher Weise auch auf andere wichtige Punkte erstreckte, mußte die St. O. scheitern. Und der vor 25 Jahren als unbedingte Nothwendigkeit anerkannte Versuch, durch ein Reformgesetz im Ganzen das altpreußische Städterecht der neueren Verwaltungsorganisation einzufügen, ist seitdem nicht wiederholt worden.

Trotzdem konnte die fortschreitende Verwaltungsgesetzgebung eine Modifikation wenigstens mancher Einzelbestimmungen der St. O. zum Zwecke der Anpassung an die neue Organisation unmöglich umgehen; und es war nur natürlich, daß dabei wiederum die Bestätigungsfrage eine erhebliche Rolle spielte. So scheiterte einzig und allein an dieser Frage in der Session 1880/81 der Entwurf eines Zuständigkeitsgesetzes; und beinahe wären auch die beiden Gesetze, welche die Grundlage der heutigen preußischen Verwaltungsorganisation bilden, das Landesverwaltungs- und das Zuständigkeitsgesetz von 1883, an dieser Frage gescheitert. Dies ward aber schließlich abgewendet durch ein unter Vermittelung der Regierung zwischen Abgeordneten- und Herrenhaus zu Stande gekommenes Kompromiß über das Amendement Brüel; und das Resultat dieses Kompromisses ist der heutige § 13 des Zuständigkeitsgesetzes. Es ist ein Kompromiß von jener schlimmsten und unfruchtbarsten Art, bei welcher die Verfechter eines Prinzips der offenen Anerkennung ihrer Niederlage den trügerischen Schein einer Errungenschaft vorziehen, der für die Dauer weit schädlicher wirkt als jene. Im Sinne des Rechtsstaats ist der § 13 Z. G. keine Verbesserung, sondern, soweit er überhaupt etwas ändert, eher noch eine Verschlechterung des § 33 der östlichen St. O.

Auf das Bestätigungsrecht der Krone für die Bürgermeister und Beigeordneten der größeren Städte bezieht sich dieser Paragraph überhaupt nicht, sondern nur auf das bisher dem Regierungskollegium zustehende Bestätigungsrecht. Dies überträgt er wieder auf den Präsidenten, der aber die Bestätigung nur unter Zustimmung des Bezirksausschusses versagen darf. Hierin könnte man in sofern eine kleine Verbesserung sehen, als an die Stelle des lediglich aus Berufsbeamten bestehenden Kollegiums eine zum Theil aus gewählten Ehrenbeamten zusammengesetzte Beschluß-

*) Abg. Windthorst, a. a. O. S. 2126/7.

behörde tritt. Aber die ganze Einrichtung wird sofort völlig illusorisch durch den Zusatz, der den eigentlichen Kern des Kompromisses bildete: „Lehnt der Bezirksausschuß die Zustimmung ab, so kann dieselbe auf den Antrag des Regierungspräsidenten durch den Minister des Innern ergänzt werden". Das heißt nichts Anderes, als daß die scheinbare Zustimmung des Bezirksausschusses in Wahrheit eine unverbindliche Anhörung ist, die wirkliche Entscheidung einzig und allein bei dem Regierungspräsidenten und Minister liegt. Ja, die ministerielle Willkür hatte sogar früher gegenüber einem Kollegialbeschluß der Regierung wohl immerhin einen schwereren Stand als jetzt gegenüber dem theilweise gewählten Bezirksausschuß, den man allenfalls als unzulänglichen Wahrer des „Staatsinteresses" hinstellen mag. Wenn dann auf der anderen Seite der letzte Absatz bestimmt, daß der Minister auf Antrag einer der Gemeindebehörden auch die vom Präsidenten und Bezirksausschuß versagte Bestätigung ertheilen kann, so mag nur ein sehr naives Gemüth hierin ein Gegengewicht gegen die vorangehende Bestimmung erkennen; denn abgesehen von der vermuthlich rein papiernen Existenz dieser Bestimmung, ist Willkür deshalb nicht weniger Willkür, weil sie nicht nur versagen, sondern auch gewähren kann. Unter diesen Umständen ist gerade hier die systematische capitis deminutio der hauptstädtischen Selbstverwaltung von geringerer Bedeutung, wonach für Berlin das dekorative Beiwerk einer Mitwirkung des Bezirksausschusses ganz wegfällt, Oberpräsident und Minister auch formell allein entscheiden.

Im Uebrigen würde die Zuständigkeit des Bezirksausschusses, auch wenn sie maßgeblicher wäre als sie es thatsächlich ist, nicht die Bedeutung einer Rechtsgarantie haben, da ja auch seine Entschließungen nach völlig freiem Ermessen erfolgen, auch für ihn die Versagungsgründe durch keine objektive Rechtsnorm determinirt sind, und demgemäß auch er nicht zur Angabe der Gründe als des gesetzlichen Spezialtitels seiner Entschließung verpflichtet sein kann. Mag man daher vom politischen Standpunkte aus in der Zusammensetzung des Bezirksausschusses eine relative Gewähr für eine minder einseitige Handhabung des freien Ermessens sehen, so ändert dies doch nichts an dem Mangel einer objektiven Rechtsnorm, die eben das wahre Bindegewebe des modernen Rechtsstaates ist; unter diesem Gesichtspunkte aber erscheint jeder Eingriff in die Rechtssphäre einer Person, der nicht nach fester rechtlicher Determinirung, sondern nach freiem Ermessen erfolgt, juristisch als Willkür.

An der juristischen Natur des Bestätigungswesens ist also durch die neuere Verwaltungsgesetzgebung prinzipiell nichts geändert worden; ihr schöpferischer Grundgedanke einer organisatorischen Ausgestaltung des Rechtsstaates hat de lege lata dieses wie manches andere wichtige Gebiet noch nicht ergriffen. Wohl ist die Bestellung der städtischen Selbstverwaltungsorgane begrifflich ein eigener Willensakt des Selbstverwaltungskörpers; aber zu seiner rechtlichen Perfektion bedarf dieser Bestellungsakt in den vom Gesetze vorgesehenen Fällen der aus dem staatlichen Aufsichtsrecht fließenden Bestätigung. Die zur Ausübung dieses staatlichen Bestätigungsrechts berufenen Organe bestimmt ebenfalls das Gesetz, womit eine Delegation jenes Rechts an untergeordnete Organe gesetzlich ausgeschlossen ist. Das gilt auch von dem gesetzlich der Krone vorbehaltenen Bestätigungsrecht; denn diese Organkompetenzen sind ebensowohl publizistische Pflichten wie Rechte; durch irgend einen Verstoß wider diese Pflicht begeht auch die Krone genau so Unrecht im juristischen Sinne, wie es ein Regierungspräsident im gleichen Falle thäte, woran der Mangel irgend welcher Mittel des Rechtszwanges gegenüber der Krone begrifflich nichts ändert. Gewiß können daraus in Verbindung mit der gerade hier besonders gesteigerten Möglichkeit von Konflikten mit den Selbstverwaltungskörpern, wie etwa durch wiederholte Wahlen Nichtbestätigter und dergleichen, mannigfache Unzuträglichkeiten entstehen. Das ist die natürliche Folge der schon erwähnten Thatsache, daß es sich bei dem Bestätigungsrecht um die Wacht an der Grenze zweier relativ selbstständiger Rechtssphären handelt, eine Funktion, die sicherlich auch schon im Rahmen des geltenden Rechts für die staatsrechtliche Stellung der Krone höchst unangemessen erscheint. Es ist eines der bedeutungsvollen Argumente de lege ferenda für eine andere rechtliche Ordnung des Bestätigungswesens; juristisch unmöglich aber ist die Verwerthung dieses Arguments für eine einschränkende Interpretation des kommunalen Wahlrechts. Es handelt sich dabei um die aus der historischen Entwicklung bekannten drei Fälle der wiederholten Nichtbestätigung, der Wiederwahl eines Nichtbestätigten und der Verweigerung einer Neuwahl. Abgesehen vom § 32 der rheinischen St. O., der für diese Fälle die Devolution des Bestellungsrechts auf den König bezw. den Regierungspräsidenten, und zwar für eine Dauer von höchstens 12 Jahren beibehalten hat, kennen die übrigen geltenden Städte-Ordnungen, kennt insonderheit auch die östliche absolut keine Beschränkung des

kommunalen Wahlrechts für diese Fälle, und demgemäß auch absolut keine Ausnahme von der Rechtspflicht der Krone bezw. des Regierungspräsidenten, nach jedem städtischen Wahlakt sich ihrer Funktion als Bestätigungsorgan zu unterziehen. An die Stelle einer Devolution des Bestellungsrechts auf die Bestätigungsinstanz ist die Befugniß zur Einsetzung eines Kommissars in jenen drei Fällen getreten. Nach ihrer historischen Entstehung wie nach ihrer juristischen Natur ist diese Befugniß von dem Bestellungsrecht selbst völlig verschieden und unabhängig; sie ist von ihr verschieden nach ihrem Subjekt und nach ihrem Inhalt. Ihr Subjekt ist nirgends die Krone, sondern regelmäßig der Regierungspräsident (in Hannover der Minister des Innern, in Berlin der Oberpräsident); ihr Inhalt ist überhaupt nicht die Bestellung eines Selbstverwaltungsorgans, sondern, wie schon aus der Bezeichnung Staatskommissar erhellt, die Beauftragung eines Staatsorgans mit Wahrnehmung der sequestrirten kommunalen Organfunktionen. Der Kommissar ist in dieser seiner Eigenschaft durchaus unmittelbarer Staatsbeamter, auch wenn etwa ein Gemeindebeamter oder, wie es § 36 der Hessen-Nassauischen St. O. als Regel vorschreibt, ein Bürger der Stadt mit diesem Staatsauftrag betraut wird. Der Bestellungsakt des kommunalen Organs, seine Wahl und Bestätigung gehen völlig unabhängig daneben her.

Daß eine Bestätigung weder interimistisch, noch bedingungsweise, noch auf kürzere als die gesetzliche Amtszeit ertheilt werden darf, ist zweifellos und unbestritten. Dagegen hat die zur Ausführung der St. O. erlassene, in manchen Punkten rechtlich höchst mangelhafte Ministerialinstruktion vom 20. Juni 1853 in Nr. IX nach älteren Vorgängen (vgl. oben) der Aufsichtsbehörde die Befugniß zur Examinirung des Kandidaten zugeschrieben, eine Ansicht, die durchaus dem Geiste des Polizeistaates entsprungen ist und nicht den geringsten Anhalt im Gesetze findet. Nicht dem Gewählten liegt die Beweislast für seine Qualifikation ob, da für sie nach geschehener Wahl des Bestellungsorgans die Rechtsvermuthung spricht; vielmehr liegt es der Aufsichtsbehörde ob, sich Beweise für die eventuelle Unzulänglichkeit des Gewählten zu beschaffen. Es ist freilich eine Folge der im Bestätigungswesen de lege lata noch fortbestehenden polizeistaatlichen Rudimente, daß das einzige Forum für Prozeß und Beweis das gewissenhafte freie Ermessen der Bestätigungsinstanz ist.

Hier muß de lege ferenda nach den früheren Ausführungen die organisatorische Entwicklung im Geiste des Rechtsstaates ein setzen. Das Recht ist die Abgrenzung der Willenssphären der Personen; gerade im Bestätigungsrecht berühren sich die Rechtssphären der staatlichen und kommunalen Gesammtperson unmittelbar; gerade hier also bedarf es der Determinirung der Gründe, aus denen die Bestätigung versagt werden darf, durch objektive Rechtsnormen, und der Rechtskontrole über die Anwendung dieser Normen im streitigen Einzelfall durch eine unabhängige Rechtsprechung im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens. Dann kann auf das täuschende Blendwerk einer scheinbaren Mitbestimmung des Bezirksausschusses im Beschlußverfahren verzichtet werden. Als Bestandtheil des Aufsichtsrechts wäre das Bestätigungsrecht durchweg der Aufsichtsbehörde, nach geltendem Recht also regelmäßig dem Regierungspräsidenten zu übertragen, der bei der Versagung der Bestätigung die gesetzlich determinirten Gründe derselben anzugeben hätte, womit die Grundlage für eine Nachprüfung derselben auf Klage der Stadtgemeinde durch die Verwaltungsgerichte gegeben wäre. Daß damit die unmittelbare Hineinziehung der Krone in diese Streitfragen wegfällt, ist nach dem früher Dargelegten unter allen Umständen und in jedem Sinne ein weiterer erheblichster Vorzug einer solchen rechtsstaatlichen Ordnung. Diese selbst ist ein aus dem innersten Wesen des modernen Staates fließendes rechtliches, kein aus dem Tageskampfe geborenes Postulat einer einseitigen politischen Parteirichtung.

* *
*

Nachschrift der Redaktion. Ich habe den vorstehenden Aufsatz in die „Preuß. Jahrb." aufgenommen, da mir sein sachlicher Werth einleuchtete, kann aber nicht unterlassen, die Verschiedenheit des theoretischen und praktischen Standpunktes unserer Zeitschrift gegenüber dem Ideal des Rechtsstaates, wie es dem Herrn Verfasser vorschwebt, hervorzuheben. So gewiß es zum Staate gehört, nicht bloß zum Kulturstaat, sondern zu jedem Staat schlechtweg, daß ein Theil seines Daseins sich in den starren Formen des Rechtes bewegt, so gewiß ist es doch auch, daß kein Staatsleben ganz in diese Formen eingeschlossen werden kann, sondern daß stets ein sehr wesentlicher und vielleicht der allerwerthvollste Theil

seines Lebens dem freien Walten von Persönlichkeiten anvertraut sein muß. Grenzen und Inhalt dieses Waltens sind von Epoche zu Epoche und von Staat zu Staat verschieden. Auf prinzipielle Untersuchungen wollen wir uns hier nicht weiter einlassen, sondern nur feststellen, daß das preußische Königthum sich nimmermehr darauf zurückdrängen lassen kann, die leitenden Gemeindebeamten nur nach Maßgabe gesetzlich festgelegter Normen zu bestätigen und die letzte Entscheidung einem Gericht anheimzugeben. Am allerwenigsten könnte das grade für die Reichshauptstadt Berlin gelten. Ein kleines Schriftchen, „Die Krone und die Reichshauptstadt“, das uns soeben zugegangen ist und dessen sonstigen Inhalt wir hier nicht erörtern wollen, kommt schließlich zu dem gar nicht üblen Satz: Berlin als Hauptstadt und als größte Stadt des Reiches hat nicht etwa größere Rechte als die kleineren Kommunen, sondern geringere. Wer die lebendige Wirklichkeit unbefangenen Blickes zu würdigen vermag, wird sich der Wahrheit dieses Satzes, so paradox er auf den ersten Blick erscheint, nicht verschließen. In irgend einer kleinen Provinzialstadt könnten wir zuletzt auch einen sozialdemokratischen Bürgermeister vertragen, in Berlin nicht. Berlin ist als Kommune zu mächtig und zugleich stehen die leitenden Persönlichkeiten den leitenden Persönlichkeiten des Staates, der Bürgermeister dem König, zu nahe, als daß man die Spannung zwischen Staat und Kommune hier ohne Gefahr bis zum äußersten Extrem treiben lassen könnte. Selbst wenn man die Gefahr leugnen wollte, so würden sich doch Unzuträglichkeiten und Widerwärtigkeiten so oft und so häufig einstellen, daß endlich der offene Konflikt ausbrechen würde. Bei diesem Konflikt darf und kann aber nicht die Kommune, sondern muß der Staat, d. i. der König siegen. Deshalb ist es von vornherein besser, die Kommune Berlin so kurz zu halten, daß die Neigung zur Aufsässigkeit bei den Stadtvätern gar nicht erst aufkommt. Mit anderen Worten: es muß der Krone freistehen, das Bestätigungsrecht für die Magistratsmitglieder so zu handhaben, daß ein friedliches Zusammenwirken dauernd erwartet werden kann. Ist also das Bestätigungsrecht nicht in juristische Kategorien zu fassen, sondern verbleibt dem diskretionären Ermessen, so ist damit, das ist nicht zu leugnen, auch die Möglichkeit der reinen Willkür gegeben. Aber das ist ja auch nicht bloß in dieser Frage, sondern bei noch viel bedeutenderen Entscheidungen der Politik, Krieg und Frieden, Bündnissen und Verträgen, der gesammten auswärtigen

Politik und allen Personalfragen der Fall. Was an der einen Stelle als bloße Willkür in die Erscheinung tritt, ist auf der anderen die lebendige Persönlichkeit, die die Geschichte macht und in der Geschichte weiter lebt. Solange wir in Preußen ein derartiges lebendiges Königthum haben, wird es auch gänzlich ausgeschlossen sein, die Bestätigung der städtischen Bürgermeister und namentlich derer von Berlin, dem persönlichen Meinen, Urtheilen und Wollen des Königs zu entziehen.

Delbrück.

Die Memoiren Robert von Mohls.

Lebenserinnerungen von Robert von Mohl. 1799—1875. Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. 1902. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Von

Emil Daniels.

In erster Reihe hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten seinen Namen als Gelehrter berühmt gemacht, indem seine staatswissenschaftlichen und staatsrechtlichen Schriften die Quelle gewesen sind, aus welcher zahlreiche deutsche Politiker und Publizisten einen großen Theil ihrer Fachbildung geschöpft haben. Davon abgesehen, war Mohl noch ein zu hohen Stellungen gelangter Diplomat. Allerdings stand er nur in den Diensten eines Mittelstaates, des Großherzogthums Baden, aber auf Posten, welche ihm den Einblick in bedeutende Verhältnisse ermöglichten. Vertrat er doch in der Epoche, welche mit dem Ausbruche des Krieges von 1866 ihren Abschluß fand, Baden beim Bundestage, um nach dem Untergange dieser Körperschaft das Amt eines badischen Gesandten beim Könige von Bayern zu erhalten. Fügen wir hinzu, daß Mohl 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung und Reichsjustizminister gewesen ist, und daß er, welcher als der kleine Sohn des Herzogl. Würtembergischen Direktorialgesandten beim Schwäbischen Kreise noch einen Kreistag des Heiligen Römischen Reiches gesehen hat, als Greis von dem Wahlkreise Donaueschingen in den Deutschen Reichstag entsendet worden ist und hier auf den Bänken der Nationalliberalen Platz genommen hat, so tritt uns die Beschreibungswürdigkeit dieses Lebenslaufes deutlich vor Augen. Freilich darf man von den Mohlschen Memoiren andererseits nicht zu viel erwarten, hochwichtige Enthüllungen in Bezug auf bisher unbekannte Thatsachen oder Zusammenhänge bieten sie nicht. Der Autor war ein Mann, welcher seiner Anlage nach nur in einem minder mächtigen Gemeinwesen zu einer hervorragenden staats-

männischen Position aufsteigen konnte, eine ganz überwiegend spekulative und kontemplative Natur. Lediglich seine Abstammung von einem Vater, welcher es bis zum Kgl. Würtembergischen Minister des Kultus und der Justiz gebracht hat, seine auf ausgedehnten Reisen erworbene Weltkenntniß und seine ziemlich aristokratischen Lebensgewohnheiten unterschieden Mohl von dem typischen kleinstädtischen Universitätsprofessor Deutschlands, wobei selbstverständlich die allergeistvollsten Vertreter der bezeichneten Menschengattung zum Vergleiche heranzuziehen sind.

Durchaus als der typische deutsche Professor erscheint Mohl auch in der Gründlichkeit seiner Erörterungen über die persönlichen Eigenschaften Derjenigen, mit welchen er als akademischer Lehrer, Beamter und Volksvertreter zu thun gehabt hat. Zwar ist Mohl bei seiner gescheiten und vornehmen Art erhaben über die Plumpheit des Göttingers Ewald, von welchem er erzählt, jener habe einmal einen anderen Theologen bei der Universitätsbehörde als „einen unsittlichen Menschen" verklagt, weil er in einer Frage der hebräischen Grammatik sich unterstanden habe, von seiner Meinung abzuweichen. Gleichwohl aber hinterläßt auch die scharfe moralische Urtheilsweise Mohls zuweilen den Eindruck einer gewissen Einseitigkeit und Kleinlichkeit, sodaß man dem großen deutschen Denker einen Tropfen von jenem leichteren französischen Blute wünschen möchte, welches die Weltanschauung des Tout comprendre c'est tout pardonner aus sich hervorgebracht hat. Aber auch ohne das ist Mohls Tugendstolz geringer als sein Geist, und so haben denn die reichen Lebenserfahrungen unseres Autors bewirkt, daß er doch noch zu einem ganz hervorragenden Menschenkenner geworden ist, zu einem so hervorragenden Menschenkenner, daß der bunte Wechsel der zahllosen Charakterschilderungen den Hauptreiz und auch wirklich den besten Bestandtheil seines Memoirenwerkes bildet. Indem ich aus der Fülle der von Mohl beschriebenen menschlichen Gestalten einige zur Wiedergabe herausgreife, will ich zuerst die von der Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms IV. gegebene Skizze zitiren. Mohl lernte den Romantiker auf dem Thron der Cäsaren kennen, als er sich in der Eigenschaft eines Vertreters der Tübinger Hochschule nach der Hauptstadt Ostpreußens begeben hatte, um hier der Dreijahrhundertfeier der Universität beizuwohnen. Die Charakteristik, welche Mohl von Friedrich Wilhelm IV. giebt, vergegenwärtigt troß ihrer skizzenhaften Ausführung nach meinem Gefühle die Hamletnatur des unglücklichen

Herrschers ganz besonders anschaulich: „Der Eindruck, welchen der König auf mich machte," schreibt Mohl, „war ein sehr gemischter. Seine äußere Erscheinung war nicht günstig. Stark untersetzt, sehr beweglich, äußerst kurz, höflich, mit ungeschickt verhehlter Glatze machte er nichts weniger als einen königlichen Eindruck. Und wenn er auch bei öffentlichen Handlungen . . ., zum Beispiel bei der Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes, eine entsprechende Haltung bewahrte und dann auch sehr gut sprach, so war dies doch sehr verschieden im engeren Kreise. Hier war er unangenehm beweglich, was der runden Gestalt schlecht anstand, petulant in seinem ganzen Benehmen, familiär, geistreich und witzig in der Unterhaltung, auch wenn sie nicht nur an einen Einzelnen gerichtet war. Mir selbst führte er einmal, als ich nach der Tafel allein in einer Fenstervertiefung stand, eine kleine Komödie auf, in welcher er seinen nächsten Besuch in Naumburg und den Empfang daselbst, in Rede und Gegenrede in den Dialekten abwechselnd (letzteres mit mäßigem Glücke), darstellte. Er war liebenswürdig und ein geistreicher Gesellschafter, aber es fehlte an Würde und Ernst."

Im Jahre 1847, wo Mohl den Tübinger mit einem Heidelberger Lehrstuhl vertauschte, machte er eine Reise nach England, um die Einrichtungen des englischen Staates an Ort und Stelle zu studiren und das soziale Leben des Volkes zu beobachten. Ich führe aus den englischen Reiseerinnerungen unseres nicht blos gelehrten, sondern auch humorvollen und mit der Kunst der stilistischen Plastik reich begabten Verfassers Folgendes an: „Ich habe meine Zeit nicht verloren und einen lebendigen, wie ich glaube, richtigen und vielseitigen Begriff von dem großen Lande und von dem im Ganzen trotz mancher Mängel und Fehler großen Volke bekommen . . . Ich habe Bälle mitgemacht, auf welchen Herzoge zu Dutzenden, die schönsten Damen der Welt (denn als solche betrachte ich die englische Aristokratie) zu Hunderten waren, und bin mit einem City Missionary in den Höhlen des Auswurfs der englischen Bevölkerung, von Dieben und Straßendirnen, gewesen . . . Eine gute Erinnerung ist es mir, den Herzog von Wellington einige Male gesprochen zu haben. Trotz mannigfacher politischer Beschwerden über ihn war er zu einer Art von Abgott des ganzen Volkes geworden. In dem gedrängtesten Salon bildete sich vor ihm ein freier Raum, wenn er sich bewegte. Man liebte es, eine Menge von kleinen Anekdoten von ihm zu erzählen, welche seinen gesunden Menschenverstand, seine Geradheit und seine ungeschminkte

Humanität bewiesen. Den größten Eindruck in ihrer Art machten mir, da ich selbst Professor war, die beiden großen Universitäten, Oxford und Cambridge. Ich habe das Glück gehabt, Oxford zur Zeit einer Versammlung der British Association, einer Art von Naturforscherversammlung, zu sehen. Eine Hauptperson auf der Versammlung war Professor Ehrenberg aus Berlin, damals in der Höhe seines Ruhmes wegen der Entdeckung der Infusorien in Erde, Stein und Wasser. Während eines Abends waren in der Radcliffeschen Rotunde eine Menge beleuchteter Mikroskope aufgestellt, in welchen die erstaunten Herren und namentlich Damen die kleinen Thiere und ihre Reste anstaunten.

Cambridge habe ich im höchsten Glanze gesehen. Prinz Albert war zum Kanzler der Universität gewählt worden und sollte nun als solcher installirt werden. Professor Ehrenberg und ich wurden von dem Prinzen eingeladen, uns ebenfalls nach Cambridge zu begeben und dort bei der Kreirung von Ehrendoktoren eine akademische Würde von ihm zu erhalten. Der Eintritt der Königin und des Prinzen wurde mit einem solchen Sturme von Beifall aller Art begrüßt, daß das Haus hätte zusammenstürzen mögen. Bald zu meiner großen Belustigung, bald freilich auch zu lebhaftem Aerger gereichte mir mein Landsmann und Genosse Ehrenberg. Trotzdem, daß der Mann sechs Jahre mit den Arabern hatte leben müssen und mit Humboldt die Reise nach Sibirien gemacht hatte, gab es keinen unbehilflicheren deutschen Gelehrten als ihn. Er kam zum Beispiel im einfachen Fracke ohne alles Gepäck nach Cambridge, obgleich er wohl wußte, daß die Zeremonie mehrere Tage dauern würde. Als wir zusammen in ein Haus gewiesen wurden, kam er am anderen Morgen auf mein Zimmer mit der Bitte, ich möge ihm ein Rasirmesser und ein Hemd leihen. Ersteres that ich; ungern genug; das andere schlug ich rund ab, weil ich meine Wäsche selbst brauche und verwies ihn auf den Leinwandladen. Als wir im Senatshause auf der Estrade standen, im Angesichte von Tausenden, bemerkte ich, daß er keinen Orden trug. Ich fragte ihn, warum er, da er doch gewiß welche besitze, sie nicht angezogen habe; er sehe, daß Jedermann dekorirt sei: „O!“ sagte er, „ich habe sie bei mir“; zog mehrere aus der Rocktasche und fing nun an, sie mit möglichster Ungeschicklichkeit umzubinden. Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Bei dem Durchbrechen des Spaliers von Großwürdenträgern vor dem Throne, um vor den Prinzen-Kanzler zu treten, stand er neben dem Herzog

von Wellington. Dieser sagte ihm: „Take off your glove, Sir!" (Diese Handschuhe waren, im Vorbeigehen gesagt, papageigrün). Ehrenberg rührte sich nicht. Der Herzog wieder: „Otez votre gant, monsieur!" Ehrenberg unbeweglich. Nun wendete sich Wellington an mich und bat mich, ich möchte dem Herrn doch in irgend einer Sprache begreiflich machen, daß er seinen rechten Handschuh auszuziehen habe. Ich rief ihm deutsch zu: „In des Teufels Namen, ziehen Sie doch Ihren Handschuh aus!" was denn endlich geschah. Als Ehrenberg nun aber vor dem Prinzen kniete und somit dem Publikum die Rückseite seines Schuhes zuwendete, zeigte sich, daß die Sohle ganz zerrissen war, worüber denn wieder die Heiterkeit der Studenten laut ausbrach."

Königin Viktoria fand den wackeren Ehrenberg „sehr wunderlich und sehr deutsch". Natürlich kann eine solche Karrikatur nicht als typisch für irgend eine Nation gelten, aber daß Deutschland solche völlig formlose Menschen überhaupt hervorbringt, ist ein Beweis dafür, daß die deutsche Gesittung der älteren westeuropäischen noch nicht in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Die hervorragenden Fähigkeiten Ehrenbergs schwächen dieses Urtheil, wie ich glaube, nicht ab, sondern bekräftigen es eher.

Im Jahre 1862 wurde Mohl, damals Gesandter am Bundestage für Baden, im Nebenamte als badischer Gesandter beim König Wilhelm III. der Niederlande akkreditirt, dessen Gemahlin Königin Sophie war, die geborene würtembergische Prinzessin und Todfeindin Bismarcks sowie seiner nationalen Bestrebungen. Da Mohl der Sohn eines würtembergischen Ministers war und dem Gedanken der preußischen Hegemonie damals sehr kühl, ja ablehnend gegenüberstand, so durfte er von Seiten der holländischen Souveränin auf eine gnädige Aufnahme rechnen: „Als ich eingeführt wurde", so berichtet Mohl über die bedeutende, ihrer Zeit viel genannte Fürstin, „stand sie in einem großen Saale unter dem Kronleuchter, hinter ihr im Halbkreise der Hofstaat. Ich redete sie französisch an, sie unterbrach mich aber sogleich mit den Worten: „Ach, reden wir gut schwäbisch mit einander; die da hören's ja doch nicht." Und nun ging sie gleich in ein ganz vertrauliches, mit der zeremoniösen Umgebung in wunderlichem Kontraste stehendes Gespräch ein . . . Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß mir die Königin das Geheimniß ihrer politischen Absichten und, um das rechte Wort zu gebrauchen, Umtriebe mitgetheilt habe — in dieser Beziehung war sie sehr verschwiegen — aber in allen anderen

Richtungen war die unbeschränkteste Freiheit des Gespräches. Die Königin war eine Frau von ganz ungewöhnlichem Geiste, von großer Belesenheit und von einer immer wieder in Erstaunen setzenden Lebendigkeit. Der Tod ihres Vaters (König Wilhelm I. von Württemberg starb 1864), welcher für sie Alles in der Welt gewesen war, machte den schmerzlichsten Eindruck auf sie. Ich traf sie daher bei einem meiner späteren Aufenthalte im Haag ganz trostlos, wozu noch kam, daß sie glaubte, sich über eine unverantwortliche Undankbarkeit der Württemberger gegen ihren Vater zu beschweren zu haben. Sie konnte es nicht verwinden, daß man keine Anstalt machte, demselben ein Denkmal zu setzen, und ich habe kurz darauf in der „Allgemeinen Zeitung“ Artikel in dieser Richtung gesehen, bei welchen mir nicht nur bei dem Gedankengang, sondern auch nach einzelnen Ausdrücken die Entstehung aus ihrer Feder ganz unzweifelhaft war.

Das häusliche Leben der armen Frau war ein sehr unglückliches. Mit dem Könige lebte sie schon längst auf dem schlechtesten Fuße; er war nach seiner Art roh und rücksichtslos auch gegen sie. Die Schuld des Zerwürfnisses lag in erster Linie an dem wüsten Leben ihres Gemahls, welcher seine Ausschweifungen offen zur Schau trug . . . Ihre geistreiche Lebendigkeit wäre freilich wohl den Fischnaturen der Holländer nicht sehr sympathisch gewesen, allein es scheint, daß sie den Fehler beging, Abneigung doppelt zurückzugeben und dessen kein Hehl zu machen. Man warf ihr vor, sie mische sich ungebührlich in politische Dinge, liebe Land und Leute nicht und entferne sich von ihnen, so oft und so lange sie nur könne: sie ihrerseits rächte sich durch Sarkasmen. An ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen von Oranien, fand sie nicht nur keinen Trost, sondern vielmehr mannigfache Veranlassung zu Kummer. Ein zweiter Sohn war zu ihrem höchsten Schmerze gestorben. Nun umfaßte sie zwar mit aller ihrer Liebe den jüngsten Prinzen Alexander, dieser aber war noch ein Kind. Die Erziehung desselben war eine ihrer hauptsächlichsten Beschäftigungen, und ich selbst kam einmal hinzu, wie sie ihm Unterricht in der Geschichte gab. Die Königin war eine sehr schöne Frau und ihr Benehmen bei aller Liebenswürdigkeit ein wahrhaft imponirendes. Wenn sie das Gespräch noch so vertraulich und ungezwungen führte, und sie selbst an dem kleinen Theetische wie jede andere Hausfrau den Thee bereitete und den Gast mit eigener Hand bediente, so

konnte man doch keinen Augenblick vergessen, daß man bei einer Königin sei."

Mohl stammte aus einer Familie, welche in einem ehemaligen Rheinbund-Staate zu den angesehensten im Bürgerthume gehörte; er war ferner eine zu nüchterne und positive Natur, um sich das Gewirr rivalisirender Staaten in Deutschland in der Weise harmonisch zusammengefaßt vorstellen zu können, wie es nach Geibels Worten ein Chor erlesener Geister im Traume vorgeschaut hatte. Die Idee eines konstitutionellen deutschen Nationalstaates mit den Hohenzollern als Erbkaisern an der Spitze kam dem rationalistischen Staatsrechtler nach dem Mißerfolge von 1849 ziemlich phantastisch vor. So gehörte denn Mohl in seiner Eigenschaft als badischer Gesandter beim Bundestage zu den Gegnern der preußischen Politik, wie sie der Minister v. Bismarck zwischen 1862 und 1866 trieb. In Bismarck verabscheute Mohl neben dem anscheinenden Phantasten auch den Reaktionär und den Gewaltmenschen. Mohls Stellung und Gesinnung brachten es mit sich, daß er in Gemeinschaft mit den anderen Bundestagsmitgliedern vor den einrückenden Preußen aus Frankfurt fliehen mußte. Nachdem jedoch vermittelst der durchschlagenden preußischen Erfolge die Lage geklärt worden war und die Idee des Kaiserthums der Hohenzollern aufgehört hatte, Phantom zu sein, ging Mohl mit herzlicher Freude auf die neuen Verhältnisse ein. Wie Geibel und so viele andere Patrioten, welche eben nur Vaterlandsliebe, aber nicht besondere Voraussicht in Bezug auf hohe Politik für sich in Anspruch nahmen, hatte Mohl zu dem Gegensatze zwischen Groß- und Klein-Deutschen keine bestimmte Stellung genommen; ihm war jede Verbesserung der Bundesverfassung recht, von wo sie auch kommen mochte. So konnte folglich Mohl mit dem besten Gewissen die Wendung mitmachen, welche die Politik Badens nach Königgrätz vornahm. Das Vertrauen Bismarcks freilich vermochte er nicht zu gewinnen, obgleich er sich doch schon im Jahre 1848 als Reichsjustizminister der erbkaiserlichen Tendenz angeschlossen hatte. Von Baden nach dem deutsch-französischen Kriege ausersehen, um im Bundesrathe das Großherzogthum zu vertreten, wurde Mohl von dem vorher sondirten Reichskanzler abgelehnt und erhielt daraufhin den betreffenden Posten nicht. Fürst Bismarck vermochte in der ihn oft beherrschenden Voreingenommenheit gegenüber selbständigen politischen Charakteren nicht zu vergessen, daß Mohl mit dem liberalen Minister v. Roggenbach, gegen den der Reichskanzler Abneigung

und Mißtrauen empfand, eng verbunden war. Mohl vermuthet, und jedenfalls mit Recht, daß dem Reichskanzler „eine völlige Null" als bundesräthlicher Kollege lieber gewesen sei.

Zwischen 1866 und 1870 war das Königreich Bayern ein wichtiger Faktor der europäischen Politik, und Mohl stand bayerischen Verhältnissen sehr nahe, indem er in München das Amt eines badischen Gesandten bekleidete. Von der unberechenbaren Natur des damals noch nicht mit Klarheit als krank erkannten Ludwig II. entwirft Mohl folgende lebendige Schilderung: „Ich meldete mich alsbald nach meiner Ankunft in München bei dem Minister des Aeußeren, Freiherrn v. d. Pfordten, erhielt aber von ihm gleich den Bescheid, die Audienz beim Könige werde wohl auf sich warten lassen. Nach drei Wochen schien es mir Zeit, ernstlich zu mahnen, nicht wegen meiner, sondern weil die Verzögerung verletzend für meinen Herrn zu werden schien. Herr v. d. Pfordten gab mir schlechten Trost . . .: „Ich sehe", setzte er bei, „den König selbst gar nie; er kann mich nicht ausstehen." Mit diesem Bescheid ging ich weg auf einen Spaziergang; als ich aber zufällig wieder an dem Ministerium vorüber ging, stürzte der Portier mit der Nachricht heraus, man suche mich in der ganzen Stadt, ich solle Audienz haben. Ich schickte alsbald den Mann hin mit der Nachricht, ich sei gefunden und werde erscheinen, sobald ich angekleidet sei. Es war nichts gerüstet, mein Diener ausgegangen; ich that, was ich konnte. Während ich Uniform und Orden auspackte und anzog, wurde nach dem ersten besten Fiaker geschickt, irgend ein Lohnbedienter setzte sich auf den Bock. Im Schlosse war alles in voller Pracht. Eine Ehrenwache von Hartschieren, im Vorzimmer Hofbeamte und Generaladjutanten in Gala, einige andere Gesandte, welche ebenfalls Audienzen haben sollten und in gleicher Weise zusammengetrommelt worden waren, wartend. Ich war also noch zu rechter Zeit gekommen; gnädigst empfangen; wobei freilich Seine Majestät, welche wohl in einem Konversationslexikon nachgelesen hatte, mich und einen meiner Brüder gelegentlich verwechselte, was ich natürlich gut sein ließ.

König Ludwig II. war kaum zwanzig Jahre alt und schon begann er sich zu isoliren. Er hatte sich verlobt mit einer entfernten Verwandten, der Herzogin Sophie von Bayern, Schwester der Kaiserin von Oesterreich und Königin von Neapel. Es wurde dem diplomatischen Korps angezeigt, daß der König keine Einzelbeglückwünschungen annehme, sondern dazu einen Hofball be-

stimme. Alles ging mit gebührendem Glanze und mit der ermüdendsten Förmlichkeit vor sich. Es war ein schönes Brautpaar; der König, ein sehr großer, schlanker, junger Mann mit schwärmerischen, dunklen Augen, nahm sich in der Uniform seines Chevauleger-Regiments sehr gut aus; die Braut, ebenfalls eine hohe, schlanke Gestalt, war in ihrem weiß und blauen Ballkleid reizend anzuschauen. Doch lag auf dem Feste eine unbehagliche Atmosphäre; es war kein bräutliches und fröhliches. Bei genauer Beobachtung konnte man sich der Bemerkung nicht entziehen, daß die Prinzessin keinen liebenswürdigen und hingebenden Charakter zu haben scheine. Das schöne Gesicht hatte einen Zug von Härte und Kälte, der sich selbst dann nicht ganz verlor, wenn der König freundlich auf sie zutrat. Die beabsichtigte Verbindung kam bekanntlich nicht zu Stande, indem der König die Trauung immer wieder hinzog, dann aber der Braut, ohne einen aufweisbaren oder sonst geltend gemachten Grund, ihr Wort wieder zurückgab.

Meinen Aufenthalt in München beendete im Jahre 1871 die Aufhebung der Gesandtschaft. Ihr formelles Ende war noch sehr charakteristisch für die dortigen Zustände. Auf meine Bitte um eine Audienz zur Uebergabe meines Abberufungsschreibens antwortete der König, daß er das dringende Verlangen habe, mich noch einmal zu sehen, bestimmte aber keinen Tag dazu. Ich wollte nun mein Abberufungsschreiben dem Minister zustellen, indem ich ihm erklärte, ich könne nicht bleiben, weil ich mein neues Amt in Karlsruhe anzutreten habe. Graf Hegnenberg nahm mir aber das Schreiben nicht ab; es sei ihm ausdrücklich untersagt; brachte mir das Großkreuz des Ordens der bayerischen Krone und wiederholte mir den entschiedenen Wunsch des Königs, mich persönlich zu verabschieden. Ich konnte ihm nur erklären, abreisen müsse ich, aber ich sei bereit, wieder nach München zu kommen, wenn es für einen bestimmten Tag verlangt werde.

Kaum war ich in Karlsruhe angelangt, als ich ein Kabinetsschreiben erhielt, daß der König bereit sei, mich in Schloß Berg zu empfangen. Ich reiste alsbald wieder zurück. Der König behielt mich eine Stunde bei sich, ließ mich zu sich sitzen und sprach von einer Menge von gleichgiltigen Dingen, unter Anderem von meinen Büchern; kein Wort von Staatssachen noch auch vom Großherzog. Gegen mich war er artig, hoffte, ich werde München wiedersehen, möge ihn dann immer besuchen. Um dieser Unterredung willen hatte ich also von Karlsruhe nach München in sehr

unangenehmem Wetter hin- und herzureisen. Interessant war mir immerhin, nach Berg zu kommen, was sonst fast hermetisch verschlossen war. Ich erwartete von Schloß und Garten Wunderdinge, fand mich jedoch hierin sehr getäuscht. Kein Mensch hatte einen Befehl in Beziehung auf meine Audienz; ich wußte nicht, wie ich zum König gelangen sollte. Ich suchte den Adjutanten auf, welcher keinen Befehl hatte, mich einzuführen und sich deshalb weigerte, mich zu melden. Endlich entschloß er sich doch, mich wenigstens in das Schloß hinüberzuführen. Hier trafen wir zum Erstaunen des Adjutanten zwei Minister, welche in einem heillos kalten Wartezimmer froren und einer Audienz harrten. Nach einiger Zeit wurde ich gerufen, und ich stand vor dem König in seinem Arbeitszimmer. Er war schwarz und sehr elegant gekleidet, trug den badischen Hausorden und sah sehr gut aus . . . Die Zimmer in dem ersten Stockwerke des Schlosses fand ich sehr einfach, keine oder nur unbedeutende und sehr gemischte Kunstgegenstände. In den Gängen und Plätzen trieb sich allerlei Hausgesinde, Bediente, Küchenjungen, Zimmermädchen in sehr wenig gewählter Kleidung umher. Kurz, die Mischung von königlicher Haltung, von klösterlicher Absperrung und von unordentlicher Junggesellenwirthschaft war höchst merkwürdig. In diesen Zuständen aber lebte der junge Herr während wenigstens dreier Viertheile des Jahres, völlig allein, ohne einen Menschen zu sehen als seinen Kabinetssekretär (welchem er übrigens das Leben nicht leicht machte, namentlich durch Berufen mitten in der Nacht), mit dem Lesen von Berichten und von Schriften über das Jahrhundert Ludwigs XIV. beschäftigt, in der Regel spät Abends in Begleitung von einigen Stallknechten ausreitend bis lange nach Mitternacht oder, wieder allein, auf seinem kleinen Dampfboote den See durchfahrend.

Mohl sagt von sich selber, er habe Bedenken getragen, seine Memoiren zu schreiben, weil er keiner von denen sei, welche in den ersten Reihen ihres Volkes stünden. Daß diese Selbstkritik nicht ganz unrichtig ist, zeigt die Skizze, welche ich hier von dem Inhalte der Mohlschen Denkwürdigkeiten gegeben habe, zur Genüge. Die Lebenserinnerungen des in seinem Fache so bedeutenden Gelehrten sind nichts weniger als reich an neuen Gedanken und überhaupt in keiner Weise ein epochemachendes Buch. Aber ein Mann von Geist, welcher die Welt und die Menschen so kennen gelernt hat wie Mohl, wird immer etwas Anziehendes zu erzählen vermögen, zumal, wenn ihm das seltene Erzählertalent unseres Ver-

fassers zu Gebote steht. Die auszugsweise wiedergegebene Schilderung von dem Leben und Treiben des unglücklichen Bayernkönigs ist im höchsten Maße stimmungsvoll; von ihr ausgehend, dringt ein Schimmer der Erkenntniß bis tief in den mystischen Urgrund der legitimen Monarchie, der einzigen Staatsform, welche sich unter dem Jahrzehnte langen Andauern so heillos zerrütteter Zustände wie der oben beschriebenen zu behaupten vermag. Wie in dieser Hinsicht, so regen die Memoiren Mohls in Bezug auf unzählige andere Dinge zum Nachdenken an; eben in solcher Förderung der allgemeinen Bildung des immer von Neuem dankbaren Lesers liegt ihre Anziehungskraft und ihre hohe literarische Bedeutung.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Im Lande Jahwehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda von Paul Rohrbach. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1901. 432 S. Preis brosch. Mk. 6,—, geb. Mk. 7,—.

Vor einigen Wochen, gleich nach dem Erscheinen, habe ich das Rohrbachsche Buch gelesen — in kurzer Frist, weil es mich, einmal angefangen, nicht wieder losließ. Als ich jetzt darin blätterte, um es, dem Wunsche des Herausgebers der Jahrbücher entsprechend, deren Lesern vorzustellen, fand ich den ersten Eindruck vollkommen bestätigt: es ist ein gutes Buch, dem ich weiteste Verbreitung wünsche, zu dessen Bekanntwerden ich gern ein wenig beitragen möchte. Die Leser der Jahrbücher kennen ja Rohrbachs Feder. Was nun in diesem neuen Buch geboten wird, hat große Aehnlichkeit mit der Schilderung anderer Wanderungen, die sie kennen. An die kleinen persönlichen Erlebnisse, an die Beschreibung der Landschaft und — nicht zu vergessen — an die uns ertheilten Lektionen in Geographie mit der nachdrücklichen Vermahnung, diese wichtige Seite des irdischen Geschehens nicht zu vergessen, an das Alles schließen sich die Gesichte aus der Vergangenheit und ein gelegentlicher Ausblick in die Zukunft an. Doch tritt die geographische Schulmeisterei hier zurück, wohl weil die Gegend allgemeiner bekannt ist und weil daher mehr vorausgesetzt werden darf. Vor Allem aber sind die Gesichte aus der Vergangenheit hier die Hauptsache, der eigentliche Stoff der Darstellung geworden: die Reiseerlebnisse und landschaftlichen Schilderungen sind nur der mit poetischer Kraft gestaltete Rahmen, in dem uns das Bild gezeigt wird, auf das es dem Verfasser ankommt. Dies Bild, also der Gegenstand, dem das Buch gilt, ist die Geschichte der Religion Israels von ihren Anfängen bis zu dem Moment, wo sie in ihrer Vollendung durch Jesus Christus in die christliche Weltreligion übergeht.

Andere Beurtheiler haben gefunden, das Rohrbachsche Buch komme eigentlich zu spät. Was ist nicht in den letzten Jahren an Reisebeschreibungen über das gelobte Land produzirt worden! Die Kaiserreise hat diese Hochfluth hervorgerufen. Auch Rohrbachs Reise fällt in die

Tage, da der Kaiser erwartet wurde; die Vorbereitungen für seinen Empfang werden gelegentlich erwähnt. Da liegt es nahe, sein Buch den übrigen dieser Art anzureihen, ihm freundlich anerkennende Worte zu widmen, aber doch zu verstehen zu geben, daß eigentlich kaum noch ein Bedürfniß vorliege, und zu tadeln, daß diese Reisebeschreibung so ungeregelt verläuft: man erfährt ja gar nicht, wo und wie der Mann gereist ist; bald ist man hier, bald dort, und plötzlich findet man sich wieder am selben Fleck, den man längst schon verlassen hatte. Da war Naumanns „Asia" doch etwas Anderes, da machte man doch die Reise ordentlich mit, von Anfang bis Ende, und kam wohlbehalten wieder zu Hause an, während der Faden hier mit dem Kapital abreißt, das die Ueberschrift „Golgatha" trägt.

Nun, Naumanns „Asia" in allen Ehren! Ich finde auch, daß es zu den besten Büchern seiner Art gehört. Aber Rohrbachs Buch ist eben ganz anderer Art, keine Reisebeschreibung, sondern ein Versuch, uns die Gestalten einer großen Geschichte (schließlich der größten Geschichte, die sich auf Erden zugetragen hat) vor die Seele zu führen, als würden sie wieder lebendig. Und es ist mehr als das. Es versucht, seine Leser empfinden zu lassen, daß von diesen Gestalten eine seither nimmer ruhende Bewegung ausgegangen ist, es versucht, sie in diese Bewegung hineinzuziehen, und wird an Vielen diesen Zweck erreichen, weil — nun weil es dem Verfasser letztlich gar nicht darum zu thun war, ein „schönes Buch" zu schreiben oder uns über allerlei interessante Dinge zu unterrichten, sondern um diese große Bewegung selbst. Man spürt dem Buch trotz seiner schönen und abgeklärten Form, die viel Ueberlegung und Nachdenken verräth, man spürt ihm überall das heiße Verlangen ab, die Menschen von heute zu nöthigen, daß sie den Propheten lauschen und sich von Jesus Christus den Weg des Lebens zeigen lassen.

Geradezu erstaunlich finde ich es daher, daß man das Buch den übrigen Reisebeschreibungen aus Palästina angereiht hat. Es beweist, wie abhängig wir oft von dem bleiben, was zunächst ins Auge fällt: Titel und Kapitelüberschriften lassen auf eine solche Beschreibung schließen. Dazu kommt die Suggestion aus dem, was die letzten Jahre gebracht haben. Also — und wenn der Inhalt so ganz anders lautet, so läßt man sich dadurch nicht belehren, sondern tadelt, daß die „Reisebeschreibung" so merkwürdig zerstückelt ist.

Für den Verfasser ergiebt sich aber daraus eine eindringliche Mahnung. Er wird darauf Bedacht nehmen müssen, dem Buch bei seinem zweiten Gang in die Welt (und ich hoffe doch von den deutschen evangelischen Christen, daß es noch öfter gedruckt werden wird) ein etwas anderes Kleid anzuziehen. Der Untertitel lautet jetzt: Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. Er wird ein ander Mal deutlicher zu machen haben, was das Buch eigentlich enthält. Und dann müssen die

Kapitelüberschriften andere werden. Jetzt sind es zur größeren Hälfte für unser Ohr barbarisch klingende Namen: Mannahil, Nahr-el-Mukatta, El Muhraka u. s. w., Namen, die uns gar nichts sagen. Läsen wir nicht Namen wie Beth-El, Nazareth, Genezareth, Golgatha dazwischen, dann wüßten wir gerade garnichts mit den Ueberschriften anzufangen. Jedes Kapitel muß statt dessen eine Ueberschrift erhalten, die seinen wirklichen Inhalt angiebt, etwa nach der Gestalt aus der Entwicklung der biblischen Religion, welche im Mittelpunkt der Schilderung steht. Dann sagt das Inhaltsverzeichniß sofort, warum es sich handelt, und welchen Gang das Buch einhält. Das soll es aber doch auch, nicht falsche Eindrücke hervorrufen oder Räthsel aufgeben. Die Geographie mag nur getrost in die zweite Linie rücken, in der Klammer die Oertlichkeit angegeben werden, an die der Rückblick mit seinen Gesichten anknüpft. Wäre es mir nicht leid, daß dem Buch offenbar aus diesen Aeußerlichkeiten ein Hemmniß erwächst, dann würde ich sagen: das kommt davon! Hier hat sich die geographische Schulmeisterei einmal gründlich gerächt.

So ausführlich bin ich auf diese Aeußerlichkeiten eingegangen, weil, wer, wie ich, das Buch empfehlen will, vor Allem den Schein zerstören muß, als handele es sich nur um eine Reisebeschreibung. Das ist es ja zwar auch. Insofern nämlich, als jedes Kapitel ein bestimmtes Da und Dort von der Reise des Verfassers schildert. Und eines geht ins andere über: die Oertlichkeit, das Erlebniß des Tages, die Gestalten der Vergangenheit, die vor dem geistigen Auge aufsteigen und was nun aus dieser Vergangenheit erzählt wird, es ist Alles zu einem Ganzen verwoben. Wirklich, ich würde Niemandem rathen, ein solches Buch zu schreiben oder in Aussicht zu nehmen, auch nicht, nachdem Rohrbach es vorgemacht hat. Es ist zu vermuthen, daß es in der Regel mißrathen und ein ungenießbares Gericht von allerlei Brocken zu Stande kommen würde. Es gehört eben zu diesem Versuch eine Vorbedingung, die wieder ihren Ursprung in den Fähigkeiten und in der Persönlichkeit des Verfassers hat: man muß es können. Und Rohrbach kann es eben. Deshalb ist etwas so Gutes dabei herausgekommen.

Im Einzelnen über den Inhalt des Buches zu berichten, ist nicht wohl möglich. Der Reiz liegt in der künstlerischen Gestaltung des Stoffes, in der Kraft des Verfassers, uns glauben zu machen, er habe es Alles so erlebt, wie er es schildert, und uns das nacherleben zu lassen. Wer das kurz wiederzugeben versuchte, würde ein lebendiges Ganzes zerreißen und einzelne Stücke neben einander hinstellen müssen, also das Gegentheil von dem erreichen, was eine solche Wiedergabe zu bieten sich zum Zweck machen müßte. Ich begnüge mich daher mit einem kurzen Ueberblick über den Gang der Darstellung.

Das erste Kapitel führt uns in ein uraltes Heiligthum am Karmel, das schon Heiligthum war, ehe noch Jaweh ins Land kam. So sah es

aus und so diente man der Gottheit hier, ehe der neue Glaube sich ansiedelte und allmählich die Herrschaft gewann. Das ist die Einleitung, das Präludium. Es folgen sechs Kapitel über die Entwicklung der Religion Israels: wie sich Kult und Frömmigkeit nach der kriegerischen Ansiedelung in Kanaan bei den Gläubigen Jawehs gestaltete (Buch der Richter); woher der neue Glaube stammte und wie er geworden war (Moses); welche Entwicklung er bis auf Elias durchmachte; das Neue, das mit Amos einsetzte, und das von diesen Propheten angekündigte Gericht, das sich zuerst im Nordreich erfüllte; Davids und Salomos Reich bis zur Zerstörung Jerusalems; die jüdische Gemeinde und ihr Zukunftsglaube. Die einzelnen Stufen der Entwicklung werden scharf abgegrenzt und in ihrer Eigenart an bestimmten Gestalten und Ereignissen charakterisirt. Einzelne Schilderungen lesen sich wie ein Epos, ich hebe namentlich die tragische Geschichte Sauls hervor. In der zweiten Hälfte (8.—14. Kapitel) werden wir auf die Spuren Jesu geführt. Die Jugend in Nazareth, der Täufer Johannes und die Taufe Jesu durch ihn, die Versuchung in der Wüste, der Anfang der Predigt in Kapernaum, die galiläische Wirksamkeit, das Bekenntniß der Jünger zu ihm als dem Messias, der Tod auf Golgatha und die Erlösung der Menschen — das sind die Themata der einzelnen Kapitel.

Gewiß könnte man über vieles Einzelne mit dem Verfasser rechten. So wüßte ich wohl allerlei Bedenken gegen die Ansätze in der Schilderung der alttestamentlichen Religion vorzubringen. Wahrscheinlich wäre es bei einem Fachmann in noch höherem Maße der Fall. Das Hauptbedenken wäre, daß nichts Wesentliches zweifelhaft bleibt, daß mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen als Thatsachen vorgetragen werden — während doch in Wahrheit so vieles ungewiß ist, und nicht selten mehrere Möglichkeiten offen gelassen werden müssen. Aber das bedingt die Art der Darstellung. Der Künstler kann seinen Stoff nicht wie ein Gelehrter gestalten. Er erzählt, wie es Alles kam und geschah, kommen und geschehen mußte. Man kann von ihm nur verlangen, daß seine Erzählung, wie es hier der Fall ist, auf gewissenhaftem Studium beruht. Und vieles wissen wir doch auch ziemlich gewiß. Namentlich sehen wir einigermaßen deutlich, wie diese wunderbare Religion geworden und dem Neuen Testament entgegengereift ist. Davon erhält der Leser hier aber ein wirkliches geistiges Bild. So zwar, daß deutlich wird, wie der Fortschritt an die großen Propheten geknüpft war und sich in der Wechselwirkung mit den Geschicken des Volkes vollzogen hat, nicht anders als auch der schlichte Glaube es weiß, der in dem Allen die vorbereitende göttliche Offenbarung, die Offenbarung unter dem Alten Bund, erkennt.

Schwieriger war die Aufgabe, die Ursprünge des Christenthums zu schildern, schwieriger vor Allem deshalb, weil das christliche Bewußtsein sehr empfindlich gegen die Versuche ist, die Gestalt Jesu auf das Niveau des gewöhnlichen Geschehens herabzuziehen, unser heutiges Bewußtsein aber

andererseits ebenso hartnäckig gegen die Einmischung mythologischer Züge revoltirt. Es wird immer das Kriterium einer gelungenen Darstellung des „Leben Jesu“ sein, daß sie beide Gefahren meidet, uns die göttliche Hoheit des Meisters plastisch vor die Seele stellt und doch aufs Strengste alles ausschließt, was uns nun einmal theaterhaft vorkommt und unser christliches Empfinden daher erst recht verletzt. Eine naivere Zeit hat darin anders empfunden, und wo solche Züge naiv erzählt sind, verletzen sie nicht, sondern wirken oft sehr erbaulich. Aber wenn die reflektirten Leute von heutzutage das nachmachen, wird es meist ungenießbar. Und so giebt es manche, die von dem ganzen Unternehmen nicht viel halten und der Literatur über das Leben Jesu einigermaßen ablehnend gegenüberstehen. Auch ich weiß nicht, ob es nicht heißen muß, das Leben Jesu sei uns in den vier Evangelien erzählt, und ein anderes daneben stellen zu wollen, empfehle sich nicht. Rohrbach war aber in dieser Sache günstiger gestellt als der Verfasser eines Leben Jesu. Nach Plan und Anlage seines Buches war er nicht verpflichtet, auf Vieles einzugehen, was in einem „Leben Jesu“ nicht übergangen werden kann. Denn wer hat ihm vorzuschreiben, was für Erinnerungen ihm aufsteigen mußten, als er den Spuren Jesu nachging? Wenn nur nichts von dem fehlt, was die Hauptsache ist, daß wir uns in das innere Leben Jesu vertiefen und bis an die Schwelle des göttlichen Geheimnisses vordringen, das auf den Quellen liegt, aus denen dieses Leben geströmt ist! Das aber scheint mir der Fall zu sein.

Immerhin, die Aufgabe bleibt auch so schwierig genug. Und über die Art, wie sie gelöst ist, wird Niemand ein anderes als ein durchaus subjektiv bedingtes Urtheil haben. Es kommt eben ganz darauf an, wie das eigene Empfinden beim Lesen einer solchen Darstellung reagirt. Ich nun habe Rohrbachs Schilderung als eine erhebende und innerlich erbauende empfunden, obwohl ich doch ein Altgläubiger bin, dem es nicht genügt, wenn ihm Jesus als ein religiöser Heros geschildert wird, und obwohl ich behaupten zu sollen meine, daß das Bild nicht des Erlösers selbst, wohl aber seiner Predigt in einem sehr wesentlichen Punkt verzeichnet ist. Ich kann also nur anerkennen, daß die Schilderung hier sich in den eben bezeichneten Grenzen hält: es ist der göttliche Meister, der uns entgegentritt, und er ist doch ein wirklicher, wahrhaftiger Mensch, den wir als solchen auf dieser Erde wandeln und wirken, handeln und leiden sehen. Das ist der Gesammteindruck, im Einzelnen wird wohl Jeder über dies oder jenes mit dem Verfasser rechten. Ich halte es in solchem Fall mit dem Gesammteindruck und bin für diesen dankbar. Ich würde das Buch Rohrbachs überhaupt nicht empfehlen, wenn es in diesem Hauptpunkt versagte.

Aber nun darf ich nicht unerörtert lassen, daß Rohrbach in einem Punkt nicht richtig gesehen hat. Und zwar handelt es sich dabei meinerseits, wie ich glaube, nicht um einen subjektiven Eindruck, sondern um ein objektives Urtheil.

Was ich meine, ist, daß Rohrbach immer wieder einschärft, die Absicht Jesu sei auf die Gründung eines **irdischen** Gottesreichs gerichtet gewesen. Er wettert ordentlich gegen die, die es anders halten und verspottet die luftigen Ideen von einem „Jenseits", mit denen nach seiner Auffassung die umgehen, die ihm in diesem Punkt nicht zustimmen. Er selber aber schreibt: „wenn wir uns darum bemühen, uns Jesu Gedanken in seiner Todesstunde zu vergegenwärtigen, so müssen wir, um nicht von vornherein in die Irre zu gehen, mit aller Bestimmtheit davon ausgehen, daß Jesus seinen Tod nicht anders hat denken können als im engsten und unmittelbarsten Zusammenhange **mit dem, was jenseits des Todes für ihn kommen mußte.**"*) Gewiß, so ist es! Da haben wir aber denn das perhorreszirte Jenseits! Und zwar als Angelpunkt des Bewußtseins Jesu! Denn das gilt allgemein: das von Jesus verkündigte Gottesreich liegt „jenseits" dieser irdischen Welt und ihrer Daseinsbedingungen.

Die Sache ist doch die. Jesu Gedanke ist freilich, daß das Gottesreich auf dieser Erde offenbare Wirklichkeit werden wird. Vielleicht Anfangs so, daß er diese große Wandlung noch während seines Lebens erwartet — dann bald so, daß er sie als nach seinem Tode in nicht ferner Zukunft eintretend denkt. Auf dieser Erde — insofern hat Rohrbach also Recht. Aber indem das geschieht, erfährt die Erde eine Umwandlung, die Wiedergeburt, die neue Schöpfung. Oder anders ausgedrückt: indem das Gottesreich auf der Erde Wirklichkeit wird, vergehen Himmel und Erde, sie zerbrechen, eine neue Ordnung tritt ein, das Gottesreich tritt an die Stelle der gegenwärtigen Wirklichkeit, das heißt aber, das Gottesreich wird sich jenseits dieser unserer Erde und unseres irdischen Lebens verwirklichen. Deshalb ist Rohrbachs Behauptung eben doch einfach falsch. Nichts ist gewisser als das. Wer es nicht glauben will, schlage nur die Evangelien auf, er wird es auf jedem Blatt fast geschrieben finden.

Nun kann man sagen: Darauf kommt es nicht groß an! Wir haben es hier, nämlich in der Erwartung des **nahen** Endes, mit einer irrigen Ansicht des Urchristenthums zu thun. Das steht heute fraglos fest. Was berührt es uns denn weiter, ob wir uns den Thatbestand dieser irrigen Erwartung damals so oder anders denken? Allein wer so dächte, würde gar sehr irren. Und Rohrbachs Ausführungen würden ihn hierüber bald belehren. Es knüpft sich für ihn hieran die ihm wichtigste **praktische** Folgerung aus dem Evangelium. Wer an Jesum glaubt, soll die Hand an den Pflug legen, soll in die Arbeit eintreten, die Jesus uns hinterlassen hat. Es gilt das Reich Gottes auf Erden zu bauen.

Gewiß, werden wir sagen, das Reich Gottes sollen wir bauen, so wie es eben allein geschehen kann, so lange diese Erde steht. Es ist nicht ausgemacht, ob Jesus diese Entwicklung in der Zeit bis zum Ende hin auch unter diesem Namen des Reiches Gottes einbegriffen hat. Nach den

*) Von Rohrbach gesperrt.

Gleichnissen von der Saat im Acker, vom Senfkorn und vom Sauerteig scheint es mir angenommen werden zu müssen. Aber Andere denken darüber anders. Dagegen steht fest, daß Jesus diese Entwicklung auf Erden und das Endresultat (das Reich Gottes) in einem inneren organischen Zusammenhang gedacht hat. Die alles begreifende Aufgabe in der Zeit ist, daß wir vollkommen werden wie der Vater im Himmel. Und das ewige Ziel ist, daß wir Gott schauen, was wir nicht können, wenn wir uns nicht innerlich in ihn eingelebt haben. Deshalb verlassen wir jedenfalls den Sinn der Worte Jesu nicht, wenn wir die Aufgabe des Christen in der Welt unter diesem Gedanken begreifen: er soll das Reich Gottes, er soll am Reiche Gottes bauen. Aber so lange diese Erde steht oder so lange wir auf Erden leben: in dem innerlichen geistigen Sinn, der sich aus dem ganzen Zusammenhang ergiebt, so also, daß wir im Evangelium, im Glauben an Jesus Christus, an Gott in ihm, die innerlich, sittlich wiedergebärenden Kräfte suchen, durch die das Leben der Menschheit immer wieder befruchtet werden muß, wenn es nicht auseinanderfallen oder auf eine tiefere Stufe herabsinken soll. Das ewige Ziel, das uns dabei leuchtet, liegt „jenseits" — das ist keine lustige Idee, sondern ein ganz präziser, klarer negativer Gedanke, mag er seinen positiven Inhalt auch nur aus den Reflexen des religiös-sittlichen Lebens in der Welt erhalten und dadurch unbestimmt bleiben, eben Gedanke bleiben, der nicht Anschauung werden kann.

Hiergegen, d. h. aber gegen die wirklichen praktischen Folgerungen, die sich aus dem Evangelium ergeben, empört sich Rohrbach. Am liebsten machte er Revolution im religiösen Leben. Und die Hochmögenden, die geistigen Führer der Christenheit in allen Lagern, erscheinen ihm im Grunde als Schwächlinge. Er möchte gern aufrufen, nun endlich Ernst mit dem Evangelium zu machen, in Jesu Spuren zu treten und das „Reich Gottes" auf der Erde zu verwirklichen. Man sieht, was Luther Schwärmerei nannte und was wir als Chiliasmus kennen, ist noch nicht ausgestorben in der Welt. Es kommt auch noch bei hochgebildeten Leuten vor, deren geistiges Können kein gewöhnliches ist. Doch weiß ich Rohrbach Rath. Er muß noch einmal nach Banijas gehen, dem Ort der Wüste, an dem sich für ihn die Erlebnisse Jesu lokalisiren, deren Tradition uns in den Berichten über seine Versuchung erhalten ist. Dies „Banijas" überschriebene Kapitel ist eines der am besten geschriebenen des ganzen Buchs. Wenn er es nochmals durchdenkt, muß er, scheint mir begreifen, daß dieser von ihm erhobene Ruf, das Reich Gottes zu bauen, nicht aus dem Evangelium stammt, sondern die Stimme — des Versuchers ist.

Hier drängt sich ein Vergleich mit Naumanns „Asia" nochmals auf. Nicht um die Reisebeschreibungen handelt es sich da, die uns Dieser und Jener geliefert hat, sondern um das praktische Resultat ihrer beiderseitigen Bemühungen, Jesu Spuren zu suchen und verstehen zu lernen. Naumann ist es wie Schuppen von den Augen gefallen, er ist insofern umgewandelt urückgekehrt, als er fortan seine soziale und politische Arbeit nicht mehr

direkt an den Namen Jesu, an das Evangelium angeknüpft hat. Ganz anders Rohrbach! Für ihn ist die Versenkung in die Geschichte der Vergangenheit Impuls geworden, im Namen Jesu zur Arbeit aufzurufen. Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß die Absicht Rohrbachs auf das soziale Leben gerichtet ist, hier erkennt er den Boden, auf dem es Gottes Reich zu bauen gilt, ja, wenn nicht alle Anzeichen trügen, besteht in seinen Gedanken sogar ein Zusammenhang zwischen Gottes Reich und deutscher Weltpolitik. Das ist also ein eigentlicher Gegensatz der beiden, freilich ein Gegensatz, der nicht ausschließt, daß sie sich in der Gesinnung und in der praktischen Arbeit (nur die Beziehung dieser auf jene ist eine verschiedene) zusammenschließen, wie es thatsächlich der Fall ist.

Indessen möchte ich nicht den Eindruck hervorrufen, als wenn Jemand sich durch dies extravagante Moment das schöne Buch Rohrbachs irgend verleiden zu lassen brauchte. Schließlich muß, meine ich, auch dies bei ernsthaften Lesern dahin wirken, daß ihnen der große Ernst des Verfassers darin entgegentritt. In den Strafreden gegen die, die ihm in diesem Punkt nicht beistimmen können und wollen, ist mir das Echo eines langen Gesprächs zwischen uns über diese Dinge entgegengehallt. Ich kann nicht sagen, daß mir das Buch dadurch weniger lieb geworden ist. Es leidet meines Bedünkens auch keinen Zweifel, daß dieser gährende Most, der noch in ihm steckt, sich klären und guten Wein geben wird. —

Kürzlich las ich in einer Buchhändleranzeige, ein neues religionsphilosophisches Buch betreffend, der Verfasser zeige, wie die Religion, die früher Alles war, heute eins unter anderen geworden, und wie sie nun demgemäß in das Ganze des geistigen Lebens einzuordnen sei. Ich hoffe, das stamme vom Buchhändler, der hier Kirche und Religion verwechselt hat. Sicher ist es mir aber doch nicht. Es giebt ja heute kluge Leute genug, die so denken. Aber das ist gewiß, daß die Religion, die dabei herauskommt, ein armseliges Gelehrtenpräparat und Religion nur noch im selben Sinn ist, wie ein in Spiritus gesetztes Bein noch ein Bein ist. Wie man mit diesem nicht gehen, so kann man aus jener nicht leben. Solchen Velleitäten gegenüber sind Männer und Bücher eine Wohlthat, die noch wissen, daß Gott entweder Alles ist oder Nichts, und deren Worte über das Heilige den flammenden Ernst einer von Gott berührten Seele athmen. Eine solche Rede über das Heilige ist Rohrbachs Buch. Aus diesem Geist ist es geboren, und ein nicht gewöhnliches künstlerisches Können hat seine Form gestaltet. Darum sei es allen Liebhabern ernsthafter Bücher empfohlen. Auch geistige Feinschmecker werden nicht dadurch enttäuscht werden.

J. Kaftan.

Literatur.

Englische Literatur.

Von

Hermann Conrad.

Kraeger: Der Byronsche Heldentypus. (Eine falsche Richtung der heutigen literarhistorischen Forschung.) — **Cornford**: Stevenson. — **Archer**: Die Dichter der jüngeren Generation. — **Kipling**: Stalky und Ko. — Von Meer zu Meer. — Die Stadt der furchtbaren Nacht.

Der Keim jedes Kunstwerks liegt in der Persönlichkeit des Künstlers, die, wie jede andere, angeboren ist und nur in einem von der Natur begrenzten Maße entwickelt werden kann durch die Erziehung, zu welcher auch das Leben in einer bestimmten Umwelt gehört. Gewiß üben die Zeitverhältnisse, unter denen ein Dichter lebt, und die sonstigen bewegenden Kräfte, unter denen sich seine in weiterem Sinne gefaßte Erziehung vollzieht, ihren Einfluß aus. Aber es heißt das Verhältniß solcher Einflüsse zu dem festen Kerne der Persönlichkeit in materialistischem Sinne verkehren, wenn man voraussetzt, daß die Persönlichkeit sich von jenen Einflüssen, wie Wachs, in beliebige Formen kneten ließe. Sie ist und bleibt die Hauptquelle alles Schaffens; denn von jenen Einflüssen läßt sie nur die auf sich wirken, die ihrem Wesen genehm sind, die andern stößt sie zurück. Die Erzeugnisse der Stürmer und Dränger hätten zu Hunderten die Karlsschule überschwemmen können; Schiller hätte dennoch nimmermehr die „Räuber“ gedichtet, wenn er nicht eine heroische Persönlichkeit, beseelt von feurigem Idealismus und mitleidsvoller Menschenliebe, gewesen wäre.

Diese Selbstherrlichkeit der dichterischen Persönlichkeit wird nicht hinreichend anerkannt von einer heute herrschenden Richtung der Literaturforschung, welche bestrebt ist, die Kunstwerke in ihrer Ganzheit sowohl, nach Idee und Stoff, wie in ihren Einzelheiten auf bestimmte Anregungen zurückzuführen, die von den Zeitverhältnissen, der menschlichen Umgebung und vor Allem von literarischen Einflüssen ausgehen sollen. Von diesem Standpunkte ist ein Büchlein von Dr. Heinrich Kraeger, „Der Byronsche Heldentypus“ *), geschrieben.

Wenn wir dem Verfasser glauben sollen, so müßte Miltons „Verlornes Paradies“ nicht bloß die Entstehung von Klopstocks „Messias“ und einigen ähnlichen Dichtungen, sonder weite Kategorieen der nachfolgenden Literatur hervorgerufen haben. Nach ihm ist Schillers Karl Moor nur eine Evolution des Miltonschen Satan. Wie dieser gegen Gott, so empöre sich jener gegen die ganze menschliche Gesellschaft; auch fänden sich in den „Räubern“ eine Reihe von Anspielungen auf das „Verlorne Paradies“. Aber die

*) In den „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte“, herausgegeben von Professor Dr. Franz Muncker. — Berlin, Duncker 1899.

Aehnlichkeit der Idee und des Inhaltes beider Dichtungen ist eine so geringe, daß Kraegers Behauptung eine Widerlegung nicht erfordert; und die paar Anspielungen beweisen lediglich die ohnedies bekannte Thatsache, daß Schiller Milton, und zwar mit Interesse, gelesen hatte. Wenn wir von den viel näher liegenden und ebenfalls ganz bekannten stofflichen Anregungen absehen, so lag die Keimzelle zu Karl Moors gewaltiger Gestalt einzig und allein in Schillers Seele.

So sollen denn auch die satanischen Helden der Byronschen Epen, „Der Korsar", „Der Giaour", „Lara", ihr Vorbild zum Theil in Miltons „Satan", zum Theil in Schillers „Räubern" haben. Auf den ersten Blick scheint die erstere Annahme nicht ganz unwahrscheinlich, da es ja bekannt ist, daß Byron das „Verlorne Paradies" in seiner Jugend — wie er selbst sagt, bis zu seinem 20. Jahre — viel gelesen hat und in seinen Dichtungen wie in seinen Briefen zahlreiche Anspielungen darauf und Anführungen daraus vorkommen, wenn die Behauptung auch übertrieben ist, daß „Milton sich auffällig im Stil der Poesie und der Briefe vordränge". Aber wie konnte Karl Moor ein Vorbild werden, da Byron die „Räuber" nachweislich erst im Februar 1814 gelesen hat, als der „Giaour" und der „Korsar" bereits erschienen waren? Das sollte mittelbar geschehen sein, durch eine auf den „Räubern" fußende Novelle, „The German's Tale: Kruitzner" in den „Canterbury Tales" der Geschwister Lee, welche Byron allerdings aus seiner Knabenzeit kannte. Aber die Novelle hatte in ihrer Motivierung und Handlung nur geringe Aehnlichkeit mit den „Räubern", eigentlich nur das Räuberhandwerk Karls und Conrads, welcher letztere übrigens aus bloßer Abenteuerlust Räuber wird. Wie gering dieser mittelbare Einfluß der „Räuber" auf Byron ist, erkennt man am besten aus seinem 1816 begonnenen Drama „Werner", das sich stofflich fast sklavisch an jene Novelle anschließt. Wer dieses Drama unbefangen liest, kann unmöglich an die „Räuber" erinnert werden; Handlung und Charaktere sind durchaus verschieden. Die einzige Aehnlichkeit besteht thatsächlich darin, daß uns in „Werner" erzählt wird, Ulrich (der Conrad der Novelle) sei Räuberhauptmann. Und was schließlich die Aehnlichkeit der Byronschen Helden mit dem Miltonschen Satan betrifft, so ist diese nicht größer als die Byrons selbst, d. h. sehr gering.

Es ist verkehrt, nach solchen Zusammenhängen in der Ferne zu suchen, wenn die Erklärung dieser Charaktere so nahe liegt: in der Seele ihres Schöpfers selbst. Byron war allerdings nicht ein Verbrecher im Sinne jener Helden; aber er fühlte die Fähigkeit zum Verbrechen in sich. Das zeigt sich in einem jugendlichen Gedicht aus dem Jahre 1811, das uns gewissermaßen den Seelen-Embryo aller jener Gestalten darreicht. Es ist eine „Epistel an einen Freund", in deren letztem Theil es etwa heißt: wenn dieser einmal von einem Menschen hören werde, dessen schwarze Verbrechen den schlimmsten aller Zeiten gleichkommen, auf den weder Mitleid noch Liebe, weder Hoffnung auf Ruhm noch das Lob der Guten Macht hat; der in seinem finstern Ehrgeiz sich nicht vor Blutvergießen

scheuen wird, von einem, der den verworfensten Menschen der Geschichte gleichgerechnet wird, so wird er wissen, wer das ist. —

Die psychologische Erklärung dieses merkwürdigen Bekenntnisses ist nicht einfach genug, um an dieser Stelle gegeben werden zu können. Das aber ist an sich klar, daß eine solche Seelenstimmung — mehr stellen die Worte nicht dar — nicht erzeugt werden kann von der Begeisterung für Miltons Satan oder den Leeschen Conrad, auch nicht — was immerhin mehr für sich hat als Kraegers Annahme — durch die Masse der in der Romantik des Verbrechens schwelgenden zeitgenössischen Roman, die Byron alle verschlungen hatte. Byron schrieb diese Worte kurz, nachdem er die Nachricht von dem in Dunkel gehüllten Tode seiner heißgeliebten „Thyrza" erhalten hatte, an dem er sich schuldig fühlte; und das Hauptferment zu dieser Stimmung war die unerträgliche Reue darüber, die ihn gerade in jener Zeit, wie Manfred, an den Rand der Verzweiflung und des Wahnsinns brachte.

Der Gipfel der Verirrung ist die Behauptung, daß auch Manfred „eine deutliche Spiegelung des gefallenen Engels" sei und daß „Byron sich bemüht habe, das endlose Leiden Satans glaubhaft in dem Menschen Manfred darzustellen." Thatsächlich hat Milton in dem beschränkten Kreise seiner einfachen Vorstellungen auch nicht den blassen Schatten eines Menschen gehabt von der modernen Kompliziertheit eines Manfred-Byron. Und nun setzt Kraeger selbst eine tiefgehende Reue-Erfahrung bei dem Dichter voraus (ohne an Thyrza zu denken); er kennt natürlich das furchtbare Erlebniß von 1816, die sittliche Hinrichtung auf offenem Markte, die Byron schuldlos in seinem Vaterlande zu erleiden hatte, und meint trotzdem, daß er nach fernliegenden, matten Vorbildern hätte greifen müssen, um die Manfredschen Gefühle ewig nagender Reue und menschenverachtender Vereinsamung in sich zu erzeugen. Das ist vollkommener Widersinn. Diese beiden Empfindungen haben Byron thatsächlich bis zu seinem Tode nicht verlassen; und als sie sich auf ihrem Höhepunkte befanden, schuf er Manfred, die Tragödie der Menschenverachtung und der Reue.

Man muß Byron nothwendig für einen höchst sterilen Geist halten, wenn man ihm zutraut, daß er immerfort auf der einen Satans-Saite herumgeharft habe. Und so erlaubt sich denn auch Kraeger, ihm Originalität und Erfindungskraft abzusprechen — dem größten, eigenartigsten Elegiker der Weltliteratur, dem Schöpfer so großartiger, unter sich so unähnlicher und allein für sich stehender Gestalten wie Manfred, Don Juan und Kain. Zu solchen Zielen gelangt man auf solchen Wegen.

Das Tiefbedauerliche ist nun, daß Kraeger jene künstlerische Begabung, die alle Literarhistoriker haben sollten und so viele nicht haben, in reichem Maaße besitzt. Er hat die Gabe leichter, vielseitiger Anempfindung; es wird ihm nicht schwer, den innersten Kern der Dichtungen bloßzulegen und die dichterischen Gestalten treffsicher in seiner Phantasie nachzuschaffen; und oft genug durchleuchtet die Flamme der eigenen, dichterisch entzündeten

Seele seinen originalen Stil. — Wenn Brahm in seiner Kleist-Biographie in der Literaturgeschichte nach den Schätzen gräbt, die er in seiner unkünstlerischen Seele nicht findet, und mit besonderer Genugthuung die Regenwürmer literarischer Parallelen herauszieht und gegen das Licht hält, so können wir ihn entschuldigen: sein harter, kalter Verstand steht der tiefen Phantasie- und Gemütskraft dieser norddeutschen Dichternatur verständnißunfähig gegenüber, und die Schwäche seiner Erkenntniß soll von den Flittern literarhistorischer Bildung verdeckt werden. Brahm muß so arbeiten, auf andere Art kann er nicht Literarhistoriker sein. Aber Kraeger? — Sollte es ihm schwer werden einzusehen, daß die Parallelenjagd für das Verständniß der Dichtungen und die Erkenntniß der Dichterseele so gut wie nichts leistet; daß sie einfacher Sport ist?

Die Worte des großen Wahrsagers unseres Volkes, die er über diese Mode literarischer Forschung ausspricht, scheinen unbekannt zu sein. Eckermann fand „die Gelehrten höchst seltsam, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedicht, sondern vom Buch zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her und das dort! — Finden sie z. B. beim Shakspere Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, so soll er es auch von den Alten haben! So giebt es unter anderm beim Shakspere eine Situation, wo man beim Anblick eines schönen Mädchens die Eltern glücklich preist, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer dasselbige vorkommt, so soll es der Shakspere auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausspräche."

Darauf antwortete Goethe: „Ach ja, das ist höchst lächerlich!"

Es ist selbstverständlich von Wichtigkeit, bei solchen Dichtern zweiten und dritten Ranges, die einer fremden Flamme bedürfen, um ihre poetische Begeisterung daran zu entfachen, die Muster, denen sie gefolgt sind, festzustellen. Aber auch unter ihnen giebt es kraftvolle Talente genug, die auf ihrer Entwicklungsbahn einzig und allein ihrem inneren Drange folgen, ohne zurück oder seitwärts zu blicken. Ein solches Talent ist der 1894 verstorbene Robert Louis Stevenson. Mitten in der Blüthe des modernen Gesellschaftsromanes, die in England noch nicht beendet ist, wurde er in den achtziger Jahren der Neubegründer des Abenteuerromans, der dann nach ihm ebenso wild in Samen geschossen ist wie vor hundert Jahren, und sich heute dort drüben einer Beliebtheit erfreut, die uns von unserm Standpunkte unbegreiflich erscheint. Bei der Eigenartigkeit seines Schaffens kann bei Stevenson von einem Muster nicht die Rede sein. Der Hang zum Abenteuerlichen lag eben in ihm: er lebte weniger in der ihn umgebenden Welt der Wirklichkeit als in einer selbsterzeugten illusorischen.

Seine überaus lebhafte Phantasie umrankte und verzauberte selbst die alltäglichen Erscheinungen und zeigte sie ihm in einem Lichte, in dem sie die Andern nicht sahen. Ein merkwürdiges Zeugniß dafür sind seine „Picturesque Notes on Edinburgh“, in denen er seine Vaterstadt, die während des ersten Vierteljahrhunderts seines Lebens das einzige Feld seiner Beobachtung war, mit einer Ursprünglichkeit der Anschauung und in so romantischen Farben schilderte, wie ein phantasievoller Reisender ein zum ersten Male erschautes, fremdartiges Land.

Dann, viel zu spät für seine kindliche Wißbegierde und seine Sehnsucht nach neuen Gesichten und merkwürdigen Erlebnissen, konnte er seine Entdeckungen allmählich auf London, Nordfrankreich, Belgien, Südfrankreich und Italien ausdehnen, immerfort die neuen Eindrücke in farbenleuchtenden, glänzend stilisirten Schilderungen fixirend. Und als er dann mit seinem Vater um eine kalifornische Dame, die er liebte, obgleich sie verheirathet war, in Konflikt gerieth, besann sich der verwöhnte Sohn eines wohlhabenden Hauses nicht lange und reiste ihr unter den schwierigsten finanziellen Verhältnissen auf einem Auswandererschiffe nach, um sich nach der Scheidung von ihrem ersten Manne mit ihr zu vermählen. Nach ausgedehnten Reisen in der neuen und alten Welt bereiste er im Auftrage eines amerikanischen Verlegers eine Anzahl von Inselgruppen der Südsee und wählte 1890 zu seiner neuen Heimath Samoa, wo er mit den Seinen bis zu seinem frühen Tode gelebt hat.

L. Cope Cornford giebt in seiner im vorigen Jahre erschienenen Biographie*) ein anziehendes Bild von diesem seltsamen Manne, den er nach den verschiedenen Seiten seiner dichterischen Thätigkeit schildert, als Moralisten (Fabeldichter), Romantiker, Novellisten, Landschaftszeichner und Stilisten, während das eigentliche Lebensbild doch nur die Jugendzeit eingehend darstellt, vielleicht weil für die zwanzigjährige Reisezeit noch zu wenig authentischer Stoff zusammengetragen ist.

Immerhin enthält das Buch auch für das spätere Leben manche interessante Aufklärung. So z. B. zeigt die Entstehungsgeschichte seines ersten und gelungensten Romans, „Die Schatz-Insel“ (Treasure Island), aus welchen zufälligen, äußerlichen und nichts weniger als literarischen Anregungen bedeutende Dichtungen entstehen können. Stevenson unterhielt einmal in Amerika einen jüngeren Verwandten mit seiner Zeichenkunst und zeichnete u. a. dem Knaben eine Insel mit Bergen, Wäldern, kleinen Flüssen und landschaftlich schönen Häfen, die er dann antuschte. Die Insel gefiel ihm selbst ausnehmend gut, und seine Phantasie ging sofort daran, sich auszumalen, wie man auf dieser schönen Insel leben und was man darauf Alles erleben könnte. So wurde sie der Hauptschauplatz für eine ganz selbständig ersonnene Handlung.

Als Dichter können wir ihn nicht so hoch stellen, wie er in England

*) In „Modern English Writers“ Edinburgh, Blackwood. 1900.

geschätzt wird. Wir betrachten eine Phantasie, die sich in der Zusammenwebung von abenteuerlichen Vorgängen und Situationen ausgiebt, als eine Kraft, die nur minderwerthige Kunstprodukte erzeugen kann. Von einem großen Dichter verlangen wir viel mehr als eine üppig fruchtbare Phantasie; und bei der tiefgehenden Art unserer Erziehung, die unsern Geist durch harte Arbeit verhältnißmäßig schnell zur Reife bringt, bei dem schweren Lebenskampfe, den die meisten von uns schon frühzeitig durchzumachen haben, behalten wir über 18 Jahre hinaus schwerlich die kindliche Harmlosigkeit, die sich an romantischen Märchen ergötzt. Nun geben wir Cornford gern zu, daß die Erzählungen Stevensons nur dem Inhalte nach romantisch, der Darstellungsart nach jedoch realistisch sind. Was sein helles Auge erfaßt, projizirt sich in scharfen Umrissen und leuchtenden Farben auf der camera lucida seiner Phantasie und er zeichnet das Bild getreulich ab. — Aber ist das schon Kunst?

Was sich vor unsern Augen in Stevensons Romanen bewegt, sind lebendige Menschen und keine Schemen. Aber es ist keine Frage, daß überall, wo das Hauptinteresse von der Seltsamkeit der Vorgänge absorbirt wird, das Interesse von den Personen abgelenkt wird bei dem Leser — und bei dem Dichter! Ja, ich behaupte, daß es dem Dichter gar nicht möglich ist, die Charaktere durch das Gewirre von unwahrscheinlichen Ereignissen konsequent hindurchzuführen. Anthony Hope ist ein Meister der Charakteristik, sobald er einen historischen oder einen modernen Gesellschaftsroman schreibt; in seinen Abenteuerromanen aber erscheint diese große Kraft geradezu ausgeschaltet. Nicht ganz so, aber ähnlich ist es bei Stevenson; es fehlt seinen Menschenbildern die seelische Tiefe, er hat niemals in ihnen ein schwieriges psychologisches Problem zu lösen versucht.

Stevenson ist mit Recht berühmt wegen der Anschaulichkeit seiner Landschaftsbilder. Aber bei allem Glanz, bei aller Farbenfrische fehlt uns etwas in ihnen. Es sind Landschaftsbilder, wie sie der phantasievolle Reisebeschreiber zeichnet, und wie sie der lyrische Dichter z. B. nicht zeichnen dürfte. Es fehlt eben die Schwängerung mit Empfindung — die Stimmung.

Als Moralist ist Stevenson nicht imposant; er kann der Jugend kein Muster sein und wird dem in ernstem Leben und Denken gereiften Manne keine Anerkennung abgewinnen. Gewiß „predigt er Muth“ — hatte er doch selbst trotz seiner äußerst schwächlichen Konstitution eine Fülle davon — aber es ist der Muth des leichten Sinnes und fatalistischer Gleichgültigkeit. Für seine Lebensanschung charakteristisch ist ein Ausspruch, dessen Vertretung auch Cornford ablehnt. Als eine für alle Menschen passende Grabschrift empfiehl er: „Hier liegt Jemand, der Gutes wollte, weniges versuchte und in vielem Schiffbruch litt.“ Dieser Ausspruch zeigt, daß er in Träumen webte, aber nicht in der Wirklichkeit lebte. Gäbe es wohl eine albernere Vorstellung als eine solche Grabschrift über den irdischen Resten eines

Mannes wie Bismarck? — Stevensons Lebensanschauung fehlte eben das männliche Mark.

In einer Beziehung jedoch soll sein Ruhm ungeschmälert bleiben; in der formalen: sein Stil ist in Folge langjähriger, mit Bewußtsein betriebener Studien so glatt geschliffen und bis ins Feinste ausgearbeitet, so klar und durchsichtig, daß er auf dem Gebiete der Erzählung und Schilderung unübertroffen dasteht. Er ist in der That so glänzend, daß der Kenner bei dem Genuß der kunstvollen Form über den Gehalt, den sie deckt, mitunter getäuscht werden mag.

Unter den literarischen und speziell Bühnen-Kritikern Londons nimmt der Ibsen-Uebersetzer William Archer wohl die angesehenste Stelle ein wegen seines selbständigen, unbestechlichen und nicht ganz unbegründeten Urtheils. Als daher sein Buch „Die Dichter der jüngeren Generation“[1]) angekündigt wurde, erwartete ich es mit Spannung; nach dem Erscheinen hat diese freilich einem Gefühl der Enttäuschung Platz gemacht.

Abgesehen davon, daß die älteren Dichter, wie Swinburne, Morris, Meredith, nicht berücksichtigt sind, gaben die überwiegende Mehrzahl seiner 34 Aufsätze Porträts von solchen, die dem Ausländer unbekannt sind und gewiß nur zu einem geringen Theile in die Literaturgeschichte übergehen werden. Die bei uns einigermaßen bekannten sind wohl nur Arthur Benson, John Davidson, Kipling, Le Gallienne, Stephen Phillips, William Watson und der Ire Yeats, die auch auf anderen Gebieten als dem lyrischen sich hervorgethan haben.

Das, was wir in Archers kritischem Werk hauptsächlich zu bemängeln haben, ist die Kritik, welche auch bei diesem primus unter den englischen pares auf keiner höheren Stufe steht, wie die des ersten besten journalistischen Anfängers in Deutschland, der seine handwerksmäßigen literarischen Rezensionen schreibt, ehe er die höhere Stufe der Herstellung politischer Artikel ersteigt. Er giebt den Inhalt der lyrischen Gedichte an, schreibt einige präsentable Proben ab und spricht sein Mißfallen oder Gefallen in wenigsagenden Redensarten aus; das eine nennt er „ein Gedicht von bewunderswerther Bewegtheit“, das andere „zeigt feine Empfindung und nicht geringes Geschick“, ein drittes ist „von wirklichem und in die Augen springendem Werth“, u. s. w.

Man sollte meinen, wenn Jemand einen dicken Band über zeitgenössische Lyriker schreibt, müßte er eine klare Anschauung haben von der Aufgabe der Lyrik und von den Mitteln, mit denen sie gelöst wird. Vor allen Dingen muß man doch erfahren, zu welcher lyrischen Gattung den betreffenden Dichter sein Talent vor Allem hinführt; man muß etwas hören

[1]) William Archer: Poets of the Younger Generation. London, Lane 1901.

von der Tiefe und Richtung seiner Empfindung und von seiner Sprachgewalt. Der vollendete lyrische Dichter muß der denkbar feinste Stilist sein und wird die sprachschöpferische Fähigkeit schwerlich entbehren können. Jedes unpassend gewählte Wort, jeder nicht prägnante Ausdruck, jede nichtssagende Metapher, jede Schwerfälligkeit der Konstruktion verletzt das musikalische Ohr des Hörers ebenso sehr wie polternde Rhythmik, bedeutungslose und ungenaue Reime und die Dissonanz der Laute mit der auszudrückenden Empfindung. Denn innere Harmonie und äußerer Wohlklang ist doch wohl das Haupterforderniß der lyrischen Darstellungskunst. Der geistige Gehalt tritt vor dem formvollendeten Ausdruck der Empfindung jedenfalls zurück.

Von all diesen schönen und nothwendigen Dingen sagt uns Archer nichts. Die Gesetze der lyrischen Dichtkunst sind ihm dunkel. Dagegen sucht er sich das Wesen der Poesie klar zu machen: „Das Wesen der Poesie ist nach meiner Ansicht ihre magische, ihre wunderbare Eigenschaft. Wenn wir fühlen, daß der Künstler etwas gemacht hat, was von der höchsten Intelligenz, Bildung und Anstrengung wirklich nicht hätte geleistet werden können; wenn seine Worte zusammengeflossen zu sein scheinen nicht auf das Gebot seiner bloßen Vernunft, sondern einer nicht mittheilbaren Zauberkraft — dann sagen wir: „Das ist Poesie“ ... [Der Dichter] kann uns nicht sagen, wie er es macht, noch um allen Reichthum der Welt irgend einem Andern das Geheimniß mittheilen.“ —

Solche Tastversuche im Dunkeln ohne die Stütze straffer Logik beweisen die Richtigkeit der in einem früheren Artikel aufgestellten Behauptung, daß es eine poetische Kritik, die den Namen verdient, in England nicht giebt, weil man die Aesthetik als Wissenschaft dort nicht kennt. Wenn man diese erfolglosen Anläufe zur Erkenntniß der Gesetze des dichterischen Schaffens, die im letzten Jahrzehnt ziemlich häufig auftreten, mit ansicht, bedauert man, daß nicht einmal einer von den Kritikern es über sich gewinnt, Deutsch zu lernen. Dann könnte ihm leicht geholfen werden.

Kiplings „Stalky & Co.“[1]) ist eine Schülergeschichte, die manche Aehnlichkeit mit „Tom Browns Schulzeit“ hat. Hughes schilderte sein Leben in Rugby von einseitig englischem Standpunkte: er schilderte den männlichen Ton in englischen Public Schools (Gymnasien) und die Freundschaften, die man dort fürs Leben schließt; er begeisterte sich für den vielseitigen Sport, der dort betrieben wird, und die Faust-Duelle, durch welche Kraft und Muth in den Knaben erweckt würden. Aber er übersah, daß man in englischen Gymnasien eigentlich nichts lernt, weil die Zeit und das Interesse der Knaben vorwiegend dieser sogenannten „Erweckung der Männlichkeit“ zugewandt wird; daß der Geist keine wesentliche Ausweitung und Kräftigung

[1]) Stalky & Co. Leipzig, Tauchnitz. 1899.

erfahren kann durch den mechanisch grammatischen Betrieb der klassischen Sprachen, und daß eine Erziehung, welche von Gemüthsbildung nichts weiß und die geistigen Bedürfnisse nur sehr wenig befriedigt, mit der Körperkraft zugleich jene Roheit erzeugt, welche die englischen Schulen schändet. Ich meine die noch heute, wie Kiplings Buch lehrt, übliche Mißhandlung und reguläre Folterung der kleinen und schwachen durch die stärkeren Schüler.

Hughes erzählt es allerdings nicht mit Frohlocken, wenn ein kleiner Junge an Händen und Füßen gebunden zum Fenster hinausgehängt oder am Kaminfeuer geröstet wird, aber auch ohne besondere sittliche Entrüstung: er betrachtet das System der Mißhandlung als einen einmal feststehenden Gebrauch, gegen den man nicht ankämpfen kann. Gewiß kommt Mißbrauch der Körperkraft von Seiten der stärkeren Schüler in allen Schulen der Welt vor — in einzelnen Fällen; eine geheiligte Sitte ist er nur in englischen. In deutschen höheren Schulen herrschte um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Hughes sein Buch schrieb, ein ganz anderer Geist: die Schüler der höheren Klassen hätten es unter ihrer Würde gefunden, persönliche Konflikte durch Faustkämpfe auszugleichen; und hätte es einer von ihnen fertig gebracht, einen schwächeren Knaben ohne Grund zu mißhandeln und sich an seinen Qualen zu weiden, so hätte die Empörung der andern diesem grausamen Feigling übel mitgespielt; er wäre der allgemeinen Verachtung anheimgefallen. Und die nämlichen jungen Leute, die so erfolgreich zur Humanität erzogen waren, haben nichtsdestoweniger als Berufs- und Nicht-Berufssoldaten in drei ruhmvollen Kriegen den sittlichen Kern unseres Heeres gebildet. Die Roheit und Brutaliät sind also nicht integrirende Bestandtheile der Mannhaftigkeit und kriegerischen Tüchtigkeit — wie Kipling anzunehmen scheint.

Stalky und Ko. ist der Spitzname seiner drei Helden, deren Thaten er mit tiefem inneren Wohlgefallen beschreibt. Diese drei halbwüchsigen Burschen stellen ein solches Extrem von Roheit, raffinirter Bösartigkeit und unanständiger Gesinnung dar, wie es vor der strammen Zucht einer deutschen Schule nicht vier Wochen, in Harrow oder Eton auch wohl nur ein paar Semester bestehen könnte, aber in Anstalten, die, wie die geschilderte, Aktienunternehmungen sind, vielleicht geduldet werden muß. Sie sehen ihre Lebensaufgabe darin, ihre Mitschüler zu verhöhnen und zu quälen, ihre Lehrer lächerlich zu machen und bis aufs Blut zu reizen und möglichst immer das Gegentheil von dem zu thun, was ihre Pflicht ist und die Schulordnung verlangt. Das Komische an dem Buche ist nun, daß der Dichter sich ganz auf ihre Seite stellt, es für ein durchaus richtiges Verhältniß ansieht, daß ihre Mitschüler sie fürchten und ihre Lehrer immer vor ihnen den Kürzeren ziehen. Auf die Lehrer hat es Kipling besonders abgesehen; sie sind entweder sentimentale Schwachköpfe oder eitle Pedanten, die gegen die verschmitzte Intelligenz dieser Galgenstricke nichts ausrichten können. Um sein edles Ziel zu erreichen, leiht der Dichter seinen Helden

die von ihm selbst etwa erreichte geistige Reise und läßt sie mit der kaustischen Schärfe, dem derben Witz, der blasirten Erfahrenheit sprechen, welche seine eigenen Reden auszeichnen würden, wenn er in seinem jetzigen Alter Stalky wäre. Von ihren schlechten Streichen gebe ich ein paar Beispiele.

Eines Tages werden sie auf einer Streiferei, die sich weit über die Grenzen des ihnen vorgeschriebenen Bezirks erstreckt, von zwei Lehrern und dem Schuldiener verfolgt und retten sich, indem sie über den Zaun eines Wildparkes klettern. Die Lehrer folgen ihnen unbesonnener Weise und werden nun von dem Förster und dem Gutsherrn gestellt und mit derselben ausgesuchten Höflichkeit behandelt, die man Wilddieben zu erweisen pflegt. Die Bengel hören Alles aus sicherem Verstecke an und bersten vor Lachen, und Kipling mit ihnen.

Auf ihren Ausflügen besuchen sie öfters eine obskure Schänke in dem nahe gelegenen Städtchen, mit deren weiblichem Personal, Wirthin und Tochter, sie auf zärtlichem Fuße verkehren. Da sehen sie einmal einen ihrer Präfekten[1]) des Weges kommen, den sie soeben auf offener Straße in empörender Weise verhöhnt haben. Stalky besticht die Dirne mit einer halben Krone, daß sie auf die Straße hinausgeht und den Präfekten umarmt und küßt. Als sie dann vor den Präfekten-Konvent geladen werden, klagen die unsittlichen Genossen ihren Vorgesetzten der Unsittlichkeit an, mit einer so gut geheuchelten Entrüstung, wie sie dem erwachsensten Verleumder Ehre machen würde.

Stärkere und ältere Schüler wissen sie durch vereinte Kraft und Schlauheit zu demüthigen. So locken sie zwei von jenen in ihr Zimmer, binden ihnen unter dem Vorgeben, einen Faustkampf à la cock-fight (Hahnenkampf) mit ihnen auszumachen, Hände und Kniee zusammen, werfen sie nieder und foltern sie. Ich glaube, Kipling macht sechs Arten von in englischen Schulen üblichen Torturen namhaft, die hier zum größten Theil angewandt werden. Der Dichter hat die Szene mit einer Ausführlichkeit und Anschauungsfrische geschildert, daß er offenbar gar keine Ahnung davon hat, welchen Widerwillen sie in dem Kulturmenschen erregen muß. Die jungen Leute heulen in ihrem Schmerz schließlich wie die Kinder und sprechen alle selbstentwürdigenden Urtheile nach, die ihre Henker ihnen vorsprechen. — Dieses Kapitel überschreibt Kipling „Sittliche Reformer“. Stalky und Ko. rächen nämlich einen jüngeren Schüler, den jene wiederholt mißhandelt haben. Leider aber sind diejenigen, die den Beelzebub austreiben wollen, selbst eingefleischte Teufel.

Und nun die Moral dieser tiefsinnigen Erzählung? — Das Schlußkapitel zeigt Stalky als einen Offizier, der an der Spitze seiner Sikhs eine märchenhafte Tapferkeit und List entfaltet. Und: „Indien ist voll von

[1]) Aeltere Schüler, welche die jüngeren beaufsichtigen müssen und eine nicht unbedeutende Disziplinargewalt haben.

Stalkys — Jungen aus Cheltenham, Haileybury und Marlborough" (untergeordneten Public Schools), die nicht (wie die aus Eton oder Rugby) „in erster Klasse-Wagen in die Front fahren. Denkt Euch nur Stalky auf einen südlichen Theil von Europa losgelassen mit einer hinreichenden Anzahl von Sikhs und — einer anständigen Aussicht auf Beute!" — Für die Enthüllung seiner geheimsten Gedanken in Betreff des Holzes, aus dem er sich die Verwirklicher seiner imperialistischen Träumereien geschnitzt denkt, hätte Kipling keine unglücklichere Zeit wählen können als die kurz vor Beginn des Burenkrieges.

Ein Urtheil über den geistigen und sittlichen Standpunkt auszusprechen, den der „berühmte Dichter" hier in kindlicher Unbefangenheit aufdeckt, wäre das Ueberflüssigste von der Welt.

Schon im Jahre 1899 hatte Kipling eine zweibändige Sammlung alter Reise-Feuilletons aus seiner penny-a-liner-Zeit, „Von Meer zu Meer" (From Sea to Sea), zwar mit einem verschämten Augenniederschlage, aber doch in die Welt geschickt, mit all der Oberflächlichkeit im Fluge aufgenommener Eindrücke, mit all der Hast möglichst ausgiebiger Brotarbeit und all der Fülle literarischer Unbildung, die ihn damals und noch einige Zeit später entgeistigte. Als Entschuldigung wußte er zu sagen, daß er dem Drängen seines Verlegers nachzugeben nicht umhin gekonnt habe. Nun, wenn er es uns sagt, so dürfen wir ja nicht daran zweifeln, daß es ausschließlich die schönen Augen seines Verlegers gewesen sind, die ihn schwach gemacht haben. Sie müssen ja allerdings sehr verführerisch sein, diese Augen. Denn noch einmal, im vorigen Jahre, hat ihr Zauber ihn hinabgezogen in die Tiefe seiner jugendlichen Zeitungsschreiberei.

Die Hauptmasse des zweiten Buches bilden wiederum Feuilletons aus den Jahren 1887 und 1888. Es ist jedoch dem ersteren in verschiedener Hinsicht überlegen, zunächst durch den Titel, welcher lautet: „Die Stadt der furchtbaren Nacht" (The City of Dreadfel Night). Wer sollte ein Buch mit solchem Titel und von Kipling nicht lesen wollen? — Wir wollen denn auch keinen Augenblick mit der Aufklärung zurückhalten, daß die Stadt, in der die Nächte so furchtbar sind, Calcutta ist, daß aber nicht etwa das ganze Buch von dieser interessanten, uns freilich etwas fern liegenden Stadt handelt, sondern nur die erste Feuilleton-Serie, die also den Gesammttitel hergegeben hat. Wir können denjenigen, die etwa ein anschauliches Bild von dem Lokal, der Bevölkerung, dem Leben und Treiben Calcuttas in diesen Feuilletons zu finden hoffen, diese Darstellung nicht empfehlen. Sie werden von Allem etwas finden — eine wirre Masse von Eindrücken; aber von einem einigermaßen anschaulichen, vollständigen Bilde keine Spur. Die Hauptgabe Kiplings ist ein ungemein scharfes Auge und das darauf beruhende Gesichts-Gedächtniß. Er sieht viel und gut; aber das Bestreben, etwas von den verschiedensten Seiten, vollständig zu sehen, hat er niemals gehabt, wie er auch noch niemals das Bestreben gehabt hat, etwas Ganzes, z. B. ein Kunstwerk, zu schaffen.

Die furchtbare Nacht, die er, geführt von Polizisten, in den verkommensten Vierteln verbringt, rauscht an uns vorüber wie ein wüster Traum, der nur verschwommene, dunstartige Bilder in uns hinterläßt. Er hat ja selbst nur vielerlei im Fluge gesehen, aber nichts erfahren, erkannt.

Die große Masse des Buches wird eingenommen von einer andern Serie, welche das Leben eines Engländers irgendwo auf dem Lande, inmitten einer aus sämmtlichen Nationalitäten Indiens bestehenden Dienerschaft behandelt, mit solchen alltäglichen Vorkommnissen, wie Obstdiebstahl, Verstümmelung von Kühen ꝛc., schildert. Ganz lesen kann man solche Dinge natürlich nicht; das wäre fast die nämliche Mißachtung des hohen Werthes der Zeit, wie sie Kipling in der Aufzeichnung dieser Nichtigkeiten gezeigt hat. Wenn also die Schilderung eines indischen Kohlendistrikts und einer Opium-Fabrik so hohe dichterische Schönheiten oder so große kulturelle Gesichtspunkte in sich bergen sollte, daß es für einen Gebildeten des 20. Jahrhunderts ein unersetzlicher Verlust wäre, sie nicht kennen gelernt zu haben, so tragen die jugendlichen Feuilletons die Schuld an dieser Versäumniß, bei deren Durchsicht die gequälte Seele ein Mal über das andere aufseufzt: Was ist mir Hecuba! Die Schilderung der größten indischen Eisenbahn-Werkstätte in Jamalpur enthält übrigens eine von den amüsanten Personifikationen Kiplings: er stellt uns die Lokomotiven als weibliche Wesen vor, höchst verschieden an Alter, Kraft und Leibesschönheit, an Temperament und Charakter; die eine z. B. hatte den Teufel im Leibe, sie stammte offenbar aus einer Menschenfresserfamilie und mußte wegen ihrer vielen Mordthaten hingerichtet werden.

Zum Besten der lesenden Menschheit wollen wir die sehnliche Hoffnung aussprechen, daß die Zeitungen, für welche der junge Kipling sonst noch geschrieben hat, in ihren Sammellagern ein Raub der Flammen geworden und daß die Manuskripte seiner Schulaufsätze dem Dichter auf seinen vielen Reisen verloren gegangen sein möchten. Denn sonst dürfte es uns schwerlich erspart bleiben, daß wir auch unter die letzteren noch unser Prädikat setzen müssen, da ja nun doch einmal sein Verleger — so schöne Augen hat.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung von Otto Harnack. Leipzig J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1901 XI und 300 S. Text. S. 301—316 Register. Gr. 8°. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk.

Des Redens über Goethe wird fast zu viel. Mit dieser Empfindung ging der Berichterstatter an die Lektüre der Neubearbeitung des bedeutenden Werkes, das in den „Preuß. Jahrbüchern" (1887 Bd. 60, 652) von dem Verfasser einer sehr schönen Goethe-Biographie, A. Bielschowski, angezeigt war, mehr jedoch mit Zweifeln und Einwänden eingeschränkt, als eigentlich nach seinem Verdienste gewürdigt ward.

Wenn es sich darum handelt, ein Bild des Goethischen Geistes in seiner Totalität zu erfassen, so ist die Beschränkung auf die letzten 27 Lebensjahre des Dichters (von Schiller's Tode etwa) allerdings dazu nicht ausreichend, selbst dann nicht, wenn, wie billig, „Dichtung und Wahrheit“ als Altersproduktion mitgerechnet wird.

Harnack hat sich, mit Recht, wie ich glaube, durch die Einrede jener Anzeige nicht beirren lassen, ernstlich erwogen hat er sie aber. Er weiß sehr gut, daß im Grunde gar nichts damit gesagt ist, wenn es heißt, Goethe sei seiner gesammten Weltanschauung nach pantheistisch oder gar heidnisch, oder ob es heißt, er war monotheistisch-christlich. Goethe war eben ein denkender Mensch, der sich nicht in Schulkategorien gefangen gab, der vor Allem der Schranken des Intellekts sich klar bewußt war, lange ehe er veranlaßt ward, von Kant's Kritiken Notiz zu nehmen, der es also für frevelhaft gehalten hätte, die „Welträthsel“ zu lösen, der seinen Gottesglauben und religiöses Empfinden und Handeln mit der Bibel in völliger Einstimmung wußte, dem die Gottheit die ewige Liebe bedeutete. Das ist nicht der Urnebel, nicht der Urschleim, nicht die Leibnitz'sche monas primitiva oder die Urzelle, die sich selbst gesetzt habe. Mit andern Worten, Goethe läßt dem christlichen Glauben und Fühlen Raum. Das ärgert manchen, den es doch gar nichts angeht.

Das Buch Harnack's kündigte sich gleich als persönlich, also als Bekenntniß an. Und in der That, alle wissenschaftliche Betrachtung des Dichters, sie mag sich so objektiv zu sein bemühen, wie sie kann, bleibt im Subjektiven befangen. Das ist auch gar kein Schade, höchstens bisweilen ein Umweg. Wie unsere frommen Väter von der Bibel sagten: „über Gottes Wort läßt sich viel predigen“, so muß man es, wohl oder übel, auch von Goethen gelten lassen.

Der Gedanke taucht gern wieder auf — schon der alte Abeken hatte ihn gehabt — aus Aussprüchen Goethe's eine Art Katechismus zu machen, einen Wegweiser der sittlichen Lebensführung seiner Gläubigen, der Goethe-Gemeinde. Dabei ist nun ein unschätzbarer Segen, daß der Dichter zeitlebens im Bannkreise der Luther-Bibel gestanden hat, derart sogar, daß ein Buch „Die Sprache Goethe's und die Luther-Bibel“ geradezu ein Postulat der Goethe-Wissenschaft geworden ist, die im Allgemeinen längst weiß, wie unmittelbar der Geist Luther's in Goethe's Denken übergegangen ist und fortwirkt.

Bald vielleicht wird man von einem Goethe-Supranaturalismus, ja Mystizismus reden, neben dem ein nüchterner Rationalismus sich behaglich anbaut, ja schon zeigen sich in der ungestüm Raum fordernden Jugend die Ansätze einer gleichsam protestantenvereinlichen Richtung, der es nur noch darauf ankommt, mit dem nun einmal nicht wegzuraisonnirenden „Uebermenschen“ sich abzufinden, ohne Bedürfniß eines persönlichen Verhältnisses, ohne Glauben, ohne Liebe. Dem heutigen Unglauben ist Goethe

noch allenfalls so viel werth wie Spinoza und die allerneuesten Welträthsellöser und Dreiringebekenner des weisen Nathan, aber er wittert, daß doch noch etwas über seine hohe Kritik Hinausliegendes, ein „Inkommensurables“ hinter dem Kerl steckt. Ich glaube ein derartiges Bekenntniß aus Harnack's tief eindringendem Buche hervorklingen zu hören. Leben gilt es und handeln wie er, so weit ein Jeder vermag. Darin liegt Goethe's Bedeutung für die deutsche Kultur, für die Kultur der Menschheit, sobald es die geben wird.

Otto Harnack will nur referiren, ein System aus Goethe's Aussprüchen abstrahiren, wäre ihm Willkür. Aber das Weitzerstreute unter Hauptgesichtspunkte zusammenzufassen, war ihm natürlich Bedürfniß. So wird das Ganze wohl übersichtlich und genießlich, während eine an sich auch wohl denkbare rein alphabetische Folge nach Stichwörtern Alles zerpflücken und durcheinanderrühren müßte. Für diese mühselige reinliche Ordnung verdient der Verfasser höchstes Lob. Zum Auffinden ist das Register da. In der Vorrede zur zweiten Auflage sagt Harnack: „Wohl wird der Name Goethe's viel im Munde geführt, aber wie beschämend groß im deutschen Volke noch die Unkenntniß und Verkennung Goethe's ist, darüber haben die traurigen Begleiterscheinungen der Jubiläumsfeier von 1899, die selbst den deutschen Reichstag schändeten, ein trauriges Zeugniß gegeben.“

An manchen Stellen des Buches, das Goethe's Denkweise nach der ethisch-religiösen Seite, der Naturanschauung, der Auffassung der Kunst in Theorie, Geschichte und eigner Uebung, endlich der politischen und sozialen Verhältnisse darlegt, wird auf den Einfluß Kant's hingewiesen, und Harnack scheint darauf besonderen Werth zu legen. Gleichwohl wird man sagen dürfen, daß gewiß kein geistig belebter Mensch sich dem übermächtigen Einflusse Kant's, wie später Hegel's, gänzlich zu entziehen vermocht hätte, daß jedoch bei unserm Goethe jener Einfluß als indirekt, durch Schiller vermittelt zu betrachten wäre. Das Material über die Kantische Philosophie, das der alte Goethe der Großfürstin Maria Paulowna vorzulegen hatte, hat er selbstverständlich auch sich selber zu eigen zu machen gesucht, aber es so zusammenzubringen, überließ er jüngeren Freunden, und ich wäre der Letzte, ihm das zu verdenken. Kant ist keine Lektüre für Poeten.*) Aehnliches muß ich nach wie vor von dem immer wieder so stark betonten sogenannten Spinozismus Goethe's sagen. Der Einfluß Herder's und Hamann's blieb immer viel nachhaltiger und im Alter hatte er tiefere Sympathie mit dem jungen Schelling, während der junge Schopenhauer ihn durch vorlaute Arroganz abstoßen mußte.

*) Ausdrücklich sei betont, daß ich Harnack's Anmerkung 6, S. 22 sehr wohl bemerkte und auch im Ganzen gelten lasse. Man weiß, wie selber Schiller aufathmete, als er Kant endlich los war, sich das seiner Natur Adäquate zugeeignet hatte.

Natürlich ist Harnack nicht der Meinung, daß Goethe eine beständig sich gleichgebliebene Weltanschauung gehabt habe.

Wer Goethen eine „unphilosophische Natur“ nennt und ihn damit Kant gegenüber zu entschuldigen meint, der giebt doch, sollte ich meinen, zu, was Schiller deutlich ausspricht, daß der Dichter etwas Höheres ist, als der Philosoph, der wahre und ganze Mensch, denn nicht auf abstraktes Denken über die Dinge und systematisches Lehren kommt es ihm an, sondern auf das immer rege Herz, die Reinheit und Gesundheit der Sinne zum Empfangen und Wiederspiegeln der Eindrücke. In den Sprüchen in Prosa Nr. 760 (nach Löper's Zählung), auf die Harnack selber aufmerksam macht, fordert der Dichter im Interesse der deutschen Kunst vielmehr eine „Kritik der Sinne“ statt der Kritiken der „reinen Vernunft“ und der „Urtheilskraft“. Das ist ja freilich keine Ablehnung der Hauptwerke des „Alten vom Königsberge“, aber das Eingeständniß wird man darin erblicken dürfen, daß er, Goethe, mit jenem großen Kritiker nicht eben viel für sein Metier anzufangen gewußt habe. Danken wir Gott, daß Goethe so ein unphilosophischer Kopf war! „Mögen die Philosophen ihre Philosophen begraben“ parodirte Goethe sogar ein bekanntes Wort des Heilands.*)

Voll zustimmen wird man wohl der Fixirung der Epoche der Vollendung auf die Zeit nach Schillers Tode. Denn, so bedeutsam und förderlich das Zusammenwirken beider war, es hat Goethen aufgehalten, in Zweifel und unproduktive theoretische Grübeleien verwickelt, denen er nur durch jeweilige Flucht nach Jena entging.

In den Beziehungen zwischen den beiden spielt ein Moment mit, das in den hundertfachen Erörterungen der Goethe-Biographen und Goethe-Philologen mit seltsamer Unkenntniß oder Beflissenheit übersehen wird, ich meine den weimarischen gesellschaftlichen Ton, der heute wohl im Ganzen noch derselbe sein mag, wie vor hundert Jahren. Daß er auf Heuchelei und „Gethue“ beruht, weiß Jeder, und wissen am genauesten die Frauen, um deren Ehre nie ein Mensch bemühter gewesen war, als eben Goethe. Und da war nun Schiller der korrekte, Goethe der zwar allenfalls genialischere — sagte es doch Schiller selber! — aber doch halb gesellschaftsunfähige. Daher war es Schiller, der den großen Freund unter den Schatten seiner Flügel nehmen konnte, der ihm den Verleger erst zubrachte und diesem den nun erst gangbaren Goethe.

Harnack zeigt gleich im ersten Abschnitt „Grundlage Goethischer Denkweise“ sehr schön auf: die bescheidene und grundehrliche Verzichtleistung des Dichters auf die „unmöglichen Synthesen“, woraus auch folgt,

*) Mit welcher überlegenen Ironie Goethe von den Einwirkungen der Kantischen Philosophie auf sich selbst spricht, möge man in dem Abschnitt „Einwirkung der neueren Philosophie“ in den aphoristischen Selbstbekenntnissen nachlesen, die „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ überschrieben sind. Dort z. B.: „Mehr als einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugestand, es sey freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames.“

daß er dem Hegel'schen Zauber der dialektischen Methode grundsätzlich unzugänglich bleiben mußte. Ihm genügte durchaus die durch reine Erfahrung bewährte bedingte Zuverlässigkeit. Ist die praktische Erfahrung Sache ganzer Zeitepochen und Völker, und somit historisch, keineswegs blos individuell, so war sie für Goethen erschwert durch sein Mißtrauen gegen alle Geschichte überhaupt, obwohl ihm die kritische Geschichtsbetrachtung Niebuhr's Achtung abgewann.

In ganz eminenter Weise befähigt zur Darstellung, ja ich möchte sagen zur Offenbarung der ethischen und religiösen Anschauungen Goethe's — denn das Uebrige hätten auch Andere allenfalls machen können — zeigt sich der Verfasser im folgenden (2.) Abschnitt. Er ist das Beste, was wir über dieses Kapitel bisher kennen gelernt haben. Es sei der allgemeinsten Aufmerksamkeit empfohlen. „Ja Goethe wagt sogar den Satz (heißt es):

„Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das theuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Loos gefallen."

(WA 5,108 = Löper-Hempel[2] Bd. 3, 268. Nr. 460 der zahmen Xenien, und wohl als ein Pandora-Paralipomenon zu betrachten.) Unter „bezwingen" meint Harnack zwar, sei hier nicht „ertödten", sondern „beherrschen" gemeint. Das scheint mir nicht zwingend, und wenn, auch so noch, ein Widerspruch oder Zusammenstoß christlicher und heidnisch selbstbewußter Lebensbetrachtung daraufhin in Goethe's Seele gefunden wird, so ist das ja ganz richtig, aber wer von uns heutigen Menschen kommt denn wohl über diesen Kampf oder Widerspruch hinaus?

Und Goethe war kein Jüngling, als er das schrieb. Wollte man unter „sein Eigenstes bezwingen" die „individuelle Charakteranlage" verstehen, so wäre freilich auch der alte Goethe der Letzte gewesen, dem das Wort zu reden. Nein, ich glaube, eine leidenschaftliche Neigung konnte der Dichter sehr wohl als Besitz, als ein Eigenstes des Herzens fassen. Wäre das Verslein, mit Löper, auf die auch von Goethen gewünschte Verlobung der Hausgenossin Caroline Ulrich mit dem Freunde Riemer zu beziehen, so enthielte es wohl den Rath, das Opfer einer älteren aussichtslosen Leidenschaft zu bringen. Aber auch so scheint es nur, wie so häufig, als für die ähnliche Situation paßliche freundschaftliche Zuschrift des Dichters an Carolinen gelten zu dürfen; es ist viel zu leidenschaftlich bewegt vorgetragen, als daß das eigene Herz des alten Dichters darin verkannt werden könnte. Die erwähnte Verlobung fällt in den Sommeraufenthalt von 1814 in Berka, das schöne Gedichtchen scheint, da es in die Suleika-Sphäre zeitlich noch nicht eintreten kann, früheren Jenenser Zuständen zuzuweisen, denen wir die Zeichnung der Ottilie in den Wahlverwandtschaften und die herrlichen Sonnette verdanken. „Allah weiß es besser", sagt der Moslem.

Um sie zu wiederholtem Gebrauche zur Hand zu haben, ließ Goethe derartige Dinge auch wohl drucken. Ein Beispiel statt mehrerer steht Hempel, Bd. 3, 348. Das Datum 28 A. 1826 — in anderen Fällen behielt er Datum und sein von Autogrammsuchern geschätztes „G" sich vor*) — zeigt, es sei als Dank für freundliche Glückwünsche gemeint gewesen. Inhaltlich stellt es sich zu den von H. S. 55 aus der „Trilogie der Leidenschaft" angezogenen Worten.

Als die wichtigsten Grundlagen für die Erkenntniß Goethe's als religiös-sittlichen Menschen weist H. S. 61 ff. auf: Ergebung — Dank — Ehrfurcht, Goethe's Verdeutschung der pietas, die Cicero sanctissimum nomen nannte. Ich hätte diesen von H. schön erläuterten Begriffen, die in der That das Skelett des inneren Goethe sind, vielleicht noch als wichtigen Wirbelknochen eingereiht, was er „Folge", zielbewußtes, planvolles Handeln genannt hat, das allein Dauer gewährt. Der Leser fühlt dem Buche bald an, daß es sich auf die Anregung zu eigener Versenkung in des Dichters Gedankenkreis beschränken muß, und wer weiß und sieht, aus wie weit entfernten Gegenden das fast unübersehbare Material, zu dem immer noch neuentdecktes hinzuströmt, herangeschafft werden mußte, muß H.'s Bemühung zu warmem Danke verpflichtet bleiben.

Der S. 67 zitirte Divanspruch (erst seit 1827 als Nr. 9 in das IV. Buch gegeben) ist Goethe's Aneignung von 1 Cor. Kap. 8, 1—3, besonders der Schluß. Aber Goethe hatte diesmal nicht den Luther'schen Bibeltext vor sich, sondern den der Vulgata. Es ist ganz evident, daß Goethe das Wort Scientia inflat, charitas vero aedificat genau wiedergiebt mit:

Doch das Wissen blähet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.

Hätte der Dichter Luther vor sich gehabt, er würde, pietätvoll, wie er Luther's Texte stets begegnet, dessen „bläset auf", beibehalten haben, und wie hätte er von Luther's „aber die Liebe bessert" auf das schöne sinnlich anschauliche „wie die Lieb' erbaut" gerathen können? Man verschmähe diesen kleinen Beitrag zur Kritik des Divans nicht, er lehrt mehr, als mancher glauben mag, von den unserer Kenntniß oft so hartnäckig ausweichenden ersten, auch gewiß zufälligen Anregungen zu Goethischen Gedichten oder Geistesblitzen. Es muß schon wo geblitzt haben, wenn in des Dichters Hirne solche Spiegelungen aufblitzen sollen.**)

Die Beschränkung des Begriffes des Dämonischen, mit dem Goethe rübeaus verschwenderisch umgeht, auf etwas „Verhängnißvolles, Verderb-

*) Als er es drei Jahre später dem polnischen Dichter Mickiewicz schenkte, schrieb er darunter „Erneut W. d. 28 A 1829." (G. Jhrb. XIX, 107.)

**) Wer das Gedichtchen weiter ansieht, entdeckt in „Wie zu wissen sich gebühre" genau „quemadmodum oporteat eum scire".

liches“ läßt H. S. 68 mit Recht wieder fallen. Das Goethen wohl bekannte, sicherlich bewußte Wort des Heraklit: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων die Charakteranlage des Menschen ist sein unentrinnbares Schicksal, hätte schon gleich in dem Dämonischen „das Mächtige“, über den individuellen Willen Hinausragende erblicken lassen können, das nicht auch „das Niederträchtige“ zu sein braucht, sondern auch das „Genialische“, eine Bestimmung, die freilich Unheil genug angerichtet hat. Goethen diente sie dazu, sich aus dem Empfinden eines sittlichen Determinismus zur schönen Selbsttäuschung, oder richtiger zum Glauben an die sittliche Freiheit aufzurütteln, der gleich ist mit demüthiger Fügung in einen höheren Willen. „Was geschehen soll | Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen | Hängt viel von Wahl und Wollen ab; Das Höchste, | Was uns begegnet, kommt wer weiß woher?“ So spricht in der Natürlichen Tochter der Gerichtsrath (Akt IV, 1 Scene), eine tief wurzelnde Ueberzeugung Goethe's aus, die allerdings mit vielem dem vollendeten Dichter zugewiesenen weit in frühere Stufen seiner Entwickelung zurückzuverfolgen ist.

Wir werden H. nicht widersprechen, wenn er meint, höher habe Goethen doch immer die „sittliche Größe“ gestanden, als das Dämonisch-Geniale.

Ohne den Wunsch, ihnen zu gleichen, habe Goethe dämonische Naturen, wie Napoleon und Carl August anerkannt und bewundert. Gewiß, er war eben weder ein Vollmensch der Renaissance — damals lag die Vollmenschlichkeit mehr auf weiblicher Seite, scheint's — noch ein Uebermensch im Sinne Nietzsche's, und hatte vollkommen Recht, sich einen wahreren Christen zu fühlen, als diejenigen, die ihn einen Heiden schalten.*)

Schwierig bleibt die klare Bestimmung des Begriffes der Ehrfurcht gleich pietas. Was uns nicht recht einleuchtet, ist jedoch nicht durch den Verfasser, sondern durch Goethe selbst verschuldet, an dessen „wunderliche“ pädagogische Provinz im 2. Buche der Wanderjahre er sich dabei anzulehnen hatte. Wie kommt Goethe auf die seltsamen „drei Ehrfurchten“? Ich bin gewiß nicht der erste, der das scholastisch gefunden hat, und wüßte gerne, aus welcher theologischen Scharteke das Goethen zugeflossen sein mag. Ist es herrnhutisch, oder weist es, was mir möglich scheint, auf Schulbegriffe katholischer Theologie, und etwa auf den Pater profundus, den hl. Bernhard, der sich ja in die Schlußscene des 2. Faust verirrt hat? Wäre es im Thomas von Aquino zu suchen? Den Sinn jener drei Ehrfurchten, 1. vor dem über uns, 2. um uns, 3. unter uns, also vor Gott, seiner uns gebenden Schöpfung, endlich dem uns untergebenen in Staat, Schule, Familie scheint Goethe hier verfehlt zu haben, wenigstens in Betreff der dritten. Die altkirchliche Pädagogik wird dabei an die Pflicht der Ueberlegenen gedacht haben, der Herrscher, Erzieher, Familienhäupter gegenüber

*) „Ja“ habe ich den alten Hehn einmal sagen hören, „Goethe war kein Heros, außer — in der Selbstbeherrschung.“

den Unterthanen, Schülern, Kindern und Hausgesinde. Dem Lehrer z. B. soll nahe gelegt werden Summa pueris debetur reverentia. Das wäre die Ehrfurcht vor dem unter uns. Da ist denn die Beschränkung auf die Betrachtung und Verehrung des Leidens Christi offenbar eine Entgleisung. Der alten Kirche und ihrer Pädagogik konnte es doch nur darauf ankommen, pietas auch gegen die Schwachen und Niedrigen zu fordern, nach dem Worte, der höchste unter euch soll der unterste Diener sein. Christus jedoch und sein Leiden gehört in die erste Ehrfurcht vor dem was über uns ist, denn er ist die zweite Hypostase der Gottheit und mit dem Vater eins.

Man sieht, der einstige Prometheus-Hochmuth des jungen Goethe hatte sich im langen Laufe des Lebens fast in sein Gegentheil gewandelt, der alte Faust-Goethe nimmt als sein Recht in Anspruch mystisch zu sein. Er ist es mehr, als der Verehrung des Publikums und der Goethe-Wissenschaft erwünscht war. Und hierbei mag ausgesprochen sein, die wie ein Axiom gegebene Ansicht von dem bis an's letzte Ende hin stetig wachsenden Goethe ist weder anthropologisch denkbar, noch durch sichere historische Zeugnisse glaubhaft zu machen. Auch Goethe war kein Gott, und hat ehrlich dem Alter seine Schuld bezahlen müssen. Die vielfachen Repristinationen, Palinodien, bei stets regsamer Aufnahme des Neuesten auftauchende Erinnerungsbilder, geben wohl die Selbsttäuschung des „ewigen Wachsthums." Das Ahnen von einem weiteren Wirken und Wachsen auf einem schönen Sterne gehört in die Mythologie, die Geschichte ermangelt der Bezeugung. Das Schöne für uns und die Welt der Kultur bleibt nun, daß ein so rastloser und umfassender Geist überhaupt einmal da war, daß er also in den Bedingungen unseres Erdelebens möglich ist, und trostvoll zu wissen, daß es eine Goethe-Kirche und Goethe-Pfaffen niemals geben wird.

Eine Menge verwandter Bedenken mögen hier zurückgehalten bleiben.

Das alte Wort Disce ut semper victurus et vive, ut cras moriturus war im Ganzen Goethe's Rezept, und es genügt. Im Uebrigen, das wissen wir doch auch, rührte er nicht gern an den Schleier der Ewigkeit, ja wir finden nur zu häufig eine ganz studirte Umgehung sogar der bloßen Wörter „Tod" und „sterben", statt deren die wunderlichsten Euphemismen gebraucht werden.

Dem Dichter war es verliehen, über die Tendenz der Natur, die ihre Arten durch Zeugung und Adaption erhält und steigert, hinaus unsterbliche Werke der Kunst zu hinterlassen. Wirke ein Jeder an seinem Platze, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Und Lohn, wenn es dessen bedarf, sei uns, zu wissen, daß treu Gewirktes doch nicht ohne Folge bleiben werde, wenn auch erst später.

Nur flüchtig konnte Harnack auf Goethe's Stellung zur Bibel eingehen. Das Gesagte ist vortrefflich. Das Thema selbst ist ja eines besonderen Buches werth, und mir scheint, es müsse ihm von der sprachlichen

(lexikalischen) Seite beigekommen werden. So dankenswerth es ist, zerstreute Aussprüche über die Bedeutung der Bibel zusammen zu suchen, so würde doch erst eine Durchsiebung der Sprache Goethe's den dann zu ermessenden Einfluß der Luther-Bibel, denn nur um diese handelt es sich — auf ihn und damit indirekt auf unsere lebende Litteratur- und Bildungssprache überhaupt aufweisen. Schöne Ansätze dazu gab Victor Hehn's Aufsatz: Goethe und die Bibel. Man darf schon jetzt sagen, die Sprache Goethe's ist geradezu eine Neubelebung der Sprache Luther's und wenn nach dreihundert Jahren abermals eine Renaissance des deutschen Geisteslebens auf Goethe gegründet sein wird, so wird man den ehrwürdigen Stamm der Lutherbibel noch triebkräftig finden. „Treu und unabhängig", wie er prächtig sagt, bekannte sich übrigens Goethe zu Luther und zum Protestantismus, frei aber auch vom Verkennen des wahrhaft religiösen Gehaltes in Lehre und Kultus der katholischen Kirche. Und es ist wohl etwas Heilsames, Großes und Schönes, daß die deutsche Nation über die unglückselige konfessionelle Spaltung hinüber sich in der Verehrung Goethe's die Bruderhand reichen kann.

Dem dritten Hauptabschnitte unseres Buches, der von Goethe's Naturbetrachtung handelt, glaub' ich hier nicht eingehend folgen zu sollen. Das noch sehr kontroverse Kapitel ist in letzter Zeit vielfach erörtert worden. Man kann der gegen Goethe wenig freundlichen heutigen Naturwissenschaft gegenüber schwerlich duldsamer sein, als H., wenn er sagt: „Goethe's Naturforschung vollzog sich durchaus selbständig, leider auch durchaus einsam." Richtig ist wohl, daß Goethe vom Standpunkte seiner hylozoistischen Weltanschauung dem Ignorabimus Dubois-Reymonds überzeugter würde zugestimmt haben, als der Häckel'schen Lösung der „Welträthsel". Aber was würde er zu desselben Dubois' wunderlicher Schrift „Goethe und kein Ende" gesagt haben?

Goethe steht der Natur, so läßt sich's kurz sagen, als Künstler und religiös empfindender Mensch gegenüber, demüthig sich bescheidend, das Typische oder Ideale suchend, was er „Urphänomen" nennt, es als Thatsache anstaunend und verehrend, vor dem Problem jedoch Halt machend. Zweifellos hatte Schiller Recht, Goethe's urphänomale Pflanze eine „Idee" zu nennen; er hatte nicht so erfahren, wie dem Dichter seine Träume zu Wirklichkeiten werden können. Es ist gewiß eine merkwürdige Selbsttäuschung Goethe's, daß er glaubte, er höre als Physiker da auf, wo der Philosoph einsetzen möge, daß er selber aber von dessen Theorien nichts zu halten brauche. Die heutigen, angeblich exakten Naturforscher, sagen dasselbe, die Naturphilosophie gehe sie nichts an; sie ahnen auch nicht, daß ihr Erkennen selbst schon Philosophie ist. Wer die grandiose historische Revue in den „Materialien zur Farbenlehre" gelesen hat, in der Goethe den „Theorien" beizukommen sich abmüht, wie mit echt philosophischem Blick hier alles gesichtet und berichtet ist, der wird ihm das Recht zugestehen, zur „Gilde" zu sagen, wie Sokrates: Seht, ich weiß

wenigstens, daß ich nichts weiß, ihr aber glaubet was zu wissen und seht nicht ein, daß und weshalb ihr nichts wissen könnt. Für Goethe füllte sich der Abgrund im frommen Verehren der unerforschlichen Gottheit, der allwaltenden Liebe, in dem Paulinischen Bekenntniß, das wir oben in dem Divan-Gedichtchen wiederfanden: Scientia inflat, charitas vero aedificat.*)

Auf Goethe's eigenstes Gebiet, seine Kunstanschauung und Kunstübung findet Harnack eine natürliche Verknüpfung in der Lehre von den Urphänomenen. Was im Naturerkennen als Ahnung aufging und reizte, im praktischen Handeln als Pflicht und mehr als Liebe wirkte, hier in der Kunstübung wird's Ereigniß.

Goethen erschien das ästhetische Urphänomen, das Schöne, nach dem herrlichen Worte des Epimenides an die ihm entschwebende Pandora „in Jugend, in Frauengestalt“ (s. S. 144 ff.), und der Dichter fand dafür am Schlusse des Faust die unsterbliche Formel „das Ewig-Weibliche“. Die Frage nach der geschlechtlichen Gradation des Schönen bleibt theoretisch unerörtert, und man darf gewiß sein, daß er es auch im männlichen Typus vom Euphorion rückwärts bis zum Prometheus im Fragment voll erkannt und gewürdigt hat. Aber doch ein Frauenlob wie Goethe ist keiner unserer Dichter wieder gewesen. Es ist Goethen oft zum Vorwurf gemacht worden, daß er zu sehr das weibliche Ideal gestaltet habe, daß er Ursächer eines überwiegenden Feminismus in unserer Literatur und freien Kunst — zu der wir die Kaiser Wilhelm- und Bismarck-Statuen ja nicht nothwendig zu rechnen haben — geworden sei. Wir fragen nicht, ob Goethe damit durchaus zur rechten Erziehung unserer Frauen, ja selbst zum Vortheil unserer Literatur gewirkt habe, die fast gar kein anderes Problem mehr zu kennen scheint, als die Beziehungen der Geschlechter. Was jene betrifft, so wissen sie auch ohne Goethe, durch eigenen Instinkt, ihren Weg wohl zu finden, und wenn die Goethe-Verehrerinnen sich durch ihn erhöht fühlen, so können die Männer dafür nur dankbar sein. Der Anlaß lag für den Dichter doch wohl vorzugsweise darin, daß er in dem weiblichen Element die von der Natur gewollte Leitung zum Schönen, zur edlen Sitte, zur Bändigung wilder, zerstörender Triebe erblickte. Der Naturforscher, der Anthropolog selbst, mag das Verhältniß umkehren, als die eigentliche Absicht der Natur überall den männlichen Typus hinstellen, den weiblichen nur als Nothbehelf und Entlastung des männlichen rechnen, im Bereich unseres Kulturlebens, und vorzugsweise des germanischen, hat sich einmal jene ritterliche Anschauung historisch entwickelt, und wer möchte wünschen, daß sie jemals in den angeblich verlassenen Naturstand sich zurückbildete? Die wirkliche platonische Liebe, d. h. was Plato, der

*) Von mitlebenden Naturforschern stand wohl dem Herzen des alten Dichters am nächsten der wahrhaft fromme Engländer Luke Howard, der Meteorolog und Erfinder des Cirrus, Stratus, Cumulus und Nimbus. (S. Goethe's wunderschönen Aufsatz „Howards Ehrengedächtniß.“)

Philosoph, von der Ehe und ihrer Bedeutung für den Staat gelehrt hat, kommt ja freilich über den rohen Betrieb eines Menschen-Gestüts nicht hinaus.

Wie weit steht Goethe davon entfernt! Im letzten Goethe-Jahrbuch (XXII, 51) ist ein wichtiger Brief an Conta vom 28./12. 1830 mitgetheilt. Darin heißt es:

„Auch die Versicherung, daß eine schöne Frauenseele (die älteste Tochter des Preußischen Gesandten von Küster in München) meine Arbeiten mit ihren Gesinnungen und Ueberzeugungen harmonisch gefunden, dient mir zu einiger Beruhigung, indem mir dadurch die Sicherheit gegeben wird, meine Absicht sey erreicht, die ich von jeher gehegt, dasjenige darzustellen, was die Frauen von edlen Anlagen unter jeden Bedingungen in und an sich selbst auszubilden wünschen und trachten." —

Die unauflösliche Antinomie, wie H. sich Kantisch ausdrückt, daß das Kunstschöne zugleich ideal (= urphänomenal) und real ist, führt Goethen zu der von der neuesten Uebung meist verachteten Mahnung: „Die Kunst sei so weit real, daß sie stets wahr sei, so weit ideal, daß sie niemals wirklich sei." Hier liegen die Lehren Schiller's klar zu Tage. —

Statt der doch etwas geschraubten Verse aus dem Vorspiel des Faust hätte man hier, obwohl sie nicht der Periode der „Vollendung" angehört, die herrliche Tassostelle gern herangezogen gesehen, die das Verdienst des Dichters viel präziser aussprach, ohne die zerfließende Terminologie des Alters (s. Akt 1, 1. Scene, Leonore zur Prinzessin: „Sein Auge weilt u. s. w.) Ueberhaupt tritt uns doch in dem reifen Dichter gar manches Wunderliche, Krause und Grillenhafte in Vortrag und Stil entgegen, das so in Bausch und Bogen allemal mit zu bewundern wir uns nicht verpflichtet fühlen, wie ehrfurchtsvoll wir uns auch mühen, hinter den Sinn seiner „offenbaren Geheimnisse" zu gelangen. Das ewige Wachsen und Fortschreiten des alten Goethe war ein edles Postulat, das doch naturgemäß von dokumentirter Wirklichkeit oder Erfüllung mehr und mehr zurückbleiben mußte. Gewiß, es hat schon etwas Tragisches, das Altwerden, und Storm erkannte es in dem so vielen Vergangenen, was einem ins Leben kommt. Und wie hat Goethe sich mit all' solchem Wuste herumgeschleppt! Das Bedenklichste ist, scheint mir, das sich selbst Historischwerden. —

Harnack's Verdienst ist sehr erheblich, uns gewissermaßen eine ganze Goethische Aesthetik und Kunstgeschichte vorzuführen, möglichst objektiv und mit den eigenen Worten des Dichters; ich weiß sehr wohl, daß er keineswegs kritische Erörterungen daran knüpfen wollte, aber ich betrachte doch sein Buch als die Grundlage und den Ausgangspunkt dazu. Wirkt es nothwendig weiter, so ist es die Aufforderung zu der doch über kurz oder lang nothwendigen ernsten Nachprüfung dieser Forderungen. Seit wir unser eigenes Alterthum so viel besser kennen gelernt haben, seit uns die Kunstarchäologie und die Bemühungen der Kunstwissenschaft so viel reinere Aufschlüsse zum Beispiel über die Frührenaissance geliefert hat,

unterstützt durch die Goethen natürlich unmögliche Vergleichung, zu welcher die Photographie schon den Anfänger erzieht, versteht es sich von selbst, daß wir bei Goethe nicht ewig stehen bleiben dürfen. Immer normativ und vor der Zerfaserung in Einzelkram bewahrend, wird freilich die großartige Bemühung Goethe's bleiben, aus großen einheitlichen, im besten Sinne philosophischen Grundsätzen über das blöde θαυμάζειν hinauszukommen, das nach Aristoteles der Anfang des Erkennens erst sein soll.

Wer lesen mußte (S. 160), daß für Goethen, der auf Winckelmann's Schultern stand, doch Wieland mit zur Antike gehörte, daß er in der Musarion das Antike „lebendig und neu wieder zu sehen“ geglaubt hat, der wird zugeben, daß mit bloßer Entschuldigung mancher Goethischen Urtheile zwar leise kritische Regungen auftauchen, schon in diesem bescheiden referirenden und ordnenden Buch, daß sie jedoch die geforderte Revision, die unserem modernen Kunstschaffen frommen mag, keineswegs aufhalten darf.

Wer dürfte und möchte Goethen in seiner einseitigen Verhimmelung der reifen Renaissance noch folgen, die ihn in der jugendlich aufstrebenden, breit sich entfaltenden früheren Kunst nur Barbarei erblicken ließ? Was „Stümper und Schwätzer“ (s. S. 192) über Rafael sagen mögen, wird mit Fug bei Seite gelassen werden.

Der Abschnitt „Ausübung“ (S. 200 ff.) stellt die praktischen Grundsätze zusammen, die sich Goethen aus theoretischer und geschichtlicher Einsicht ergaben. Sehr instruktiv für die Erkenntniß des dichterischen „Handwerks“ unseres Dichters. Freilich, das Beste, was hier gelehrt werden kann, ließe sich auf die Formel bringen: „Macht's wie ich, findet den Weg im selberirren!“

Auffallend ist Harnack mit Recht das seltsame Urtheil Goethe's über den Humor, wozu ihn der Aerger über Jean Paul verführte. Man wird, denke ich, über das hinlässige tout comprendre c'est tout pardonner auch in diesem Punkte hinausgehen. Und warum dürfte man nicht schon jetzt getrost aussprechen: für Humor hatte Goethe von Haus aus nicht viel übrig gehabt; man denke, wie schon den Straßburger Studenten die harmlosen Herder'schen Scherze über seinen Namen in Harnisch brachten. Das letzte Bischen Humor, mit dem er nach Weimar kam, hat ihm die Stein gründlich ausgetrieben, und der ältere Goethe, der so oft das Wort „heiter“ im Munde führt, meint damit etwas ganz Anderes, eine Art „Orphischer Urvokabel“. „Olympisch“ hat man bekanntlich diese vorherrschende Haltung genannt. Daß sie liebenswürdig sei, kann man leider nicht sagen, praktisch für den mag sie sein, der auf Erhaltung äußeren Respekts bedacht zu sein hat. Da bleibt selbst für den Mephistopheles, der vom deutschen Volksteufel so manchen schönen Zuschuß von echtem Humor hätte vertragen können, zuletzt nur die satirische, gallige „Zahme Xenie“ übrig, die dem Dichter das Herz erleichtern mußte. Es gehört zu dem Vielen, was ihm das Leben verbitterte. „Wollen Sie aber wissen“, sagte er zu Eckermann

(III., 222), „was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.“ Und wir heutigen Menschen, die wir kürzlich dem herzlichen Bedürfniß des Dankes gegen den Dichter Wilhelm Raabe zu genügen gesucht, müssen wir es nicht als Lästerung einer edelsten Gottesgabe betrachten, wenn wir Goethen sagen hören (s. S. 208): „Humor begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt?“ Dabei verzieh er Byron Alles, ließ ihn allein „neben sich“ gelten.

Nein, Goethe, der vollendete Goethe hat keinen Humor, hat kein Verständniß für Humor, ihm war das Leben nur „bitterer Ernst“, er hat leider nicht begriffen, daß eben deshalb der Humor uns beigegeben sei, der Befreier. Lassen wir die etwaige Mitschuld Weimars, des „klassischen“, wie es sich gerne nennen hört, auf sich beruhen! Fragen wir nur: sind Mörike, Uhland, vor Allem Rückert — von dem unglücklichen, ganz und gar humorverlassenen Platen sehen wir ab — weniger „ernste Menschen“ gewesen, als Goethe? Ja, sind sie nicht glücklicher im sittlichen Gleichgewichte geblieben dadurch, daß Humor ihnen die Eindrücke des umgebenden „Allzumenschlichen“ ins Gleiche rückte? Es ist am Ende Atavismus, „des Vaters ernstes Führen“, das „Mütterchens Frohnatur Und Lust zu fabuliren“ in dem vollendeten Goethe schließlich so gänzlich unterdrückt hat. — —

Im Allgemeinen viel besser bekannt im „großen“ Publikum sind Goethe's Anschauungen über Politik und soziale Verhältnisse. Man sagt nichts Neues, aber man ändert auch nichts mehr, wenn man bedauernd darauf hinweist, daß sie ein ganz anderes Gesicht würden gewonnen haben unter thätigem Eingreifen in größere und erfreulichere Verhältnisse, als Goethe sie vorfand.

Wir verstehen ja, wie er den ersten Anbau einer deutschen Einheit als Störung der ihm gestatteten schönen (behaglicheren) Beschränkung empfinden mußte. In seiner idealen, nicht bloß pädagogischen „Provinz“ der Wanderjahre ließ sich so eine Parodie der Republik des Plato schon nachträumen, deren Urbild selbst ein poetischer Traum war. Nur auf Grund solcher Träume ist das klassische Weimar — auf Kredit, könnte man sagen — zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhoben worden. Dieses schöne Ideal einer geistigen Centrale für Weimar zu erhalten, ist durch die erhöhten Anforderungen der Reichsgesetzgebung außerordentlich erschwert, und es bedürfte wohl einer Carl August-Natur, die, wie wir hoffen, in dem blühenden Enkel Carl Alexander's sich entfaltet, dazu. Mißgriffe dürfen gar nicht gethan werden. Aufs Schaffen und Bilden kommt jetzt Alles an, nicht aufs Einsargen in Museen und Archive und götzendienerische Verehrung der heiligen Knochen. Darin läge erst wirklicher Sinn für die heuchlerische Vokabel der „klassischen Traditionen“. —

Ein Kind seines unhistorischen rationalistischen Zeitalters blieb Goethe

in Betreff des Mittelalters, dessen größte Verschuldung für die Meisten noch heute ist, daß sie es nicht kennen. „Verworren und hilflos“ erschien es Goethen, und die Geschlechter dieser ganzen Periode waren für ihn kaum vorhanden. Das „selbstkluge“ 18. Jahrhundert, wie Goethe es genannt hat, mochte so urtheilen, es „scharf treffend“ zu finden, wie Harnack, vermag ich nicht.

Die Ueberschätzung des Nationalen wies der alte Goethe ab, verfiel aber dabei in das damals wie es schien allein übrig gelassene Ideal eines edleren Weltbürgerthums, auf das sich der Radikalismus des Judenthums seitdem mit Leidenschaft gestürzt hat. Nun, wir besitzen Goethe's herrliche Beichte, des Epimenides Erwachen. Mit Recht hält Harnack an seiner Auffassung fest, daß in der Gestalt des Epimenides der Dichter sich selber symbolisirt habe. Was sollte sie denn sonst bedeuten? muß man doch fragen.

Wollte man mit dem tout comprendre auch Goethe's Bewunderung Napoleons mit entlasten, so ist sie hier von ihm selber auf's Bündigste desavouirt.*)

Der von Goethe in den Wanderjahren ahnungsvoll gezeichnete Zukunftsstaat, der État machine, wie man ihn nennen mag, und vor dem es dem Individualisten Goethe, hätte er ihn erdulden sollen, nach Harnack's Ansicht gegraut hätte, wäre ja etwas für unsere Sozialdemokratie, die ihre Bekämpfer sich als allzu stupid vorzustellen gewohnt sind. Wir glauben nicht, daß Goethe ihn als warnendes Schreckgespenst gezeichnet hat. Dazu ist das ganze System zu feierlich, zu ∴ logenhaft. Das letzte Wort darüber ist noch nicht gesprochen, und man weiß nicht, wie weit es Goethe's eigene Gedanken abspiegelt. Wir nannten es eine seltsame Parodie der platonischen Republik, die schon immer unhistorische Köpfe in Gährung gebracht hatte. Ein solcher war ja Goethe freilich nicht. Darf man nicht zugeben, er sei auch einmal freimaurerischen Phantastereien — sie spielen ohnehin eine kuriose Rolle in den Lehr- und noch mehr in den Wanderjahren — weiter nachgegangen, als er selber eigentlich gemeint war, im Ernst zu vertreten? Salvirt hat sich der Dichter dadurch, daß das Ganze nur als vorgetragener Plan einer utopischen Anstalt dasteht, zu dem Wilhelm (= Goethe) hie und da sein „das leuchtet ein“, das ließe sich hören, drein redet! Wer weiß, ob Goethe nicht auch den großen Kladderadatsch dieses Idealstaates noch zu zeichnen in petto gehabt hat? Da wäre dann der überzeugte Anhänger des despotisme éclairé wieder klar hervorgetreten. —

*) Hierbei erinnere ich gern an Julian Schmidt's schönste litterargeschichtliche und psychologische Studie über Johannes von Müller, einen Mann, der sich in ganz ähnlicher Lage wie Goethe befand und auf ihn in politischen Dingen entschiedenen Einfluß gehabt hat. Das Humane ist doch schließlich die höchste Instanz aller geschichtlichen Betrachtung.

Von der philisterhaften Verständnißlosigkeit des Publikums, der Zeitgenossen Goethe's, sind wir weit abgekommen, so weit, daß es an der Zeit scheint, vor unkritischer Apotheose zu warnen. Aber wahr bleibt, Verständniß ruht auf Liebe, und ohne sie — auch nur als ahnend vorgefühlte — kann künstlerische Produktion nicht gedacht werden. Ein tiefes Wort hat einmal Richard Wagner ausgesprochen: „Ihr müßt mich lieben, wenn ich was Gutes schaffen soll.“ Sie, die Liebe, leite uns in alle Wege zu reinerem Erfassen des Schönen, Großen, Wirkenden, das wir auch aus dem Erbe unserer Dichter erst zu erwerben haben, um es zu besitzen.

Weimar, Ende Oktober 1901.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Dieses Buch liegt mir in vierter Auflage vor; inzwischen ist aber soeben die fünfte erschienen. Man darf das als Beweis ansehen, daß es doch auch heutzutage Kreise giebt, die danach verlangen, Leben und Menschwelt von höherer, sozusagen philosophischer Warte aus zu betrachten. Der Verfasser hat von den verschiedensten, entgegengesetztesten Richtungen viel Lob eingeheimst: Kreuz-Zeitung und Berliner Tageblatt, Grenzboten, die Wiener Zeit, die christliche Welt, das litterarische Zentralblatt, die Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik des Professors Rein — sie alle kargen nicht mit Lob. Sie alle charakterisiren den Verfasser als Mann von großem Geist und hohem Idealismus. Und in der That gehört doch „Geist“ dazu, das Problem des „genialen Menschen“ aufzurollen, bestimmte geniale Menschen in den Wurzeln ihres Wesens zu erfassen und in ihrer Totalität begreiflich zu machen und darzustellen. Es darf fast gesagt werden, daß es für die Menschenwelt kaum ein wichtigeres bedeutungsvolleres Thema geben kann. Wir in den „Preußischen Jahrbüchern“ sind wohl alle darüber einig, daß es die genialen Menschen sind, durch die die Menschenwelt vorwärts bewegt, zur Erfüllung ihrer Zwecke getrieben und zur Annäherung an den Schöpfer aller Dinge geleitet wird. Ich will nun von vornherein mein Urtheil über Hermann Türck's Buch so zusammenfassen: Ich erkenne den Gedankenreichthum, den persönlichen Idealismus, die Wärme und die edle einfache Klarheit der Darstellung gleich den anderen Beurtheilern an. Aber ich behaupte: Der Verfasser hat nur die eine Hälfte des Problems erkannt; er hat in die Höhe gegriffen, ohne auch die Tiefe zu erfassen. Das Neue und die differentia specifica seiner Gedankenwelt besteht nur darin, daß er aus der Gedankenwelt Schopenhauer's besonders die eine ganze Hälfte hat fallen lassen. Türck's Darlegungen sind gegenüber vorliegenden Gedankengängen aus

früherer Zeit — in Hegel und Schopenhauer vor allem — schließlich und in Wahrheit doch Abschwächungen und Abplattungen. Schopenhauer für das Publikum der Berliner Humboldt-Akademie etwa zugestutzt — das ist mein Endurtheil.

Hermann Türck giebt zunächst in drei Abschnitten eine Analyse des genialen Menschen im Allgemeinen nach dreifacher Richtung: wie der geniale Mensch künstlerisch genießt, philosophisch strebt und praktisch handelt. Daran reihen sich die Exempla: Hamlet, Faust, Manfred, Schopenhauer und Spinoza, auch Christus und im Vergleich dazu Buddha, endlich Alexander, Cäsar und Napoleon. Den Schluß des Buches bildet eine wohlgelungene Abfertigung Lombroso's und eine auf Mißverständniß beruhende Polemik gegen die „Antisophen" Stirner, Nietzsche und Ibsen. Ich werde zunächst der Darstellung des genialen Menschen im Allgemeinen gegenüber meinen abweichenden Standpunkt in Kürze markieren.

„Nach den Ausführungen Schopenhauers in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" im dritten Buch des ersten Bandes „ist Genialität nichts Anderes als die vollkommenste Objektivität, das heißt objektive Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjektiven, auf die eigene Person, das ist den Willen gehenden". So beginnt Türck sein Buch. Er führt dann aus, daß diese Objektivität identisch sei mit dem, was Goethe einmal von der „Wahrheitsliebe" bezüglich des Genius gesagt hat: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe". Er legt ferner dar, daß jene Objektivität und diese Wahrheitsliebe auch mit der Liebe, dem liebevollen Begreifen alles Seienden zusammenfielen. Der geniale Mensch erkennt in allem sich selbst, in allem Gott und Gott in sich. Er erkennt die „All-Einheit des Geistes" als höchste und letzte Wahrheit. Er ist Weltseele. Er kennt keine selbstsüchtigen Zwecke, er entäußert sich und giebt sich selbstlos der Idee hin, im Schauen als Künstler, im Denken als Philosoph, im Handeln als Mensch. Im Gegensatz zum genialen steht der bornirte Mensch, der von Selbstsucht gepeinigt und ruhelos hin- und hergetrieben wird.

Man wird sagen: „Das ist ganz Schopenhauer!" Ja — und doch: nein. Gewiß theilt Schopenhauer dem genialen Menschen dieselben Eigenschaften zu, wie Türck. Aber der Grundton ist fundamental verschieden. Der geniale Mensch Schopenhauers ist immer der, der den bornirten Menschen überwunden hat, nach furchtbarem Kampf, nach qualvoller Noth. Schopenhauer selber war ja in „Wirklichkeit" kein Schopenhauerscher genialer Mensch. Er war in vielfacher Beziehung ein geradezu niederträchtiger Kerl, voll Neid und Bosheit, von Leiden und Lüsten gequält. Aber dieser „niedrige", „bornierte" Mensch litt im anderen Theil seines Wesens furchtbar an sich selber und rang aus tiefster Seelennoth nach „Erlösung." Und aus dem Leiden heraus schuf er sich mit gewaltigem tragischen Pathos die erlöste Idealgestalt des genialen Menschen. Dieser Schopenhauersche geniale Mensch hängt organisch — in der Person seines Schöpfers — mit dem

bornirten Menschen zusammen, wie Pol und Gegenpol, Himmel und Hölle. Und dieser Zusammenhang verleiht dem Schopenhauerschen genialen Menschen die tief erschütternde tragische Note. Türck dagegen erkennt nicht den organischen Zusammenhang zwischen dem genialen und dem bornirten Menschen. Der geniale Mensch Schopenhauers ist ein tragischer Held, der Türck's ein harmloser „Idealist,“ dessen Büste als Schirmgeist in der Aula einer höheren Töchterschule aufgestellt werden dürfte. Ich habe erwähnt, das Schopenhauer's genialer Mensch aus tiefster Seelennoth heraus geboren ist. Ich will dazu eine Parallele aufdecken, die meines Wissens noch nirgends bemerkt worden ist. Auch Nietzsches „Uebermensch“ ist aus tiefster Seelennoth heraus geboren. Schopenhauer's Genie und Nietzsche's Uebermensch sind durchaus nicht naive Produkte in sich geschlossener, festgefügter Seelen: sondern sie sind philosophische Erdichtungen sentimentalen Charakters, das Wort „sentimental“ im Sinne Schiller's genommen. Beiden gemein ist auch, im Prinzip wenigstens, die Menschenverachtung, bezugsweise die Ueberwindung und Ueberwältigung des bornirten Menschen. Habe ich die Gleichheit zwischen Schopenhauer und Nietzsche aufgedeckt, will ich im Vorübergehen wenigstens auch die Unterschiedlichkeit mit ein paar Worten erwähnen. Schopenhauer nimmt einen Dualismus an, einen Prinzipienstreit in der Welt zwischen Wille und Intellekt, Materie und Geist, wie auch Schiller den sittlichen Menschen dem sinnlichen, den Geist der Natur gegenüberstellt und wie auch das Christenthum Gott und Welt in gewisser Weise doch sichtlich im Gegensatz zu einander bringt. Nietzsche dagegen läßt den „natürlichen“ Menschen zu riesenhafter Höhe der Uebermenschlichkeit sich emporzüchten. Zwischen dem genialen oder dem sittlichen oder dem christlichen Menschen und dem bornirten oder natürlichen oder unchristlichen Menschen ist ein qualitativer Unterschied, während Nietzsche's Uebermensch von dem „Heerdenthier“ doch immer nur quantitativ unterschieden ist. Schiller und selbst Schopenhauer stehen doch immer noch im Banne einer im letzten Grunde christlichen Welt voll göttlicher Voraussetzungen. Nietzsche dagegen ist der philosophische Repräsentant eines Zeitalters, das durch die „voraussetzungslose“ Naturwissenschaft das Gepräge erhalten hat. Nun hat es aber die „List der Idee“ gewollt, daß ein Pfarrerssohn, der sich Christus niemals ganz hat aus dem Herzen reißen können, zum Träger der naturalistisch-übermenschlichen Philosophie des „Antichrists“ auserlesen worden ist. Und dieser Pfarrerssohn hat das Opfer, das er dem Zeitgeist zu bringen auserwählt worden ist, mit dem Leben seiner Seele bezahlen müssen. Wahrlich, der Weltgeist hat in dem Fall Nietzsche's eine unerhört geniale Tragödie gedichtet.

Nach diesem um Schopenhauer's und Nietzsche's willen beschrittenen amoenum diverticulum kehre ich zu Hermann Türck zurück. Man wird mir zugeben müssen, daß Türck's genialer Mensch nicht mehr als die äußersten Umrisse mit dem Schopenhauer's gemein hat, dagegen in der Füllung, im innersten Wesen von ihm fundamental unterschieden ist. Türck fällt nun

aber in seinem menschlich liebenswürdigen, aber philosophisch flachen Optimismus noch einem besonders schweren Irrthum zum Opfer. Das Ziel des Schopenhauer'schen genialen Menschen ist Welterlösung. Wer aber von der Welt erlöst ist, für den ist die Welt überflüssig geworden. Also ist die Konsequenz Weltverneinung, Verneinung des „Willens zum Leben". Türck's genialer Mensch braucht von den Leiden der Welt zunächst erst garnicht erlöst zu werden. Denn er hat eitel Lust am Dasein, mit dessen tausendfachen Erscheinungen er sich identisch fühlt. Im selbstlosen Anschauen der „Idee" ist er glücklich, im Zustand ungetrübtester und unzerstörbarster Seligkeit. Mag sein — ein solcher Zustand ist denkbar. Aber welchen Antrieb zum Handeln hat denn noch dieser in seligem Anschauen versunkene und im Bewußtsein der „All-Einheit des Geistes" restlos beglückte und zur Vollendung gediehene geniale Mensch? Die Welt des Türckschen genialen Menschen müßte aufhören, ein Schauplatz menschlicher Kämpfe und Handlungen zu sein und sich etwa aus lauter Glückseligkeit zuguterletzt zu einem in unerhörter Glanzkraft strahlenden Weltdiamanten krystallisiren, damit so doch wenigstens für unsere Phantasie und symbolisch ein Abschluß gefunden wird. (Ich empfehle übrigens dieses „kosmische" Bild dem Dichter und Denker Mombert.) Um ernst zu reden: Türck's optimistischer Idealismus und „Monismus" ist logisch undenkbar. Türck setzt den genialen Menschen als Gottmenschen, ja sogar Gott gleich, was schon daraus folgt, daß er auch Christus seiner Galerie genialer Menschen einreiht. Er läßt seinen genialen Menschen im Zustand der Vollendung sein. Er läßt ihn aber dennoch weiter handeln und läßt die Welt weiter laufen, ohne daß man aber den Antrieb zu einer Handlung und die Nothwendigkeit eines weiteren Weltprozesses zu erkennen vermöchte. Daß hier eigentlich erst das Problem vorliegt, daß es sich hier gerade um den springenden Punkt handelt, dessen wird sich Türck auch nicht einmal annäherungsweise bewußt.

In Wahrheit ist das Wesen des genialen Menschen garnicht durch die Eigenschaften der Objektivität, der Erkenntnißfähigkeit und der Liebe zureichend gekennzeichnet, auch nicht durch die „All-Einheit des Geistes", die Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit, auch nicht durch den Charakter, „Weltseele" zu sein. Gewiß hat der Mensch Theil an der „Weltseele", ist bis zu gewissem Grade Weltseele; aber er hat auch noch seine besondere Seele, ein anderes Leben speziell für sich, für seine Individualität. Der Widerstreit zwischen Weltseele und Persönlichkeitsempfinden ist es, was in Wahrheit das Wesen des genialen Menschen bedingt. Für erschöpfend gegeben erachte ich das Bild des genialen Menschen durch die biblische Erzählung von der Erschaffung des Menschen. Gott machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm seinen lebendigen Odem in die Nase. Das heißt: der Mensch ist göttlichen Geistes voll und doch wieder voll besonderen, „natürlichen" Lebens. Der Mensch ist gottgleich und gottfremd, er ist zugleich Gottes Freund und

Gottes Feind, er ist in Gott und doch auch wieder für sich. Das Alles — zugleich göttlicher und natürlicher Mensch zu sein — trifft nun allerdings im Kern auf jeden Menschen zu. Nur sind im gewöhnlichen Menschen die Gegensätze mehr oder weniger gebunden und latent, im genialen dagegen sind sie entbunden und liegen in bewußtem Widerstreit zu einander. Der geniale Mensch verhält sich zum „bornirten", wie der Magnet zu anderem Stahl. Der gewöhnliche Mensch handelt in einer undefinirbaren Mischung von Gut und Böse. Der geniale Mensch hat eine viel intimere Kenntniß von den Leidenschaften und Lüsten „dieser Welt" eingeboren, aber auch den dringenderen, heftigeren Trieb zu Gott, vermöge dessen er jene Leidenschaften zu überwinden vermag. Daß es sich so verhält, beweisen die Schriften der Philosophen; noch deutlicher aber die Werke der Dichter und Künstler. Man muß es annehmen, daß ein Shakespere und von den Modernen auch ein Dostojewski und Tolstoi die von ihnen geschilderten gigantischen Leidenschaften, schrecklichen Verbrechen, entsetzlichen Sünden und schauervollen Laster in eigener tiefster Seele erlebt und erlitten, aufs Genaueste empfunden haben, bis zu gewisser weitgehender Grenze und im Kern wenigstens; die Phantasie mag in der Ausgestaltung noch ein Uebriges gethan haben. Mancher wird meine Behauptung mit Schaudern und Entrüstung zurückweisen wollen, daß also Shakespere und auch unser Goethe und unser Schiller in gewissem Sinne latente Verbrechernaturen gewesen seien, wenn man das so kraß und so häßlich ausdrücken will. Ich verweise indeß auf den an manchen Stellen geradezu genialen Aufsatz der Frau Bernarda v. N. im Septemberheft der „Preuß. Jahrb." und besonders auf die Seite 460, wo sie mit Recht es als das Eigenthümliche des Tragikers betont, „daß er vor keinem Problem zurückschreckt", und aus einem Brief Goethe's citirt, daß es ihm unmöglich sei, eine tragische Situation zu bearbeiten, ohne „mit lebhaftem pathologischen Interesse" betheiligt zu sein. Goethe schrieb nach eigenem Bekenntniß auch gar keine „wahre Tragödie" höchsten und reinsten Stils, weil er fürchtete, daß er sich „durch den bloßen Versuch zerstören könnte." Hätte Goethe übrigens eine „wahre Tragödie" schreiben können, so hätte er sie auch schreiben müssen, selbst auf die Gefahr hin, sich zu zerstören. Auch Schiller hat eine Tragödie von jener elementaren Gewalt, wie sie Shakespere zu schaffen vergönnt gewesen ist, niemals gedichtet. Indem nun der Dichter einerseits alle Leidenschaften und Lüste bis zum Aeußersten entfesselt, um sie andererseits wieder, durch die Form der Dichtung, in Fesseln zu schlagen und inhaltlich durch das tragische Schicksal des Helden in Harmonie überzuführen und aufzulösen, erlöst sich der Dichter persönlich von den Leiden und Lüsten, denen er als natürlicher und sinnlicher Mensch ausgesetzt und über das Mittelmaß hinaus verfallen ist; in sachlicher Beziehung aber ordnet er Leidenschaften und Lüste — also die Sünde — als nothwendige Bestandtheile dem Weltprozeß ein und zeigt, wie auch das angeblich Böse zum Guten führen muß. Die Sünde

ist das erregende und bewegende Moment des Weltprozesses. Allein die Sünde ermöglicht es, daß wir Gott wieder nahe kommen, indem wir die Sünde überwinden. Die Sünde ist subjektiv als ein über das Menschengeschlecht verhängter Fluch zu empfinden; objektiv ist sie ein Segen. Und den Segen der Sünde zu offenbaren, ist die Aufgabe der Tragödie.

Eine Tragödie aber spielt sich nicht allein als Bild der Welt auf der Bühne ab. Auch die Welt und ihre Geschehnisse sind der Tragik voll. Und was für die Bühne der Dichter ist, das bedeutet für das Welttheater der Staatsmann. Einen Krieg zu entfesseln mit seinen Leiden und Leidenschaften, ist an und für sich Sünde. Wie auch hier die Sünde ein Segen sein kann, ist ohne Weiteres klar.

Doch ich will hier nicht einen selbständigen Aufsatz über das Wesen des genialen Menschen schreiben und den Fall nach allen Seiten hin untersuchen und klären. Es kommt mir nur darauf an, den unmöglichen Optimismus und Monismus Türck's zurückzuweisen und meine entgegengesetzte Auffassung, im Hauptzweck wenigstens, kurz zu markiren. Türck's Fehler liegt nicht am wenigsten an seiner Unfähigkeit, dialektisch zu denken. Beweiskräftig dafür ist seine mißverständliche Auffassung des Goethe'schen Gedichtes: „Eins und Alles" Türck schreibt Seite 39 seines Buches: „Das philosophische Streben des selbstlosen, genialen Menschen wird darauf hinzielen, sich ein möglichst klares und deutliches Weltbild zu verschaffen, in dem ihm seine eigene Stellung als Theil eines unendlich großen Ganzen angewiesen ist. Indem er sich mit den Ideen, mit der Natur der Dinge bekannt macht, wird ihm seine eigene Natur immer mehr offenbar. Er erkennt den Zusammenhang alles Daseienden, die göttliche Einheit, die sich ebenso in seinem Körper und Geist, wie im Leben der Pflanze und in der Bewegung der Gestirne zeigt. In seinem Gedicht „Eins und Alles" hat Goethe dieses Gefühl des genial denkenden Menschen wiedergegeben:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.

Weltseele, komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unserer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister
Gelinde leitend höchste Meister
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und neuzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun.

Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln:
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in Allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Eine aufmerksame Betrachtung dieses schönen und tiefsinnigen Gedichtes ergiebt, daß es Türck mißverstanden, nur halb begriffen hat. Er hält sich nur an die „Weltseele“ und das „Ewige“ darin, übersieht aber das in den Versen auch sehr wohl ausgedrückte Prinzip der Individualität, das sich immer neu gestaltet, das mit dem „Weltgeist“ ringt, dann doch in ihm aufgehen muß und wieder aufs Neue aus ihm sich herausbildet. Gerade das Goethesche Gedicht spricht gegen Türck's Auffassung vom Wesen des Genies, das nicht nur ein Theil des Weltganzen ist, sondern in sich wieder ein Ganzes, eine Welt für sich. Uebrigens brauche ich mich doch sicherlich nicht etwa gegen das Mißverständniß zu verwahren, mit meiner Auffassung von der Bedeutung der Sünde für die Menschenwelt und die Abwickelung des Weltprozesses die Sünde verherrlicht, zur Sünde angereizt zu haben! Im Gegentheil! Ich meine sogar, mit dieser meiner Auffassung mich garnicht soweit vom Boden der christlichen Kirchenlehre entfernt zu haben. Aber auch den Philosophen vom Fach kann ich für mich sprechen lassen. Paulsen schreibt einmal irgendwo: „Das Feindliche, das Böse, das Zerstörende gehört doch mit zur Wirklichkeit, sie könnte nicht sein ohne das „Andere“; es ist, mit Aristoteles zu reden, ein „aus der Voraussetzung Nothwendiges“: sollte diese Welt, dieses Leben, dieses menschlich-geschichtliche Dasein überhaupt sein, so mußte es das Element „des Anderen“ in sich aufnehmen. Eine irdisch-menschliche Geschichte ist ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich. Der Himmel enthält es nicht; eben darum giebt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tag“, der die Geschichte beschließt.“

Nachdem ich meine unterschiedliche Auffassung im Allgemeinen markirt habe, brauche ich auf Türck's „exempla“ nicht mehr einzugehen. Wer die Kapitel über Nietzsche, Napoleon, Buddha u. s. w. liest, sieht ohne Weiteres, was ich daran auszusetzen hätte. Nur über Türcks Hamlet-Auffassung will ich ein paar Worte verlieren, weil nämlich in der That — wie aus zahlreichen Rezensionen zu ersehen ist — diese Auffassung bei hervorragendsten Gelehrten, Professoren der Philosophie und Literaturgeschichte, außerordentlichen Beifall gefunden hat. Meiner Ueberzeugung nach erleidet aber gerade in seiner Hamlet-Auffassung Türck's Lehre vom genialen

Menschen einen vollkommenen Bankerott. Türck's Hamlet ist ein „genialer Mensch". „Wenn ein objektiv angelegter Mensch, wie Hamlet, handelt, so wird er dabei nicht durch selbstsüchtige Beweggründe geleitet, wie durch den Wunsch nach persönlicher Genugthuung u. dergl., sondern einzig und allein durch objektive Beweggründe, durch selbständige Ideen, durch vernünftige Ziele und Zwecke. Ist ihm in Folge eines großen Schmerzes, einer großen Enttäuschung für eine Zeit lang jede Lust an einer freien, schöpferischen, genialen Thätigkeit genommen, so handelt er garnicht; es kommt überhaupt zu keiner That, es sei denn in der Nothwehr, auf augenblicklichen dringenden Anlaß hin. Dies ist der Fall Hamlets." (S. 107). „Die tiefschmerzlichen Erfahrungen, die er mit dem Tode seines Vaters gemacht, haben ihn daher nicht nur mit Unwillen gegen die einzelnen Personen erfüllt, von denen er ein anderes Benehmen erwartet hätte, sondern haben ihm überhaupt die Freude und Lust an dieser Welt und damit am Leben selbst genommen. Was bis dahin für ihn Sporn und Antrieb zum freudigen Wirken und Schaffen gewesen war, der Glaube an die wahrhafte Güte der Menschen (!), das fällt nun in nichts zusammen. Von Natur durchaus selbstlos, daher durch egoistische Motive nicht zum Handeln zu bestimmen, fehlt jetzt dem Hamlet da ihm auch die selbstlose Freude am Wirken und Schaffen im Verein mit den Menschen (wohl in einer Gesellschaft für ethische Kultur!!) genommen ist, überhaupt jedes Motiv zur Bethätigung der großen in ihm schlummernden Fähigkeiten und Kräfte." (S. 113.) „Sobald also Hamlet aus dem Zwischenstadium sich herausgearbeitet hätte — und er konnte nicht immer darin stecken bleiben, da das Leben schließlich von selbst zur Thätigkeit und Entscheidung drängt, sobald er also gemäß der neuen Erkenntniß und gemäß seiner Natur Stellung zu dieser Welt genommen hätte, wäre sein Thun groß und bedeutend geworden." (S. 115.) „In Wahrheit ist Hamlet eine eminent thatkräftige Natur, für die im gegebenen Fall weder moralische Bedenken (?) noch sonst irgend welche Erwägungen (?) ausschlaggebend sind. Daß Hamlet nicht handelt, liegt nicht daran, daß die ihm auferlegte That an sich oder für ihn speziell zu schwer ist, sondern e i n z i g u n d a l l e i n a n d e r t e m p o r ä r e n V e r s t i m m u n g (!!) seines Gemüths." (S. 118.) Da haben wir also Türck's Hamlet, und in der „temporären Verstimmung" haben wir den springenden Punkt dieser Auffassung der Hamlet-Tragödie! Weil Türck seinen „genialen" Hamlet — entsprechend seiner Auffassung vom Wesen des Genies — als einen in jeder Beziehung tadellosen, zu allem Guten fähigen und bereiten Mann darstellen muß, kann die Ursache zu Hamlet's Untergang nicht in seinem Charakter liegen, aber auch nicht an der absoluten Uebermacht der umgebenden Verhältnisse; denn das Türcksche Genie ist jeder Lage gewachsen und hat seinerseits stets das absolute Uebergewicht. Sondern ein Zufall ist es, ein ungünstiger Moment, die Fatalität, daß Hamlet nicht gerade auf die Minute sozusagen den Uebergang aus seiner bisherigen idealen Welt in einen Kreis menschlicher

Schlechtigkeit, von Wittenberg nach Dänemark, vollziehen kann — das allein bringt ihn zu Fall. Hätte er nur ein bischen mehr Zeit gehabt, dann hätte er mit spielender Leichtigkeit seine Feinde vernichtet und sich Sieg und Thron errungen! Damit aber hört der „Fall Hamlet" doch unzweifelhaft auf, tragisch zu sein. Um seinen „genialen Menschen" zu retten, muß Türck die Hamlet-Tragödie vernichten. Es ist eben unmöglich, daß ein „genialer Mensch", wie Türck ihn sich denkt, auch ein tragischer Charakter sein und ein tragisches Schicksal erleiden könnte. Die Degradirung der schicksalsvollen Tragödie zum simplen Trauerfall — das ist der Türckschen Weisheit letzter Schluß.

Max Lorenz.

Die Suchenden. Roman von Johannes Schlaf. Verlag von F. Fontane & Comp., Berlin 1902. Preis: 5 M.

Dem Stoff nach ist Schlafs Werk ein Ehebruchs-Roman. Dem psychologischen Inhalt nach soll es ein Beitrag sein zur Psychologie und Evolution des einem neuen Zustand entgegenstrebenden „modernen Menschen", des modernen Mannes, der im modernen Weibe ein neues und verfeinertes Leben sucht. Je mehr ich mich mit dem modernen Menschen in der Literatur kritisch abzufinden habe, um so weniger kann ich mich entschließen, an die Bedeutung dieses modernen Menschen für die Erneuerung unseres Lebens und die Entwicklung unserer Kultur zu glauben. Es handelt sich doch wohl mehr um Literaturgeschwätz, als um Stimmen der Zeit. Wenn aber Werke von der Art dieses Schlafschen Buches wirklich ein Ausdruck unseres Zeitalters sein sollten, dann sind sie Zeichen der Auflösung, die keine Keime eines neuen Werdens enthält.

Die beste und reinste Kunstleistung Schlafs bleibt doch immer „In Dingsda". Möchte Schlaf es sich nicht zum Prinzip setzen, an der stilistischen und inhaltlichen Schlichtheit dieses Werkchens möglichst festzuhalten? „Die Suchenden" sind in jeder Hinsicht viel zu gekünstelt, um eine reine Wirkung erzielen zu können, selbst wenn man allen Seelenregungen des Autors und seines Helden zu folgen geneigt ist. Eine Stilprobe soll diese Künstelei illustriren: „Die Mittagsstille heimelte im Zimmer. Er träumte den Rauchkringeln nach, die in der Sonne opalisirten, ließ sich vom Takt der Pendule hypnotisiren. . . . Farben und Lichter träumten lächelnd an den Gegenständen." In Einzelheiten enthält das Buch, da eben Johannes Schlaf doch ein Dichter und Künstler ist, vieles von feiner Schönheit.

Max Lorenz.

Die Vollendung. Roman von Kurt Martens. Verlag von Fontane & Comp., Berlin 1902. Preis: 3,50 M.

Der Verfasser hat durch seinen „Roman aus der Décadence" von sich reden gemacht. Diesen Roman kenne ich nicht. Ich habe aber bei früherer Gelegenheit ein paar kleinere Arbeiten rühmen können. Dieses Buch macht mir wenig Freude. Es ist kein Abbild des Lebens, mit dem es gar

nichts mehr zu thun hat. Seine Homunculi sind in der Retorte eines literarischen Laboratoriums entstanden. Es ist da also ein Vater, Aesthete in höchstem Grade. Dieser Mann und Vater arbeitet daran, sich selbst zu vollenden. Das meint er vollbringen zu können, nicht indem er sich fürs Leben tüchtig macht, sondern indem er sich das Leben anzueignen sucht. Aber auch nur das Leben zu packen, damit er es besitzt, ist er zu sehr Aesthete. So trachtet er denn, sich mit dem Leben literarisch abzufinden, indem er an seinem Hauptwerk arbeitet: „Von der Kunst, zu genießen." Doch auch dieses Buch wird nie fertig. Da besinnt sich denn der Vater, daß er einen Sohn hat, irgendwo in einer Pension. Diesen Sohn lernt er kennen und findet ihn famos. Diesem Sohne möchte er sich weihen, wenn er sich nicht auch einer Halbweltdame widmen müßte. Nun pendelt der Herr Vater hin und her, bis er endlich die Pendelei nicht mehr ertragen kann. Dann scheidet er aus dem Leben, in dem Bewußtsein, in seinem Sohne die Vollendung zu finden, die zu erreichen ihm selber nicht vergönnt gewesen ist. Der Leser kann leider nicht die Hoffnung des sterbenden Vaters theilen. Denn auch der Sohn ist ein seines Vaters würdiger ästhetischer Knabe, obwohl ihn Kurt Martens sich mehr als Naturburschen gedacht haben dürfte. Im Laboratorium gedeihen eben keine Naturprodukte. Der Roman ist eitel Künstelei. Wie der Vater den Sohn allein auf seine ästhetischen Qualitäten hin prüft und wie er fürchtet, bei der Bekanntschaft mit seinem Sohne etwa ästhetisch enttäuscht zu werden, das wirkt geradezu peinlich. Die jungen Leute in unserer Literatur indeß, die sich ausschließlich auf den ästhetisirenden Standpunkt des Verfassers zu stellen vermögen, werden sein Werk wohl zu würdigen wissen.

Max Lorenz.

Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Verlag von S. Fischer, Berlin 1902.

Das bekannte und berühmte Werk liegt im Original schon zwanzig Jahre vor. Es ist ein gutes, ein werthvolles Buch, denn es schildert Menschen und Leben. Der Typus der norwegischen Bauernstudenten wird in seinem psychologischen Habitus und in seiner Bedeutung für das Volk mit unerbittlicher Schärfe und Wahrhaftigkeit dargestellt. Garborgs Werk ist nicht nur in literarischer, sondern auch in volkspsychologischer Beziehung von hervorragendster Bedeutung. Max Lorenz.

Die zehnte Muse. Dichtungen für's Brettl und vom Brettl. Aus vergangenen Jahrhunderten und aus unseren Tagen gesammelt von Maximilian Bern. Verlag von Otto Elsner, Berlin 1902.

Der Titel sagt, worum es sich handelt. Bern hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst, was bei der Fülle des verwendeten Materials keine Kleinigkeit ist. Ich glaube, dieses Buch ist das Beste, was die ganze Ueberbrettl-Bewegung hervorgebracht hat. Max Lorenz.

Geschichte.

Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Berlin von **D. Thiébault.** Erste deutsche Bearbeitung. 2 Bände. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz.

Der Verfasser dieser Memoiren kam bald nach dem Hubertusburger Frieden nach Berlin und übernahm hier den Unterricht in der französischen Literatur an der neu gestifteten Académie militaire, in welcher junge Edelleute für Armee und Verwaltung vorgebildet wurden. Neben jener Stelle erhielt Thiébault einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften. Er gefiel dem Könige, welcher sich oft mit ihm unterhielt und ihm seine Arbeiten zu stilistischer und sprachlicher Berichtigung anvertraute. Die Gnade, welche Friedrich dem Verfasser dauernd erwies, öffnete diesem die Thüren aller Häuser in Berlin und Potsdam, auch der prinzlichen und prinzeßlichen. So wurde denn Thiébault während der zwei Dezennien, welche er in Berlin lebte, zum gründlichen Kenner der Gesellschaft in den beiden preußischen Residenzstädten. Im Jahre 1784 nach Frankreich zurückgekehrt, bekleidete Thiébault in Paris den Posten eines Bibliothekars und Archivars. Nach dem Ausbruche der Revolution schloß er sich der Bewegung an und wurde Kommissar für Belgien. Sein Sohn war der napoleonische General Thiébault, von welchem gleichfalls vor einiger Zeit Memoiren erschienen sind und zwar in demselben Verlage.

Thiébault ist also in dem späteren Verlaufe seines Lebens in die Wirbel der Politik hineingezogen worden, aber während seines Berliner Aufenthaltes war er noch eine ganz unpolitische Natur; erst die umwälzenden Zeitereignisse in seinem Vaterlande haben den Drang nach öffentlicher Bethätigung in ihm hervorgerufen. Er erzählt uns selber, wie schwer ihm in Ermangelung irgend welcher politischer Anschauungen die Arbeit geworden ist, als die in Berlin weilende Königin Ulrike von Schweden ihn bestimmt hatte, eine Flugschrift zu Gunsten der unumschränkten Regierungsform abzufassen. Dagegen besaß Thiébault von jeher ein hohes Verständniß für Kulturgeschichte, und seine Memoiren geben, wenn sie auch theilweise aus pikantem Klatsch bestehen, doch nach verschiedenen Richtungen hin ein wahrheitsgetreues Bild der herrschenden Klassen im damaligen Preußen. Die leichte Anmuth des Stiles ist über jedes Lob erhaben. Die Tendenz charakterisirt sich als eine im Ganzen dem Fridericianischen Staate wohlwollende. Es ist selbstverständlich, daß ein Buch, welches über persönliche Beziehungen zu Friedrich dem Großen handelt, und welches mit außerordentlichem Talent geschrieben ist, dringend zur Lektüre empfohlen werden muß. Ich will hierüber weiter keine Worte verlieren, sondern, sicher, meinen Zweck zu erreichen, bloß ein Gespräch zitiren, welches der König nach Thiébault mit dem jungen Prinzen Wilhelm von Braunschweig über sein Verhältniß zu den Kirchen geführt hat:

Der König hatte ihn einmal mitgenommen, als er zur Besichtigung seiner Truppen nach Pommern und Preußen reiste. Unterwegs kam auch die Religion zur Besprechung. Der junge Prinz hörte seinem Oheim lange zu und sagte schließlich: „Wollen Eure Majestät mir erlauben, einen Gedanken zu berühren, der mich sehr beschäftigt?"

„Was ist es? sprich!"

„Sire, es überrascht mich nicht sehr, daß viele Philosophen ihren Unglauben offen bekennen: aber ich kann durchaus nicht begreifen, daß regierende Fürsten dieselbe Sprache führen."

„Und warum sollten sie das nicht?"

„In ihrem eigenen Interesse: ist nicht die Religion eine der Stützen ihrer Autorität?"

„Mein lieber Freund, mir genügen die Ordnung und die Gesetze. Habe ich nicht außerdem für mich das Interesse der Bürger, ihre Gewohnheiten, ihre Erziehung — und ihre Machtlosigkeit?"

„Aber was kann es Bequemeres für die Könige geben, als eine Religion, die sie als die Ebenbilder Gottes darstellt und befiehlt, daß man ihnen einen blinden Gehorsam erweist?"

„Freund, dieser blinde Gehorsam ist nur für Tyrannen gut: die wahren Herrscher bedürfen nur eines vernünftigen und begründeten Gehorsams. Uebrigens stellen die Priester uns nur deshalb als Bevollmächtigte der göttlichen Allmacht hin, um sich selbst als deren Werkzeuge und Dolmetscher auszugeben: dadurch benutzen sie uns und legen uns zu ihren Füßen. Ich bin das Haupt der Nation, aber ich brauche nicht der Minister der Priester zu sein. Ich will also durchaus nichts von diesem blinden Gehorsam wissen, den sie den Völkern nur deshalb predigen, um ihn von mir gegen ihre Kirche, das sind sie selbst, zu verlangen."

„Es giebt indessen Menschen, Sire, die so verruchte und kühne Verbrecher sind, daß man jeden Zügel benutzen muß, um sie zu meistern; gegen diese Menschenklasse ist die Religion ein wundervolles Hilfsmittel; die Qualen des Jenseits machen oft großen Eindruck, selbst auf die Verderbtesten!"

„O, gegen die Verbrecher habe ich den Henker; der genügt vollkommen!"

„Und wenn diese Verbrecher Menschenhasser sind, die sich von ihrer Verzweiflung fortreißen lassen und ihr Leben für nichts achten, um ihren Haß oder ihre Rache zu befriedigen?"

„Mein Lieber, für solche Leute habe ich Irrenhäuser. Nein, geh mir weg — es hat sehr gute Regierungen gegeben in Ländern und zu Zeiten, wo man von Eurer Religion nichts wußte!"

Diese Aeußerungen Friedrichs zeigen, daß die religiöse Aufgeklärtheit des Königs theilweise auch politischen Beweggründen entsprang. Im Hinblick auf die katholischen und, wie aus Thiébault verschiedentlich hervorgeht, nicht minder im Hinblick auf die evangelischen Geistlichen erfüllte

den König hartnäckiges Mißtrauen; es kam ihm niemals aus dem Sinn, daß in einer noch gar nicht so weit zurückliegenden Epoche der europäischen Geschichte der Klerus im Bunde mit den anderen ständischen Gewalten sehr oft der absoluten fürstlichen Herrschaft gewaltsam widerstrebt hatte. Merkwürdig, wie völlig sich die Zukunft vor den Adleraugen des großen Herrschers verschloß! Soweit er im Besitze seiner gewaltigen obrigkeitlichen Macht überhaupt von inneren Feinden etwas besorgte, beargwöhnte er die Machinationen des hierarchischen Prinzips, das doch mindestens in dem protestantischen Theile seiner Staaten längst kraftlos und ungefährlich geworden war. Was „die Bürger" betraf, so glaubte Friedrich, daß die immerwährende politische Ohnmacht des dritten Standes selbstverständlich wäre, wenn die Fürsten nur aufwieglerischen Pfaffen das Handwerk legten. Als Garantien für den ewigen Gehorsam der Massen galten ihm neben einer guten Verwaltung die unmilitärische Erziehung und die unpolitische Denkweise des Bürgerstandes. Daß drei Jahre nach Friedrichs Tode eine mächtige demokratische Bewegung Europa zu durchwogen begann, und daß die militarisirte Plebs überall und schließlich auch in Preußen die Beschränkung des Fürstenthums durchsetzte, von der Möglichkeit solcher oder ähnlicher Ereignisse beschlich den König nie die leiseste Ahnung. So beschränkt ist auch bei den größten Staatsmännern die Voraussicht in eine nur einigermaßen entfernte Zukunft. E. D.

Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gärtner. 300 S. 4 Mk. geb. 5 Mk.

Rudolf Haym war der Begründer und erste Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" und die Geburts- und Jugendgeschichte unserer Zeitschrift macht denn auch einen wesentlichen Theil dieser Lebenserinnerungen aus. Lesenswerth als eine deutsche Gelehrten-Biographie, ist das Buch doppelt lesenswerth und interessant für jeden Leser und Freund dieser Zeitschrift.

Recht merkwürdige Eindrücke habe ich selber bei der Lektüre gehabt. Zuerst: wie schnell doch die direkte mündliche Tradition abstirbt! 1858 sind die „Preußischen Jahrbücher" ins Leben getreten; Juli 1883 habe ich sie übernommen, bis 1889 zusammen mit Heinrich von Treitschke, der von Anfang an Hauptmitarbeiter gewesen war; erst im August 1901 ist Haym, 80jährig als Professor in Halle gestorben — trotzdem habe ich eigentlich bisher von der Gründungs- und Jugendgeschichte unserer Zeitschrift sehr wenig gewußt. So viel ich mit Treitschke persönlich zusammen gewesen bin; davon habe ich ihn zufällig nie erzählen hören. Haym selber habe ich wohl in Halle bei Antritt meiner redaktionellen Thätigkeit einen Besuch gemacht, aber auf irgend etwas Sachliches ging er nicht ein und ich weiß nicht einmal, wie er sich eigentlich mit Treitschke gestanden hat.

Er hat uns noch einmal auf meine Bitte, als Georg Reimer starb, der erste Verleger und als solcher Begründer der „Jahrbücher“ auf diesen verdienten Mann einen Nachruf geschrieben, sonst aber nichts mehr, wie er sich überhaupt von der Politik und Publizistik zurückzog.

So habe ich denn erst aus diesem Buche erfahren, daß als der intellektuelle Begründer unserer „Jahrbücher“ kein anderer als Theodor Mommsen anzusehen sei, und daß der erste Herausgeber als auf seinen politischen Mentor, auf Max Duncker, geblickt habe. 1864 gab Haym die Redaktion an Wilhelm Wehrenpfennig ab; 1866 trat Treitschke diesem an die Seite; eine Zeit lang fungirte als zweiter Herausgeber an Wehrenpfennigs Stelle Heinrich Homberger; 1889 trat Treitschke aus und übernahm ich die Redaktion allein.

Wer die Reihe dieser Namen übersieht und einige Kenntniß von der Geschichte der Zeit hat, bemerkt sofort, wie sehr und wie oft sich die, die hier Alle als Gesinnungsgenossen erscheinen, als Gegner befehdet haben.

Die „Jahrbücher“ sind nach Hayms Erzählung begründet worden als das Organ einer „Partei“, der Erben jener „erbkaiserlichen“ Partei im Frankfurter Parlament, die trotz Allem und Allem die Zukunft Deutschlands sogar noch unter Friedrich Wilhelm IV. und dem Ministerium Manteuffel bei Preußen suchten. Man rechnete so fest auf die innere Einheit dieser Gruppe der „Gothaer“, daß man sogar beschloß, alle Aufsätze der „Jahrbücher“ anonym erscheinen zu lassen: e i n Bestreben, e i n Geist, e i n Wille sollte Alles zusammenhalten. Wirklich ist eine Reihe von Jahren dieses Prinzip durchgeführt worden. Aber bald genug gingen doch diese Männer, so sehr sie wirklich im Grunde alle dasselbe wollten, in der Beurtheilung des Praktischen sehr weit auseinander.

Schon in der „neuen Aera“ 1859/60 hatten sich die Beziehungen zu Mommsen gelöst, dem die Haltung der „Jahrbücher“ zu vorsichtig, zu ängstlich war. In der Konfliktszeit kam es zu einem persönlichen Zusammenstoß zwischen ihm, der damals gerade Abgeordneter von Halle war, und Haym.

1863 sagte sich Treitschke in einem leidenschaftlichen Artikel in den „Grenzboten“ direkt von den „Jahrbüchern“ los, weil sie die Bismarckschen Preß-Ordonnanzen nicht scharf genug bekämpften.

1866 übernahm Treitschke selbst die „Jahrbücher“ und bald haben auch er und Mommsen sich einander wieder genähert, um 1878 völlig miteinander zu brechen.

1889 wurden die Differenzen zwischen Treitschke und mir so groß, daß längere Zeit die „Jahrbücher“ überhaupt keine politischen Artikel mehr brachten und die Trennung sich endlich nicht vermeiden ließ. Ich will nicht entscheiden, ob von der ursprünglichen gemeinschaftlichen Linie Treitschke nach rechts abgewichen ist, oder ich nach links; jedenfalls standen wir bei dem Wahlkampf im Herbst 1889 in entgegengesetzten Lagern, ich bei dem von dem Fürsten Bismarck festgehaltenen und protegirten Kartell, Treitschke

bei den hiergegen opponirenden Konservativen. In den letzten Jahren sind die „Jahrbücher“ wieder in ihren Bestrebungen vielfältig mit Mommsen zusammengetroffen.

In all diesem Hin und Her, diesem scheinbar ganz subjektiven Zusammen- und Auseinandergehen läßt sich nun, wenn mich nicht Alles täuscht, doch eine merkwürdige innere Einheit und sachliche Konsequenz verfolgen: die Redakteure haben gewechselt, die „Jahrbücher“ sind noch heute die Zeitschrift als die sie gegründet worden sind. Sie sollten nach Hayms Aufzeichnung auf die „Verbindung des Wissenschaftlichen und des Politischen ausgehen“, und die nationalen Bestrebungen vereinigen mit den liberalen im Sinn der konstitutionellen Monarchie und des preußisch-deutschen einheitlichen Staates.

Manche von diesen Worten werden heute vielleicht in einem etwas anderen Sinne gebraucht als damals und die Werthung hat sich sehr verändert. Abgesehen von dieser natürlichen Wandlung aber sind die „Preußischen Jahrbücher“ wirklich das geworden und geblieben, was sie vor 44 Jahren werden sollten und die alten Charakterzüge sind klarer und sicherer erkennbar als z. B. bei der nationalliberalen Partei, wenn man vergleicht was diese Partei heute und was sie vor 30 Jahren verfocht.

Sind die „Jahrbücher“ sich selbst getreu geblieben, so ist auch in ihren Schicksalen Vieles in immer neuer Gestalt wiedergekehrt. Zwar die äußere Existenz, die nach Hayms Erzählung anfänglich sehr unsicher und auch in den ersten Jahren meiner Redaktion 1884 bis 1892 sehr bedroht war, scheint jetzt aller Gefahr entrückt und fest begründet zu sein; aber was sonst die Schicksale einer Zeitschrift sind: Verhältniß zu einer hohen Regierung und gestrengen Polizei, zu den Mitarbeitern und zu den Parteien: ich habe öfter lachen müssen, wenn ich jetzt in seinen Lebenserinnerungen las, wie vor 40 Jahren mein Vorgänger Rudolf Haym schon all dasselbe in Freud und Leid erlebt hat, wie es mir selber beschieden gewesen ist. Delbrück.

Geographie.

Gottfried Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus. 1. Band mit 144 Abbildungen und 2 Karten. XVI und 957 Seiten. 2. Band mit 102 Abbildungen und 1 Karte. 963 Seiten. Gr. 8°. Leipzig, Duncker & Humblot, 1901.

Der Verfasser dieses beinahe in jeder Beziehung bewundernswerthen Werkes hat sich an seine Arbeit gemacht, um die Hochgebirgswelt des Kaukasus den deutschen Alpinisten bekannt zu machen, um einen Beitrag zur wissenschaftlichen Gesammtauffassung des Gebirges zu liefern — und um sich selbst die ganze Glückseligkeit des von Erfolg und Ruhm gekrönten Bergsteigers vom Herzen herunterzuschreiben. Herausgekommen ist eine Leistung, wie sie nur zu den ganz seltenen und mit einem gewissen Staunen

zu nennenden Erscheinungen unserer privaten Reiseliteratur zu rechnen ist zunächst schon rein äußerlich. Die Ausstattung, Papier und Druck, Illustrationen und Skizzen in den beiden mächtigen Bänden sind splendid und sauber über alles Lob. Und gar erst die Karten! Es ist einfaches Entzücken, mit dem man die Blätter immer von Neuem entfaltet und betrachtet, die auf den neuesten Aufnahmen des kaukasischen Generalstabs im Hochgebirge beruhen und vom Verfasser selbst an zahlreichen Punkten nach eigener Anschauung vervollständigt und berichtigt sind. Musterhaft und die rechte Benutzung eines solchen Werkes überhaupt erst ermöglichend sind die Inhaltsangaben vor den Kapiteln und die Riesenarbeit des 116 Seiten langen, erschöpfenden Sachregisters am Schluß des zweiten Bandes. So müssen große Reisewerke geschrieben werden.

Ich habe selbst den Kaukasus mehrmals besucht, freilich ohne Hochtouren im Gebirge zu machen. Merzbacher hat Recht, wenn er in allen Tönen die Pracht des Gebirges schildert und dafür wirbt, daß der deutsche Tourist sich aufmachen soll, es zu besuchen. Wer auch nur von ferne solche Ziele und Wege verfolgen will wie unser Autor, muß sich freilich auch, wie er, mit Führern aus den europäischen Alpen und einer peinlich vollständigen Ausrüstung, vor allem mit den entsprechenden Geldmitteln versehen. Die Eingeborenen sind nur als Führer und Träger innerhalb der zugänglicheren und öfters von ihnen selbst betretenen Regionen zu brauchen; auch da übrigens nur mit Vorsicht. Wer aber auf die Bezwingung der Schnee- und Eisgiganten, der schwindelnden Spitzen und Grate verzichtet und sein Genügen daran hat, die Schönheiten des Kaukasus so weit zu genießen, wie sie sich zu Wagen, zu Pferde und hier und da mit einem Tagemarsch zu Fuß beikommen lassen, dem kann es nur empfohlen werden, seine Vorurtheile von der Entlegenheit und den Schwierigkeiten dieses Stückes Welt getrost fahren zu lassen, den Entschluß zu fassen im Merzbacher zu lesen und sein Bündel zu schnüren.

Selbstverständlich kann man im Kaukasus nicht mit der Bequemlichkeit reisen wie in den Alpen. Dafür ist man dort aber auch frei von vielen und mancherlei schwer erträglichen Begleiterscheinungen der Ueberkultur und des Fremdenzusammenflusses, wie sie z. B. in der Schweiz von Jahr zu Jahr herrschender werden. Beiläufig will ich dem Leser nur verrathen, daß die Eisenbahnfahrt von Berlin bis an den Fuß des Kaukasus $4^1/_2$ Tage dauert, und daß ein Billet II. Klasse nach Wladikawkas insgesammt nur achtzig Mark kostet, wegen der großen Billigkeit des russischen Zonentarifs. Das Hochgebirge des großen Kaukasus wird von zwei guten Fahrstraßen, die über je 2300 und 2800 m hohe Päße führen, überschritten. Die eine ist die sogenannte grusinische, die andere die ossetinische oder Mamissonstraße. Die letztere übertrifft an Großartigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Landschaft alle Alpenstraßen. Auch in dem jenseitigen, transkaukasischen Hochlande giebt es bequem zugängliche Touren von wunderbarster, einzigartiger Pracht.

Voraussetzung einer Kaukasusreise ist nur, daß man einen, übrigens nicht schwer zu beschaffenden sprachkundigen Wegeführer resp. Dolmetscher an Ort und Stelle engagirt, falls man des Russischen nicht mächtig ist. Ich bin überzeugt, daß Merzbachers Werk mit der Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Bereicherung unserer edleren Touristik, den Anschauungen wie den Zielen nach, ausüben wird. Man kann nicht darin lesen, ohne von dem Verlangen nach jener großartigen Welt erfaßt zu werden — um so stärker freilich, je näher man ihr schon selbst getreten ist. Und nochmals: ich wurde stolz darauf bei der Lektüre und bin es noch, daß dieses Monument der „fernen" und großen Alpinistik in deutscher Sprache geschrieben ist.

Paul Rohrbach.

Kunst.

Die Krisis im Kunstgewerbe. Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung. Herausgegeben von Richard Graul. Leipzig. S. Hirzel. 237 Seiten. 8,00 Mk.

Der Direktor des Leipziger Kunstgewerbemuseums Richard Graul hat diesen Band mit „Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung" herausgegeben; eine Reihe fachwissenschaftlich bewährter Schriftsteller und Museumsbeamter, wie H. Muthesius-London, L. Bénédite-Paris, P. Krohn-Kopenhagen, O. von Falcke-Köln, F. Schumacher-Dresden u. A. haben ihre auf der Jahrhundertausstellung in Paris gemachten Beobachtungen über den gegenwärtigen Stand des Kunstgewerbes zu Uebersichten über die einzelnen technischen Gebiete zusammengefaßt, zugleich versuchen die Abhandlungen des ersten Theils die Entstehung und Entwicklung der neuen Richtung in verschiedenen Ländern zu schildern. Das Buch führt den Obertitel: „die Krisis im Kunstgewerbe".— Mediziner, Volkswirthe und Diplomaten sprechen gern von Krisen, wenn sie sich über den Ausgang einer Verwicklung oder Störung nicht deutlich auslassen wollen oder können. Die Mehrzahl der Berichterstatter in dem vorliegenden Bande scheint sich in ähnlicher Lage zu befinden. Die Haltung ihrer Kritik hat etwas von der Gewissenhaftigkeit des Arztes, dem Optimismus des Nationalökonomen und der Vorsicht des Diplomaten. Sie fühlen sich — fast durchweg — zu keiner Parteinahme für die moderne Richtung schlechthin verpflichtet, sondern beschränken sich auf kluge Beobachtung und gelegentliche Fingerzeige zum Besseren.

Vor einer Krisis des Kunstgewerbes stand man bereits, als die durch systematisches Sammeln kunstgewerblicher Vorbilder älterer Zeit (seit etwa 1875) vervollkommnete technische Sicherheit — an Nachahmungen alter Stile geschult — schließlich auf ein todtes Geleise zu gerathen drohte. Die Frage, ob die so erworbene Gewandtheit nicht auch an eignen, neuen Aufgaben zu erproben sei, wurde schließlich eine Lebensfrage für die mit

vielen Kosten wieder in Gang gebrachte Kunstindustrie. Man stellte neue Ziele auf, suchte die Künstler, die Maler, die Architekten und Bildhauer als werkthätige Hilfskräfte heranzuziehen, als die Handwerker versagten. Museen, Vereine, Schulen wuchsen — besonders in Deutschland — allerorten empor, das Evangelium vom „Leben in Schönheit“ wurde Gläubigen und Ungläubigen bis zum Ueberdruß gepredigt — und trotz all diesen Anstrengungen, denen viel geistige und materielle Opfer gebracht wurden, ist die „Krisis“ der kunstgewerblichen Bewegung nach dem Urtheil sachkundiger Männer auch heute noch nicht überwunden?

„In einem Punkte“, so sagt der Herausgeber in seinem Vorwort, „treffen alle Forderungen“ — der, wie wir hinzufügen wollen, sonst durchaus von einander unabhängigen Mitarbeiter des Buches — „zusammen: in dem Verlangen nach einer gesteigerten Erziehung des Volkes zur Kunst.“ Hier dürfte also wohl der Angelpunkt der Krisis zu suchen sein.

Die Kunsterziehung des Volkes ist gegenwärtig so vielfach Gegenstand akademischer Erörterung, daß man stets besorgt, bereits Gesagtes zu wiederholen, wenn man sich über sie äußert. Nur ein Punkt verdient vielleicht mehr als bisher dabei berücksichtigt zu werden: der nationalökonomische. Gerade auf kunstgewerblichem Gebiet sollte man nur mit wirthschaftlichen Möglichkeiten rechnen. Die Tendenz, die Leistungsfähigkeit der Produzenten im künstlerischem Sinne zu steigern, ist bei denen, die als Museumsleiter mit Recht ihren Blick nur auf das Allerbeste aller Zeiten richten, ihre Ansprüche meist an der hohen Kunst gebildet haben, erklärlich. Wohl kann man das Bedürfniß der Konsumenten dadurch auch zu steigern hoffen, aber es zu befriedigen, bedarf besonders günstiger wirthschaftlicher Verhältnisse. Das Angebot an werthvollen und dementsprechend kostbaren Erzeugnissen des Kunstgewerbes ist zur Zeit bereits erheblich größer als die Nachfrage, weil der Wohlstand der Bevölkerung von den Leitern der Bewegung überschätzt wurde. Man könnte einwenden: die Produktion erzeugt neue Werthe. Die künstlerisch verfeinerte Arbeit auf gewerblichem Gebiet indes schafft — darüber besteht kein Zweifel — lediglich imaginäre Werthe. Und deren richtige Einschätzung wird in einem Zeitalter, dem die wirthschaftlichen Erfolge der Maschinentechnik, des Genossenschaftssystems und der Waarenhäuser jede Unbefangenheit des Urtheils geraubt haben, nothwendigerweise auf einen ganz kleinen Kreis materiell und geistig Unabhängiger beschränkt bleiben. Das handwerkliche Surrogat vom Markte zu verdrängen, durch eine den Durchschnittsverhältnissen angepaßte Preisbildung für künstlerische Erzeugnisse, müßte der erste Schritt zur Kunsterziehung des Volkes sein. Ein Schritt, der unter den heutigen Gegebenheiten ebenfalls in eine Sackgasse führt. Die künstlerische Ausbildung und die Lebensansprüche der so Gebildeten verlangen in unseren Tagen einen solchen Aufwand an materiellen Mitteln, daß man lächeln muß über die Kurzsichtigkeit, mit der immer wieder auf ältere

Epochen der Kunstgeschichte exemplifizirt wird, in denen die Vereinigung von Kunst und Handwerk nicht nur wirthschaftlich möglich, sondern auch natürlich war, weil der Künstler sich als Handwerker fühlte.

In diesem Lichte gesehen, wird die Kunstfrage eine Brotfrage, und sie wird es — allem Optimismus und Idealismus zum Trotz — ewig bleiben, wenn anders man sich nicht reumüthig zu der durch die Kunstgeschichte erhärteten Auffassung bekehrt, daß das Schöne stets nur Angelegenheit der Wenigen unter den Allzuvielen sein kann.

Die Kunstgelehrten, die an der „Krisis im Kunstgewerbe" mitgearbeitet haben — oft im Doppelsinn — hatten aber nicht sowohl einen Rechenschaftsbericht über ihr eigenes Thun an dieser Stelle abzulegen, als vielmehr über die Eindrücke der Pariser Weltausstellung zu berichten sich vorgesetzt. Und daraus ist Manches zu lernen.

Der technische Attaché der deutschen Botschaft in London, Hermann Muthesius, kommt an erster Stelle zu Wort, um die Anfänge der kunstgewerblichen Bewegung in England zu schildern. Daß England an der Spitze marschirt, ist ebenfalls aus wirthschaftlichen Gründen zu erklären. Dort decken sich die Begriffe Komfort und künstlerisches Behagen nicht etwa, weil der Engländer einen feineren Sinn für Kunst besitzt, sondern weil er in der glücklichen Lage ist, für seinen Komfort künstlerische Kräfte zu bezahlen. Die persönlichen Verdienste z. B., die William Morris sich um den Aufschwung und die Verfeinerung kunstgewerblicher Produktion erworben hat, sollen nicht unterschätzt werden, sie wären aber als Spleen — gleich den sozialethischen Bestrebungen von Ruskin — anzusehen, wenn nicht der geschäftliche Erfolg ihnen zur Seite gestanden hätte, ein Erfolg, den nur die besonderen wirthschaftlichen Verhältnisse des Inselreichs erklären.

Das Zurückbleiben Frankreichs in der pace nach neuen Zielen, das Léonce Bénédite (S. 21 ff.) unumwunden eingesteht, beweist für die gefestigte Kultur des reichen Landes entschieden mehr, als die Hast, mit der man in Deutschland und vor Allem in Oesterreich sich aller Ueberlieferung entledigte, um den unter ganz anderen Voraussetzungen zu Stande gekommenen und bereits fertigen Leistungen fremder Länder, vor Allem Amerikas und Englands, den Rang abzulaufen. Bei den heute so unvergleichlich gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten ist der Austausch derartiger Kulturerrungenschaften unvermeidlich, eine Abschließung weder möglich noch empfehlenswerth, aber wir sollten uns doch nicht verbergen, daß das endosmotische Aequivalent der deutschen Kultur gerade auf kunstgewerblichem Gebiet noch immer recht gering ist. Die Volkskunst, auf die sich A. Kurzwelly beruft, ist zweifellos dem Untergang geweiht, und es steht dahin, ob dabei die Kunst nicht mehr zu gewinnen, als das Volk zu verlieren hat. So geht die Galvanisirung volksthümlicher Techniken, von der namentlich Pietro Krohn in seinem Abschnitt über Skandinavien (S. 62 ff.) zu berichten weiß, und die auch sonst vielfach mit sauersüßer Miene als Panacee empfohlen wird, immer von der irrigen

Vorstellung aus, daß der Kunstsinn an bestimmte materielle Ueberlieferungen gebunden sei. Er gebiert sich jeden Tag neu aus neuen Ueberschüssen wirthschaftlicher Kraft, die deshalb auch nicht verzettelt werden sollten an unzulängliche Surrogate für ein im Kern längst abgestorbenes Bedürfniß.

Wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, zuletzt stehen wir immer vor der Frage: ist ein Volk besser daran, das durch Förderung exklusiver Kunst dieser einen Fortschritt ermöglicht, oder ein Volk, das die Kunst zu sich herabzieht, um sie wirthschaftlich stützen zu können?

Ich meine, kunstgeschichtliche Erkenntniß muß sich zu Gunsten der ersten Alternative entscheiden.

Thatsächlich bringen die Betrachtungen, die die Kenner einzelner Gebiete über das auf der Pariser Ausstellung Gebotene anstellen, Belege dafür, daß auch in unserem sozialen Zeitalter die Losung: „Hie Volk, Hie Kunst“ noch keineswegs verstummt ist. Und solch ein Kampf ist einem faulen Frieden vorzuziehen.

O. von Falcke, der kenntnißreiche und geschickte Leiter des Kölner Kunstgewerbemuseums, behandelt die Porzellankunst der Pariser Ausstellung (S. 111 ff.). Die technischen Errungenschaften, die auch die Staatsmanufakturen mit ihren reichen Mitteln sich ohne Schwierigkeit angeeignet haben, sollten — so meint er — noch weit mehr als bisher echt künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Aber auch hier klafft wieder der Gegensatz zwischen Geschäft und Kunst, für den so leicht keine Brücke sich finden läßt. Als bemerkenswertheste Ansätze zu freier Bewegung hebt Falcke die Leistungen der Porzellanfabrik Rozenburg im Haag und der Kopenhagener Manufaktur, deren technische Errungenschaft der Unterglasurmalerei von ihm vielleicht überschätzt wird, hervor. Bezeichnend für unsere Auffassung ist der auf die Meißener Manufaktur gemünzte Schlußsatz des Aufsatzes: „Das bequeme Verharren im alten Formenkreis mag berechtigt erscheinen, so lange ausschließlich geschäftliche Interessen in Frage kommen; den höheren Aufgaben einer Staatsmanufaktur ist damit nicht gedient.“

Karl Masner läßt in seiner Abhandlung über „Das Glas“ auf der Pariser Ausstellung (S. 122 ff.) der Luxuskunst eines Tiffany und Gallé volle Gerechtigkeit widerfahren, ohne doch zu leugnen, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die modernen ästhetischen Forderungen mit den praktischen zu vereinigen (S. 126).

E. Schwedler-Meyer besitzt genug Humor, um diesen Konflikt zu belächeln, soweit er sich in der Luxuskunst κατ' ἐξοχήν, der Goldschmiedekunst, abspielt. Er spottet mit behaglichem Schmunzeln über den monströsen Tafelaufsatz des deutschen Spießers, die kaum minder monströsen silbernen Rennpreise unserer Sportsmen, um dann Lalique als den genialen Reformator des Goldschmucks zu feiern. Lalique aber ist einer der wenigen unter den Kunsthandwerkern, der — obwohl von Hause aus Handwerker — doch schließlich den Vorwurf zu hören bekam, daß er nur »objets de

vitrine« liefere. Auch er muß einen Kampf führen mit den Bedürfnissen und Anschauungen einer lediglich an materielle Werthe glaubenden Gesellschaft, die sich als Auslese des Volkes ansieht, aber meines Erachtens künstlerischer Erziehung in weit höherem Maße bedarf als die breite Masse des Volkes selbst.

M. Dreger, der die Textilkunst behandelt (S. 145 ff.) kommt zu dem gleichen Ergebniß, wie Muthesius, daß England das Uebergewicht auf allen dem verfeinerten Komfort dienenden Gebieten beizumessen ist, insbesondere aber auf dem Gebiet der eigentlichen Kunstweberei.

R. Kautzsch, der Direktor des Buchgewerbemuseums in Leipzig, geht den Wandlungen des Geschmacks in der Buchausstattung mit akademisch kühler und etwas weitschweifiger Objektivität nach. Man sollte meinen, daß das Buch, dem deutschen Ideologen ein ebenso unentbehrliches wie werthvolles Requisit des Lebens, in Deutschland am ehesten ästhetisch kultivirt worden sei. Auch hier zeigt sich, daß die Werthschätzung, die ein Volk einer Sache angedeihen läßt, sich nur dann in künstlerischem Schmuck zeigt, wenn dieser selbst, unabhängig von dem Gegenstand, dem er angeheftet wird, ein Bedürfniß ist, dem man materielle Opfer zu bringen vermag. Auch Kautzsch schließt seine Ausführungen mit dem Satz: Je mehr das Buch Luxusgegenstand werden kann, um so mehr von wirklicher Kunst wird ihm zufallen; und erst, wenn auf diesem Weg Neues und ganz Gutes geschaffen ist, wird auch das tägliche Buch ganz gut werden."

Sehr negativ fällt auch das Urtheil aus, das Fritz Schumacher, der unlängst an das Dresdener Polytechnikum berufene Architekt, über die „Architektur und Dekoration auf der Pariser Weltausstellung" abgiebt (S. 215 ff.). Wenn irgendwo auf dem Grenzgebiet zwischen Kunst und Handwerk, verdient sein Mahnwort Beachtung, daß „der internationale Charakter, den die moderne Geschmacksbewegung anfangs anzunehmen schien", weder nöthig noch erstrebenswerth ist. Mit anderen Worten, daß sich ein jedes Volk erst auf seine langsam, aber sicher emporwachsenden ästhetischen Bedürfnisse besinnen soll, ehe es neue importirt und sich einzuimpfen bemüht.

Das gilt von der gesammten kunstgewerblichen Bewegung unserer Tage, wie von anderen Kulturgütern. Die Richtung unserer Kultur, und wenn sie selbst antikünstlerisch sein sollte, wird durch stärkere Mächte bestimmt, als durch ästhetische Belehrung. Wer historisch denken gelernt hat, wird daher begreifen, daß alle Versuche, durch Volksbildung hier Wandel zu schaffen, nur bis zu einer gewissen Grenze vordringen können, wenn sie nicht fest verankert sind in den Sphären, in denen Macht vor Recht geht

Ludwig Kaemmerer.

Nationalökonomie.

Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., 1902.

Es liegt der erste und der vierte Band vor, mit Arbeiten von Marx und Engels aus den Jahren 1841 bis 1850 und mit den von Lassalle an Marx und Engels von 1849 bis 1862 gerichteten Briefen. Mehring hat dem ersten Bande eine knappe Lebensgeschichte des jungen Marx vorausgeschickt und im Uebrigen die einzelnen Stücke durch Darstellungen des „historischen Milieus", aus dem sie herausgewachsen sind, „von selbst wieder aufleben" lassen, wie er sich ausdrückt. Eine Besprechung hat zweierlei in Betracht zu ziehen: die erläuternde Arbeit Mehrings und dann die erläuterten Publikationen aus dem Nachlaß, insofern sie zur Aufhellung des Marxschen und Lassalleschen Wesens beitragen.

Wendete man Mehrings Methode an, ohne seinen Gesichtspunkt zu theilen, so könnte und müßte man Mehrings Arbeit mit einem einzigen Stoß höhnend bei Seite schieben. Und Mehring dürfte sich garnicht beklagen, wenn ihm das widerfährt, was er selber ohne Scheu einem Ranke anthut (cf. I, 34). Indeß möge Herr Mehring sich die Wohlthat eines historischen Objektivismus bis zu gewissem Grade wenigstens gefallen lassen, vermöge dessen er als das zu würdigen ist, was er sein will: ein sozialdemokratischer Parteischriftsteller Marxscher Schule. Da Mehring einer wirklichen Objektivität gar nicht fähig ist — er bestreitet von seinem Standpunkte aus selbstverständlich die Möglichkeit einer solchen Objektivität — so hat er ganz recht, auch sachlich — nicht nur persönlich — recht, wenn er im Vorwort zum vierten Bande schreibt: „Ich habe mich bemüht, mit derjenigen Gewissenhaftigkeit, die gewiß die höchste Pflicht des Historikers ist, alles mir irgend zugängliche Material zu sammeln, aber ich habe die subjektive Auffassung, die dabei immer mitspielt, nicht zu verbergen gesucht, sondern sie geflissentlich hervorgekehrt, eben um das eigene Urtheil des Lesers nicht zu kaptiviren. Die Gefahr einer unzulässigen Beeinflussung liegt viel näher bei einer scheinbaren Objektivität, die thatsächlich niemals vorhanden ist und auch nicht vorhanden sein kann, als bei einer ehrlich-diskussiven Form, die den Leser entweder überzeugt oder zum Widerspruche herausfordert, in jedem Falle also sein eigenes Urtheil nicht einschläfert, sondern anregt."

Da also Widerspruch nicht nur erlaubt, sondern sogar gefordert ist, so muß ich von vornherein erklären: ich kann in dem jungen Marx beim besten Willen nicht den sich zu Höhen emporringenden „echten Göttersohn" sehen, den Mehring durchaus aus ihm machen will, ebenso wie ich in dem gereiften Marx nicht den Helden des Menschengeschlechts aus der Reihe der „respresentative men" zu begreifen vermag. Wir besitzen von Marx so überaus wenige menschliche Dokumente, die einen tieferen Einblick in

sein Wesen gestatteten. Da ist denn besonders werthvoll ein schon früher einmal in der „Neuen Zeit“ veröffentlichter und bei Mehring wieder auszugsweise abgedruckter Brief des Berliner Studenten Marx vom 10. November 1837. Der Briefschreiber dokumentirt sich hier als ein kleiner Faust, der eifrig gestrebt hat, das Sein des Lebens in seinen Tiefen zu erfassen, der große Pläne im Kopfe herumgewälzt und groß angelegte Arbeiten auf dem Papier nicht vollendet hat. Ja, aber welcher junge Mann hat nicht ein oder zwei Jahre, in denen er sich wie ein kleiner Faust geberdet? Mehring — oder ist es Eleanor Marx? — schreibt: „Den unersättlichen Wissensdurst, die unerschöpfliche Arbeitskraft, die unerbittliche Selbstkritik, die den Mann auszeichneten, wir sehen sie schon in dem Jüngling, der bis zur völligen Erschöpfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte um die Wahrheit ringt.“ Aber das ist ja größten Theils Renommage und Fiktion! Den Wissensdurst mag Marx vielleicht gehabt haben, aber diesen Durst zu stillen — und das ist doch erst das Verdienst — haben zahllose deutsche Gelehrte in höherem Maße verstanden. Die unerschöpfliche Arbeitskraft — davon wird besonders in sozialdemokratischen Kreisen viel gefabelt. Aber wo sind denn die Resultate dieser Arbeitskraft? Das Hauptwerk — sein einziges — hat Marx in Jahrzehnten nicht einmal halb vollendet. Dazu kommen dann wohl ein paar Broschüren bezugsweise Journalartikel und eine garnicht große Zahl von zum Theil recht mittelmäßigen Zeitungsartikeln. Lassalle hat in sechs Jahren mehr Arbeit geleistet, als Marx in ebensoviel Jahrzehnten. Nun sagt man: Marx hatte von seiner Londoner Warte aus die Arbeiterbewegung und damit überhaupt die gesammte Kulturentwickelung der ganzen zivilisirten Welt zu leiten. Man treibe doch keine Scherze! Wie hat er denn geleitet? Wo sind die Briefe oder sonstigen Direktiven? In Wahrheit dürfte es sich so verhalten, daß Marx nicht nur als Berliner Student, sondern immer eine zerrissene, unfertige Persönlichkeit gewesen ist, gerade so wie sein System auch zerrissen und ohne inneren, organischen Zusammenhang ist. Gewiß hat Marx in Folge des Zusammentreffens verschiedener Umstände eine historische Position inne Aber es giebt keine einzige historische Größe, die so wenig als „Persönlichkeit“ unmittelbar wirkt. Als rein persönlicher Charakterzug tritt in den von Mehring mitgetheilten Arbeiten des jungen Marx eigentlich nur einer hervor: eine höchst peinliche, echt talmudistische Rabbulistik, die sich mit einer rein äußerlichen Scheinlogik der Worte begnügt und sich nicht scheut, den inneren Sinn und Zusammenhang zu verletzen. Ich verweise dieserhalb auf die Seiten 274 und 323 des hier in Rede stehenden ersten Bandes. Ich kann also den großen Marx nirgends entdecken. Und dennoch wirken die Marxschen Publikationen, auch die jetzt von Mehring gegebenen, höchst bedeutend. Der Grund liegt darin, daß sie von Hegelschem Geist durchtränkt sind und stets die Anwendung der Hegelschen Methode erkennen lassen. Die Judenfrage z. B. — auf den Marxschen Aufsatz „Zur Judenfrage“ sei ganz besonders aufmerksam gemacht — kann

schwerlich von höheren Gesichtspunkten und einschneidender behandelt werden. Aber was wäre dieser Aufsatz ohne Hegel?

Marx konnte keinen größeren Gegensatz finden, als Lassalle. Marx ist nichts, er ist eigentlich nur ein Begriff, eine Lehre, ein System. Marx ist der Marxismus. In Lassalles Wirken dagegen war alles auf die Person gestellt. Es läßt sich nicht verhehlen, und es tritt auch wieder aus den von Mehring publizirten Briefen hervor, daß Lassalle gar zu sehr vom Werthe seiner Persönlichkeit durchdrungen war, bis zur Koketterie manchmal. Falsch aber wäre es doch, zu behaupten, daß es Lassalle einzig und allein an einer Heldenrolle auf dem Welttheater gelegen war. Er war nicht der Mensch, der irgendwie und irgendwo emporkommen wollte; sondern er war der bedeutende Mann, der sich seine Aufgabe suchte und der diese seine Aufgabe nothwendiger Weise in der Politik finden mußte. Ich kenne keine für Lassalle kennzeichnenderen Worte, als diese wenigen, gelegentlich einer Orientreise aus einem an Marx gerichteten Briefe vom 26. April 1857: „Selbstredend sieht und lernt man sehr vieles auf einer solchen Reise. Aber im Allgemeinen brachte ich mir die Ueberzeugung mit zurück, mit der ich schon hingegangen war. Wer ein Privatglück kennt, der findet dort alle Mittel und Bedingungen der individuellen Seligkeit, ganz anders, in einem weit höheren Grade als bei uns! Für wen aber der kulturhistorische Kampf Lebensbedürfniß ist, der kann nur in unserer Atmosphäre lange athmen, trotz Polizei und Quälerei und alledem!“ Wie ehrlich klingen diese Worte und wie ehren sie den Mann! Im selben Briefe schreibt er zur Vollendung seines Heraklit: „Vielleicht kann man es pedantisch finden von mir, dies gethan zu haben, da es mit den unmittelbaren — oder den eigentlich praktischen — Bedürfnissen der Zeit so wenig zusammenhängt. Aber nicht nur ist es eine Art Nothwendigkeit in meiner Persönlichkeit, nie etwas unvollendet zu lassen, was ich jemals angefangen habe — ich hasse solchen Dilettantismus ganz erschrecklich —, sondern auch sonst bin ich dieser Meinung nicht. Ich habe immer sehr viel auf antike, theoretische und philosophische Bildung gehalten und halte daran im Wesentlichen fest. Es ist die geistige Freiheit und somit Wurzel und Quelle aller andern! Deshalb erscheint mir jede wissenschaftliche Leistung in diesem Sinne immer höchst leistungswerth. Geisteswissenschaft und Politik sind durchaus weder Gegensätze noch — im tiefsten Sinne — unabhängig von einander. Wir Deutsche zumal haben uns nun einmal auf diesem Wege unseren Freiheitsbegriff erzeugt, und eben deshalb vielleicht einen zwar noch sehr unlebendigen, aber doch um so tieferen.“ Ich will mich darauf beschränken, aus den Briefen nur noch ein einziges Zitat zu geben, weil es nämlich in Hinsicht auf die jetzige sozialdemokratische Taktik von aktuellem Interesse ist. Im Februar 1860 schreibt Lasalle: „Wir müssen in Bezug auf die vulgär-demokratischen Parteien und ihre verschiedenen Nuancen eben so sehr die Identität als den Unterschied unseres sozialrevolutionären

Standpunktes mit ihnen festhalten. Bloß den Unterschied herauskehren — wird Zeit sein, wenn sie gesiegt haben." Man sieht, wie alt gewisse neue Gedankengänge sind!

Die Erläuterungen, die Franz Mehring zu den Marxschen Artikeln des ersten Bandes geschrieben hat, haben zwar keinen kritischen Werth, da Mehring eben zu sehr Marxist ist, aber sie sind treffliche und sachverständige Erläuterungen dessen, was Marx gesagt und gemeint hat. Mehrings Anmerkungen zu Lassalles Briefen sind von Grund aus verfehlt. Zwar steht Mehring auch zu Lassalle im Verhältniß verehrungsvollster Bewunderung. Aber er ist vor Allem um eins bemüht: er will den verehrten und großen Mann „retten" und erhalten für Marx und für die sozialdemokratische Partei. Marx ist für Mehring der Größere, darum soll Lassalle bis zu gewissem Grade wenigstens sein bewundernder und kongenialer Schüler sein. Mehring liest aus den Briefen heraus, daß Lassalle zu dem „großen Freunde" „trotz allen berechtigten Selbstbewußtseins in Marx den schärferen, tieferen, umfassenderen Kopf anerkannt hat." Das Gegentheil aber läßt sich viel eher herauslesen. Lassalle fühlte sich — und mit Recht — überlegen. Man lese einmal die Briefe, die die Verlagswerke und Verlagsgeschäfte behandeln. Daß Lassalle einen „ersten" Verleger ohne Mühe findet, davon spricht er als von etwas ganz Selbstverständlichem. Daß seine Bemühungen für Marx nicht so schnell von Erfolg sind, findet er aber auch ganz selbstverständlich. Er sagt das zwar nicht — dergleichen muß man eben zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Vielleicht, wahrscheinlich sogar sah Lassalle in Marx den bedeutenderen Spezialgelehrten, auf den er aber als „politischer Kopf" ein wenig herabschaute. Ferner war es auch die „gesellschaftliche" Position, auf die Lassalle ungeheuren Werth legte und die ihm ein starkes, manchmal geradezu unangenehm berührendes Ueberlegenheitsgefühl verlieh.

Schlimmer vergeht sich Mehring noch, wenn er Lassalle für die Sozialdemokratie retten und ihn daher von dem Verdachte irgendwelchen nationalen Empfindens zu reinigen eifrig bemüht ist. Mehring verhöhnt das „abgeschmackte Universitätsgeschwätz über den „guten" und „nationalen" Lassalle, der von dem „bösen" und „vaterlandslosen" Marx untergekriegt worden sei; wäre dieser Unsinn nicht schon todt geboren gewesen, so würden ihn die Briefe Lassalles an Marx allerdings mit Keulen todtschlagen." Mehrings scheltender Hohn wirkt sehr komisch, wenn man weiß, daß er früher in seiner nationalliberalen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie einmal selber geschrieben hat: „Wenige Wochen nach Lassalles Tode betrat sein einstiger Freund und Lehrer wieder die politische Bühne, Karl Marx, der ihm so wenig vergleichbar ist an allseitig glänzenden Gaben des Geistes, an organisatorischem Talent, an politischem Scharfblicke, als er ihn überragt an eiserner Konsequenz der Lebensanschauung und nahezu unabsehbarem Umfange nationalökonomischen Wissens . . . Sie mußten sich bis zu einem gewissen Grade abstoßen.

Lassalle war eine Makkabäernatur, glühender Impulse fähig und einer nationalen Begeisterung von echtem Gehalte, während Marx, immer berechnend, grübelnd, kalt, nur in den eisigen Regionen eines abstrakten Kosmopolitismus Lebensluft geathmet hat. Beide haben viel gefehlt und viel gesündigt, aber Lassalle steht uns selbst in seinen Fehlern menschlich näher, wie Marx in seinen Vorzügen. Die hinreißende Leidenschaft Lassalles, selbst wo sie in demagogisches Treiben entartet, bleibt immer sympathischer, als die sorgsam ausgeklügelten, giftig zugespitzten Antithesen in den öffentlichen Proklamationen von Marx; dort die Tatze des Löwen, hier das kalt funkelnde Auge der Schlange. Lassalle ist in seinen Kämpfen nur zu oft heftig, leidenschaftlich, rücksichtslos, ja selbst frech und roh gewesen, aber es war doch immer ein wilder Zorn, welcher den ganzen Mann fortriß, während die Polemik von Marx einen unsäglich keifenden, kleinlichen, versteckten, widerwärtigen Zug hat." Gewiß hat Mehring das Recht, seinen Standpunkt zu ändern. Aber ich meine, wer so selber einmal geschrieben hat, sollte immerhin mit ein bischen mehr Vorsicht und weniger Verachtung von dem sogenannten „abgeschmackten Universitätsgeschwätz" über den „guten" und „nationalen" Lassalle reden. Und daß die Briefe Lassalles an Marx diesen an sich schon „todtgeborenen Unsinn" „mit Keulen todtschlagen" sollen — diese Annahme und Behauptung wirft ein ganz besonderes böses Licht auf die Fähigkeit Mehrings zu historischer Kritik. Bildet sich Mehring wirklich ein, daß man Lassalles Briefe stets und ihrem ganzen Inhalte nach als reine Quelle für Lassalles Meinung und Gesinnung benutzen darf? Ich verzichte darauf, alle die Umstände geltend zu machen, die das ganz selbstverständlich nicht gestatten. Ich hebe nur ein Hauptmoment hervor. Ein Mann von der Vielfältigkeit des Empfindens und Verstehens eines Lassalle hat die Fähigkeit, mit den entgegengesetztesten Charakteren in ihrer Sprache zu reden. Er hat Berührungspunkte mit einem Marx so gut wie mit einem Bismarck und Rodbertus. Ein solcher Mann denkt auch gar nicht daran, einem Einzelnen seine ganze geöffnete Seele auf dem Präsentirteller entgegenzutragen. Er giebt Jedem, was ihm gebührt. Wie könnte denn ein Staatsmann und großer Politiker — und Lassalle hat etwas vom staatsmännischen Politiker großen Stils — hundert und mehr ganz verschiedenartige Charaktere an die richtige Stelle setzen und benutzen, wenn er jene Eigenschaft nicht hätte, jedem in seiner Weise gerecht zu werden. Lassalle denkt gar nicht daran, gleich Herrn Mehring rettungslos im Marxismus zu versinken; er fühlt sich Marx — das leuchtet aus tausend Zeilen seiner Briefe hervor — vielfach überlegen. Nur auf ein kleines, aber doch beweiskräftiges Beispiel für die Lassallesche Art sei hingewiesen. Mehring selbst schreibt (IV. 217): „Während Lassalle an die geliebte Russin (Sophie Solutzew) schreibt, nichts sei unwürdiger, verhängnißvoller, widernatürlicher, als bei geistiger Arbeit auf Erwerb zu rechnen, findet er in den Briefen an Marx, daß ehrliches Honorar für

ehrliche Geistesarbeit nicht schände, und bemüht sich mit allen Kräften, die günstigsten Honorarbedingungen für den Freund herauszuschlagen." Marx war eben in der Lage, ohne Honorar nicht schreiben zu können; also machte ihm Lassalle klar, es sei ehrenvoll, ein ehrliches Honorar zu nehmen. Unter andern Umständen wiederum hielt er es für schändlich, geistige Arbeit thalerweise verschachern zu müssen. In keinem der Fälle lügt oder heuchelt Lassalle; er paßt seine Ansicht nur realistisch den Umständen und Personen an. Das psychologische Verständniß dafür fehlt Mehring, der durch seine Tendenz, Lassalle unter allen Umständen für Marx und die Sozialdemokratie zu retten, sich selbst als kritischen Historiker völlig preisgeben muß. Und er will diese Preisgabe, er will diese Vergewaltigung seiner großen Begabung und seines reichen Wissens.

Max Lorenz.

Wesen und Werth kleinindustrieller Arbeit, gekennzeichnet in einer Darstellung der Bergischen Kleineisenindustrie von Dr. Franz Ziegler. Bruer & Co. Berlin 1901. VIII und 490 Seiten, 89 Seiten Tabellen, 1 Karte.

Eine Monographie, welche eines der wichtigsten Probleme der modernen Gewerbepolitik scharf beleuchtet. Die Frage nach der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Aufrechterhaltung des Handwerks und des im Handwerk repräsentirten Mittelstandes wird im Großen und Ganzen in unserer von den technischen Fortschritten in der Industrie überraschten Zeit herzlich wenig beachtet. Was auf dem Gebiet der Handwerkerpolitik in den letzten Jahren oder Jahrzehnten geleistet worden ist, macht fast insgesammt den Eindruck des mangelhaftesten Verständnisses für die ökonomische Lage einer Produktionsform, die zwischen industrieller Arbeiterschaft und industriellem Großbetrieb zwischen zwei Stühlen eingeklemmt sitzt.

Selbst die dankenswerthen Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" haben zur Lösung des Handwerkerproblems wenig beigetragen. Es liegt dies offenbar daran, daß der handwerksmäßige Betrieb örtlich so außerordentlich zersplittert ist, daß seine genaue Erfassung in zahlreichen Monographien, die naturgemäß in der Regel von verschiedenen Bearbeitern in Angriff genommen werden müssen, nicht möglich erscheint.

Demgegenüber hat das vorliegende Buch den großen Vorzug, ein örtlich scharf umgrenztes, in sich abgeschlossenes kleingewerbliches Gebiet zu behandeln. Die bergische Kleineisenindustrie, ursprünglich durchaus handwerksmäßig und zwar in vielfach von einander getrennten Handwerken betrieben, hat im Laufe des letzten Jahrhunderts eine Entwicklung durchgemacht, die zur Beurtheilung der Entwicklung des Handwerks überhaupt außerordentlich lehrreich ist, und wenn auch die Ergebnisse nicht als typisch für das Handwerk überhaupt angesehen werden können, so ergeben sich doch aus dieser Monographie werthvolle Gesichtspunkte, die ein lebhafteres Verständniß für die ökonomische Zukunft des Handwerks erschließen.

Die heute vorkommenden Betriebsarten in der bergischen Kleineisenindustrie, deren Mittelpunkt die Stadt Remscheid bildet, sind viererlei, das Handwerk, die Hausindustrie, der fabrikmäßige Großbetrieb und dazwischen liegend, von allen erstgenannten ein Stück enthaltend, die Mischform, welche wir als Kleinindustrie bezeichnen.

Der selbständige Kleinmeister, welcher seine Waare ohne besondere Arbeitstheilung mit oder ohne Gehilfen und Hilfsmaschinen, jedoch unter eigener technischer Leitung und Mitarbeit im Hauptberuf herstellt, repräsentirt den Typus des Handwerks. Neben diesen selbständigen Meistern giebt es solche, die zwar an selbst beschafften Arbeitsstellen und mit eigenen Werkzeugen, aber gegen Lieferung des Rohmaterials in Lohn für Fabrikanten, Kaufleute rc. arbeiten, die hausindustriellen Stücklohnarbeiter. Aus diesen beiden Formen heraus wächst der Kleinindustrielle, der sich von der Abhängigkeit, von der fremden Vermittelung sowohl des vertreibenden Kaufmanns wie des arbeitgebenden Fabrikanten freimacht und selbständig in den Austausch des Waarenmarktes eintritt. Das Aufrücken aus dieser Vorstufe des geschlossenen Fabrikbetriebes zum modernen Fabrikanten ist dabei nur noch eine Frage der Glücksfälle und der Intelligenz, des Betriebskapitals und der guten Spekulation.

Im bergischen Lande nun ist dieser Kleinmeister mit eigenem Anlage- und Betriebskapital, der sich größtentheils den Rohstoff selber kauft und ihn auf eigene Rechnung verarbeitet, um dann die fertige Waare theils an Zwischenhändler, theils direkt an die Eisenhandlungen im Lande oder auch an die Konsumenten abzusetzen, in überwiegender Mehrheit vertreten. Das Hauptmerkmal, welches ihn von dem Großfabrikanten unterscheidet liegt in dem sozialen Charakter seiner Stellung, er arbeitet in der Regel selbst praktisch mit und besorgt nebenbei ohne geschulte kommerzielle Bildung die kaufmännischen Arbeiten. Sein Betrieb ist somit eine Mischform mit der Tendenz, die maschinelle Herstellung billiger Massenartikel zu verbinden mit der arbeitstheilig organisirten Erzeugung handwerksmäßiger Qualitätwaare.

Den eigentlichen Inhalt des Ziegler'schen Buches bildet nun der Kampf dieser Kleinindustrie, welche mit allen Mitteln versucht, sich gegen den industriellen Großbetrieb zu behaupten, bezw. zu diesem Großbetrieb hinaufzusteigen, und dabei theils aus dem handwerksmäßigen bezw. hausindustriellen Betrieb neue Kräfte in sich aufnimmt, theils aber unter Aufgabe des schweren Konkurrenzkampfes mit der Großindustrie wieder in die Hausindustrie und schließlich in die Klasse der industriellen Arbeiterschaft hinabsinkt. Ziegler untersucht diese Frage für eine große Zahl von Gewerben der Kleineisenindustrie. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der allgemeinen Resultate.

Ziegler giebt eine statistische Uebersicht über die selbstständigen kleinindustriellen Gewerbetreibenden des Stadtkreises Remscheid. Dieselbe

umfaßt 70 verschiedene Gewerbearten und steigt von 1888 Personen im Jahre 1870 auf 3234 Personen im Jahre 1899.

Nach dem Krankenkassenverzeichniß angefertigte Berichte über die Zahl der Betriebe und der Arbeiter im Stadtkreis Remscheid für die Jahre 1894, 1899 und 1900 ergeben, daß auch gegenwärtig noch die Zahl der Allein- und Kleinbetriebe die breite Basis des gesammten industriellen Aufbaues der bergischen Industrie bilden und die übrigen Betriebe um das 5—6 fache überragen, dagegen überragen die an Zahl bedeutend zurückstehenden Mittel- und Großbetriebe die erstgenannten Kleinbetriebe an Umfang und Produktionsintensität bei weitem. Die Betriebe mit 1 und 2 Arbeitern, welche im Jahre 1900 44 % aller Betriebe ausmachten, gehen zurück. Von den Betrieben mit 3 Arbeitern an, ist ein ständiges Wachsthum zu konstatieren, nur halten die kleineren Betriebe nicht gleichen Schritt mit der Zunahme der größeren. Ziegler giebt eine Schilderung über die äußeren Verhältnisse der Kleineisenindustrie, die fast auf allen Höfen vertreten ist. „Ueberall hört man stetiges Hämmern, hier und da untermischt mit dem scharfen Kratzen des Schleifsteins und oft begleitet von dem penetranten Geruch des Härteöls. Die gedrungene Esse einer kleinen Schmiede ist hier vielfach vertreten. Fast Haus für Haus werden die Unterräume der abfallenden Fachwerkhäuser als meist ungedielte, von zahlreichen Fenstern erhellte Werkstätten benutzt, in denen am häufigsten der Feilenhauer vor seinem Amboß sitzt und von früh bis spät ununterbrochen pickt."

Der Siegeslauf der Maschine ist es gewesen, der den gewerblichen Kleinbetrieb im bergischen Lande in seine schwierige Lage gebracht hat. Nur diejenigen Kleinbetriebe, deren Inhaber rechtzeitig die Fortschritte der modernen Technik erkannten und befolgten und die meist Haus- und Grundbesitzer waren, hielten und entwickelten sich. Viele von ihnen sind zu Fabrikanten aufgerückt, andere begnügen sich mit der bewahrten auskömmlichen Selbständigkeit. In früheren Jahrzehnten hat es fast ausnahmslos von dem Blick für den richtigen Moment und von dem Erfassen desselben abgehangen, wenn sich der Kleingewerbetreibende zum Kleinindustriellen bezw. zum Großfabrikanten aufschwang. Wer den richtigen Augenblick seiner Zeit verpaßte, wurde dadurch in eine schwächere Stellung gebracht; indessen auch fernerhin, namentlich in Zeiten des wirthschaftlichen Aufschwunges, blieb den intelligenten und strebsamen Kleinmeistern häufig eine Gelegenheit, sich zur industriellen Kleinindustrie aufzuschwingen, insbesondere, wenn es ihnen gelang, durch Verbindung mit kapitalkräftigen Kaufleuten die erforderlichen Maschinen anzuschaffen.

Ein neuer Antrieb und eine neue Möglichkeit zu dieser Aufwärtsentwicklung ist in überraschender Weise durch das Aufkommen der kleinen Kraftmotoren gegeben worden, sowie ferner durch die bei dem heutigen Stand der Maschinentechnik immer billiger und besser werdenden Werkzeugmaschinen. In dem Maße, wie diese letzteren und die theilbare Betriebs-

kraft kleiner Motoren den Kleingewerbetreibenden zugänglich werden, sind die Aussichten auf Erhaltung und Stärkung des kleinindustriellen Betriebes außerordentlich gewachsen, und diejenigen Handwerker, welche Intelligenz und Verständniß genug besitzen, diese technischen Errungenschaften für ihren Betrieb nutzbar zu machen, sind durchweg in eine günstigere Position gerathen. Es ist höchst bemerkenswerth, daß Intelligenz und Strebsamkeit bei einer Verbesserung der Situation die ausschlaggebenden Momente sind. Bei den Intelligenten und Strebsamen hat die erleichterte Beschaffungsmöglichkeit technisch vorgeschrittener Betriebsmittel ein Frohgefühl und eine Schaffensfreudigkeit erzeugt, welche die weniger einsichtigen, unter ihrer schweren Lage seufzenden Kleinmeister mit Trauer und Neid erfüllt. Die Zuversicht der erstgenannten ist aber noch wesentlich gewachsen, seitdem die Elektrizität eine wesentlich verbilligte und verbesserte Triebkraft für den kleinindustriellen Betrieb geliefert hat.

Im Rahmen dieser letzten Ausführungen halten sich die Vorschläge Zieglers zur weiteren Beförderung der geschilderten Entwicklung. Das Hauptgewicht legt Ziegler auf die kaufmännische und gewerbliche Fachbildung, auf die erleichterte Zugänglichmachung kleiner Kraftmotoren, auf die Schaffung billiger Kraftquellen, insbesondere durch Thalsperren, auf genossenschaftliche Organisation, insbesondere für den Einkauf und für den Kredit. Der Staat soll vor Allem helfen durch eine zweckmäßige Handelspolitik, auf welche Ziegler großes Gewicht legt. Es empfiehlt sich, so sagt er, für die bergische Kleineisenindustrie nicht der Schutzzoll, sondern die Förderung der möglichst vermehrten Ausfuhr in freier Bewegung durch Handelsverträge im Prinzip des Freihandels, auch wenn nöthig unter Anwendung von Kampfzöllen mit Herabsetzung und Beeinträchtigung der Schutzzölle unter Gewähr der Meistbegünstigung."

Zieglers umfangreiche Studie ist außerordentlich interessant, wenn auch durch vielerlei Zahlen- und Kleinmaterial belastet; es lassen sich trotzdessen mit genügender Deutlichkeit die springenden Punkte erkennen; dieselben sind für die Entwicklungsmöglichkeit des Handwerks sehr bedeutsam. Es berührt sympathisch und erscheint aus den geschilderten Verhältnissen mit Nothwendigkeit begründet, daß Ziegler nicht zu Vorschlägen kommt, wie der Befähigungsnachweis, der Innungszwang und andere Mittel der sogenannten „Mittelstandspolitik", sondern, daß er die Wege weist, auf denen das Handwerk unter äußerster Anspannung freilich und unter Mithilfe staatlicher Faktoren, aber im Wesentlichen doch aus eigener Kraft seine Zukunft finden kann.

Dr. Hjalmar Schacht.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Lebendige Stunden. Vier Einakter von Arthur Schnitzler: Lebendige Stunden. — Die Frau mit dem Dolche. — Die letzten Masken. — Literatur.

Schnitzler ist der Bühnendichter, der unter seinen Kollegen dem Kritiker die ungetrübteste Freude gewährt. Von ihm hat Niemand im Ueberschwang kritikloser Hoffnung verlangt, daß er ein Zeitalter neuer Kunstkultur herausführen möge. Man hat an ihn nie Forderungen gestellt, die dann nicht eingelöst werden konnten. Man hat ihn nie leidenschaftlich bekämpfen müssen, weil Ansprüche und Leistungen in gar zu großem Gegensatze ständen. Arthur Schnitzler ist ein sehr geistreicher Mann, der mit feiner und wohl erwogener Kunst vornehmen Genuß gewährt. Das beweist er auch wieder in seinen neuen vier Einaktern, die bei gelungenster Darstellung im Deutschen Theater einen ebenso schönen wie berechtigten Erfolg davongetragen haben. Die vier Stücke setzen mit dem ersten ein Bischen matt ein, verblüffen mit dem zweiten, geben im dritten den zweitbesten Einakter, der in Deutschland geschrieben ist, wenn „Der grüne Kakadu" der erstbeste ist, und schließen im vierten mit einem „Schwank", der sich sehen und hören lassen kann und der diese vielverachtete Gattung wirklich und vielleicht zum ersten Male in die Literatur einführt.

* * *

Die „Lebendigen Stunden" sind nichts als ein Dialog zwischen dem älteren Herrn Anton Hausdorfer und dem jungen Dichter Heinrich. Diesem ist nach langwierigem, schwerem Leiden die Mutter gestorben, die jenes hochverehrte und tiefgeliebte Freundin war. Die beiden Männer werden in Gegensatz gebracht durch die Art, wie sie sich mit ihren Schmerz abfinden. Haushofer nimmt am Leben und seinen Schicksalsfällen unmittelbar Theil, mit Schmerz oder Freude. Jetzt, beim Tode der geliebten Frau, verzehrt er sich in Gram und findet keinen Weg aus dem Reich des Schmerzes. Der junge Dichter zeigt diesen Weg, in seiner Fähigkeit, sich künstlerisch zu entladen und zu entlasten. Das begreift der Alte nicht: „Was ist denn Deine ganze Schreiberei, und wenn Du das größte Genie bist, was ist sie denn gegen so eine Stunde, so eine lebendige Stunde, in

der Deine Mutter hier auf dem Lehnstuhl gesessen ist und zu uns geredet hat, oder auch geschwiegen — aber da ist sie gewesen, — da! und sie hat gelebt, gelebt!“ Darauf erwidert Heinrich, der junge Dichtersmann: „Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert. Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden Dauer zu verleihen, über ihre Zeit hinaus“ — durch die Kunst nämlich. Es ist der Gegensatz des ästhetischen und des praktischen Menschen, der zwischen Heinrich und Anton Hausdorfer zum Austrag kommt.

* * *

„Die Frau mit dem Dolche“ wirbelt allerlei Stimmungen und Gefühle im Zuschauer aus dem Untergrund der Seele auf, ohne diese Gefühle wirklich auszulösen und klare Stimmung zu hinterlassen. Man wird sehr verblüfft und wundert sich, aber schließlich: man weiß nicht, was soll es bedeuten. Ich vermuthe, daß auch hier wieder der Gegensatz zwischen dem ästhetischen und praktischen Menschen eine gewisse Rolle spielt. Die ästhetischen Menschen sind der moderne Dichter und der Maler Remigio. Der praktische Mensch ist in Leonhard bezugsweise Lionardo verkörpert. Ihre praktische oder ästhetische Art entäußert sich gegenüber Pauline bezugsweise Paola. Wie aber ist's mit dieser Pauline bestellt? Ist sie Objekt der Seelenwanderung und wirklich einmal Paola gewesen? Ist die Szene aus der Renaissance als wirklich geschehener Vorfall objektiv gemeint? Oder ist Pauline ein hysterisches Ueberweibchen und ist jene Szene nur Paulines Phantasie? Ist diese Pauline ernst gemeint oder ist sie Satire? Warum gewährt sie zum Schluß dem Leonhard doch das Stelldichein? Will sie ihren Dichtergatten durch eine erregende That zu einem neuen Werk inspiriren, so wie der Maler Remigio nach Paolas Vergehen erst zur Vollendung seines Gemäldes gelangt? Oder ist der Gedanke an die Frau mit dem Dolche für Pauline nur Vorwand, nur Einkleidung? Daß Schnitzler alle diese Fragen anregt, ohne eine klare Antwort zu geben, daß er allerlei Gefühle aufregt, ohne sie auszulösen, daß wir in einem Wust ungeklärter Stimmungen und Vermuthungen stecken bleiben — das erzeugt schließlich ein Unlustgefühl.

* * *

„Die letzten Masken“ haben zum „Helden“ einen kleinen Journalisten, der im Spital seine große und reine Seele verhaucht. Diesem Helden wird noch ein anderer Held gegenübergestellt, ein „berühmter“ Dichter, der erfolggekrönte Dichter der Masse, der Tantiemenheros; Alexander Weihgast lautet sein unsterblicher Name. Im Aufflackern eines letzten Willens zum Leben will der arme, sterbende Journalist dem berühmten Dichter, der vor Jahrzehnten einmal sein „Freund“ war, die Wahrheit ins Gesicht schleudern. Er läßt also den Freund rufen, der kommt — und wie kommt er, jeder Zoll ein „Dichter“! — Doch als er nun da ist, der

Heros, da kann der Sterbende nur lachen, lächeln, sehen, schauen, sich wundern und schweigen. „Wie armselig sind doch die Leute, die auch morgen noch leben müssen."

Es könnte nach meiner Inhaltsangabe so scheinen, als ob Schnitzler in brutaler Weise die edle Seele, die in der schlechten Welt keinen Erfolg gehabt hat und den innerlich kleinen „großen" Dichter kontrastirt, womit natürlich ein sehr leichter moralischer Erfolg zu erzielen wäre, der aber mit Kunst und Literatur nichts zu thun hätte. Man muß aber sehen, wie Schnitzler seine Gestalten hinstellt! Alexander Weihgast verdient es wirklich, als Typus den unsterblichen Figuren der Weltliteratur eingereiht zu werden. Er ist auch durchaus nicht nur komische Gestalt. Der arme Kerl hat auch seine Sorgen und seine Tragik. Diese Tragik liegt in dem Gegensatz zwischen seiner Selbsteinschätzung, zu der er nothwendiger Weise durch den Beifall der Massen und die Höhe der Tantiemen geführt werden muß — und seiner literarischen Werthlosigkeit, die allen Kennern kein Geheimniß ist.

Und wie fein und reich ist Schnitzlers Werk an Einzelzügen und Kleinigkeiten! Wie tiefsinnig ist es begründet, daß der Journalist dem Dichter schließlich im entscheidenden Moment wortlos gegenübersitzt! Der eine Grund ist der, daß es der komischen Dichtergestalt gegenüber gar keiner Rache und keines gerechten Ausgleichs bedarf. Aber es tritt noch ein anderer Grund für Rademachers Verstummen hinzu, der in der Szene mit dem Schauspieler Florian Jackwerth liegt. Indem nämlich der Journalist im Vorgefühl seines Rachegenusses die Szene dem Dichter gegenüber mit dem Schauspieler „probt" — in den Journalisten steckt doch auch gewöhnlich ein Stückchen Schauspieler —, entladet er sich seines Zornes. Die Schauspielkunst befreit ihn von der letzten Regung des brutalen Willens zum Leben. Es findet eine geradezu Aristotelische Katharsis statt. Nun ist er frei; der Lebenstrieb ist todt. Die Schleier gleiten von den Augen; die letzten Masken fallen. Er sieht dem Dichter bis auf den Grund seiner Seele und seiner zugleich komischen und tristen Existenz.

Auch wir sehen — mit Rademachers Augen — dem Herrn Alexander Weihgast tief in die Seele. Der Dichter versteht es aber mit feinster Kunst, uns diesen Herrn noch anschaulicher zu machen, indem er an unsere Phantasie appellirt. Das ist die Stelle, an der der Jornalist sogleich nach dem Weggang Weihgasts wie fernseherisch sagt: „Jetzt ist er unten. Jetzt geht er durch die Allee — durch's Thor — jetzt ist er auf der Straße — die Laternen brennen — die Wagen rollen — Leute kommen von oben . . . und unten . . ." Und dazwischen sehen wir die Gestalt des Tantiemenheros im Cylinder und Gehpelz mit komischer und trister Grandezza schreiten; wir sehen ihn in der Phantasie mit eindringendster Deutlichkeit. Denn die Phantasie macht uns ja die Dinge noch anschaulicher, als die Anschauung.

Endlich noch: Wie prächtig gelungen ist die Gestalt des Schauspielers Jackwerth! Wie genau beobachtet sind die vielen einzelnen Züge im Krankenhaus! Wie treffend charakterisirt ist der Leichtsinn Jackwerths unter all den Kranken und Sterbenden, und dann sein plötzliches Erschrecken und seine Flucht in die Ecke, als Rademacher stirbt. Man muß Aehnliches aus eigener Anschauung kennen, um Schnitzlers Darstellung würdigen zu können. Doch das ist kein Wunder, da der Dichter in seinem bürgerlichen Beruf Arzt ist.

Es wäre ungerecht, das Stück zu rühmen, ohne der glänzenden Darstellung durch die Herren Bassermann, Fischer und Reinhardt zu gedenken.

* * *

Ueber den Schwank „Literatur" Näheres zu sagen, darauf verzichte ich. Dieses Feuerwerk eines witzigen Geistes muß und darf man ohne Kritik auf sich wirken lassen. Was die Darstellung betrifft — Irene Triesch als Margarethe: „Ihr werdet selten ihresgleichen seh'n."*)

Karlshorst, 24. Januar. Max Lorenz.

---

*) Die Buchausgabe der „Lebendigen Stunden" ist bei S. Fischer in Berlin erschienen. Preis 2 Mk.

Politische Korrespondenz.

Dänisch-Westindien.

Soeben kommt die Nachricht, daß in Washington ein Vertrag der Vereinigten Staaten mit Dänemark über den Ankauf der dänischen Antillen abgeschlossen worden ist. Noch ist der Vertrag nicht ratifizirt, er bedarf noch der Zustimmung der Parlamente hüben und drüben und der Abstimmung der Einwohner. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, einmal das Maß des Interesses festzustellen, das auch Deutschland an dieser Angelegenheit hat.

Dänisch-Westindien besteht aus drei Inseln: St. Thomas, St. Croix und St. John. Keine von ihnen hat territorial irgend einen Werth. Sie sind so klein, daß sie für eine tropische Plantagenkultur kaum in Betracht kommen können. Die eine aber, St. Thomas, hat einen vorzüglichen Hafen, einen Hafen, der vermöge der zentralen Lage der Inseln vor dem Karaibischen Meere eine ganz ungewöhnliche Bedeutung erlangt hat. Früher war hier das europäische Handelsemporium für ganz Westindien, Mittelamerika, Kolumbia und Venezuela. Jede in diese Länder bestimmte Waare ging durch die Hände des dortigen Kaufmanns. Heute, seitdem die europäische Kaufmannschaft sich über die tropischen Länder zerstreut hat, ist hier der Mittelpunkt des Verkehrsnetzes, auf dem das ganze Wirthschaftsleben des früher von St. Thomas mit Waaren versorgten Gebietes beruht. Alle um das Karaibische Meer und den Golf von Mexiko herumliegenden Staaten und die darin liegenden Inseln empfangen heut ihr ökonomisches Leben aus dem Dampferliniensystem, das über das Meer ausgebreitet ist. Dieses aber strahlt aus von St. Thomas. Hier laufen die Stränge der mittelamerikanisch-westindischen Kabel zusammen; hier haben in Folge dessen alle dort verkehrenden Dampferlinien ihre Hauptagentur und ihr Kohlendepot. Jedes von Europa kommende Schiff läuft hier an, erhält hier seine Ordres, holt sich hier seine Feuerung und die für die Tropen nöthige schwarze Verladungsbemannung.

Weit mehr als die Hälfte aller in St. Thomas ein- und auslaufenden Schiffe aber sind deutsche, es sind Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie; diese besorgt den größten Theil des Verkehrs in dem ganzen Gebiete. In Wahrheit ist St. Thomas ein Verkehrszentrum vornehmlich deutschen

Charakters. Der in der Hafenstadt Charlotte Amalie sitzende Oberinspektor der deutschen Linie ist der gesellschaftliche König der Insel. Deren Bevölkerung lebt von dem Geld, das sie als Bemannung auf deutschen Schiffen verdient.

Es ist demnach klar, daß es uns nicht gleichgiltig sein kann, wer die Insel besitzt. Wer sie besitzt, hat mit dem gesammten übrigen auch unsern dortigen Verkehr in seiner Hand. Wir können ihm nicht durch Verlegung unserer Hauptagentur und unseres Kohlendepots ausweichen, da wir mit beiden an das Kabelzentrum, das dort ist, gebunden sind. — Konnten wir nun immerhin die Herrschaft eines Staates wie Dänemark ertragen, der kein Konkurrent von uns ist, dort keine Machtinteressen besitzt und die Insel sicher immer als Freihafen behandeln wird, so ist es ganz etwas Anderes, wenn die Insel in die Hände des Staates übergeht, der in jedem Betracht unser stärkster Rivale dort ist, bei dem es gerade Machtinteressen sind, die ihn zur Erwerbung hintreiben und der die Insel nichts weniger als sicher dauernd als Freihafen belassen wird. Es bedroht das unsere gesammte wirthschaftliche Position dortselbst unmittelbar und es bedroht dadurch unsere Position in Westindien und Mittelamerika überhaupt.

Der Einwand liegt nahe, daß wir doch auch nach Newyork, nach den Vereinigten Staaten selbst, sehr entwickelte Handelsbeziehungen haben. Wäre es nicht dasselbe, wenn nun auch noch St. Thomas unter diese Obrigkeit käme? Es ist doch ein Unterschied. Die Amerikaner können unseren Handel in allen ihren Häfen, sobald sie wollen, empfindlich stören. Aber der Handel über Newyork geht in das Hinterland der Vereinigten Staaten selbst; tritt hier eine Störung ein, so leiden nicht nur die Deutschen, sondern auch die Bürger der Republik. Der Handel über St. Thomas aber geht in Gebiete, deren etwaige Nachtheile oder Leiden die Vereinigten Staaten mit großem Gleichmuth ansehen könnten. Deutschland hat mit Brasilien, Venezuela, Costa Rica, Haiti, St. Domingo nicht einmal einen Meistbegünstigungsvertrag.

Was sollen wir thun? Das Dümmste, das wir hätten thun können, wäre, daß wir selbst St. Thomas zu erwerben versuchten. Es wäre das unsinnig, nicht so sehr, weil wir dabei wahrscheinlich mit der Monroe-Doktrin zusammenstoßen würden — diese ist ja kein völkerrechtlicher Vertrag —, aber der Versuch der Erwerbung wäre verkehrt, weil unsere eigenen Interessen uns jeden politischen Besitzerwerb auf amerikanischem Boden verbieten. Es giebt für uns keinen anderen Weg, in dem nicht yankeesirten Amerika Einfluß und wirthschaftlichen Boden zu behalten, als den, alle dortigen Staaten fest überzeugt zu halten, daß wir auf territoriale Vergrößerung nicht ausgehen und daß sie in Folge dessen in ihrer Selbstständigkeit durch uns nicht bedroht sind. Nur so können wir sie von dem Liebesgang zu den Vereinigten Staaten abhalten und ihnen den Charakter für uns dauernd offener Märkte bewahren. Sobald wir uns um St. Thomas bewürben, wäre das Vertrauen dazu dahin.

Aber das Nichterwerben schließt noch nicht ein, daß wir die Insel getrosten Muthes an die Vereinigten Staaten übergehen lassen. Man stelle sich einmal vor, England besäße in der Kolonie irgend eines ihm befreundeten Staates erhebliche Wirthschaftsinteressen; glaubt man wirklich, daß es keinen Weg finden würde, zu verhindern, daß diese Kolonie in die Hände eines Rivalen geriethe? Es fände einen Weg. Welchen? Fragen wir einmal: warum wollen denn die Dänen die Insel verkaufen? Die Antwort ist einfach, sie haben dort eine sehr kostspielige Verwaltung, es sind von ihnen obligatorische Volksschulen eingerichtet, in denen die Negerjungen nicht bloß eine, sondern zwei Sprachen lernen, Fortbildungsschulen und allerlei andere theuere Dinge. Sie haben aber auf den Inseln heute so gut wie gar keine Wirtschaftsinteressen mehr für ihre Person. Sie unterhalten das Alles in Wahrheit mit vielem Gelde für Andere, für Deutschland, präziser gesagt, für die Hamburg-Amerika-Linie. Wäre es nun nicht natürlich, daß die Länder, die heute den Vortheil von der Verwaltung der Insel haben, auch zu den Kosten der Verwaltung beitrügen, daß sie z. B. ihre Bereitwilligkeit, sich zu diesem Zweck besteuern zu lassen, aussprächen, wobei ja gar nicht gesagt wäre, daß die Schifffahrtsgesellschaft, die dann besteuert würde, die Steuer endgiltig aus ihrer Tasche hergeben müßte? Und wäre nicht, wenn die Inseln sich auf diese Weise finanziell selber trügen mit dem Anlaß auch die Wahrscheinlichkeit beseitigt, daß Dänemarck sie jemals hergäbe? Man sollte das eigentlich denken. — Es besteht aber für die Erhaltung des status quo noch ein anderer Weg. Nach Zeitungsnachrichten hat sich in Kopenhagen ein Konsortium gebildet, das die Inseln dem Lande erhalten will. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß es nicht kapitalkräftig genug ist, um das allein zu leisten. Aber es sollte doch für uns nicht schwer sein, es dazu kräftig zu machen. Damit wäre dann das Gleiche erreicht. Jedenfalls ist eines sicher: Deutschland hat soviel wirthschaftliche Positionen in der Welt an andere Völker übergehen lassen, es hat so wenig dauernd sichere Posten in ihr, daß es ein wenig viel heißen würde: wenn es eine so werthvolle, chancenreiche Stellung wie die in St. Thomas ohne Weiteres in die Hände seines wesentlichsten Konkurrenten gelangen ließe.

Denn die volle wirthschaftliche Bedeutung von St. Thomas liegt sogar erst in der Zukunft. Heute ist es nur der Zugangspunkt des Verkehrs zu den Uferstaaten des karaibischen Meeres und des mexikanischen Golfs. Aber die dünne Wand, die diese Meere vom stillen Ozean trennt, wird einmal durchstochen werden. Der mittelamerikanische Kanal kommt, und wenn er da ist, fluthet der ganze Verkehr, der ihn beleben wird, an St. Thomas vorbei. Dieser Verkehr aber wird gewaltig sein, selbst wenn man ihn so niedrig als angängig einschätzt. Es wird der Verkehr sein, der Europa mit der Westküste des amerikanischen Kontinents, und der auch die Vereinigten Staaten mit dieser und außerdem mit ganz China, Australien und Indien verbindet. St. Thomas wird für alle europäischen

Schiffe dieses Verkehrsstroms der erste Hafen sein, auf den sie nach Durchquerung des atlantischen Ozeans stoßen, es wird ihr Kohlenerneuerungs- und ihr Direktionshafen werden. Mit andern Worten, es wird das Port Said des kommmenden Kanals sein.

Dieses neue Port Said sollen wir sich aus einem unter allen Umständen neutralen Freihafen in einen Theil der Vereinigten Staaten verwandeln sehen, ohne die Finger zu rühren? Wir haben gewiß allen Grund und auch alle Absicht, die engste politische Freundschaft mit den Vereinigten Staaten zu pflegen. Aber die Wahrung unserer wirtschaftlichen Interessen ist eine davon unabhängige Sache, und diese Interessen verlangen, daß wir alles dafür thun, daß Dänisch-Westindien bei Dänemark bleibt.

A. W.

Die Bagdadbahn.

Die Thatsache der endgültigen Konzessionsertheilung für den Bau der Bagdadbahn an die anatolische Eisenbahngesellschaft hat in der deutschen Presse bisher eine merkwürdig geringe Resonanz gefunden. Es erscheint das um so verwunderlicher, als ein unmittelbar vorhergehendes Ereigniß nach dieser Richtung hin bereits eine starke politische Ueberraschung gebracht hatte, nämlich die räthselhafte Veröffentlichung des russischen Finanzministeriums in seinem amtlichen Organ über Rußlands Stellung zur Bagdadbahn. Die Bedeutung dieses viel zu wenig beachteten und seiner Entstehung nach durchaus unaufgeklärten Artikels ist aber eine so große, daß einige Ausführungen über ihn allem Weiteren, was über die Konzession selbst zu sagen wäre, vorausgeschickt werden müssen.

Am 5. Januar, also fast 2 Wochen vor der wirklichen Ausfertigung der Konzession, erschien in der amtlichen Finanz- und Handelszeitung in St. Petersburg eine Kundmachung des Finanzministeriums folgenden Inhalts: Die anatolische Eisenbahngesellschaft habe die Konzession zum Bau der Bagdadbahn von der türkischen Regierung erhalten; sie habe 40 % des Baukapitals an französisch-belgische Kapitalisten abgetreten und biete dem Kapital Rußlands und anderer mit der Türkei Handel treibender Länder weitere 40 % zur Uebernahme an. Das Finanzministerium bringe diese Offerte der Bahngesellschaft zwar zur Kenntniß des russischen Publikums, verhehle aber im Uebrigen weder sich selbst, noch vor der öffentlichen Meinung Rußlands seine Ueberzeugung, daß die Bagdadbahn den russischen Interessen im Prinzip abträglich sei, sowohl deshalb, weil durch sie in Kleinasien ein fremder politischer Einfluß, nämlich der deutsche, stabilirt werde, als auch weil in Zukunft dem russischen Getreideexport von dorther große Gefahren drohten; endlich aber auch, weil durch diese neue Verkehrslinie der Ueberlandweg von Europa nach Indien, der von rechtswegen durch das russische Turkestan und Afghanistan führen müsse, auf eine unnatürliche Weise nach Süden verschoben werde. Für Rußland sei

der gebotene Gegenzug gegen die Bagdadbahn eine Verständigung mit England betreffend den Zusammenschluß des turkestanischen und des indo-britischen Eisenbahnnetzes über Herat (und Kandahar). Dem stehe allerdings das traditionelle gegenseitige Mißtrauen zwischen Rußland und England im Wege. Aber dieses Mißtrauen sei gänzlich unberechtigt und werde von selbst schwinden, sobald die beiden Mächte sich erst entschließen würden, unmittelbare Nachbarn zu werden. Je näher Rußland und England an einander rückten, desto sicherer würden sie begreifen, daß es zwischen ihnen kaum einen Punkt gäbe, an denen ihre Interessen sich nicht gegen einander abgrenzen ließen. Die Betheiligung an der Bagdadbahn müsse Rußland ferner unter dem Gesichtspunkt ablehnen, daß je mehr Mitbesitzer an der Linie existierten, desto mehr Mißverständnisse und internationale politische Schwierigkeiten zu erwarten seien. Schließlich könne doch nur eine einzige Nation wirklich den vorwaltenden Einfluß auf den Betrieb der Bahn üben; daß gerade Rußland es sein werde, sei aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich. Rußlands Aufgaben lägen in dem Ausbau der Eisenbahnen innerhalb seiner eigenen Grenzen; was die Bagdadbahn betrifft, so müsse sein Hauptinteresse bloß sein, daß der Eingang der Ratenzahlungen aus der türkischen Kriegsentschädigung durch die Garantieleistung des Sultans gegenüber der Bahn nicht geschädigt werde.

Soweit dieser merkwürdige Artikel. Wenn man ihn liest, so hat man zunächst den Eindruck, namentlich gegenüber dem russischen Original mit seiner bedeutenden Länge und seiner umfangreichen historischen Einleitung über die erste Entstehung und die allmähliche Entwickelung des Bahnprojekts, daß hier überhaupt kein Zeitungsaufsatz vorliegt, sondern eine versehentlich an die Oeffentlichkeit gelangte Denkschrift, die im Finanzministerium, sei es für den Minister selbst, sei es für sonst jemanden, ausgearbeitet worden ist. Der dunkelste Punkt steckt jedenfalls im Anfang des Dokuments. Am 5. Januar konnte niemand im russischen Finanzministerium in der Lage sein, von der Konzessionsertheilung als von einer Thatsache zu sprechen, denn damals war von einem Abschluß in Konstantinopel noch nicht die Rede und das Irade des Sultans erschien erst zwei Wochen später. Thatsächlich hat denn auch der russische Artikel an den in Berlin in erster Linie betheiligten Stellen aufs Höchste überrascht. Hätten nicht bereits am nächsten Tage mehrere St. Petersburger Zeitungen eine ausführliche Wiedergabe des im Finanzboten enthaltenen Textes gebracht, so läge es fast am nächsten, anzunehmen, daß in der That versehentlich ein gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Schriftstück in den Druck gelangt ist. Wie dem auch sei, in jedem Falle enthüllt uns die russische Veröffentlichung die absolut unfreundliche Stellung des amtlichen Rußland gegenüber dem Bagdadbahn-Projekt in der unzweifelhaftesten Weise.

Was aber noch wichtiger erscheint, das ist ohne Zweifel der Einblick in die Ideen des russischen Finanzministers über England. Man wird sich erinnern, daß in jüngster Zeit verschiedene russische Stimmen laut

geworden sind, die, namentlich in wirthschaftlicher Hinsicht, der Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu England das Wort redeten, vor allem aber, daß in England selbst neuerdings zu wiederholten Malen von einer bestimmten Seite her mit einer förmlichen Aufdringlichkeit die Idee eines politischen Einverständnisses zwischen Rußland, England und Frankreich propagiert worden ist. Wie wir nunmehr sehen, hat dieser Gedanke, wenn er nicht aus dem russischen Finanzministerium selbst stammt, so doch augenscheinlich in der Person des Herrn Witte einen entschiedenen Anhänger. Man erstaunt immer wieder von neuem, wie ein politisches Programm der Beziehungen zwischen England und Rußland von einer solchen Tragweite in dem amtlichen Organ des wichtigsten russischen Ministeriums stehen kann, ohne daß sich sofort die Oeffentlichkeit bei uns und anderswo in Europa auf das Eingehendste mit der Sache beschäftigt. Trotzdem entsinne ich mich nicht, irgendwo in einer unserer führenden politischen Zeitungen eine Würdigung dieser überraschenden Deklaration des leitenden russischen Ministers in Betreff seiner Ideen über das Verhältniß Rußlands zu England gelesen zu haben. Namentlich wird man über jenen vor einigen Wochen aufgegangenen englischen Versuchsballon nunmehr doch wohl etwas ernsthafter denken müssen als bisher.

Ueberblickt man die politische Gruppirung der Mächte um das Problem der Bagdadbahn nach seinem jetzigen Stande, so ergiebt sich folgendes Bild: Die eigentliche treibende Kraft, auf deren Drängen hin die Verhandlungen noch im letzten Augenblick beschleunigt wurden, ist niemand anders als der Sultan. Er ist es, der mit der Bagdadbahn von allen Betheiligten die größte Eile hat. Er kann den Zeitpunkt nicht erwarten, wo der militärische Effekt der Linie praktisch wirksam wird, sowohl was die Verstärkung und Verbreitung der Regierungsautorität im Innern des eigenen Reichs betrifft, als auch namentlich bezüglich der Möglichkeit, die im Innern stationirten aktiven und Reserveformationen gegebenenfalls nach Konstantinopel heranziehen zu können. Die deutsche Bank und die diplomatische Vertretung Deutschlands am Bosporus haben im Bewußtsein der Schwierigkeiten, von denen die Bagdadbahnfrage auch nach dem Abschluß der Konvention mit der Türkei immer noch in finanzieller wie in politischer Hinsicht gedrückt bleibt, keine besondere Eile in das Tempo der Verhandlungen hineinzubringen gesucht, wie man jetzt erfährt. England — das geht aus der Haltung der dortigen Regierung gegenüber verschiedenen Parlamentsanfragen deutlich hervor — hat anscheinend bereits sein Einverständniß in allem Wesentlichen gegeben. Man erwartet dort, in irgend welchem Maße an der Finanzirung des Unternehmens und den sich daraus ergebenden materiellen Vortheilen betheiligt zu werden. Eine Abmachung in Betreff derjenigen Fragen, die aus der Durchführung der Linie bis zum Persischen Golf und aus den dortselbst von England beanspruchten politischen Kontrolrechten sich ergeben, scheint noch nicht stattgefunden zu haben. Es wäre müßig, Kombinationen darüber anzustellen,

ob und welche Zusammenhänge zwischen dieser Stellungnahme Englands und irgend welchen Gegenleistungen der deutschen Politik besteht. Thatsache ist jedenfalls, daß wir mit England vorläufig im Reinen sind. Ebenso steht es wohl mit Frankreich. Die Verständigung mit den Franzosen existirt sogar schon seit mehreren Jahren, seit die Verwaltungen der anatolischen Eisenbahngesellschaft und der französischen Smyrna-Kassababahn übereinkamen, ihre Netze bei Afiun-Karahissar an einander anzuschließen und je zwei Vertreter gegenseitig in ihren Verwaltungsrath als ständige Mitglieder zu deputiren. Im Zusammenhang damit steht eine gleichfalls schon lange bekanntgewordene Abmachung zwischen der Deutschen Bank und einer Gruppe französisch-belgischen Kapitals, wonach dieses letztere 40 Prozent des Baukapitals bewilligt erhalten soll. Weitere Betheiligung fremden Geldes hätte nach der Maßgabe zu geschehen, daß ihm sowohl von deutscher als auch von französischer Seite ein der beiderseitigen Betheiligung entsprechender Prozentsatz konzedirt wird. Angenommen z. B., man käme zu einem finanziellen Einverständniß mit englischen Banken, wonach diesen ein Fünftel der Bausumme eingeräumt würde, so müßten die Deutschen hierzu 12 Prozent und die Franzosen 8 Prozent der Gesammtsumme hergeben. Durch diese Abmachung ist das französische Interesse in einer Weise an dem gesammten Unternehmen mitbetheiligt, daß sich auch das politische Einverständniß der französischen Regierung ohne Schwierigkeit erklärt. Von den übrigen Mächten kann Oesterreich-Ungarn nur auf das Dringendste wünschen, daß die Bahn sobald wie möglich gebaut werde, denn seine Handelsbeziehungen nach dem Orient würden entsprechend dem Fortschreiten der Schienen ins Innere der asiatischen Türkei hinein zunächst wahrscheinlich noch einen viel größeren Vortheil haben, als irgend eine andere Nation. Oesterreichs Handel mit der Türkei steht unter allen betheiligten Völkern an zweiter Stelle, folgt unmittelbar hinter dem Englands und übertrifft die deutschen Verkehrsbeziehungen nach dem Orient vorläufig noch um das Achtfache. Von dieser Seite her ist also nicht nur keine Schwierigkeit, sondern im Gegentheil jede mögliche Förderung des Projekts zu erwarten. Italien hat sowohl in Kleinasien, als auch in Syrien und Mesopotamien keine politischen Interessen, wohl aber nicht unbedeutende kommerzielle, die gerade im gegenwärtigen Augenblick an verschiedenen Stellen in erfolgreichem Vordringen selbst auf unsere Kosten begriffen sind. Es verbleibt also von den Großmächten als Gegner des ganzen Unternehmens nur Rußland, und darüber, daß es thatsächlich ein Gegner ist, giebt jener Artikel im „St. Petersburger Finanzboten“, wie gezeigt, die bündigste Auskunft.

Die politische Stellungnahme der verschiedenen Mächte wird in erster Linie an derjenigen Stelle praktisch zum Ausdruck kommen, und hat es theilweise bereits gethan, wo es sich darum handelt, der Türkei die finanzielle Uebernahme der unumgänglich nothwendigen Garantieleistung für Betriebseinnahmen, Verzinsung des Baukapitals u. s. w. zu ermöglichen.

Die Bestimmungen über Berechnung und Auszahlung der sogenannten Kilometergarantie seitens der türkischen Regierung an die Bahngesellschaft sind recht komplizirt und können im Einzelnen hier auf sich beruhen bleiben. Das praktische Resultat ist jedenfalls, daß die Türkei nach Vollendung der ganzen Linie mit ziemlicher Sicherheit zunächst 20 bis 25 Millionen Francs baar wird zuzahlen müssen, und ebenso sicher ist auch, daß sich bei dem gegenwärtigen Verhältniß von Einnahme und Ausgabe keine Möglichkeit findet, dieses Geld zu beschaffen. Die einfachste und praktischste Möglichkeit es aufzubringen, wäre ohne Frage die Erhöhung der gegenwärtigen Einfuhrzölle. Wenn man die Höhe des türkischen Gesammtimportes in Betracht zieht, so müßte rechnungsmäßig eine Steigerung des Zollsatzes von den gegenwärtigen 8 Prozent vom Werthe der eingeführten Waare bis auf 15 Prozent reichlich genügen. Die Zollsätze sind aber durch besondere Verträge mit den europäischen Mächten auf ihre jetzige Höhe festgelegt und können nicht auf dem Wege einseitiger Kündigung der Abmachungen, sondern nur durch internationale Verhandlungen seitens der Türkei verändert werden. In dieser Beziehung nun spricht der russische Finanzminister es deutlich genug aus, daß von Rußland her keinerlei Entgegenkommen in der Zollfrage zu erwarten sei. Andererseits wird man annehmen dürfen, daß die übrigen betheiligten Mächte ihre Zustimmung zur Zollerhöhung sei es bereits gegeben haben, sei es zu ertheilen willens sind. Welchen Gang unter diesen Umständen die weiteren Verhandlungen nehmen werden, läßt sich schwer sagen. Kenner der Verhältnisse sind der Meinung, daß es unter Umständen bereits genügen würde, die gegenwärtige Zollverwaltung von der in ihr herrschenden Korruption und Bestechungswirthschaft zu reinigen, um eine merkliche Erhöhung der Einnahmen auch bei dem Satz von 8 Prozent zu erzielen. In dieser Hinsicht ist das Beispiel Persiens lehrreich, das, seit es seine Zollverhältnisse belgischen Beamten anvertraut hat, auf dem Wege zur Besserung seiner finanziellen Gesammtlage sich befindet. Aber auch, wenn es nicht gelingen sollte, in der Zollfrage zu einer Einigung mit Rußland und allen übrigen Betheiligten im Sinne der Türkei zu kommen, so sind deshalb die finanziellen Aussichten des Unternehmens doch nicht hoffnungslos, denn erstens ließen sich durch geeignete Maßnahmen, namentlich durch Anstellung europäischer Rathgeber und Kontrolbeamten an einigen wichtigen Stellen der Finanzverwaltung, immerhin eine stärkere Ergiebigkeit der bestehenden Einnahmequellen herstellen; zweitens würden sehr wahrscheinlich europäische Gesellschaften erhebliche Zahlungen für die Konzession und rechtliche Sicherung von Minen und ähnlichen Unternehmungen im Gebiet der zukünftigen Bahnlinie übernehmen, und endlich, was das Entscheidende ist, liegt ja keine Nötigung vor, daß seitens der Türkei gleich zu Beginn der Arbeiten die ganze erforderliche Garantiesumme auf einmal sichergestellt wird.

Von besonderer Wichtigkeit, ja geradezu der werthvollste Punkt der

Konzession ist es, daß nicht eine erst neu zu begründende Baugesellschaft, sondern die bestehende anatolische Eisenbahngesellschaft das Recht zur Weiterführung des Baues erworben hat. Dadurch rückt die Frage nach der finanziellen Betheiligung anderer Nationen durchaus auf den zweiten Plan. Die Leitung des Baues bleibt eine deutsche und trotz der Betheiligung beispielsweise Frankreichs mit zwei Fünfteln der Bausumme wird es voraussichtlich dabei sein Bewenden haben, daß eben die zwei Mitglieder der französischen Bahngesellschaft Smyrna-Kassaba ihren Sitz im Verwaltungsrath der anatolischen Bahn behalten. Rechnungsmäßig wird übrigens der Betrieb des bereits bestehenden anatolischen Netzes und der zukünftigen Bagdadbahn einstweilen vollständig getrennt werden.

Bei der endgiltigen Feststellung der Trace ist es übrigens zu mehreren nicht unwichtigen Abweichungen von dem ursprünglichen Plane gekommen. Wichtig ist zunächst, daß die Fortführung der Linie von Konia aus jenseits des Taurus über Adana in Cilicien geht und damit Anschluß an die von dort zum Meere führende Bahn erhält. Der Uebergang über das nordsyrische Gebirge greift hoch nach Norden hinauf, um eine Reihe für den Bau günstiger Thalbildungen zu benutzen; die Trace senkt sich dann aber wieder nach Süden und berührt Killis in der Mitte zwischen Aleppo und Aintab. Aleppo wird durch eine Zweigbahn sofort angeschlossen, Aintab in Zukunft jedenfalls auch. Der Uebergang über den Euphrat erfolgt nicht bei Biredschik, sondern bei Dscherablus, dem alten Karkemisch. Von dort geht es über Harran und Nisibis direkt durch die nordmesopotamische Ebene nach Mossul. Urfa wird von Harran aus durch eine kurze Zweigbahn erreicht. Die wichtigste Abweichung gegenüber dem alten Projekt ist der Beschluß, von Mossul an bis Bagdad auf dem rechten Tigrisufer zu bleiben. Die jetzige große Karawanenstraße bleibt also in weitem Bogen jenseits des Stromes liegen. Zwischen Tekrit und Bagdad zweigt ein längerer, den Tigris überbrückender Seitenast nach Chanikin an der persischen Grenze ab; dort beginnt der Aufstieg durch die alten Pässe Mediens auf das iranische Plateau. Von Bagdad ab bleibt es dann wieder beim alten Projekt. Die Trace wendet sich westwärts, geht über den Euphrat hinüber, berührt die großen Wallfahrtsstätten Kerbela und Nedschef und mündet an der Kuweitbucht des Persischen Golfs. Basra am Schatt-el-Arab erhält gleichfalls eine Zweigbahn. Die Gesammtlänge aller Linien soll 2500 Kilometer betragen.

Ueber eine Reihe Nebenbestimmungen des Bauvertrages, der sich den türkischen politischen Gepflogenheiten entsprechend äußerlich als eine einseitige Kundgebung des Sultans giebt, ist es einstweilen nicht nöthig, sich länger zu verbreiten. Die Hauptsache ist, daß nunmehr die Ausführung des Baues unter deutscher Leitung als gesichert erscheint, und nachdem das feststeht, kommt nun nicht mehr soviel darauf an, ob etwa noch einige Zeit darüber vergeht, bis die Arbeiten thatsächlich beginnen. In politischer Beziehung ist bei der Sache vorläufig das was am meisten zu denken

giebt, die offenkundige Erfahrung, daß wir zwar mit England zu einem befriedigenden Einverständniß gelangt zu sein scheinen, daß aber Rußland entschlossen ist, uns auch fernerhin die Steine, die ihm etwa zur Hand liegen sollten, in den Weg zu werfen. Diese Thatsache spricht denn doch eine sehr deutliche Sprache, und anders als nach dem Gesichtspunkt der realen Leistung und Gegenleistung kann sich auf die Dauer Niemand seine politischen Freunde wählen.

Paul Rohrbach.

Buren-Krieg. Prinz Heinrich. Zoll-Tarif.

Seit mehreren Monaten haben wir an dieser Stelle gerade von den beiden Fragen, die die öffentliche Meinung heute am meisten bewegen, nicht mehr gesprochen: vom Burenkriege und vom Zolltarif. Wir haben darüber nicht mehr gesprochen, weil von unserem Standpunkt, der nicht das Einzelne betrachtet oder erzählt, sondern nur im Einzelnen die allgemeinen Prinzipien zu erkennen und auszudeuten sucht, nichts Neues geschehen war. Indem nichts Neues geschieht, bleiben die Dinge darum doch nicht auf demselben Fleck. Der ruhige Strom der Zeit trägt sacht und still alles mit sich fort, der künftigen Entscheidung entgegen: so wie uns einst täglich gemeldet wurde: vor Paris nichts Neues, bis endlich die Nachricht kam: die Weltstadt hat kapitulirt. Bis diese Nachricht kommt, bleibt die Spannung, und niemand kann heute wissen, ob die Buren endlich kapituliren, ob irgend ein Zwischenfall ihnen doch noch zu Hilfe kommen wird; ob die neuen Handelsverträge endlich abgeschlossen und angenommen, ob eine große Krisis für das innere Leben Deutschlands und seine Parteien daraus entspringen wird. Die beiden großen Fragen, auf wie verschiedenen Gebieten sie liegen, haben die gleiche Eigenschaft, daß sie von uns keine direkte Aktion erfordern, sondern daß nur die Zeit die Lösung bringen kann.

Der Heldenmuth, mit dem die Buren ihren Widerstand fortsetzen, erregt die Bewunderung der Welt und selbst ihrer Gegner. Die Tapferkeit der Scharen, die noch im Felde stehen und immer von neuem bald hier, bald da einen kleinen Sieg zu erfechten wissen, ist vielleicht noch nicht das Größte dabei. Es sind Männer, die alles Andere hinter sich geworfen haben, denen dieser Krieg schon zu einer Art Natur geworden ist; sie sind so gewandt, daß sie nicht einmal große Verluste erleiden, und können dieses Kriegerdasein noch lange fortsetzen. Bei der ungeheuren Größe des Landes ist es für die Engländer sehr schwer, sie niederzukämpfen. Der eigentliche Druck, den sie ausüben, liegt auf den vielen Tausend gefangenen Buren auf Ceylon, St. Helena, Bermudas, die dort nun schon im zweiten und dritten Jahr ohne jede Verbindung mit ihrer Familie angstvoll auf den Augenblick warten, der sie in die Heimath zurückführen

soll, um dort was? — zu finden. Völlige Zerstörung alles Eigenthums, wie viel noch von den Kindern?

In Deutschland erheben sich mehr und mehr Stimmen, die bei allem Mitleid mit dem Jammer der Buren doch dem Vorwurf des völkerrechtswidrigen Verfahrens gegen die Engländer widersprechen zu müssen glauben. Auch daß das formale Recht in diesem Kriege so unbedingt auf Seite der Buren sei, und daß die Engländer nur aus Gier nach den Goldfeldern den Krieg begonnen, wird nicht mehr so allgemein behauptet wie früher. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir uns hierüber von Anfang an sehr vorsichtig ausgedrückt und in der ganzen Krisis nicht sowohl ein willkürlich herbeigeführtes Herausfordern, als den unvermeidlichen Zusammenstoß entgegengesetzter Gewalten, die Vollziehung eines ehernen historischen Schicksals gesehen haben. Der Kampf Karls des Großen mit den Sachsen stieg dabei vor unseren Augen auf. Eine quellenmäßige kritische Studie eines jüngeren Historikers, des Privatdozenten Dr. Luckwaldt in Bonn, erschienen in den „Englischen Studien“, Organ für englische Philologie*), ist jetzt zu einem ganz ähnlichen Ergebniß gekommen. Mit großer Klarheit und Sicherheit wird hier dargelegt, sowohl welche politischen Fehler die englische Staatskunst in Südafrika begangen hat, als auch welche formalen und sachlichen Rechtstitel ihr zur Verfügung standen. So gern man in Deutschland für die Buren Partei nimmt, so darf uns die Parteinahme doch nicht verleiten, solche Thatsachen einfach zu ignoriren, und ebenso steht es mit den Anschuldigungen gegen die englische Kriegführung. Liest man die Berichte, aus denen sie geschöpft werden, so kann man nicht verkennen, daß sie von Personen herrühren, die die Leiden, die jeder Krieg und Kriegführung an sich mit sich bringen, nicht zu unterscheiden wissen von Unbilden und Grausamkeiten, die zwecklos und rechtswidrig von dem Ober-Kommando oder den Truppen an der bürgerlichen Bevölkerung oder Gefangenen verübt werden. Das gilt namentlich auch von dem Bericht der Miß Hobhouse. Jeder Krieg hat seine eigenen Gesetze, und weder das Niederbrennen der Farmen, noch die Sammlung der Burenfamilien in den Konzentrationslagern sind Maßregeln, die man als schlechthin unerlaubt bezeichnen kann. Daß bei der Einrichtung der Konzentrationslager nicht mit der genügenden Sorgfalt und Geschicklichkeit vorgegangen ist, und daß die ungeheure Kindersterblichkeit eine Folge davon ist, scheint zweifellos, und der Verdacht liegt sehr nahe, daß, wenn nicht direkte Absicht, doch die Stimmung „es sind unsere Feinde, mag es ihnen schlecht gehen“, dabei mitgewirkt hat. Einen anderen Vorwurf aber, den ich selber an dieser Stelle einmal aufgenommen, sehe ich mich gezwungen, wieder zurückzunehmen. Es ist das die Behauptung, daß die Engländer auf ihren Zügen mehrfach sich durch Burenfrauen, die sie vor sich aufstellten, zu decken gesucht hätten. Herr Schowalter, der mit Energie und Beredsamkeit die Sache der Buren in Deutschland

*) Leipzig, Verlag O. R. Reisland.

vertritt, hat einmal in der „Tägl. Rundschau“ die Zeugnisse und Beweise für jene Schändlichkeit zusammengestellt. Ich habe diese Zusammenstellung mit aller Sorgfalt geprüft, bin aber zu dem Ergebniß gekommen, daß sie nach allen Regeln der historischen Kritik thatsächlich nicht beweisend ist. Man muß also schließen, daß, wenn ein Mann, dem wie Herrn Schowalter alle Quellen zur Verfügung standen, der Beweis nicht gelungen ist, es sich in der That nur um eine der so häufigen Kriegslegenden handelt. Auch der Ursprung der Legende scheint erkennbar. Englische Truppen, die Burenfamilien abzuführen hatten, haben diese nicht auf dem kürzesten Wege befördert, sondern auf längeren Umwegen mit sich herumgeschleppt. Die Buren selber haben das so ausgelegt, daß es geschähe, um auf diesen Wegen eine Deckung zu haben. Ob dies Motiv wirklich vorhanden war oder nur auf Verdacht beruht, vermag Niemand zu entscheiden. Aus der Erzählung aber, englische Soldaten hätten Burenfamilien als Deckung benutzt, scheint dann durch Ausmalung die Legende, daß sie sie vor sich aufgestellt und unter ihren Armen weggeschossen hätten, erwachsen zu sein.

Die große Frage für uns bleibt: müssen wir jetzt ein baldiges Ende des Krieges wünschen oder nicht? Den harten Politiker dürfen die Gründe der Humanität darin weder nach der einen noch nach der anderen Seite bestimmen. Man kann aus Humanität wünschen, daß die Buren endlich den hoffnungslosen Kampf aufgeben; man kann umgekehrt, sich in die Hoffnung einwiegen, daß dem Heroismus dennoch endlich der Siegeslohn zu Theil werde. Man darf sich damit trösten, daß auf alle Fälle all' das Blut nicht vergeblich geflossen, und selbst wenn die Buren sich endlich unterwerfen müßten, der aufgethürmte Ruhm wie der angesammelte Haß ihnen dennoch ihr nationales Fortleben auch unter der englischen Herrschaft verbürgen werden. Für den Deutschen steht außerhalb all dieser Erwägungen die Frage: wie wirkt der Fortgang des Krieges auf unsere eigene Weltstellung, unser durch die Natur gebotenes Laviren zwischen England hier und Rußland dort? So lange die Wirren in China dauerten, war der Burenkrieg für uns ohne Zweifel recht schädlich. Die öffentliche Meinung in ihrem Enthusiasmus für die Burensache hat sich das nie klar machen wollen, und es ist ja auch gelungen, die chinesische Verwicklung ohne die Hilfe der Engländer so leidlich zu einem vorläufigen Ende zu bringen. Haben die Russen dabei die Mandschurei, und wie es jetzt scheint, auch die Mongolei in ihre Hand gebracht, so muß die Zukunft zeigen, ob ihre wirthschaftlichen Mittel hinreichen, daraus wirklich etwas zu machen, und ob wir auch fernerhin uns ihrer hier nur mit Hilfe der Engländer erwehren können.

Wie weit die endlich ertheilte Konzession für die Bagdadbahn an eine wesentlich deutsche Gesellschaft mit der Konstellation in China zusammenhängt, ist für den Außenstehenden nicht zu erkennen. Jedenfalls war auch hier nicht England unser eigentlicher Gegner, sondern Rußland.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat ja auf unsere auswärtige

Politik glücklicher Weise keinen Einfluß, und was darüber im Reichstag geredet wird, ist im Grunde gleichgültig. Aber ganz wirkungslos ist es doch zuweilen nicht, und man kann deshalb nicht ohne Sorge sehen, wie die gute liebe Gewohnheit unseres Volkes, Politik nur nach Gefühlen und Empfindungen, nach Haß und Liebe, Allem, was das Herz bietet und bestimmt, zu machen, aber nie mit dem Kopf, trotz Bismarck noch immer herrscht.

* * *

Wenn es ein Trost ist, so dürfen wir uns sagen, daß auch bei andern Völkern (am wenigsten sicher bei den Engländern) die Politik nach Stimmung gemacht wird, und daß es hier noch viel gefährlicher ist, da die Leitung der auswärtigen Politik wirklich von den Volksstimmungen abhängig ist.

Vielleicht hängt hiermit die Mission unseres Prinzen Heinrich nach Amerika zusammen. Zunächst fragt man: hat diese Mission in dem verschlungenen Spiel der Mächte einen direkten, positiven Zweck und gegen wen richtet sie ihre Spitze? Es ist das Beste, zu sagen: man weiß es nicht. Wahrscheinlich aber ist sie nur bestimmt, der böswilligen Stimmungsmache, die in den Vereinigten Staaten so lange gegen Deutschland getrieben worden ist, entgegenzuwirken und umgekehrt im amerikanischen Volke Vertrauen zu Deutschland und seinen Absichten zu erwecken. In Deutschland weiß Jedermann, daß wir in Amerika nicht auf territoriale Erwerbungen ausgehen. Aber es kommt in der Politik nicht bloß darauf an, daß man keine bösen Absichten habe, sondern daß der Andere davon auch überzeugt sei. Es ist ganz sicher, daß von 1866 an die preußische Politik gegen Oesterreich nichts Feindseliges mehr im Schilde geführt hat; aber es dauerte noch sehr lange, bis der Kaiser Franz Joseph das wirklich glaubte, und es wird dem Fürsten Bismarck als eine Meisterleistung angerechnet, daß er endlich das Mißtrauen verscheuchte und festes Vertrauen gewann. Persönliche Berührungen und Aussprachen können in solchen Angelegenheiten viel thun, ebensowohl bei Völkern wie bei Monarchen.

* * *

Ist es bezüglich des südafrikanischen Krieges einleuchtend, daß Deutschland, abgesehen von etwa humanitären Unterstützungen, sich schlechterdings nur abwartend verhalten kann, so ist es auf den ersten Anblick nicht ganz so deutlich, im Gegentheil, es erscheint paradox, daß wir von dem größten Objekt des inneren Parteikampfes, dem Zolltarif und den zukünftigen Handelsverträgen dasselbe behauptet haben. Im Parteikampf soll man, nicht etwa, weil man kein Interesse an der Sache hätte oder taktisch die Neutralität vorzieht, sondern grundsätzlich sich still verhalten? Es ist wirklich so. Zunächst ist es eine Thatsache und gegen Thatsachen ist schwer anzukämpfen. Trotz der gewaltigsten Mühe und hochgespannter Geld- und Stimm-

mittel, die die Führer auf beiden Seiten anwenden, ist es ganz unbestreitbar, daß die Masse des Volkes sich ganz gleichgiltig verhält. Die materiellen Interessen sollen die Welt regieren! Unser Mitarbeiter Herr Lorenz hat an einer andern Stelle sehr hübsch daran erinnert, wie ganz anders sich seiner Zeit das Volk geregt hat bei dem Zedlitzschen Schulgesetz-Entwurf! Dabei war dieser Gesetzentwurf, was man nennt, gar nicht einmal so schlimm: er enthielt sogar, wie das in diesen „Jahrbüchern" stark hervorgehoben wurde, viel Vorzügliches. Aber schon der leise Ansatz zu einer Klerikalisirung der Volksschule erregte bis in die tiefsten Massen hinein einen wahren Sturm. Nichts davon ist heute zu spüren, soviel dem gemeinen Mann auch vorgerechnet wird, wieviel Mark, wieviel Arbeitstage oder wieviel Pfunde Brot ihm von der Begehrlichkeit der Agrarier, den würdigen Nachkommen der alten Raubritter, abgedrückt werden sollen!

Freilich der Schluß, daß also das Volk sich um seine materiellen Interessen nicht kümmere, wäre sehr voreilig. Ganz gewiß ist der Deutsche in Fragen der Besteuerung oder sonstiger wirthschaftlicher Lasten so feinfühlig wie der Staatsbürger irgend einer andern Nation oder Zeit. Die materiellen Interessen der Einzelnen, wie die der verschiedenen Stände und Klassen sind zwar nicht das beherrschende, doch immerhin ein recht wichtiges Element des öffentlichen Lebens und des historischen Daseins. Wenn der Kampf diesmal im deutschen Volke gar nicht in Gang kommen will, so liegt das an dem besonderen Umstand, den wir von Anfang an hier in den Vordergrund gestellt haben und den der öffentliche Instinkt ganz gut empfindet, daß nämlich die Entscheidung gar nicht bei uns, sondern bei den auswärtigen Mächten, vornehmlich bei Rußland liegt. Die Vorstellung, daß jeder Staat seine inneren Angelegenheiten selber ordne, ist nur eine relative Wahrheit. An einem gewissen Punkt wird sie zur Illusion. Jeder Staat hat auf seine Nachbarmächte nicht nur in auswärtiger Beziehung, sondern auch auf die inneren Verhältnisse eine sehr starke Wirkung Das gilt von der Handelspolitik selbst dann, wenn ein Staat keine Verträge schließt, sondern sie ganz autonom ordnet. Da nun aber auch die Agrarier heute den Grundsatz der wirthschaftlichen Autonomie für Deutschland haben fallen lassen, und prinzipiell die eben noch so stark angefeindete Capriviſche Handelsvertrags-Politik fortsetzen wollen, so ist das Gelingen dieses Werkes ganz ebensosehr von den fremden Mächten wie von uns selber abhängig. Nun rechnet man im Volke mit Bestimmtheit darauf, sowohl daß neue Handelsverträge zu Stande kommen, als daß die Nothwendigkeit gegenseitiger Konzessionen, die bei jedem Vertrage obwaltet, diesen Verträgen den Charakter der Mäßigung aufprägen werde. Weshalb also soll man sich erregen? Handelte es sich darum, ob wir überhaupt z. B. Getreidezölle bekommen, oder ob diese abgeschafft werden sollen, so würde sich mehr Eifer zeigen, aber da es sich nur darum handelt, ob die einmal bestehenden Zölle, die nirgends als eine große

Schädigung empfunden werden, noch etwas erhöht werden sollen oder nicht, so kann sich daran eine politische Leidenschaft nicht entzünden.

Das wird sofort anders werden, wenn etwa die Handelsverträge nicht zu Stande kommen, wenn wir in ein Provisorium, wenn wir gar in einen Zollkrieg gerathen sollten, wenn diese Fragen bei der Neuwahl des Reichstages, die schon im Sommer oder Herbst 1903 stattfinden muß, noch nicht erledigt sein sollten. Dann würden wir einen Wahlkampf von ganz ungeheurer Leidenschaftlichkeit und ganz neuen Partei-Konstellationen durchmachen. Viele, die sich heute nationalliberal und freikonservativ nennen, würden sich dann, bedroht in ihren materiellen Interessen, nicht scheuen, mit den Sozialdemokraten zusammen zu gehen. Wird aber die Handelsvertrags-Frage noch von dem jetzigen Reichstage erledigt, so wird die öffentliche Meinung auch bis zum Abschluß in ihrem jetzigen Gleichmuth verharren.

Verstärkt wird die allgemeine Indolenz durch die taktische Situation der Parteien. Die Hauptfaktoren möchten sich gegenseitig die Entscheidung zuschieben. Als der Reichstag zusammentrat, machte der Abgeordnete Richter den Vorschlag, die Getreidezölle, als den Hauptstreitpunkt, nicht in die Kommission zu verweisen, sondern sofort im Plenum zu verhandeln und zu entscheiden. Man war zuerst erstaunt über dieses Anerbieten; man hatte ja erwartet, daß die Linke das Tarifgesetz durch Obstruktion bekämpfen werde: jetzt gerade von dieser Seite der Vorschlag des abgekürzten Verfahrens? Bald genug aber hatte man den klugen Taktiker erkannt. Obgleich sich über die Getreidezölle in der Kommission schlechterdings nichts sagen läßt, was nicht auch im Plenum gesagt werden wird, lehnten die Agrarier das freundliche Anerbieten Richters ab. Sie erkannten, daß sie in eine Falle gelockt werden sollten. Wäre es nämlich sofort zu einer Abstimmung über die Getreidezölle gekommen, so hätte sich herausgestellt, wie stark der Gegensatz zwischen den gemäßigten und den extremen Agrariern ist: es wäre vielleicht zu gar keiner Erhöhung gekommen, indem die Extremen mit der Linken gegen die mäßigen und die Gemäßigten mit der Linken gegen die hohen Zollsätze gestimmt hätten. Nunmehr schmort der ganze Zolltarif bei dem schwachen Feuer der Kommissions-Berathung. Die gemäßigten Agrarier erflehen einen Machtspruch der Regierung, daß sie über einen gewissen Satz unter keinen Umständen herausgehen werde; dann ließe sich vielleicht eine Majorität zusammenbringen. Auch das Zentrum sähe sehr gern auf diese Weise seine Einigkeit bewahrt. Die Regierung aber hütet sich, den Parteien auf diese Weise die Verantwortung abzunehmen. Zwar erklären die einzelnen Minister mit großer Bestimmtheit, daß über die von der Regierung vorgeschlagenen Sätze nicht hinausgegangen werden dürfe. Aber ein absolutes Veto liegt doch noch nicht vor. Die Linke aber, nicht sowohl aus Taktik, denn die Taktik könnte sogar das Gegentheil verlangen, als aus innerem Drang, hat nun angefangen, die einzelnen Tarifsätze in der Kommission

zu kritisiren. Mit Unrecht nennt man das Obstruktion; mit Ausnahme eines einzigen Zwischenfalles ist es eine ganz sachliche Berathung. Aber diese sachliche Berathung hat schon gezeigt, daß auf einen Abschluß nicht zu rechnen ist, einfach weil die Masse der zu berathenden Punkte zu groß ist. Es ist ja nicht dasselbe wie bei den alten Zollgesetzen, die immer nur eine bestimmte Anzahl von Waaren-Gattungen umfaßten, sondern es ist diesmal Alles und Jedes einzeln aufgeführt und dadurch das Werk und die Arbeit unabsehbar vergrößert.

So ist denn nun der Abgeordnete Richter mit einem zweiten Vorschlag auf den Plan getreten, nämlich überhaupt kein vorläufiges Tarifgesetz zu schaffen, sondern es der Regierung zu überlassen, auf Grund ihrer Materialien zunächst Handelsverträge abzuschließen — und so wird es wohl auch kommen. Der Wunsch der agrarisch-schutzzöllnerischen Partei, durch ein allgemeines Tarifgesetz von vornherein den Konzessionen bei den Handelsverträgen eine bestimmte Grenze zu setzen, wird sich als praktisch unausführbar erweisen. Er wäre nur durchführbar, wenn die agrarische Partei in sich geschlossen wäre. Das ist sie aber nicht. Sie kann auf die Regierung keinen Druck ausüben, weil sie überhaupt nur zu einem Beschluß kommen kann, wenn die Regierung ihr hilft. Die Regierung aber wird sich hüten, das zu thun. Wer leistet selbst Hilfe, daß ihm die Hände gebunden werden? Es ist ganz falsch, das so auszudrücken, daß der Regierung nicht ernstlich an der Durchführung der eigenen Vorlage gelegen sei. Wenn die Parteien aus eigener Kraft dazu Stellung nehmen und sich ihr anschließen, so ist es gut und wird ihr recht sein. Aber es ist ein Unterschied, ob die Regierung eine Vorlage macht und den Reichstag ersucht, sie anzunehmen, oder ob sie Pressionsmittel anwendet, um sie gewaltsam durchzudrücken. Das wird und kann sie bei dem vorliegenden Tarifentwurf, der ja nichts Definitives sein soll, sondern auch nur als Grundlage für Verhandlungen dienen, unmöglich thun. Aus eigener Kraft aber kann der Reichstag keine Majorität bilden, folglich wird nichts zu Stande kommen. Die öffentliche Meinung und der Privatmann mag ruhig weiter seinen Tagessorgen nachgehen. Wir brauchen erst munter zu werden, wenn die wirklichen Vertragsverhandlungen beginnen; wenn wir wissen, ob die Russen sich auf 5 Mark und $5^1/_2$ Mark Roggen- und Weizenzoll einlassen, oder ob sie auf den jetzigen $3^1/_2$ Mark bestehen bleiben werden. Es sind neuerdings einige Anzeichen vorhanden, als ob sie am Ende eine kleine Erhöhung zugestehen würden. Der Zollkrieg ist für beide Parteien verlustreich. Grade die russische Landwirthschaft klagt jetzt schon sehr über den Druck der Eisen- und Maschinenzölle, den sie zu tragen habe, und dieser Druck würde bei einem Zollkrieg noch ganz besonders verstärkt werden.

Aber zuletzt weiß es in Deutschland doch noch Niemand, was die fremden Regierungen für Saiten aufziehen werden, wenn die Verhandlungen beginnen. Erst dann wird die Situation wirklich interessant werden. Bis

dahin geht es nur die Parteiführer, die Agitatoren und die Theoretiker an, und wir Anderen können sagen: abwarten. Als eine Schrift, in der mit besonderer Klarheit, guter Linienführung und in leichter, flüssiger Sprache die Gründe für eine wohlverstandene, gemäßigt agrarische Wirthschaftspolitik dargelegt, auch einige neue Gesichtspunkte vortrefflich entwickelt sind, nenne ich schließlich noch: Dr. Ludwig Pohle, Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M., Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. Leipzig, Druck und Verlag B. G. Teubner. 1902. Preis 4,80 Mark.

26. 1. 02. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Brüll, Dr. Johs. — Fürst Hardenberg und Kanonikus Wolf. Heiligenstadt, Franz Wilh. Cordier.
Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe Bd. I. 4. Aufl. M. 1,—. Berlin, Otto Liebmann.
Calmberg K. — Ein Blick in die Urwelt und Gegenwart. (243 S.) Darmstadt.
Calwer, R. — Arbeitsmarkt und Handelsverträge. (39 S.) 90 Pfg. Frankfurt a. M., Dr. E Schnapper.
Cube, W. v. — Der Barin von Goramulina. Eine Erzählung aus der russischen Gesellschaft. M. 2,—. Köln, Albert Ahn.
Dauthendey, Elisabeth. — Zweilebig. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler.
Dessoir, Max. — Geschichte der neueren deutschen Psychologie. M. 6,—. Berlin, Carl Duncker.
Driesmanns, H. — Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Br. M. 4,—. Geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
Edelheim, Dr. J. — Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik. (223 S.) M. 3,50. Geb. M. 5,00. Berlin, J. Edelheim.
Emerson, R. W. — Lebensführung. Deutsch von Karl Federn. M. 2,50. Geb. M. 3,50. Minden, J. C. C. Bruns.
Finnländische Rundschau. Heft IV. Leipzig, Duncker & Humblot.
Fischer, Dr. F. — Die Brennstoffe Deutschlands und der übrigen Länder der Erde und die Kohlennoth. M. 3,—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Flaschel, H. — Unsere griechischen Fremdwörter. Für den Schulunterricht und zum Selbststudium. (79 S.) M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Die **Flottenmanöver** 1901. (60 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Frejstedt, K. v. — Erinnerungen aus dem Hofleben. (234 S.) M. 5,—. Geb. M. 6,—. Heidelberg, C. Winter.
Friedmann, Dr. O. — Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens vom legislativen Standpunkt. M. 1,02. Leipzig, Duncker & Humblot.
Gemoll, Dr. A. — Mit Gott für Kaiser und Reich. Ansprachen und Schulreden. (209 S.) M. 3,20, geb. M. 4,—. Leipzig, G. B. Teubner.
Gerber, J. — Die Schlacht bei Leuthen. (Histor. Studien Heft XXVIII.) (106 S.) M. 3,20. Berlin, E. Ebering.
Götte, H. — Der Preussische Testamentsrichter. Ein Handbuch für Richter, Notare, Referendare und Gerichtsschreiber. Kart. M. 2,60. Berlin, Otto Liebmann.
Gritzner, E. — Symbole und Wappen des alten Deutschen Reiches. (132 S.) M. 4,20. Leipzig. B. G. Teubner.
Gundelach. — Festung und Feldarmee im Kriege 1870/71. M. 2,40. Berlin, R. Eisenschmidt.
Gurewitsch, B. — Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft. M. 3,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Harnack, Otto. — Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen. Geb. in Leinw. M. 3,—, in Leder M. 4,—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Heigel, K. Th. v. — Neue geschichtliche Essays. M. 7,—, geb. M. 8,50. München, C. H. Beck.
Herzfeld, J. — Die Mecklenburgische Verfassung. Eine Beitrag zur Geschichte des Junkerthums M. 1,—. Stuttgart, J. H. W. Dietz.
Holzamer, W. — Im Dorf und Draussen. Neue Novellen. Preis br. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
Kaiserteeo. — Die prinzipiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen. (140 S., 16 Tafeln.) Wien, W. Braumüller & Sohn.
Keudell, Rob. v. — Fürst und Fürstin Bismarck. (497 S.) Berlin u. Stuttgart. W. Spemann.
Kewitsch, G. — Die astronomische Era und das Jahrhundert 19. (15 S.) 80 Pfg. Freiburg i. Br., Selbstverlag.
Koch, D. — Wilhelm Steinhausen. (127 S.) Heilbronn, E. Salzer.

Kügelgen, C. von. Schleiermachers Reden und Kants Predigten. M. 1,—. Leipzig, Richard Wöpke.
Kurnig. — „Der Neo-Nihilismus". 2. vermehrte Aufl. M. 1,80. Leipzig, Max Spohr.
Landsberg, Dr. H. — Christian Dietrich Grabbe. (87 S.) 50 Pfg. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Lindner, Th. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. I. M. 5,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Mayne, H. — Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. M. 6,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Meissner. — Das Künstlerbuch. Band VII. G. F. Watts. M. 3.—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Messer, Dr. A. — Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preussischen Gymnasialwesens 1882–1901. (178 S.) M 3,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Meyer, H. Ch. H. — Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Geb. M. 1,50. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.
Meysenbug, M. v. — Individualitäten. 2. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler.
Mirbt, D. C. — Quellen zur Geschichte des Papstthums und des römischen Katholizismus. (482 S.) M. 7,50, geb. 8,50. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr.
Müller, A. v. — Unsere Marine in China. (290 S.) Berlin, Liebel.
Müller, Ernst. — Das Itinerar Kaiser Heinrichs III. 1039 bis 1056. M. 3,60. Berlin. E. Ebering.
Nalbandian, Dr. W. — Leopold von Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung. (103 S.) M. 3,40. Leipzig, B. G. Teubner.
Nietzsche, Friedrich. — Band XV. Nachgelassene Werke. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe. Leipzig, C. G. Naumann.
Nohl, C. — Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. (16 S.) Essen, G. D. Baedeker.
Parvus. — Handelskrisis und Gewerkschaften. M. 1.—. München, M. Ernst.
Reicke, Emil. — Der Lehrer. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Band IX. Preis br. M. 4,—, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederich.
Rilke, R. M. — Die Letzten. M. 2,50. Berlin, Axel Juncker.
Röntgen. — Altniederländische Volkslieder. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Rosenfeld, W. — Die Geschichte des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen 1827—1900. M. 2,50. Berlin, Otto Liebmann.
Roscher, W. — System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmann und Studierende. IV. Band. I. u. II. Halbband. Stuttgart, J. G. Cotta.
Schäffle, Dr. A. — Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf. (232 S.) M. 3,50. Tübingen, H. Laupp.
Schlaf, J. — Die Suchenden. Roman. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. Preis M. 5,—.
Schmidt, Dr. K. — Hilfsbuch für den Unterricht im Gesange auf den höheren Schulen. (191 S.) M. 2,50. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Schober, G. — Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden. M. 4,80. Breslau, Eduard Trewendt.
Schwarz und Strutz. — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band I. Ueberschussverwaltung. VII. Buch: Die Eisenbahnverwaltung. M. 20,—. Berlin, J. Guttentag.
Spahn, Dr. Martin. — Der Grosse Kurfürst. Deutschlands Wiedergeburt im XVII. Jahrhundert. Preis M. 4,—. Mainz, Franz Kirchheim.
Stenglein, W. — Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. 3. Aufl. 1. Liefer. M. 4,20. Berlin, Otto Liebmann.
Stillich, Dr. O. — Die Lage der weibl. Dienstboten in Berlin. (443 S.) M. 5.—, geb. 7,50. Berlin u. Bern, Dr. J. Edelheim.
Theodor, J. — Das Erntefest. Drama in 3 Akten. (136 S.) M. 2,—. Breslau, S. Schottlaender.
Waltz, Prof Dr. O. — Die Denkwürdigkeiten Kaiser Karls V. (18 S.) Bonn, E. Strauss.
Weisl, Dr. E. F. — Der neue Gesetzentwurf betreffend die Reform der französischen Militär-Strafprozessordnung. (67 S.) Wien, Oesterreich-ungarische Heereszeitung.
Wildner, Dr. P. u. Dr. R. Zimmermann. — Die Thonwaaren-Industrie. (21 S.) Einzel-Darstellungen, gesammelt vom Handelsvertragsverein. Berlin.
Zedlitz u. Neukirch, Frhr. v. — Dreissig Jahre preussischer Finanz- und Steuerpolitik. (122 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Zielinski, Th. — Die Tragödie des Glaubens. (50 S.) M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Beyerlein, F. A. — Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. (397 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.
Björnson, B. — Leonarda. Schauspiel. (124 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
— ,— Das neue System. Schauspiel. (193 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Deutsche Arbeit, Zeitschrift herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrgang 1. Heft 3. München u. Prag. G. D. W. Callwey.
Gneisse, K. — Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz von deutscher Baukunst (1772) und in Schillers Aesthetik. Strassburg i. E. J. H. Ed. Heitz. (Heitz & Mündel.)
Hamsun. — Die Stimme des Lebens. Novellen. (143 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.
Krämer, Dr. A. — Die Samoa-Inseln. Lieferung 4. Stuttgart, Erwin Nägele.
Lange, Sven. — Hertha Juncker. Roman. (373 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.
Lesueur, D. — Die Komödiantin, Roman. Uebersetzung v. M. Mann. (386 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Lettow-Vorbeck, O. v. — Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Band 1—3. (Band 1. 390 S., Band 2. 687 S., Band 3, 490 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Lie, Bernt. — Zauber. Novelle. (175 S.) M. 1,50, geb. M. 2,50. München, A. Langen.
Lie, Jonas. — Böse Mächte. Roman. (202 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—. München, A. Langen.
Lieber Simplicissimus. 100 Anekdoten. Neue Folge. (135 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.

Loesche, G. — Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. M. 2,—, geb. M. 2,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Mehring, F. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. IV. Briefe von Ferdinand Lassalle an Karl Marx und Friedrich Engels. (367 S.) M. 5,—, geb. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz.
Nion, F. de. — Der Reisegefährte und andere Novellen. (188 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Perfall, A. v. — Die Malschule. (109 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.
Peter Schlemihl. — Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte. 4.—6 Tausend. (89 S.) M. 1,—, geb. M. 2,—. München, A. Langen.
Scheffer, Th. — Die preussische Publizistik im Jahre 1859. (182 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
Serao, M. — Riccardo Joannnas Leben und Abenteuer. (331 S.) M. 3,50, geb. M. 4,50. München, A. Langen.
Scheel, Dr. W. — Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. M. 3,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Vanderem, F. — Charlie. Roman. Uebersetzt von N. Zurhallen. (296 S.) M. 3,—, geb. M. 4,—. München, A. Langen.
Andresen, K. — Ideen zu einer jesuzentrischen Weltreligion. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Lotus-Verlag.
Annalen des Deutschen Reichs 1902. No. 1. Herausgegeben von Dr. K. Th. Eheberg und Dr. A. Dyroff. Jährlich 12 Hefte. Halbjährlicher Abonnementspreis M. 8,—. München, J. Schweitzer.
Baecker, Heinrich. — Unsere wirthschaftlichen Verhältnisse. (29 S.) M. 0,60. Berlin, Siemenroth & Troschel.
Brandes, Georg. — Gesammelte Schriften. Lieferung 1—3. S. 1—160 je M. 1,—. München, A. Langen.
v. Caemmerer. — Magenta. Der Feldzug von 1859. (216 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Cahn, W. — Aus Eduard Lasker's Nachlass. I. Theil. M. 2,40. Berlin, Georg Reimer.
Döll, E. — Die Handelspolitische Grundfrage. 2. Heft des Handelsstudent. Leipzig, C. G. Naumann.
Frommel. — Deutsche Räthsel, gesammelt von O. Frommel. Heft 1. 80 Pf. Leipzig, Eduard Avenarius.
Fischer, Ernst. — Eiszeittheorie. (19 S.) M. 0,60. Heidelberg, C. Winter.
Fischer, Kuno. — Goethes Faust. 1. Band. 2. Reihe. 4. Auflage. M. 4,—, geb. M. 5,—. Heidelberg, C. Winter.
Göhre, Paul. — Vom Sozialismus zum Liberalismus. (39 S.) Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Henschke, Margarethe. — Zum Gedächtniss der Kaiserin Friedrich. Rede, gehalten bei der Trauerfeier der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin am 21. November 1901. (24 S.) M. 0,50. Leipzig, Dürr.
Jahresbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. 1901. (401 S.) Berlin.
Jessen, J. — G. F. Watts (Das Künstlerbuch, herausgegeben von F. H. Meissner. Band VII.) (104 S.) Berlin u. Leipzig. Schuster & Löffler.
Kahl, D. Dr. W. — Die Bedeutung des Toleranzantrags für Staat und evangelische Kirche. (Sonderabzug aus den deutsch-evangelischen Blättern. 1902. Heft 1.) (45 S.) Halle a. S., E. Strien.
Kilian, E. — Samuel Friedr. Sauter, ausgewählte Gedichte. (Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission.) (78 S.) M. 1,20. Heidelberg, C. Winter.
Kraus, Franz Xaver. — Cavour. (100 S.) M. 4,—. Mainz, F. Kirchheim.
Lang, Otto. — Der Sozialismus in der Schweiz. (27 S.) Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Locher. — Republikanische Wandelbilder und Portraits. (380 S.) Zürich u. Leipzig. Th. Schröter.
Loesche, G. — Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. (251 S.) M. 2,—, geb. M. 2,50. Tübingen u. Leipzig. J. C. B. Mohr.
Lohmann, E. — Im Kloster zu Sis. (33 S.) M. 2,10. Striegau i. Schl., R. Urban.
Lounsbury, Thomas R. — Shakespeare as a dramatic artist. (449 S.) Preis 3 Sch. New York. Charles Scribener's Sons London, Edward Arnold.
Mackay. — Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausgegeben von John Henry Mackay. Blatt 501—600. VI. Serie. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.
Marcks, E. — Wilhelm I. Rede bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg. 2. Aufl. (32 S.) M. 0,60. Heidelberg, C. Winter.
Matthias, Dr. Th. — Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. M. 3,—, eleg. geb. M. 3,80. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Müller, E. — Der echte Hiob. (46 S.) M. 1,50. Hannover, Fr. Rehtmeyer.
Nossig, A. — Die moderne Agrarfrage. (587 S.) M. 9,—, geb. M. 12,—. Berlin-Bern, Dr. John Edelheim.
Oldenberg, Prof. Dr. K. — Arbeiterschutz in Gast- und Schankwirthschaften. (Referat, dem Ausschusse der Gesellschaft für soziale Reform erstattet.) (74 S.) M. 0,50. Jena, G. Fischer.
Pohle, L. — Deutschland am Scheidewege. M. 4,80. Leipzig, B. G. Teubner.
Pudor, H. — Die Selbsthilfe der Landwirthschaft. M. 1,80. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.
Rausch, Dr. Ernst. — Die Sonneberger Spielwaaren-Industrie. (170 S.) Berlin, Siemenroth & Troschel.
Réval, S. — Grundbedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt. 8°. (XXXI 692 S.) M. 14,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Scheel, Dr. W. — Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. (215 S.) M. 3,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Schneegans, Prof. Dr. Heinr. — Molière. (42. Band der Biographien-Sammlung „Geisteshelden".) (261 S.) Preis geh. M. 2,40, geb. M. 3,20. Berlin, Ernst Hoffmann & Co.
Wormstall, J. — Ethnographische Forschungen zur Geschichte Nordwest-Deutschlands. (70 S.) Münster i. W., Aschendorff.
Welter, N. — Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. M. 3,—, geb. M. 4—. Marburg, N. G. Elwert.
Wenckstern, A. v. — Ist er etwas? Schauspiel in 5 Aufzügen. (196 S.) Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Wolff, J. — Normalmensch, Kulturmensch und Genie. Veröffentlichungen der deutschen akademischen Vereinigung zu Buenos Aires. 1. Band 4. Heft. Buenos Aires, G. van Woerden & Co.
Ziegler, L. — Zur Metaphysik des Tragischen. (104 S.) M. 1,60. Leipzig, Dürr.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Zur religiösen Entwicklung Bismarcks.

Von

Dr. Ernst Müsebeck.

Die Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin treten nicht mit dem Anspruche auf, Selbstbekenntnisse, bewußt-reflexive Betrachtungen über seine eigene geistige Entwicklung zu geben, sich selbst durch die Brille des Kritikers oder gar des selbstgefälligen Beschauers seines Werdens zu betrachten oder zur Verwirklichung eines bestimmten Zieles im öffentlichen Leben beizutragen, sondern sie sind der impulsive und intime Ausdruck seines natürlichen und geistigen Daseins; Augenblicksbilder, entworfen und hingeworfen in dem anmuthigen Plauderton der Erzählung der täglichen Erlebnisse, der freud- und leidvollen Kleinigkeiten, wie sie die Tage eines märkischen Landedelmannes ausfüllen und auch in dem bewegten Leben des Diplomaten nicht fehlen, aber auch in der zugleich anziehenden und gewaltigen Offenheit einer werdensfrohen und seiner geistigen Kraft sich bewußten Persönlichkeit, die der Begleiterin ihrer ferneren Schicksale Einblick in ihr geistiges Ringen und Kämpfen zu jeder Zeit geben will. Sie sind wichtige Merkmale, vollgültige Zeugnisse seiner Entwicklung selbst; vollgültig, weil sie unmittelbar sind; ursprünglich, weil ihre Gedanken nicht erst durch das der Empfängerin eigenste persönliche Leben in dem Verfasser hervorgerufen wurden. Die Eigenart der Johanna v. Puttkamer gab sich in der zarten und tiefen religiösen Empfindung kund, die sie von dem Elternhaus geerbt hatte und in der ihre ganze Umgebung lebte. Das Bedürfniß nach religiöser Ruhe und Befriedigung, das sie erfüllte, durchzog auch seine Seele, bevor er sie kennen lernte. Dieser ruhige Vollbesitz des Glaubens, den er bei Johanna fand, war das geistige Band, das ihn zu ihr hinzog und um sie werben ließ. Daher nehmen Erörterungen über Ewig-

keitsgedanken während der Zeit, wo sie oft von einander getrennt sind, etwa bis zum Jahre 1862, die erste Stelle in ihrem Briefwechsel ein. Seine Briefe werden damit zu dem vollgültigsten Zeugniß für seine eigene religiöse Entwicklung in dieser Zeit. So liegt ihre Bedeutung für die Charakteristik der Persönlichkeit Bismarcks darin, daß sie in die innerlichsten und tiefsten Regungen des menschlichen Geistes, in seine Beziehungen zu Gott und deren Einwirkungen auf die ganze Thätigkeit des Menschen einen klareren Einblick geben.*)

In dem elterlichen Hause Bismarcks war jede Förderung eigentlicher Religiosität unterblieben. Vater und Mutter lebten in dem Geiste rationalistischer Anschauungen des Ausgangs des 18. Jahrhunderts; ihre religiöse Auffassung entsprach dem traditionellen Geiste des altpreußischen Staates, der sich in dieser Beziehung nur in einer negativen Ausbildung fridericianischer Gedanken bewegte; sie scheint durch die Erhebung von 1807—1815, die in so vielen Familien des preußischen Militäradels neues geistliches Leben entfachte, ohne tiefgehende Beeinflussung geblieben zu sein. Der Vater hatte für sich die einfache Sittlichkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit eines persönlich ehrenhaften Rationalisten zum Grundsatze gemacht und überließ alles Andere mit getroster Sorglosigkeit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Die Mutter fühlte wohl, daß es für ihr geistiges und religiöses Empfinden unzureichend war, bei der Unterordnung der heiligen Schrift unter die Vernunft und der Anpassung ihrer Lehren und Berichte an sie dieser allein zu gehorchen. So folgte die geistreiche und kluge Frau dem mystischen Drange der Romantik, die durch die Annahme einer Einwirkung fremder Kräfte auf das eigene Sein eine übernatürliche, geistige Verbindung mit einer außer dem Menschen liegenden Welt wiederherzustellen suchte, die ihr der Rationalismus genommen hatte; erfreute und gefiel sich an dem geistigen und geselligen Verkehr mit gleichgesinnten Kreisen und fand in jener seltsamen und doch so verständlichen Verknüpfung von nüchternem Rationalismus und gefühlsseligem Mystizismus ihre religiöse Be-

*) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck, Stuttgart 1900; vgl. über die Ausgabe die Bemerkungen Meineckes in „Historische Zeitschrift" Bd. 87, S. 22. — Zu dem Aufsatz sind zu vergleichen M. Lenz: Bismarcks Religion, in der „Woche" Jahrgang 1901 S. 605 ff., 649 ff., 753 ff., der zu wesentlich anderen Resultaten gelangt, und O. Baumgarten: Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche, Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 44, Tübingen 1900, der eine Zusammenstellung des bis dahin veröffentlichten Materials giebt.

friedigung. Diese Romantik erscheint als die ganz natürliche Flucht des Menschen aus der Welt des übertriebenen Wirklichen und des berechnenden Verstandes in die Formen ersehnter Ueberweltlichkeit und des nach Bethätigung ringenden Gefühls und übte auf derartige kalt berechnende und für sich doch warm empfindende Naturen, wie es Frau v. Bismarck war, eine besondere Anziehungskraft aus. Das herrschende Prinzip in der Geistesrichtung des Elternhauses blieb das des Rationalismus. Eine Folge davon und des lebhaften Wunsches der Mutter, in ihren Söhnen den Grund zu einer angesehenen Lebensstellung zu legen, war es, daß bei ihrer Erziehung der Gesichtspunkt immer mehr zum Maßgebenden wurde, daß alles der Ausbildung des Verstandes, der weltlichen Belehrung und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Jene Aneignung religiöser Empfindungen und Gefühlsäußerungen gehörte für sie so sehr zum natürlichen Wesen des Menschen, daß sie über ihres Sohnes „pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christenthum oft erschrocken und zornig war;“*) der Gedanke, daß es Aufgabe der Mutter sein könnte, sie zu wecken und zu fördern, scheint ihr gänzlich fern gelegen zu haben.

Keinen anderen Einfluß hatte der „unregelmäßig besuchte und unverstandene“ Religionsunterricht auf den Berliner Schulen auf ihn, nachdem er frühzeitig das elterliche Haus hatte verlassen müssen. Und als er an seinem sechzehnten Geburtstag durch Schleiermacher eingesegnet wurde, konnte der junge Bismarck keinen anderen Glauben sein eigen nennen „als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb.“ Ein Jahr darauf, 1832, verließ er „als normales Produkt des staatlichen Unterrichts als Pantheist“ die Schule.

Für die weitere Entwicklung seiner religiösen Weltanschauung war die Studentenzeit in Göttingen und Berlin nicht von entscheidender Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie mit ihren konstruktiven Gedankengängen konnte ihn ebenso wenig befriedigen wie die Einbeziehung alles Einzelnen und Individuellen in die unendliche Substanz durch Spinoza. Von größerer Anziehungskraft scheinen für ihn die Vorlesungen Heerens gewesen zu sein, wenigstens in der Auffassung historischer Thatsachen. Sein Suchen nach Befriedigung des religiösen Bewußtseins, das inmitten aller studentischen Freuden und Berufsarbeiten in ihm erwachte, konnte

*) an seine Braut, Schönhausen 23. Februar 1847, a. a. O. S. 47.

in ihnen kein Ziel finden. Sie werden nur noch die Abneigung gegen die gesetzmäßige Aneignung eines ihm fertig dargebotenen Systems vergrößert haben; eine Anschauung, die ihm mit den historisch gegebenen Lebensverhältnissen in Widerspruch zu stehen schien. Die Bildungsmittel waren dieselben gewesen wie bei Anderen seines Standes; allein sie hatten ihre Wirkung verfehlt. Schon nicht mehr als ein normales Produkt des Universitätsunterrichtes verließ er die Hochschule.

Das erste persönliche Zeugniß seiner religiös-sittlichen Anschauungsweise findet sich in seiner Probearbeit zur Referendarprüfung im Jahre 1836: „Ueber die Natur und Zulässigkeit des Eides." Jedes dogmatische Bekenntniß tritt in ihr zurück. Die christliche Lehre erscheint ganz allein in dem Lichte ihrer sittlichen Hoheit und Vielseitigkeit in dieser Frage. In seiner Anschauung vom Wesen Gottes tritt besonders stark die Allmacht hervor; sie erfüllt so sehr sein Bewußtsein, daß er sie in jedem Augenblick, in jeder täglich wiederkehrenden Naturerscheinung sich offenbaren sieht, daß es zu ihrem Beweise für ihn keines besonderen Wunders in der Naturwelt bedarf. Jener hohe Begriff von der Allmacht Gottes war es, der ihn in der Jugend bewogen hatte, nicht mehr zu beten, weil Gebete einen Zweifel an diese allgegenwärtige und Alles bedenkende Allmacht in sich schlössen. Ein Ausfluß von ihr ist ihm die göttliche Gerechtigkeit, die „nicht nach menschlichem Willen gelenkt werden kann". Gottes Wille ist ihm schon damals das maßgebende Moment im Schicksale der Menschen. Das Eine läßt sich wenigstens als sicher annehmen, daß nach der Beendigung seiner Universitätsstudien jene pantheistischen Beimischungen in dem jungen Bismarck nicht die Oberhand gewonnen hatten. Hegel und Spinoza haben in ihm noch nicht jene pessimistische und melancholische Weltanschauung hervorgerufen, die er selber in seinem Briefe an seinen späteren Schwiegervater und durch die Briefe an seine Braut kennzeichnet.

In den Jahren 1835 bis 1838 arbeitete er beim Kammergericht in Potsdam sowie bei den Regierungen daselbst und in Aachen, bereitete sich auf den landwirthschaftlichen Beruf in Greifswald und Eldena vor und genügte zugleich seiner Militärpflicht. Die Erkenntniß und Ueberzeugung, daß es die Lebensaufgabe einer Persönlichkeit sei, ihre individuellen Fähigkeiten in den ihr gesetzten Verhältnissen unter Aufbietung aller Kräfte zu entwickeln und in jedwedem Stande und Berufe sich selbst und seinem Vaterlande zu

dienen, und daß er bei der Anschauungsweise der leitenden Kreise des damaligen Preußens als Beamter nur ein willenloses Glied in der bureaukratischen Verwaltungskette ohne eigene Wahl und Verantwortlichkeit bilden würde, machten es ihm trotz seiner ehrgeizigen Vaterlandsliebe leicht, dieser Laufbahn zu entsagen und in der Erfüllung seiner Pflichten als Grundbesitzer persönliche Befriedigung und Bethätigung seiner Unterthanenpflichten zu suchen. So übernahm er 1839 nach der Uebersiedelung seiner Eltern nach Schönhausen mit seinem Bruder Bernhard zusammen die Bewirthschaftung der pommerschen Güter, bis auf seinen Wunsch die Theilung erfolgte. Ihm fielen die beiden Güter Kniephof und Jarchelin zu, und bis zum Anfang des Jahres 1846, wo er nach dem Tode seines Vaters Schönhausen zu seinem Wohnsitz wählte, war das einsame Herrenhaus zu Kniephof sein ständiger Aufenthaltsort, dessen ländliche Genügsamkeit nur durch Reisen, unter anderen nach England und der Schweiz im Jahre 1842, unterbrochen wurde.

In diese Zeit der Einsamkeit fällt der Wendepunkt der geistigen Entwicklung Bismarcks. Sie ist oft als die tolle Zeit des „Junkers von Kniephof" bezeichnet: seine ausgelassenen Scherze und seine von körperlicher Kraft strotzenden, übermüthigen Streiche mit seinen Nachbarn sind nur die physischen Aeußerungen und Entladungen eines ungestümen, aber unerfüllt bleibenden psychischen Verlangens und Ringens nach einer Weltanschauung, in der er seelische Ruhe und geistigen Frieden fand. Eifrige historische Studien ließen ihn die Leere des Daseins ohne persönliche Beziehungen zu Gott ebenso wenig vergessen wie jener geistlose Verkehr mit seinen Gutsnachbarn das Verlangen nach Frieden zu ertödten vermochte. Jene Anschauungen vom Wesen Gottes mögen ihm auch damals noch lebendig gewesen sein; er suchte mehr; ihn dürstete nach persönlichem Verkehr mit seinem Gott. Sollte er in seiner Allmacht auch nicht für ihn individuelle Gestaltung gewinnen können? — Die Lektüre eines Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer vermochte sie ihm nicht zu geben; sie zerstörte noch die Anschauungen, die er sein eigen nannte. Das Resultat seines Suchens war ein negatives: Gott kann von den Menschen nicht erkannt werden; das Gewissen kann uns nur seinen Willen offenbaren; ruhige Ergebung in ihn ist das Einzige, was dem Menschen übrig bleibt.

Die rein negative Kritik des Christenthums war es, die ihn einer hoffnungslosen, auf jede persönliche Willensbestimmung verzichtenden Weltanschauung in die Arme führte. Seine Reise nach

England und Beschäftigung mit englischer Literatur hatten vielleicht dazu beigetragen, diese Anschauungen in ihm zu verstärken, den Gefallen an den von Weltschmerz durchdrungenen Gedichten in ihm zu erwecken, die er später seiner Braut mittheilte. Von innerer Befriedigung war dieser Zustand weit entfernt. Mochten ihm auch damals theoretisch keine Zweifel über ein zukünftiges Leben gekommen sein, weil das gegenwärtige zu traurig und unvollkommen sei, mochte der Glaube an eine letzte Vervollkommnung ihn auch damals nicht verlassen haben: die Schwere des eigenen geistigen Kampfes überwog so sehr jenen frohen Ausblick und jene freudige Zuversicht auf eine Durchführung dieses Kampfes, daß er thatsächlich nur noch den düsteren Ernst des Lebens, kein Ziel des Ringens vor Augen sah. So verkennt Busch diese Stufe religiöser Entwicklung vollkommen, wenn er von dieser Kniephöfer Zeit meint, sie sei „nicht ganz ohne Streben nach Höherem und Besserem“ gewesen;*) es war die Zeit gewaltiger seelischer Erregung einer nach Gotteserkenntniß für ihr persönliches Sein dürstenden Menschenseele.

Eine Umwandlung in diese Denkweise brachte ihm das Jahr 1843, oder schon das Ende des Jahres 1842.**) Ein Gottsucher war er stets gewesen. Aus der Kraft des Verstandes heraus hatte er den Pfad finden wollen, der ihn nicht nur zu Vernunftwahrheiten, sondern auch zur Möglichkeit des Glaubens, zu Glaubenswahrheiten führte. Die Fragen: Wie kann ich glauben und was soll ich glauben? traten mit elementarer Macht an ihn heran wie an Luther und heischten eine Antwort. Statt die Lösung zu finden, war der Gegensatz zwischen seinem Wollen und Können immer größer geworden, das Licht der eigenen Erkenntniß wurde zum gespensterhaften Irrlicht, das ihn der Gefahr nahe brachte, den Weg gänzlich zu verlieren. Da traf er in jener Zeit seit seiner Jugend zum ersten Mal mit seinem Schulfreunde Moritz von Blanckenburg zusammen, der jenem Kreise von pommerschen Edelleuten angehörte, der neben den Gebrüdern Gerlach die überzeugungsvollsten Anhänger der christlich-germanischen Staatsidee Stahls bildete. Damit trat er in eine Sphäre religiösen Denkens und Empfindens, die der entgegengesetzt war, in der sein Leben und Forschen sich bisher bewegt hatte. Die angeblich kritische Theologie, die in ihrer logischen Konsequenz zu einer Leugnung jeglicher geoffenbarten Religion gelangte, hatte nicht vermocht, das Sehnen seines Geistes zu stillen;

*) „Unser Reichskanzler“ Bd. 1, Leipzig 1884, S. 107 f.
**) Vgl. den Werbebrief, a. a. O. S. 3.

ihre glanzvollsten Vertreter hatten ihm keinen Frieden gebracht. Würden diese stillen, in sich geschlossenen, lutherisch-konfessionellen Kreise mit ihrer herrnhutischen Abgeschlossenheit die Kraft in sich haben, die seelische Unruhe seines Feuergeistes zu bannen und seinem religiösen Leben einen anderen Weg zu zeigen? Der erste Eindruck war gewaltig; und doch darf dieser Einfluß nicht überschätzt werden, den dieser Verkehr auf ihn ausübte. Wohl standen hier vor seinen Blicken Leute, die da hatten, was er suchte: Zuversicht und Frieden; wohl fühlte er sich heimisch in diesem Kreise des sicheren, unbedingten Glaubens, der in diesen Familien herrschte, doch „die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". Der Glaube seiner Umgebung und seine gewaltige Wirkung auf die ganze Stellung des Menschen zu Gott, zu seiner Umgebung und zu sich selbst traten mit aller Deutlichkeit vor sein Auge. Allein der Glaube läßt sich nicht von außen her geben und nehmen, er will von jedem einzelnen Menschen erbeten und errungen sein. Es entspricht seiner persönlichen Erfahrung, wenn er seiner Johanna am 11. März 1847 schreibt: „Ob man Andern zu irdischem Wohlsein verhilft, ist im Vergleich dieses Daseins mit der Ewigkeit am Ende gleichgiltig . . . Anderen aber in höherem Sinne zu helfen, ist nicht möglich, da muß die Hilfe von innen kommen". Die Bedeutung, die der Verkehr in diesem Kreise auf Bismarck hatte, liegt darin, daß er in ihm das Ziel vor Augen sah, dem er selbst zustrebte, und daß das Verlangen nach gleicher religiöser Erkenntniß um so mächtiger in ihm wurde, je mehr er sich dort heimisch fühlte. Der Boden war in gründlichster Weise vorbereitet, der Glaube an eine Erkenntniß Gottes aus verstandesmäßiger Ueberlegung gebrochen, das Verlangen nach Gottesgemeinschaft und Seelenfrieden immer mächtiger geworden, als sich äußere Ereignisse vollzogen, die erschütternd auf sein Seelenleben einwirkten und ihn zu der Quelle hinführten, die sein Wollen befriedigen sollte, zur Bibel und zum Gebet. Seine Worte in dem Werbebrief beseitigen auch den leisesten Zweifel an die innere Umwandlung, die sich in jener Zeit vollzog; er schreibt: „Der warme Eifer seiner (Moritz von Blanckenburgs) Liebe suchte vergeblich mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglaffer Hause . . . bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig

annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußeren Werken fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte . . . . . Aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde . . . Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd betheiligt war, und die ich als Geheimnisse Anderer nicht mittheilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerthes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je, durch Rath Anderer wie durch eigenen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eigenen Urtheils, in der Schrift zu lesen."

Mit diesem Urtheil Bismarcks über den Kreis seiner Freunde, besonders das Thaddensche Haus in Triglaff, und der Einwirkung auf seine Seelenstimmung deckt sich vollkommen die Aeußerung Blanckenburgs zu Robert von Keudell bald nach dem Tode seiner Frau im Spätherbst 1846: „Er fühlte, wie unser Leben durch den Glauben beglückt war, und strebte ernstlich danach. Ich gab ihm manches Gute zu lesen; er sagte aber mehrmals, er könne sich nicht überzeugen. Schon gab ich fast alle Hoffnung auf. Da kam er eines Tages und sagte, ihm sei geholfen. Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt. Da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne."*) Welcher Art dieses für Bismarck so bedeutungsvolle Ereigniß gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Der entscheidende Umschwung in seinem Geistesleben vollzog sich 1846, und am Ende des Jahres faßte er bereits den Entschluß, um seine Johanna zu werben, die er erst wenige Monate vorher im Hause Blanckenburgs und auf einer Harzreise kennen gelernt hatte.

Johanna von Puttkamer war in den Kreisen des konfessionellen Lutherthums aufgewachsen, wie es sich seit den Befreiungskriegen und schärfer noch seit den Bemühungen Friedrich Wilhelms III. um eine Union der evangelischen Kirchen in den östlichen Provinzen, besonders in Schlesien, Berlin und Hinterpommern herausgebildet hatte. Der mit der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft verbundene Bruch mit den Formen des herkömmlichen Rationalismus und die Sehnsucht nach einer Religion, die sich in jedem Menschen

*) Robert von Keudell: Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. Berlin und Stuttgart 1901.

und in der Geschichte der Völker offenbarte, gaben die Grundlagen ab, auf denen sich die Neubelebung des kirchlichen und religiösen Lebens aufbaute. In Schleiermacher fand sie ihren geistesgewaltigsten Vertreter. Die persönliche Stellung des Menschen zu Gott trat in den Mittelpunkt seiner Glaubenslehre, die sich nicht an die überlieferten Glaubensdogmen und Formen der lutherischen oder reformirten Kirche band. Neue Kräfte aus jener Bewegung hatten auch der Pietismus, besonders die herrnhutischen Gemeinden gezogen und sich nach den Unionsbestrebungen mit dem strengen Konfessionalismus des Lutherthums verbunden, der ihn von den Bestrebungen Schleiermachers schied. Diese beiden Aeußerungen religiösen und kirchlichen Lebens gaben den Familien des hinterpommerschen Adels, in denen Bismarck Zugang gefunden hatte, ihr geistliches Gepräge. Für die Weiterentwicklung dieses ursprünglich persönlichen Glaubenslebens war es verhängnißvoll, daß es sich schnell zu einer Nichtachtung jeglicher abweichenden Meinung und zu einer unbedingten Herrschaft eines religiös-konfessionellen Prinzips und Dogmas verknöcherte.

Das einfache, friedvoll verklärte, innerliche Leben der Johanna im Gegensatz zu seinem eigenen fried- und ruhelosen Dasein war es offenbar, das eine so gewaltige Anziehungskraft auf ihn ausübte und den Entschluß zur schnellen Reife bringen ließ, mit ihr das eigene Heim zu begründen. Einen solchen Einfluß, wie er sich in den folgenden Briefen offenbart, konnten nur zwei innerlich starke und gefestigte Naturen auf einander erlangen, die beide willens waren, ein gemeinsames geistiges Leben mit einander zu führen. Denn eine solche Natur war auch Johanna bei aller gefühlvollen und zarten Innerlichkeit ihres Wesens. „Heranwachsend gewann sie die Herzen durch anmuthige Bescheidenheit bei tapferem Freimuth", so stand sie den Zeitgenossen ihrer Jugend vor den Augen. Schwer nur erschlossen sich ihre Gedanken Anderen gegenüber; aber wo sie „e i n m a l Vertrauen gefaßt, da ist's auch niemals zu erschüttern und wenn eine ganze Welt mit Schmähreden aufstände." „Wenn falsche Zungen ihn verdächtigen wollen, . . . mich stört's nie und nimmer — ich freue mich, wenn ich Gelegenheit finde, meine Zunge zur Vertheidigung zu wetzen.*) Es bedurfte eines tapferen und liebewarmen Vertrauens, um dem Manne die Hand zu reichen, den ihre Genossinnen zwar als Edelmann „von

*) Vgl. v. Keudell, Erinnerungen. S. 4, 47 f.

ungewöhnlich vornehmer Gesinnung" hochachteten, dessen tolle Streiche jedoch keineswegs die Begehrlichkeit nach einer näheren Verbindung mit ihm gesteigert hatten.

Schon die ersten Wochen jenes geistigen Verkehrs brachten eine völlige Umwandlung in beiden hervor, die einen Bruch mit ihren bisherigen Anschauungen veranlaßte, sie aber auch zu dem Punkte geistiger Gemeinschaft brachte, den sie erreichen mußten, um mit und für einander leben zu können, zum gegenseitigen, liebevollen Verständniß ihrer Persönlichkeiten. Beide gaben einen Theil ihres bisherigen Wesens auf, um diese geistige Annäherung zu vollziehen. Bei Weitem der schwierigste Theil fiel Johanna zu, denn sie mußte auf Anschauungen verzichten, in deren Wirklichkeit ihr ganzes Sein bis dahin Glück und Frieden geathmet hatte, und sich in die Denkweise eines Mannes hineinleben, die ihr zunächst nur harte, seelische Kämpfe bringen konnte. Und diese Kämpfe blieben nicht aus. An die Stelle ihrer bisherigen, ihr Leben verklärenden Hoffnungsfreudigkeit trat die Hoffnungslosigkeit, die an der Stärke der eigenen menschlichen Kraft verzweifelte, die sie überwinden konnte, und in diesem Uebergangsstadium auch in dem Glauben an die Gnade Gottes nicht den festen, zuversichtlichen Grund fand, der ihr in diesem Kampfe ein Halt sein konnte. An Stelle der früheren jugendlich heiteren Sorglosigkeit machten sich trübe Stimmungen geltend, in denen sie an gleichartiger Literatur Gefallen fand und in ihr Befriedigung suchte. Trübe Ahnungen für die Zukunft bestärkten sie in dieser Gesinnung. Aber der den ersten Zwiespalt in ihrer Seele wachgerufen hatte, brachte ihr auch einen Ausgleich in diesen beiden Lebensanschauungen. Hatte er doch auch in gleicher Weise diese Kämpfe durchkostet, freilich in einer Reihenfolge, die ihn das Alte leichter vergessen ließ. Verschwunden waren aus seinem Gedankenkreise alle verstandesmäßigen Errungenschaften eines Feuerbach und Strauß, deren glänzende Außenseiten ihm nur noch mehr die trüben Schatten menschlichen Daseins vor sein Auge gezaubert, verschwunden jene selbstquälerischen Bilder, die die Lektüre Byronscher Gedichte ihm vor die Seele gezeichnet hatten. Die Jagd nach dem selbstzufriedenen Glücke, das von einem unberechtigten Egoismus nicht frei war, hatte dem Bestreben weichen müssen, für sein Liebstes und sich zusammen das Glück zu suchen; aus der peinigenden Einsamkeit, die ihn zu immer rastloserem Bemühen zur Gotteserkenntniß, zu immer tollerem Verkehr mit seinen Nachbarn getrieben hatte, war er hin-

ausgetreten in das Land ernsten, aber ruhigen Kampfes in der Gegenwart als ein Mann, der im festen Vertrauen auf Gottes Hilfe des Sieges gewiß war, und fröhlicher, geduldiger Zuversicht und Hoffnung auf die in sonniger Schönheit vor ihm liegende Zukunft. So groß war die Umwandlung seines Wesens, daß seine früheren Genossen ihn nicht wiedererkannten. Am 1. Februar 1847 schrieb er seiner Johanna: „In Stettin fand ich trinkende, spielende Freunde. Wilhelm Ramin sagte auf eine gelegentliche Aeußerung über Bibellesen: Na, in Reinfeld würde ich an Deiner Stelle auch so sprechen, aber daß Du glaubst, Deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich. Arnim ist voller Sorge, ich möchte fromm werden; sein Blick ruhte ernst und nachdenklich, mit mitleidiger Besorgniß, während der ganzen Zeit auf mir, wie auf einem lieben Freunde, den man gern retten möchte, aber doch fast für verloren hält." „Wir, meine selige Frau und ich, waren tief ergriffen von diesem Wunder": Diese Aeußerung Blanckenburgs zu Keudell giebt den tiefen Eindruck wieder, den diese gewaltige und unerwartete Umkehr in seiner ganzen Weltanschauung auf seine Umgebung machte.

Und das Alles hatte ihm zum guten Theil seine Johanna gebracht. Daran freilich ist im Gegensatz zu der Auffassung von Lenz festzuhalten: die erste Entscheidung lag vor ihrer Annäherung an einander; neben jenem Ereigniß, das von außen an ihn herantrat, war es sicherlich bewußte, von seiner ganzen Umgebung genährte, persönliche Initiative, die seine Gedanken zu der neuen Quelle religiöser Erkenntniß hinübergeleitet hatten. Aber der Einfluß ihrer Liebe war der letzte Hieb gewesen, der den Baum zu Falle gebracht und zugleich neue Schößlinge in den alten Stamm gepflanzt hatte. Und in Folge dieser innerlichen Auffassung und Aneignung der Beziehungen seiner Persönlichkeit zu Gott beseelte ihn die geistige und sittliche Kraft, um zurückgeben zu können, was er von ihr empfangen hatte, und sie zu sich emporzuziehen, sie anstatt des Quietismus ihrer Jugend, der sich ängstlich von der Berührung mit der Welt abschloß, mit einem männlicheren Glauben zu erfüllen, der sich in den Verkehr mit anders Denkenden hinauswagt. Ihre Religiosität, die sich in dem nächsten Kreise der Angehörigen bisher ausgelebt hatte, beugte sich vor dem umfassenderen Glauben Bismarcks. Diese wechselseitige Anpassung an ihre religiöse Welt bildet einen der anziehendsten Punkte in seinen Briefen. Um freilich der Bedeutung der Johanna, der Würdigung

ihrer Persönlichkeit und ihres Einflusses gerecht zu werden, bedürfte es der Kenntniß ihrer eigenen Briefe. Daß sie es wagte, aus ihrem religiösen Ideenkreis herauszutreten, sich von ihrem persönlich beglückenden Glauben dem weltüberwindenden Glauben ihres Gatten zu nähern, darin lag das Moment ihrer Wesensähnlichkeit, darin lag ihr starker, weiblicher Muth. Aeußerte sich seine männliche Kraft in der bedingungslosen, selbständigen Auffassung religiöser Probleme, so befähigte das willensstarke Anpassungsvermögen die Johanna, dieser Gedankenwelt des Mannes sich einzufügen.

In seinen Briefen will es freilich manchmal scheinen, als ob er sich als der schwächere Theil gefühlt habe. „Es beruhigt mich", so schreibt er ihr am 4. März 1847, „daß Du deutlich und entschieden Deine Nachsicht und Duldung für meine etwaigen Glaubensschwächen und Zweifel aussprichst, und daß Du mich doch lieben willst, wenn auch Gott unsere Herzen verschiedene Wege führen sollte". Noch jetzt fehlte es nicht an Stunden, wo ihm Bedenken aufstiegen, ob sein Glaube bereits so fest und sicher sei, daß sie ihm völlig vertrauen werde. Ein häßlicher Traum, wie sie sich wegen seiner Glaubensschwäche wieder von ihm abwandte, beunruhigte ihn. Allein es waren nicht die Aeußerungen einer anhaltenden Grundstimmung, sondern momentane Eindrücke, die bei der Erinnerung an seine eigenen Anschauungen einer vergangenen Zeit und bei der Besorgniß über ähnliche Kämpfe seiner Johanna seine Sinne ergriffen. In der That war schon im Anfang des Jahres 1847 sein Glaube der überlegene Theil.

Bereits in jenen Worten lag es ausgesprochen, daß Johanna über die Engherzigkeit einer streng konfessionellen Auffassung des Christenthums hinausgekommen war. In demselben Briefe schrieb er ihr, darunter, daß zwei mit einander verbundene Menschen gläubig seien, verstehe er nicht, „daß beide dasselbe gerade glauben, sondern daß beide in Ernst und Demuth forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheimstellen". Er selbst betrachtet seinen Zustand nicht als ein Resultat, welches er im Glauben gewonnen hätte, sondern als eine Station, auf der er sich gerade befände, und von der ihm Gott weiter helfen werde, wie er ihm bisher geholfen habe. Wie weit war doch diese Station von der ursprünglichen Auffassung Johannas entfernt; er verwahrte sich dagegen, sie irgendwie in ihrem Glauben wankend machen zu wollen; und doch hatte er unbewußt schon bewirkt, daß aus ihrem Glauben, der sich bisher in einer rezeptiven Aufnahme

des ihr von außen her durch die Lehre Gebotenen bewegt hatte, ein Glaube der persönlichen Erfahrung wurde. Dieser rein persönliche Glaube fand die Kraft, einen solchen auch Anderen zuzugestehen, selbst dem Manne, dessen Lebensschicksale auch die ihrigen sein sollten. Erst damit war die gleiche Grundstimmung des gegenseitigen Verständnisses gefunden. Mochten nun auch die Wege, die sie gingen, nicht immer dieselben sein; sie kreuzten sich nicht, um für immer auseinander zu gehen, sondern bogen höchstens an bedenklichen Stellen von einander ab, um jenseits des Berges oder des Abgrundes wieder zusammen zu kommen. Anfang und Ziel waren dasselbe, denn das Wollen blieb das gleiche: Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Sich darin einander zu erhalten, hörten sie nie auf. In den ersten Jahren ihres gemeinsamen Lebens war es Johanna, die in den ihr völlig neuen Lebenskreisen oftmals das freudige Vertrauen verlor und des Zuspruches Bismarcks bedurfte. Seit den sechziger Jahren änderte sich dieses Verhältniß. Sie war es, die später mit ihrer Frieden athmenden, religiösen Innerlichkeit, die ihr nach jenen ersten Kämpfen nie wieder verloren ging, dem Hause die ruhige Zufriedenheit und den Segen heimischen Glückes gegeben hat. Ihm selbst war sie in seinen späteren Jahren das sonntägliche Element, das ihm in dem Gewirr und Gedränge der politischen Verhältnisse seit dem Ende der fünfziger Jahre zu fehlen begann, in Folge der Aufgaben, die er sich von Gott gestellt sah. Die Stärke, sie zu lösen, fand er jedoch immer wieder in seiner eigenen persönlichen Auffassung des Christenthums.

Drei Gedanken sind es, die in seinen Briefen immer wiederkehren, nachdem Bismarck einmal jenen festen Ausgangspunkt für sein religiöses Leben, die Bibel als die Quelle des geoffenbarten, aber durch Menschenmund uns mitgetheilten und darum auch von den einzelnen Individuen verschieden auffaßbaren Gotteswortes anzusehen, gefunden hatte, und die zusammen sein Glaubensbekenntniß abgeben. Unmöglich erscheint es ihm zu leben, ohne daß man von Gott etwas weiß oder wissen will, sowie der Mensch anfängt, über sich selbst nachzudenken. Ernste Selbstprüfung und gewissenhafte Betrachtung des Lebens im einzelnen Menschen und in deren Organisationen haben ihn zu dieser Erkenntniß gebracht, diesen persönlichen Glauben in ihm erweckt und stets wieder gestärkt. Doch diese gewisse Ueberzeugung von dem Dasein eines persönlichen Gottes kann ihn nicht zum Frieden, zur Seligkeit führen. Es müssen aus ihr Werke hervorgehen, nicht der Werkgerechtigkeit um

ihrer selbst willen, sondern jenes Glaubens und seiner Gewißheit willen, Gottes willen; sie müssen seine unbeabsichtigte, selbstverständliche Folge sein. So gewinnt dieser einfache Glaube an Gott einen völlig umgestaltenden Einfluß auf das ganze Sein des Menschen. Glaube und Glaubenswerke sind nicht todt, sind nicht weltflüchtig, sondern suchen die Welt nach dem Willen Gottes umzugestalten, suchen ihr von dem eigensten Inhalt der Persönlichkeit mitzutheilen, sind lebendig, voller Wirkung und Kraft. So erzählt auch v. Keudell, daß Bismarck in Privatgesprächen als Gesandter und Minister mehrfach geäußert habe, „daß früher, ehe er glaubte, das ganze Leben für ihn wenig Werth gehabt habe. Der Glaube heilige die Pflichterfüllung. In der Zeit des Verfassungskonfliktes habe er nur durch den festen Ankergrund des Glaubens die Kraft gefunden, alle Stürme und Gefahren zu bestehen.“ Der Glaube war ihm das größte Glück, das einem Menschen widerfahren könne; um ihn zu erlangen, schien ihm keine Prüfung zu schwer. Diesen Glauben gab ihm die frohe Zuversicht, daß Gott das Schicksal des einzelnen Menschen regiere und leite, auch das seine, daß Gottes Reich das mächtigere sei und schließlich Alles überwinden werde. Mit diesem Glauben an die Durchführung des göttlichen Willens durch Gott selbst verband sich eine feste Zuversicht auf seine Gnade. Dieses getroste Vertrauen auf Gottes Gnade bildete den tiefsten Kern seines Glaubens. Ihr beugte er sich willig im Bewußtsein seiner Schuld und Sünde im Gebet. In ihr fand er eine Einigung aller Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses. In charakteristischer Weise äußert sich dieses Vorwiegen der unendlichen Gnade Gottes über sein Schuldbewußtsein in seiner religiösen Gedankenwelt in seiner Werthschätzung der beiden bekannten Berliner Pastoren Knaack und Büchsel. Jener, ein begeistert konfessioneller, zur asketischen Strenge im Gefühl der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes hinneigender Prediger, der seine Zuhörer zu stetiger Buße mahnte, vermochte ihn im Gegensatz zu seiner Frau nicht anzuziehen; diesem, der konfessionell duldsam stets die Gnade Gottes im persönlichen Leben des Menschen betonte und seine Gemeinde in liebevoller, seelsorgerischer Weise in Predigt und That auf sie hinwies, fühlte er sich glaubensverwandt.

In den Dienst dieses Glaubens stellte er seine Persönlichkeit. Nicht um glücklich zu sein und zu genießen lebte er, sondern um seine Schuldigkeit zu thun. Alle seine Aemter betrachtet er als

ihm von Gott gegeben, sich selbst als ein Werkzeug, das Gottes Gedanken erkannte und ausführte. Diese Ueberzeugung scheint sich nach dem Attentat des Cohen-Blind auf ihn am 7. Mai 1866 noch verstärkt zu haben. v. Keudell stand unter dem Eindruck, „daß er sich jetzt als Gottes auserwähltes Rüstzeug fühlte, um seinem Vaterlande Segen zu bringen", obwohl er es nie ausgesprochen habe. Auf diesem Bewußtsein gründete sich das hohe Verantwortlichkeitsgefühl, das während seines ganzen Wirkens hervortrat. Er hatte seine Geisteskräfte nicht empfangen, um sie zur eigenen Behaglichkeit zu gebrauchen, sondern um sie „in den Dienst Gottes, des Königs und des Landes zu stellen". Wo sein König und Herr ihm einen Posten anvertraut hatte, da setzte er alle seine Kräfte ein, um ihn auszufüllen; nicht weil er glaubte, die Richtung des Stromes der Zeit dadurch ändern zu können, sondern weil er es für seine Pflicht hielt, seinem Vaterlande zu dienen. Nicht Menschen sind es, sondern Gott ist es, der nach seiner Anschauung das Leben der Völker lenkt. „Wie Gott will, es ist ja doch Alles nur eine Zeitfrage; Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt." Bei einem solchen Gedankengang gewann sein Patriotismus eine ganz andere Gestalt als der der meisten seiner Zeitgenossen. „Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre jetzt auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."*) Nur diese Annahme der Leitung der Weltgeschichte durch Gott selbst und der freien Einordnung seiner selbstlosen, allezeit in der That sich bewährenden Vaterlandsliebe, die für ihn eine natürliche Folge seiner Erkenntniß ist, macht es verständlich, wenn Bismarck am 2. Mai 1860 an Leopold v. Gerlach schreibt:**) „Daß es nach dreißig Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politischen Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere „ungläubige Jesuiten" über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-

*) An seine Frau, Petersburg, 2. Juli 1859, a. a. O. S. 443 f.

**) Bismarcks-Briefe an den General Leopold v. Gerlach, herausgeg. von Horst Kohl, Berlin 1896, S. 346 f.

slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte.“ Dieser Gedanke der Weltregierung durch Gott und der Nothwendigkeit für den Menschen, diesen Plan zu erkennen, erfüllte ihn auch nach allen seinen Erfolgen im hohen Alter; sie hatten ihn an jene Unterordnung nicht irre gemacht. An seinem achtzigsten Geburtstag antwortete er den Abgesandten der deutschen Studentenschaft: . . . . „Wenn positive Unternehmungen in der Politik gelingen, so soll man Gott danken, daß er seinen Segen dazu gegeben hat, und nicht herummäkeln an Kleinigkeiten, die diesem und jenem fehlen, sondern die Situation acceptiren, sowie Gott sie macht. Denn der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern, mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick, kann Schiffbruch leiden und stranden, und auch zu guten Häfen kommen.“*) Immer dieselbe Wurzel seiner Gedankenrichtung: eine demüthige Gottesfurcht!

Bei Allem, was er für sein Volk gethan hat, die innerste Befriedigung gewährte ihm erst das Bewußtsein, es im persönlichen Dienste Gottes gethan und damit seine Mission erfüllt zu haben. Ohne sein Zuthun oder ohne einen Wunsch zu äußern war ihm der Frankfurter Posten übertragen worden; aber: „ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht“.**) Aeußere Ehre reizte ihn Anfangs nicht: „ich gebe sie mit Leichtigkeit auf, wenn je unser Friede mit Gott oder unsre Zufriedenheit dadurch gefährdet sein könnte“***); aber „je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin.“†) Der Glaube an seine Bestimmung überwog seine Sehnsucht nach heimathlicher Stille und Ruhe. Seine Wirksamkeit für das Vaterland galt ihm höher als das persönliche Glück. Und zu diesem Glauben an sich selbst als ein Werkzeug Gottes zu einem bestimmten Plan und Ziel kam der neu erwachende Thatendrang, das Bewußtsein seiner geistigen Kraft und Ueberlegenheit, die Lust am politischen Kampfe: „ich

*) Bismarck Jahrbuch II. 446.
**) An seine Gattin, Berlin, 3. Mai 1851, a. a. O. S. 269.
***) item, Frankfurt, 14. Mai 1851, a. a. O. S. 278 u. Petersburg, 25. Juni 1859, S. 441.
†) item Frankfurt, 26. Juni 1851, a. a. O. S. 291.

trockne ganz auf geistig in diesem Getriebe und fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran".*) Sie regten sich und steigerten jenen Glauben bis zu der Stärke und Schaffensfreudigkeit, die ihn auf die Höhepunkte seiner Arbeit geleitete und ihm auch in trüben Anwandlungen in der Erkenntniß der Ohnmacht des menschlichen Willens die ihm in den Weg gelegten Schwierigkeiten überwinden half. Und sobald er als das Ziel Gottes durch ihn die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung erkannt hatte, war es für seine weitere Wirksamkeit eine ihm von Gott gesetzte Pflicht geworden, diesen Weg zu gehen und seinen Spuren hier zu folgen. Sein Wollen und Handeln war gebunden, sowie er sich dessen bewußt wurde, daß er zu diesem Plane in dem weiten Kreise der von Gott beherrschten Welt arbeiten solle. Der Vollendung dieses Planes ordnete er Alles unter, wo er Taugliches fand, in Kirche, Staaten, Parteien und Persönlichkeiten. Schwer nur vergaß er, was sich seiner Wirksamkeit in den Weg stellte. Als er 1849 mit seiner Schwester die Gräber im Friedrichshain besucht hatte, schrieb er seiner Gattin: „Nicht einmal den Todten konnte ich vergeben"; und 1853: „Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ichs überhaupt thäte".**)

Eine gewaltige Einheitlichkeit lag über seiner ganzen religiösen Auffassung und deren Einwirkung auf seine Persönlichkeit: Das Dasein der Menschen und der von ihnen geschaffenen Institutionen erfordert den Glauben an einen Gott, der sich ihnen offenbart hat. Dieser Gott waltet mit seiner Gnade über das persönliche Leben der Menschen in allen ihren Beziehungen in Haus und Familie und regiert sie und die Völker nach seinem Willen. Diesen Willen gilt es, zu erkennen, und wenn der Mensch ihn erkannt hat, alle seine Kräfte in den Dienst dieses Willens zu stellen. Nur so — das ist der Schlußstein seines religiösen Gebäudes — ist für den einzelnen Menschen, der sich seiner Schuld bewußt bleibt, die einstige Vollendung in der Ewigkeit durch göttliche Gnade nothwendig. Sein religiöses Glaubensleben und seine politische Thätigkeit bilden eine einheitliche Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung.

Nur durch die bewußte Umsetzung dieser Gedankenreihe in die Wirklichkeit war für ihn als sittlich-religiöse Persönlichkeit die einstige

*) item, Wien, 12. Juni 1852, a. a. O. S. 336.
**) item, Berlin, 16. September 1849, a. a. O. S. 159 u. Norderney, 30. August 1853, S. 360.

Vollendung nothwendig. Möglich wurde sie ihm erst durch den Glauben an die Erscheinung Jesu Christi, die der erlösungsbürftigen und nach Erlösung sich sehnenden Menschenheit aus Gnaden Erlösung schafft. Unter dem Eindruck der Zerrissenheit und Sündhaftigkeit des ganzen Weltalls erschienen ihm alle menschlichen Verhältnisse ohne Beziehung auf das Göttliche in tragischer Gestalt, die Religion allein spiegelt sich in seinem Geiste in göttlicher Majestät „auf dem Boden der Heiterkeit im höheren Sinne und Zufriedenheit"*) wieder, und erst sie wirft einen verklärenden Schein auf die irdischen Zustände und Erscheinungen. Der tiefste Dreiklang in der christlichen Lehre: Schuld — Buße — Gnade gab seinem Glauben die Grundlinien und das Ziel ab. Führte ihn die Beantwortung der Frage: Was soll ich glauben? zu der Erkenntniß, daß alle menschlichen Dinge durch Gottes Willen geleitet würden und daß daher „der Christ in allen Lebensverhältnissen das Reich Gottes als das mächtigere, sieghafte, zuletzt jeden Widerstand überwältigende, das der Finsterniß als das ohnmächtige, immer mehr zusammenstürzende ansehen soll",**) so folgerte er die Lösung der Frage: Wie kann ich überhaupt glauben und wie kann ich dieses Ziel bei der Sündhaftigkeit aller menschlichen Kreatur glauben? allein aus der Gnade Gottes, die in Christus für jeden Menschen offenbar geworden ist. Aus jener Erkenntniß des göttlichen Willens erwuchs ihm die kategorische Nothwendigkeit, diesem zu folgen, um das zu leisten, was ihm als sündigem Menschen möglich war. Stets blieb er sich seiner Schuld als ein Glied in der Kette der sündigen Menschheit bewußt, suchte im Gebet sich den Zusammenhang mit der göttlichen Macht zu erhalten und durch tägliche Buße der göttlichen Gnade immer wieder aufs Neue theilhaftig zu werden. Dieses unmittelbare Bewußtsein des Gefühls schlechthinniger Abhängigkeit von Gott beseelte seine ganze Persönlichkeit, ohne sie ihrer Willensfreiheit im Einzelnen zu berauben und sie starre Prinzipien und Dogmen verfechten zu lassen. Es mochte in Zeiten schwerer Kämpfe in seiner Thätigkeit zunächst niederdrückend auf ihn wirken, immer wieder fand er schließlich in diesem Glauben die vorwärtsdrängende Schaffensfreudigkeit wieder, die selbst „dem strengen und durchfurchten Antlitz" der Gedanken und Erinnerungen einen milderen

*) item, Schönhausen, 17. Februar 1847, a. a. O. S. 32 ff.
**) item, Schönhausen, 7. Februar 1847, a. a. O. S. 14 ff.

Ausdruck verleiht.*) Dieser Glaube bildet das Glied, der den jungen und alten Bismarck, den durch das Gefühl des innigen Zusammenhanges zwischen ihm, der Welt und seinem Gott gestärkten Willen und dem im Bewußtsein seiner Erkenntniß und Erfahrung gestählten Willen, wie er in diesen beiden Veröffentlichungen sich wiederspiegelt, mit einander verbindet und zu einer einheitlichen Persönlichkeit gestaltet.

In den beiden Briefen vom 7. und 17. Februar 1847 spricht Bismarck sich über den Zusammenhang seiner Weltanschauung mit seiner Gottesanschauung am ursprünglichsten aus. Wie dort die Durchführung des Willens Gottes das maßgebende Moment seiner Ueberzeugung bildet, so ist hier die unendliche Gnade Gottes der Krystallisationspunkt seines Glaubens. Diese Gedanken durchziehen den ganzen Briefwechsel. Fast unverständlich ist es ihm, daß bei diesem Glauben Jemand sich der Trostlosigkeit hingeben könne; er zeiht seine Johanna des Kleinglaubens, wenn er ihr am 28. Februar desselben Jahres schreibt: „In diesem nicht zu stillenden Schmerz bei ihm — Moritz von Blanckenburg, der seine Frau im Herbst 1846 verloren hatte — wie bei Dir liegt ein ganz entschiedener Mangel an Glaube und Ergebung, Ihr mögt Euch das hinwegzudisputiren suchen wie Ihr wollt, ein Zweifel am Wiedersehen, am ewigen Leben, ein Zweifel an Gottes Liebe . . . Mit dem Glauben, wie ich ihn verstehe, und wie ich Gott darum bitte, ist mir die Trostlosigkeit ganz unfaßlich." Seelischer Schmerz zog ihn nicht hinunter in die Tiefen irdischer Unzulänglichkeit, sondern hob ihn empor zu dem Glauben an die ewige Vollkommenheit; mochte der Glaube bei dem Gedanken, daß ihn ein gleiches Leid treffen könnte, auch nicht so fest und sicher erscheinen, wie er ihn sich wünschte, immer behielt er die Stärke, daß er ihn mit einer überirdischen Welt verband. Nur weil er ihn besaß, konnte er 1853 seinem Bruder Bernhard beim Tode seiner Tochter und 1861 seinem Schwager von Arnim beim Tode seines Sohnes so herzerquickende Trostworte zurufen.

Im Mittelpunkte dieser geoffenbarten Gnade stand Christus: „Sei nicht bloß still und warte, sondern flehe in dringendem Gebet und vertraue auf Christi Verheißung der Erhörung."**) Seine persönliche Auffassung der Erscheinung Christi war eine durchaus biblische, nicht nur zu dieser Zeit, wo er der hochkirchlichen Partei

*) Fr. Meinecke, Hist. Zeitschrift 87, S. 23.
**) An seine Frau, Wien 19. Juni 1852, a. a. O. S. 340.

angehörte, sondern auch später, als bereits seine Trennung von ihr erfolgt war, ja als er sich mit seinen früheren intimsten Freunden im schroffsten politischen Gegensatz befand. Am 26. Dezember 1865 antwortete er Andrä-Roman, der ihn wegen einiger Vorfälle, die in kirchlich gesinnten Kreisen Anstoß erregt hatten, brieflich als alter Freund des Hauses in vornehmer und bescheidener Form interpellirte: „Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung erhoffe! . . . Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt . . . Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelndes Freundeswort noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen." Und dazu jene ernste Zurechtweisung des Herrn von Senfft-Pilsach im Jahre 1873, der Bekehrungsversuche moderner Art gegen den Reichskanzler in hochfahrendem Tone sich anmaßte: „In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk ohne Eurer Excellenz Ermahnung . . . Ich bitte Eure Excellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gerichte Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen."*) Diese Worte erinnern in ihrer ernsten Demuth und Mahnung zur Selbstprüfung und Selbstbescheidung an die lutherschen Gedanken von täglicher, demüthiger Buße.

Baumgarten vermißt an den religiösen Anschauungen Bismarcks eine systematische Gliederung und den Ursprung aus einer einheitlichen Grunderfahrung.**) Sicherlich verkörperte sich jene nicht zu einem dogmatischen System, aber eine geschlossene Einheit lag unbedingt in dieser christlichen Heilslehre Bismarcks, die er sich für seine Person ohne Vermittlung einer bestimmten dogmatischen Fassung allein aus der Bibel und einer erfahrungsreichen Auf-

*) Beide Briefe sind veröffentlicht bei Horst Kohl: Bismarckbriefe 1836/73, 8. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1900, S. 420 f., 468 f.

**) a. a. O. S. 55.

fassung aller ihn persönlich berührenden Verhältnisse erworben hatte. Diese Einheit war in der Erlösungsthatsache durch Christi Erscheinung begründet, die allein der Welt den Fluch der Sünde nehmen kann. In ihr verkörperte sich für ihn das Wesen des Christenthums, das von allen dogmatischen Formen losgelöst war; in ihr wußte er sich selbst mit dem politischen Katholizismus zu den Zeiten einig, als er ihn am heftigsten bekämpfte. Das war nicht mehr eine Station in seiner religiösen Entwicklung, die er wie die vorhergehenden durchlief, um unter neuen Einwirkungen neue Formen seines religiösen Lebens zu gewinnen, sondern er hatte damit einen bleibenden Grund gefunden, der alle Kämpfe überdauerte.

Für diese Werthbestimmung der damals gewonnenen Welt- und Gottesanschauung Bismarcks für sein späteres Leben sind jene beiden Briefe an Andrä-Roman und Senfft-Pilsach von besonderer Bedeutung, weil sie der Zeit angehören, in der er mit der konservativen Partei politisch gebrochen hatte. Sie verneinen die Anschauung, die Lenz vertritt, daß seine religiöse Haltung der politischen Richtung entsprochen habe, in der er sich jeweilig bewegte.*) Gewiß wird damit jene Stellungnahme noch nicht zu einem Kampfesmittel herabgewürdigt, das er je nach seinen politischen Zwecken wechselte, allein die Auseinandersetzung mit diesen religiösen Fragen verliert für die Erkenntniß der Persönlichkeit Bismarcks alsdann jene selbständige Bedeutung, die ihr zukommt, wenn es sich herausstellt, daß sein ganzes Glaubensleben rein persönlichen Motiven, rein persönlicher Empfindung entspringt. Dann stehen religiöses und politisches Denken Bismarcks nicht nothwendiger Weise in der lebendigen Wechselwirkung miteinander, die Lenz annehmen muß, daß das vornehmste Prinzip der ganzen Persönlichkeit Bismarcks ein rein politisch-nationales war.

Delbrück hat im dreiundsiebzigsten Bande dieser Zeitschrift die Frage gestellt, „wie groß die ursprüngliche geistige Gemeinschaft zwischen Bismarck und seinen christlich-germanischen Freunden gewesen, wie weit sie gereicht hat, und wann und wo der freie Geist dieser Persönlichkeit die Form der Parteiideen zerbrochen, sich Fremdes angeeignet und seine eigene originale Neugestaltung gefunden." Meinecke hat bereits diese Frage dahin beantwortet, daß jene ursprünglich geistige Gemeinschaft in politischer Beziehung überhaupt nicht bestanden hat.**)

*) a. a. O. S. 753.
**) Historische Zeitschrift Bd. 72, S. 55 ff.

Befand er sich mit dieser Grundstimmung seines religiösen Lebens im Einklang mit seinen Freunden und der von ihnen vertretenen Auffassung? Am 4. März 1847 schrieb er an seine Braut: „Ich glaube zwar, daß sie (die Bibel) Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständniß unterworfen waren, hat übermacht und mitgetheilt werden können. Denn solche Menschen waren die Apostel und die anderen Verfasser der heiligen Schriften, und konnten daher Gottes Wort, selbst wenn es ihnen, wie den Aposteln, direkt zukam, nur nach ihrer menschlichen Eigenthümlichkeit auffassen und wiedergeben . . . Ich lege daher, wo ich zweifelhaft bin, auch mehr Gewicht auf Stellen aus den Schriften der Apostel selbst als auf die Pauli und des Genannten (Lukas). Du wirst mir dagegen die Ausgießung des heiligen Geistes über jene Verfasser, und die fernerweite Mittheilung desselben an ihre Schüler anführen, und daß es vermessen ist, auf diese Weise nach individuellem Ermessen die Schrift beurtheilen zu wollen, und darin magst Du wohl recht haben.“ Wenige Wochen vorher, am 7. Februar, hatte er ihr gelegentlich der Betrachtungen über Glauben und Werkheiligkeit geschrieben: „ich will Dir nur sagen, wie herrlich ich die Epistel Jacobi finde . . . Es giebt Viele, die aufrichtig streben und dabei auf Stellen, wie Jakobi 2 V. 14, mehr Gewicht legen, wie auf Ev. Mark. 16, 16 . . . Auf die Auslegung kommt zuletzt Alles an.“ (Die beiden Stellen lauten: 1) Was hilfts, so Jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? 2) Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.)

Bismarck galt die Bibel gleich seinen Freunden als die Offenbarung Gottes im Worte. Darum nahm sie in seinem Glaubensleben eine autoritative Stellung ein, die er durch eifrige Lektüre zu vertiefen suchte, und er hat aus ihr als der vornehmsten Quelle seine Gottesanschauung geschöpft. Aber von Anfang an bewahrte er für sich das Recht persönlicher Auslegung, weil diese Offenbarung durch Menschenhand gegangen und daher nicht in voller Reinheit überliefert war. Damit gewann sein Glaube eine ganz andere Grundlage. Dort die normative, gesetzmäßige Stellung, die die durch die Bibel uns überlieferten Heilsthatsachen in ihrem ganzen Inhalt unbedingt im Leben des Menschen einnehmen müssen, wenn er der Erlösung theilhaftig werden will, der Anspruch,

ein allgemein gültiges, für immer gebundenes Christenthum zu vertreten, hier die persönliche Auffassung und Aneignung des Wortes Gottes, die subjektive Erforschung und Gestaltung des Christenthums; dort die unbedingte Herrschaft des Ganzen über das Einzelne, das Gebundensein der Erlösungsthatsache an die Lehren einer kirchlichen Gemeinschaft, so daß sich zwischen Gott und Mensch das Dogma stellte, hier innerhalb der Grenzen der ihm durch die Bibel gewordenen Offenbarung unter voller Anerkennung der Bedeutung der Kirche für das gesammte Volksleben, das freie, individuelle Forschen und Handeln der Persönlichkeit, dem keine kirchliche Institution zu dem persönlichen Verkehr mit seinem Gott verhelfen kann, sondern nur Gottes Gnade und der innere Wille des Menschen! Ohne Frage hatte die religiöse Stellung der Gerlach und Genossen ursprünglich gerade im Gegensatz zu den Unionsbestrebungen eine stark persönliche Färbung getragen, sich jedoch dann bald zu einer kirchlichen Fassung verdichtet. Das Bekenntniß jener Gruppe wurde um so konfessioneller, je mehr die Union das Gemeinsame aller evangelischen Bekenntnisse in den Vordergrund ihrer Arbeit stellte. Am 5. Juni 1856 schrieb Leopold v. Gerlach an Bismarck: „Nach meiner Art zu denken, muß man, wenn einem solch ein theoretisch richtiges Prinzip in concreto oder in der Praxis unmöglich gemacht wird, nicht herunter-, sondern hinaufsteigen.*) Diesen hier auf politische Fragen angewandten Grundsatz bethätigten von Gerlach und seine Freunde auch im religiösen Leben. Gleich den Führern der politischen Parteien glichen sie den Säulenheiligen der ersten christlichen Zeit: „jeder stand als Stylit auf seiner Säule und sagte: Hier müßt Ihr herkommen, ich gehe nicht runter.“**)

Diesem Bekenntniß, das keine Entwicklung mehr gestattete, entsprach das abgeschlossene Leben seiner Anhänger, das sich hütete, mit Vertretern anderer Richtungen in Berührung zu kommen. Schon die starke Betonung des Glaubens und der Taufe im Gegensatz zu den Glaubenswerken mußte zu jener Ausschließlichkeit führen, die den Gegensatz zwischen Seligen und Verdammten im Jenseits schon auf das Leben übertragen will. Eine folgerichtige Durchbildung dieses für den Pietismus jener Tage charakteristischen Gedankens ist das katholische Mönchswesen, und als solches muthet

*) Bismarck-Jahrbuch II, S. 231.
**) Bismarck zu den Abgeordneten von 72 sächsischen Städten am 8. V. 1895 Bismarck-Jahrbuch II. S. 538.

uns die Schilderung an, die Bismarck von dem Leben im Puttkamerschen Hause giebt: „Ein Glaube, der den Gläubigen von seinen irdischen Brüdern sich abzusondern gestattet, so daß er sich mit einer vermeinten isolirten Beziehung zu dem Herrn allein in reiner Beschaulichkeit genügen läßt, ist ein todter Glaube . . . Ich meine damit, mit dem Absondern, durchaus nicht den geistlichen Hochmuth, der sich heiliger dünkt, als andere, sondern ich möchte sagen, das stillsitzende Harren auf den Tag des Herrn, in Glaube und Hoffnung, ohne das, was mir die rechte Liebe scheint. Wo die ist, da ist auch, glaub' ich, das Bedürfniß, sich in Freundschaft oder durch andere Bande einem der sichtbaren Wesen enger anzuschließen, als bloß durch die Bande der allgemeinen christlichen Liebe.*) Die Geschlossenheit der Charaktere dieses Kreises mochte zuerst die Verwunderung seiner von Zweifeln zerrissenen Seele erregt haben; bald fand er ihren wunden Punkt heraus, den Mangel jener allumfassenden Liebe, die durch keine dogmatischen Fesseln eingeengt wird und deshalb um so persönlicher ist. Bezeichnen jene Worte zunächst nur die tiefe, allgemein menschliche Zuneigung, die ihn außer jener „christlichen Liebe" zu Johanna ergriffen hatte, so bedeuten sie doch auch zugleich den Hauptunterscheidungspunkt der beiden durch Gerlach und Bismarck vertretenen Anschauungskreise. Sein Glaube war anders geartet, als dieser Quietismus. Bismarck blieb mit der Welt, wie sie war, auch in religiöser Hinsicht in Verbindung, weiß seine Stellung in dem ganzen Umkreis der ihn umgebenden Wirklichkeiten einzunehmen und will auf sie mit der Kraft göttlichen und seines endlichen Sieges sich bewußten Glaubens einwirken. Nicht Weltflüchtigkeit, sondern Weltfreudigkeit, nicht Friede und Ruhe in der abgeschlossenen Einheit der Familie, sondern Weiterbildung der eigenen Persönlichkeit unter steter Benutzung aller sich ihm darbietenden Vorgänge und deren weitere Förderung, die auch vor einer aggressiven Haltung nicht zurückscheut, waren die treibenden Kräfte seines religiösen Daseins. Während Gerlach und seine Freunde bewußt unter die Herrschaft eines religiösen Prinzips sich gebeugt hatten, bewahrte Bismarck auch in den Zeiten, wo er sich der Kreuzzeitungs-Partei angeschlossen hatte, immer das reformatorische Vorrecht der freien Persönlichkeit.

Eine größere Abhängigkeit von seiner Umgebung, seinem

*) An seine Braut 28. Februar 1847, a. a. O. S. 56.

Freundeskreis und vor Allem seiner Frau, bekundete er in dieser Zeit seiner religiösen Entwicklung in der Beobachtung kirchlicher Formen und Gebräuche. Schon in der Frankfurter Zeit zeigte sich eine Aenderung, wenn auch zunächst eine ungewollte; er beklagte sich seiner Frau gegenüber, daß die weltlichen Geschäfte ihn so sehr in Anspruch nähmen, daß er „nicht mehr in die Kirche komme und immer des Sonntags reise." Es ist ihm offenbar schmerzlich, daß er seiner kirchlichen Gesinnung keinen Ausdruck verleihen kann und des sonntäglichen Elementes entbehren muß. Die Theilnahme am kirchlichen Leben, am sonntäglichen Gottesdienste war ihm offenbar ein Bedürfniß, wenn er in ihr auch nicht die nothwendige Aeußerung inneren, religiösen Lebens gesehen hat. Doch bereits in Frankfurt kam die Zeit, wo er es für seine Pflicht hielt, seine Hand in den Strom der Zeit hineinzustecken, weil es Gottes Wille sei. Diese Pflichterfüllung im Dienste seines Vaterlandes übertraf alle anderen Erwägungen. Sie war für ihn Gottesdienst, in dem ihm das ursprüngliche Muß zu einem selbstgewollten Sollen wurde. Sein Fernbleiben vom sonntäglichen Gottesdienste bedeutete keine veränderte Stellung zu der Grundlehre des Christenthums, wie er sie in jenen Jahren erfaßt hatte, sondern nur eine freiere, persönlichere Auffassung der Formen des kirchlichen Christenthums. Sie war kein Rückschlag zu der rationalistischen Denkart früherer Zeiten, sondern für ihn eine folgerichtige Abstreifung kirchlicher Formen, die er sich angeeignet hatte, und Weiterentwicklung in der persönlichen Fassung, die sein Christenthum von Anfang an gehabt und das an sich ohne kirchliche Vermittelung, ja im Gegensatze zu der damals geltenden rationalistischen Anschauungsweise in den geistlichen Kreisen angeeignet hatte. Daß zwischen seiner Stellung zu diesen kirchlichen Formen am Ende der vierziger Jahre und seiner politischen Haltung eine Wechselwirkung besteht, ist wohl als sicher anzunehmen. Aber sie war auch hier nur äußerer Natur, beruhte nicht auf einer Ideengleichheit Bismarcks und seiner damaligen politischen Freunde. Für ihn besaßen die kirchlichen Institutionen nicht die Bedeutung, daß sie einen Gradmesser seiner christlichen Glaubensüberzeugungen bildeten: es waren äußere Werke ohne einen *nothwendigen* Zusammenhang mit dem subjektiven Christenthum. Seine allmähliche Entfremdung von der hochkirchlichen Partei trug sicherlich dazu bei, diese Empfindung zu vergrößern. Das spätere Verhalten seiner ehemaligen Freunde war nicht danach

angethan, ihm eine andere Einschätzung der Bedeutung jener Formen auch nur nahezulegen.

Diese grundverschiedene Auffassung der religiös-sittlichen Welt durch Stahl und Gerlach einer- und Bismarck andererseits übertrug sich auf den engen Zusammenhang zwischen Kirche und Staat. Die starre Durchführung einer Idee, ihre Uebertragung auf thatsächliche Verhältnisse und deren Beurtheilung nach dieser Anschauungsweise waren schon seinem Geiste zu jener Zeit fremd. Aufs Deutlichste tritt seine Auffassung in der bekannten Rede hervor, die er am 15. Juni 1847 in der Kurie der drei Stände gegen die Emanzipation der Juden hielt.*) Nicht weil sie jene Idee eines christlich-germanischen Staatswesens beeinträchtigen und Gegner dieser Staatsanschauung sind, wandte er sich gegen ihre Gleichstellung, sondern weil er diese für den bestehenden Staat und seine christlichen Bürger gefährlich hielt; nicht um eine gesetzesmäßige, philosophisch begründete Idee zu vertheidigen, die erst in Erscheinung treten sollte, ergriff er das Wort für den christlichen Staat, sondern weil er erkannt hatte, daß „der Begriff des christlichen Staates der Boden sei, in welchem die Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß.“ Weil es ihm der Wirklichkeit der Dinge entsprechend und daher nothwendig erschien, seinem Vaterland diesen Charakter, die Lehre des Christenthums zu verwirklichen, zu wahren gegenüber dem anerzogenen, anmaßenden Bildungsdünkel, der „dem Individuum den Glauben an jede Autorität in dieser und jener Welt nimmt und ihm nur den Glauben läßt an die eigene Weisheit und Unfehlbarkeit“, fand der so beschaffene Staat in ihm einen warmen Vertheidiger. Dort bei Gerlach und Stahl das unbewegliche Prinzip, der Kampf des christlich-germanischen Staates gegen die Revolution, dem sich die thatsächlichen Begebenheiten unterzuordnen hatten, hier bei Bismarck die wechselvollen Thatsachen der geschichtlichen Welt, aus denen er seine Auffassung sich bildete, bevor sie in die Erscheinungswelt trat. Dort infolgedessen eine Verminderung des Werthes der individuellen Persönlichkeit durch die Unterordnung

*) Horst Kohl: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Bd. 1. Stuttgart 1892. S. 23 ff.

unter eine Idee, zu der sich eine von subjektiven Empfindungen geleitete Schätzung des für den Staat Nützlichen und eventuell eine prinzipielle Gegnerschaft gegen die Regierung dieses Staates gesellte, die sich diesem Prinzip nicht fügte; hier eine starke Hervorkehrung des individuellen Ichs durch die Beherrschung der Idee, die mit einer objektiven Würdigung des für sein Vaterland Preußen Nützlichen und darum Nothwendigen und eine Unterordnung seiner Persönlichkeit unter den Willen dieses Staates verbunden war, wo er sie für nothwendig erkannt hatte. Beide Theile trafen geraume Zeit in dem Ziel, das sie verfolgten, zusammen. Die Voraussetzungen, von denen sie ausgingen, waren von vornherein verschieden gestaltet. Jene Kluft des religiösen Empfindens zwischen Bismarck und seinen Freunden blieb bestehen, auch wenn sie die gleichen kirchlichen und politischen Interessen verfolgten. Es war nur eine Nothbrücke, die sie mit einander verband. Bismarck zerriß selbst die Formen, sobald er sie als solche für sich erkannte. Alles Fremdartige, das nicht zu der natürlichen, selbständigen Erfassung und Begründung seines subjektiven Christenthums nothwendig war, blieb nicht an ihm haften, sowie er sich des grundsätzlichen Gegensatzes zu dem Wirken seiner Persönlichkeit bewußt wurde. Nur diese kirchliche Form seines persönlichen Christenthums erscheint als eine Episode seiner religiösen Entwickelung; er konnte sie um so leichter abstreifen, weil sie nicht wie bei seinen Freunden organisch mit ihm verbunden, ein objektiv giltiger Bestandtheil seines eigensten Lebensinhaltes war. So wenig hatten die allgemeinen kirchlichen Anschauungen seines Freundeskreises auf ihn zu wirken vermocht; er war auch in religiöser Beziehung sein eigener Former.

Die Erkenntniß, daß der christliche Charakter des Staates für seinen Bestand nothwendig sei, führte Bismarck zu seiner Vertheidigung; die Einsicht, daß der ultramontane Katholizismus eine Gefahr für den politischen Bestand Preußens in sich barg, machte ihn von Anfang an zu seinem Gegner. So schrieb er am 25. November 1853 an Gerlach: „Ich betrachte diese ecclesia militans als unzweifelhaften Feind, der Preußen bis auf die Existenz selbst als ketzerischen Mißbrauch bekämpft.“ In dem Kampfe gegen sie war ihm jede, auch die laueste Unterstützung seitens der evangelischen Kirche willkommen. Der Gegensatz gegen diesen Katholizismus beruhte auf politischen Gründen. Gegen persönliche Glaubens-

überzeugungen wandte sich Bismarck auch hier nicht. Sein Wort, daß er unter dem Gläubigsein zweier Theile nicht verstehe, daß sie dasselbe glauben fand in seiner weitherzigen Frömmigkeit auf alle Konfessionen berechtigte Ausdehnung.

Die Zeit, in die dieser rege Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin fällt, bezeichnet den Höhepunkt des religiösen Werdens Bismarcks. So lange seine Welt- und Gottesanschauung in wechselndem Flusse begriffen war, fühlte er das Verlangen, seiner Johanna Einblick in dieses sein innerstes Denken und Empfinden zu geben. Mit jener oben bezeichneten Stellung zu Gott und der ihn umgebenden Welt war der ruhende und bleibende Punkt in der Flucht der religiösen Erscheinungen gefunden. Seltener werden diese tiefsten Fragen des Seelenlebens von ihm in seinen Briefen berührt. Sie bewegen ihn darum nicht minder; aber sie verleihen seinen Aeußerungen nicht mehr jenen Ausdruck des rastlosen und sehnsuchtsvollen Suchens, der ihnen zuerst anhaftet, und dessen Strom er nicht hemmen kann und will. Wo er diese Gedanken später berührt, treten sie massiger und wuchtiger in Erscheinung; sie haben feste Gestalt in ihm gewonnen, deren einfacher, aber darum auch um so sicherer die Form füllender Inhalt sich nicht mehr veränderte. Aus der Religion der Erkenntniß und des Gefühls wurde die Religion der That. Es will scheinen, als wenn sie in späteren Jahren immer mehr zu einem inneren Erlebniß sich gestaltete, das er vor der Außenwelt verbarg, aber dessen Stärke er sich bewußt blieb. Nur in wichtigen und feierlichen Augenblicken packte ihn die gewaltige, innerliche Wucht religiöser Empfindung und ließ ihn offen und freimüthig ein Bekenntniß seines Glaubens ablegen. Der Zusammenhang zwischen seiner religiösen Haltung und seiner politischen Richtung beschränkte sich auf kirchliche Formen. Bismarck hat die Weltanschauungen seiner Zeit auf sich wirken lassen und mit Bewußtsein ihren Gedankeninhalt in sich aufgenommen; unterworfen hat er sich ihnen niemals. Mit souveräner Sicherheit erhob er sich über sie und gründete seine eigene auf seine individuelle Stellung zu Gott und Welt. So gehören Gerlach und Bismarck in ihrer religiösen Ursprünglichkeit zwei verschiedenen Welten an: dort der durch eine bestimmte kirchliche Anschauung vermittelte Glaube, hier der freie Glaube

einer Persönlichkeit. Dieser Glaube, zu dem er in der Frankfurter Zeit gelangte, war das Resultat einer jahrelangen Entwickelung. Der Gedanke der Durchführung des göttlichen Willens durch Gott selbst verbindet Anfang und Ende derselben mit einander, zieht sich durch alle ihre Phasen hindurch, vertiefte sich aber von der Unmöglichkeit seiner Erkenntniß durch den Menschen und deshalb energielosen und unfreien Ergebung in ihn zu der Möglichkeit seiner Erkenntniß und daher stelbstgewollten, freien Ergebung und willensstarken Mitwirkung. Diese Neugestaltung hatte sich unter dem Einfluß der Erkenntniß der Erlösungsthatsache durch Christus vollzogen.

Die Barbarisirung Rußlands.

Von **Observator.**

Wir reden von einer beginnenden Barbarisirung Rußlands, wo eine ganze Literatur über seine fortschreitende Europäisirung vorliegt, wo der Reisende im bequemen Eisenbahnwagen das weite Reich durchfliegen kann und in den Gasthäusern der großen Städte, in denen er einzukehren pflegt, keine der gewohnten europäischen Bequemlichkeiten vermißt? Wirklich hat das russische Reich mit der Thronbesteigung Kaiser Alexander III. in seiner inneren Entwicklung halb bewußt, halb unbewußt eine Richtung eingeschlagen, die mit jedem Jahre von den früheren Bahnen weiter abführt. Die Anfänge der Bewegung fallen etwas früher. Um diesen Prozeß zu verstehen und richtig zu würdigen, müssen wir uns vor Augen halten, daß Kultur und Zivilisation bekanntlich nicht dasselbe sind, so oft sie mit einander verwechselt werden. Es ist ein Verdienst von Stewart Chamberlain und Albrecht Wirth, auf diesen Unterschied nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben. Unter Zivilisation können wir demnach nur die äußeren Formen verstehen, in denen sich das Leben eines Volkes vollzieht, während Kultur den geistigen Vorrath bezeichnet, den es sich schafft und durch den allein es den äußeren Formen die wahre Weihe giebt. Ein Volk kann in der Kultur eine hohe Stelle einnehmen, wie die Athener des fünften Jahrhunderts und dabei doch äußerlich wenig zivilisirt sein — Athen war eine unansehnliche Stadt mit mangelhaften Wohlfahrtseinrichtungen und besaß trotz seiner Tragödie und Komödie nicht einmal ein Theater. Andererseits kann ein Volk die höchste Stufe der Zivilisation erklommen haben, und dabei innerlich doch noch so barbarisch sein, daß von einer wirklichen Kultur in unserem Sinne nicht gesprochen werden darf. China dürfte ein Beispiel für diese Erscheinung sein, und auch Japan kann trotz allen Reformen neben ihm genannt werden. Wie stand

und steht es nun mit Rußland? Für uns beginnt die russische Geschichte mit Peter dem Großen. Was vorhergeht, überschreitet nicht den Rahmen einer Provinzialgeschichte. Die Gründung des Staates durch die schwedischen Waräger im oberen und mittleren Becken des Dnjepr im 9. Jahrhundert ließ zwar anfänglich nach der Slavisirung des Herrenstandes eine Theilnahme der Ostslaven an dem Leben der übrigen Völker Europas möglich erscheinen. Heirathen mit deutschen Fürstenhäusern sprechen dafür, daß die Vorfahren den heutigen Russen sich nicht als eine Welt für sich betrachteten, sondern sich ihrer Zugehörigkeit zur europäischen Völkerfamilie wohl bewußt waren; Kaiser Heinrichs IV. zweite Frau war eine russische Prinzessin und liegt in Kiew begraben. Doch der furchtbare Mongolensturm des 13. Jahrhunderts vernichtete, nachdem ihm eine Zeit trostloser Kleinstaaterei und ewiger Bürgerkriege vorangegangen war, für Jahrhunderte die ersten Keime zukünftiger Entwicklung. Als sich die Verhältnisse wieder gefestigt hatten, sehen wir Rußland in zwei Hälften zerfallen. Das ganze Dnjeprbecken ist in die Hände der Lithauer gefallen, wird von Wilna aus von einer lithauischen Dynastie beherrscht und bildet mit dem kleinen lithauischen Stammlande zusammen das Großfürstenthum Lithauen, ein westrussisches Reich mit russischer Amtssprache. Nur das russische Ostgalizien, das Reich des berühmten Daniel, aus dem Hause Ruriks, war während der Wirren nach der tatarischen Invasion von Polen erobert worden und bildete eine Provinz des polnischen Königreiches. Durch die Wahl des lithauischen Großfürsten Jagello zum Könige von Polen wurde dies westrussisch-lithauische Reich zunächst durch Personalunion mit Polen verbunden, woraus 1559 zu Lublin eine Realunion wurde mit einem gemeinsamen Reichstage. Die Folge war eine allmähliche Polonisirung und Katholisirung der höheren Gesellschaftsklassen, während die Bauern an ihrer klein- und weißrussischen Muttersprache, sowie an der griechisch-orthodoxen Kirche festhielten. Die Verbindung Westrußlands mit Polen kam nur einer wenn auch losen Verbindung mit Westeuropa gleich, öffnete europäischen Kultureinflüssen Thür und Thor und hat dazu geführt, daß auch heute das europäische Solidaritätsgefühl bei den Westrussen weit lebhafter entwickelt ist, als bei den moskowitischen Großrussen.

Ostrußland hatte inzwischen eine ganz andere Entwicklung durchgemacht. Auf ursprünglich finnischem Boden — der Name Moskau ist auch finnisch — als ein Neurußland entstanden, ver-

blieb es zunächst als ein Komplex von einzelnen Fürstenthümern, später unter den Großfürsten von Moskau politisch geeinigt, während des ganzen 13., 14. und 15., ja bis ins 16. Jahrhundert hinein unter tatarischer Herrschaft und war von Westrußland und damit vom übrigen Europa hermetisch abgeschlossen. Die slavisch-finnische Mischbevölkerung, die das Land bewohnte, wurde so dem Tatarenthum mehr und mehr angenähert, und jede Erinnerung an frühere Zusammenhänge ging verloren. Die Abschüttelung des Tatarenjoches und die Unterwerfung von Kasan und Astrachan, der alten Kronländer der ehemaligen Oberherren, schuf wenig Wandel und vermehrte nur die Zahl der asiatischen Unterthanen des moskauischen Großfürsten. Die Versuche des Zaren Boris Godunow und des falschen Demetrius, die Europäisirung des Reiches in Angriff zu nehmen, blieben kurze Episoden und änderten nichts am Wesen des halbtatarischen Staates. Der erste frischere Luftzug wehte in das erstarrte Reich, als es dem Zaren Alexei Michailowitsch, dem Vater Peters des Großen, gelang, um die Mitte des 17. Jahrhunderts weite Strecken Weiß- und Kleinrußlands, etwa die heutigen Gouvernements Smolensk, Tschernigow und Poltawa mit der wichtigen Stadt Kiew, der alten Hauptstadt, die bereits auf dem Westufer des Dnjepr gelegen war, von Polen-Lithauen zu erobern. Letzterer Staat war damit auf die Grenzen beschränkt, die er bis zu den Theilungen beibehalten hat. Die neue Erwerbung stellte dem Großfürstenthum Moskau geistige Kräfte zur Verfügung, an deren Ausnutzung die Regierung sofort ging. Das Nähere über den weitgehenden Einfluß europäisch gebildeter Kleinrussen auf die Entwicklung des moskauischen Staates, kann man in der betreffenden Literatur nachlesen.*) Von der Regierung angeregte Studienreisen russischer Sendboten nach Europa begannen und die Umwandlung des Staates aus einem asiatischen in einen europäischen, wurde schon damals mit vollem Bewußtsein eingeleitet.

Die spätere Entwicklung seit Peters des Großen gewaltsamem Eingreifen ist in den Hauptzügen bekannt. Seine Bemühungen, dem rein binnenländischen Reiche, das nur über den ungenügenden Hafen von Archangelsk am nördlichen Eismeer verfügte, durch Eroberungen allenthalben Zugang zum Meere zu verschaffen, hatten zwar nach Süden hin keinen Erfolg. Die Küste des Schwarzen Meeres blieb noch fast ein Jahrhundert lang im Besitze der

*) Besonders bei Brückner, die Europäisirung Rußlands. Leipzig 1888.

Krymschen Tataren-Chane unter der Oberhoheit des türkischen Sultans und wurde erst von Katharina II. gewonnen. Dafür gelang der entschlossene Vorstoß gegen die schwedische Stellung an der Ostsee: Ingermannland, Livland und Esthland wurden erobert. Damit war nicht nur das freie Meer erreicht, sondern auch dem Staate ein neues germanisches Bevölkerungselement hinzugefügt, dessen Einfluß auf den moskauisch-russischen Staat sich nach dem Willen des Herrschers geltend machen sollte und auch sofort geltend machte. Katharina II. und Alexander I. vollendeten das Werk Peters in der Vorschiebung der russischen Grenzen nach Westen und Süden. Katharina gewann durch die Theilungen Polens das ganze alte Westrußland mit dem lithauischen Stammlande und Kurland dazu, nachdem die russischen Waffen den Krymschen Tataren bereits den Garaus gemacht und an dem Norduser des Schwarzen Meeres ein südliches Neurußland begründet hatten. Ihr Enkel Alexander I. fügte Finnland und Bessarabien hinzu und krönte auf dem Wiener Kongreß sein Werk, indem er sich den größten Theil von Kleinpolen und ganz Masovien, das heutige Kongreßpolen, von Oesterreich und Preußen abtreten ließ. Damit war im Westen der Anschluß an die mitteleuropäischen Großmächte erreicht und dem ursprünglich großrussisch-tatarischen Reiche eine nach Millionen zählende Bevölkerung von Klein- und Weißrussen, Polen, Lithauern, Juden, Rumänen und Deutschen zugeführt. Die äußere Physiognomie des alten Großfürstenthums war im Laufe eines Jahrhunderts bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Die von Peter und seinen Nachfolgern beförderte Einwanderung ausländischer Lehrer, Techniker, Offiziere, Kaufleute, Handwerker und — seit Katharina — auch deutscher Bauern nahm inzwischen, unabhängig von dem starken Zuzuge aus den eroberten Gebieten, ihren ungestörten Fortgang und schuf an allen wichtigeren Punkten eine namhafte Diaspora, deren Zahl von ihrem Einflusse noch bei Weitem übertroffen wurde.

Die Richtung, die Peter der Große der russischen Politik gewiesen hatte, ist bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, einige Schwankungen abgerechnet, eingehalten worden. Von einer systematischen Entnationalisirung der nichtrussischen oder vielmehr nichtgroßrussischen Bevölkerung sah man ab. In ihrem Vorhandensein erblickte man keine Gefahr für die Einheit des Reiches, das durch die absolutistische Verwaltung und das Heer ausreichend zusammengehalten wurde. Die Beobachtung lehrte außerdem, daß

die Gruppen vereinzelter nichtrussischer Ausländer und Reichsangehörigen im eigentlichen Russenlande immer in wenigen Generationen restlos aufgesogen wurden und somit den nationalen Besitzstand des russischen Volkes in keiner Weise gefährdeten. Im Gegentheil, man sah in ihnen einen sehr erwünschten und werthvollen Zuwachs zur herrschenden Rasse. Die Hauptstadt des Reiches war von Peter aus Moskau nach seiner Neugründung Petersburg verlegt worden, einer Stadt, deren geographische Lage an der äußersten Peripherie des Staates auf neu erworbenem finnisch-schwedischem Boden in unmittelbarer Nähe der damaligen schwedischen Grenze und der deutschen Ostseeprovinzen im Verein mit dem deutschen Namen, den Peter seiner Stadt gab, ausreichend davon Zeugniß ablegte, daß das alte moskowitische Großfürstenthum sich in ein russisches Kaiserreich, in ein europäisches Imperium umwandeln sollte. Die Regierung sollte sich mit den europäischen Kulturinteressen solidarisch fühlen und ihre Aufgabe nicht in der Moskowitisirung der nichtrussischen Provinzen, sondern in der fortschreitenden Europäisirung des Moskowiterthums sehen. Dies petrinische Regierungsprogramm war unter dem überwältigenden Eindrucke, den der geniale Herrscher auf sein Volk ausübte, so fest und sicher verkündet und in seiner Ausführung eingeleitet worden, daß es später ein Zurück nicht mehr gab. Die Versuche einer Reaktion unter Peter II. und Elisabeth blieben erfolglos. Es bildete sich in der Gesetzgebung und Verwaltung eine gewisse Tradition aus, die bis zum Ende der Regierung Alexanders II. als allein maßgebend anerkannt wurde.

Auf die Instinkte des großrussischen Volkes wurde keinerlei Rücksicht genommen, sondern man ging zielbewußt daran, nicht nur die Errungenschaften westeuropäischer Zivilisation in Rußland mehr eine Stätte zu bereiten, wogegen schließlich auch der rückständigste Moskowiter nichts einzuwenden haben konnte, sondern machte auch den ehrlichen Versuch, durch Erweckung geistigen Lebens in Anlehnung an das übrige Europa das russische Volk als ebenbürtiges Element der europäischen Völkerfamilie anzugliedern. Die Russen sollten ein Kulturvolk werden, das mit den übrigen Völkern dieselben Kulturgüter besitzen und an ihrer Mehrung auch seinerseits mitarbeiten sollte. Das Gebiet, in dem sich diese Bestrebungen vor Allem geltend zu machen hatten, war die Schule. Es ist viel darüber gespottet worden, daß die russische Regierung in ihrem Bemühen, ein Schulwesen zu schaffen, mit der Gründung von

Akademien und Universitäten begann, dann erst zur Errichtung von Gymnasien überging, den Typus unserer Bürgerschule bis heute nicht geschaffen hat und jetzt erst mit der Gründung von Volksschulen langsam vorzugehen beginnt. Uns, die wir alle Schultypen bereits besitzen, kommt der umgekehrte Gang allein natürlich vor, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch wir Universitäten besessen haben, als von der Volksschule noch nichts zu hören war, und daß die Urform des heutigen Gymnasiums, die alte Lateinschule, der Volksschule weit vorangegangen ist. Bei uns hat sich die Entwicklung des Schulwesens im Ganzen in derselben Reihenfolge vollzogen, die den russischen Staatsmännern als selbstverständlich vorschwebte. Wir dürfen nicht vergessen, daß in Frankreich, einem Lande, dessen Zivilisation und Kultur wahrlich hoch zu schätzen ist, erst die dritte Republik vor unseren Augen ernstlich an die Gründung von Volksschulen herangetreten ist, und daß manches andere, hochentwickelte Volk Europas zwar längst Universitäten und Akademien, aber keine ordentliche Volksschule besitzt. Allgemeine, womöglich durch Gesetz erzwungene Schulung auch der unteren Bevölkerungsschichten ist, wie die Beobachtung lehrt, nicht der Anfang, sondern der Schlußstein des die gesammte Nation umfassenden Schulgebäudes. Wer das Gegentheil behauptet oder fordert, beachtet nicht, daß die Entwicklung der Völker nicht nach Naturgesetzen stattfindet, sondern daß der freie Wille der einzelnen Persönlichkeit gerade hier einen weiten Spielraum hat. Rußland ging also denselben Weg wie die übrigen Völker. Man suchte zunächst eine obere Bildungsschicht zu schaffen, die sich allmählich nach unten verdicken und schließlich das ganze Volk umfassen sollte. Der Versuch schien anfänglich gelingen zu wollen, scheint aber jetzt — und das ist die große Schwenkung, die wir wahrzunehmen glauben — in das Stadium des Mißlingens zu treten. In der Ungeduld, Erfolge zu sehen, ging man zu hastig vor und verließ schließlich bei der Behandlung der Volksinstinkte die petrinischen Traditionen. Fürst Bismarck schildert in seinen „Gedanken und Erinnerungen" den Eindruck, den die Vertreter der verschiedenen Generationen in der Petersburger maßgebenden Gesellschaft auf ihn machten. Während die alten Herren aus der Zeit Alexanders I. feingebildete Westeuropäer waren mit starkem französischen Einschlage, standen die Männer der Nikolaischen Zeit um eine Stufe tiefer. Ihr Gesichtskreis war enger, und in der Unterhaltung pflegten sie sich auf Hofangelegenheiten, Theater, Avance-

ment und militärische Erlebnisse zu beschränken. Sie betonten mehr ihre osteuropäische Sonderexistenz, als den Zusammenhang mit Europa, konnten sich aber doch dem Zwange der europäischen Hofüberlieferung nicht entziehen. Ganz andere Leute waren die Jungen, bei denen das Europäerthum von dem urwüchsigen Moskowiterthum stark überwuchert schien. Sie zeigten weniger Höflichkeit, schlechtere Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen deutsche, besonders preußische Elemente. Bismarcks treffende Beobachtung muß von jedem Kenner des heutigen Rußlands bestätigt werden. Den Zug der russischen Entwicklung hat er mit scharfem Blicke erkannt. Sie hat sich weiter in derselben Linie vollzogen; in den letzten 30 Jahren hat die Vergröberung große Fortschritte gemacht. Zunächst war man aber davon entfernt. Im Anschluß an die deutsch-französische Hofgesellschaft, die immer weitere Kreise ihrem Einflusse unterordnete, wurden Schulen für den Beamtenadel geschaffen, dem zunächst die väterliche Fürsorge der Regierung galt. Man gründete abgeschwächte Lateinschulen und besetzte die maßgebenden Lehrerstellen mit deutschen Kräften, die man aus den baltischen Provinzen oder direkt aus Deutschland jeder Zeit beziehen konnte. Die Schulen waren nicht zahlreich und nicht überfüllt, da nur diejenigen Eltern ihre Kinder ernsthaft schulen ließen, die für sie ein gutes Unterkommen in dem von europäischem Geiste durchwehten Staatsdienste erstrebten. Gearbeitet wurde ganz ordentlich, und die Arbeit blieb nicht ohne Erfolg. Es entstand eine nicht zahlreiche gebildete Gesellschaft. Sie bestand fast ausschließlich aus dem Beamtenadel und war bestrebt, sich nicht nur die Formen, sondern auch den Inhalt deutscher und französischer Geistesbildung mehr und mehr anzueignen. Der großen ungebildeten Masse des Mittelstandes, von dem rohen, niederen Volke ganz zu geschweigen, stand sie fremd gegenüber und sah ihr einziges Ideal in dem Aufgehen Rußlands in dem allgemeinen Europäerthum. Die wenigen Leute niederen Standes, die sich durch die Schule emporarbeiteten, wurden unschwer aufgesogen und der gebildeten Gesellschaft als neue Glieder eingefügt. Durch diesen tropfenweise erfolgenden Zuzug verdickte sich langsam die Bildungsschicht nach unten und man konnte ein weiteres Wachsthum mit Sicherheit annehmen. Da trat die Reaktion ein. Hervorgerufen wurde sie durch das Auftreten dreier hochbegabter Vertreter des Altmoskowiterthums, deren Worte faszinirend wirkten, durch das zum Theil unter ihrem Einflusse eingeschlagene schnellere Tempo,

das man fortan bei der Gründung von Schulen einschlug und durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

In den sechziger Jahren predigten Ssamarin, Katkow und Aksakow das alte und doch neue Evangelium, daß Rußland von Europa nichts zu empfangen, sondern vielmehr an Europa eine heilige Mission zu erfüllen habe. Dank seinen drei großen Errungenschaften, die es vor allen Völkern angeblich voraus hatte, der heiligen, rechtgläubigen Kirche, dem einen rechtgläubigen Zaren und dem bäuerlichen Gemeindebesitze, habe es vor den übrigen Völkern den Vorzug ewiger Jugend, sei dazu berufen, zunächst in den erweiterten Grenzen des eigenen Reiches die volle Glaubens- und Volkseinheit herzustellen, eine Welt für sich zu bilden und an der Spitze der übrigen Slaven den „faulen" und alternden Westen zu verjüngen. Katkow war dabei ein überzeugter Anhänger des humanistischen Gymnasiums, sah in ihm eine Waffe, um die baldige Emanzipation Rußlands von Europa herbeizuführen und dem Staate die Intelligenz zu schaffen, die im Stande wäre, sich alle Machtmittel der Zivilisation anzueignen, sie mit russischem Geiste zu durchdringen und, aus dem Jungbrunnen der tiefen russischen Volksseele schöpfend, Staat und Volk zu nicht dagewesenem Glanze zu bringen. Seinem Einflusse auf den damaligen Minister der Volksaufklärung, den Grafen Dimitrij Tolstoi, ist es zu danken, daß Rußland um das Jahr 1870 den Typus des deutschen Gymnasiums als bevorzugten und beinahe einzigen Typus der Mittelschule bei sich einführte, des Gymnasiums, das bis zum Jahre 1901 in Rußland bestanden hat. Katkow beging damit eine arge Inkonsequenz. Denn Unterordnung unter die Volksinstinkte und Förderung des klassischen Gymnasiums vertrugen sich mit einander wie Feuer und Wasser: sie schlossen sich gegenseitig aus. Katkows und seiner Gesinnungsgenossen Werk ist es aber auch, wenn die Regierung bei der Behandlung der nichtrussischen, ja aller nichtgroßrussischen Bevölkerungselemente die petrinischen Traditionen zu verlassen begann. Die Regierung machte zum ersten Male einer Agitation von unten ein namhaftes Zugeständniß, betrachtete sich seit Peter zum ersten Male nicht als die Regierung eines mehr oder weniger internationalen Imperiums, deren Hauptfürsorge-Objekt das großrussische Volk war, sondern sie trat auf als Regierung des großrussischen, moskowitischen Volkes, als dessen ausübendes Organ.

Auf das Geschickteste benutzte Katkow für seine Zwecke den

unüberlegten Aufstand der Polen im Weichselgebiet, in Lithauen und Westrußland im Jahre 1863. Die Folgen sind bekannt. Jeder Einfluß der kulturell und zivilisatorisch höher stehenden polnischen Nation auf die fernere Entwicklung des großrussischen Volkes wurde unterbunden. Lithauen und Westrußland, soweit es zur Zeit der Theilungen mit Polen verbunden gewesen war, also die Gouvernements Kowno, Grodno, Wilna, Witepsk, Mohilew, Minsk, Kiew, Wolynien und Podolien wurden zur völligen Russifizirung im Sinne des Moskowiterthums bestimmt. Das polnisch-lithauische Element, das in ihnen sehr stark war und die überwiegende Mehrheit der gebildeten Gesellschaft ausmachte, wurde lahmgelegt, alle Polen von allen Beamtenstellen in den genannten neun Provinzen ausgeschlossen*), der Verkauf von Gütern an Polen verboten und nur an Nichtpolen, besonders griechisch-orthodoxe Russen mit Bewilligung der Generalgouverneurs von Kiew und Wilna, deren Genehmigung in jedem einzelnen Falle einzuholen war, gestattet. Alle Güter, die Polen gehörten, wurden, auch wenn ihre Besitzer ihre Nichttheilnahme am Aufstande erweisen konnten, mit einer hochbemessenen Kriegskontribution belegt, um auf diese Weise den materiellen Ruin der polnischen Besitzer und den Uebergang ihrer Güter in russische Hände durch Verkauf zu beschleunigen.**) Alle Güter, deren Besitzer der Theilnahme am Aufstande verdächtig waren, wurden eingezogen, von den Generalgouverneuren für Rechnung des Fiskus verwaltet und zu gelegentlichem Verkaufe an zuverlässige Leute griechisch-orthodoxer Konfession bestimmt. — In Kongreßpolen wurden so rigorose Gesetze nicht erlassen; Polen durften in beschränkter Zahl im Staatsdienste Unterkunft finden, wurden aber auf dem Verwaltungswege mehr und mehr ausgemerzt, alle Lehranstalten wurden russifizirt und die polnische Sprache nur als wahlfreier Unterrichtsgegenstand zugelassen, Russen wurden zu Tausenden als Beamte durch erhöhtes Gehalt und verkürzte Dienstzeit ins Land gelockt, um ihrerseits als Ferment der Russifizirung zu dienen, die griechisch-unirten Bauern kleinrussischer Abstammung im Cholmschen Gebiete im Südosten des Landes wurden ebenso wie in Weiß- und Kleinrußland der griechischen

*) Als Polen im Sinne des Gesetzes gelten dabei alle russischen Unterthanen römisch-katholischer Konfession, die in den Grenzen des ehemaligen Königreichs Polen, soweit es jetzt zu Rußland gehört, geboren sind. Ob sie Czarnocki oder Przewesczerski, Schulze und Müller, Dolezal oder Naplewal hießen, ist gleichgiltig.

**) Erst vor wenigen Jahren hat Nikolaus II. diese Polensteuer aufgehoben.

Staatskirche zugeführt, und in allen Städten des Landes entstanden als Saat auf Hoffnung griechische Kirchen. Gleichzeitig wurde auch gegen die Kleinrussen, die ehemaligen Lehrmeister des moskauischen Großfürstenthums, unter denen sich separatistische Gelüste, durch den Zusammenhang mit den galizischen Kleinrussen genährt, geltend machten, auf dem Verwaltungswege vorgegangen. Schon Katharina II. hatte der Selbstverwaltung der Kleinrussen östlich des Dnjeprs in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa mit dem gewählten Hetmann an der Spitze ein Ende bereitet, hatte die moskauische Beamtenverfassung und die bäuerliche Leibeigenschaft eingeführt und damit die traditionelle Sonderstellung Kleinrußlands vernichtet. Jetzt wurde auch in der westlichen Hälfte des Landes, in den Provinzen Kiew, Wolynien und Podolien, die bis zur zweiten Theilung bei Polen verblieben waren, allen Sonderbestrebungen ein Riegel vorgeschoben. Der Druck kleinrussischer Bücher und Zeitungen wurde untersagt, und alle Beamtenstellen wurden mit Großrussen besetzt. Als Großrussen galten dabei russische Unterthanen griechisch-orthodoxen Bekenntnisses, die in einem großrussischen Gouvernement geboren waren. Kleinrussen wurden in beschränkter Zahl zugelassen, aber in ihren Gehaltsverhältnissen ungünstiger als die großrussischen Kollegen gestellt. Noch heute beziehen in Südwestrußland alle Verwaltungsbeamten großrussischer Abstammung eine besondere Zulage zum Normalgehalt, und den nach Millionen zählenden Kleinrussen wird damit zu Gemüthe geführt, daß sie sich nur als Russen zweiter Ordnung betrachten dürfen. Ueber den Erfolg aller dieser Maßregeln zu reden, ist hier nicht der Ort. Das nächste Ziel, die Lahmlegung jedes polnischen Einflusses auf die fernere Entwicklung des großrussischen Staatswesens, wurde erreicht.

Gleichzeitig, ebenfalls in den sechziger Jahren, begannen Ssamarin, Katkow und Aksakow den Feldzug gegen die baltischen Deutschen. Da es Peter dem Großen von Wichtigkeit gewesen war, einen Rechtstitel auf das vielumstrittene alte Ordensland zu besitzen, und er andererseits das Land nur als deutschen Gebietstheil seinem Reiche einverleiben wollte, um aus ihm Lehrmeister für seine Russen zu beziehen, hatte er sich nicht mit der gewaltsamen Verdrängung der schwedischen Herrschaft begnügt, sondern mit den Ständen des Landes einen Vertrag geschlossen, worin diese sich ihm unterwerfen und er die bisherige Geltung der deutschen Sprache in Schule und Behörde, sowie die evangelisch-

lutherische Kirche als Landeskirche anerkannte. Der Wortlaut des Abkommens wurde dann im Nystädter Frieden, der den nordischen Krieg beendigte, dem Friedenstraktate eingefügt und von den übrigen Kontrahenten garantirt. Der Vertrag wurde bis zum Jahre 1881 von allen folgenden russischen Herrschern bestätigt und 1795, als Kurland hinzugekommen war, auch auf dieses Land ausgedehnt. Livland oder Liv-, Esth-, Kurland, wie man nun sagte, wurde ein Komplex von drei autonomen Provinzen, in denen trotz esthnischer und lettischer Bauernbevölkerung das deutsche Element die unbestrittene Führung besaß. Daß sich Peters Erwartungen erfüllten und Livland dem russischen Reiche Tausende von „Lehrmeistern" lieferte, dabei aber doch den geistigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande pflegen durfte, ist bekannt. Jetzt sollte dieser Einfluß vernichtet und seine Quelle dauernd verstopft werden. In der Presse, die damals weit größere Freiheit als früher unter Nikolaus I. und heute unter Nikolaus II. genoß, wurde immer stürmischer die Forderung erhoben, dem Sonderdasein der baltischen Provinzen ein Ende zu machen, um der griechischen Kirche und großrussischen Sprache auch dort zur Herrschaft zu verhelfen. Völlige Russifizirung und Gräcisirung wurde verlangt, um die gesammte Bevölkerung durch Zwang im Verlaufe einiger Generationen im Moskowiterthum aufgehen zu lassen. So lange Alexander II. lebte, hatte diese Agitation so gut wie keinen Erfolg. Selbst deutsch gebildet, überhaupt gebildet, hielt er die petrinischen Traditionen, trotz einigen Schwankungen, darin unbeugsam aufrecht, daß er sich nicht dazu herbeiließ, die Hauptlehrmeister seiner Russen ans Messer zu liefern und damit etwas zu thun, was Rußland bei den übrigen Staaten in den Ruf der Barbarei hätte bringen können. Als unsicherer, nervöser Charakter ließ er sich wohl von den ultrapatriotischen Stimmen zu gelegentlichen schroffen Aeußerungen und zufahrenden Handlungen in Personenfragen bestimmen, ließ aber die staatsrechtliche Stellung des Landes unangetastet. — Erfolg hatte die altrussische Partei erst dann, als Alexander III., der Mann nach ihrem Herzen, den Thron bestieg. Wie er — eine seiner ersten Regierungshandlungen — dem alten Vertrage, den Peter mit den baltischen Ständen abgeschlossen hatte, seine Bestätigung versagte, damit die staatsrechtliche Stellung des Landes mit einem Schlage vernichtete, wie dann durch kaiserliche Verordnungen, die schnell auf einander folgten, in wenigen Jahren die ganze äußere Stellung des Deutschthums

zerstört, die deutsche Sprache völlig ignorirt und nicht einmal als eine neben der esthnischen und lettischen vorkommende hingestellt wurde, ist so oft dargestellt worden, daß eine Wiederholung überflüssig erscheint. Auch heute sind in Livland, ohne daß ein derartiges Gesetz, wie etwa für die Polen in Westrußland, erlassen wurde, die Deutschen vom Staatsdienste ausgeschlossen und alle Posten bis zum letzten Eisenbahnschaffner und Weichensteller mit Nationalrussen besetzt, die zu vielen Tausenden aus dem Innern des Reiches eingeführt wurden. Die Wirkungen dieses Vorgehens können sich erst allmählich zeigen. Da die Deutschen in dem Lande immer nur die gebildete Minderheit gebildet haben, da die Einwanderung aus Deutschland nachgelassen, wegen der Russifizirung aller Schulen das Deutschthum seine werbende Kraft verloren hat und das emporstrebende esthnische und lettische Elemente sich nicht mehr assimiliren kann, sieht es so aus, als ob es in seiner Isolirung zu einer langsamen Einschrumpfung verurtheilt sei und einem allmählichen Absterben entgegengehe. Jedenfalls scheint der nächste Zweck der Regierung erreicht. Dem Einströmen deutschgebildeter und damit den Russen überlegener Elemente nach Rußland ist ein Riegel vorgeschoben. Der alte Lehrmeister ist bei Seite geschoben und die petrinische Tradition in ihrem wichtigsten Grundsatze verlassen, nicht etwa, weil man sich die Fähigkeit zutraute, allein ohne Schulmeister in seinen Bahnen weiterzuwandeln, sondern weil man nicht mehr Europa, sondern eine Welt für sich sein wollte. Die Abwanderung von Balten nach Rußland in Stellen des Staatsdienstes hat so gut wie aufgehört, russische Anwärter sind inzwischen in Menge entstanden; sie reichen der Zahl nach vollständig aus, um alle Posten zu besetzen und versorgen sogar noch Polen, Lithauen, Kleinrußland und Livland.

Nikolaus II. blieb es vorbehalten, seine letzte Besitzung, die noch ein Sonderdasein führte, Finnland derselben Behandlung zu unterwerfen, die Kongreßpolen und Livland bereits erfahren hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in etwa zehn Jahren die völlige äußere Russifizirung des Landes vollzogen sein wird. In allen Schulen, bis zur Universität, in allen Gerichten und Behörden wird Russisch die allein zugelassene Sprache sein, alle Posten werden sich in den Händen von Russen befinden, die Landeskinder werden von allen Stellen im Lande und thatsächlich auch in Rußland ausgeschlossen sein, Russen werden zu Tausenden importirt werden, um bei gleichzeitiger Einführung des Reversalzwanges zu Gunsten

der griechischen Kirche bei gemischten Ehen, auch hier als Ferment der Gräcisirung und Russifizirung der eingeborenen Bevölkerung zu dienen. In wenigen Jahren wird demnach das Katkowsche Programm äußerlich durchgeführt sein. Die Regierung, die sich schon 1877 beim Türkenkriege von der sogenannten Volksstimmung hatte hinreißen lassen, hat sich mehr und mehr in die Rolle eines ausführenden Organes des Altmoskowiterthumes gefügt und sich mit ihm identifizirt. War der äußere Erfolg auch glänzend, so bedingte doch dieser völlige Bruch mit den bisherigen Traditionen eine gewisse Schwächung des Prinzips der zarischen Autokratie. Es hat sich gezeigt, daß die Regierung aufgehört hat, das großrussische Volk als Gegenstand seiner Fürsorge im Sinne fortschreitender Europäisirung zu betrachten, sondern das Volk war mit seinen Instinkten vom Objekt zum handelnden Subjekt geworden. Nachdem die neue Bahn einmal beschritten worden war, gab es kein Halten mehr. Die veränderte Stellung der Regierung mußte sehr bald bei der Behandlung der Schulfrage zu Tage treten.

Der Unterrichtsminister Graf Tolstoi führte, wie oben gesagt, das humanistische Gymnasium als herrschenden und bevorzugten Schultypus ein. Kaiser Alexander II. deckte den Minister mit seiner Autorität. Gedacht war die Maßregel als weiterer energischer Schritt auf der Bahn der Europäisirung. Es sollte mit der Organisation des Schulwesens endlich völliger Ernst gemacht werden. Natürlich schwebte den Vätern der Reform, insbesondere Katkow, auch der Gedanke vor, auf diesem Wege die kulturelle Emanzipation Rußlands von Westeuropa endlich zu erreichen. Aber Graf Tolstoi und Kaiser Alexander glaubten noch weit vom Ziele zu sein und hielten die Erfüllung des Ideals erst dann für möglich, wenn man es in der Schule ebensoweit gebracht hatte, wie der westliche Nachbar — Deutschland. Immerhin wurde beschlossen, rasch vorwärts zu gehen. Gymnasien wurden in Menge in allen Theilen des Reiches, selbst in den obskursten Städtchen, in denen bisher noch keinerlei Lehranstalt bestanden hatte, errichtet. Um die Lehrer, die gänzlich fehlten, schnell zu beschaffen, wurden neben den historisch-philologischen Fakultäten der sieben Universitäten noch zwei besondere Stipendiaten-Institute, eins in Petersburg und eins in Njeshin für Nord- und Südrußland errichtet; in Petersburg erfolgte gleichzeitig die Gründung eines Instituts für West- und Südslaven, die ihre Studien an irgend einer österreichischen

Universität absolvirt hatten und nur einen Schnellkursus im Russischen durchmachten, um dann als Gymnasiallehrer verwandt zu werden. 1874 wurde sogar an der Leipziger Universität ein besonderes Stipendiaten-Institut zur Heranbildung von Lehrern eröffnet und mit österreichischen Slaven, die der deutschen Sprache einigermaßen mächtig waren, neben einigen Balten gefüllt. Wir sehen also ein zielbewußtes Vorgehen im Sinne Peters, mit der Modifikation freilich, daß man die Deutschen thunlich zu vermeiden suchte, eigene Kräfte sofort schaffen wollte, und etwaige Anleihen nicht mehr bei den Deutschen, sondern, dem neuen, panslavistischen Programm entsprechend, bei den anderen Slaven, besonders bei den Tschechen, zu machen suchte. Die Enttäuschungen des Türkenkrieges, die Erfahrungen, die man mit den befreiten slavischen Brüdern machte, ließen die slavophile Hochfluth beträchtlich abschwellen, verstärkten aber nur den Entschluß des Altrussenthums, alles allein zu machen. Die Maßnahmen der Regierung in der Schulfrage trugen dieser Stimmung Rechnung. Das slavische Stipendiaten-Institut in Petersburg wurde geschlossen und für das Leipziger festgesetzt, daß nur Abiturienten russischer Gymnasien mit russischer Unterrichtssprache in ihm Aufnahme finden sollten. Unter Alexander III. wurde es erst in seinem Bestande beschränkt und schließlich ganz aufgehoben. Damit war nicht nur der Einfluß der Deutschen, sondern auch der übrigen Slaven auf die Schule in Zukunft beseitigt, die noch vorhandenen Lehrer mußten allmählich aussterben, und die ganze Schule war für die Russen selbst nationalisirt, für die unterworfenen Völker russifizirt. Die Lehrer, die plötzlich aus dem Nichts geschaffen wurden, waren freilich, besonders die an Zahl immer mehr zunehmenden Großrussen, meist so minderwerthig, daß von einem fruchtbaren Unterrichte nicht die Rede sein konnte.

Ertönen sogar bei uns Klagen über Schulformalismus und Schulpedantismus, wobei der Spiritus zum Teufel geht und das Phlegma allein bleibt, so kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, was die innerlich ungebildeten Lehrer, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch dazu unter dem Zwange todter, ministerieller Verordnungen, in ihren Klassen alles angefangen haben. So stieß die Tolstoische Schulreform, so gut sie gemeint war, auf den einmüthigen Widerstand der Bevölkerung, die sich mehr und mehr daran gewöhnte, aus einem corpus vile zum agens überzugehen. Die Reform war in ihrer Ausführung

verfehlt und überhastet, wäre aber auch bei langsamerem Vorgehen bei dem sich neu regenden Altrussenthum auf Widerstand gestoßen. Denn die langsame Besserung, die in der Qualität des Lehrermaterials allmählich eintrat, genügte nicht, um die Opposition zu mildern.

Das Publikum, das an der Schule interessirt war, hatte sich gegen früher völlig verändert. Der liberale Hauch, der nach dem Tode Kaiser Nikolaus I. in der zweiten Hälfte der fünfziger und in den sechziger Jahren durch das ganze Reich ging, hatte nicht nur durch die plötzliche Aufhebung der Leibeigenschaft die bisherige Stellung des grundbesitzenden kleinen Adels erschüttert und neue Elemente in die Höhe gebracht, sondern weitere Aenderungen hervorgerufen. Die Ministerien begannen, die Bildungsanforderungen an die anzustellenden Beamten zu erhöhen. Für viele Posten, zu deren Bekleidung früher adelige Geburt verbunden mit einem bescheidenen Maß von Schulbildung allein erforderlich gewesen war, wurde jetzt ein Universitätsdiplom verlangt. Die facultas war dabei gleichgiltig, sondern es kam, da es in Rußland eine besonders geordnete, höhere Beamtenlaufbahn nicht gab und bis heute nicht giebt, nur auf das Diplom an sich an. Man kann Mathematik studieren und darauf im Ministerium des Innern seinen Weg machen, oder als Philologe im Eisenbahnfache seine Laufbahn zurücklegen. Die neue Maßregel rief einen starken Zudrang zu den Universitäten und, da der Besuch der Universität an das Abiturientenzeugniß eines klassischen Gymnasiums geknüpft war, auch ein mächtiges Hinströmen zu den neuen Gymnasien hervor. Familien, die bisher den Europäisirungsbestrebungen fern gestanden und im niederen Erwerbsleben sich mit gar keiner oder einer nur geringen Schulbildung begnügt hatten, führten ihre Söhne fortan dem Gymnasium zu, wo sie sich auch bei mangelhaften Leistungen, dank dem russischen Mitleidssystem, von Klasse zu Klasse durchsaßen, die Universität auf dieselbe Weise unter harten Entbehrungen absolvirten und damit die ersehnte Berechtigung für den höheren Staatsdienst erwarben. So füllten sich die Gymnasien bald mit Schülern, aber es waren überwiegend homines novi.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beförderte die weitere Demokratisirung der russischen Gesellschaft. Da die Länge der Dienstzeit nach dem Bildungszensus der Wehrpflichtigen abgestuft wurde, z. B. der Abiturient eines Gymnasiums, der sich zur Losung stellte, nur ein Jahr und bei freiwilliger Meldung nur

sechs Monate zu dienen hatte, der Jüngling mit Hochschulbildung gar nur sechs resp. drei Monate unter der Fahne gehalten wurde,*) so erfolgte ein neuer Andrang in die neuen Mittelschulen. Tausende und Abertausende, die bisher im Dunkel gesessen hatten, strömten in die neuen Bildungsstätten, um sich die neuen bürgerlichen Berechtigungen zu erwerben.

Die von den früheren Regierungen mühsam geschaffene kleine, gebildete Gesellschaft sah sich vor die Lösung einer unmöglichen Aufgabe gestellt. Sie sollte sich alle die Massen, die von unten in sie eindrangen, assimiliren, um das bisherige Kulturniveau festzuhalten, war aber dazu nicht im Stande. Die Ergänzung der gebildeten Gesellschaft, die leicht eine Neigung zum Aussterben zeigt, findet immer von unten statt. Dieser Prozeß ist normal und läßt es bei langsamem Zustrome neuen Blutes immer zu einer völligen Aufsaugung der Ankömmlinge und ruhiger Fortsetzung der bisherigen Entwicklung kommen, ruft aber niemals eine Revolution hervor. In Rußland dagegen erfolgte der Zustrom so plötzlich und so massenhaft, daß von einer Anpassung der homines novi an die bestehende Kulturschicht nicht die Rede sein konnte. Im Gegentheil: die Masse, die von unten mit elementarer Wucht nach oben drängte, zersprengte wie ein Keil die alte Gesellschaft in alle Winde, setzte sich an ihre Stelle, füllte bald alle Posten und bildete die neue russische Gesellschaft, die sogenannte „Intelligenz“. Die alte Gesellschaft ist augenblicklich überwältigt und erdrückt. Wer heute die Kreise der russischen Intelligenz durchmustert, macht unwillkürlich dieselbe Beobachtung wie Fürst Bismarck vor mehr als 40 Jahren, nur daß sich die Züge des Bildes um mehrere Schattirungen vergröbert haben. Nur ganz selten sieht man noch die Vertreter der nikolaischen Zeit, alte, gebildete Herren, die durch Feinheit der Umgangsformen, gründliches Wissen und warmes Interesse für alle Vorgänge europäischen Geisteslebens angenehm auffallen. Sie fallen aber nicht mehr ins Gewicht. Die Masse des älteren Geschlechts sind Diejenigen, die zu Bismarcks Zeit heranwuchsen und sein herbes Urtheil herausforderten. Jetzt sind sie weiße Raben in der Masse der „Intelligenz“ und machen neben dem Geschlechte, das unter Alexander III. emporgekommen ist, einen geradezu wohlthuenden Eindruck, ganz zu geschweigen von der Jugend, die augenblicklich die Hörsäle füllt und demnächst ins Leben

*) Später wurden diese Vergünstigungen eingeschränkt, und gegenwärtig beträgt bei freiwilliger Meldung die geringste Dienstzeit, wie bei uns, ein Jahr.

eintritt. Jedes Jahr bringt neue Tausende von immer gröber organisirten homines novi auf die Bildfläche, führt der schon reichlich groben „Intelligenz“ immer neuen Vergröberungsstoff zu und verstärkt das Ferment der Barbarisirung, das sich in der neuen Gesellschaft mehr und mehr geltend macht. Von gründlicher Geistesbildung, von Verständniß für die schwierigen Fragen der äußeren und inneren Politik des Riesenreiches, von der elementarsten Achtung vor Kunst und Wissenschaft, ja auch nur von ernstlicher Lust, ordentlich zu lernen, ist nur in den seltensten Fällen etwas wahrzunehmen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob sich die Träger des neuen Moskowiterthums mit der herrschenden zarischen Autokratie identifiziren, oder ihr ablehnend gegenüberstehen und mit der Revolutionspartei liebäugeln.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Einfluß der neuen Gesellschaft auf die Regierung, unter Verdrängung der petrinischen Traditionen, immer stärker wurde. Die zentralen Behörden füllten sich mehr und mehr mit Vertretern der neuen, von der Regierung wider Willen großgezogenen Richtung. Die Kreise, die an der früheren Richtung festhielten, schmolzen zusammen, und ihre kümmerlichen Reste zogen sich in den Schmollwinkel zurück. Es fehlte bald an Leuten, wie sie Alexander II. in der ersten Hälfte seiner Regierung noch in Hülle und Fülle zur Verfügung gestanden hatten, an ehrlichen, westeuropäisch gesinnten Idealisten. Die Mittelmäßigkeit, die aus mittelmäßig begabten und durch die Schule geschleppten Söhnen von Köchinnen, Droschkenkutschern, kleinen Budikern und Flickschustern, von Popen und Diakonen immer neue Nahrung zog, hatte bald Alles so überwuchert, daß man bei der Besetzung maßgebender Stellen mehr und mehr in ihre Kreise griff. Alexander III. sanktionirte die neue Ordnung, indem er bei der Besetzung der Ministerien diejenigen alten, aristokratischen Familien, in denen die petrinischen Traditionen am festesten wurzelten und eine Abneigung gegen das Altrussenthum zu Tage trat, außer Acht ließ und seine Rathgeber und deren Gehilfen mit Vorliebe der neuen „Intelligenz“ entnahm. Ein Versuch des Unterrichtsministers Deljanow, der das Werk Tolstois fortführte, der drohenden Barbarisirung Einhalt zu thun, mißlang. 1887 erließ er an die Direktoren aller Mittelschulen sein berühmtes Zirkular über den „Köchinnensohn“. Die Direktoren wurden angewiesen, bei der Aufnahme von Kindern niederer Herkunft, z. B. den Kindern von Köchinnen, Kammerdienern, Wäscherinnen, Hausknechten u. s. w., sich dessen zu ver-

gewissern, ob die Geldmittel und die soziale Lage den Eltern eine aussichtsreiche Schulung ihrer Kinder überhaupt erwarten ließen. Anderen Falls sollte die Aufnahme verweigert werden. Die Verordnung rief in der Presse und der ganzen „Intelligenz“ einen solchen Sturm der Entrüstung hervor, daß sie sofort zurückgezogen werden mußte. Die einmal entfesselte Bewegung ging schrankenlos weiter.

Die völlig veränderte Zusammensetzung der russischen Gesellschaft zeigte sich bald in dem ablehnenden Verhalten gegen die von Tolstoi begründete Schulordnung. Man fand, daß die Erwerbung der ersehnten Berechtigungen an die Erfüllung zu schwieriger Bedingungen geknüpft sei, man fühlte sich überbürdet und forderte stürmisch gründliche Entlastung. Witzige Köpfe, die es auch jetzt noch gab und die den allgemeinen Taumel des siegreich fortschreitenden Volksinstinktes nicht mitmachten, meinten mit Recht, daß das Ideal des russischen Volkes erst dann erfüllt sein würde, wenn die Regierung keinerlei Schulung mehr forderte, sondern jedem neugeborenen Knaben ein fertiges Diplom mit den von den Eltern gewünschten Berechtigungen in die Wiege legte. Da bei der Tolstoischen Ordnung am meisten der obligatorische Unterricht im Griechischen und Lateinischen ins Auge fiel, richtete sich der allgemeine Unwille besonders gegen diese Sprachen. In ihnen sah man die Hauptquelle der angeblichen Ueberbürdung und forderte fast einmüthig ihre Beseitigung. Selbst unter den Professorenkollegien fanden sich außer den Vertretern der klassischen Philologie nur höchst selten einige Sonderlinge, die für das Gymnasium eintraten und hartnäckig behaupteten, die allgemeine Opposition wende sich nicht sowohl gegen den lateinischen und griechischen Unterricht, als gegen das ernste Lernen überhaupt. Sie hatten Recht, aber ihre Stimmen verhallten ungehört. Dem gewöhnlichen russischen Vater, auch wenn er der „Intelligenz“ angehört, kommt es nicht darauf an, daß sein Sohn etwas lerne, sondern daß er ein Diplom besitze. Das grobutilitarische Gerede, das auch bei uns ertönt, daß man nur lernen solle, was man „brauche“, und von jedem Fache nur gerade so viel, als man „brauche“, erklingt in Rußland noch weit lauter und disharmonischer. Daß theoretische Wissenschaft allein im Stande ist, das praktische Erwerbsleben fruchtbar zu beeinflussen und die Formen des Staatslebens mit lebendigem Inhalte zu erfüllen, diese alte Weisheit war vergessen, oder vielmehr, man hatte sie niemals empfunden. Die Völker eignen sie

sich ja nur durch die stetige Arbeit vieler Generationen an, und in Rußland stand die Gesellschaft ohne alle Ahnen da. Man wollte nicht mehr lernen.

So lange der Armenier Deljanow das Ministerium verwaltete, ein alter Höfling, der in der aristokratischen Bildungsluft der alten Gesellschaft aufgewachsen war, hielt die Regierung noch einigermaßen ihre frühere Position fest. Wenngleich der Minister der neuen Strömung, die sich der stillen Sympathie des jeder Europäisirung abholden Kaisers Alexanders III. sicher wußte, um seiner Stellung willen insoweit entgegenkam, als er um die Zeit der ersten Berliner Schulkonferenz zu einer erheblichen Abbröckelung des altsprachlichen Unterrichts in den Gymnasien seine Einwilligung gab und damit die Hoffnungen auf den Abbruch des Tolstoischen Systems neu belebte, so ließ er es doch nicht zu einem völligen Bruche mit allen Ueberlieferungen der russischen Staatsverwaltung seit Peter dem Großen kommen. Aber Niemand war darüber im Zweifel, daß nach seinem Tode der Bruch erfolgen würde. Unter Alexander III. hatte die Demokratisirung solche Fortschritte gemacht, daß die Vertheidiger des Gymnasiums immer mehr zusammenschrumpften und sich kaum noch hervorwagten. Nach dem kurzen Intermezzo der Amtsführung von Bogoljepow, der ein vielköpfiges Schulparlament berief, die Umbildung des gesammten Schulwesens nach den Wünschen des Publikums anzubahnen, wurde der General Wannowski zum Unterrichtsminister ernannt, ein wohlwollender Greis, der aus eigener Anschauung nur das Kadettenkorps der Nikolaischen Zeit kannte, dem er seine ganze Bildung verdankte. Mit einem Federstrich vernichtete der alte Herr, nachdem er sich der Einwilligung Kaiser Nikolaus II. versichert hatte, die Tolstoische Schulordnung und erfüllte damit die kühnsten Erwartungen der nationalistischen Intelligenz. Das Gymnasium und die daneben ins Leben gerufene Realschule wurde in gleicher Weise aufgehoben und durch eine siebenklassige Einheitsschule mit einer gewissen Gabelung vom vierten Schuljahre ab ersetzt. Die neue Unterrichtsordnung wurde sofort in den beiden untersten und theilweise auch in den beiden nächsten Klassen eingeführt. Die geradezu ergötzliche Verwirrung die daraus entstand, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Das durch den Wegfall des lateinischen und griechischen Unterrichts entstandene vacuum suchte man durch die Einführung neuer Disziplinen, wie Vaterlandskunde und Gesetzeskunde einigermaßen auszufüllen, auch wurde der Unterricht in den Naturwissen-

wissenschaften, die bisher an den Gymnasien nicht unterrichtet worden waren, einfach angeordnet, obgleich Lehrer nicht vorhanden waren. Die Reform wird im raschesten Tempo durchgeführt. Die Stimmung des Publikums wird ausreichend durch die Thatsache beleuchtet, daß aus den fünf stark reduzirten Gymnasien, die Wannowski für das ganze Reich bestehen ließ, eine wahre Flucht der Schüler in die anderen Lehranstalten stattfand, die in Einheitsschulen umgewandelt wurden, so daß manche Eltern ihre Söhne ein zweites Jahr in derselben Klasse sitzen ließen, damit sie noch von der Reform ereilt wurden. Schon jetzt kann man sehen, daß in den reformirten Klassen jeder stramme Unterricht, soweit er überhaupt in Rußland bestanden hatte, aufgehört hat. Nörgeln thut das Publikum natürlich, aber nur an Einzelheiten, während es damit sehr zufrieden ist, daß jetzt bedeutend weniger gelernt werden soll, als früher.

Die Folgen liegen auf der Hand. An den russischen Universitäten und ebenso an den technischen Hochschulen, die dem Staate und der Nation die maßgebenden Persönlichkeiten lieferten, hatte sich ein Unterrichtsbetrieb eingebürgert, der dem Betriebe an unseren Hochschulen einigermaßen nahe kam und nur wegen der Kürze der Arbeitszeit — die russischen Universitäten haben z. B. nur 100 Tage, an denen Vorlesungen und Uebungen stattfinden — quantitativ und wohl auch qualitativ geringere Resultate erzielte. Nachdem man schon in den letzten zehn Jahren eine fortschreitende Verschlechterung des Schülermaterials hatte wahrnehmen können, wird fortan zwischen Hochschule und Mittelschule eine gähnende Lücke klaffen. Die neue Einheitsschule wird man in ihren Leistungen etwa unserer Bürgerschule gleichstellen können — das geringe Quantum Deutsch und Französisch, das in ihr gelehrt werden soll, wiegt nicht viel. Die Lücke kann nicht anders als durch rapides Sinken des bereits erreichten Hochschülerniveaus ausgefüllt werden. Das führt aber unausbleiblich zu einer derartigen Herabminderung der höheren russischen Bildung, daß es allen einsichtsvollen russischen Patrioten angst und bange werden kann. Ihnen ist auch bange, aber sie sind ohnmächtig. Ihnen gegenüber steht die zahllose Menge der „Intelligenz", die siegreiche Verkörperung des moskowitischen Volksinstinktes. Die Formen der Staatsverwaltung werden nun aber auch in Rußland naturgemäß immer verwickelter, die europäische Zivilisation findet in Folge des gesteigerten Verkehrs immer weiteren Eingang und stellt zu ihrer Handhabung immer größere

Ansprüche an die Intelligenz der Bevölkerung. Das Mißverhältniß zwischen den zu befriedigenden Bedürfnissen und den verfügbaren Menschenkräften wird mit jedem Jahr größer sein, immer schwieriger wird es werden, die Form mit Inhalt zu erfüllen. Dank dem vorzeitigen Siege des von unten nach oben gedrungenen moskowitischen Volksgeistes und dank dem Rückzuge der Regierung, steht Rußland vor einer trüben Perspektive. Bleibt man bei der jetzt herrschenden Richtung, so gehen aus Mangel an Intelligenz die gesammte Verwaltung des Staates und das wirthschaftliche Leben der Nation schweren Erschütterungen entgegen, und das Ende wird eine erneute Herrschaft der Ausländer sein. Welche Formen diese Herrschaft annehmen wird, kann Niemand voraussagen. Die Entscheidung liegt bei den Herrschern, die während der unausbleiblichen Krisis die Geschicke Rußlands bestimmen werden.

Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen“.

Von

Prof. Dr. **Arthur Drews** (Karlsruhe).

Maurice Maeterlinck: „Das Leben der Bienen“. In das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schöneseld. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs. 1901.

Die Gedanken, die Maeterlinck in seinem neuesten Werke vorträgt, schließen sich aufs Engste an seine bisherige Weltanschauung an und führen sie weiter, wie das von vornherein bei einem Manne zu erwarten war, dessen Entwickelung sich so ruhig und folgerichtig vor Aller Augen vollzieht.

Es handelt sich im „Leben der Bienen“ nicht, wie man dem Titel nach vermuthen könnte, um eine naturwissenschaftliche, sondern um eine philosophische Arbeit, d. h. um eine solche, deren Bedeutung nicht so sehr in den behandelten Thatsachen, als vielmehr in den Schlüssen liegt, die der Verfasser aus ihnen gezogen hat. Er selbst weist denn auch die Ansicht ausdrücklich zurück, als ob er die naturwissenschaftliche Kenntniß der Bienen habe bereichern und etwa eine wissenschaftliche Monographie über diesen Gegenstand habe liefern wollen. „Ich will“, sagt er, „nur ganz einfach von den Bienen reden, wie man von einem vertrauten und geliebten Gegenstande redet, wenn man Nichtkenner darüber belehren will.“ Hat er doch selbst in zwanzigjährigem Verkehr mit ihnen sich eine umfassende Kenntniß ihrer Eigenart angeeignet, die Hauptwerke über sie studiert, um sich mit Recht ein Urtheil über das Leben der Bienen gestatten und Andere in dies Gebiet einführen zu können. Dabei sind es aber doch nicht etwa praktische Zwecke, die Maeterlinck mit seinem Werk verfolgt. Ihm liegt vielmehr vor Allem daran, an den Bienen eine Einsicht zu illustriren, die ihn auch sonst schon vielfach beschäftigt hat, ja, die im Grunde im Zentrum seines ganzen bisherigen Denkens und Schaffens gestanden

hat, die Einsicht nämlich in die wesenhafte Unbewußtheit des Geisteslebens.

Auch der „Schatz der Armen“ handelte ja im Grunde von nichts Anderem als von der Bedeutung des Unbewußten im menschlichen Geistesleben. Daß die gewöhnliche Psychologie, die nur die Erscheinungen des bewußten Seelenlebens untersucht, durchaus oberflächlich sei und nirgends an die eigentliche Tiefe der Probleme rühre, das hatte hier der Dichterphilosoph mit eindringlichen Worten dargelegt. Er hatte auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß der bewußte Geist und die (unbewußte) Seele nicht ferner mehr verwechselt werden, die Folgen dieser Verwechselung an der bisherigen dramatischen Literatur mit ihrer aufdringlichen Psychologie und ihrem Kultus äußerlicher Leidenschaften aufgezeigt und ihr gegenüber eine „Tragik des Alltags“ gefordert, die das Erstaunliche auch in den einfachsten Geschehnissen des Lebens darstellt und uns damit eine Ahnung der Thatsache vermittelt, daß unser bewußtes Dasein nur ein kurzes Aufblitzen in der Nacht des Unbewußten ist und daß auch die unscheinbarsten Dinge und Ereignisse Offenbarungen eines in ihnen verborgenen, geheimnißvollen Innern darstellen. Je tiefer er sich in den Gedanken dieses unbewußten Grundes aller Dinge versenkt hatte, desto mysteriöser, aber auch zugleich desto furchtbarer und unheimlicher war ihm der letztere erschienen. Jenes Unbewußte hatte sich in seiner Anschauung zum gemeinsamen schöpferischen Grunde aller Einzelindividuen erweitert, in welchem die letzteren mit ihrem ganzen Sein versenkt sind, und dessen Zauberkreis sie nicht entfliehen können. Das unbewußte „transzendentale Ich“ war ihm damit zu einer allumfassenden, dunklen Macht geworden. Er hatte in ihm den eigentlichen Schwerpunkt des Seins erkannt, und diese Macht hatte sich immer mehr von ihren endlichen Besonderungen abgelöst, bis sie nur noch gleichsam als ein verhängnißvoller Stern in kalter Höhe über den Häuptern der Sterblichen gefunkelt, ihre Geschicke vorherbestimmt und sie auch gegen ihren Willen mit unentrinnbarer Nothwendigkeit in die vorgeschriebenen Bahnen hineingezwungen hatte. Da hatte der Dichter sich mit Grauen und Schrecken von ihm abgewandt, und die dumpfe Ergebung in das Schicksal, den Verzicht auf eigenen Willen, die Resignation als das einzig angemessene Verhalten jener unbewußten Schicksalsmacht gegenüber gut geheißen. Aber wenn er versucht hatte, in dramatischen Schöpfungen sich von dem Drucke zu entladen, unter dem er sich

bei dem Gedanken an dies Schicksal fühlte, so hatte er auch hierbei keine Beruhigung gefunden. Seine Dramen hatten das Leben in dem Banne jenes gewaltigen Verhängnisses gezeigt, sie hatten das Unbewußte selbst in seiner Allgewalt zum unsichtbaren Helden erhoben und die Menschen ihm gegenüber zu willenlosen Marionetten erstarren lassen; so waren sie ganz und gar der Ausdruck jener Alpdruckstimmung gewesen, wie sie sich aus seiner Auffassung des Weltgrundes nothwendig ergeben hatte. Aber eine befreiende Kraft hatten sie nicht besessen und eine wahre Befriedigung offenbar auch ihrem Dichter selber nicht gewährt. Und so hatte er sich denn energisch von seinem bisherigen Glauben losgesagt und die verlorene Freiheit und Selbständigkeit durch die Betonung seiner bewußten Geistigkeit sich zurückzuerobern versucht.

Maeterlinck war zur Einsicht gelangt, daß die fatalistische Weltanschauung und der Pessimismus nicht nothwendig aus der Annahme eines Unbewußten folgten. Sie waren nur die Konsequenz der Art gewesen, wie er dieses Unbewußte aufgefaßt hatte. Und da hatte er sich allerdings in dem Widerspruch bewegt, daß er trotz seiner Ueberzeugung von der Unbewußtheit des absoluten Weltgrundes sich dennoch nach der Art der alten Mystiker von diesem Unbewußten ein unmittelbares Bewußtsein hatte verschaffen wollen. Er hatte an die Möglichkeit einer „intellektuellen Anschauung" geglaubt, in welcher Bewußtsein und Unbewußtsein in Eins zusammenfallen, an eine „transzendentale Psychologie", die das Unbewußte selbst unmittelbar in seiner Schöpferthätigkeit beobachtet. Da mußte natürlich das Bewußtsein im Unbewußtsein verschwinden, die reale Welt zu einem unwirklichen Schein, das Leben zu einem bloßen Traum verblassen.

Von dem Momente an, wo er sich dies zum Bewußtsein gebracht hatte, war eine große Veränderung in Maeterlincks Geiste vorgegangen. Das Bewußtsein war aus der Nacht des Unbewußten wieder emporgetaucht und hatte sich zu relativer Selbständigkeit neben jenem verdichtet. Der dumpfe Traum war ausgeträumt, die wirkliche Welt hatte ihre alten Rechte wieder geltend gemacht. Wohl war sie auch jetzt nur eine bloße Erscheinung des Unbewußten, aber sie war doch kein bloßer Schein mehr, sondern eben Wirklichkeit. Wohl glaubte der Philosoph auch jetzt noch an das Unbewußte als den eigentlichen und bestimmenden Grund des Daseins, aber es war doch jetzt nicht mehr jener verhängnißvolle Stern, an dessen unsichtbaren Strahlen die Menschen sich wie

Marionetten bewegen, sondern vielmehr eine freundliche, segenspendende Macht, eine milde Gottheit, die im Innern jedes Einzelnen lebt und sich in seinem Leben als thätige Vernunft bekundet. Das Schicksal war durch die Weisheit überwunden. Der bewußte Geist sollte nun im Stande sein, sich selbst sein Schicksal zu bestimmen und seinen vernünftigen Willen auch gegen das Verhängniß durchzusetzen. Mit der Einsicht in die geistige und vernünftige Natur des Unbewußten war der Bann gelöst, der fatalistische Pessimismus aufgehoben, eine zuversichtlichere und lebensmuthigere Stimmung zurückgewonnen, die in Maeterlincks letzten Dramen, in „Aglavaine und Selysette“, in „Schwester Beatrix“, sowie in „Blaubart und Ariane“, bereits einen unverkennbaren Ausdruck erhalten hatte.

Aber die neue Einsicht, die er in „Weisheit und Schicksal“ entwickelt hat, läßt den Dichterphilosophen offenbar noch nicht wieder los. Es ist, als ob er sich ihrer erst vollständig vergewissern wolle, ehe er die dichterische Ausprägung seiner neuen Weltanschauung energisch in Angriff nimmt. Wer, wie er, eine so glückliche Wandlung in seinem Geiste durchgemacht und ein neues Prinzip für das Verständniß des Daseins gefunden hat, dem erscheint dadurch die ganze Welt auf einmal in total veränderter Beleuchtung. Ueberall pflegt ein solcher die Bewährung seiner Anschauung zu suchen und zu finden, und, hellsichtig geworden für den inneren Zusammenhang der Dinge, möchte er auch die Andern zu seiner neuen Ansicht führen. Aus diesem Gedanken heraus hat auch Maeterlinck sein „Leben der Bienen“ geschrieben. Es ist eine Anwendung seines neuen Prinzips, das er in „Weisheit und Schicksal“ nur in Beziehung auf den menschlichen Geist betrachtet hatte, auf einen speziellen Gegenstand des Naturlebens.

Von je her haben die Bienen mit ihren komplizirten Gesetzen und ihren im Dunkeln entstehenden Wunderwerken die Wißbegierde der Menschen gefesselt. Des Erstaunens über ihre Geschicklichkeit, womit sie ihren künstlichen Zellenbau errichten und den Organismus ihres seltsamen Staates in Gang erhalten, ist kein Ende. Und doch haben es bisher nur die Wenigsten gewagt, dies verwickelte Getriebe, das so ganz und gar den Eindruck der Ueberlegung und Vernünftigkeit macht, auf eine geistige Ursache zurückzuführen. Man kannte nämlich bisher nur das bewußte Geistesleben und trug mit Recht Bedenken, ein so hoch entwickeltes Bewußtsein, wie es zur Erklärung der Erscheinungen des Bienenlebens vorausgesetzt werden

müßte, diesen winzigen Insekten zuzuschreiben. Und doch ist, wie Maeterlinck im Einzelnen nachweist, dieses Leben ohne die Annahme eines in ihm waltenden intelligenten Prinzips gar nicht zu verstehen. Maeterlinck nennt es den „Geist des Bienenstockes". Ihm sind alle Insassen dieses Stockes von der Königin bis hinunter zur niedrigsten Drohne unterthan. „Eine verhüllte Gewalt von überlegener Weisheit", regiert er die verschiedenartigen Individuen innerhalb des Stockes unumschränkt und leitet alle ihre Handlungen zu einem bestimmten Ziele. Er ist nicht ein individuelles geistiges Prinzip, oder aus den bewußten Einzelhandlungen der vielen Individuen zusammengeflossen. Er ist auch keine „mechanische Gewohnheit der Gattung, die nur vom blinden Lebenswillen beseelt ist und sich an allen Ecken des Zufalls stößt, sobald ein unvorhergesehener Umstand die Abfolge der gewohnten Erscheinungen durchbricht. Im Gegentheil, er folgt Schritt für Schritt den allmächtigen Umständen, wie ein kluger und geschickter Sklave, der auch die gefährlichsten Befehle seines Herrn sich zum Vortheil zu wenden weiß." Wohlstand und Glück, Leben und Freiheit der Bienen hängen von ihm ab. Wie er Tag für Tag die Zahl der Geburten, und zwar genau nach der Blumenzahl, die auf den Feldern blüht, bestimmt, die geschlechtlichen Funktionen der Königin überwacht und die politischen Verhältnisse innerhalb des Bienenstaates im Einklang mit den sonstigen Umständen aufrecht erhält, so regelt er die Arbeit jeder Biene nach ihrem Alter, bestimmt er die einen zur Pflege der Brut, die anderen zur königlichen Leibwache, wieder andere dazu, dem Stocke mit ihren Flügeln die nothwendige Luft zuzuführen u. s. w. Das Werk der Architekten, Maurer und Steinmetzen, welche das Wachs bereiten, und die Waben bauen, steht ebenso unter seiner Aufsicht, wie diejenige der Chemiker, die den Honig haltbar machen, oder der Arbeiterinnen, welche die Straßen in Ordnung halten, die Leichen fortschaffen, für die Sicherheit des Eingangs sorgen und nöthigenfalls den Bienenstaat gegen den Angriff fremder Eindringlinge vertheidigen.

Aber auch die Stunde, wo dem Genius der Art das große Jahresopfer gebracht wird, das sogenannte Schwärmen, wird von ihm bestimmt. Da überläßt das ganze Volk, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Gedeihens angelangt, der nächsten Generation plötzlich alle seine Schätze und Paläste, seine Wohnungen und die Früchte seiner Arbeit, um fern im Ungewissen und Oeden eine neue Heimath zu suchen. Scheinbar geht das Zeichen zu diesem

Akte von der Königin aus. Indessen „es ist", sagt Maeterlinck, „mit der Königin, wie mit den Menschen: sie scheinen zu befehlen, und gehorchen doch selbst nur Geboten, die gebieterischer und unerklärlicher sind, als die, welche sie ihren Unterthanen ertheilen." Man glaubt wohl die Annahme eines solchen „Geistes des Bienenstockes" damit widerlegen zu können, daß man auf den bloß instinktmäßigen Charakter aller jener Vorgänge hinweist und Alles aus dem blinden Selbsterhaltungstrieb, aus Lustbegier und Todesfurcht ableitet. Damit glaubt man alsdann eine unübersteigbare Schranke zwischen Mensch und Thier errichtet und die ungeistige Natur der Handlungen im Bienenstock bewiesen zu haben. Aber läßt sich eine solche Schranke zwischen dem wesentlichen Leben und dem Naturleben wirklich ziehen? „Auch wir gehorchen nur den Nothwendigkeiten des Lebens, dem Lustreiz oder der Furcht vor Schmerz und Tod, und was wir unsern Verstand nennen, das hat den gleichen Ursprung und den gleichen Zweck, wie das, was wir bei den Thieren Instinkt nennen. Wir vollziehen gewisse Akte, deren Folgen wir zu kennen meinen, wir unterliegen andern, deren Gründe wir uns besser zu kennen schmeicheln, als sie selbst; aber abgesehen davon, daß diese Annahme durchaus nicht unanfechtbar dasteht, sind solche Akte unerheblich und im Vergleich mit der Unzahl der übrigen selten, und alle, die bestbekannten und die unbekanntesten, die kleinsten und die gewaltigsten, vollziehen sich in einer undringlichen Nacht, in der wir fast ebenso blind sind, wie nach unserer Meinung die Bienen."

Darum kann auch die Annahme, daß es sich bei den erwähnten Handlungen des Bienenstaates wirklich um das Walten eines Geistes handelt, nicht damit bestritten werden, daß es Geist nur in der Form des menschlichen Bewußtseins gäbe. Denn auch dies Bewußtsein ist kein Höchstes und Letztes, sondern ist selbst einer übergeordneten Macht unterthan, die darum nicht weniger vernünftig ist, weil sie unbewußt ist. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist in dieser Beziehung nur ein gradueller. Wenn wir von einem „Geist der Menschheit" sprechen, der sich in den Geschicken der Einzelnen wie der Völker auswirkt, warum sollte es uns verwehrt sein, einen „Geist des Bienenstockes" anzunehmen? Es mag sein, daß damit im Grunde eigentlich nichts erklärt ist. Allein diejenigen, welche den Bienen jede Art von Geist abstreiten und Alles aus mechanischer Nothwendigkeit bezw. aus dem sogenannten Instinkte zu begreifen suchen, vermögen die wunderbare

organische Einheit, als welche sich uns das Leben der Bienen darstellt, erst recht nicht zu erklären, und setzen nur ein noch Unbekannteres für ein Unbekanntes. Erklären aber heißt doch wohl, eine Sache unserem Verstande klar machen, und klar ist unserem Verstande nur, was sich selbst als ein Verstandesmäßiges und Geistiges darstellt.

Aus diesem Grunde ist es doch nicht zwecklos, der Natur Vernunft und Absichten zuzusprechen. „Allerdings handelt es sich hier um die hermetisch verschlossenen Gefäße, die den Hausrath unserer Weltanschauung bilden. Um nicht ewig die Aufschrift „Unbekannt“ darauf zu setzen, denn sie entmuthigt und zwingt zum Schweigen, gebrauchen wir, je nach Form und Größe, die Worte „Natur“, „Leben“, „Tod“, „Unendlichkeit“, „Auslese“, „Genius der Art“ u. v. a., wie die, welche vor uns lebten, die Namen „Gott“, „Vorsehung“, „Bestimmung“, „Lohn“ u. s. w. darauf anbrachten. Das ist es, wenn man will, und weiter nichts. Aber wenn der Inhalt auch verborgen bleibt, so haben wir doch das Eine gewonnen, daß die Aufschriften weniger bedrohlich geworden sind, und daß wir den Gefäßen näher treten, sie berühren und in heilsamer Wißbegierde das Ohr daran legen können.“

Man braucht also bei der Betrachtung des Bienenstaates die materiellen Vermittelungen bei dem Zustandekommen der in ihm verborgenen Wunder nicht zu übersehen; nur darf man sich nicht, wie das Gros der Naturforscher, einbilden, mit dem Aufzeigen der „materiellen Kleinigkeiten“, in denen und hinter denen sich die Wahrheit verbirgt, die letztere unmittelbar selbst erkannt zu haben. Denn damit würden wir unser Dasein sicher in größerem Abstande von der Wahrheit verbringen als die, welche sich blind auf die poetische und völlig imaginäre Auslegung jener wundersamen Geschehnisse verlegen würden. „Sie täuschen sich ohne Zweifel über Form und Farbe der Wahrheit, aber sie leben weit mehr als die, welche sich schmeicheln, sie ganz und gar in Händen zu halten, in ihrem Dunstkreis und unter ihrem Einfluß. Sie sind darauf vorbereitet, sie zu empfangen, denn es ist ein gastlicherer Raum in ihnen, und wenn sie sie nicht sehen, so erheben sie ihre Augen doch zu dem Orte der Schönheit und Größe, allwo es heilsam ist, sie zu suchen.“

Von diesem Standpunkte aus konnte Maeterlinck ruhig den Angriffen entgegenblicken, die seine Arbeit über das Leben der Bienen von naturwissenschaftlicher Seite aus erleiden würde. Er hat sie vor-

ausgesehen und den meisten dieser Angriffe in seinem Werke selbst von vornherein die Spitze abgebrochen. Aber sie sind trotzdem nicht ausgeblieben, und gerade auch bei uns in Deutschland hat sein Werk schon jetzt vielfache Gegnerschaft von fachmännischer Seite her erfahren, die nicht immer glimpflich mit ihm umgegangen ist. Ich fürchte, sie werden dem Dichterphilosophen keine allzu hohe Meinung von dem Stande der philosophischen Bildung in Deutschland beigebracht haben. Denn was will es am Ende besagen, wenn es wahr sein sollte, wie man ihm vorgeworfen hat, daß er diese ohne jene Thatsache nicht richtig beobachtet oder sie in ihrer Tragweite überschätzt habe? Wenn nur die Schlüsse im Allgemeinen zutreffen, die er aus der Erfahrung gezogen hat, wenn nur wenigstens das Gesammtergebniß seiner Arbeit der Wahrheit entspricht, mag dem Einzelnen sich manches auch etwas anders darstellen. Was die Abneigung der Fachmänner gegen Maeterlinck hervorgerufen und den Gegnern die Feder in die Hand gedrückt hat, das war, soweit es dem Schreiber dieser Zeilen zu Gesicht gekommen ist, im Grunde auch gar nicht das empirische Material und seine Beschaffenheit als solche, sondern die Anwendung, die der Dichterphilosoph von ihm gemacht hat. Das war, um es kurz zu sagen, die Annahme eines geistigen Prinzips, eines in der Natur teleologisch sich auswirkenden Faktors, die Maeterlinck am Leben der Bienen zu illustriren versucht, und die ihm seine Gegner nicht verzeihen konnten. Gerade an der Art der Polemik gegen Maeterlinck wurde deutlich, daß die „Fachmänner" noch immer nicht gelernt haben, den Mechanismus als naturwissenschaftliches Hilfsprinzip von einem metaphysischen Prinzip zu unterscheiden, daß sie die naturwissenschaftliche Erklärung einer Erscheinung aus ihren materiellen Ursachen mit einer Erklärung der letzteren schlechthin verwechseln und schlechterdings nicht im Stande sind, in einer idealistisch teleologischen Auffassung des Naturgeschehens etwas Anderes als einen unwissenschaftlichen Dilettantismus zu erblicken. Für sie ist der Geist noch immer nur ein bloßes Produkt der molekularen Hirnbewegung, wie zur Zeit, als der selige Büchner mit seinem „Kraft und Stoff" auf das geistige Leben in Deutschland Einfluß hatte, und Bewußtsein lassen sie nur gelten, wo es ein Nervensystem giebt von der Art, wie es sich im menschlichen Organismus findet. Mit den Ausdrücken „Instinkt", „Kampf ums Dasein", „Zuchtwahl", „Vererbung" u. s. w. glauben sie Alles erklärt zu haben, ohne zu bemerken, wie das eigentliche Problem erst da be-

ginnt, wo sie mit ihrer Weisheit am Ende sind. Das große Publikum aber, die sogenannten „Gebildeten“, sind noch immer viel zu sehr von der Unfehlbarkeit der Naturwissenschaft überzeugt, um nicht in dieser ganzen Streitfrage sich lieber auf die Seite der Wortführer des naturwissenschaftlichen Mechanismus zu stellen, als auf diejenige des Dichters, von dem es ihnen a priori feststeht, daß er, als Nichtfachmann, mit seiner Hypothese wohl schwerlich etwas mehr als ein bloßes poetisches Hirngespinnst geliefert habe. Sie freuen sich allenfalls an der Kühnheit und Paradoxie seiner Annahmen, an der glänzenden Art ihrer Darstellung und Vertheidigung, allein diese Ansichten ernst zu nehmen, dazu fühlen sie sich nicht verpflichtet. Als ob man nicht gerade Phantasie besitzen und Dichter sein müßte, um den Geist in der Natur zu erkennen! Als ob die Gegner Maeterlincks nicht deshalb den Dichterphilosophen gar nicht einmal zu verstehen vermögen, weil ihnen selbst jene Eigenschaften gänzlich abgehen! Man vergißt, daß die größten Entdeckungen auch in der Wissenschaft von poetischen Naturen gemacht worden sind. Man nimmt den Titel eines Mannes der Wissenschaft als Gewähr dafür, daß er in einer Frage, die in sein Gebiet hineinfällt, auch klarer und richtiger als irgend ein Draußenstehender sehen müsse. Und die Wissenschaft scheint sich gegen Maeterlinck erklären zu wollen. Sie verwirft die Annahme eines geistigen Prinzips in der Natur, sie kennt den Geist nur als Bewußtsein und vermag daher der von Maeterlinck vertretenen Hypothese eines unbewußten Geistes, der vor und in der natürlichen Sphäre lebt, vollends gar kein Verständniß entgegenzubringen.

In der That sind Diejenigen, die gegenwärtig gegen Maeterlincks Geist des Bienenstockes schreiben und reden, die Geistesverwandten derselben Leute, die vor dreißig Jahren gegen Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ geeifert haben. Daß ein Werk, wie das Leben der Bienen von Maeterlinck, gerade bei uns in Deutschland auf einen solchen Widerstand stoßen konnte, ist der beste Beweis dafür, daß die philosophische Bildung bei uns auf dem Standpunkte vor einem Menschenalter stehen geblieben ist und die tonangebenden Geister in dieser Beziehung nichts gelernt und nichts vergessen haben. Ob das gegenwärtig neu erwachte Interesse für die Naturphilosophie und die Loslösung von der rein mechanischen Betrachtungsweise des Darwinismus, wie sie sich bei manchen Forschern zu vollziehen scheint, nach dieser Richtung hin eine Aenderung bringen wird? Solange die Begriffe Geist bezw. Seele und Bewußtsein noch als

identisch angesehen werden, ist ein gründlicher Umschwung der Ansichten nicht zu erwarten. Denn solange muß nothwendig jeder Geist geleugnet werden, wo nicht die Spuren eines bestimmten Bewußtseins nachzuweisen sind; und da dieses anerkanntermaßen ein materielles Substrat voraussetzt und in seiner Leistungsfähigkeit von dem Bau und der Komplikation des letzteren abhängig ist, so muß konsequenter Weise auch der sogenannte Instinkt der Organismen solange in rein materialistischer Weise erklärt und jede objektive Zweckmäßigkeit in der Natur bestritten werden. Da ist es denn freilich nicht zu verwundern, wenn unsere exakten Forscher den Problemen der Thierpsychologie gegenüber so völlig hilflos dastehen und Untersuchungen, welche das Nichtvorhandensein einer Intelligenz bei den Ameisen, Bienen u. s. w. zu beweisen suchen, selbst in wissenschaftlichen Kreisen ernst genommen werden. Diese Ansicht, wonach die Thiere sich als bloße Maschinen und leblose Automaten darstellen, ist nur das ganz konsequente Gegenstück der Anderen, wonach es Geist eben nur in der Form des Bewußtseins geben soll. Eine Wissenschaft, die sich zu diesen beiden Annahmen bekennt, beweist damit nur, was ich so oft von der modernen Wissenschaft behauptet habe, daß sie prinzipiell über den Standpunkt des Descartes noch nicht hinausgelangt ist.

Inzwischen bin ich der Meinung, daß in der Schrift des Dichters Maeterlinck mehr wirkliche Naturphilosophie darin steckt als in den sogenannten naturphilosophischen Untersuchungen unserer exakten Forscher, die meist mit ihrem verhüllten oder gar offen ausgesprochenen Materialismus und ihrem Pochen auf die alleinige Geltung der mechanischen Gesetzmäßigkeit nur das Eine lehren, daß ihre Verfasser den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie überhaupt noch nicht begriffen haben. Denn dieser Unterschied liegt im Grunde nur in der Anerkennung eines unbewußten neben dem bewußten Geiste und damit einer objektiven Zweckmäßigkeit in der Natur, einer Zweckmäßigkeit, die nicht auf naturwissenschaftlichem Wege, d. h. rein mechanisch, erklärt werden kann. Wären alle Naturvorgänge wirklich rein mechanisch zu erklären, dann fielen sie auch eben in das Gebiet der Naturwissenschaft als solchen; allein dann bedürfte es auch keiner Naturphilosophie, keiner philosophischen Aus- und Umdeutung des Naturgeschehens, da für diese alsdann gar kein Problem übrig bliebe, das nicht innerhalb der Naturwissenschaft seine Lösung finden könnte. Freilich ist und bleibt die Annahme einer unbewußten

Geistigkeit immer nur hypothetisch. Aber hat nicht Maeterlinck recht, zu betonen, daß selbst eine falsche Hypothese für unsere Erkenntniß oft werthvoller ist als das schwächliche und verzagte Eingeständniß des Nichtwissens und Nichtwissenkönnens? „Wir sind so geschaffen, daß uns nichts höher und weiter trägt als die Sprünge unserer Irrthümer. Im Grunde danken wir das Wenige, was wir wissen, den gewagtesten, oft geradezu absurden Hypothesen, die zumeist weit unkluger sind als die heutige. Sie waren vielleicht sinnlos, aber sie haben die Gluth der Erkenntniß in uns geschürt."

Und die Erklärung des Lebens der Bienen aus einer unbewußten Intelligenz ist nicht einmal eine „gewagte" Hypothese, sondern sie ist eine Folgerung, zu der wir nothwendig gelangen müssen, sobald wir uns das Erkenntnißproblem nur einmal dahin klar gemacht haben, daß alles Erkennen als solches nichts Anderes sein kann als ein Logifiziren und Rationalisiren des gegebenen Erkenntnißstoffes. Wenn die Aufgabe der Naturwissenschaft darin gesetzt wird, die Naturerscheinungen in mechanistischem Sinne umzudeuten, so führt die Naturphilosophie diesen Umdeutungsprozeß dahin zu Ende, daß sie den Mechanismus als Logismus nachweist. Denn erst, indem wir sie als Logos begreifen, „verstehen" wir wirklich die Natur. „Indem wir außer uns eine wirkliche Spur von Intelligenz finden, empfinden wir etwas von dem seltsamen Schauder Robinsons, als er den Eindruck eines menschlichen Fußes im Strandsande seiner Insel fand. Es scheint uns, daß wir weniger allein sind, als wir wähnten. Wenn wir uns über die Intelligenz der Bienen klar zu werden versuchen, so erforschen wir im Grunde genommen das Kostbarste unseres eigenen Wesens in ihnen und suchen ein Atom jenes seltenen Stoffes, der überall, wo er hervortritt, die wunderbare Gabe hat, die blinden Nothwendigkeiten umzuformen und zu organisiren, das Leben zu verschönen und zu mehren und der hartnäckigen Macht des Todes, dem großen, gedankenlosen Strome, der fast Alles, was besteht, in ewiger Unbewußtheit dahinträgt, ein sinnfälliges Halt zu gebieten." Eine derartige Intelligenz kann aber nicht, wie unsere bewußte, eine solche sein, welche eine bestimmte Gestaltung der Naturvorgänge voraussetzt, sondern da sie die letztere erst bedingt, so muß sie vielmehr an sich selbst unbewußt sein.

In dieser Hervorhebung der unbewußten Geistigkeit, durch welche allein die verwickeltsten Naturvorgänge verständlich werden und die Natur sich nicht mehr als blinde Macht, sondern als Weis-

heit, Vernunft und ideebestimmter Wille darstellt, erblicke ich die Hauptbedeutung von Maeterlincks Schrift über „Das Leben der Bienen". Mit ihr erscheint dies jüngste Werk des vlämischen Dichterphilosophen als eine sinnige und tiefsinnige Paraphrase zu dem viel erörterten Kapitel über den Instinkt in Hartmanns „Philosophie des Unbewußten". Wenn die hier entwickelten Gedanken dem lebenden Geschlechte unter dem Einflusse einer entgegengesetzten Geistesrichtung zum größten Theil abhanden gekommen sind, so steht zu hoffen, daß Maeterlincks Schrift über „Das Leben der Bienen" dazu beitragen wird, das Prinzip der unbewußten Geistesthätigkeit auch seinerseits wieder in das Bewußtsein der Zeitgenossen zu rücken. Von wie weittragender Bedeutung dies vor Allem auch für die naturphilosophischen Bestrebungen unserer Zeit sein würde, wird sich Jeder nach den gegebenen Andeutungen selbst sagen können.

Man hat Maeterlinck den geistigen Führer der romantischen Bewegung in der modernen Kunst genannt. In seiner Schrift über „Das Leben der Bienen" aber schlägt er auch zugleich die Brücke zur Naturphilosophie hinüber und bestätigt auch damit die Verwandtschaft der modernen mit der alten Romantik, denn auch diese fand in den naturphilosophischen Bestrebungen Schellings und seiner Schule ihren wissenschaftlichen Ausdruck und wurzelte dabei gleichfalls im Prinzip des Unbewußten. Betrachtet man sein Werk unter diesem Gesichtspunkt, dann erscheint Maeterlincks „Leben der Bienen" nicht mehr bloß als der schöne Traum eines poetisch gestimmten Philosophen oder eines philosophisch veranlagten Dichters, als welchen man es hingestellt hat, sondern es stellt sich als ein Werk von symptomatischer Bedeutung da, aus dem auch die strenge Wissenschaft genug lernen kann, um nicht achtlos an ihm vorbeizugehen.

Ein Werk über das Strafrecht aller Kulturvölker.

Vom

Wirklichen Admiralitätsrathe **Dr. Felisch** zu Berlin, Justitiar und Vortragenden Rathe im Reichsmarineamte.

Unter gleicher Ueberschrift ist hier in Heft 3 des 80. Bandes auf das große Werk hingewiesen worden, welches die internationale kriminalistische Vereinigung zugleich in deutscher und französischer Ausgabe mit dem Titel: Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung, bezw. la législation pénale comparée, im Verlage von Otto Liebmann zu Berlin hat erscheinen lassen. Von dem auf fünf Bände berechneten Unternehmen liegt nunmehr auch der zweite Band vor, welcher die systematische Einführung in das Strafrecht aller außereuropäischer Staaten bringt, so daß wir jetzt zum ersten Male eine einheitliche und abgeschlossene Darstellung des Strafrechtes der gesammten Kulturvölker der bewohnten Erde besitzen. Die späteren Bände werden der eigentlichen Rechtsvergleichung gewidmet sein. Ihr Erscheinen, an welchem Wissenschaft wie Praxis ein gleich großes Interesse haben, wird davon abhängen, ob sich eine ausreichende Zahl von Subskribenten finden wird. Hierzu mitzuwirken, ist eine Ehrenpflicht der Behörden und der betheiligten Fachkreise; die große Unterstützung, welche das deutsche auswärtige Amt dem Fortgange der Arbeit hat zu Theil werden lassen, bezeugt deutlich, welchen außerordentlichen Werth man diesem einzig dastehenden Werke an maßgebender Stelle beimißt.

In der That wird sein Abschluß für das gesammte deutsche Volk von Bedeutung sein. Wir befinden uns schon jetzt voll in den Vorarbeiten für ein neues deutsches Strafgesetzbuch. Das geltende hat ein Menschenalter hinter sich, die veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse, die Umwandelung wichtiger Grund-

anschauungen, der Mißerfolg des Strafvollstreckungswesens, die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Strafensystems und vieles Andere drängen dazu, der Zusammenfassung des bürgerlichen Rechtes eine auf gleicher Höhe stehende Reform des Kriminalrechtes folgen zu lassen. Die Bausteine hierzu werden in unermüdlicher Thätigkeit insbesondere seit dem letzten Jahrzehnt zusammengetragen; das Hauptverdienst hierbei haben die Mitglieder der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Niemand wünscht den Aufbau anders als auf der Grundlage deutschen Rechtes, deutscher Sitte und deutschen Volksthums. Allein ohne genaue Kenntniß der Einrichtungen und der Fortschritte anderer Völkerschaften werden auch die geschicktesten Baumeister die Aufrichtung des Gebäudes nicht vermögen. Wir haben viel von den anderen Kulturstaaten zu lernen. Und deshalb ist eine wissenschaftliche Großthat wie dieses Buch, welches leicht und erschöpfend über den Stand der Dinge außerhalb der Grenzpfähle Deutschlands unterrichtet, von unmittelbarem praktischen Einflusse auf das kommende Recht. Von welchem Geiste dieses durchdrungen sein wird, und welche Einzelbestimmungen es enthalten wird, das ist aber für keinen deutschen Bürger gleichgültig. Gerade für Verbrechensverhütung und für die Bestrafung begangener Verbrechen hat von je allgemeines Verständniß geherrscht, da deren Wichtigkeit sich jedermann im Werktagsleben aufdrängt.

Wer den II. Band durchstudirt, vermag nach dieser Richtung geradezu gewisse Prophezeiungen aufzustellen. Wenn man z. B. sieht, welchen Siegeslauf die bedingte Verurtheilung auch durch die Gesetzgebungen der außereuropäischen Länder angetreten hat, so wird man mit der Voraussage nicht fehlgehen, daß sie auch bei uns ihren Einzug halten wird. Aber auch sonst sind reiche Anregungen für die Reform aus diesem Buche zu entnehmen: sowohl nach der Richtung, was neu zu schaffen ist, wie nach der, was vermieden werden muß. Ebenso eröffnet es viele Ausblicke in dem Kulturzustand anderer Völkerschaften, die von besonderem Reiz sind. Es sei gestattet, alles dies durch eine Reihe von Beispielen zu belegen, die aus der Fülle des Gebotenen herausgegriffen werden sollen.

Von grundlegender Wichtigkeit ist die Frage des Strafensystems. Während wir nach Möglichkeit seine Vereinfachung anstreben, hat Peru 19 verschiedene Strafarten, Bolivia sogar 24. Dabei ist Bolivia auf der anderen Seite ganz radikal vorgegangen und hat

die übliche Drei- oder Zweitheilung der Strafthaten völlig aufgegeben und die Uebertretungen bei verwandten Vergehen untergebracht, z. B. das Halten wilder Hunde bei den Verwundungen. Guatemala hat ebenso wie Costa Rica u. A. die Todes- und alle lebenslänglichen Strafen abgeschafft, dazu alle entehrenden. Mexiko verbietet die Anwendung der Todesstrafe, wenn seit der Begehung des Verbrechens fünf Jahre verstrichen sind. In Ecuador, Salvador und anderen Staaten wird von mehreren wegen derselben Strafthat in dem nämlichen Verfahren zum Tode Verurtheilten nur ein Theil hingerichtet und zwar diejenigen, welche am meisten belastet sind, und bei gleicher Belastung die durch das Loos Bestimmten. Von 2—3 Verurtheilten wird der Spruch nur an 1, von 4—6 an 2, von 7—9 an 3, von 10—19 an 4, von 20—29 an 5 u. s. w. vollstreckt; die übrigen müssen der Hinrichtung beiwohnen, in Columbia auch die Begünstiger und Gehülfen eines zum Tode Verurtheilten. Die gegebenen Zahlen sprechen zugleich dafür, welche Massenverurtheilungen zum Tode dort noch vorkommen.

Die Deportation scheint am radikalsten in Costa Rica vollstreckt zu werden. Sie ist daselbst die höchste zulässige Strafe, wird stets auf 10 Jahre erkannt und besteht in Zwangsarbeit auf der ganz einsam im weiten Ozean gelegenen Kokosinsel, zu der nur vier Mal im Jahre ein Regierungsschiff gelangt.

Für Venezuela ist eine im Inlande zu verbüßende zehnjährige Freiheitsstrafe die höchste gesetzlich erlaubte Strafe. Betreffs des Ausmaßes nach unten hat Brasilien am meisten der modernen Forderung nach Beseitigung kurzzeitigen Freiheitsstrafen genügt: solche unter einem Monate finden sich selbst bei Uebertretungen nur ganz selten; das Mindestmaß von einem Jahre ist recht häufig. Paraguay kennt Festungsbau- und Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer. Für Festungsbau von bestimmter Dauer ist eine für die Ohnmacht papierener Gesetzgebung zeugende Sonderbestimmung dahin getroffen: ist keine Festungsbauanstalt vorhanden, trotzdem das Gesetz ihre Existenz vorschreibt, so ist auf Zuchthaus von um die Hälfte längerer Dauer zu erkennen. Derselbe Staat schreibt auch für Arreststrafe, welche von 15 Tagen bis zu 3 Monaten währt, vor, daß ehrbare Frauen, Greise und Kranke, sowie solche Personen, welche von einer im Hause betriebenen Gewerbe-, Kunst- oder Amtsthätigkeit leben, sie in ihrer Behausung, also als Hausarrest, verbüßen dürfen.

Prangerstehen kennt noch Delaware, neuerdings nur für

Männer, Verschärfung der Zuchthausstrafe durch Tragen des Fußringes, bei mehr als fünfjähriger Dauer auch durch die Kette Columbia, Salvador und andere. Polizeiaufsicht für einen bloßen verbrecherischen Plan, der ohne jede Ausführung geblieben ist, hat Bolivia.

Geldstrafe als Hauptstrafe ist in Paraguay nicht zulässig. In Brasilien ist sie unverständigerweise sehr häufig auf 20 Proz. des durch die That verursachten Schadens eingeschränkt. In Tasmanien fällt sie zur Hälfte an den Fiskus, zur anderen Hälfte an den Anzeigenden. Columbia hat unbestimmte Geldstrafe; die Verurtheilung erfolgt zu einer unbestimmten Summe oder zu deren Vielfachem oder zu einem Theile, höchstens einem Fünftel, des Vermögens des Angeklagten. Vor der Zustellung durch den Vollstreckungsbeamten wird dann der den Verhältnissen des Verurtheilten entsprechende Betrag nöthigenfalls mit Hilfe von Sachverständigen festgestellt. Zahlung muß innerhalb dreier Tage erfolgen. Es ist dies ein merkwürdiges Gemisch von sehr verständigen und herzlich unvernünftigen Bestimmungen. Kaution für ein erst zu besorgendes Delikt kann von einem Verdächtigen im Oranjefreistaate und anderwärts gefordert werden.

Die Strafmündigkeit beginnt in Ecuador u. A. mit 7 Jahren, theilweise noch früher. In Britisch Ostindien wird bei Jugendlichen zwischen 7 und 12 Jahren das Vorhandensein der genügenden Verstandesreife vermuthet, und es ist Sache der Vertheidigung, ihr Fehlen darzuthun. In gleicher fälschlicher Umkehr der Beweislast vermuthen Columbia, Salvador, Uruguay, Venezuela u. A. grundsätzlich den Dolus beim Angeklagten, und es bleibt ihm überlassen, das zu widerlegen.

Der Rückfall wird häufig als Strafschärfungsgrund genannt; Columbia definirt dabei als rückfällig Denjenigen, welcher, nachdem er bereits mit Zuchthaus oder Festungs-Gefängniß bestraft ist, abermals ein mit einer dieser Strafen bedrohtes Delikt begeht.

Zu den mildernden Umständen rechnet Salvador stets die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlechte. Straffreiheit gewährt China solchen Privatpersonen, welche fähig sind, die Gesetze Anderen zu erklären, für jede accidentelle Strafthat, wenn sie die erste überhaupt von ihnen begangene ist; eine merkwürdige Umkehrung logischen Denkens!

Sehr abweichend von einander sind die Bestimmungen über die Anstiftung. Peru kennt den Begriff überhaupt nicht. Mexiko

versteht unter dem Thäter auch den Anstifter. Andere Staaten ermäßigen die Strafe des Anstifters gegenüber der des Hauptthäters. Beim Selbstmordversuche ist die That selbst in Japan straflos, die Anstiftung und Beihilfe aber strafbar; in Brasilien ziehen Anstiftung und Beihilfe zum Selbstmorde 2 bis 4 Jahre Zuchthaus nach sich.

Die Berechnung des Strafmaßes ist in Argentinien, Columbia, Costa Rica, Mexiko, Salvador und vielen anderen Staaten eine komplizirte algebraische Aufgabe. Straftabellen und Grade sind aufgestellt, die sich nach vorsätzlichem und fahrlässigem, vollendetem und versuchtem Delikt, Beihilfe, Beihilfe zum Versuche, mildernden und erschwerenden Umständen u. s. w. derart abstufen, daß z. B. in Brasilien die Aufzählung der Strafmaße für Art. 106 — Widerstand oder Drohung gegen eine Gemeindebehörde — 88 Druckzeilen umfaßt. Es fällt nicht die Qualität, sondern die Quantität der begleitenden Umstände ins Gewicht. Wie mechanisch hierbei zu Werke gegangen wird, läßt sich z. B. aus Art. 142 des St. G. B. von Columbia ersehen, der wörtlich festsetzt: man nimmt die für das neue Delikt verwirkte Strafe und die in den bereits vollstreckten Urtheilen ausgesprochenen Strafen, abzüglich etwaiger wegen Rückfalls erfolgter Straferhöhungen, theilt die Summe dieser Strafen durch die Anzahl der Delikte und multiplizirt den Quotienten mit der Anzahl der Rückfälle. Dieses Rechenexempel komplizirt sich bei gewissen Voraussetzungen im Einzelfalle noch erheblich.

Ein Erlöschen der Folgen der Verurtheilung durch Verzeihung des Verletzten kennt Brasilien bei Antragsvergehen; der stolze Brasilianer hat sich aber im Gesetze das Recht vorbehalten, die Verzeihung zurückweisen zu dürfen. Brasilien nimmt übrigens in der äußeren Form des Gesetzbuches insofern eine Sonderstellung ein, als der Thatbestand der Delikte nicht durch einen selbständigen Satz, sondern in Infinitivform gegeben wird, an welche sich, getrennt durch einen Gedankenstrich, die Strafandrohung anschließt. Die Goldküste hat das Gegentheil eines derartig knappen Gesetzbuches: sie fügt zu den einzelnen Paragraphen noch Beispiele zur Erläuterung der Anwendung hinzu.

Was die einzelnen Strafthaten anlangt, so sind manche Festsetzungen derart, daß man aus ihnen nicht bloß klar erkennen kann, welche Volksschichten die herrschenden sind, sondern sogar den gesammten Charakter der Staatsgewalt. Hierhin gehören z. B. die

Vorschriften über die Religionsdelikte. Wer würde daran zweifeln, daß er es mit einem theokratisch organisirten Staate zu thun haben müsse, wenn er folgende Bestimmungen liest? Der Versuch, die katholische Religion als Staatsreligion abzuschaffen, wird mit Gefängniß nicht unter zwei Jahren, in schwereren Fällen mit schwerem Zuchthause von 4 bis 8 Jahren, bei Beamten mit schwerem außerordentlichem Zuchthause von 16 Jahren bestraft. Die öffentliche Vornahme von religiösen Handlungen, die nicht dem katholischen Ritus angehören, wird mit Zuchthaus von 3 bis 6 Jahren und Landesverweisung bestraft. Wer eine Hostie zu Boden wirft oder sonst die Form des Abendmahls entweiht, wird mit schwerem Zuchthause von 16 Jahren bestraft. Die Theilnahme an Gesellschaften, welche die Kirchenbehörde verboten hat, und die Verbreitung von durch die Kirche gemißbilligten Lehren in der Schule ist strafbar. In der That ist der Staat, der diese Straffatzungen gegeben hat, und der sich zugleich durch widerwärtige Vorschriften über die Art der Vollstreckung von Todesstrafen auszeichnet, welche an die Blüthezeit der Inquisition erinnern, Ecuador, das heute noch 10 Prozent aller Staatseinnahmen dem Papste auszahlt. Uebrigens bestraft auch Columbia Religionsvergehen, welche sich gegen die katholische Kirche richten, härter als solche, welche eine andere Kirche betreffen, und läßt eine Doppelehe straflos sein, wenn durch die kirchliche Eheschließung eine vorher eingegangene Civilehe von selbst aufgelöst wird.

Welche Schlüsse lassen sich ferner auf die Beamtenwelt ziehen, wenn man liest, daß in Peru auf Rechtsbeugung, insbesondere vorsätzliche Verkündung eines ungerechten Urtheiles, nur Enthebung vom Amt für sechs Monate bis zu einem Jahre steht, daß in Massachusetts unter Strafandrohung erzwungen wird, daß jeder Bewerber um ein öffentliches Amt und jedes Mitglied eines Wahlausschusses nach der Wahl eine beeidigte Uebersicht über die von ihm zu politischen Zwecken verausgabten Summen öffentlich auslegt, und daß in China, wo übrigens das Justizministerium Strafministerium heißt, die Beamten alljährlich auf Kenntniß der Gesetze und Verordnungen durch ihre Vorgesetzten geprüft und bei schlechtem Ausfalle des Examens bestraft werden!

Charakteristisch sind auch die Bestimmungen über die Presse. Unter den Maßregeln zu deren Schutze zeichnen sich die Bestimmungen von Chile und Nicaragua aus. Ersteres Land hat Schwurgerichte nur für Preßsachen eingeführt und die Garantie

ersonnen, daß vor dem Schwurgerichte der Hauptverhandlung noch ein anderes Schwurgericht thätig wird, welches über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließt. Letzteres Land hat besondere Strafen für Attentate auf die Preßfreiheit, z. B. für die Verhinderung der Verbreitung von Druckschriften oder Zeitungen durch Beamte, für das Verlangen der Herausgabe der Urschrift einer Veröffentlichung, ehe sie vom Schwurgericht angeordnet ist, u. s. w. Andererseits ist der Mißbrauch der Presse in Uruguay unter eigenen Schutz gestellt. Bestraft wird, wenn in der Presse einer Privatperson Laster oder Fehler vorgeworfen, Familiengeheimnisse oder ehrenrührige Handlungen ohne das Vorhandensein eines öffentlichen Interesses bekannt gegeben, Aktenstücke u. dergl. über die außereheliche Abstammung Jemandes, eine Ehescheidung u. s. w. veröffentlicht werden, endlich, wenn Jemand verleumderisch der Verübung eines Verbrechens oder Vergehens bezichtigt wird. Der Verletzte kann in allen diesen Fällen wählen, ob das Verfahren vor dem ordentlichen Richter oder vor den Geschworenen stattfinden soll.

Selbstverständlich haben die Bestimmungen über die Presse einen politischen Hintergrund. Dieser ist auch sonst vielfach zu erblicken. So beruht es z. B. auf politischen Erwägungen, wenn in Mexiko die Freundschaft, deren Einflüsse dort sehr stark sind, im Strafgesetzbuche mehrfach der Verwandtschaft gleichgestellt ist. In Britisch-Ostindien ist diese Rücksichtnahme vielfach in den Vorschriften erkennbar, welche über das Kastenwesen erlassen sind. Wie weit diese gehen, läßt sich daraus entnehmen, daß z. B. noch der erste Entwurf des jetzigen Strafgesetzbuches den Thatbestand besonders unter Strafe stellte, daß Jemand in eine für einen Brahmanen bestimmte Speise Fleischbrühe thut, um ihn der Zugehörigkeit zu seiner Kaste verlustig gehen zu machen. Dieser Paragraph ist zwar gestrichen worden, doch wird die Handlung selbst auch jetzt nach dem allgemeiner gefaßten Art. 355 bestraft. Ungewöhnlich weitgehende Festsetzungen aus politischen Beweggründen hat Salvador. Hier muß der Richter, der auf einen ihm strafwürdig erscheinenden, im Gesetze nicht vorgesehenen Thatbestand stößt, den obersten Gerichtshof veranlassen, ein besonderes Gesetz hierfür herbeizuführen; es ist beschämend, daß davon schon wiederholt Gebrauch gemacht worden ist. Auf gleicher Höhe steht die berüchtigte ley fuga. Nach ihr darf ein Gefangenen-Transporteur jeden entfliehenden und auf Anruf nicht stehenden Häftling nieder-

schießen. Man macht hiervon zur Beseitigung politischer Gegner Gebrauch, die gefangen gesetzt werden und, wenn sie dann erschossen aufgefunden werden, angeblich einen Fluchtversuch gemacht haben.

Von den großen Gruppen der Thatbestände interessiren ferner diejenigen, welche den Schutz der Jugend und der Familie bezwecken. Es ist bekannt, daß der Kinderschutz am weitgehendsten in einigen Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika durchgeführt ist. Das Strafrecht ist dort nicht ein einheitliches; vielmehr haben die vereinigten 45 Staaten und drei Territorien ein jeder ein eigenes Strafgesetzbuch, und in vielen erscheint, was sehr nachahmenswerth ist, alle zwei Jahre eine neue amtliche Ausgabe des geltenden Strafrechtes, wobei in acht von ihnen Privatpersonen die Befugniß gegeben worden ist, fortlaufend amtliche Gesetzesausgaben mit Anmerkungen zu veranstalten. Einige Staaten gehen in ihrer Jugendfürsorge so weit, daß sie es unter Strafe stellen, wenn einem Minderjährigen der Zutritt zu einem Billardsaale gestattet wird. Von den Maßnahmen zum Schutze der Familie ist die Anordnung von Paraguay, das übrigens auch eigene Strafandrohungen für Skandale und Achtungsverletzung innerhalb der Familie hat, zu erwähnen, wonach eine zu erkennende Strafe auf die Hälfte herabgesetzt werden kann, dann allerdings mit Zwangsarbeit zu verbinden ist, wenn die Familie des Angeklagten durch dessen Strafverbüßung und Erwerbsverlust leiden würde. In Connecticut ist die Ehe und jede sonstige Verbindung mit einer epileptischen oder schwachsinnigen Person unter Strafe gestellt. Sehr durchdachte Bestimmungen enthält auch das geltende, schon aus dem Jahre 1834 stammende Strafgesetz von Bolivia, wo eine außerordentlich strenge väterliche Gewalt und die Unauflöslichkeit der Ehe gilt. Dieses Gesetzbuch, das schon die Verletzung des geistigen Eigenthums in allen seinen Formen unter Strafe stellt, enthält übrigens auch in seinem Abschnitt über Vergehen gegen das Völkerrecht Bestimmungen, die jedem modernen Strafgesetzbuche Ehre machen würden. Am stärksten entwickelt ist der Familiensinn bekanntlich bei den Chinesen, und so enthält denn auch ihr Gesetzbuch auf diesem Gebiete die umfassendsten Strafbestimmungen. Nach ihnen darf eine Wittwe drei Jahre nach dem Tode ihres Gatten nicht wieder heirathen und Niemand in der Zeit, während welcher einer seiner Ascendenten im Gefängnisse sitzt, eine Ehe eingehen. Die Eheschließung zwischen Personen, die den gleichen Familiennamen führen, ist verboten.

Bloßer Ungehorsam gegen die Eltern oder väterlichen Großeltern wird mit 100 Bambusschlägen bestraft. Denunzirt Jemand seine Eltern oder väterlichen Großeltern, seinen Ehemann oder dessen Eltern oder Großeltern, so wird er, wenn das Mitgetheilte wahr ist, mit 100 Bambusschlägen und drei Jahren Verbannung, wenn es aber falsch ist, mit Erdrosselung bestraft. Hiergegen kann man sich durch anonyme Denunziation auch nicht schützen, da solche ganz allgemein mit dem Tode bestraft werden, es auch verboten ist, auf solche Anzeige Jemand strafrechtlich zu verfolgen.

Von sonstigen sozialen Maßregeln sind die gegen den Alkoholmißbrauch von hervorragender Wichtigkeit. Auch hier stehen, wie Jedermann bekannt ist, die Vereinigten Staaten von Nordamerika obenan. In Massachusetts und anderen Staaten wird alljährlich in jedem Orte darüber abgestimmt, ob dort im folgenden Jahre geistige Getränke verkauft werden sollen oder nicht. Der Gewohnheitstrinker als solcher wird von Brasilien und anderen Staaten bestraft. Betreffs der Landstreicher und Bettler hat Honduras bereits den Schritt gethan, der hier zu Lande vorläufig vergeblich von der Wissenschaft erstrebt wird, daß nämlich sowohl das Landstreichen wie das Betteln nicht mehr als Uebertretungen, sondern als Vergehen bestraft werden.

Gegen den Aberglauben geht Brasilien mit Zuchthausstrafe von 1 bis 6 Monaten und Geldstrafe vor, indem es bestraft: die Ausübung von Spiritismus, Magie oder Zauberei, sowie die Anwendung von Talismanen und Kartenlegen in der Absicht, Haß oder Liebe hervorzurufen, heilbare oder unheilbare Krankheiten zu heilen oder die Leichtgläubigkeit des Publikums auszubeuten. In China steht auf Zauberei Enthauptung. Charakteristisch ist, daß als eine besonders schwere Art der Tödtung im Gesetzbuche der Fall ausgezeichnet ist, daß die Tödtung erfolgt, um die zerstückelten Glieder des Getödteten zur Zauberei zu benutzen. Die Tödtungsdelikte bieten übrigens, abgesehen von den oft mehr als drakonischen Strafen, nicht allzuviel, wofür sich nicht auch in Europa ein Anklang fände. Columbia hat in deren Definition den Zusatz aufgenommen, daß die Tödtung ohne vorherigen, mit dem Gesetze in Einklang stehenden obrigkeitlichen Auftrag erfolgte. Damit wäre der Anschauung eines nunmehr verstorbenen Berliner Professors Rechnung getragen, welcher dafür erachtete, daß in Deutschland jeder Scharfrichter wegen Mordes mit dem Tode bestraft werden müßte, weil eine Ausnahme für ihn im Strafgesetzbuche nicht gemacht sei.

Von sonstigen häufiger vorkommenden Thatbeständen ist hervorzuheben, daß die Hehlerei in Columbia, Ecuador, Peru und in den meisten sonstigen spanisch-amerikanischen Staaten nicht ein besonderes Vergehen, sondern eine allgemeine Begehungsform der strafbaren Handlungen ist, sowie daß in Japan die nichtöffentliche Beleidigung straffrei ist. In Transvaal wird der Felddiebstahl härter als der einfache Diebstahl geahndet.

Sehr kennzeichnend für die Zustände in einem Lande und seine besonderen kulturellen Interessen sind die Strafsatzungen, welche ihm allein oder doch nur wenigen Staaten überhaupt eigenthümlich sind. Das vorliegende Werk enthält hierfür sehr viele Beispiele. Um einige herauszugreifen, seien folgende genannt. In Venezuela muß ein Arzt oder Chirurg, welcher seine Hilfe grundlos verweigert, eine Geldstrafe von 20 bis 200 Pesos an die Familie zahlen, welche ihn umsonst rief. Paraguay hat eine Strafandrohung für den, welcher einen in öder Gegend verwundet oder mißhandelt Angetroffenen nicht Hilfe geleistet hat. Japan bestraft das Tätowiren, Colorado das Verunzieren einer Gegend durch Anbringen von Anzeigen u. dergl. auf Felsen, Brücken u. s. w. In einigen Südstaaten von Nordamerika ist der An- und Verkauf von Baumwolle nach Sonnenuntergang mit Strafe bedroht. Andere Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten, z. B. die von Illinois, stellen die Betheiligung an einem Ringe unter Strafe, der die Regelung der Preise von Waaren oder anderen Gegenständen bezweckt, die im Staatsgebiete hergestellt oder durch Bergwerksbetrieb gewonnen oder verkauft werden, desgleichen die Vereinigung zu dem Zwecke, den Abschluß von Geschäften in der Hand gewisser Personen zu zentralisiren, um Waarenpreise festzulegen oder die Produktion zu regeln. In Britisch-Ostindien ist die Annahme irgend einer Stellung bei einem Lotterieunternehmer strafbar. Mexiko hat die Bürgerpflicht zur Anzeige bevorstehender Strafthaten, die sich insgemein nur auf gemeingefährliche Verbrechen Tödtungsdelikte u. dergl. zu erstrecken pflegt, auf alle beabsichtigten Vergehen ausgedehnt.

Ueber die Entschädigung des durch eine Strafthat Verletzten, über die Haftung dritter Personen für die zivilrechtlichen Folgen einer strafbaren Handlung und über die sonstigen hier einschlägigen zivilrechtlichen Fragen enthalten manche außereuropäische Staaten eingehendere und bessere Bestimmungen als die Mehrzahl der europäischen. In Peru und Paraguay haften unter gewissen Vor-

aussetzungen Wärter für Delikte von Geisteskranken, Eltern für die ihrer Kinder unter 15 Jahren, Diejenigen, welche vor Verlust durch eine Handlung bewahrt worden sind, die begangen wurde, um größeren Verlust abzuwenden, der Erreger von Furcht oder Zwang für die unter diesen Einflüssen verübten Thaten, die Eigenthümer und Leiter gewerblicher Anlagen für die von ihren Angestellten oder Arbeitern im Berufe begangenen Strafthaten und die Leiter von öffentlichen Anstalten für die dort erfolgten strafbaren Handlungen, falls sie selbst durch Uebertretung polizeilicher Vorschriften hierzu Anlaß gegeben haben. In Paraguay geht der Schadensersatzanspruch des Verletzten den Kosten des Prozesses und den nach der Strafthat eingegangenen Schulden vor. Im Kongostaate kann der Richter von Amtswegen dem Verletzten einen Schadensersatz zubilligen. Auf die verschiedenen Systeme über den dem Verletzten zu gewährenden Schadensersatz kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Die Entschädigung unschuldig Verurtheilter hat Bolivia schon seit 1834. Mexiko hat sie 1871 eingeführt, und zwar nicht als gnadenweises Almosen, sondern als einen Rechtsanspruch auf Grund des durch seine gesammte Gesetzgebung durchgeführten Prinzips der Regreßpflicht der Beamten und des Staates.

Hiermit sollen die Auszüge aus den materiellrechtlichen Bestimmungen Abschluß finden. Von den Mittheilungen des Werkes erstrecken sich manche naturgemäß auch auf benachbarte Gebiete. Von diesen seien noch einige, die sich auf den Strafprozeß und auf das Gefängnißwesen beziehen, gestreift.

Im Strafverfahren Chiles, das nicht einmal eine Strafprozeßordnung besitzt, ist der Untersuchungshaft nicht sachgemäß Rechnung getragen; man behandelt die einer Strafthat erst Beschuldigten viel grausamer als die bereits Verurtheilten. Brasilien hat angeordnet, daß die Untersuchungshaft stets auf die verhängte Strafe angerechnet werden muß. Venezuela hat ein auf Geschworenengerichte berechnetes Strafprozeßtheilgesetz von 1850, ohne daß jedoch, abgesehen von Táchira, jemals dort Schwurgerichte gebildet worden wären. In Venezuela beherrscht noch der Geist des mittelalterlichen Inquisitionsverfahrens den Prozeß, dessen Einrichtungen vielfach geradezu schimpflich sind. In Britisch-Ostindien werden die größten Verwirrungen dadurch hervorgerufen, daß fünf von einander unabhängige oberste Gerichtshöfe vorhanden sind, die von einander abweichende Entscheidungen fällen.

Das Gefängnißwesen liegt vielfach ganz im Argen. Die Strafanstalten von Argentinien sind eine Brutstätte des Lasters, der Grund hierfür liegt darin, daß in ihnen kein Arbeitszwang herrscht. Nicht viel besser steht es in vielen anderen süd- und mittelamerikanischen Staaten. In Venezuela fehlt es an ausreichender Ueberwachung, an hygienischen Einrichtungen, an Absonderung der Gefangenen, an Arbeitszwang und Erziehungsversuchen; die überwiegende Beschäftigung der Gefangenen ist Hazardspiel und Trinken. Costa Rica hat die Anordnung, daß verurtheilte Geistliche im Zuchthause ihren Beruf auszuüben haben. Britisch-Ostindien u. A. haben das englische Markensystem übernommen; der Gefangene, welcher eine bestimmte Anzahl von Marken für sein Wohlverhalten aufzuweisen vermag, kann Erlaß eines Theiles der Strafe verlangen; lebenslänglich Verurtheilte sind daraufhin wiederholt schon nach 20 Jahren entlassen worden. Brasilien besitzt landwirthschaftliche Strafanstalten; in sie kommen zu mindestens sechs Jahren Verurtheilte nach Verbüßung der Hälfte ihrer Strafe bei guter Führung.

Ueberblickt man die vorstehend mitgetheilten Thatsachen, so wird kein Zweifel darüber obwalten können, daß „die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung“ eine große Menge von Goldkörnern hegt, die nur gehoben werden wollen, um in werthvolle Münzen für die Reform unseres eigenen Strafgesetzbuches umgeprägt zu werden. Wann wird diese kommen? Man verlange keine Ueberstürzung und verzage nicht, wenn es so aussieht, als zögerten die maßgebenden Stellen länger, als es dem Sachverständigen erwünscht ist. Vorläufig können wir die vorhandenen Zustände noch geduldig ertragen. Es ist erstaunlich, wie lange sich selbst überlebte Strafgesetze zu halten vermögen. In Chile gelten alte spanische Gesetze, die im Mutterlande längst aufgehoben sind. Paraguay hat im Wesentlichen das Gesetzbuch der Provinz Buenos Ayres, das diese abgeschafft hat. Bolivia behilft sich noch mit einem solchen von 1834 trotz aller Umgestaltung seiner wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse. Und auch in Europa selbst brauchen wir nicht weit über unsere Grenzen zu gehen, um Beispiele dafür zu finden, daß Strafgesetzbücher geltendes Recht sind, welche auf längst aufgegebenen Grundanschauungen beruhen und den modernen Zeitläuften in keiner Weise entsprechen. Man erträgt derartige Zustände, weil man sich dessen bewußt ist, daß jede größere Aenderung auf diesem Gebiete von einschneidendster

Bedeutung für das gesammte Leben der Nation ist. Darum muß jede Regierung hier mit ganz besonderer Mäßigung vorgehen, und namentlich so lange, wie die streitigen Hauptfragen sich noch in Gährung befinden, sich des Eingreifens enthalten. Die Zeit der Abklärung kommt aber nunmehr für uns heran. Der schweizerische Entwurf und die gesetzgeberischen Arbeiten Norwegens haben gezeigt, daß sich aus dem, was Wissenschaft und Praxis zusammengetragen haben, ein Ergebniß erzielen läßt, welches man mit Freude als einen wesentlichen Fortschritt und als eine glückliche Reform begrüßen kann. Selbstverständlich wird unser dereinstiges neues Strafgesetzbuch anders als die oben genannten aussehen müssen. Aber auch für dieses ist der Boden vorbereitet. Möge es uns vergönnt sein, bald auf ihm reife und reiche Früchte zu ernten! Um Alles, was sich erzielen läßt, einzuheimsen, wird es nothwendig sein, daß Hand in Hand mit einer Umgestaltung des Strafrechtes die Neuschaffung eines einheitlichen Strafvollzuges für Deutschland erfolgt. Das wird eine Großthat sein, die das neue Jahrhundert würdig der Arbeit des vorigen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes an die Seite stellen kann. Hierzu ein großes Stück Weges durch „die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung“ geebnet zu haben, ist ein Verdienst der internationalen kriminalistischen Vereinigung, insbesondere des Geh. Justizrathes Prof. v. Liszt und des Amtsrichters Dr. Crusen, welche bei der Verlagsbuchhandlung Otto Liebmann zu Berlin eine verständnißvolle Förderung ihrer Pläne gefunden haben. Möge zu der einmüthigen Anerkennung der Fachgenossen auch der äußere Erfolg durch weite Verbreitung des Werkes hinzutreten und sein Erscheinen mit dazu beitragen, daß unsere Generation ein neues kerndeutsches und doch die Errungenschaften anderer Völker voll verwerthendes Strafgesetzbuch zusammen mit einem Strafvollzugsgesetze erhält!

Die ländliche Wasserversorgung der alten Zeit, die Pfahlbauten und die Zisternen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichtsforschung aus rein praktischen Gesichtspunkten.

Von

Hans Staats Bouchholtz,

Kaiserlichem Forstbeamten a. D., Marlenheim in Elsaß.

Auf welche Weise die Kulturvölker des Alterthums für den Wasserbedarf ihrer in größeren oder kleineren Städten beisammen wohnenden Angehörigen sorgten, darüber belehren uns die oft beschriebenen Reste der alten Quellwasserleitungen, die aufgefundenen Brunnenanlagen und geschichtliche Nachrichten.

Wie aber gleichzeitig die Ackerbau und Viehzucht treibende Landbevölkerung besonders derjenigen Volksstämme, welche den Kulturvölkern nicht angegliedert waren, ihre Wasserversorgung bewirkte, ob diese damals schon gegrabene Brunnen allgemein in Benutzung hatten oder sich noch einzig mit dem Wasser der Quellen, Bäche, Flüsse und Seen behalfen, diese Frage hat die wissenschaftliche Forschung bisher noch nicht aufgeworfen, zweifellos in der Voraussetzung, daß damals wie jetzt Brunnen durch Grabung hergestellt wurden, wo die Nothwendigkeit, künstliche Zugänge zum Grundwasser zu schaffen, diese Arbeit erforderte.

Mit Recht dürfen wir ja annehmen, daß die Erfindung des Brunnengrabens an sich weit älter ist, als alle Ueberlieferung; grub doch schon Abraham Brunnen und sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erließ die griechische Gesetzgebung eingehende Bestimmungen über öffentliche und Privatrechte an gegrabenen Brunnen. Ueberdies liegt zweifellos der Zeitpunkt in unberechenbarer Ferne hinter uns, da die Menschen jene einfachen Werkzeuge zum ersten Male erfanden, welche zu dieser Arbeit erforderlich sind.

Bei den archäologischen Untersuchungen an den Ausstrahlungs-

punkten der römischen Macht und Kultur finden wir, daß im Anfang unserer Zeitrechnung auch bei uns gegrabene Brunnen in vollendeter Ausführung geschaffen sind. So sind wir nur zu sehr geneigt, ohne weitere Prüfung vorauszusetzen, daß der Zeitpunkt, in welchem die Wasserversorgung aus künstlichen Zugängen zum Grundwasser in unserem Volke allgemein Eingang gefunden hat, unbestimmbar ist.

Trotz alledem ist eine nicht geringe Anzahl von bisher wenig beachteten Zeichen vorhanden, welche diese Voraussetzung als zweifelhaft erscheinen lassen und uns zu der begründeten Meinung führen, daß das Brunnengraben sich zur Zeit der römischen Herrschaft in unserem Vaterlande auf die römischen Kulturstätten und deren nähere Umgebung beschränkte, dagegen die keltische und germanische Landbevölkerung, also der bei Weitem zahlreichere Theil unserer Vorfahren, erst innerhalb unserer Zeitrechnung die Errungenschaft angenommen hat.

Der Verfasser erlaubt sich zunächst diejenigen Beobachtungen vorzutragen, welche ihn selber zu diesem Urtheil geführt haben:

Im Hügellande Lothringens, einer Gegend mit sehr undurchlässigem Boden, in welchem Wasserquellen und Bachläufe nicht häufig vorkommen, werden im abgelegenen Forste die Reste einer alten Ansiedlung von archäologisch geschulten Männern der Wissenschaft freigelegt. Durch sorgfältige Nachgrabung wird festgestellt, daß die einstigen Bewohner Ackerbau und Viehzucht trieben, daß sie römische Kulturerzeugnisse benutzten, daß einiger Luxus herrschte, daß die Ansiedlung im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch bewohnt war und nicht gewaltsam zerstört worden ist.

An diese Ausgrabung trete ich hinan und sofort fällt mir, dem praktisch geschulten Land- und Forstwirthe, auf, daß mein Kollege, der sich hier vor zweitausend Jahren ansiedelte, einen für heutige Begriffe vollständig unannehmbaren Bauplatz wählte. Während wir nämlich beim Aufsuchen eines solchen uns nach einer geschützten Lage umsehen, in der wir sicher sind, ohne Schwierigkeiten auf Grundwasser zu stoßen, wurde diese Ansiedlung auf einer den Winden ausgesetzten Stelle errichtet, wo felsiger Untergrund vorhanden ist und man mindestens 20 bis 25 m tief unter großen Schwierigkeiten zu graben hat, ehe man auf Wasser rechnen kann; es gehört durchaus kein außergewöhnliches Maß von Einsicht dazu, um dies sofort beurtheilen zu können. Der Ansiedler muß also auf eine bequem herzustellende Brunnenanlage

keinen Werth gelegt haben, besonders, da das Grundwasser 1200 m von diesem Bauplatz entfernt nur 10 m tief steht und ohne Felssprengung zu erreichen ist, was Alles ein Landwirth mit Leichtigkeit zu erkennen vermag. Aber — so frage ich — wo hatte denn der Ansiedler eigentlich seinen Brunnen? Ich suche vergebens, es ist keine Spur davon zu finden. Da ich mir aber sagen muß, daß bei den Eigenschaften des Bodens (Keupermergel, der eine ganz geringe Humusschicht bildet) Kennzeichen dieser Anlage sich unbedingt erhalten haben müßten, auch wenn der Schacht heute bis auf den Grund zerstört und bis an den Rand mit Erde gefüllt wäre, komme ich zu der begründeten Ueberzeugung, daß in der Nähe der Ansiedlung niemals ein gegrabener Brunnen vorhanden gewesen ist. Wo haben die Leute denn ihren Wasserbedarf herbezogen?

Die Antwort ist folgende: Der nächstliegende, geringe Bachlauf ist fast 2 km entfernt und schwierig zu erreichen, jetzt versiegte, früher laufende Bäche waren hier nie vorhanden. Aus „lebendigem Wasser" hätte folglich der Ansiedler nur unter erheblichen Schwierigkeiten des Herbeischaffens seinen Bedarf erlangen können, und dies ist nicht anzunehmen. Dagegen befinden sich in bequemer Entfernung von der Ansiedlung drei jener Mare oder Mardellen genannte Wasserlöcher, die heute noch mit Wasser gefüllt sind, an denen man die Stelle der Einstiege noch deutlich erkennen kann, und zu ihnen führte von dem Hause aus ein gepflasterter Weg.

Da ganz unzweifelhaft keine andere Deutung zu finden ist, halte ich mich für berechtigt, anzunehmen, daß die Bewohner dieser Ansiedlung bis ins dritte Jahrhundert (gemäß der Zeitbestimmung des Archäologen) ihren Wasserbedarf diesen Wasserlöchern entnahmen, von denen vermuthlich das eine für den menschlichen Bedarf, das zweite für Rindvieh und Pferde, das dritte für das Kleinvieh diente; weiter unten werde ich noch auf diese Bildungen zurückkommen.

Bei den ungewissen, minderwerthigen und von der Witterung abhängigen Wasservorräthen dieser Tümpel haben mehrere, vielleicht sogar viele Geschlechter sich die größten wirthschaftlichen Beschränkungen auferlegt, mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß haben sie sparen müssen und zu Zeiten gedarbt, während sie, wenn wirklich eine Brunnenanlage auf diesem Bauplatz an technischen Schwierigkeiten scheiterte, durch Verlegung desselben in geringe

Entfernung sich alle großen Vortheile der Wasserversorgung aus dem Grundwasser mit leichter Mühe hätten aneignen können.

Aus dieser einen Beobachtung allgemein anwendbare Schlüsse zu ziehen, wäre ich nicht berechtigt gewesen; wenn ich aber auf einem Gebiete von etwa vier Quadratmeilen ohne Grabung eine große Anzahl gleicher Reste von alten ländlichen Ansiedlungen und an Tausend Zeichen einer Wasserversorgung aus Maren nachzuweisen vermag, dann habe ich das Recht — zunächst für meine Person — zu behaupten: In Lothringen wohnten in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Ackerbau und Viehzucht treibende Angehörige eines Volkes, bei welchem die Errungenschaft des Brunnengrabens noch nicht Gemeingut war. Da der Landstrich, in welchem ich beobachtete — es ist die Gegend zwischen Caranusca und Ricciacum der Peutingerschen Karte —, zum alten Gallien gehörte und mir außerdem bekannt ist, daß die französische Lokalforschung in der Umgegend von Toulouse, im Berry, im Departement des Vosges und im Departement du Nord ähnliche Beobachtungen gemacht hat, glaube ich meine Behauptung auf die Gesammtheit der gallischen Kelten beziehen zu dürfen. Diese Behauptung findet in der gallischen Geschichte insofern eine direkte Bestätigung, als nach Caesars Bericht die Bewohner der wohlbefestigten gallischen Stadt Uxellodunum etwa 50 Jahre vor Christi Geburt ihre Wasserversorgung aus dem Flusse Lot und einer einzigen Quelle bewirkten, und zwar in der ursprünglichsten Weise durch einfaches Schöpfen. Zwei gallische Heerführer mit ihren Truppen und der Menge von Reit-, Zug- und Lastthieren und Schlachtvieh, also mit einem ungeheuren Wasserbedürfniß, hatten aus freiem Entschluß in einer Stadt Winterquartier bezogen, in der die Zugänge zum Grundwasser fehlten.

Durch solche Betrachtungen bin ich zweifelhaft geworden, ob die vorgefaßte Meinung berechtigt ist, und habe angefangen, die Beantwortung der für die Kulturgeschichtsforschung wichtigen Frage zu versuchen:

„Wann wurde die Errungenschaft des Brunnengrabens in unserem Vaterlande Gemeingut des Volkes?“

Treten wir in diese Untersuchung ein, so begegnen wir sofort einer Anzahl von Widersprüchen.

Erstens: Ackerbau und Viehzucht haben im Alterthum dieselben Anforderungen an leichte Erlangung von Wasser gestellt, wie

es heutzutage geschieht. Die Vermehrung der Zugänge zu den natürlichen Gewässern ist für die einzeln oder in Dörfern wohnende Landbevölkerung eine eng begrenzte. Das mit dem Anwachsen der Bevölkerungsziffer sich stetig mehrende Bedürfniß nach neuen Zugängen zum Wasser konnte so lange nicht voll befriedigt werden, als nicht durch gegrabene Brunnen überall herzustellende Zugänge zum Grundwasser geschaffen waren. Auch hierüber wird weiter unten noch gehandelt werden.

Zweitens: Das Brunnengraben ist eine so leicht auszuführende Arbeit, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, Kelten und Germanen waren schon lange vor unserer Zeitrechnung im Stande, die entgegenstehenden technischen Schwierigkeiten in den meisten Fällen ebenso gut überwinden zu können, wie wir es vermögen.

Drittens: Es ist nicht anzunehmen, daß das Vorhandensein von Grundwasser im Erdboden irgendwo den Menschen der Vorzeit lange verborgen geblieben ist; oft bemerkt man es schon, wenn man einen Pfahl in den Boden stößt.

Viertens: Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Jahrhunderte vor dem Eindringen der Römer die griechischen Kolonien an der gallischen Südküste das Brunnengraben ausübten, die Kelten also die Vortheile desselben in ihrem eigenen Machtgebiet vor Augen hatten.

Fünftens: Die allgemeinen Verkehrsverhältnisse waren schon in der Zeit vor Caesar derart ausgestaltet, daß, wenn irgend ein europäisches Volk das Brunnengraben ausübte, die keltischen und germanischen Völker davon nicht ohne Kenntniß geblieben sein können.

Diese Einwendungen sind aber nur scheinbar schwerwiegender Art, denn sie beziehen sich einzig auf die rein sachliche, nächstliegende Seite der Frage.

Beherrscht durch diejenigen Auffassungen von der Natur und den natürlichen Vorgängen, die wir durch eine abstrakte Naturanschauung gewonnen haben, haben wir wohl für uns selber ein Recht, zu folgern: Es ist ein naheliegender Gedanke, das Wasser der Niederschläge, das vor unseren Augen in den Erdboden versinkt, dort aufzusuchen, zu heben und zu benutzen! War dies auch ein naheliegender Gedanke für unsere Vorfahren? Wir unsererseits wissen, daß das in den Erdboden eindringende Wasser sich dort ansammelt, wo eine undurchlässige Erdschicht anliegt, wir

wissen, daß die Quellen nichts Anderes sind als die natürlichen Abflüsse dieses Sammelwassers.

Wie faßte das Alterthum den Erdboden, das Grundwasser und die wasserspendenden Naturkräfte auf? Dies ist eine von der sachlichen weit entfernte auf geistigem Gebiete liegende Seite der Frage, welche wir zunächst ins Auge zu fassen haben.

Die Sonne am Himmel hielten unsere Vorfahren für das Rad des Streitwagens, auf dem der Gott des Lichtes zum Kampf auszog gegen die Geister der dem Lichte feindlichen Finsterniß; zwar nie besiegt, stand doch jedes Jahr von Neuem sein Sieg in Frage. Wenn der Sturm durch die Wälder fegte, und die Bäume entwurzelte, sagte das Alterthum: Die Geister des Sturmes hatten die Vorherrschaft, der Geist des Waldes gebot den Bäumen, sich zu neigen; die es nicht gethan, sind für diesen Frevel bestraft und liegen sterbend am Boden.

Ebenso weit als diese Auffassungen der bekanntesten Vorgänge des Tages von den unserigen entfernt sind, in ebenso weitem Abstande haben wir auch die Auffassungen unserer Vorfahren vom Erdboden, dem Grundwasser und den „lebendigen Wassern" zu suchen.

Der Mythus — so belehrt uns die Forschung — ist als der Ausdruck der alten Naturanschauung anzusehen, forschen wir in ihm, er wird uns volle Auskunft geben.

Ueber den Wolken dachte man das Reich der guten, herrschenden Götter und das des ewigen Lichtes, auf der Erde das der sterblichen Menschen und den Schauplatz des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, hier beschützten und bewahrten dem Menschen in ihrem Wesen nahestehende dienende Geister die Quellen, Bäche, Flüsse und Seen, um dem Volke die Benutzung des nothwendigsten Lebensbedürfnisses zu sichern. Unter der Erdoberfläche aber war das Reich des dem Lichte und dem irdischen Leben feindlichen Beherrschers der in ewige Finsterniß gehüllten Unterwelt, des Aufenthaltsortes der Verstorbenen. Nach dem griechischen und römischen Mythus war die Unterwelt von großen Gewässern durchflossen und umgeben, dem Styx, Cocytus, Acheron. Charon, der unterirdische Fährmann, führte in einem Nachen die Verstorbenen über den Grenzstrom in das Gebiet Plutos, des Gottes der Unterwelt. Der keltische und germanische Mythus spricht dieselben Gedanken aus. Die Todesgöttin Hel oder Halja herrschte über die unterirdische Nebelwelt, deren Mitte die Burg Niflhel, der

Aufenthaltsort der Verstorbenen, einnimmt. Ein mit Schlamm angefüllter Strom fließt durch Haljas Reich und ein Grenzfluß Gjöll umgiebt es, eine Brücke führt darüber und dient den abgeschiedenen Seelen als Uebergang.

Die alte Anschauung nahm also ein unterirdisches Wasser an, dessen Fluthen auf dem einen Ufer bis an das Gebiet des Lebens reichten, während sie am anderen Gestade die Welt des Todes bespülten. Der Gestorbene, durch seine Bestattung gewissermaßen an die Grenze der beiden Gebiete gelegt, trat von seinem Grabe aus die dunkle Reise an, die ihn zunächst über das grausige Wasser führte.

Da doch anzunehmen ist, daß auch diese Sage, wie alle anderen an etwas Vorhandenes, Wahrgenommenes anknüpft, so kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß in dem vorstehend Entwickelten die alten Auffassungen sowohl vom Grundwasser, als vom Erdboden enthalten sind. Die katholische Kirche giebt dem Gedanken, daß der Erdboden dem Fürsten der Finsterniß gehört, noch heute durch die kirchliche Weihe der Begräbnißstätten Ausdruck: Erst durch die Weihe wird der Boden des Friedhofes dem Einfluß des bösen Feindes entzogen.

Von den lichten Höhen, ein Gnadengeschenk der Götter, war das Regenwasser gekommen, hatte Menschen, Thiere und Pflanzen erquickt und belebt, seine Aufgabe erfüllt und trat jetzt ein in das Gebiet der Geister des Todes, in den Ort der Verwesung analog Allem, was jemals auf Erden lebte und webte. Noch heute nennt das Volk das Grundwasser „todtes Wasser“, wie es vielleicht früher „Wasser der Hel“ oder „Wasser des Acheron“ im Gegensatz zu dem „lebendigen Wasser“ der Quellen, Flüsse und Seen genannt wurde. Manche noch heute im Volke lebende „Teufelssagen“, die sich an Sumpflöcher anknüpfen, also wissenschaftlich ausgedrückt an Orte, an denen das Grundwasser zu Tage tritt, bestätigen diese Auffassung (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 184, — Harrys Sagen Niedersachsens Nr. 202 und Niederländische Sagen Nr. 463).

Hieraus erkennen wir, daß einst, als der Mythus am Webstuhl der Zeit saß und das Gewand der vielgestalteten Gottheit unserer Heimath wirkte, es keineswegs ein naheliegender, sondern vielmehr ein weit abliegender Gedanke war, das Grundwasser zur Massenversorgung zu benutzen, und so verlieren auch die angeführten, auf die sachliche Seite der Frage sich beziehenden Einsprüche ihre Bedeutung.

Wir unsererseits sind im Gefühle der Macht aufgewachsen, die Natur, wo sie uns feindlich entgegentritt, zu bekämpfen, ja sogar ihre Kraftäußerungen uns dienstbar zu machen, unsere Vorfahren dagegen fühlten sich als machtlose Knechte der in den Vielgöttern verkörpert gedachten Naturkräfte, und zwar, weil sie Ursache und Wirkung der natürlichen Vorgänge nicht wie wir auseinander zu halten vermochten. Es erscheint uns deshalb durchaus wahrscheinlich, daß, so lange die alte Naturanschauung herrschte, und überall dort, wo sie herrschte, die Scheu vor dem Eingriffe in das Gebiet der unterirdischen Geister, die Furcht vor ihrer Rache sowie das natürliche Grauen vor dem Orte der Verwesung und Allem, was dem Tode verfallen erscheint, die allgemeine Benutzung des Grundwassers hinderte.

Hiermit ist ganz wohl vereinbar, daß zu jener Zeit gegrabene Brunnen in beschränktem Umkreise auch bei uns im Gebrauche waren, ohne daß sie im größeren Maßstabe nachgeahmt wurden. Es waren Zugänge zum Acheron, die unter dem Schutze fremder, mächtiger Gottheiten standen, in deren Heimath sich der Mythus unter der Herrschaft einer milden und freundlichen Natur anders entwickelt hatte, als dies unter dem rauhen Klima unseres Vaterlandes geschehen konnte. Im fernen Asien hatte sich — um ein Beispiel anzuführen — der Kultus des Mithras mit seinem kräftigen Betonen des Sieges des Lichtes über die Finsterniß entwickelt, war in Griechenland eingedrungen und hatte später als Religion der römischen Kriegsleute auch in unserer Heimath zahlreiche Pflanzstätten gefunden. Trotzdem hörten unsere Vorfahren nicht auf, die heimischen Götter der Finsterniß für so mächtig zu halten, daß bei uns der Sieg des Lichtes immer wieder von Neuem in Frage stand, wenn er auch bei andern Völkern zu Gunsten des Lichtes entschieden sein mochte.

Der Mithrasdienst blieb Kultus des fremden Gottes und — wohl zu bemerken — des Gottes der Feinde unseres Volkes, dieser Gott vermochte wohl seinen eigenen Volksangehörigen in der Fremde, also auch bei uns Schutz zu gewähren, folglich auch ihre Anlagen und etwaigen Eingriffe in das Machtgebiet unserer Naturgottheiten zu beschützen und zu vertheidigen, aber auf unsere germanischen und keltischen Vorfahren dehnte er seinen Schutz erst dann aus, wenn sie sich seinem Volke angegliedert, also dem eigenen Volksthum und den heimischen Gottheiten entsagt hatten. Wie wenig unsere Ahnen dazu geneigt waren, zeigt uns die römische Kriegsgeschichte.

Die Auffassungen vom Grundwasser und dem Erdboden haben wir als wesentlichen Bestandtheil der heimischen Religion überhaupt anzusehen, sie können deshalb nicht eher als aus dem Gefüge, dem sie angehörten, losgelöst gedacht werden, als bis das Ganze in Trümmern am Boden lag.

Welche geistige Kraft hat den uralten Bau zerstört? Nur die Botschaft des Christenthums vom abschließenden, alle Völker umfassenden Siege des Lichtes über die Finsterniß kann es gewesen sein, welche die Gedankenrichtung unserer Vorfahren so wandelte, daß mit der alten Naturanschauung auch diejenigen Auffassungen fielen, welche der Erschließung des Grundwassers im Wege standen.

Durch die Kraft dieses Gedankens und des den Erdkreis umspannenden Begriffes eines einzigen, allmächtigen, über alle Volksgötter hoch erhabenen Gottes wurde die Macht der in den Vielgöttern verkörpert gedachten Naturkräfte gebrochen und damit eine abstrakte Naturanschauung angebahnt, in deren Logik die führenden Kreise unserer Zeit urtheilen und handeln, wie die Vorzeit es in der Gedankenrichtung ihrer Naturanschauung that. Allerdings ist auch heute noch das, was ich „die Logik des Mythus" nennen möchte, keineswegs verschwunden, sondern nur zurückgedrängt. Tausende von Landleuten würden noch heute um keinen Preis in dunkler Nacht über Feld oder in den Wald gehen, nicht etwa wegen des schlechten Weges, sondern aus Furcht vor den bösen Geistern in der Finsterniß. Diese Leute handeln also hiermit in derjenigen Logik, welche die ursprüngliche Naturanschauung geschaffen hat; der Forstmann dagegen, welcher auch in finsterer Nacht den Wald betritt und der Beamte, der mit dem Eisenbahnzug in den nächtlichen Wald hineinfährt, steht auf dem Boden der abstrakten Naturanschauung und handelt dementsprechend.

Jene Geschlechter, welche die Pfahlbauten schufen und bewohnten, dachten und handelten in der Gedankenrichtung der Naturanschauung ihres Zeitalters, aber keine einzige der bisherigen Erklärungen dieser sogenannten Kultureigenthümlichkeit hat dem Rechnung getragen und den Boden der modernen Naturanschauung und deren Folgerungen verlassen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserer Fährte zurück, die uns jetzt mitten hineinführt in das wohlgepflegte Revier der wissenschaftlichen Forschung, wo eine überwältigende Menge von Zeugnissen unmittelbar auf sie hinweist. Ich meine diejenigen Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und der

Volkssage, welche sich auf den Wasser- und Quellenkultus der Germanen und Kelten beziehen.

Keine der Vorstellungen unserer Ahnen ist augenscheinlich so schwer zu erschüttern gewesen, wie der Glaube an die uns heute noch so vertraut anmuthenden Gestalten der Wasser- und Brunnenholde, des männlichen Neck, der weiblichen Nixe. Während das Wesen der herrschenden Gottheiten in dem christlichen Gottbegriff aufging oder ihr Kultus auf einen Heiligen der Kirche übergeleitet wurde (z. B. Ritter Georg an Stelle des Wotan), waren die überall verbreiteten Wassergeister, welche Fischfang trieben, ihre Netze fertigten und flickten oder spannen, welche musizirten, tanzten und sangen, bald rachsüchtig sich zeigten, bald freundschaftlich und wohlwollend, mit denen man zuweilen Zwiesprache halten konnte, mit den neuen religiösen Begriffen unvereinbar. In die Zahl der himmlischen Heerschaaren waren sie nicht einzureihen, denn sie lebten und wirkten auf der Erde, auch nicht in die der bösen Engel des Teufels, denn ihre Machtäußerungen waren mehr segensreich als verderblich, sie lebten aber im Volke als übermächtige Wesen, welche Opfer verlangten und göttliche Verehrung.

In der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel 1858, finden sich in einem Aufsatz von Karl Lyncker, „Brunnenkultus in Hessen", mehr als zweihundert allein in Hessen gesammelte bedeutsame Namen von Quellen und Weihern aufgeführt, von denen eine große Anzahl als auf Brunnenkultus hinweisend gedeutet werden kann. Viele dieser Namen wiederholen sich in ganz Deutschland, z. B. Maibrunnen, Mädchen- oder Maidebrunnen, Freibrunnen, Kindelsbrunnen, Hungerbrunnen. In den „Germanistischen Abhandlungen" (Breslau 1884, Seite 144) schreibt Dr. U. Jahn über deutsche Opfergebräuche und weist auf die Sagensammlungen hin, in denen auf die einstige Verbreitung des Quellenkultus, auf alte Brunnenfeste und Reste von Quellenopfern Bezug genommen wird; er erwähnt Folgendes:

„Wie ungemein verbreitet das Quellenopfer bei der Feier des ersten Maies gewesen sein muß, ergiebt sich daraus, daß sich überall in Deutschland Quellen vorfinden, von denen das Volk glaubt, sie flössen nur, wenn ein schlechtes Jahr und Kriegszeiten oder auch ein gutes Jahr und reiche Ernte kommen solle. Diese Quellen sind aber ihrem Wesen nach den Quellen, zu welchen mit Opfern und Weissagungen verbundene Bittgänge stattfanden, völlig gleich, und wir werden deshalb gewiß nicht fehlgehen, wenn

wir annehmen, daß auch sie einst sich derselben Verehrung erfreuten wie jene.“

Die kirchlichen Bittgänge, welche an vielen Orten Oesterreichs, Tirols, Böhmens und des katholischen Deutschlands zur Osterzeit vorgenommen werden, hält Jahn für die im christlichen Sinne umgeformten altheidnischen Quellprozessionen. Gleiche Bittgänge finden in Frankreich und Italien statt, in Lothringen werden noch heute zur Pfingstzeit Brunnen und Quellen mit Laub und Blumen geschmückt und in einigen Gemeinden vom Priester gesegnet.

Derartige Zeugnisse sind in großer Anzahl vorhanden und können mit leichter Mühe ergänzt werden, unzählbar sind die den Wassergeistern geweihten Denkmäler, die innerhalb des ehemaligen Machtgebietes Roms gefunden worden sind und noch fortgesetzt gefunden werden.

Jahrhunderte hindurch dauerte in unserem Vaterlande der Kampf der Kirche gegen den Wasser- und Quellenkult, die Urkunden der Konzilien und anderer Kirchenversammlungen sind noch vorhanden. Die Bischöfe Agathias und Gregor von Tours (sechstes Jahrhundert) legten die Verehrung der Wassergeister besonders den Alamannen und Franken zur Last. Die canones Edgari verbieten vilveordunga (Quellverehrung). Jakob Grimm führt in seiner Deutschen Mythologie, Seite 82 und 484, eine Anzahl von Literaturquellen über diese Kämpfe des Christenthums an, unter andern vita Godehardi Hildesiensis cap. 4 (aus dem 11. Jahrhundert). Wilhelm Müller in seinem Werke „Geschichte und System der altdeutschen Religion“, Göttingen 1844, handelt von der Stellung der Wassergeister im Mythus und weist gleichfalls auf die kirchengeschichtlichen Literaturquellen hin. Es scheint, als ob die Kirche die Wassergeister anfänglich verdammt, ihnen aber später das Anrecht auf das ewige Leben wieder zugesprochen hat. Grimm, D. M. Seite 408, erzählt eine nordische Sage, die diesen Gedanken recht deutlich ausspricht: Ein Neck saß am Ufer eines Stromes und schlug seine Harfe. Zwei Knaben, Söhne eines christlichen Priesters, spielten dort und riefen: „Was sitzt Du, Neck, da? Du wirst doch nicht selig!“ Da fing der Neck an, bitterlich zu weinen, warf die Harfe fort und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie ihrem Vater, was sich zugetragen. Der Vater sagte: „Ihr habt Euch an dem Neck versündigt, geht zurück und sagt ihm die Erlösung zu. Als sie zum Strom zurückgekehrt, saß der Geist am Ufer, trauerte und

weinte. Die Kinder riefen: „Weine nicht, Neck, unser Vater hat gesagt, daß auch Dein Erlöser lebt!“ Da nahm der Neck froh seine Harfe wieder auf und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang.

Irische, schottische und dänische Ueberlieferungen ergeben nach Grimm den gleichen Sinn. Ueberhaupt, sagt dieser (D. M. I. Seite 412) legten sehr alte Aufzeichnungen den Wassergeistern wehklagende Stimmen und Gespräche bei, die an Weihern und Seen erschallen, sie erzählen sich trauernd, daß sie vor den Christen das Feld räumen mußten. Auch im Elsaß leben noch heute Sagen von den trauernden Wassergeistern. (Stöber, Sagen 342.) Von dem alten Sickinger Schlosse Hohenburg bei Lembach i. E. geht die Sage, daß von der neben der Ruine befindlichen Quelle aus eine weiße Frau nächtlicher Weile hinunter ins Thal geht; lachend steigt sie hinab, weinend wieder herauf. Im Anfang der achtziger Jahre fuhr ein Mann in der Nacht von Lembach nach Obersteinbach, vier seiner Angehörigen saßen mit auf dem Wagen. Als sie bei der „Tannenbrücke“ vorbei im Angesichte des Schloßberges angekommen waren, sahen alle Fünf die weiße Gestalt des Geistes, wie sie langsam an der Seite der Straße einherschritt. „Haben Sie nicht mit der Peitsche danach geschlagen?“ fragte eifrig ein junger Forstmann, als ihm eine Stunde darauf das Ereigniß mitgetheilt wurde. Mit tiefem Ernst und ohne zu antworten, schaute ihn der Mann an, die uralte Naturanschauung des Volkes legte einen stummen Protest ein gegen die abstrakte Wissenschaft (Mittheilung des Oberf. B. in . . . r).

Die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen Beweise für die weite Verbreitung des Wasser- und Brunnenkultus führen uns mit überzeugender Deutlichkeit vor Augen, ein wie tief wurzelndes Gefühl der Abhängigkeit von den wasserspendenden Naturkräften im Volke vorhanden war. Von einer guten und ausreichenden oder einer schlechten und ungenügenden Wasserversorgung sind abhängig: Gesundheit und Krankheit der Menschen, das Gedeihen der Hausthiere, damit also die Erfolge der Viehzucht, mittelbar auch die des Ackerbaues und — worauf ich weiter unten noch besonders hinweisen werde — die Möglichkeit, die Nachkommen seßhaft zu machen, oder sie zum Kampfe um Zugänge zum Wasser in die Ferne zu senden. Seitdem wir durch Graben von Brunnen die Zugänge beliebig vermehren können, gewährt uns die Nähe eines natürlichen Gewässers wohl Annehmlichkeiten, auch

wirthschaftliche Vortheile, z. B. das Halten von Wassergeflügel, Fischzucht und dergleichen, aber abhängig sind wir von ihm in keiner Weise. Von allen schweren Sorgen um eine auch für unsere Nachkommen ausreichende Wasserversorgung sind wir befreit, und dennoch hat die Volkssage das alte Abhängigkeitsgefühl festgehalten und verbindet — wie oben erwähnt — noch heute die Aussichten auf ein gutes oder schlechtes Jahr, auf Kriegs- und Friedenszeit, Gesundheit und Krankheit mit den wasserspendenden Naturkräften. Aberglaube nennen wir in diesem Falle das, was nichts Anderes ist als eine Erinnerung an das folgerichtige Auffassen von Thatsachen, die sich in einer Zeit vollzogen, als man das Grundwasser noch in der Logik des Mythus betrachtete und darum dessen Benutzung unmöglich schien.

Die Kämpfe der Kirche gegen den Wasserkultus hatten das Ziel, das alte Abhängigkeitsgefühl zu beseitigen. Der Sieg der Kirche bedeutet also nichts Anderes, als die erfolgte Zurückdrängung des Glaubens an die Wassergeister und damit nach meiner Ansicht den triumphirenden Einzug der großen Errungenschaft des Brunnengrabens im Bereiche des ganzen Volkes.

Sehr lehrreich wäre es, wenn aus der alten Kirchengeschichte die Angaben über diese Kämpfe verfolgt und die Verbreitung des Wasserkultus bei den arischen Völkern überhaupt festgestellt würde. Ergäbe es sich dann — was zu vermuthen ist —, daß in Griechenland, wo zur Zeit des vordringenden Christenthums der Mithrasdienst großen Einfluß gewonnen hatte, und vielleicht in Süd- und Mittel-Italien dieser Kampf wenig oder gar nicht zu Tage getreten ist, wäre dies meiner Kombination zufolge so zu erklären, daß der Kultus des Mithras in *kleinem* Kreise dasselbe wirkte, was später das Christenthum in *universellem* Sinne gewirkt hat, nämlich: Zurückdrängen der ursprünglichen Naturanschauung und mit derselben des Glaubens an die übermächtigen, das todte Wasser gefangen haltenden Gottheiten.

II.

Um die Bedeutung, welche die Frage nach der ländlichen Wasserversorgung der alten Zeit für die Kulturgeschichtsforschung hat, ins rechte Licht zu stellen, versuche ich, von rein praktischen Erwägungen ausgehend, zu entwickeln, wie sich in den klimatischen, hydrographischen und geologischen Verhältnissen der meisten Gegenden unseres Erdtheiles das Leben eines Ansiedlers gestaltet haben muß.

als die Wasserversorgung noch einzig aus den natürlichen Gewässern bewirkt wurde.

Die Flußthäler bildeten damals meist unzugängliche Sümpfe, nur an wenigen Stellen konnte man dem fließenden Wasser nahen, die Gebirge mit ihren Wasserquellen, unbekannt und mit Urwald bedeckt, gehörten den Göttern und ihren Geheimnissen. Dichter Wald bedeckte auch die Ausläufer der Gebirge und die Höhenrücken des Hügellandes, sie bildeten das Gebiet des Hochwildes, das, stark durch Gattungen, Anzahl und nicht entartete Körperkraft sich damals noch keineswegs dem Menschen unterworfen hatte, wie heute seine von unserer Gnade abhängigen, die Flucht suchenden Nachkommen.

Dicht gedrängt an den lebendigen kleineren Gewässern, den wenigen, zugänglichen Stellen an den Rändern der größeren Flüsse und Seen, also in der Hauptsache an den Bodenfalten und den Niederungen wohnten die Menschen in der Nähe des unbeschränkt von ihnen beherrschten Gebietes der Gärten und Aecker. Zwischen diesem Gebiete und dem Urwald haben wir uns wohl eine aus gelichteten Wäldern bestehende neutrale Zone zu denken, welche in gleicher Weise den Viehheerden wie dem Hochwilde zur Weide und Aesung diente.

Unter diesen äußeren Umständen war ein Ansiedler in den Besitz einer Quelle oder anderen fließenden Wassers gelangt. Die erste Maßregel zur Wasserversorgung war die, daß Zugänge geschaffen wurden. Zunächst des Zuganges erhob sich die Behausung des Oberhauptes, daran reihten sich diejenigen der Verwandten und Schutzbefohlenen an, dann die Hütten der Sklaven, die Viehställe und Vorrathshäuser. Jahrzehnte reichten die Zugänge aus, das zeitweise am Wasser entstehende Gedränge des Gesindes und der Heerden veranlaßte eine Regelung des Wassereinholens nach der Tageszeit. Nach einigen Geschlechtern aber mußte schon das Ende eintreten.

Die Freien, die Sklaven hatten sich vermehrt, die Heerden sich vergrößert, jede neu gegründete Familie heischte ihren Zugang zum Wasser, um das nothwendigste Lebensbedürfniß erlangen zu können. Zwar hatten die einfachen Wasserleitungen aus Holz oder Steinplatten, welche die Anfänge der Ingenieurkunst auszuführen vermochten, die Zugänge vermehrt, aber ein für die Nachkommen ausreichender Nutzen konnte nicht erzielt werden, da die technischen Hilfsmittel nicht genügten, erhebliche Schwierigkeiten des Geländes zu überwinden. Immer weiter entfernt vom Wasser mußten die

Wohnungen errichtet werden und immer schwieriger gestaltete sich die Wasserversorgung und damit die Möglichkeit, für die Niederlassung der kommenden Geschlechter zu sorgen.

Um sich einen Begriff von den Uebelständen zu machen, welche einst geherrscht haben müssen, beobachte man in einem größeren Dorfe mit nur Ackerbau und Viehzucht treibender Bevölkerung das Zusammenleben von Menschen und Hausthieren, ziehe den thatsächlichen Bedarf und das erreichbare natürliche Wasser in Betracht mit seinem wechselnden, ungewissen und oft versagenden Wasservorrath und suche sich vorzustellen, welche Zustände hier herrschen würden, wenn die Wasserversorgung nicht aus dem unerschöpflichen, nie zufrierenden Grundwasser geschehen könnte. Man sehe sich die Bäche an, wenn ihre Ränder bei anhaltendem Frost von Eis starren und der Wasserspiegel von Stunde zu Stunde schwieriger erreichbar wird. Man beobachte nur wenige Stunden lang, wenn etwa bei Glatteis das Vieh nicht zur Tränke getrieben werden kann, wie viel Mal in einem Dorfe der Eimer im Ziehbrunnen auf- und abgeht, oder der Schwengel an der Pumpe hin- und herbewegt werden muß. Welches Gebrüll und Zerren an den Ketten können wir täglich beobachten, wenn unser Vieh nur eine halbe Stunde lang auf das Getränktwerden warten muß, mit elementarer Gewalt wird sich das Großvieh unserer Herrschaft zu entziehen suchen, wenn sein Durst auch nur einen einzigen Tag nicht gestillt wurde, besonders bei Trockenfutterung, die in unserem Klima auch im Alterthum niemals zu vermeiden war.

Dabei bedenke man, daß zur Ackerbestellung mit ursprünglichen Geräthen viel mehr Thierkräfte nöthig sind, als mit unseren vervollkommneten Geräthen, daß die wenigen Kulturpflanzen des Alterthums geringere Werthe für die Ernährung erzeugten, als unsere zahlreicheren und verbesserten Getreidearten, und daß demnach einst im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer, einerseits eine viel ausgedehntere Ackerfläche, andererseits ein viel größerer Viehstapel nöthig war, als heute. Endlich ziehe man in Betracht, daß sowohl Bekleidungsstoffe als alle pflanzliche Nahrung in der Nähe erzeugt werden mußten, welche wir heute von auswärts beziehen, und folglich das Wasserbedürfniß ein sehr großes gewesen sein muß. Zu allen Schwierigkeiten, dieses Bedürfniß dauernd zu befriedigen, kam noch das Abhängigkeitsverhältniß, in welches ein unterhalb an einem Wasserlauf wohnender Ansiedler nothgedrungen zu dem oberhalb wohnenden gelangen mußte. Abgesehen von der Macht

des „Höheren", dem „Niedrigen" das Wasser durch Ableiten zu entziehen, machte schon eine Karre voll Unrath, irgendwo ins Wasser geworfen, die Benutzung desselben unterhalb dieser Stelle für einige Zeit schädlich oder unmöglich, und damals wie jetzt wird es Wenige gegeben haben, die nicht im Stande waren, ihrem Nachbar „das Wässerchen zu trüben".

Noch schwerere Kämpfe um die Zugänge zum Wasser, als die Anwohner der kleineren Flüsse und Bäche, hatten diejenigen Ansidler zu bestehen, welche am Gestade eines Sees oder Flusses mit nicht sumpfigem Untergrund ihre Wohnung erbaut hatten.

Zunächst und vor Allem mußte sich die Auswahl des Bauplatzes nach dem höchsten Wasserstand richten, damit man wenigstens nicht vom Hochwasser belästigt werden konnte. So wurde man gezwungen, die Ansiedlung schon gleich im Anfang recht entfernt von der Schöpfstelle anzulegen, und das Heranschaffen des Wassers war von Anfang an beschwerlich und zeitraubend. Man konnte aber bei flachem, seichtem Ufer nicht immer ohne Weiteres schöpfen, denn des Tages besudelten und zerstampften die Hausthiere, Nachts das austretende Wild, welches auch seine Zugänge nöthig hatte, das nächst zu erreichende Wasser, zudem fror es im Winter bis auf den Grund und im Frühling machten die laichenden Fische und das im Schilf brütende Wassergeflügel das Wasser unsauber.

Man mußte also einen Steg anfertigen bis dahin, wo genügende Tiefe vorhanden war, um auch bei stärkstem Frost Wasser erlangen zu können, wo ferner der Wellenschlag das Wasser sauber hielt, kein Rohr und Schilf mehr aufkommen konnte und wohin die Hausthiere und das Wild gewohnheitsmäßig nicht gelangten. Der Steg aber mußte sogleich große Festigkeit besitzen, denn das Grundeis würde unfehlbar die Pfähle heben, wenn sie nicht tief in den festen Untergrund eingerammt worden wären. Außerdem wälzten sich im Herbst und Frühling die Schaaren der wandernden Büffel- und Hirscharten besonders an die Ufer der Seen und größeren Flüsse, Alles vor sich her zertretend, was ihren Weg hemmte. Es mußten also auch aus diesem Grunde die Pfähle und der Bohlenbelag besonders widerstandsfähig sein; letzteren wird man wohl in manchen Gegenden so hoch haben legen müssen, daß das Wild unter ihm durch wechseln konnte.

Aber mit dieser Anlage war die Schöpfstelle wiederum weiter von der Wohnung abgerückt, und da die Herstellung der Stege schwierig war und überhaupt aus Rücksicht auf die Thiere nicht

besonders viele angelegt werden konnten, mußte oft ein Gedränge der Schöpfenden entstehen, das sich von Jahr zu Jahr, und zwar so lange vermehrte, bis aus dieser oder jener Ursache sich die Anzahl der Wasserbedürftigen vermindert hatte.

Unter diesen Umständen erscheint es als ein sich von selbst ergebendes Gebot der Anpassung an die vorhandenen Verhältnisse und eine vollkommen verständliche Maßregel, daß der Ansiedler dort seine Wohnung erbaute, wo wir die Pfahlbaureste finden. Er sicherte sich und seinen Angehörigen eine bequeme und ungehinderte Wasserversorgung für alle Jahreszeiten und blieb in der Nähe seines Besitzthums. Die Mehrzahl der Sklaven und die Viehheerden konnte er selbstverständlich nicht mit auf die Pfahlburg nehmen, er wird vielmehr nur das Hausgesinde und eine oder zwei frischmelkende Kühe, auch wohl die für den Familiengebrauch nöthigen Reitthiere bei sich behalten haben.

Das Bedürfniß nach Zugängen zum Wasser wird in besonders volkreichen Gegenden auch wohl dazu geführt haben, Mittel und Wege zu suchen, um über den Sumpf derjenigen Flußthäler, in dessen Untergrund das Einrammen von Pfählen nicht ausführbar war, bis an das fließende Wasser gelangen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, hätte in der trockenen Jahreszeit allenfalls das einfache Einlegen von Baumstämmen mit Bohlenbelag in der Art eines Floßes genügt, die Versorgung aber nicht gesichert, denn das Hochwasser und der Eisgang hätten unwiederbringlich jede derartige Anlage zerstört.

Nur die Herstellung eines festen Betonklotzes, welcher vom festen Lande aus über den Sumpf bis an den Wasserspiegel reichte, hat die wirthschaftlichen Vortheile der Pfahlbauten dort ersetzen können, wo die Herstellung der letzteren unausführbar war.*)

Im Sinne dieser kurzen Betrachtung erscheinen die Pfahlbauten und die briquetage aller Eigenschaften einer räthselhaften Kultureigenthümlichkeit entkleidet und werden zu dem verständlichen Zeichen einer einstigen Wasserversorgung ohne gegrabene Brunnen.

*) Der ungeheure, eine Sumpffläche von 122 ha überbrückende Betonklotz im Seillethale in Lothringen, unter dem Namen briquetage de la Seille bekannt, hat wohl außer seiner Bestimmung als Baugrund für Wohnungen auch dazu gedient, den Transport des hauptsächlichen Handelsproduktes jener Gegend, nämlich Salz, bis an die schiffbare Rinne des Flusses zu vermitteln. In dieser sehr schmalen Rinne konnten die Schiffe nur längs anlegen. Wenn wir heute die Ueberbrückung eines Sumpfes zu bewältigen hätten, würden wir auch nichts Anderes zu thun wissen, als einen ganz ähnlichen Betonklotz herzustellen.

Aber alle diese Anlagen waren trotz ihrer mühevollen Herstellung für den Bedarf der Nachkommen nicht zulänglich, denn sobald eine gewisse Anzahl von Familien sich auf ihnen niedergelassen hatte, mangelte der Platz, und das Abhängigkeitsverhältniß des Einen zum Andern machte sich fühlbar, wie bei den Anwohnern der Bäche, und solche Hemmung in der Entwicklung der Familien wirkte selbstverständlich zurück auf die Entwicklung des ganzen Volkes.

Darf man auch annehmen, daß die Jagd und der Thierfang bei dem einstigen Wildreichthum sehr ergiebig war, mochten auch die allgemeinen Lebensansprüche noch so bescheiden sein, — die Aufgabe, den Anforderungen einer an Zahl fortschreitenden Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung mit ihren Knechten und Hausthieren auf die Dauer zu genügen, konnte kein Volk erfüllen, welches in engster Weise an die Oertlichkeit gefesselt war und seine Wohnsitze nicht von den natürlichen Wasserquellen entfernen durfte, um nicht die Möglichkeit zu verlieren, das allernothwendigste Lebensbedürfniß erlangen zu können.

Der nächstliegende Gedanke, dem Zwange der Verhältnisse zu begegnen, war jedenfalls der, das Regenwasser am Eindringen in die Erde zu verhindern, es also in Gruben aufzufangen und aufzubewahren. In den Wasserlachen und Pfützen, die sich nach jedem Regen bilden, fand man die Vorbilder zu diesem Hilfsmittel und mit ihm konnte man auch die höher gelegenen Gegenden ohne Quellen besiedeln, aber diese mußten erst dem Urwalde abgewonnen und der Herrschaft des Hochwildes entrissen werden.

Der Ansiedler beschloß den Kampf, er bewaffnete seine Knechte mit der einzigen Waffe, die man allenfalls einem Unfreien anvertrauen konnte: dem Celt. Unter Führung des Oberknechtes, welcher als Zeichen seiner Würde einen schön geschmückten Celt in Schwertform an seiner Seite trug, machte sich die Schaar auf den Weg, um den Baumwuchs zu besiegen. Mit Hilfe des besten Entrindungswerkzeuges, das jemals gefertigt wurde, nämlich dem Celt, wurde der Fuß der Bäume entrindet und sie den Einflüssen der Witterung preisgegeben. Die Winde im Verein mit Feuchtigkeit, Frost und Hitze schüttelten bald die entlaubten und erstarrten Aeste von den abgestorbenen Bäumen und Luft und Licht konnte auf den Boden gelangen. Dem mehrere Jahre hintereinander im Frühling wiederholten Ansturm der Knechte wich endlich der Baumwuchs, das Hochwild zog sich aus der Nähe zurück und der freie

Mann konnte die heute „Mare“ oder „Mardellen“ genannten Zisternen anlegen, das Holz der getödteten Bäume vernichten, seine Wohnung erbauen, Vieh beschaffen, für das der jungfräuliche Boden schon genügend Futter hervorbrachte, und glaubte damit die Seßhaftigkeit für sich und seine Nachkommen gesichert.*)

Aber eine auf das Bedürfniß nach Ausdehnung und stetig fortschreitender Entwicklung des ganzen Volkes als solchen sich erstreckende Bedeutung konnte dieser Fortschritt nicht haben, denn in den meisten Gegenden verbot die Durchlässigkeit des Bodens die einfache Anlage der Zisternen. Um den Grund derselben mit Steinpflaster zu dichten, fehlte der Mörtel; die blaue Thonerde, welche nach den Untersuchungen der französischen Lokalforschung bei den unzähligen Maren im heutigen Frankreich zur Dichtung des Grundes benutzt wurde, war nicht überall oder nur in geringer Menge erreichbar. Außerdem hing der Vorrath von Zisternenwasser noch viel mehr von der Menge der Niederschläge ab, als die fließenden Wasser und der Wasservorrath der Seen. Waren einmal die Niederschläge nicht ausreichend, mußte über ein weites Gebiet hinaus der Viehstand verringert werden, in Folge dessen stockte der Ackerbau Jahre lang und der an Anzahl sich stetig mehrenden Bevölkerung waren ihre Daseinsbedingungen entzogen.

In der mit jeder Generation zunehmenden Noth um Zugänge zum Wasser drängte zunächst Alles auf Verminderung der Wasserbedürftigen, machte doch jeder Tod einen Platz frei am Wasser! Wollte man aber nicht tödten, dann blieb nichts übrig, als einen Theil des Volkes mit Sklaven und Vieh zum Auswandern zu zwingen, um in der Ferne den Kampf aufzunehmen um Wasser und Seßhaftigkeit, während in der Heimath das Gleichgewicht zwischen der Möglichkeit, Wasser zu erlangen, und dem Bedürfniß dazu für einige Zeit wieder hergestellt wurde. War aber diese Zeit abgelaufen und verlangte dann wiederum das inzwischen herangewachsene Geschlecht, seßhaft zu werden, dann traten unabwendbar dieselben Nothstände wieder in den Vordergrund und zwangen zu den alten Maßregeln, ihnen zu begegnen.

So lange, als in gewissen Zeitabschnitten um die Wasserversorgung gekämpft werden mußte, waren die Pfahlbauten trotz ihrer

*) Es erscheint also die Bewältigung des Urwaldes keineswegs so schwierig, als die Forschung bisher voraussetzte, namentlich die Erklärung des Grafen Zeppelin-Ebersberg über die Kultureigenthümlichkeit der Pfahlbauten. Globus 1897. Nr. 13.

der Gesundheit schädlichen Feuchtigkeit und die Höhensitze mit den Maren trotz ihrer den Winden ausgesetzten Lage zweckentsprechend und werthvoll, sie verloren diesen Werth, als sich ihren Bewohnern die Möglichkeit darbot, eine für alle Nachkommen ausreichende Wasserversorgung aus gegrabenen Brunnen ohne jeden Kampf und überall dort zu erreichen, wo es ihnen zweckentsprechend erschien, sich niederzulassen. Während bis dahin wegen der Abhängigkeit von der Natur und der Unmöglichkeit, ausreichende Wasserzugänge für die Nachkommen zu beschaffen, die Seßhaftigkeit eine begrenzte, eine bedingungsweise gewesen war, wurde jetzt eine auch auf die kommenden Geschlechter sich erstreckende allgemeine und unbeschränkte Seßhaftigkeit des ganzen Volkes innerhalb dessen politischer Grenzen dauernd ermöglicht. Die Nothwendigkeit, Angehörige in die Ferne senden zu müssen, trat aus der bisherigen Ursache nicht mehr auf, wurde überhaupt seltener und kein Hemmungsgrund mehr für die Befestigung der Volkskräfte.

Bei der gewonnenen Stetigkeit der inneren Entwicklung konnte eine höhere Kultur nicht nur Eingang finden (was bisher auch schon geschehen war), sondern auch im Volksleben Wurzel fassen und sich entfalten.

Da die archäologische Bedeutung der Mare weniger bekannt ist, als diejenige der in den öffentlichen Blättern so oft besprochenen Pfahlbauten, seien hier einige Bemerkungen über erstere eingeschaltet:

Die Mare sind napfförmige Bildungen von 10 bis 20 m Durchmesser und 1 bis 3 m Tiefe, sie kommen fast ausschließlich auf sehr lehmigem Boden und auf Höhen in quellenarmen Gegenden vor, jedoch will man auch an alten Kultusstätten im Sandsteingebirge welche gefunden haben. Auffallend häufig trifft man sie in Gruppen zu dreien an. Im Lothringischen Hügellande kommen sie so zahlreich vor, daß sie ein besonderes Merkmal der Gegend bilden. In der Pfalz, der Rheinprovinz und Schwaben werden diese Bildungen „Mardellen“ genannt, in Württemberg auch „Hülben“, in Lothringen nennt man sie außer Mare und Mardellen auch Heidenpfuhle, Kaulen, Seechen, in Mecklenburg, Holstein Pommern und Nord-Hannover „Wasserkuhlen“, in England pennpits, in Norditalien maras. Es scheint, als wenn die Mare bei uns vielfach als gleichbedeutend mit den Wohngruben betrachtet werden, wobei wohl übersehen ist, daß bei den Zisternen die Wasserableitungs-Maßnahmen naturgemäß fehlen, während sie bei den Wohngruben (fosses sèches in Frankreich) unter allen Um-

ständen vorhanden gewesen sein müssen, denn ohne solche hätten sie wohl schwerlich zu Wohnzwecken benutzt werden können.

Der Querschnitt der Mare ist nach den Ergebnissen der französischen Ortsforschung, z. B. annales de la société d'émulation du dép. des Vosges-Epinal 1860, 62, 65, folgendermaßen gestaltet: Auf dem napfförmig ausgeschachteten gewachsenen Boden ruht eine 50—70 cm dicke Schicht von bläulichem Thon, sorgfältig aufgetragen und abgeglättet, auf dieser eine horizontal abgelagerte, 10—15 cm mächtige Schicht von zerkleinerter Holzkohle, endlich ein aus zersetztem Laub und Pflanzenresten gebildeter torfartiger Humus, welcher, mit Wasser durchtränkt, bis zur heutigen Oberfläche reicht.

Der Thon war in der Umgegend der untersuchten Mare nicht heimisch, sondern aus der Ferne herbeigeschafft und sollte zweifellos dazu dienen, den Boden der Zisterne undurchlässig zu machen, also das Einsickern des Wassers in den Erdboden verhindern. Die zerkleinerte Holzkohle streute man wohl von Zeit zu Zeit in das Wasser, um dasselbe, wenn es trübe geworden, auf diese sehr zweckmäßige Art und Weise zu klären, und der Niederschlag hatte während der Zeit der Benutzung die Kohlenschicht gebildet. Die Bildung des torfartigen Humus hat sich seit jenem Zeitabschnitt vollzogen, in welchem die Zisternen außer Gebrauch gesetzt und nicht mehr gereinigt wurden, also nach meiner Meinung, seitdem die Wasserversorgung unseres Kulturabschnittes, nämlich diejenige aus gegrabenen Brunnen, an Stelle der ursprünglichen getreten ist.

Der keltische Volksstamm der Tektosagen hatte bei seinen nach Kleinasien ausgedehnten Raubzügen unermeßliche Schätze erbeutet und in die Heimath geschafft und pflegte sie in den Maren zu verstecken. Der Konsul Quintus Servilius Caepio erbeutete im Jahre der Stadt 648 (106 n. C.) bei Tolosa das berühmte „Gold von Tolosa", das er einem abgelassenen Teiche entnahm. Als später die Römer Herren des Landes wurden, verpachteten sie, wohlbekannt mit dieser Sitte, die Mare, welche man dann ablieߧ und mit großem Gewinn untersuchte.*)

Bemerkenswerth ist, daß in ganz Deutschland und Frankreich Seen, Weiher und Pfuhle oft die Namen Heidensee und Heidenpfuhl tragen. Die Benennung „Heiden" kann man doch nur als

*) Nach Leopold Contzen — „Die Wanderungen der Kelten", Leipzig, Engelmann, 1861 — Seite 204 und 205, wo die Literaturquellen angegeben sind.

Gegensatz zu etwas Christlichem auffassen. In der vom Verkehr abgelegenen Gegend von Kirchnaumen und Waldwiese (Kreis Diedenhofen in Lothringen), versteht man unter „Heidenpfuhle“ die dort in den Wäldern außerordentlich zahlreich vorkommenden Mare. (Mémoires de la société d'archéologie Lorraine II. Serie, VII. vol. Nancy 1865, pag. 25.)

Als ich vor einigen Jahren in den Forsten dieser Gegend dienstlich beschäftigt war, legte ich einer Anzahl Waldarbeiter folgende Frage vor: „Warum nennt Ihr diese Wasserlöcher „Heidenpfuhle“?“ Die Antwort war: „Die Heiden haben sie gemacht!“ „Zu welchen Zwecken haben die Heiden sie gemacht?“ fragte ich. „Für Wasser zu haben“, war die Antwort. Da man auch die Zigeuner in Lothringen „Heiden“ zu nennen pflegt, wollte ich mich vergewissern, was die Leute unter diesem Namen verstanden, und sagte Folgendes: „Vor Christi Geburt waren hier doch alle Leute Heiden, als Christus gestorben war, wurden sie nach und nach Christen.“ — — Da fiel mir Einer ins Wort: „Die Christen hatten die Brunnen!“ „Nun“, fragte ich, „hatten denn die Heiden keine Brunnen?“ „Nein!“ antworteten mir mehrere Stimmen, „die Heiden hatten die „Pulle“ (Pfuhle), um Wasser zu haben, und die Christen hatten die Brunnen, um Wasser zu haben!“ Dieselben Ansichten habe ich bei Betrachtung der Mare in der Umgebung von Delme im französischen Lothringen vernommen und glaube, daß sie die verschwommenen und verblaßten Reste von Volkserinnerungen enthalten an jene Zeit, da die ersten christlichen Sendboten davon predigten, daß der Sohn des allerhöchsten Lichtgottes die Geister der Finsterniß und des Todes endgültig besiegt habe, daß alles Todte, also auch das todte Wasser, im Gebiete der Finsterniß zur Auferstehung gelangen könne, daß man ohne Scheu in das Gebiet der unterirdischen Geister hinabsteigen und daraus Wasser in Hülle und Fülle schöpfen dürfe, und die Abhängigkeit von den Quellen- und Wassergeistern für immer ihr Ende erreicht habe. Oft wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß der Ruf der ersten Christen in Rom: lux in tenebris, in den Katakomben, den unterirdischen Grabstätten, also dem eigentlichen Gebiete der unterirdischen Geister, seinen Ausgangspunkt nahm, vielleicht sollte damit gezeigt werden, daß die Christen wahrhaftig ungestraft in das unterirdische Reich des Todes, unter dem Schutze des Heilandes, eindringen durften.

Ich kann meine Abhandlung nicht schließen, ohne auf den

Gang hinzuweisen, den nach meiner Ansicht die Kulturentwicklung überhaupt in ihren Beziehungen zur Wasserversorgung genommen hat, und glaube, damit im Sinne meiner vorstehend entwickelten Gedankenverbindungen die Frage beantworten zu können, auf welche Weise sich die Kultur einzelner Völker auch ohne Erschließung des Grundwassers zu einer glänzenden Höhe ausbilden konnte, während der Kulturzustand anderer Völker in weitem Abstande verblieb.

Ich unterscheide drei Zeitabschnitte.

Aeltester Zeitabschnitt: Die Wasserversorgung geschah allgemein und in allen Klimaten aus den fließenden Wassern und den Seen. Die Bewohner waren also mit ihren Ansiedlungen in engster Weise an die Oertlichkeit gebunden und von dem Wettbewerb der Thierwelt abhängig. Obgleich einzelne Gruppen von Familien seßhaft waren, konnte dieser Kulturzustand nicht auf das ganze Volk als solches sich erstrecken, weil häufig der Volksüberschuß, der an den natürlichen Gewässern keinen Platz fand, seine Seßhaftigkeit aufgeben mußte. Durch die oft wiederholten Auswanderungen des Volksüberschusses wurde ebenso oft die Volkskraft geschwächt und damit die Entwicklung gehemmt.

Zweiter Zeitabschnitt: Die Ansiedlungen derjenigen Völker, welche unter rauhem Klima, bei schwierigem Ackerbau lebten, blieben in der Hauptsache an den fließenden Wassern und den Ufern der stehenden. Durch einfache Wasserleitungen einerseits und Pfahlbauten andererseits wurden die Zugänge vermehrt und die Erreichbarkeit des Wassers gesichert. Die Anlage von Zisternen ermöglichte in beschränktem Maße die Besiedlung von höher gelegenen Geländen und beseitigte hier den Wettbewerb der Thierwelt. Uebervölkerung wurde weniger oft fühlbar und die Wanderungen des Volksüberschusses weniger häufig, indessen genügte diese Verminderung nicht, eine allgemeine Stetigkeit in der inneren Entwicklung zu bewirken. In Folge dessen konnte eine höhere Kultur im Innern des Volkes keinen Boden gewinnen und nicht zur Entfaltung kommen.

Während die in rauhem Klima wohnenden Völker — also in unserem Erdtheil die Mehrzahl — ihre Kräfte schwächten, indem sie den Ueberschuß, welcher in ihrem Bereiche nicht seßhaft werden konnte, in die Ferne schickten, hatten von der Natur bevorzugte Völker in mildem Klima, bei großer Produktionskraft des Bodens, in günstiger geographischer Lage, bei leicht erreichbarem Wasser ihr Ausdehnungsbedürfniß in engerem Kreise vollziehen

können, so daß ein Verlust der Volkskräfte auf die Dauer nicht hemmend gewirkt hatte.

Die ausnahmsweise zusammengehaltenen Volkskräfte bewirkten auch ausnahmsweise Fortschritte. Die Bau- und Ingenieurkunst hatte nämlich durch Schaffung großartiger Wasserleitungen die Zugänge derartig vermehrt, daß hierdurch die Versorgung der kommenden Geschlechter mit dem nothwendigsten Lebensbedürfniß vollständig gesichert war, und auf der durch die Wasserleitungen geschaffenen wirthschaftlichen Grundlage war von den bevorzugten Völkern die Grundbedingung eines ungestörten Fortschritts schon in ihrer Jugendzeit erreicht, als die Mehrzahl der Völker noch danach strebte. Dieses Streben mußte vergeblich bleiben, weil letztere ausreichende Zugänge zum Wasser nicht erlangen konnten und zwar aus dem Grunde nicht, weil sie die Ingenieurkunst nicht aufnehmen konnten; diese konnten sie nicht aufnehmen, weil ihre geistige Entwicklung dazu nicht genügte, die geistige Entwicklung war gehemmt, weil das innere Volksleben keine Stetigkeit finden konnte, und Stetigkeit konnte nicht eintreten, weil die klimatischen, hydrographischen und geologischen Verhältnisse des Heimathlandes dies verhinderten.

Die Kulturentwicklung stand also aus Gründen, die ihren Ursprung in der heimathlichen Natur hatten, bei der Mehrzahl der Völker still, während sie bei den bevorzugten Völkern unaufhaltsam fortschritt und mit jedem Geschlechte deren Ueberlegenheit vermehrte.

Dritter Zeitabschnitt: Die Wasserversorgung aus gegrabenen Brunnen wurde im weitesten Sinne des Wortes Gemeingut und trat an Stelle derjenigen aus Bächen, Flüssen, Seen und Zisternen, das Abhängigkeitsverhältniß von den natürlichen Gewässern und das Gebundensein an die Oertlichkeit hatten ihre Endschaft erreicht.

Während es den zurückgebliebenen Völkern unmöglich war, die Wasserleitungen der vorgeschrittenen nachzuahmen, fiel es ihnen leicht, durch Brunnengraben unerschöpfliche Wasservorräthe zu erschließen und damit die Hindernisse zu überwinden, welche sich der Befestigung ihrer inneren Entwicklung bisher entgegengestellt hatten. Der Volksüberschuß war jetzt nicht mehr genöthigt, seine bisherigen Sitze zu verlassen, um in die ungewisse Ferne zu ziehen, sondern fand im Bereiche des eigenen Volkes die Grundbedingung der allgemeinen Seßhaftigkeit: Zugänge zum Wasser.

Die Anwohner der Zisternen konnten nunmehr ihre den Ein-

flüssen der Winde ausgesetzten Höhenwohnungen aufgeben, die Pfahlbauern ihre feuchten Sitze am Wasser, und alle siedelten sich dort an, wo wir die Städte und Dörfer unserer Tage vorfinden, nämlich in vor Winden möglichst geschützten fruchtbaren Geländen, wo ohne besondere Rücksicht auf die Nähe eines natürlichen Wassers das Grundwasser leicht zu gewinnen ist.

Durch eine allgemeine und unbeschränkte Verfügung über Wasservorräthe, welche für alle kommenden Geschlechter ausreichte, erlangte die Gesammtheit der Völker die Grundbedingung der Seßhaftigkeit als Volk und damit das Vermögen, im Gegensatz zu einer bisher an das politische Machtgebiet geknüpften Kultur eine universelle Kultur aufzunehmen und ohne eingreifende Störungen zu entfalten. Die innere Entwicklung wurde eine stetige und für die Zukunft gesicherte, die früher durch Wanderungen verloren gegangenen Volkskräfte dienten zur Erstarkung der zurückgebliebenen Völker, das Uebergewicht der bevorzugten Völker sank und damit die an das politische Machtbereich geknüpfte Kultur.

Die kunstvollen Wasserleitungen, die wirthschaftliche Grundlage der alten Kultur, verfielen, die Höhensitze bedeckte von Neuem der Wald, die alten über die Höhen führenden Straßen verloren ihre Bedeutung, das Hochwild wählte die Flucht, und der Celt, jenes schöne Entrindungswerkzeug der ersten Ansiedler im Urwald, wurde außer Gebrauch gesetzt.

Als die befreienden Folgen einer für immer gesicherten Wasserversorgung ins Leben getreten waren und unsere Vorfahren sich entlastet fühlten von der Sorge um die Seßhaftigkeit der Nachkommen, konnte auch ihr Geist sich über die irdischen Widersprüche hinaus erheben und wurde befähigt, die Predigt der christlichen Sendboten vom Siege des Lichtes über die Finsterniß im geistigen Sinne zu verstehen, wie sie diesen Ruf wohl Anfangs der Logik des Mythus angepaßt verstanden hatten.

Jeder Kulturfortschritt fußt auf einer Errungenschaft auf wirthschaftlichem Gebiete; die Errungenschaft des Brunnengrabens ist im Sinne meiner Kombinationen als die wirthschaftliche Grundlage der universellen Kultur des Christenthums aufzufassen, unter deren Strahlen wir leben und nach immer größer werdender Verdrängung der geistigen Finsterniß streben.

Wie ein Jäger der Fährte des Hirsches folgt, bis er ihn „bestätigt“ zu haben glaubt und dann seine Jagdgenossen herbeiholt oder dem Jagdherrn Meldung erstattet, so gebe auch ich mit dieser

Abhandlung meinen „Rapport“ an die wissenschaftliche Forschung ab. Im entlegenen Forste Lothringens fand ich die Fährte, der ich gefolgt bin, sie führte mich über Höhen und durch Thäler, vorbei an Quellen, Bächen, Flüssen und Seen, und wenn ich, an den Maren und Pfahlbauten stehen bleibend, horchte, dann glaubte ich, aus ihnen heraus die Stimmen unserer eigenen Vorfahren zu vernehmen, welche jene Anlagen schufen und in alterthümlicher, aber wohlverständlicher Sprache erzählten von ihren sieglosen Kämpfen um Wasser und Seßhaftigkeit. Habe ich recht verstanden oder war es die Sprache der Irrlichter, die über den Sumpf huschen und schon Manchen irre leiteten?

Hierüber entscheidet die Wissenschaft, wenn sie ihrerseits die Frage gestellt und beantwortet haben wird:

„Wann wurde die Errungenschaft des Brunnengrabens in unserem Vaterlande Gemeingut des Volkes?“

Amalie von Helvig.

Unter Benutzung ungedruckten Materiales.

Von

Max F. Hecker.

Schon lange war die Fahne der Romantik von Sieg zu Sieg getragen worden, als im Jahre 1812 zwei Poeten vereint eine kleine Schaar literarischer Truppen zu Gunsten des neuen Dicht- und Kunstprinzips ausrüsteten, beide auch im gewöhnlichen Leben dem Kriegerwesen nicht ferne stehend, wenngleich einer gar weiblichen Geschlechtes: Amalie von Helvig, die Gattin eines verdienten schwedischen Artillerieobersten — sie bedient sich in ihren Briefen gern Bilder, die der kriegerischen Wissenschaft ihres Mannes entnommen sind — und Friedrich de la Motte Fouqué, der frühere Küraßsieroffizier. Besondere Lorbeern gab es nicht mehr zu ernten, als sie damals ihr „Taschenbuch der Sagen und Legenden" veröffentlichten; denn mit diesem Unternehmen standen sie zu weit zurück hinter den eigentlichen Vorkämpfern, aber Fouqué hatte längst schon für sich allein, eben erst im vergangenen Jahre mit seiner „Undine," ruhm- und erfolgreiche Schlachten für die Romantik gewonnen, und seiner Genossin lag der Ehrgeiz überhaupt fern, eine führende Rolle zu spielen. Und doch hat dieses „Taschenbuch" literarhistorische Bedeutung, indem es den Erfolg der Romantik ebenso bestätigt, wie nachrückende Truppen den Sieg dadurch vollenden, daß sie hinter dem eigentlichen Heere das eroberte Gebiet besetzen und nutzbar machen.

Amaliens Leben und Dichten hat bisher wesentliches Interesse nur für jene Periode erlangt, wo sie, strahlend im Doppelschmucke lieblicher Jugend und anmuthiger Geistesgaben, als Hofdame der Herzogin Luise den Weimarer Hof und seine schöngeistigen Zirkel schmückte. — Geboren am 16. August 1776, behütet von der Zärtlichkeit eines exzentrischen Vaters, hatte schon das achtjährige

Kind, auf dessen lebhaften Geist eine Reise nach Frankreich und England mehr den schädigenden als den wohlthätigen Einfluß gehäufter Eindrücke ausgeübt, ein glückliches Talent zu gefälligen Reimen bekundet; die achtzehnjährige Jungfrau empfahl sich der Herzogin durch eine Geburtstaghuldigung, die zarte Verehrung atmete. Nicht der Herzogin allein; auch Schiller erkannte in der Verfasserin dieser formvollendeten Strophen, die mit klassisch-mythologischen Vorstellungen ein höfisch-leichtes Spiel trieben, eine schätzenswerthe Kraft, die in den Dienst seines Musenalmanachs und der Horen gestellt werden konnte. Mehrere Jahre hindurch ist denn auch die Dichterin in diesen periodischen Erscheinungen mit kleinen und großen Arbeiten vertreten gewesen. Und Goethe, der schon vor Zeiten der Mutter, einer Schwester der geliebten Charlotte von Stein, unzweideutige Huldigungen entgegengebracht, erwärmte sich schnell für die neue Hofdame, er sah mit Freude, wie aus ihrem reichen Geiste wie aus einem vollbesäeten Blumenbeete die mannigfaltigsten Gaben hervorbrachen. Amalie verstand mit Gefühl zu deklamiren und in Aufführungen den Figuren der Iphigenie und der Jungfrau von Orleans Gestalt zu verleihen, sie lag mit Eifer und Erfolg der Musik ob, sie brachte eine schöne Befähigung zu Zeichenkunst und Malerei, die ihr vom Vater überkommen war, zu anerkennungswerther Vollendung. Namentlich in Ausübung dieses Talentes fand sie bei Goethe Unterstützung, der ihr aus seinen Kunstschätzen die Werke alter Meister zum Kopiren gern zur Verfügung stellte. Ihre technische Ausbildung hatte die junge Kunstbeflissene namentlich der hingebenden Unterweisung Heinrich Meyers zu verdanken, des späteren Leiters der Weimarer freien Zeichenschule. Dabei erfuhr Meyer das Schicksal, das so manchem Lehrer eine schöne Schülerin bereitet hat, er verliebte sich in sie aufs Heftigste. Doch fand er kein Gehör. Und noch andere, stürmische Jünglinge und ernste Männer, durch den Liebreiz der entzückenden Künstlerin entflammt, brachten ihr feurige Huldigung dar — nicht immer ist das Herz Amaliens ungerührt geblieben. Vielmehr mußte sie sich durch bange Herzensirrungen durchkämpfen, ehe sie im Sommer 1803 dem schwedischen Artillerieoffizier Karl Helvig die Hand reichte. Nichts kann wohl deutlicher die Macht ihrer Persönlichkeit beweisen, als daß ihr Zauber die derbe, knorrige Natur dieses Nordländers in ihren Bann zog, und rührend erscheint es, wenn der ernste Mann, der in seinem schwerfälligen Sinn den heitern Spielen der Phantasie so fern stand, die Dichtungen der

Geliebten sich zu eigen macht und sich dem Ritter in Amaliens Legende vom Elisabethen-Brunnen vergleicht, der durch den Handschuh der Heiligen vor aller Gefahr gefeit ist. Erst Oktober 1804 folgte Amalie dem Gatten nach Schweden, begleitet von ihren beiden Schwestern, denen der Tod der Mutter die letzte Stütze genommen, aber das Klima des rauhen Landes war ihrer zarten Gesundheit unerträglich: sie mußte sich schon im Mai 1810 mit ihren Kindern und Schwester Luise nach Deutschland zurückwenden; gekräftigt durch einen Badeaufenthalt in Schwalbach, wählte sie Heidelberg zum Wohnsitz, wo sie am 16. September 1810 eintraf. In den geistig belebten Kreis, den die bewegliche Frau, die gefeierte Dichterin der „Schwestern von Lesbos," bald um sich zu sammeln verstand, trat hier Mitte November der junge Gustav Adolf von Rochow ein, der spätere preußische Minister und Präsident des Staatsraths und Autor des Wortes vom „beschränkten Unterthanenverstand," damals ein beliebter Student, ein Stiefsohn Friedrichs de la Motte Fouqué. So ergab sich die Gelegenheit, alte Beziehungen zu dem Verfasser der „Undine" aufzufrischen, den Amalie 1802 in Weimar kennen gelernt und damals selbst bei Goethe eingeführt hatte. Durch die deutsche Heimat zu besonderer Produktionsfähigkeit angeregt, bei aller dichterischen Befähigung mit klarem Geschäftssinn begabt, der günstige Konjunkturen zu erkennen und zu nutzen verstand, gedachte Amalie die Verbindung mit dem Sänger, dessen Ruhmessonne damals im Zenith stand, zu verwerthen; in einem Briefe vom 5. Juni 1811 trug sie ihm den Plan vor, mit ihr einen Almanach herauszugeben, dessen Inhalt, dem Zug der Zeit folgend, einzig in Sagen und Legenden bestehen sollte. Um den Eindruck des Wortes durch die Kunst des Zeichners zu verstärken, brachte sie für Illustrationen einen jungen Künstler in Vorschlag, der, „im deutschen alten Stil ganz eingeweiht," erst vor kurzem Goethes Aufmerksamkeit durch vortreffliche Zeichnungen zum Faust auf sich gelenkt habe, Peter Cornelius. Dichter wie Zeichner antworteten zustimmend. Zwar suchte kluger Leute übelwollendes Gerede dem Künstler das Unternehmen als aussichtslos darzustellen, aber wie Amalie „ihn allein vor allen zu ihrem Zeichner erkoren hatte, ohne noch einen Strich von ihm gesehen zu haben," so blieb auch er den ihm noch unbekannten Legenden treu, er kam im August 1811 nach Heidelberg, um in Amaliens Hause die begehrten Arbeiten auszuführen. Nur einen geringen

Entgelt forderte er für seine Mühe, „aus Freundschaft für mich,“ wie die Dichterin ihrem Partner meldete, vielleicht aber auch, weil er sein Künstlerherz an Amaliens schönere Schwester Luise verloren, die ihm die reinen Züge für das Bild der heiligen Elisabeth darbot. Doch blieb der unternehmenden Frau keine der Lasten eines Herausgebers fremd; die Zeichnungen, die Cornelius Mitte September auf seine Romreise mitgenommen, drohten nicht fertig zu werden, der Verleger Reimer in Berlin machte Schwierigkeiten, unendliche Korrespondenz war zu erledigen; energisch aber führte Amalie die Sache zum guten Ende: 1812 wurde das „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ ausgegeben. Da bei den einzelnen Beiträgen im Inhaltverzeichniß der Name des Verfassers nicht angegeben war, so ließ Amalie, die fürchten mochte, daß ihre Erzeugnisse dem bekannteren Fouqué zu Gute geschrieben werden könnten, auf einem besonders gedruckten, lose beigelegten Blatte die Bezeichnung der Autoren neben ein neues Verzeichniß treten.

Was Fouqué beigesteuert, ist gering an Umfang und Werth. Seine Prosalegende „Der Siegeskranz“ erzählt in Stil und Ton der „Undine,“ wie das Gebet einer züchtigen Ritterjungfrau den erschlagenen Bräutigam ins Leben zurückruft, damit er seinem vertriebenen Vater Schloß und Herrschaft zurückerstreite; aus den Myrthenzweigen, die ihr Haupt am Hochzeitstage krönen sollten, flicht die Geliebte dem Helden den Siegeskranz, mit dem geschmückt er in Tod und Sarg zurückkehrt. In der dramatisirten Sage „Die Nacht im Walde“ bekehrt Karl der Große, auf der Jagd verirrt, mit wunderbarer Schnelligkeit seinen Wirth, den trotzigen Sachsenfürsten Hagenulph, und dessen hochgemuthes Weib zum Christenthum. „Die Hülfe der heiligen Jungfrau“ schildert in mannigfachem Wechsel rhythmischer Form, wie Maria den jungen Mönch Albinus, der auf nächtlichem Liebespfade einen unbußfertigen Tod gefunden, auferweckt, damit er fortan in einem Leben voll Selbstzerknirschung den Himmel versöhnen könne. Bei diesen Dichtungen hält sich unsere Betrachtung nicht auf; sie sind voll süßlicher Naivetät und gottesfürchtigem Ritterthum. Selbst Friedrich Schlegel dachte gering von Fouqués Befähigung zur Legendendichtung, wie er am 23. März 1812 an Sulpiz Boisserée schrieb; gefreut aber hatte er sich, nach einem Briefe an den Dichter vom 28. Juli 1813, wie schön derselbe Karls Verhältniß zu den Sachsen in dem kleinen Drama des Almanachs aufgefaßt und dargestellt habe.

Der Frau ist bei diesem literarischen Unternehmen der größere Theil der Arbeit zugefallen.

Nicht alle gleich an dichterischer Bedeutung, sind Amaliens Beiträge alle von demselben Geiste mystischer Frömmigkeit getragen, die ein göttliches Walten nur dann anerkennen will, wenn es die Schranken natürlicher Gesetze durchbricht. Es sind „Legenden,“ die Thaten der Heiligen sind das Thema. Da umkleidet St. Georg, auf seinen Ritterfahrten bei einem heidnischen Weibe eingekehrt, die ärmliche Lehmhütte mit duftenden Blüthen und legt das Kindlein, dessen Tod die Mutter beklagte, der hocherstaunten neu lebendig auf die Arme; da fleht Scholastika voll froher Todesahnung den heiligen Bernhard, ihren Bruder, an, ihr die Nacht zu frommen Gesprächen zu schenken — der strenge Abt verweigert es, aber der Himmel, duldsamer als sein Diener, verwehrt den Geschwistern die Trennung durch Gewitter und Ueberschwemmung. Dem heiligen Klemens baut Gottes Hand auf dem Meeresgrund, auf den grimmige Heiden den Märtyrer versenkt, ein stolzes Marmorgrabmal, worin der Gottgeliebte wunderwirkend ruht; Thüringens Elisabeth, die in schamhafter Demuth den stolzen Fürstenprunk anzulegen verschmäht, wird von Engeln ohne ihr Wissen mit köstlichen Gewändern geschmückt, und ihr Handschuh, von dem Kreuzfahrer gläubig am Helme getragen, schützt den Helden vor Sarazenenschwertern. Aber alle diese Legenden sind gleichsam wie Stationen auf dem Wege aufgerichtet, der den Pilger zur Höhe, zum Heiligthum führt, wo in göttlicher Schönheit und verzeihender Liebe die Himmelskönigin thront. Ihre Hülfe erbarmt sich verirrter Seelen: sie nimmt die Gestalt der entwichenen Klosterpförtnerin an und versieht jeden Dienst sieben Jahre lang, bis die Sünderin, von Reue zerrissen, zum stillen Port heimkehrt. Der Inhalt der Legenden, so beschaffen, ist ein Zeichen der Zeit.

Bis auf die Legende vom Elisabethenbrunnen sind alle diese Dichtungen in Heidelberg entstanden, in Heidelberg, der Stadt der Romantik. Hier hatte sich, drei Jahre bevor Amalie daselbst eintraf, jener Kreis gebildet, den die Literaturgeschichte mit dem Namen der zweiten, jüngeren Romantik bezeichnet, dessen Mittelpunkt das ungleiche Freundespaar Klemens Brentano und Achim von Arnim gewesen war. Hier hatte man fortgesetzt, was in Berlin und Jena die ältere Romantik, die Schlegel, Tieck, Novalis, Schleiermacher begonnen, oft in Uebereinstimmung, öfter in Gegen-

satz zu diesen. Die ältere Romantik hatte ihren Ausgang von Goethe genommen, der ihr in seiner unbekümmert imposanten Dichterhoheit als der Statthalter des poetischen Geistes auf Erden erschien; es ist nicht ihr kleinstes Verdienst, ihm, den sie später so bitter befehdet hat, zuerst weitere Kreise erschlossen zu haben. Man weiß, wie gering nach seinen stürmischen Jugenderfolgen die Wirkung Goethes auf die breite Masse der Zeitgenossen geworden war. Denn noch herrschte die alte Aufklärung in alter Kraft; greisenhafter war sie geworden, und doch nicht hinfällig. Mit feurigen Zungen hatten vor Jahrzehnten die Propheten einer neuen Zeit, Hamann, Herder, Lavater, zum Kriege gegen ihre armselige Verständigkeit aufgerufen, polternd waren die massigen Geschosse der Stürmer und Dränger wider die Wälle gefahren, mit denen platte Natürlichkeit sich abgeschlossen, und erst jetzt war der Gluthregen der Xenien niedergegangen auf Nicolai, den kläglichen Kämpen Berlinischer Nüchternheit — aber die Macht der Aufklärung war ungebrochen geblieben. Sie hütete mit Argwohn die ehemals errungenen Schätze und begriff nicht, daß aus Vernunft Unsinn und aus Wohlthat Plage werden kann. Die Romantik nahm den Kampf auf, und die alten Schlachtrufe, die einst Herder ausgegeben hatte, erschollen von Neuem. Es stritt das freie, künstlerische Empfinden gegen die Regel, es stritt die Phantasie gegen den beschränkten Verstand. Das Herz begehrte sein Recht gegen den Kopf, menschliche und dichterische Individualität wollte sich dem nivellirenden Zwang der Gesellschaft nicht mehr fügen. Gegen das Ideal kosmopolitischer Völkervereinigung empörte sich, wie in den Zeiten der Straßburger Genossenschaft, ein starkes, nationales Bewußtsein. Was hatte die Aufklärung gar erst aus der Religion gemacht! Eine Sammlung von Gemeinplätzen, ein Gesetzbuch kühlen Wohlverhaltens, ein abgeblaßtes Schema, aus dem der Athem warmen Empfindens längst verschwunden war. Die Romantik trieb die Tendenz der Nützlichkeit aus dem Tempel, sie kehrte in das Innere des Menschen zurück und vertiefte die Religion wieder zu einem lebendigen Gefühl, sie brachte aufs Neue das Herz in unmittelbare Verbindung mit einem Ewigen, Allmächtigen, sie goß in das Gebet die Innigkeit alter Glaubenshelden. Die Reden, die Schleiermacher 1798 „über die Religion" in Berlin hielt, haben den heiligen Streit begonnen und gewonnen, von ihnen datirt die folgenschwere Erhebung des religiösen Geistes

in Deutschland. Der Erste, der sich mit voller Inbrunst dem Gefühl der Vereinigung mit dem All-Einigen hingab, war Novalis, der Schwärmerische, Gotttrunkene, Mystische; ihm folgte, keineswegs so lauter wie er, sondern forcirt und übertrieben in dem Drang nach dem Göttlichen, Ludwig Tieck. Aber schon Beide konnten die religiöse Stimmung, die bei Schleiermacher durchaus dogmen- und konfessionsfrei auftrat, nicht von den übrigen Tendenzen der Romantik unberührt erhalten, Tieck auch hier weniger als Novalis. Die deutschthümliche Neigung trieb ins Mittelalter zurück, die Begeisterung für die Kunst der Malerei führte vom Protestantismus ab, der nie eine bildende Kunst geschaffen: drei mächtige Strömungen vereinigten sich, die Romantik in das geheimnißvoll lockende Meer katholischer Anschauung zu tragen. Die Form der Legende aber bot ein willkommenes Mittel dar, den Hauptrichtungen der neuen Zeit zu genügen, und so schuf Tieck 1799 seine dramatisirte Legende von der heiligen Genoveva, Brentano, der Jungromantik angehörend, begann 1803 seine „Erfindung des Rosenkranzes", und schon 1802 dichtete Amalie von Helvig ihren Legendenzyklus: „Der Elisabethenbrunnen".

Doch es hieße der Dichterin Unrecht thun, wollte man die Entstehung ihrer Legenden nur literarhistorisch erklären. In ihrer komplizirten Natur spielt das religiöse Moment von vornherein eine bedeutende Rolle. Schon durch ihre Erziehung; ihre Großmutter, der sie viel verdankt, hatte einst Goethes Seufzer um den Frieden, der vom Himmel ist, mit den Worten der Schrift beantwortet: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch." Und der Heidelberger Aufenthalt war trotz aller Zerstreuungen geeignet, den flatternden Geist Amaliens auf ein Beharrendes, Ewiges zu fixiren. Die Unsicherheit der Lage stimmte ihn ernst, die Trennung von dem Gatten bedrückte das Gemüth. Dann aber kam das Entscheidende: im März 1811 nahm ihr der Tod ein geliebtes Kind, ihr reizendes Lottchen, vom Herzen. Da fand sie Trost nur im hoffenden Aufblick zu den Hallen des Himmels und im Gedanken an einen göttlichen Willen, der in seligen Gefilden die Getrennten vereinigen wird. Nicht umsonst schildern ihre Legenden, wie St. Georg dem flehenden Weibe das vom Tode erweckte Kindlein wiedergiebt, wie der heilige Klemens das Mädchen, das an den Stufen seines Grabmals von der zurückkehrenden Meeresfluth überrascht wird, durch seine Wunderkraft ein Jahr

lang erhält: die Mutter findet das Kind schlafend, wie sie es verlassen —

Da fragt das Kind, wie 's unter Küssen
Der Mutter jetzt im Arm erwacht:
Warum hast du mich wecken müssen?
So lieblich träumt' ich keine Nacht! —
Wie süßen Schlummer störst du mir,
Ach nur ein Stündlein ruht' ich hier.

So ist aller Tod nur ein erquickender Schlummer, auch ihr Kind wird einst wieder im Arm der Mutter erwachen. Aber trotz dieser Hoffnung bleibt der Sinn der Schwergeprüften ernst und für lange Zeit den Freuden der Welt abgekehrt, mit reinster Befriedigung vertieft er sich in das Leben der Heiligen Gottes, die über Wahn und Wehe der Erde hinaus sind, ja er verweilt mit Vorliebe auf den asketischen Zügen, mit denen dumpfe Gottesverehrung vor Zeiten das Bild der Erwählten ausgeschmückt hat. Ein lähmendes Bewußtsein von der Werthlosigkeit des Daseins nimmt damals mehr und mehr Besitz von der lebenslustigen Frau. „Ueberall erwartet uns der Schmerz", schreibt sie schon am 22. September 1810 an ihren Weimarer Freund K. W. von Fritsch, „und wir irren sehr, wenn wir ihm irgendwo zu entfliehen glauben; denn so lange wir fühlen, leiden wir." Und noch am 8. Mai 1812 klagt sie: „Manchmal fühle ich mich so müde von Allem, was ich bereits erlebt und geduldet, daß mir die Ruhe höchst wünschenswerth, die längste aber als die allererwünschteste erscheint. Es ist auch gut, daß die Vorsehung uns allgemach vorbereitet, Abschied zu nehmen von dem Irdischen und so uns dessen Nichtigkeit in allen Gestalten erscheinen läßt, damit uns keine Hoffnung mehr diesseits des Grabes betrügerisch locken könne." „Es ist genug in Zeiten schweren Kummers", heißt es in einem Briefe vom 10. Mai 1817, „daß man sich zusammennimmt und verstehen lernt, was eigentlich die Vorsehung mit uns haben will. Wer einmal zu dieser Erkenntniß gekommen, der nimmt mit Ergebung jede Prüfung auf." Das ist die Stimmung, aus der heraus sie die Weltflucht der Asketen begreifen und verherrlichen gelernt hat, die aber auch dazu beigetragen hat, daß sie die Prophezeiung Schillers, sie werde, weil sie zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen, mit der Poesie auch ihr Lebelang nur spielen, zu nichte machen konnte. Ihr selbst hat die Intensität des Erlebnisses und das Bewußtsein, wirklich aus der Fülle des Herzens

geschöpft zu haben, die Vorstellung literarischen Zusammenhanges durchaus verdeckt. In diesem Sinne hatte sie schon Fouqué gegenüber ihre Legenden als „gar nicht mystischer, sondern rein poetisch malerischer Art“ bezeichnet, in diesem Sinne schreibt sie an Knebel, den Freund ihres Vaters und ihrer Jugend, unterm 25. Oktober 1812, sie habe ihre Legenden an einem Ort verfaßt, „wo Stille, Anschauung und Nachbildung alter frommer Kunst und ein großer ewiger Schmerz mein Gemüth empfänglich für die poetisch-schönen Dichtungen einer christlichen Mythenzeit machte ... Daß ich schon vor langen Jahren und in der vollen Blüthe meines Lebens den Blick in jene Welt mit Neigung kehrte, das wird mich für den Vorwurf schützen, daß ich eine Proselytin sei, ebenso daß ich der Mode fröhne.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Sie, mein edelster Freund, werden auch keinen Mystizismus der neuen Romantiker finden, welcher mir im Gebiete der Poesie, insofern er nicht in ihr selbst wohnt, durchaus unpassend scheint. Die frommen Dichtungen einer gläubigen Welt waren ja schon unserm trefflichen Herder eine reiche Fundgrube der Poesie.“

„In Nachbildung alter frommer Kunst.“ Während die Dichterin auf literarisch-mystischem Gebiete jede Verwandtschaft in Abrede stellt, giebt sie solche in künstlerischer Beziehung mit Freuden zu. Denn die gottergebene Religiosität, die in ihrem Wesen mächtig wurde, war nicht das einzige Band, das Amalien mit der Romantik verknüpfte. Zwar war sie, wie alle Romantiker, durch die Schule des Weimarer Klassicismus gegangen, aber ihr ganzer Charakter war, wie nur je der einer ihrer Genossen, romantisch gerichtet. Die schroffsten Gegensätze lagen hier unausgeglichen neben einander: neben weiblicher Zartheit und dem Bedürfniß, sich liebend anzuschmiegen, ein starker Trieb, sich in ihrer Eigenart zu erhalten, neben dem Bewußtsein der Schwäche ein stolzes Selbstgefühl. Die starke Natur, die ihrer kranken Mutter den Tod des Sohnes monatelang zu verschweigen gewußt hatte, muß nach ihres Kindes Abscheiden die Wohnung wechseln, um die Last der Erinnerung leichter zu tragen. Mitten in ihrer Resignation bewahrt sie einen starken Hang zur Eitelkeit, wie Brentano gefällt sie sich in ihrer Weltentsagung; in ihren Briefen zeigt sich eine Selbstbespiegelung, die nicht immer erfreulich wirkt. Wie Arnim verbindet sie eine blühende Phantasie mit dem Vermögen kühlster kaufmännischer Berechnung. Das Alles aber erwächst aus jener Grundstimmung, die sehnsüchtig nach dem verlorenen inneren Einklang mit der

Natur strebt, die auf moralischem Wege die durch die Kultur gestörte Harmonie des Herzens mit der Welt im eigenen Innern herzustellen sucht — jener Stimmung, die Schiller sentimentalisch genannt hatte und die von den Romantikern als eigenste Domäne in Anspruch genommen war. Und wenn die Romantik im Gegensatz zum Klassizismus, der als wahre Kunst nur die Plastik der Antike gelten ließ, die pittoreske Kunst, die Malerei in den Vordergrund drängte, so war Amalie durch ihre Neigung zur Malerei recht eigentlich für die Romantik geboren. Die meisten Jünger der zweiten Romantik, Brentano und Arnim, die Brüder Grimm und E. T. A. Hoffmann sind mit zeichnerischem Talent begabt, von den Cornelius und Overbeck, den Veit und Runge gar nicht zu reden.

Der Heidelberger Kreis hatte sich längst aufgelöst, als Amalie in die Neckarstadt einzog. Dem Parteiorgan, der „Zeitung für Einsiedler", war nur ein kurzes Dasein beschieden gewesen: die erste Nummer trägt das Datum vom 1. April, die letzte vom 30. August 1808. Der Dichterin war das Schicksal nicht günstig, um so freundlicher lächelte es der Malerin. Im Jahre 1810 hatten die Gebrüder Boisserée ihren Wohnort von Köln nach Heidelberg verlegt, jene unermüdlichen Sammler, in deren kunstgeweihtem Leben die romantische Vorliebe für die fromme Kunst des deutschen Mittelalters praktisch Gestalt gewonnen hat. Ein gerader Weg führt von ihrem Streben in jene Zeit zurück, da Goethe sich zu dem männlichen Albrecht Dürer bekannte und den Straßburger Münster in feurigen Dithyramben verherrlichte. Die Begeisterung, die damals in dem Straßburger Studenten gelodert, hatte hinübergeschlagen in die Seelen zweier nachgeborenen Erlanger Studiosen, in die Seelen der Freunde Tieck und Wackenroder. Das Büchlein, das aus ihrer Gluth herausgeboren wurde, „die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", gab leise und zart und innig den Ton an, den Ludwig Tieck, der Macher der Romantik, allein ein Jahr darauf, 1798, in seinem altdeutschen Roman „Franz Sternbald" in aufdringlicher Weise zu lautem Gelärme verstärkte, den Ton der Begeisterung für Dürer und seine Geistes- und Kunstverwandten. 1799 folgte Wilhelm Schlegel mit seinen Gemäldegesprächen, in denen sich nach Tieck'schem Muster Malerei und Katholizismus vereinigten. An Wackenroder hatten sich die Boisserées entzündet, als sie 1804 den Grund zu ihrer berühmten Sammlung altdeutscher Gemälde legten. Auf engem Raume vereinigten sie,

was die Romantik suchte: eine Welt der tiefsten Mystik, unberührt von dem ernüchternden Hauch der kühlen Aufklärung, den Ausdruck innigster Hingabe an das Unfaßbare, das sich in lieblichen Engelgestalten verkörperte. Heilige Gestalten strahlten in frischen Tönen von diesen Tafeln, schlichte Frömmigkeit hatte den alten Meistern den Pinsel geführt. Amalie trat der Wundererscheinung am 2. Oktober 1810 zuerst gegenüber; rückhaltlos gab sie sich dem Zauber einer Kunst hin, deren Grundgedanken so einheitlich und deren Gestalt so mannigfaltig war. Sie wird nicht müde zu studiren und zu kopiren, sie weiß sich in ihren Briefen nicht genug zu thun im Preise dieser gottbegeisterten Gemälde. Sie sucht ihr ganzes Dasein durch andächtigen Genuß solcher Werke zu verklären; jeden Vorfall des Tages möchte sie mit dem Segen erfüllen, der von den frommen Bildern ausgeht. Es ist zu charakteristisch für ihre Stimmung, und die ihre nicht allein, wie sie, nach einem Briefe an Fritsch, den Geburtstag ihrer Schwester Luise feierte, als daß es übergangen werden sollte. Die Boisserées hatten ihr eine Madonna geschickt, die Luise zu kopiren gewünscht, von Francesco Francia, jenem süßen, milden Hauptvertreter der älteren Malerschule Bolognas. „Diese nebst zwei Bildern des Johannes und der heiligen Agnes stellte ich auf einen Altar mit reichen Epheu-Kränzen umgeben auf eine Art auf, welche meine Schwester festlich bei ihrem Eintritt in das bei hellem Morgen künstlich verdunkelte Zimmer überraschte, indem große Wachskerzen nur die Bilder erleuchteten und eine Weihrauchwolke das Zimmer durchwallte. Der Altar blieb stehen, da alle Gratulanten viel Geschmack daran fanden, und nachdem wir viel Musik Abends gemacht und den gesellschaftlichen Gesprächen ihr Recht widerfahren lassen, trug man alle Lichter auf den Altar hin, von dem die wunderschöne Madonna wie eine Sonne hinter acht Wachskerzen hervorleuchtete.“ Das ist der romantische Ueberschwang und das heiße Bemühen, die Kunst nicht nur zu genießen, sondern zu leben.

Daß das Taschenbuch unter dem Zeichen dieser Begeisterung steht, ist natürlich und offenbart sich schon in seiner Ausschmückung durch die Zeichnungen des Cornelius. Amalie lobte dieselben sehr, aber sie tragen alle Merkmale des damaligen Cornelius'schen Schaffens an sich: in Dürer'schem Stil gehalten, sind sie hart, flach, farblos, von Verzeichnungen nicht frei. — In den Dichtungen wird die Kunst als ein höchstes Geschenk des Himmels gefeiert, ihre Ausübung gilt als eine andere Art der Gottesverehrung.

Wackenroders berühmter Ausspruch: „Die Kunst muß eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion sein“ wird von Fouqué verschärft:

„Wem Gott bescheert die heilige Kunst,
Der soll sie üben in Gottes Gunst“,

und in seiner Legende: „Die Hülfe der heiligen Jungfrau“ muß daher die Nonne Verena, eine gottbegabte Malerin, die in stürmischem Liebestaumel der Gelübde vergessen, zu harter Buße der heitern Kunst der Farben entsagen. Amalie führt keine Kirche, keinen Klostersaal vor, ohne die Wände mit den geliebten altdeutschen Darstellungen zu schmücken, mit Darstellungen, die in der Wirklichkeit in der Sammlung der Boisserées hängen: „die Anbetung der Könige“, „das Schweißtuch der Veronika“. Eine Perle der Sammlung war Schoreels „Tod der Maria“; es war das Bild, das den stärksten Eindruck auf die Künstlerin gemacht, und sie giebt demselben in langer Beschreibung an ihren Gatten beredte Worte: „alle Apostel scheinen den letzten Athemzug der Sterbenden noch mit Liebe auffangen zu wollen.“ In ihren Legenden versetzt sie das Gemälde in den Chor des Domes zu Mainz und jene Beschreibung wird in Verse umgesetzt, wie die Freunde

„Still betend all' an ihrem Antlitz hangen
Der Heil'gen letzten Athem aufzufangen.“

Die erste Kopie, die sie unternahm, war ein „heiliger Georg“; derselbe Heilige, den sie dann dichterisch verherrlicht hat. Und das Madonnenbild, das bei Luisens Geburtstagsfest auf dem Hausaltar leuchtete, ist als Stich dem Büchlein beigegeben; in weichen, wohllautenden Stanzen wird dieses „Wunderangesichte“ den Freunden zur Beschauung dargeboten, damit sie sich, wenn das Schicksal sie getrennt haben wird, im heiligen Genusse wieder zusammen finden können, es wird ein mystischer Bund, ein Orden unter ihnen aufgerichtet, dessen geheimes Symbol das milde Madonnenantlitz sein soll, gewissermaßen ein Bund von „Kronenwächtern“ auf geistigem Gebiet, die heimlich das köstliche Palladium der Kunst hüten, oder ein Templerorden, der wie Werners „Söhne des Thals“ weltverborgenem Kultus obliegt.

Solche Vorstellung ist der Romantik nicht fremd, die sich in liebevoller Ausmalung der geistlichen Ritterorden des Mittelalters zu ergehen pflegte und deren Formen und Gebräuche gern auf andere Gebiete übertrug. Es tritt hier jenes dritte, für die romantische Schule charakteristische Element hinzu: die Verherrlichung

des Mittelalters als einer Zeit voll Tapferkeit und Manneskraft, die sich in den Dienst des Höchsten gestellt haben. Der Kreuzfahrer wird eine beliebte Figur, diese poesieumflossene Reckengestalt mit Bärenkraft und Löwenmuth, mit Frauendemuth und Kinderglauben. Solche Helden wandeln auch durch Amaliens Dichtungen. Der gefühlvoll-schwärmerische Ritter, der den Handschuh der heiligen Elisabeth am Helme trägt, mäht mit furchtbaren Streichen die Sarazenenschaaren nieder, und fast scheint es, als ob mit der Heiligkeit auch die Zahl der erschlagenen Heiden wachsen müsse; denn von St. Georg rühmt unsere Legende, er habe „erlegt viel Tausend der Barbaren." Wie sichtbar aber auch der Himmel eines edeln Kriegerherzens Frömmigkeit belohnt, wird in der Sage „Die Martins-Wand" gezeigt, die das bekannte Abenteuer des Kaisers Maximilian behandelt. „Sagen und Legenden" hat Amalie ihre Sammlung genannt, doch von eigentlichen Sagen, über denen nicht der religiöse Gedanke schwebt, finden wir nur eine: „Adolfs Eck", und es muthet uns seltsam an, in der Schaar der Heiligen und Gottesmänner den leidenschaftlichen Kaiser Adolf von Nassau anzutreffen, der ohne Bedenken die frühgeliebte Nonne Amalgunde in die Einsamkeit seines Felsenschlosses entführt, und sich kühn vermißt, dereinst nach genossenem Liebesglücke des Daseins öde Reste ohne Reu den Schicksalsmächten zurückzugeben. Sonst stehen auch die Sagen unter dem Banne gottseliger Stimmung, auch jene Prosaerzählung, die die Dichterin nicht mit Unrecht als das Hauptstück des ganzen Büchleins betrachtet: „Der Gang durch Cöln".

Die Fabel dieser schmucklosen, im Januar 1812 erst vollendeten Erzählung ist einfach genug. Sie spielt im Jahre 1580. Auf einem Rheinschiffe, das stromab fährt, gesellt sich zu dem ehrwürdigen Propst der Apollinariskirche bei Remagen ein Fremdling, der, ermuntert durch des Geistlichen liebevolles Wesen, nach mancherlei erbaulichen Gesprächen bald sein bekümmertes Herz auszuschütten beginnt, wie er, Nikolaus de Groote mit Namen, aus Flandern wegen seines Glaubens vertrieben und auf der Flucht von seiner Gattin Maria und seinem Söhnlein getrennt worden sei, wie er nun auf langer Irrfahrt umherstreife, die schmerzlich Verlorenen zu suchen. Der Propst tröstet ihn durch milde Zusprache und nimmt ihn, in Köln angelangt, in seine Herberge mit. In der Nacht hat Nikolaus einen seltsamen Traum. Er durchirrt unter bitteren Sorgen die Gassen einer fremden Stadt, auf der Suche nach seinem Knaben; die Welle des Volkes trägt ihn zu

einem stattlichen Rathhaus, die breiten Stiegen hinan, hinein in einen prächtigen Saal, und dort sieht er — o Wunder! sein Kind, zu würdigem Manne erwachsen, als Bürgermeister in der Rathsversammlung sitzen. Nikolaus erwacht vor freudigem Schreck. „Konnt' auch nicht wieder einschlummern vor Freud' und Jammer, wie er seine Lieben so deutlich hatte geschaut, und sich aufs Neu' einsam fühlte in der weiten Welt." Der folgende Tag ist ein Sonntag; der Reisende wird von seinem frommen Begleiter abgeholt, der Messe im hohen Dome beizuwohnen. Sie wandern durch die Stadt; staunend blickt der Fremde auf die stolzen Bürgerhäuser und die erhabenen Kirchen. Sie gelangen vor das Rathhaus — es ist anzuschauen, genau wie es ihm der Traum gezeigt hat. Da drängt es den Erschütterten, Unruhe und Hoffnung an geweihter Stelle vor Gottes Ohr zu bringen, und vor den Reliquien der heiligen Drei Könige im Dome ist ihm die Wiedervereinigung mit dem geliebten Weibe bescheert, das eben dort niedergesunken war, um der Noth ihres Herzens Luft zu machen. Nikolaus de Groote läßt sich in Köln nieder, er stirbt im Jahre 1613 als das Haupt einer stattlichen Familie, sein Geschlecht blüht angesehen bis zum heutigen Tage. Sein ältester Sohn ward Bürgermeister im Rathhaus zu Köln, wie der Traum es gezeigt; sein jüngster Sohn Jakobus stiftete die Kirche „zum Elend".

Keine Heiligen schreiten verkörpert durch diese einfache Geschichte, aber so ganz kann sich die romantische Richtung der Zeit und des Büchleins nicht verleugnen, die jedes Irdische an ein Himmlisches anzuknüpfen liebt. Wie in des Freiherrn von Hardenberg „Ofterdingen" — Amalie hatte im Winter 1802 dieses Buch mit großer Theilnahme gelesen — der Held im Traume sein künftiges Leben ahnungsvoll vor sich gebreitet sieht, so deutet auch hier im Schlafe eine göttliche Hand den Gang der Geschicke voraus. Hardenberg war es gewesen, durch den der religiöse Zug der Romantik in den Katholizismus umgebogen worden war. Er war ein Kind frommer herrnhuterischer Eltern, und die Mystik aller Zeiten ist in ihren Tiefen enge verwandt. Jetzt ward die Reformation befehdet, weil sie die innige Glaubenseinheit des Mittelalters zerstört habe, jetzt begann die Zeit schmachvoller Uebertritte und der Krieg eines bigotten Renegatenthums gegen den Protestantismus. In ihrem „Gang durch Cöln" erliegt auch Amalie dieser negativen Tendenz der Romantik. Sie stellt sich durchaus auf die Seite des Katholizismus, sie läßt ihren Helden

in bittere Klagen ausbrechen über die ketzerische Zeit des „Unglaubens und Irrthums, wo viele Seelen verloren gehen durch den eitlen Witz der Neuerer, die gar den Menschen möchten bringen um sein ewig Heil durch falsch Blendwerk und stolzes Vernünfteln.“ Die Freundin Schillers, der den Abfall der Niederlande verherrlicht, sieht in diesem Aufstand der Geister gegen römische Zwingherrschaft nur ein eitles Streben nach Unbotmäßigkeit und wird untreu den Idealen ihrer Jugend, dem Licht und der Gewissensfreiheit.

Durch solche übel angebrachte Polemik möchte ihre kleine Novelle vor allen anderen Erzeugnissen des Almanachs unerquicklich sein, wenn nur der reaktionäre Zug der Romantik darin ausgebildet wäre, wenn nicht auch klarer als sonst in ihrem Buche gerade hier sich zeigte, was die Heidelberger Romantik vor der Jenaer voraus hat: das Streben nach festem Umriß, die Forderung anschaulicher Schilderung, die auf rein und deutlich erkanntem Objekt beruht. Die Tieck und Schlegel, die Schüler Fichtes hatten nach der Lehre des Meisters die Welt des Nicht-Ichs aus dem Ich herauskonstruirt, sie hatten gestaltlose Dichtungen hervorgebracht, in denen die Form nichts und die Stimmung Alles war. Nicht die scharfe Vernunft mangelte ihnen, aber wohl der scharfe Sinn. Sie konnten mit feinem Verständniß kritisiren, aber sie konnten nicht schaffen. Wie anders Brentano, der warmblütige Sohn des sinnlich-frohen Rheinlandes, und Arnim, sein Freund, der scharfblickende Sprößling der Mark, die sich darauf besannen, daß nur Angeschautes nachzubilden ist, daß die Form das Kunstwerk mache. Schon Zacharias Werner, in die Uebergangszeit hineingestellt, hatte an Goethe geschrieben: „Selbst zum kleinsten Gedicht ist die ruhige Anschauung des Gegenstandes nöthig.“ Diesem Prinzip der Gegenständlichkeit hat Amalie von jeher gehuldigt. Ihre Thätigkeit mit Farbe und Pinsel hatte ihre Augen geschärft, die Porträtmalerin in ihr verlangte nach der Wiedergabe des Charakteristischen. Auch der Unterricht in Meyers Schule ist in dieser Hinsicht nicht fruchtlos geblieben. Schon 1797 schrieb Goethe am 21. Juli an Freund Meyer: „Man merkt ihren Sachen sehr deutlich die solidern Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.“ Und sie selbst gestand in einem Schreiben an Goethe vom 19. Juli 1802: „Das Reich der Formen hat sich mir aufgethan, es ist nicht mehr das unbestimmte Wohlgefallen noch

jenes sehnsüchtige Streben; wie ich den Himmel und die Bäume anschaue, so steht Alles in bestimmten Umrissen vor meinem Blick und spricht mich bedeutender an." Sie hat mit Vorliebe nach der Natur gezeichnet, und Landschaftsbilder sind es, die ihr in ihren Dichtungen vor Allem gelingen. Sie schildert das Gewitter, dem die fromme Scholastika die Vereinigung mit dem strengen Bruder verdankt, ebenso anschaulich wie die tödtliche Dürre, die alle Brunnen der Flur versiegen läßt und nur über den geweihten Quell der Elisabeth keine Macht hat, den leblosen Winter Skandinaviens ebenso getreu wie den üppigen Sommer des Südens. Offenen Auges beobachtet sie die Hantirung des täglichen Lebens und weiß sie geistreich auszudeuten.

Treuesten Ausdruck hat dies künstlerische Streben, jede Darstellung auf realen Grund aufzubauen, im „Gang durch Cöln" gefunden. Es ist diese Dichtung die Frucht einer Rheinreise, die Amalie im Oktober 1811 unternahm und die ihren Abschluß in der alten Hansastadt fand. Sie traf Sulpiz Boisserée daselbst, den Geschäfte rheinab geführt hatten, und wie sehr sie sich es angelegen sein ließ, nichts Wichtiges zu versäumen, das beschreibt Sulpiz in einem Briefe an Bertram in Heidelberg (vom 19. Oktober 1811): „Die Helvig haust seit acht Tagen unter den hiesigen Merkwürdigkeiten wie ein reißendes Thier, Alles, Alles verschlingt sie, selbst die Kupfergaß, die Ursulinen und die Schnurgaß sind nicht verschont geblieben. Unsere kölnischen Gelehrten, die sie viel liebenswürdiger und gebildeter als die Heidelberger findet!, haben sich redlich bemüht, ihren Heißhunger zu stillen, und dennoch hat sie mir alle Abende und manche schöne Stunde am Morgen und Mittag geraubt, so daß ich dem Himmel danke, daß sie übermorgen von dannen zieht." — — Solche Forschungsfahrten werden die Wissensdurstige in ein enges Viertel des alten Köln geführt haben, wo sich unfern vom Rheinufer ein bescheidenes Kirchlein erhebt, die Elendskirche genannt, weil man hier die Pilger, die in der Fremde, dem Elend, gestorben waren, zu bestatten pflegte, ein Name, der dem Ohre Spätgeborener schauerlich genug klingen mag. Und schauerlich grinst aus der Höhe vom Portale her ein kolossaler Todtenkopf herab, mit einer dreifachen Krone geschmückt, er schaut auf einen engen, verwahrlosten Kirchhof mit versunkenen Grabsteinen. Hier wird Amaliens regsame Phantasie von der Idee ihrer Erzählung befruchtet worden sein, an diese Stelle knüpft sie ihre Sage an: als der Propst und sein Gefährte in Köln gelandet

sind, sehen sie, wie man auf diesem Kirchhof bei rothdunklem Fackelschein eine Leiche zur Ruhe bringt, und diese Kirche ist es, die Nikolaus de Grootes Sohn späterhin stiftet.

Damals, als Boisserée und Amalie durch die alten Gassen schritten, hatte Köln den tiefsten Punkt seines Niedergangs erreicht. Der Handel lag darnieder, die Bürgerschaft war verarmt, in den finstern Winkeln der verbauten Häuser thürmte sich der Unrath, die Beschränktheit saß zu Rathe, wo einst weitausschauende Hansapolitik getrieben worden war. Das einst blühende Gemeinwesen, dessen Ruhm weit durch die Welt geflogen, war schmählich in sich verrottet, und was den furchtbaren Verfall nicht am wenigsten mitverschuldet, war eben das, was die Dichterin nicht genug preisen zu können glaubte, die frömmelnde Verstocktheit, mit der die Stadt sich selbst von den Segnungen des erfrischenden Geistes der Reformation ausgeschlossen hatte. Aber aus den traurigen Ruinen ließ Amaliens Geist die alte Herrlichkeit erstehen, wir treten mit ihr in den Glanz der reichen Reichsstadt ein. Schon die Stromfahrt giebt ihr Gelegenheit, uns mit rheinischer Gegend und rheinischem Leben bekannt zu machen. Sie zeigt uns Rolandseck und Nonnenwerth, sie zeigt den steilen Drachenfels und die Stätte, wo zum Dombau die gewaltigen Quadern gebrochen. Sie führt uns in der Stadt selbst an den Fuß des Bayenthurms, jener trotzigen Feste, die Bischof Engelbert hart am Ufer des Rheines, die Bürger zu zähmen, erbaut, und dann wieder in die dämmernden Hallen der Kirche „Maria im Capitol“, die sich auf der alten Burg der römischen Pflanzstadt erhebt. Wir schreiten mit ihr durch die Quartiere der Harnischmacher, der Wollenweber und Goldschmiede und hören, was sie von den Tagen versunkener Pracht zu erzählen weiß, wo Bürgerfreisinn mit Bischofsübermuth kämpfte, wo ein fröhliches Leben die Gassen mit dem Lärm der Arbeit und des Festes erfüllte, wo die Reichstage deutscher Kaiser das Gewimmel buntscheckiger Gäste über den Markt ausgossen. Fast noch mehr weiß sie von heiligen Märtyrern zu berichten, von Gereon und der thebaischen Legion, von Apollinaris, der die Leichen der Ertrunkenen den Anverwandten wiedergiebt, von Ursula und den Elftausend Jungfrauen, von den heiligen Drei Königen. Und endlich treten wir mit ihr durch die mächtigen Portale des Domes.

Wie selbst in kläglicher Unvollendung der Dom seine Umgebung weit überragte, so übersteigt auch das Interesse an diesem ehrwürdigen Bauwerk alle anderen Vorstellungen im „Gang durch

Cöln". Schon seit Jahren war Sulpiz Boisserée mit Feuereifer bemüht, die eigene Begeisterung für das vaterstädtische Denkmal deutscher Größe, deutschen Glaubens den Zeitgenossen mitzutheilen; seit 1808 trug er sich mit dem Plane eines umfassenden architektonischen Werkes, das den Dom in seinem damaligen Zustand sowohl als auch im Schmuck der Vollendung, wie der alte Meister ihn gedacht, bis in kleinste Einzelheiten hinein schildern sollte. Amalie ist in einer Zeit, da, wie Sulpiz klagte, sich „außer einem alten Glasermeister und mir Niemand für den Dom interessirte", Feuer und Flamme für dieses Unternehmen, dessen Verdienst sie in Briefen an ihre Freunde lebhaft betont, dessen Abschluß — die ersten Blätter erschienen 1822, die letzten erst 1831 — sie noch erleben sollte. Sie wird überzeugte Anhängerin der Idee von der Nothwendigkeit der Vollendung des Domes, sie wird zur Prophetin, wenn sie ihren Helden ausrufen läßt: „Wer darf zuversichtlich behaupten, daß dieser Bau nie einem frommen Fürsten die edle Ruhmbegier erwecken wird, das glorreiche Werk zu vollenden?"; denn nur zwei Jahre später war es, daß Boisserées idealer Muth einen neuen Anhänger warb, Friedrich Wilhelm, den damaligen Kronprinzen von Preußen.

Jene oben erwähnte Parteinahme Amaliens gegen das eigene Glaubensbekenntniß ist vielleicht nicht so sehr aus der reaktionären Tendenz der Romantik zum Katholizismus als aus dem künstlerischen Grundsatz der Anschaulichkeit zu erklären, aus dem Streben nach getreuer Wiedergabe des Kolorites, das durch Zeit und Ort ihrer Geschichte aufgeprägt wird. Jedenfalls ist demselben eine andere unerfreuliche Erscheinung zur Last zu legen, dieses Mal auf formalem Gebiet. Daß die Menschen des 16. Jahrhunderts in rauheren Tönen als die Genossen des Weimarer Musenhofes sprachen, hatte die Dichterin schon aus Luthers Bibelübersetzung erfahren. Nun aber hatte die germanistische Wissenschaft, diese schönste und — gesundeste Tochter der Romantik, mit vollen Händen in den Goldschatz der Dichtung vergangener Zeiten gegriffen und ihre Gaben verschwenderisch auszustreuen begonnen. Wer jetzt in der Vorzeit Einkehr hielt und seine Gestalten in alterthümlicher Gewandung paradiren ließ, der kleidete auch seinen Vortrag in die schwerfälligen Falten alterthümlicher Sprache. Fouqué namentlich erging sich selbstgefällig in der naiven Rede der Vorfahren; im „Gang durch Cöln" bringt auch Amalie dieser archaistischen Neigung ihre Opfer dar. Sie, die sich sonst nur

ganz vereinzelt „altdeutscher“ Formen bedient, wie etwa „magdlich“ oder „zier“ statt „zierlich“, die niemals in die Geschmacklosigkeiten ihres poetischen Partners verfällt, der nach der Regel mittelhochdeutscher Syntax Wendungen wie „das Karles Schwert“, „die Hagenulphen Burg“ braucht, auch sie erzählt hier in gesucht ungelenker, mit verschollenen Ausdrücken ausstaffirter Redemanier, um ihrer Sage den Stempel des Chronikartigen aufzudrücken. Und demselben Zwecke dienen die Anmerkungen, mit denen sie hin und wieder den Text ausstattet, mit denen sie auch sonst wohl die Wahrheit des Erzählten zu erhärten sucht. Wenn Adolf von Nassau in ihrer Ballade „Adolfs Eck“ sich gelobt, auch der Gegner solle dereinst über seiner Leiche bekennen müssen: Hier liegt ein Mann!, so verfehlt eine Fußnote nicht darauf hinzuweisen, daß wirklich solche Anerkennung auf dem Schlachtfeld zu Göllheim dem Erschlagenen geworden ist.

Aber der „Gang durch Cöln“ wäre nicht ein Erzeugniß der Romantik, wenn sich nicht bei aller künstlerischen und unkünstlerischen Objektivität ein stark subjektives Moment in der Dichtung geltend machte. Wer hört nicht aus den Klagen der getrennten Ehegatten der Verfasserin eigene Sehnsucht nach dem fernen Gemahl heraus? Und wenn Amalie erzählt, daß Maria de Groote in ihrer Verlassenheit sich und ihr Söhnlein dadurch ernährt habe, daß sie Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben, so macht sie, die nicht mehr nur um idealen Gewinnes willen ihr Taschenbuch herausgab, die Bemerkung: „Also daß man daraus ersehen mag, es sei nicht übelgethan von einer Frauen, so sie weiß fein die Feder zu führen, dafern sie nicht vergißt ihr häusliches Schaffen und Walten.“ Doch mochte es eigentlich schon damals als überflüssig erscheinen, für solche Anwartschaft der Frau noch eine Lanze zu brechen.

Amaliens Verhältnisse waren nichts weniger als sorgenfrei. Die Wechsel aus Schweden blieben aus, die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft fiel der Dichterin zur Last. Da mußte sie wohl sorgen, aus den Früchten ihres Talentes Nutzen zu ziehen. Als Knebel, der in Briefen an seine Schwester Henriette des Jugendfreundes Tochter „wirklich eine geistige Frau und Dichterin“ nennt (16. Februar 1812), sie zur Theilnahme an einem Almanach — die „Musen der Saale“ — eingeladen hatte, der dann nicht zu Stande kam, mußte er seiner Schwester gegenüber (in einem Briefe vom 27. Nov. 1812) klagen: „Unsere gute Frau von Helvig . . . ist mir etwas zu geschäftig, ihre Geistesprodukte käuflich unterzu-

bringen." Von dem „Taschenbuch der Sagen und Legenden" glaubte die Dichterin sich viel versprechen zu dürfen; ob ihre Erwartungen sich erfüllt haben, muß jedoch mindestens zweifelhaft bleiben. Die Welt starrte in Waffen, das Kriegsgetümmel mußte die zarten Harfenklänge der frommen Legenden verschlingen. Und was wir an kritischen Urtheilen vernehmen, klingt gar sehr widerspruchvoll. Am härtesten äußerte sich wohl der alte Zelter in Berlin, der noch am 26. Juli 1816 über das Büchlein an Goethe schrieb: „Es ist ein tristes Wesen und nichts als die reine Hülse. Man schläft ein dabei und hat schlechte Träume." Daß Voß, der grimme Feind der Romantik, den schwärmerischen Dichtungen gegenüber sich ablehnend verhielt, läßt sich denken. Bei seiner Familie, in der sie anfangs freundlichste Aufnahme gefunden, war Amalie schon in Ungnade gefallen, als sie sich der altdeutschen Malerei zugewandt, obgleich es gerade der junge Voß gewesen, der sie bei Boisserée eingeführt hatte. Knebel berichtet in einem Schreiben an Henriette, begonnen am 30. Oktober 1812, er habe am 1. November vor dem Zubettegehen in dem Taschenbuch der Frau von Helvig geblättert, „wo viele Heiligenbilder und Kirchen und Legenden und dergleichen zu sehen und zu lesen sind. Bald däucht es mich zu viel, und wir werden am Ende noch alle katholisch werden. Doch sind einige Erzählungen von ihr recht artig und wohl gefaßt." Der Dichterin selbst gegenüber scheint er den Vorwurf gemacht zu haben, sie habe sich in eine schwarzwollene Kappe gehüllt und mit diesen schwarzen Hüllen Koketterie getrieben. Die Geschichte der Martinswand sei lächerlich unwahrscheinlich. Aus Amaliens Selbstvertheidigung vom 20. März 1813 erfahren wir die interessante Thatsache, daß sie diese Sage aus dem Munde Schillers vernommen, der sie selbst habe bearbeiten wollen.*) Auch die Romantiker waren mit dem Buche als Ganzem nicht zufrieden. Friedrich Schlegel war, wie er an Sulpiz Boisserée am 23. März 1812 schrieb, vor Allem ungehalten darüber, daß der „Gang durch Cöln" nicht in seine neue Zeitschrift „Das Museum" gegeben worden sei, er „wäre da auch unter die rechten Leute gekommen; die Legenden werden wenig Menschen lesen." Derselben Meinung war Boisserée selbst und bedauerte daher Goethe gegenüber, daß Cornelius sich

*) Vermuthlich bezieht sich auf diese Absicht Schillers ein unter anderen schriftstellerischen Notizen („Aus Schillers Nachlaß" in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe Bd. 11 S. 407) auftretendes Stichwort: „Kaiser Max"; unmittelbar darauf folgt die Bezeichnung eines wirklich behandelten Sujets: „Der Alpenjäger".

zuerst durch die Bildchen in der „kleinen, vorübergehenden Erscheinung“ des Taschenbuchs bekannt machen mußte. Doch auch freundlichere Stimmen durfte Amalie vernehmen, so daß sie sehr befriedigt an Fouqué über die Aufnahme des gemeinschaftlichen Werkes berichten konnte (15. Januar 1813). In Schweden und Kurland, so erzählt sie mit Genugthuung an anderer Stelle, hätten ihre Legenden viele Freunde gefunden, und was den „Gang durch Cöln“ angehe, so sei er in Cöln mit Enthusiasmus aufgenommen und in einer gelehrten Gesellschaft vorgelesen worden; er habe ihr schon vor dem Drucke sehr schmeichelhafte Briefe und sogar Gedichte eingebracht, freilich, wie sie in höchst naiver Weise hinzusetzt, „nicht nur seines Werthes, sondern wohl lediglich um der lokalen Wahrheit in der Darstellung dieser von ihren Mitbürgern hochgeliebten Stadt willen.“ Was aber am deutlichsten für einen gewissen Erfolg der „Sagen und Legenden“ spricht, ist, daß nicht nur Fouqué zu einer Fortsetzung des Almanachs entschlossen war, sondern auch der Verleger Reimer einer solchen durchaus nicht ablehnend gegenüber stand. Mit Freuden natürlich nahm sich Amalie dieses Planes an, aber am 3. Februar 1813 erging der „Aufruf an mein Volk“, Fouqué rückte ins Feld, die Musen mußten verstummen. Der zweite Jahrgang des Taschenbuchs der Sagen und Legenden erschien erst im Jahre 1817.

II.

Wie vielerlei hatte sich in dem Zeitraum zwischen 1812 und 1817 geändert. Der übermächtige Strom der Befreiungskriege hatte die fremde Unterdrückung davongestrudelt, längst schon war die Diplomatie der heiligen Allianz an der Arbeit, die Fluthen der stolzen Volksbegeisterung hier zu dämmen, dort in ohnmächtig-dürftige Rinnsale zu zertheilen. In kläglichster Jämmerlichkeit war die furchtbare Bewegung zu Ruhe gekommen, die in fast drei Jahrzehnten mit unaufhörlichem Schüttern den Kontinent bis aufs Tiefste durcheinander gerüttelt. Nicht daß Throne steigen und stürzen, ist das Beklagenswerthe im Streit der Mächtigen der Erde, sondern daß auch die Fülle der kleinen Geschicke vernichtet wird; eben darum wird den Fürsten der bedeutungvolle Name der „Großen“, weil in ihrem Dasein sich das bescheidene Loos von Tausenden summirt. Die Vorgänge, die sich im Gefolge der allgemeinen Weltwirren im Königshause Schwedens abspielten, wurden verhängnißvoll für das Leben Helvigs und seiner Gattin. Mit

dem Advokatensohn Bernadotte, den der Ständerath zum Kronprinzen berufen, vermochte sich der starrsinnige Mann, der im Bewußtsein seiner hohen Verdienste die Gewandtheit des Höflings verschmähte, nicht zu stellen; Neider, Intriganten, schmiegsamer als er, wußten den Zwist zu schüren, die Verbitterung verleitete zu eigenmächtigen Schritten, und der gekränkte Soldat sah sich nicht nur mitten im Kriegsgetümmel zu unerfreulicher Muße verdammt, er sah seine ganze Existenz in Frage gestellt. Der tiefe Unmuth, der sich seines rauhen Wesens bemächtigte, der Groll, in den er sich gegen alle Welt verstockte, trieb ihn zu ungerechten Vorwürfen selbst gegen die Gattin, deren Rath und sänftigenden Einfluß er im Streit mit der Hinterlist seiner Umgebung hatte entbehren müssen. Doch Amalie bewährte in dieser Krise, wo selbst der Gedanke an Scheidung auftauchte, die sittliche Klarheit der verzeihenden Frauenseele. Indessen Helvig, mit seinem Fürsten zerfallen, in Berlin zurückblieb, ging sie im Sommer 1814 nach Schweden zurück, um die verwickelten Verhältnisse der Familie zu ordnen, und erst das Jahr 1816 brachte im Juli die Wiedervereinigung mit dem Gatten, der inzwischen als Generalmajor in preußische Dienste übernommen worden war, ohne ausreichenden Wirkungskreis zwar für seinen rastlosen Geist, aber doch wieder leidlicher Verhältnisse sich erfreuend. In Berlin, das sie nur höchst ungern betreten, hat Amalie dann, abgesehen von kurzen Zwischenräumen, bis zu ihrem Tode, am 17. Dezember 1831, gelebt. — Die Zustände seelischer Verstimmung, die Sorge um die Zukunft, die aufreibende Mühsal in der Entwirrung eines heillosen Daseins ließen weder Zeit noch Lust zu dichterischer Thätigkeit. Und gerade das war es gewesen, was Helvigs Verbitterung auf den Höhepunkt gebracht, daß er seine Frau in den Spielen ihrer Phantasie tändelnd glaubte, während er mit dem Schicksal ringen mußte. Fouqué drängte zu einer Erneuerung des Taschenbuches; sie lehnte ab; die Versöhnung mit dem Gatten erst und die Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung der Familienverhältnisse, dieser Erfolg ihrer eigenen Ausdauer und Weltgewandtheit, gab ihrem Geiste die Freude an Reim und poetischer Gestaltung zurück. Einiges, das später im neuen Taschenbuch erschienen ist, ist gegen das Ende des Aufenthaltes in Schweden vollendet worden.

Auch in der literarisch-künstlerischen Welt war eine fühlbare Veränderung, ein Hin und Wider vor sich gegangen. War die Jenenser Romantik das Element fein gestimmter Kreise von höchster

geistiger Ausbildung gewesen, so drang die Heidelberger in das Volk ein. Das Prinzip romantischer Dichtung bemächtigte sich weitester Schichten, es unterwarf sich selbst die Widerstrebenden. Der bärbeißige Voß sogar befreundete sich mit den Werken Fouqués; er liebte ihn, wie sein Sohn Heinrich dem Dichter meldete, von ganzer Seele, seit er die „Undine“ gelesen, und als Ende 1813 die Möglichkeit auftauchte, Fouqué könne im siegreichen Heer der Verbündeten durch Heidelberg marschiren, da hatte die Familie Voß keinen größeren Wunsch, als den „herrlichen Fouqué“ ins Quartier zu bekommen. Und wie in dem Fürsten deutscher Poesie, wie in Goethe die romantische Tendenz nachwirkte, trotz dem er fast mit allen Gliedern der Schule zerfiel, ist bekannt genug: der dichterisch abgeklärteste Ausdruck romantischen Fühlens stammt von ihm, dem „Klassiker“, nicht von einem der „Romantiker“, der Schluß des Faust. Vollendet aber war der Sieg der neuen Kunstideen, als sich Goethe auch dem Einflusse religiös-mittelalterlicher Malerei nicht länger mehr verschloß. Noch das Buch: „Winckelmann und sein Jahrhundert“ von 1805 war aus streng klassizistischen Grundgedanken herausgeboren, als ein entschiedener Protest gegen die sternbaldisirende Kunst der Nazarener, aber um dieselbe Zeit, da Cornelius die Kuppel der Kirche St. Quirin in Neuß mit Engel- und Apostelgestalten schmückte, ließ Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ den Kunsteifer Ottiliens und des Architekten schwelgen in der Darstellung heiliger Menschen auf den Wänden der Grabkapelle. In einem Briefe vom 22. August 1809 machte ihn Zacharias Werner als der erste auf die Sammlung der Brüder Boisserée aufmerksam und wußte sich kaum genug zu thun in feuriger Schilderung dieser Dokumente einer frommgläubigen Kunst. Im Mai 1810 trat sodann Sulpiz selbst dem hartnäckigen Heiden persönlich näher, und wieder ein Jahr später, im Mai 1811, gelang seiner redlichen Begeisterung und eindringenden Gelehrsamkeit, was die Tieck und Schlegel mit phantastischer Schwärmerei nicht vermocht hatten: Goethes Rückführung in den früh betretenen Dom der mittelalterlichen Malerschulen. Und als dann im September 1814 der Bekehrte mit Augen sah, was er bisher nur preisen gehört, da brach angesichts der leuchtenden Kunstschätze seine Bewunderung in die Worte aus: „Auch hier sind Götter!“ — wobei freilich dahin gestellt bleiben muß, ob dieser Ausruf mit seiner verdächtig polytheistischen Färbung dem Konvertiten Schlegel und seiner bigotten Gemahlin Dorothea zugesagt hätte. Dem größeren

Publikum aber machte elf Jahre nach jenem Manifest antiker Kunstanschauung die Schrift: „Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ die Wandlung des Dichters bekannt.

Amalie von Helvig hat an ihrem bescheidenen Theile unverdrossen dazu beigetragen, dem Ideale, wie es ihrer andächtigen Frauenseele aufgegangen war, Anerkennung auch in weiteren Kreisen zu sichern. Als Friedrich Schlegel seinen Schüler Sulpiz Boisserée um eine Beschreibung der weit berufenen Gemäldesammlung für sein neugegründetes „Deutsches Museum“ anging, da vertraute dieser die schwierige Arbeit dem kunstverständigen Urtheil und der gewandten Feder der Freundin an. Er selbst wachte über die Richtigkeit der geschichtlichen Angaben, und so kam nach dem Vorbild der Schlegelschen Gemäldebeschreibungen eine Abhandlung zu Stande, mit der man nach seiner eigenen Aussage ziemlich zufrieden sein konnte, „so viel man von einer Frau in dergleichen verlangen kann“. Er unterließ nicht, in einer Mittheilung vom 20. Dezember 1812 auch seinen jüngsten und wichtigsten Proselyten auf die Arbeit aufmerksam zu machen, und zweifellos hat sich diese warme Schilderung, an so bedeutender Stelle veröffentlicht, kein geringes Verdienst um die allgemeine Werthschätzung der Sammlung erworben, wenn auch ihr Besitzer zwei Jahre später, laut einem Briefe an Goethe vom 3. August 1814, zu wissen glaubte, daß man sich „trotz aller und nicht ganz zu lobenden Helvigschen Versuche keine Vorstellung“ von ihr machen könne. In ihrer eigenen Korrespondenz mit Goethe aus Heidelberg kam Amalie mehrfach in ihrer gewöhnlichen schönen Begeisterung auf die Galerie des Freundes zu sprechen, und als sie, nach Abschluß der Heidelberger Periode, auf der Reise nach Berlin in Weimar mit dem Berather ihrer Jugend zusammentraf, versäumte sie nicht, ihm mit Stolz vorzuweisen, was sie und Luise durch Copieren sich angeeignet.*) Mag auch dankbare Ritterlichkeit ein wenig übertrieben haben, so steckt doch nicht bloß ein Körnchen Wahrheit in dem, was Sulpiz nach Goethes Besichtigung seiner Schätze der treuen Prophetin seines Verdienstes am 23. Oktober 1814 nach Schweden berichtete: „Seitdem nun selbst der alte Heidenkönig dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Uebermuths; daß dieser Berg aber zum Thal gekommen ist, haben wir mit den schönen Zeichnungen von Ihnen und Ihrer Schwester Luise zu

*) Goethes Tagebuch erwähnt nichts von dieser Begegnung.

danken, er war davon noch ganz entzückt, nur mit Strafreden müssen Sie ihn hart angegangen haben, denn darob vernahmen wir öfters fernes Donnern." So durfte Amalie, als sie 1817 den zweiten Jahrgang ihres Taschenbuchs mit einem Stiche nach Hans Memling, jenem Hauptvertreter der vlämischen Schule in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, schmückte, wohl annehmen, einem allgemein anerkannten Geschmacke edelste Nahrung zu bieten, und fast scheint es, als ob die Dichterin jetzt, nach erfochtenem Siege, eine fernere Verherrlichung der beliebten Kunst für überflüssig halte, so sehr tritt das pittoreske Interesse, des ersten Jahrganges Schooßkind, im zweiten zurück. Aber — konnte das Schicksal ihr einen schlimmeren Streich spielen? — in demselben Jahre 1817 erging von Weimar in Meyers scharfer Abhandlung: „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" die schonungslose Absage an das Nazarenerthum, das mit seiner weltabgekehrten, katholisch-asketischen Mystik auf die Dauer keine Atmosphäre für Goethes heitere Menschlichkeit darbot. Mochten die Boisserées auch im Gegensatz zu der forcirten Verzücktheit des Tieckschen „Sternbald" sich noch so sehr bestreben, das Formale, das Aesthetische, das Allgemein-Gültige der altdeutschen Kunst zu betonen, so ließ sich doch das Stoffliche, das Beschränkt-Konfessionelle in ihr nicht kurzer Hand bei Seite stellen, um so weniger, als die große Masse der sternbaldisirenden Kunstgenossen gerade darauf mit größter Inbrunst immer wieder hinwiesen. Goethe hingegen wollte nicht katholisch werden; er seinerseits wollte, wie es im damals entstandenen Gedichte heißt, in Kunst und Wissenschaft wie immer protestiren.

Nicht so entschieden wie auf dem Gebiete der Malerei, nur erst leise, andeutend, vorbereitend ließ sich innerhalb der Literatur ein Wechsel verspüren, nur erst ein schwaches Kräuseln der Fluth als Zeichen späteren Rückströmens. Es war kein durchaus neues Element gewesen, durch das Fouqué die Romantik weiter zu bilden gehofft, als er die Sagenwelt der Edda in seinen Romanen und Dramen für den zärtlichen Geschmack der Neuzeit romantisch verwässerte. Eben jener Dichter, der auch die erste Sturm- und Drang-Tragödie, den „Ugolino", geschrieben, Gerstenberg hatte schon 1766 mit seinem „Gedicht eines Skalden" die rauhe Welt des Nordens, die geheimnißvoll schreckliche Sage der Götterdämmerung in die deutsche Literatur eingeführt; er hatte das Muster aufgestellt für Klopstocks Bardiete und den Ton angegeben für das berüchtigte Bardengebrüll. Diese Klänge waren wohl schwächer

geworden, aber ganz verklungen waren sie nie, und Gerstenbergs Vorbild, Ossian, blieb das Vorbild auf länger denn fünf Jahrzehnte hinaus. Auch Amalie von Helvig hatte 1799 in ihrer Ballade „Die Geister vom See“ Ossiansche Gestalten, Allona und Cathullin, beschworen und in dem „Fest der Hertha“ 1797 an altgermanischen Kultus angeknüpft. Neue Nahrung erhielt die nordische Tendenz, als das Nibelungenlied in den Brennpunkt allgemeiner Theilnahme rückte und alle geistigen Kräfte in Bewegung zu setzen begann. Die wissenschaftliche Forschung bohrte sich mit Hartnäckigkeit in seine Probleme hinein: 1807 erschien von der Hagens Erneuerung und neun Jahre später Lachmanns berühmte Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungennoth; die ästhetische Betrachtung studirte an dem deutschen Epos die Gesetze des Heldengesanges und stellte die „Nibelungen“, wie es Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen im Winter 1803 thaten, zum Verdrusse Goethes neben Homers Ilias; die bildende Kunst suchte die rauhen Recken dem Auge zu verkörpern, die Poesie beutete den Sagencyklus in mannigfaltigster Weise für ihre Zwecke aus: in Romanzen besang Tieck Siegfrieds Jugend, und Goethe, für den der Höhepunkt seiner Beschäftigung mit dem alten Gedichte in das Jahr 1809 fällt, führte in einem Maskenzug von 1810 Siegfried und Brunhild vor. Zacharias Werner dachte 1808 daran, den heroischen Stoff dramatisch zu verwerthen; was er nicht that, vollbrachte zur selben Zeit Fouqué mit seinem „Sigurd der Schlangentödter“. Ueberall suchte man auf eine rein nordische Fassung der Sage zurückzugehen, und die Hünengestalten skandinavischer Mythologie, einmal geweckt, hielten die Phantasie wie mit eiserner Gewalt gefangen. Skandinavisches Reckenthum, skandinavische Landschaft — in der Brust Amaliens, der diese Poesie als die Poesie ihrer neuen Heimath besonders nahe stand, mußte durch alles das ein besonderes Echo geweckt werden. Kein Wunder also, daß in ihr, die zudem im Herbst 1814 Vorträge über nordisches Götterwesen gehört, der Gedanke Gestalt gewann, den zweiten Jahrgang ihres Taschenbuchs der bardisch-heroischen Richtung zu widmen, wie der erste vorzugsweise der religiös-künstlerischen gedient hatte. Als aber die Reihe der blonden Siegfriedhelden Fouqués, der Lindwurmtödter, kein Ende nehmen wollte, als die hochgemuthen, blauäugigen Frauen sich in ermüdender Einförmigkeit folgten, eine wie die andere, da begann sich — und hier setzt die stille Wandlung ein, von der oben die Rede gewesen — da

begann sich leise der Ueberdruß des Publikums an diesen Gestalten zu regen, die gar zu sehr des individuellen Lebens entbehrten. Sollte das abgespielte Thema noch fürderhin wirken, so mußte ihm eine neue, interessante Variation abgewonnen werden. Da erschien 1816 Goethes Italienische Reise, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Schilderung eines warmen, farbenreichen Lebens die unbestimmten Umrisse einer Idee, die sicher schon länger in Amaliens beweglicher Phantasie ihr Wesen gehabt, zur klaren Anschauung verdichtete: die Folie war gefunden, an der jene abgeblaßten Schemen zu neuem Leben erwachen konnten, der Norden sollte unmittelbar mit dem Süden kontrastirt werden, der Winter mit der Sonne, das Grau des Eises mit dem Bunt der Blumen und — die Tugend mit der Sinnenlust.

Hiermit ist der Hauptunterschied zwischen den beiden Jahrgängen des Taschenbuchs gegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Gedanke, an und für sich glücklich, da, wo er wirklich zur Ausgestaltung kommt, Leben und Bewegung erzeugen muß und eine innere Mannigfaltigkeit, die von der Monotonie des ersten Versuches angenehm abstechen wird. Aber nicht überall ist die Aufgabe rein gelöst; nicht überall ist das zweite Taschenbuch auf der Höhe des ersten. Wohl enthält es Stücke, die ästhetisch mehr gelten als der „Gang durch Cöln“, aber auch solche, die unter dem Niveau selbst des unbedeutendsten der Beiträge von 1812 stehen. Schon darin verräth sich eine gewisse Müdigkeit der beiden Genossen, daß sie einem Dritten, den man damals nur mit einem unschädlichen Sonett zugelassen, Raum für eine überaus klägliche Erzählung zur Verherrlichung des heiligen Hubertus gegönnt haben. Sie ist, eben wie jenes Sonett, unterzeichnet mit „Paul Gr. v. H . . . .“ und unter dieser Chiffre verbirgt sich schamhaft ein Graf von Haugwitz, der Sohn von Goethes Reisegefährten auf der ersten Schweizerreise. Geboren 1791, war er, während er in den Jahren 1810 bis 1813 in Heidelberg studirte, in den Kreis Amaliens eingetreten; ein Studiengenosse von Rochows, hat er späterhin noch verschiedene Beiträge zu dem „Frauentaschenbuch“ des Stiefvaters seines Freundes geliefert.*) Was Fouqué bei-

*) Der Artikel über die beiden Taschenbücher in Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ Bd. 6, 1898, S. 121, erwähnt die Betheiligung Haugwitzens nicht und ist auch sonst von Fehlern nicht frei. Daß „Die Hülfe der heiligen Jungfrau“ von Fouqué stammt, wird nicht angegeben. Der Hauptfehler aber ist, daß die Taschenbücher unter den Werken Fouqués und nicht unter denen Amaliens aufgeführt werden.

gesteuert hat, erhebt sich nur darum über die „Jagd des heiligen Hubertus", weil es aus einer geübteren Feder gekommen ist. In der Erzählung „Die Götzeneiche", in der, wie in der „Undine", wenn auch nicht so entschieden, eine Beseelung der Elemente versucht wird, fällt die Axt des heiligen Bonifacius das Heiligthum höchst edelgesinnter Heiden, das Versdrama „Richard und Blondel" nimmt einen Stoff auf, der dem Verfasser, nicht Dichter, in früheſter Jugend nahegetreten, „Herzog Kanut, genannt der Heilige" schildert, gleichfalls in dramatischer Form, den Tod des Dänenherzogs (1132), einer frohgemuthen Siegfriednatur, die ein Opfer tückischer Verwandten wird. Es wandelt ein „Skalde" durch dieses Stück, der in halb mittelhochdeutscher Sprache Strophen des Nibelungenliedes, wie sie überliefert vorliegen, rezitirt, eine Vorstellung, die einen Germanisten heutiger Zeit zur Verzweiflung bringen könnte. Mit solchen Stücken konnte Fouqué seinen Dichterruhm freilich nicht mehren; selbst einer seiner begeistertsten Verehrer, der fränkische Freiherr Chr. v. Truchseß, meinte, er sei nicht so ganz von den Beiträgen für das Taschenbuch angezogen worden, „doch nehme ich die ‚Götzeneiche' aus." Und auch Amalie beklagte sich am 16. Dezember 1816 Knebel gegenüber, Fouqué habe „jede Eigenthümlichkeit des Nordens ganz oberflächlich behandelt." Wiederum hat die Courtoisie des ritterlichen Sängers der Dame das Hauptverdienst überlassen wollen.

Eine „Zueignung" in Stanzen, entstanden, als die Dichterin auf der Reise von Schweden im Juli 1816 mehrere Wochen zur Kräftigung ihrer Gesundheit auf Rügen verweilte, giebt das ganze Programm des Buches:

„Kennt ihr des Nordens innre Seele,
Den Geist der langen Winternacht?"

Was das ahnende Verständniß des Normanns, der „ein Gott an Kraft, ein Kind an weicher Güte" ist, aus dem Wehen des Schneesturmes, dem Rauschen des grauen Meeres vernahm, „des Nordens Mythenklang" von Thor und Freya, von Balder und Nanna, soll die Seelen der Nachgeborenen erschüttern, wir sollen den Stolz des Nordlandsohnes auf seine karge Heimath begreifen lernen, aber zugleich auch jene geheimnißvolle unauslöschliche Sehnsucht, die ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach den Ländern der Sommersonne zieht. Es redet aus diesen Stanzen die ganze große Liebe, die Amalie

ihrer neuen Heimath entgegenzubringen gelernt, die Liebe zu dem kernhaften tüchtigen Volke, zu der erhabenen Landschaft schwarzer Wälder und steiler Felsenwände. Die Natur, großartig in ihrer mitleidlosen Wildheit, wird in vollendeten Bildern vors Auge geführt, die Amaliens Anschauungsfähigkeit aufs schönste beweisen, aber mit den Vorzügen ihres Talentes machen sich auch die Schwächen bemerkbar; denn eine allzu selbstgefällige Breite ermüdet den Leser. Man hat der Dichterin, wohl gerade in Bezug auf dieses Vorwort, den Vorwurf der Redseligkeit gemacht. Sie freilich will das nicht Wort haben und schreibt an ihre Freundin, Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen unterm 16. Mai 1817: „Ueber die Form der Legenden ließe sich manches hin- und herbewegen, doch wage ich zu sagen, daß ich nicht glaube, daß mich der Reim zu einer Weitschweifigkeit gezwungen, die mir selbst nicht nothwendig schiene — ich reime so impertinent leicht, daß es noch impertinenter von mir wäre, diese Verse nicht so gedrungen als möglich zu machen, und so zweifle ich, daß, wenn man die Stanzen in Prosa auflöste, man viel weglassen könnte, was ich nicht nothwendig gefunden und man wohl bei genauer Prüfung, wenn nicht lobenswerth doch in der Sache selbst necessitirt, stehen lassen müßte." Die Ausdrucksweise dieser Selbstvertheidigung bezeugt ihre weit ausspinnende Redemanier, dem Inhalt kann man nicht beipflichten.

Nachdem die „Stanzen" den Charakter des neuen Taschenbuches angegeben, führt die schwedische Legende: „Die Heilquelle der heiligen Ragnill" mitten in den Streit zwischen dem harten Geiste nordischen Heidenthums und der zarten Reinheit einer jungfräulichen Christenseele. Auf finsterer Burg haust Raimund, der trotzige gewaltthätige Wickinger, der starrsinnige Heide, der sich durch schnöde Zauberkunst die Dämonen der Unterwelt dienstbar gemacht hat. In heißer Sinnengluth entbrennt er gegen Ragnill, die himmlische Klosterjungfrau. Blumensammelnd in heiliger Verträumniß, verirrt sich die Ahnungslose in Raimunds Zaubergarten. Die Pracht unbekannter Blüthenkelche und ihr berauschender Duft, die verwirrende Nacktheit schimmernder Götterbilder, die heiße Sprache des schönen Verführers und sein drängendes Flehen betäuben den Geist der Gottgeweihten, ihre Gedanken schwindeln, ihr Blut beginnt zu flammen — Hölle und Sinnenlust glauben ihren Sieg sicher, — da fällt Ragnills Blick auf die Lilien, die, ihrem Schooß entglitten, auf dem Boden sich zum bedeutungsvollen

Bilde des Kreuzes gestaltet haben. Sie erwacht und erschrickt und entflieht. Im Kloster aber erfährt sie schaudernd, daß sie nicht eine kurze Stunde, wie sie gewähnt, daß sie drei Tage und Nächte im schwülen Zauberbann der Versuchung geweilt habe, und frommer Eifer schichtet der scheinbar Zucht- und Eidvergessenen den Scheiterhaufen, den sie schuldig-unschuldig besteigt, um die offen bekannte Gedankensünde zu büßen. Aber Quellen brechen aus dem Boden, die noch heute heilkräftig sprudeln, und löschen die Brände, indeß auf des Wickingers Burg des Himmels Feuer fällt. — Diese Legende ist eine der besten des Taschenbuchs. Die asketische Tendenz, der auch sie gewidmet ist, kommt freilich nicht recht auf gegen die glühende Schilderung eines genußfreudigen Daseins aus Raimunds Munde, aber auch die Zartheit jungfräulicher Keuschheit, die sich durch die nur in Gedanken geschehene Abirrung eines Augenblicks befleckt und gottvergessen glaubt, ist zu ergreifendem Ausdruck gelangt. Um so größer ist der Abstand von der Legende „Radegundis“. Auf deutschem Boden entstanden, kehrt dieses Gedicht zur Verherrlichung der heiligen Elisabeth zurück. Die Heilige, gerührt von der Holdseligkeit der betenden Radegundis, schneidet der Jungfrau unversehens den Schmuck der blonden Flechten ab und belehrt die Klagende, nur drückender Fesseln sei sie entledigt worden, mit denen die junge Seele an die sündige Welt gekettet gewesen. Radegundis, im tiefsten betroffen, erkennt die Nichtigkeit des Erdetreibens und tritt, taub für die Bitten der Eltern, das Flehen des Verlobten, ins Kloster ein. Hier ist die echt dichterische Kraft, von der die Erzählung der heiligen Ragnill getragen war, zur Ruhe gekommen; das mittelalterliche Ideal pessimistischer Sittlichkeit, die allen natürlichen Pflichten den Rücken kehrt, erscheint in manirirter Erstarrung. Und auch die Legende „Die Siebenschläfer“ darf auf dichterischen Werth keinen Anspruch erheben, obwohl Amalie, deren Autoreneitelkeit den eigenen Erzeugnissen gegenüber nicht immer den richtigen Maßstab besaß, gerade in diesem Beitrag einen besonderen Schmuck des Buches erblicken wollte. Es ist bezeichnend für ihre Behandlung des bekannten Stoffes, daß sie ihm alle die naiven Züge, mit denen ihn der kindliche Sinn früherer Zeiten ausgestattet hatte, schonungslos abstreift; des munteren Hündleins, das nach der Tradition der Jünglinge Schlafgenosse ist, wird nicht gedacht. Die Dichterin ist nicht naiv, sie ist sentimentalisch.

Aber einen vollgiltigen Beweis ihres nicht gewöhnlichen Talentes hat sie dann wieder in der Erzählung „Die heilige Brigitte und ihr Sohn“ geliefert.

Von stattlichem Gefolge begleitet, an dessen Spitze ihr herrlicher Sohn Karl prangt, kommt Brigitte, eine vornehme Frau aus Schweden, auf der Wallfahrt ins gelobte Land nach Neapel. Johanna, Neapels Fürstin, empfängt die vornehmen Fremden, umgeben von der Pracht ihres Thronsaales. Auf die Belehrung seiner Mutter hin, daß an diesem Hofe das Zeremoniell einen Kniefall vor dem Herrscher verlange, hatte Karl, der kühne, selbstbewußte Held, erklärt, nicht vor der Fürstin, nur vor der Frau in ihr wolle er verehrend das Knie beugen — er genügt der ritterlichen Sitte, aber dann erhebt er sich frank und frei, um dem schönen Weibe einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Johanna möchte zürnen, doch sie vermag es nicht: die hehre Gestalt des Recken, seine männliche Schönheit, die Berührung seines Mundes wecken mit plötzlicher Gewalt in ihrem Herzen, was sie bisher noch nicht kennen gelernt — die Liebe. Und auch Karl ist gefangen. Wie den Sprößling des rauhen Nordens die überschwängliche Schönheit Neapels berauscht, wie er, schwelgend im Vollgenusse der Farben und Formen und Düfte des Südens, das geheimnißvolle Sehnen, das ihn seit der Kindheit Tagen verfolgt hat, gestillt fühlt, so erkennt er mit Entzücken in Johanna die Einzige, deren Besitz seinem stürmischen Herzen genügen kann. Mag auch daheim ein treues Weib seiner warten, mag auch die entsetzte Mutter ihn mit ihrem Fluche bedrohen, das empörte Blut vergißt der beschworenen Eide, nach kurzem Schwanken giebt er dem Drängen Johannas nach, die, glühend wie er, die Vereinigung mit dem Geliebten fordert. Da wirft sich Brigitte, während der Hochzeitszug der Kirche zuschreitet, in ihrer Noth vor ihrem Gotte nieder; eine christliche Althaia, fordert sie von dem Himmel, da nichts anderes den Sohn von seinem Frevel zurückhalten kann, den Tod ihres Erstgeborenen, und ihr Gebet wird erhört: mitten im Lärm und Gepränge des Zuges sinkt Karl entseelt zu Boden.

Mit reifer Kunst hat die Dichterin den poetischen Gegensatz zwischen blassem Norden und buntem Süden anschaulich zu machen und als Hebel der Handlung zu verwerthen gewußt. Eine nicht ungeschickte Komposition verleiht ihrem Gedichte Leben und Spannung: mit Johanna muß der Leser sich fragen, woher das

„geheime Leiden", das in Karls Auge erscheint, woher sein „Wanken, so nah am Ziel ersehnter Liebeslust", bis er enthüllt, was der Geliebten und uns bisher Geheimniß war, daß er bereits vermählt sei. Geschickt ist das bekannte Mittel der dramatischen Ironie verwendet, wenn Johanna erklärt:

„Dir folgt' ich froh zu ödem Eisgefilde,
Den ew'gen Winter löste meine Gluth;"

denn eben das wäre unter den obwaltenden Verhältnissen das Schlimmste.

Das Grundmotiv ist freilich der Literatur nicht fremd, es ist, mit literar-historischem Terminus bezeichnet: Der Mann zwischen zwei Frauen. Shakspere hat es verwerthet in „Antonius und Cleopatra", und seitdem es Lessing von einem Nachahmer Shakspeares, Lillo, übernommen und in seinen Dramen „Miß Sarah Sampson" und „Emilia Galotti" ausgebildet, ist es in der deutschen Dichtung nicht zur Ruhe gekommen. Goethe stellt seinen Weislingen zwischen Maria und Adelheid, Schiller seinen Ferdinand zwischen Luise und die Lady Milford, unzähliger anderer Dichter nicht zu gedenken. Und immer ist der Gegensatz zwischen den beiden Frauen im Wesentlichen der gleiche: auf der einen Seite die Gluth und die Sinnlichkeit, aber auch der Stolz und die Größe, auf der anderen das Maß und die Tugend, und im Bunde damit die Alltäglichkeit und Beschränktheit. So auch in unserem Falle. Ein selbstbewußtes, reifes Weib, ist Johanna eine Kombination von Lady Milford und Julia Imperiali. Sie ist Wittwe wie diese, aber „jungfräulich rein blieb doch die stolze Seele", wie nach Schillers Absicht jene erscheinen soll. Von beiden hat sie die blendende Schönheit, die rasche Gluth, den reichen Geist. Im Schmerze ist sie maßlos wie Shaksperes Cleopatra: an der Leiche des Geliebten schleudert sie fassungslos die Krone in den Staub. Ihr gegenüber bleibt Karls Gemahlin als blasses Schemen weit im Hintergrunde. Demgemäß heißt es von Johanna:

„So meinst Du denn, ich werde schwach ihn lassen? —
Mich opfern", ruft sie, „so gemeinem Glück? —
Genesen könn' er an dem stillen Herzen,
Das ihm genügt', eh' er sich selbst gekannt?"

Die eine hat der Norden, die andere der heiße Süden geboren, den althergebrachten Kontrast hat Amalie, wie vor ihr nur Lenz

im „Neuen Menoza", ethnologisch zu begründen gewußt, auch hier die Gabe klarer Anschauung glücklich bewährend.

Aber wenn sie so dem alten Motiv eine treffliche Fortbildung gegeben, so hat sie ihm andererseits eine schwere Schädigung durch die Umbiegung ins Religiöse zugefügt. Nicht weil Karl an seinem Mannesworte frevelt, das er einer Anderen verpfändet, nicht weil er an einem Grundpfeiler sittlicher Lebensordnung rüttelt, — er muß zu Grunde gehen, weil er sich versündigt an der Ehe als einer von Gott eingesetzten Einrichtung, einem von der Kirche geheiligten Verhältnisse. Dadurch wird seine Schuld aus dem Allgemein-Menschlichen in das Konventionelle, Konfessionelle hinübergespielt; weil seine Geschichte als Legende behandelt werden sollte, ist sie ihrer erschütternden Wirkung verlustig gegangen.

Und auch sonst hat der legendarische Charakter den Dichtungen als solchen geschadet. Das Gebiet, auf dem die fromme Erzählung sich abspielt, das fingirte Grenzgebiet, wo sich menschliche und himmlische Welt in einander weben, ist nur beschränkten Umfangs. Darum begegnen wir in den beiden Jahrgängen unseres Taschenbuches so oft denselben Gestalten, dem gottesfürchtigen Ritter, der keuschen Jungfrau, nicht weniger als dreimal der unglücklichen Nonne. Sogar denselben Situationen. Zweimal sehen wir in verschiedenen Gedichten die heilige Elisabeth Gaben spenden, dreimal sind wir Zeuge der an sich poetischen Zeremonie, wo bei der Einkleidung einer Nonne das Haar der Gottesbraut fällt. Gefühle und Gedanken werden eintönig. Der religiöse Ueberschwang ermüdet uns; was als klug gewählte Folie von größter Wirkung sein kann, Weltflucht und Weltverachtung, wird unerträglich, wo es um seiner selbst willen auftritt. Der größte Nachtheil aber liegt darin, daß eine psychologische Entwicklung der Charaktere unmöglich wird. Alle diese Gestalten stehen unter dem höheren Gesetz eines göttlichen Willens, gegen den der menschliche keine Macht hat, es sind Marionetten, die von einer unfaßbaren Gewalt gelenkt werden. Wohl wäre es eine interessante Aufgabe zu schildern, wie sich in einem Gemüthe, das bisher daseinsfroh alle Freude der Erde umfaßt hat, allmählich die entschiedene Neigung zu einem überweltlichen Ideal durchringt, aber ein solcher Kampf des Innern ist hier nicht möglich, wo ein Heiliger, mit übernatürlicher Kraft begabt, das größte aller Wunder, die Charakteränderung, in einem Augenblick vollendet. Es bedarf nur eines Wortes der heiligen Elisabeth, die heitere Jungfrau Radegundis zur stillen Nonne umzuschaffen,

und die Schnelligkeit, mit der sich in Fouqués „Nacht im Walde“ die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum vollzieht, wirkt sogar komisch. Auch Logik ist nicht die Sache von Legenden. Ist es nicht unlogisch, daß der Himmel der heiligen Scholastika das Zusammensein mit dem Bruder für wenige kurze Erdenstunden ermöglicht, nachdem sie eben erst die himmlische Vereinigung der Ewigkeit gepriesen hat? Ist es nicht unlogisch, daß Elisabeth, die in selbstgewählter Unterwürfigkeit nur im schlechten Kleide vor fürstlichen Gesandten erscheinen will, durch das Werk der Engel ohne ihr Wissen in nie geschautem Prunk erstrahlen muß, daß sie durch den Himmel selbst um die Frucht ihrer Demuth betrogen wird? Aber das Alles fällt nicht Amalien zur Last; die Legende als solche ist keine Gattung der Poesie, ihre Tendenz ist religiös und nicht ästhetisch, was sie vielleicht zu einer Dichtung stempeln kann, gehört nicht ihr an, sondern wird aus anderen Quellen herzugebracht.

Und konnte Amalie von Helvig dies poetisirende Moment geben?

In der Geschichte unserer wissenschaftlichen Aesthetik spielt ihr Name eine gewisse, nicht eben dankbare Rolle. Als im Jahre 1799 Goethe und Schiller, im Ringen nach höchster künstlerischer Verklärung, systematisch den Formen des kunstverderbenden Dilettantismus nachspürten, da erschien ihnen Amalie als die typische Dilettantin. Und in mehr als einem Punkte hat dieses harte Urtheil Berechtigung. Nicht darum, weil die Dichterin ihr Leben hindurch die leidigen Saxonismen nicht losgeworden ist und gegen Flexion und Syntax sich manchen Verstoß zu Schulden kommen läßt. Der lange Aufenthalt im Auslande war freilich nur zu sehr geeignet, die angeborene Unsicherheit zu vergrößern, und als sie auf der Reise nach Heidelberg im Juni 1810 Weimar besuchte, warf man ihr dort, nach einem Briefe Charlottens von Schiller an Goethe vom 18. Juni, vor, „sie habe am meisten ihre Muttersprache verlernt.“ Doch solche Mängel in Handhabung der Schriftsprache theilt sie mit größeren Geistern unseres Schriftthums. Aber dilettantisch ist es, wenn die Dichterin, wie wir oben sahen, die poetische Wahrheit durch die historische unterstützen zu müssen glaubt, dilettantisch ist ihre Vermischung christlicher und antiker Mythologie, mit der sie zum Beispiel in ihren Legenden vom „Tanz der Horen“ spricht, den Christengott wie einen Zeus als „Gott der Götter“ feiert oder gar, noch nordische Vorstellungen hinzufügend, Cytheren

sich der Christin Ragnill gegenüber als Freundin der Edda-Götter bekennen läßt. Als Symbol dieser Vereinigung weitgetrennter Begriffskreise kann die Corneliussche Zeichnung zu der Sage „Adolfs Eck“ gelten: das schäumende Pferd, auf dem der Klosterschänder Adolf die Nonne Amalgunde entführt, wird von geflügelten Amoretten gelenkt. Es ist die Art des Dilettanten, an Stelle der Natur des Objekts die dadurch geweckte Empfindung zum Ausdruck zu bringen, nicht den Gegenstand, nur das Gefühl über den Gegenstand zu schildern, und gerade so sehen wir Amalien nicht selten verfahren. Daher ihre gehäuften Adjektiva, die nicht objektive, nur subjektive Berechtigung haben. Daher verdirbt sie sich oft die künstlerische Wirkung, wenn sie unter Anderem in der Legende vom heiligen Klemens nach den ergreifenden Worten des erwachten Mägdleins: „Ach, nur ein Stündlein ruht' ich hier!“ anstatt zu schließen, im Drange eigener Gemüthsstimmung eine überlästige Betrachtung anfügt. — Und dennoch wäre es eine Ungerechtigkeit gegen ihr tüchtiges Streben, das verdammende Wort der Dichterfreunde durchaus aufrecht zu erhalten, das sich ja doch vor Allem gegen ihre Jugenderzeugnisse richtete, das auch Goethe selbst in dem ganzen Umfang seiner Schroffheit nicht hat gelten lassen wollen. In dem mehrfach betonten Triebe zur Anschauung, zur Gegenständlichkeit ist sie oft genug ihrer Subjektivität Meister geworden, und wenn nach Goethes Ausspruch der Hauptcharakter des Dilettantismus seine „Inkorrigibilität“ ist, die nichts lernen mag, so ist Amalie keine Dilettantin. Es ist ihr Ernst gewesen mit der Kunst, sie hat redlich danach gerungen, sich des Handwerkszeugs, der ästhetischen Regel zu versichern, sie hat ihr Talent durch Betrachtung und Ausübung auszubilden und zu festigen gesucht. Die Weimarer Großen sind eben die Muster gewesen, an denen sie sich mit Bewußtsein entwickelt hat. Das darf als ihr Ruhmestitel gelten, und sie ist stolz auf ihn. Mit Genugthuung schreibt sie an Frau von Wolzogen: „Es ist jetzt eine solche Anarchie in der Reimwelt, daß man kaum weiß, ob man Deutsch liest, in den abgekürzten, artikellosen und ganz zusammengeworfenen Gedichten; da reime ich fast noch zum Wahrzeichen, wie einer, der es von Goethe und Schiller gelernt.“ Sie bittet ihren Freund Knebel, den letzten Jahrgang des Taschenbuchs auch Wieland mitzutheilen, Wieland, dem Abscheu der Romantiker, und meint, er werde mit den Versen zufrieden sein, „die ich nicht auf neumodische Manier

bequem und liederlich gemacht, sondern dabei an seinen Oberon, Musarion 2c. gedacht habe.“ In der That, was sie gelernt hat, zeigen ihre Legenden auf jeder Seite.

Schiller steht ihr mit seiner Balladendichtung am nächsten. In seinem Musenalmanach ist sie zuerst vor das Publikum hingetreten, in den berühmten Balladenalmanach von 1797 hat sie eine hübsche Ballade: „Die Jungfrau vom See“ gestiftet. Ihr Stil ist der Schillers; seine Diktion, seine getragene, wohlredende Sprache, sein volles Pathos klingt aus ihren Erzeugnissen wider. Bis auf besondere Eigenthümlichkeiten, wie die Nachbringung eines attributiven Adjektivs in einem nachfolgenden Verse, ist ihre Redeweise nach der des Vorbildes gemodelt:

„Erbleichend sieht er die Wand empor,
Die schroffe, geglättete, steigen.“

Wie Schiller liebt sie, den Gang der Erzählung durch knappe Sentenzen zu unterbrechen: „Wer kennt das Schöne, der es nie gesehn?“ und bevorzugt dabei, wie Schiller, die antithetische Form:

„Dem Mann ziemt Herrschaft, wo sich Männer morden,
Sanft über frohe Menschen herrscht das Weib.“

Schillerisch ist die Behandlung des Verses und der Strophe; erst zuletzt machen sich kühnere Enjambements bemerkbar. Im Gegensatz zu ihrem Genossen Fouqué, der in der „Hülfe der heiligen Jungfrau“ nach romantischer Unart freie Rhythmen mit Reimversen und Assonanzen, stichische Erzählung mit dem Sonett stillos wechseln läßt, kennt sie fast einzig die strenge Form der abgemessenen, wohlgegliederten Strophe. Die Legende „St. Georg und die Wittwe“ wird genau im Maße der „Kraniche des Ibykus“ erzählt, die Sage aus Habsburgs Geschichte: „Die Martinswand“ im Tone des „Grafen von Habsburg“. Wie die äußere, so steht auch die innere Form nicht selten unter Schillerischem Einfluß, besonders deutlich in der „Rückkehr der Pförtnerin“. Hier wirkt im Gegensatz zu der sonst beliebten Breite wohlthuend die straffe Zusammenfassung der Handlung; wie es Schiller zu thun pflegt, werden wir unmittelbar in die Situation eingeführt, wenn die Dichterin im Versmaß der „Götter Griechenlands“ anhebt:

„Früh geweihet sonder Wahl noch Willen
Lebt' ein unerfahrnes holdes Kind,
Eine Nonne, klösterlich im Stillen,
Tief im Innern weltlich doch gesinnt.“

Gerade in diesem Gedicht geht die Wirkung des hohen Vorbildes bis ins Tiefste. Wenn Schiller gern den einzelnen Fall pathetisch als Ausfluß allgemein-ethischer Gesetze darstellt, so fragt auch Amalie, als die entflohene Klosterpförtnerin von dem Geliebten verlassen worden:

„Kann denn Liebe nicht zur Treue rühren?
Keimt Verrath aus innigstem Verein? —
Soll zur Sünde jedes Süße führen,
Muß ein Irrthum alles Leben sein?“

Endlich aber bricht in der Schilderung, die Klärchen von ihrem Klosterleben giebt, der Geist Schillerscher Empörung gegen Haft und Zwang durch die trübseligen Schwaden romantischer Klosterbegeisterung durch:

„Aber Todesstille herrscht hier innen
In der heitern Hoffnung stummem Grab,
Und, ein farblos dunkler Faden, spinnen
Sich des Lebens Stunden langsam ab.
Trüb erfüllen wir die trüben Pflichten,
Unfreiwillig, oft in Haß gesellt;
Können Sklaven Freundschaft auch errichten,
Die gezwungen Eine Kette hält? —“

Ganz anderer Natur ist Amaliens Verhältniß zu Goethe; es möchte fast rivalisirend zu nennen sein und beweist, wie die Künstlerin nach dem Höchsten strebte. Niemals zwar hat sie vergessen, was die deutsche Dichtung, was sie selbst diesem erhabenen Genius zu verdanken hatte. In ihren Briefen an ihn — der letzte ist mit einem Siegel versehen, das einen Goethekopf zeigt — nähert sie sich dem großen Manne mit unverhohlener Bewunderung, ja mit Ehrfurcht; er ist ihr „der Priester der Friedenskünste und der ewigen Schönheit“, oder „der Genius, welcher meine Penaten beschützt.“ Seine Werke geben ihr reinste Erbauung und den Trost, dessen sie in schweren Zeiten so oft bedürftig war. Jenes Buch über Winckelmann, den Romantikern ein Stein des Anstoßes, erscheint ihr der Konfession von Augsburg vergleichbar, „indem es sich rein und mild ausspricht, daß alle Gläubigen sich stillschweigend dazu bekennen und daran einander erkennen.“ Durch die jahrelange Trennung freilich mußten die persönlichen Beziehungen eine gewisse Dämpfung erfahren. Aber noch bei ihrem Zusammentreffen 1814 forderte Goethe die reimfertige Dichterin zu einem Begrüßungsgedicht für den aus den Freiheitskriegen heimkehrenden Herzog auf.

das sie am 10. September einschickte. Als sie dann 1820 von Berlin aus wiederum nach Weimar kam, bat sie den verehrten Freund der Jugend unterm 11. Juli um die Erlaubniß, ihn in Jena, wo er seit dem 31. Mai verweilte, zu besuchen. Goethe verzeichnet diesen Brief wie seine Antwort im Tagebuch. Am 15. Juli fand das Wiedersehen statt, aber es steht zu vermuthen, daß Goethes vornehme Ruhe Amaliens überströmender Begeisterung nicht gerecht geworden ist; denn ehe sie nach kurzem Aufenthalt in der fränkischen Heimath auf der Rückreise wieder Weimar und Jena passirte, hatte sie an Knebel am 9. September geschrieben: „Noch weniger werde ich mich, falls Geheime Rath Goethe in Jena ist, diesem aufdrängen, denn obschon ich das, was er der Welt überhaupt durch seinen Genius gegeben, mehr als irgend Jemand verehre, so sind mir doch die moralischen und physischen Petrefakten immer etwas langweilig anzuschauen gewesen, indem mich der Anblick bewegter Natur jeder Zeit mehr angesprochen, und ich mich am Heben und Schleppen mit Leblosem nicht abzumüden brauche, so lange ich lebendige Theilnahme erfahre.“ Am 19. September ist sie dann zum letzten Male Goethe begegnet: unter dem Datum dieses Tages verzeichnet Goethes Tagebuch: „Abends eine Stunde zu Knebel, wo Frau von Helvig, eine Sammlung ihrer Zeichnungen vorweisend“, und dieses zweimalige Zusammensein des Jahres 1820 hat Goethe für wichtig genug erachtet, seiner in den „Tag- und Jahresheften“ zu gedenken (Weimarer Ausgabe I, 36, 183). Der briefliche Verkehr ging fort; mit einem Schreiben Amaliens, datirt vom 21. September 1826, ausgerüstet, betrat Franz Grillparzer das Haus am Frauenplan.

Sie konnte 1812 schwerlich voraussehen, daß die Tendenz ihrer „Sagen und Legenden“ dem Weimarer Dichterfürsten mißfallen müsse. Sie hatte ihn im vertrautesten Verkehr nicht nur mit den Schlegels, sondern auch mit dem übertrieben katholisirenden Tieck gesehen, und sah eben damals wieder Beziehungen zwischen ihm und den Boisserées entstehen; ihr feines Verständniß mußte die romantischen Elemente aufspüren, die im ersten Theil des Faust und in den Wahlverwandtschaften zum Ausdruck kamen. Sie mochte wohl glauben, mit ihm in der Grundstimmung einig zu sein und freute sich, auch in Einzelheiten mit ihm gleiche Pfade zu beschreiten. Sie war stolz darauf, wie sie ihm am 14. Dezember 1811 mit Bezug auf den eben erschienenen ersten Theil von „Dichtung und Wahrheit“ schrieb, daß sie sich in ihrem

„Gang durch Cöln“ der herrlichen Idee von ferne genähert habe, die Goethe in der Schilderung seines Jugendlebens so überaus glücklich ausgeführt, „den Leser mit sich wandelnd durch Straßen und Plätze in das Wesen alter Zeit und seine ehrwürdigen Ueberreste lebendigst einzuführen“. So mißt die Schülerin ihr Werk an dem des Meisters. Deutlicher wird dies ihr Streben, wenn sie seiner Ballade „Der Gott und die Bajadere“ ein christliches Gegenstück giebt; denn als solches erscheint unverkennbar ihre Legende „Die Rückkehr der Pförtnerin“. Hier wie dort wird die sündige Frauenseele, die tief hinabgestiegen ist in die trügerisch lockende Fluth der Sinnenlust, durch göttliche Gnade zu reinen Höhen emporgezogen, weil sie, mitten im Wirbel der Sünde, zu lauterem Gefühl sich fähig erweist; aber was bei Goethe die Regung freien Menschensinns, die hingebende Liebe des Weibes zum Manne bewirkt, vollbringt bei Amalie die religiöse Empfindung, die Liebe zur Himmelskönigin. Und wenn die Bajadere ihr Gefühl durch freiwilligen Flammentod besiegelt, so wird Klärchen ihre Erweckung nur in trüber Selbstkasteiung bewähren; eine wahrhaft sittliche Genesung, wie sie nach unserem Gefühl nur durch ein offenes Bekenntniß der Schuld bedingt sein könnte, wird gerade durch die Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau unmöglich gemacht, so daß auch dieses sonst so treffliche Gedicht mit der Unfähigkeit der Legende, psychologisch wahr zu sein, wie mit einem Geburtsmakel behaftet ist.

Dem Zufall ist, wie die Chronologie darthut, die Konkurrenz in der Behandlung der Siebenschläferlegende zu danken, bei der Amalie natürlich in jeder Beziehung zu kurz kommt. Wenn Goethe schon nicht versucht hat, in seinem Gedichte des „West-östlichen Divans“ von 1819 den vollen Gehalt dieser wahrhaft tiefsinnigen Erzählung auszuschöpfen, so ist Amalie mit ihrer Legende von 1817 überhaupt von der Möglichkeit eines solchen Versuchs ausgeschlossen, da sie sich dem Stoffe nur im Sinne christlichen Wunderglaubens zu nahen weiß. Keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß die „Heilquelle der heiligen Ragnill“ als Pendant gedacht ist zur — „Braut von Corinth“. Hier wie dort der unversöhnliche Streit zwischen Christenthum und Heidenthum, weder hier noch dort fehlt es an eindringlicher Schilderung des Gegensatzes zwischen dem kläglichen Reich des entsagenden Glaubens und dem blühenden Zauber der Erdenlust. In beiden Gedichten wird das geheimnißvolle Gebiet schrecklicher Dämonen in die Handlung gezogen,

in beiden erhebt sich am Schlusse der Scheiterhaufen. In beiden wirbt der Jüngling leidenschaftlich um die schöne Jungfrau, in beiden bringt das heiße Begehren dem Paare den Tod. Aber bei Amalie ist alles ins Christliche travestirt. Was Goethe mit vollem Glanze bestrahlt, rückt sie in tiefste Schatten. Ihr Gedicht ist der naive Versuch einer Palinodie des Goetheschen. — Ihre Nachbildung bemächtigt sich auch der äußeren Form. Goethes Strophenbau ist gerade in der „Braut von Corinth" von wundervoll geheimnißreichem Zauber; wie die geknickte Seele aus dem Grabe zurückkehrt, um die Ergänzung ihres frevelhaft abgeschnittenen Lebens zu suchen, so erscheint am Ende der Strophe der dritte Reim, um zur Vereinigung mit den beiden Klangbrüdern zu gelangen, von denen er durch kurze schroffe Zeilen getrennt ist, und vollendet dadurch die innere Harmonie. Amalie bedient sich genau der gleichen Form, vielleicht wiederum ein Zeichen des Dilettantismus; denn für sie erwächst die Form nicht wie bei Goethe aus dem Inhalt. Da ist es denn auch natürlich, daß sich selbst direkte Wortanklänge einfinden, und man wird sofort erkennen, welche Stellen der Goetheschen Ballade bei folgenden Versen vorgeschwebt haben:

„Da ihr Blick erhellt
Jetzt zur Ferne fällt,
Zeigt sich ihr ein seltsam herrlich Bild.

Denn aus tiefen Tannenwaldes Schatten,
Der des Gartens Lustgebiet begrenzt,
Tritt hervor auf die besonnten Matten
Dort ein Ritter, der im Harnisch glänzt."

oder:

„Bleibe furchtlos!" ruft er, „holdes Wesen!"

oder:

„Hier auch am Altar
Bringt man Opfer dar,
Froher Thränen, aber sonder Zwang."

Und diese Verse sind nicht die einzigen ihrer Art. So entschieden ist nun freilich der Einfluß Goethescher Dichtung auf Form und Sprache der „Sagen und Legenden" nur einmal zu finden, aber vereinzelt stellen sich Erinnerungen auch an anderen Stellen ein. Hatte sich doch schon Schiller gegenüber die Dichterin für die Kühnheit, in einigen Stanzen eines Jugendgedichtes nur weibliche

Reime gebraucht zu haben, auf Goethes Vorbild in seinen „Geheimnissen“ berufen.

Alle diese Betrachtungen haben nicht den Zweck, das dichterische Vermögen Amaliens zu verkleinern, sie können darthun, wie sie an der Hand der Größeren sich aufzurichten und ihre Kraft zu vermehren gesucht hat. Sie hat die Kunst wirklich zu lernen gesucht. Freilich ist sie immerfort eine Schülerin geblieben. Sie ist ein Talent, kein starkes, bahnbrechendes, aber ein ruhiges, harmonisch in sich gesammeltes. Nicht immer ist das Publikum solchen stillen Verdiensten gerecht geworden. Sulpiz Boisserée berichtet in seinem Tagebuch vom 21. Mai 1826 über eine Audienz, die er damals bei dem Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar hatte. „Er kam auch auf Frau v. Helvig zu sprechen und meinte, es sei eine recht brave Person, aber als Dichterin machte sie sich allerlei Phantasien und sehe die Dinge nicht wie sie seien und komme darum vielfach zu kurz. Ich rühmte dagegen ihren Charakter, und wie sie sich in ernsthaften Fällen zusammenzunehmen wußte. Er sagte darauf: Ich will ihr nicht übel nachreden, sie ist gewiß auch in dem Stück weit besser als viele ihres Gelichters.“ Für eine höhere Würdigung ihrer dichterischen Thätigkeit kann Goethe als Eideshelfer herangezogen werden, der an mehr als einer Stelle seiner Briefe der „lieben Kleinen“ anerkennend gedenkt (an Meyer 14. und 21. Juli 1797, an Schiller 1. Juli und 12. August 1797, an W. v. Humboldt 16. September 1799), der in den „Tag- und Jahresheften“ von 1799 gesteht, sie habe ihn früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent angezogen (Weim. Ausg. I, 35, 84.). Und diese Urtheile stammen aus einer Zeit, da er noch nicht, wie man ihm später vorwarf, aus Prinzip jede Mittelmäßigkeit lobte, sondern im Verein mit dem hart konsequenten Schiller höchster Maßstäbe sich bediente. Amaliens Talent ist ein Frauentalent mit seinen Gebrechen und Vorzügen, die alle mit wünschenswerther Deutlichkeit in den „Sagen und Legenden“ zur Erscheinung kommen, so daß das Taschenbuch, trotz des unerquicklichen Stoffes, oft eine lohnende, immer eine interessante Lektüre darbietet. Freilich ist Amalie, wie Goethe es ausdrückt, eine „Undulistin“ in der Kunst, nicht in Zeichnung und Anordnung, aber in der Behandlung, wodurch eine gewisse Undeutlichkeit entsteht (an Meyer, vom 10. Mai 1799), freilich kranken ihre Arbeiten an Breite und Rührseligkeit, und nicht

immer reicht die Kraft aus, das gut Entworfene zur Vollendung zu führen. Aber ihre Phantasie ist regsam und blühend, ihr Formgefühl ausgebildet, ihr Geschmack klar und edel. Die Sprache behandelt sie mit anmuthiger Gewandtheit, sie findet glückliche, rein angeschaute Bilder. Und eine weibliche Gabe ist ihr vor Allem gegeben, die, einem ursprünglichen Geiste zwar fremd, ihr den größten literarischen Erfolg bereiten sollte, den sie je errungen, die Anschmiegsamkeit. Durch sie ward sie auf die Bahn der Uebersetzungskunst geführt.

In der Malerei hatte sie früh die Grenzen ihrer Befähigung erkannt und sich fast ausschließlich mit dem Kopiren fremder Meisterwerke begnügt, in der Dichtung hat sie sich erst spät zu dieser Selbstbeschränkung bequemt. Schon der zweite Jahrgang der „Sagen und Legenden" brachte eine Uebersetzung: „Der letzte Skalde" nach dem schwedischen Dichter Geijer, ein Erzeugniß der Romantik, die längst ihren Einzug in Skandinavien gehalten hatte. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum das Thema; in dem alten Sänger, den nur das Schwert der Sieger vor Zeiten zum Glauben an Christus bekehrt, erwachen bei herannahendem Tode die Erinnerungen an Jugend und verbotenen Kultus:

„Und jener Christenvater,
Den ich bekannte,
Reich ist und mild er,
Nicht Rache suchend
Am niedern Manne,
Der an des Grabes Rand
Gebete stammelt
Vergess'nen Göttern."

1822 begann sie dann die Uebersetzung der „Frithjof-Sage" Tegnérs; im Manuskripte sandte sie die Uebertragung der einzelnen Romanzen an Goethe, der mit ihrer Arbeit höchlich zufrieden war. Im ersten Heft des fünften Bandes von „Kunst und Alterthum" gab er eine Analyse der ersten fünf Gesänge; den einleitenden Aufsatz, warmer Anerkennung voll, hatte er am 31. März 1823 dem Kanzler v. Müller vorgelesen und pathetisch sodann die Romanze „Die Königswahl" deklamirt. Im dritten Hefte kam er noch einmal lobend auf die Uebersetzung zurück, die als Ganzes 1826 in erster Auflage erschien. 1879 ist noch eine achte er-

forderlich geworden. Ein Muster klassischer Uebersetzungstechnik, ist dieses Werk das einzige gewesen aus Amaliens literarischer Lebensthätigkeit, dessen Wirkung den Tod der Uebersetzerin lange überdauert hat. Auch die Frithjof-Romanzen sind romantischer Herkunft, aber sie sind erfüllt von dem starken Athem einer Mannesseele, sie haben Amaliens Namen zu späteren Geschlechtern hinübergetragen, als die frauenhafte Weichheit der Legenden mit der Zeit, die solche Erzeugnisse entstehen ließ, längst verschollen war.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, von Felix Rachfahl. S. 319. Mk. 7,—. Halle a. S., Max Niemeyer.

Wer hat in dem Straßenkampf des 18. März 1848 in Berlin eigentlich gesiegt? Nach dem Augenschein und nach dem Erfolg offenbar das Volk, denn die Truppen haben sich zurückgezogen, sie haben Berlin verlassen, der König ist in die Gewalt der Menge gerathen, hat schwere Demüthigungen über sich ergehen lassen müssen und die günstige Gelegenheit zu einer großen Politik, „die, wie Friedrich Wilhelm IV. später selbst einmal gesagt hat, der liebe Gott ihm auf dem Präsentirteller angeboten hatte", konnte nicht mehr benutzt werden. Prüfen wir nun aber die Thatsachen im Einzelnen und sehen uns die Zeugnisse an, so ist gar keine Frage, daß die Truppen nicht geschlagen waren, sondern gesiegt hatten. Die meisten Barrikaden waren bereits genommen, obgleich ein großer Theil der Truppen noch gar nicht gefochten hatte — noch ein fester Druck mit der Hand und die Revolution wäre erstickt gewesen. Nur ein einziges Zeugniß von Bedeutung scheint diesem Thatbestande zu widersprechen, aber freilich ein durchschlagendes, nämlich das des Oberstkommandirenden, des kommandirenden Generals des Gardekorps v. Prittwitz. Dieser hat, wie unzweifelhaft feststeht, dem König die Lage keineswegs so günstig geschildert, sondern es bei seiner dienstlichen Meldung als recht zweifelhaft hingestellt, ob er im Stande sei, des Aufstandes völlig Herr zu werden. Gestützt auf dieses Zeugniß können die Revolutionäre behaupten und behaupten es auch heute noch, daß thatsächlich nicht die Armee, sondern das Volk gesiegt habe.

Den Ausgleich in diesem Widerspruch hat man bisher wesentlich in der Person des Königs gesucht. In Verzweiflung über das unerhörte Ereigniß einer Empörung seines treuen, preußischen Volkes habe er sich zu einer wirklichen Durchführung des Kampfes nicht entschließen können. Bald weinend, bald in dumpfer Apathie habe er dagesessen, bei jedem Schuß sei er mit Entsetzen aufgefahren und habe endlich den Befehl zum Abzug gegeben, den Prittwitz dann in der Weise ausführte, daß er die Truppen

ganz aus der Stadt herauszog, weil es praktisch unmöglich war, sich inmitten der schimpfenden und insultirenden Volksmenge zu behaupten und die Disziplin zu erhalten, wenn man es nicht zu einem neuen Kampf kommen lassen wollte.

Die Frage nach dem wahren Zusammenhang dieser Dinge ist in den letzten Jahren besonders lebhaft geworden in Folge einiger Erzählungen aus dem Munde des Fürsten Bismarck, die bekannt wurden und auch in die „Gedanken und Erinnerungen" übergegangen sind. Hiernach wäre es der Minister von Bodelschwingh gewesen, der dem König den verhängnißvollen Befehl zum Abzug der Truppen entriß und ihn auch persönlich dem General von Prittwitz übermittelte.

Gegen Bismarcks Erzählung erhob die Familie Bodelschwingh Einspruch und wies nach, daß der Minister höchstens der Ueberbringer des Befehls gewesen sein könne, auf keinen Fall aber derjenige, der den König dazu veranlaßte.

In die Einzelheiten dieser Erzählung brauchen wir nicht einzugehen, da das ganze Problem jetzt auf eine neue Grundlage gestellt ist.

In einer vortrefflichen, eindringenden Untersuchung in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" Bd. 13 (1900), „Zur Genesis der preußischen Revolution von 1848" machte der Privatdozent Dr. Hermann Oncken aufmerksam auf eine Stelle in dem Tagebuch des Generals Leopold von Gerlach, wo es heißt: „Wenn ich auch sehr betrübt bin über die Stimmung des Königs, so befestigt mich in meiner Unterwerfung doch die klare Anschauung, daß Prittwitz und Brandenburg durch ihre innere und daher auch äußere Opposition gegen die Person des Königs nicht allein innerlich in Sünde, sondern auch äußerlich in grobe Fehler gefallen sind. Prittwitz hätte den Skandal des 19. März, den er jetzt stark mitverschuldet, ohne diese Opposition von uns abgewandt: er hatte hinreichende Eigenschaften dazu. Aus dieser Opposition sprach er von Mangel an Truppen, von der Möglichkeit, die Stadt verlassen zu müssen; aus derselben Opposition gehorchte er Bodelschwingh, ließ die Truppen sich unter der Hand verkrümeln, schickte die auswärtigen Truppen nach ihren Kantonnements und gab den anderen die Erlaubniß, nach den Umständen ebenfalls fortzugehen."

Diesen Hinweis hat nun der Professor der Geschichte Rachfahl in Halle aufgenommen, weiter verfolgt und das ganze historische Quellenmaterial für die Revolutionsbewegung in methodischer Weise nachgeprüft. Das Buch verläuft in den Formen einer Quellenuntersuchung, ist aber mit solcher Kunst und solcher Kraft logischer Entwicklung aufgebaut, daß man es liest wie eine spannende Novelle und sich kaum davon losreißen mag. Ich möchte mich nicht Allem anschließen, was der Autor über die deutsche Politik Friedrich Wilhelms IV. sagt, aber jedenfalls ist sein Buch ein Beweis, wie viel methodische Forschung und Prüfung über eine Zeit zu sagen vermag, ohne über neue Enthüllungen oder Dokumente zu verfügen:

jede Einzelheit des Rachfahlschen Buches ist gedruckt und Jedermann zugänglich gewesen, aber den Sinn hat uns erst jetzt dieser Forscher offenbart.

Das Ergebniß ist erstaunlich, überraschend, und leider, es drängt sich das Wort auf die Lippen, beschämend.

Was uns bisher von der Haltung Friedrich Wilhelms erzählt worden ist, was z. B. auch Sybel in sein großes Werk aufgenommen hat, ist einfach nicht wahr gewesen; es war nach der einen Seite ungeheuerlich übertrieben, nach der anderen auf falsche Motive zurückgeführt. Die Quelle für diese Auffassung ist wesentlich eine in unseren „Jahrbüchern" (Bd. 63) veröffentlichte Aufzeichnung des trefflichen Professors Clemens Perthes in Bonn. Perthes aber war der intimste Freund des Feldmarschalls Grafen Roon, der als Begleiter des Prinzen Friedrich Karl in Bonn lebte. Perthes' Erzählungen stammen aus dem Munde Roons und einiger anderer hoher Offiziere. Sie sind der Niederschlag der Stimmung einer Militärpartei, die den König umgab.

Es ist richtig, daß der König den Befehl gegeben hat, die Truppen sollten die Straßen und Plätze räumen. Ursprünglich lautete der Befehl, die Truppen sollten sich zurückziehen, wenn und sobald die Barrikaden geräumt und niedergelegt seien, was eine Bürgerdeputation dem König auf das Bestimmteste versprochen und in Aussicht gestellt hatte. Diese Bedingung aber hat der König aus eigenem Antrieb, ohne und sogar gegen den Rath des Ministers von Bodelschwingh nachträglich fallen lassen. Bodelschwingh hat den Befehl aus dem Kabinet des Königs an den General von Prittwitz überbracht. Der Befehl aber hatte noch einen zweiten Theil, nämlich, zwar die Straßen und Plätze zu räumen, jedoch das Schloß, die Zeughäuser und andere öffentlichen Gebäude mit starker Hand besetzt zu halten.

Diesen zweiten Theil des Befehls hat Prittwitz nicht ausgeführt, sondern statt dessen die Truppen aus der Stadt herausbefördert.

Rachfahl weist eingehend nach, daß dazu ein sachlicher Grund schlechterdings nicht vorlag. Der König wäre vollständig Herr der Situation geblieben, wenn die Truppen in den festen Gebäuden vereinigt blieben, von wo sie nöthigenfalls mit ihrer starken Artillerie jeden Augenblick wieder hätten vorgehen können. Nicht der von dem König befohlene Abzug von den Straßen, wo sie gesiegt hatten, sondern der von dem General von Prittwitz auf eigene Hand verfügte Abzug aus Berlin ist es gewesen, der die Katastrophe über das altpreußische Königthum heraufführte und den König und die Armee nach dem Ausdruck des Generals von Gerlach in seinem Tagebuch „avilirte".

Es war nicht Verrath, es war noch weniger Furcht oder Kleinmuth, was den General Prittwitz zu dieser verhängnißvollen Anordnung getrieben hat, sondern es war — Politik.

Weshalb ist der Kampf am 18. März überhaupt ausgebrochen? Man

weiß, daß der König alle die Konzessionen, die in jenem Augenblick von ihm verlangt wurden, am Morgen des 18. März bereits gemacht hatte; auch die konstitutionelle Verfassung war bereits zugesagt. Um dem König für diese Gewährung zu danken, hatte sich auf dem Schloßplatz die Menge versammelt, mit der der Kampf begann. In des Königs Augen handelte es sich um die Emeute einer Rotte von Bösewichtern und Berufsrevolutionären; was seine Berliner Bürger aber betraf, um nichts als ein entsetzliches Mißverständniß. Wozu das Blutvergießen? In diesem Sinne schrieb der König eigenhändig seine Proklamation „An meine lieben Berliner", in der er die Bürger beschwor, wie ein Vater seine Kinder, von dem unsinnigen Kampfe abzulassen; in diesem Sinne befahl er seinen Truppen, als ihm eine Bürgerdeputation unter Führung des Bürgermeisters Naunyn versicherte, die Bürger seien bereit, die Barrikaden selber wieder abzutragen, den Rückzug der Truppen. Nicht bloße Humanität war es, die ihn in diesem Augenblick bewegte, sondern auch ein hoher politischer, ja der denkbar höchste politische Gedanke: er hatte sich entschlossen, die Frage der deutschen Einheit nunmehr anzugreifen und war sich bewußt, daß er dazu der Zustimmung, des Entgegenkommens und der Freundschaft des deutschen Volkes nicht entbehren könne. Keine furchtbarere Störung aller dieser hohen Pläne konnte es geben, als daß er in diesem Augenblick mit den Bürgern seiner eigenen Hauptstadt in Bürgerkrieg gerieth. Von diesem ganzen Hintergrund der Empfindungen und Entschließungen des Königs sah und wußte die Militärpartei in seiner Umgebung nichts. Ihr war alle Nachgiebigkeit nichts als eitel Schwäche und Sentimentalität. Der General von Prittwitz konnte es nicht begreifen, daß der König den Meuterern, die in der Breitenstraße angesichts seines Schlosses eine Barrikade errichteten, noch eine Bedenkzeit gewährte, ehe er ihre armselige Befestigung erstürmen ließ. Nun gar die Proklamation „An meine lieben Berliner" mitten im Kampf!!

Prittwitz glaubte nichts als weitere Schwächlichkeiten und Nachgiebigkeiten vor sich zu sehen. Wohin, wenn das so weiter ging? Die wahre Rettung, die jeden Kompromiß mit der Revolution verschmähte und auch die großen Konzessionen vom Morgen wieder rückgängig machen konnte, schien ihm allein dann gegeben, wenn er den König mit allen Truppen aus der Stadt hinausführte und hierauf die Stadt durch Bombardement und Sturm von außen wieder einnahm. Dann war die königliche Autorität und die herrschende Stellung der Armee zugleich wiederhergestellt und jeder Pakt mit den neuen Gewalten abgeschnitten. Aus diesem Grunde stellte der General zuerst dem König die militärische Lage lange nicht so günstig vor, wie sie war und wie er sie selbst ansah; aus diesem Grunde führte er die Truppen aus der Stadt hinaus, als ihm die Fortsetzung des Straßenkampfes untersagt wurde. Was er erreichte, war das gerade Gegentheil von dem, was er wollte: seine falsche Meldung bestärkte den König in dem Beschluß, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und

das Hinausführen der Truppen lieferte den König persönlich in die Hände der Revolution.

Eine politisirende Armee ist wahrlich ein gefährliches Element! Prittwitz' Gesinnungsgenosse Gerlach hat das rechte Wort gesprochen: nicht bloß innerlich Sünde, sondern auch äußerlich grobe Fehler waren die Folge, daß Prittwitz als General Opposition machte und die Truppen nicht mit voller, reiner Hingabe an den Willen seines Herrn führte. Zu dem Allen die systematische Geschichtsfälschung, welche die Verantwortung von sich selbst und den Gesinnungsgenossen ab, auf das Haupt des Königs und Kriegsherrn zu laden suchte!

Man mag darüber streiten, ob es nicht, nachdem der Kampf einmal entbrannt war, das einzig Richtige gewesen wäre, ihn mit aller Energie zu Ende zu führen — jedenfalls wäre dem König, falls er sich hierfür entschieden hätte, der Entschluß durch die Darstellung, die ihm Prittwitz von der Schwierigkeit seiner Aufgabe machte, nicht erleichtert worden. Da er aber, aus Rücksicht auf seine deutsche Politik, nun einmal für Milde und Abbrechen des Kampfes war, so hing die glückliche Durchführung dieser Idee ganz und gar ab von der Art, wie sie realisirt wurde — und hier sind wir bei dem Punkt, wo doch wieder, so großer Tadel den General von Prittwitz treffen muß, hervortritt, daß die eigentliche Schuld im höheren Sinne beim König selbst zu suchen ist. Weshalb hatte denn Prittwitz das Kommando? Er war kommandirender General des Gardekorps, der Oberbefehl aber fiel dem Gouverneur von Berlin zu, dem General von Pfuel. Pfuel, aus derselben sozialen Sphäre stammend wie Prittwitz, von brandenburgischem Uradel, Sohn eines preußischen Hofmarschalls und Generals, gehörte zu der Gruppe der geistig freien Offiziere aus der Epoche der Freiheitskriege, die der strengen Militärpartei als Liberale verdächtig waren. Da ließ sich Friedrich Wilhelm IV. in dem Augenblick, als er befahl, den Schloßplatz mit Waffengewalt zu räumen, was das Signal zum Kampfe wurde, durch den früheren Minister Grafen Alvensleben bestimmen, Pfuel das Kommando zu entziehen und es auf Prittwitz zu übertragen. Das war das Schicksal: damit gab er sich in die Hand eines Mannes, der stolz und trotzig etwas Anderes wollte, als er selber. Hätte Pfuel das Kommando behalten, so hätte er sicherlich mit nicht geringerer Energie gekämpft, als Prittwitz, zugleich aber auch den endlichen Rückzugsbefehl in dem Geiste ausgeführt, in dem er gegeben war und das Schloß besetzt gelassen.

Erst wenige Tage vorher (am 11. März) hatte der König Pfuel zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt, ohne Zweifel, um an dieser Stelle einen Mann zu haben, dessen Energie man kannte und der zugleich der neuen Bewegung und den neuen Ideen Verständniß entgegenbrachte. Indem der König nun im entscheidenden Momente einen Anhänger der exklusiven Militärpartei an seine Stelle setzte, so ist das psychologisch kaum anders zu erklären, als durch die Reaktion gegen seine Nachgiebigkeit vom

Morgen, das große Patent, das alle die lange versagten Zugeständnisse an die Volkswünsche endlich gewährte. Durch die Beseitigung Pfuels und die Ernennung Prittwitz' wollte der König sich selbst und seiner Umgebung zeigen und beweisen, daß jene seine Nachgiebigkeit nicht aus Schwäche entsprungen sei. Als wirklicher Staatsmann hätte er gerade umgekehrt schließen müssen: daß er nämlich nunmehr, wo er eine neue politische Bahn von unermeßlicher Weite betreten hatte, sich mit Dienern umgeben müsse, die den guten Willen hatten, auch innerlich mit ihm zu gehen. So aber dachte der König nicht, und zwar deshalb nicht, weil er selbst nur widerwillig und gegen seine innerste Neigung, gedrängt von dem Minister von Bodelschwingh das neue Programm angenommen hatte. Diese innere Unsicherheit, Unklarheit und Halbheit bewirkte es, daß er selbst die Zügel nicht fest in der Hand hielt, daß er mit seiner eigenen Truppenführung auseinander kam, von seiner eigenen Garde der Emeute preisgegeben wurde und endlich in Aller Augen auch noch als der an dem Unglück allein Schuldige erschien.

Delbrück.

Geographie und Reisen.

Dr. Max Freiherr von Oppenheim. Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Hauran, die syrische Wüste und Mesopotamien. Mit 4 Originalkarten von Dr. Richard Kiepert, einer Uebersichtskarte und zahlreichen Abbildungen. Erster Band 1899, 334 Seiten. Zweiter Band 1900 mit Register 434 Seiten. Berlin bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Preis 20 Mark.

Das Oppenheim'sche Werk wurde unmittelbar vor meiner eigenen Abreise nach dem Orient vollendet, und es war mir daher damals nicht mehr möglich, es noch an dieser Stelle zu würdigen. Seitdem habe ich die Bearbeitung meiner Reise annähernd vollendet und bin nun, zumal sich Oppenheims und meine Routen an verschiedenen Punkten berühren, um so mehr in der Lage, ein Wort über die in den beiden Bänden niedergelegten Leistungen zu sagen. Ich will gleich hinzufügen, daß der Verfasser seitdem noch eine zweite im Jahre 1899 ausgeführte Forschungsreise jener ersten, die in das Jahr 1893 fiel, hat folgen lassen. Ueber die zweite Reise liegt erst ein vorläufiger Bericht in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Band XXXVI, 1901, Nr. 2, Seite 69—99 nebst einer Ueberſichtsskizze vor. Im Ganzen genommen ergänzen sich unsere Routen in Syrien und namentlich im oberen Mesopotamien in ausgezeichneter Weise.

Um gleich mit einer besonders wichtigen, wenn auch gewissermaßen indirekten Frucht der Oppenheim'schen Reise zu beginnen, so sei der großen im Maßstabe von 1 : 800 000 ausgeführten und von Dr. Richard Kiepert

gezeichneten Karte von Syrien und Mesopotamien gedacht, die dem Buche beiliegt. Dieselbe ist ein außerordentlich dankenswerthes Ergebniß langwieriger und sorgfältiger Bearbeitung des vorhandenen Materials und führt über die letzte Ausgabe der Karte des türkischen Reiches von Heinrich Kiepert erheblich hinaus. Nur an einer Stelle ist sie bereits dem Schicksal verfallen, durch bisher freilich noch unedirtes Material schon überholt zu sein, nämlich in den Gegenden, wo die Bagdadbahn zwischen dem oberen Euphrat und der Mittelmeerküste sich durch das Bergland am Amanus und die südlichen Verzweigungen des Taurus ihren Weg ostwärts hindurch sucht. Die Aufnahmen der letzten deutschen Expedition zur Untersuchung des Geländes für den nordsyrischen Theil der Bahntrace sind noch unpublizirt und warten auf ihre Verwerthung für die jetzt im Verlage von Dietrich Reimer im Erscheinen begriffene neue große Karte des türkischen Reiches. Palästina und das unmittelbare syrische Küstenland waren ja schon vor dem Erscheinen der Oppenheim'schen Karte gut bekannt. Im Uebrigen aber wird man auf der ganzen weiten Fläche zwischen der phönizischen Seeküste und der großen, jenseits des Tigris fortlaufenden Reichsstraße von Dschesiret ibn Omar bis Bagdad, die Kiepert als östliche Begrenzung seiner Arbeit genommen hat, kaum einen Quadratgrad finden, auf dem nicht eine merkliche Erweiterung unseres Wissens dem letzten Stand der Arbeiten gegenüber zu verzeichnen wäre. Einige übrigens unbedeutende Berichtigungen, die sich mir auf meiner Reise ergeben haben, will ich bei dieser Gelegenheit angeben. So ist z. B. Chatunije auf der Insel im gleichnamigen See am Nordfuß des Sindschargebirges keineswegs eine Dorfruine, sondern ein von 100 bis 150 Seelen bewohnter Platz und liegt nicht am südlichen, sondern am nördlichen Rande des Sees. Ganz und gar verzeichnet ist die gegenseitige Lage einer Anzahl von Dörfern und Ruinenstädten im nordsyrischen Kalkgebirge (Dschebel il-Ala) auf dem rechten Ufer des Orontes. Gar nichts anzufangen gewußt habe ich mit der merkwürdigen Eintragung, die das alte Gaugamela bei Tell Gomal jenseits des Dschebel-Maklub nordöstlich von Mossul ansetzt. Diese Lage verträgt sich absolut nicht mit den Berichten über die letzten Märsche Alexanders vor der Schlacht, ganz abgesehen davon, daß es eine durch nichts gerechtfertigte Willkürlichkeit ist, das Schlachtfeld an einem Platze weit abseits von der großen Heerstraße zu suchen, die damals wie heute in annähernd gerader Linie zwischen Mossul-Ninive und Arbela verlief. Nach Allem, was im Anschluß an die alten Quellen über den Ort der Schlacht zu ermitteln ist, wie nach meiner eigenen Anschauung, liegt nicht der geringste Grund vor, ihn anderswo zu suchen als auf dem weiten Blachfeld, das sich nördlich von dem heutigen Dorfe Kermelis vier bis fünf Stunden östlich von Mossul ausdehnt und dessen Mitte durch drei flache bisher noch nicht aufgegrabene aber eine Untersuchung wohl werthe Tumuli bezeichnet wird. Wahrscheinlich würden andere Reisende, die andere auf der Karte zur Darstellung gelangte Gegenden durchzogen haben,

zu ähnlichen kleinen Ausstellungen gelangen; z. B. habe ich bemerkt, daß Dr. Koldeweys leider nur handschriftlich in seinem eigenen Besitz befindliche Aufnahmen des Euphratlaufes zwischen Meskene und Babylon doch in manchen Einzelheiten von der Kiepert'schen Darstellung abweichen. Als Ganzes genommen kann aber die Arbeit nur mit außerordentlicher Freude und Genugthuung begrüßt werden, und Herr von Oppenheim hat sich ein sehr großes Verdienst durch die Hergabe der Mittel zu diesem Werk erworben.

Ich wende mich nun dem Buche selbst zu und skizzire zunächst kurz den Verlauf der Reise. Sie beginnt bei Damaskus, holt in weitem Bogen südwärts durch die noch wenig bekannten südlichen Theile des Hauran aus, wendet sich dann nach Osten der syrisch-arabischen Wüste zu, durchzieht das merkwürdige und von alten Ruinen erfüllte Gebiet des ostwärts vom Haurangebirge herabströmenden Wadi-isch-Scham und des Wüstensees Suwedir, läuft in vielfach gebrochener Linie von dort auf dem alten Grenzgebiet der Kultur und der Wüste bis Palmyra und erreicht den Euphrat bei Deir. Von Deir bis Nisibis wird das obere Mesopotamien längs seiner wichtigsten hydrographischen Linien, Chabur und Dschardschar, durchkreuzt. Von Nisibis bis Mossul ist es mit einigen Abweichungen zur rechten und linken Seite die auch von Karawanen ostwärts begangene direkte Verbindungslinie durch die sogenannte mesopotamische Wüste. Von Mossul bis zum Persischen Golf benutzte Oppenheim den Tigris selbst zum Vorwärtskommen; bis Bagdad zunächst das landesübliche Schlauchfloß (Kellek) und von Bagdad ab einen Dampfer der englischen Schifffahrtsgesellschaft. Die Rückreise führt über die Häfen des Persischen Golfes, Buschir, Linga, Bender Abbas, mit einem interessanten Abstecher nach Maskat an der arabischen Küste.

Das Verdienst, das sich Oppenheim durch Beschreibung dieser seiner Route erworben hat, ist ein doppeltes. Erstens hat er, und das gilt namentlich für seine Route im Ostjordanlande sowie für einzelne Stücke der Durchquerung Mesopotamiens, ein wirklich sehr mangelhaft bekanntes Gebiet begangen und viele dankenswerthe Bereicherungen unseres Wissens mitgebracht. Manches, was hätte geschehen können, ist allerdings auch unerledigt geblieben; so hat er uns z. B. keine Nachricht über die Natur des räthselhaften Hügels Tell Kokab, in dem Winkel wo die beiden Flüsse Chabur und Dschardschar zusammenfließen, mitgebracht. Gerade hier steckt eines der Hauptprobleme des inneren Mesopotamiens. Ist der Tell Kokab vulkanisch oder ist er es nicht? Ist er eine rein natürliche Erhöhung oder verdankt er einen Theil seiner Höhe menschlicher Thätigkeit? Sind die Ueberreste alter Bauten auf seinem Gipfel mittelalterlich, römisch, assyrisch, oder stammen sie aus verschiedenen Zeiten? Kiepert macht zwar auf der neuen Karte bei dem Namen Tell Kokab die Bemerkung „vulkanisch“, aber diese Annahme, die auch Oppenheim selbst für wahrscheinlich hält, beruht lediglich auf der Angabe des in diesen Dingen absolut inkompetenten

Layard. Des weiteren hat sich Oppenheim bemüht, längs seiner ganzen Route möglichst genaue Aufzeichnungen über alles unterwegs Bemerkte und Erkundete zu machen. Er hat auch ein sehr großes Material an guten Abbildungen zusammengebracht und seine manchmal freilich etwas minutiöse Beschreibung des Reiseverlaufs bringt doch an jedem Tage vielerlei wirklich Interessantes und Neues, z. B. indem er jeden Punkt von irgend welcher Bedeutung auf der Tigrisfahrt zwischen Mossul und Bagdad notirt.

Das zweite Verdienst des Buches ist die außerordentlich fleißige Zusammentragung und Sichtung fast allen brauchbaren Materials über die Geschichte, die heutige und die frühere Bedeutung der besuchten Plätze. Natürlich wird kein Verständiger erwarten, in einem solchen Werk etwa eine Geschichte von Damaskus oder Beirut zu finden, nur weil Oppenheim auch diese Städte beim Antritt seiner Reise berührt hat, aber über die alten und neuen Verhältnisse in den unbekannten oder selten aufgesuchten Gebieten der transjordanischen Lavawüsten und Mesopotamiens sind seine Mittheilungen sehr dankenswerth; namentlich gilt das von seiner Darstellung beduinischer Verhältnisse in der Gegenwart und näheren Vergangenheit. Er hat sich außerordentliche Mühe gegeben, in persönliche Beziehungen zu den bedeutenden Scheichs der arabischen Nomaden diesseits und jenseits des Euphrat zu kommen, und er besitzt eine gute Fähigkeit, diese in kulturgeschichtlicher wie in ethnographischer Hinsicht wichtigen und interessanten Dinge übersichtlich und unterrichtend zusammenzufassen. Das zweite und dritte Kapitel des zweiten Bandes enthält nach dieser Richtung hin eine wahre Fülle detaillirter Mittheilungen. Große Beachtung verdient auch das Schlußkapitel über den Persischen Golf, das eine vollständige Geschichte von Maskat und Oman enthält, wie man sie in dieser Vollständigkeit, meines Wissens wenigstens, in deutscher Sprache noch nicht besitzt.

Ich möchte übrigens hervorheben, daß mir nach manchen Richtungen hin die zweite Reise, über die Oppenheim wie gesagt bisher nur ganz kurz berichtet hat, in ihren Ergebnissen fast noch wichtiger zu sein scheint, als die erste. Wenigstens glaube ich das Angesichts der Entdeckung der Thatsache sagen zu können, daß im nordwestlichen Mesopotamien, im Gebiet des Flusses Belich, des Dschebel Tektek und des Dschebel Abdul Asis, noch bis ins 14. Jahrhundert hinein eine jedenfalls ins hohe Alterthum zurückgehende Kultur bestanden hat. Von der Geschichte dieser Gegenden weiß man in der That so gut wie nichts. Mir persönlich gewährt dieser Oppenheimsche Befund auch deshalb eine besondere Befriedigung, weil durch ihn nunmehr erwiesen ist, daß nicht nur der Norden des Zwischenstromlandes, sondern auch der ganze Nordwesten in die Zone des ohne weiteres kulturfähigen Landes, d. h. des auf den bloßen Regenfall hin möglichen Ackerbaues, gehört. Auch inschriftlich hat Oppenheim auf dieser zweiten Reise den Beweis erbringen können, daß die Gegend zwischen dem

Chabur und dem Belich schon zu Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends in das Gebiet der assyrischen Kultur mit ihren Keilschriften, Skulpturen und allem sonstigen Zubehör einzubeziehen ist. Stichproben von Ausgrabungen, die Oppenheim an verschiedenen, von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer überhaupt zum ersten Mal besuchten Plätzen anstellte, haben ergeben, daß dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein außerordentlich reiches Material für spätere Forschungen ruht. Ich kann das bestätigen, wenn ich an die zahllosen Ruinenhügel zwischen Nisibis und dem Sindschargebirge oder an die großen, merkwürdigen Tells in der Richtung des Thartharflusses südlich vom Sindschar erinnere. Es ist sehr leicht möglich, daß dort noch ganz ungeahnte Ueberraschungen für unsere Gesammtauffassung der vorderasiatischen Geschichte im Schoße der Erde ruhen, und ich kann mir wenig Dinge denken, die für einen reichen Mäcen der historischen Wissenschaft lockender sein könnten, als eine Expedition zur Vornahme orientirender archäologischer Vorstudien in das Innere von Mesopotamien zu schicken. Aber vielleicht braucht man in Bezug auf diese Dinge nun da das Schicksal der Bagdadbahn ja im Prinzip entschieden ist, nicht mehr so ungeduldig zu sein, wie es vordem geboten gewesen wäre. Ich möchte diese Ausführung nicht schließen, ohne auf den erstaunlich billigen Preis des Oppenheimschen Reisewerkes hinzuweisen. Mit den 20 Mark, welche die beiden hübsch ausgestatteten Bände kosten, wäre allein die Karte noch nicht nach ihren wirklichen Werth bezahlt.

Paul Rohrbach.

Georg Wegener. Zur Kriegszeit durch China 1900/1901. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1902. 405 Seiten gr. 8°, brochirt 7,50 Mk. — elegant gebunden 9 Mk. — Für Mitglieder des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur broschirt 4 Mk., elegant gebunden 4,50 Mk.

Wegener ist den Lesern unserer Jahrbücher neuerdings persönlich bekannt geworden durch seinen Aufsatz über die deutschen Eisenbahnen in Schantung; im Uebrigen genießt seine Feder schon seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiet der deutschen Reiseliteratur einen vortrefflichen Ruf. Ich erinnere hieran gleich anfangs, um vorweg zu bemerken, daß sich, wie nicht anders zu erwarten, die stilistische Vorzüglichkeit, die Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung und was man sonst nach dieser Seite hin erhoffen darf, auch bei diesem Buche wieder von selbst verstehen. Auch die Ausstattung mit gut gewählten Abbildungen und einem großen Kartenblatt, das überdies noch viele orientirende Nebenzeichnungen in größerem Maßstabe, Pläne u. s. w. enthält, steht für unsere Verhältnisse auf der Höhe. Wir arbeiten uns nach dieser Richtung hin in Deutschland allmählich etwas vorwärts, wenngleich wir uns auch mit Franzosen

und Engländern noch lange nicht messen können. Es soll das kein eigentlicher Vorwurf für die deutschen Verleger und noch weniger für die Autoren sein; spricht sich doch in der Ausstattung englischer und französischer Bücher, namentlich der Reisewerke und verwandter Publikationen, die ältere Kultur, der verwöhntere Geschmack, die größere Wohlhabenheit unserer romanischen und angelsächsischen Nachbarn aus.

Es ist merkwürdig, wie wenig ausführlichere Darstellungen bisher aus dem Kreise der Theilnehmer der großen Chinaexpedition 1900/1901 erschienen sind. Obgleich man es eigentlich anders erwarten sollte, scheint nach dieser Richtung hin die Zurückhaltung unserer „Chinesen“ sich mit der geringen Antheilnahme, die im gebildeten deutschen Publikum nur noch an den Chinaereignissen besteht, zu begegnen. Wegener hat in einem besonderen Schlußkapitel diese Chinamüdigkeit in Deutschland behandelt und in vortrefflicher Weise auf das Unberechtigte einer solchen Stimmung hingewiesen, aber sie ist thatsächlich da. Vielleicht ist es insofern kein Unglück, als der ruhige Gang unserer ostasiatischen Politik nicht durch leidenschaftliche Stimmungsäußerungen und Forderungen aus der Mitte der Nation beeinträchtigt wird — aber normal ist ein solches Erschlaffen des Interesses nicht. Wegener erklärt es richtig als den Rückschlag nach den allzu hoch gespannten Erwartungen beim Antreten der Expedition und namentlich bei der Aussendung des Grafen Waldersee. Was dann danach gekommen ist, erscheint im großen Publikum — sehr mit Unrecht! — als gar zu kleinlich, als gar nicht im Verhältniß zu den Anfangs getroffenen Veranstaltungen stehend. Ich möchte dem noch etwas hinzufügen. Wir sind mit Bezug auf die Schulung und Anregung unseres weltpolitischen Interesses noch eine zu junge Nation; die Schicht, auf der die Lebendigkeit dieser modernen Bestrebungen ruht, ist bei uns noch zu dünn, numerisch zu schwach, als daß sich die politische Antheilnahme an überseeischen Ereignissen und Verhältnissen bei uns schon wie bei Engländern, Franzosen und Russen mit derselben Energie mehreren Gebieten zugleich zuwenden könnte. Abgesehen von unseren eigenen Kolonien ist bei uns unter den Gebildeten populär im eigentlichen Sinne nur die Spekulation über Deutschlands zukünftige Stellung im Orient. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht und mache sie noch alle Tage, daß man über ein Thema wie z. B. die Bagdadbahn den Leuten gar nicht genug erzählen kann. Das Interesse steht freilich auch hier vorläufig noch oft im umgekehrten Verhältniß zur Klarheit der Vorstellungen und zur Menge der positiven Kenntnisse über die Lage der Dinge im türkischen Asien, aber unter dem Einfluß der fortgesetzten Aufklärungsarbeit, die nach dieser Richtung hin geschieht, ist auch das im Begriffe, sich zu ändern.

Der Chinafeldzug hat das seit der kaiserlichen Palästinafahrt mit Macht aufgeflammte Interesse an den orientalischen Dingen nicht einmal vorübergehend zurückzudrängen vermocht, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich den tiefsten Grund für diese unsere instinktive Bevorzugung

des nahen vor dem fernsten Osten darin suche, daß bei uns Allen von Jugend auf aus den verschiedensten Ursachen das Morgenland eine viel größere Rolle gespielt hat, als China. Es ist das ein lehrreiches Beispiel dafür, daß man auch heute, im sogenannten Zeitalter der materialistischen Geschichtsauffassung, die Bedeutung idealer Faktoren für das wirkliche Geschehen in keiner Weise unterschätzen darf. Zwar sind, wie ich schon bemerkt habe, bei den Meisten von uns die wirklichen Kenntnisse vom Orient und von orientalischen Dingen verschwindend gering, aber wir alle haben das mehr oder weniger deutliche Bewußtsein, daß eine unermeßliche Menge unseres inneren und äußeren Kulturbesitzthums, unserer religiösen und geistigen Vorstellungen, von dort her stammt. Der Orient ist für uns nun einmal die Wiege des Menschengeschlechts und das Ursprungsland mehrerer seiner höchsten Güter. Wenn man von Jerusalem, Babylon, Ninive, von Konstantinopel und Alexandrien, selbst noch von Persepolis und Samarkand spricht, so klingen bis tief in die nur halb oder viertel gebildeten Unterschichten der Nation hinab eine Menge von Saiten des Bewußtseins an, während sich aus ganz Deutschland die Zahl derer, die sich bei Peking, Schanghai, Mukden und Hsinganfu wirklich etwas Lebendiges und Greifbares denken können, vielleicht in einem Salon versammeln läßt.

Solche Verhältnisse haben aber eine große praktische Bedeutung. Ich selbst habe seit einer Reihe von Jahren eine verhältnißmäßig bedeutende Menge von Zeit und Arbeit für das Ziel verwendet, den Gedanken, daß wir im Orient noch eine große Zukunft haben, unter uns populär zu machen. Aber ich gebe mich keinen Augenblick einer Täuschung darüber hin, daß dieses ganze Bestreben vorläufig ohne sichtbaren Erfolg bleiben würde, wenn nicht durch das Schwergewicht jener Imponderabilien, von denen ich eben sprach, die nothwendigsten Vorbedingungen für den Erfolg einer solchen Werbearbeit gewährt wären.

Nach dieser Richtung nun — und das in einer nachdrücklichen Weise hervorgehoben zu haben, ist ein großes Verdienst des Wegener'schen Buches — trägt unsere Regierung selbst einen großen Theil der Schuld an der herrschenden Interesselosigkeit für China. Wegener zieht einen Vergleich zwischen der deutschen Expedition nach Ostasien und der französischen vor 100 Jahren nach Aegypten. Napoleon ließ sich von einem großen Stabe von Gelehrten aus vielen Gebieten der Wissenschaft begleiten, die während der Anwesenheit der französischen Armee eine so ungehinderte Möglichkeit wissenschaftlicher Untersuchungen und Aufzeichnungen im Nillande besaßen, wie das seit dem Aufhören der byzantinischen Herrschaft für Vertreter des abendländischen Kulturkreises in solchem Umfange noch nirgends im Orient möglich geworden war. Die Früchte davon sind denn auch weder für Frankreich, noch für die universelle Wissenschaft ausgeblieben. Ohne Napoleon und seine Gelehrten wären wir mit der Kunde des ägyptischen Alterthums wahrscheinlich noch nicht einmal da, wo wir heute mit unserem Wissen von

Assyrien und Altbabylonien sind. Nichts was sich auch nur von ferne der französischen That in Aegypten zur Seite stellen ließe, ist von unserer Seite in China geschehen. Mit außerordentlicher Lebendigkeit schildert Wegener die Gelegenheit, die noch nie da war und in absehbarer Zeit auch nicht wiederkommen wird, die ganze ungeheuere Fülle des vorhandenen Materials über die chinesische Kultur bis ins kleinste wie bis ins größte hinein zu studiren, während sich eine der bevölkertsten, reichsten und zivilisirtesten Theile Chinas, die Provinz Tschili, vollständig in der Hand der europäischen Truppen befand. Die breite und gesättigte chinesische Mittelstandskultur in der großen Ebene zwischen dem Fuß der westlichen Gebirge und dem Gelben Meer und ebenso die raffinirten und sublimen Spitzen, die von der chinesischen Zivilisation auf der Höhe ihrer Entwickelung erreicht worden sind, die Bauten und die Ausstattung des Kaiserpalastes zu Peking — das Alles hat keine wissenschaftlich gebildeten, zugleich mit Zeit, Geld und technischen Hülfskräften aus dem Vollen ausgestatteten Beobachter und Schilderer gefunden. Eine unvergleichliche Gelegenheit, sonst unzugängliches Material zum Verständniß der Entwickelung eines Viertels der Menschheit in Hülle und Fülle zu sammeln, ist ungenutzt vorüber gegangen. Warum eigentlich? Wer trägt die Verantwortung dafür, daß kein Stab von gelehrten Sinologen, von sprachlich, historisch-kulturell und ökonomisch geschulten Forschern die deutsche Occupationsarmee in Tschili und Peking begleitet hat? Sollte wirklich Niemand bei uns auch nur den Gedanken gehabt haben? So viel man weiß, haben es die anderen Völker in dieser Beziehung allerdings nicht besser gemacht als wir, aber das entschuldigt die bei uns geschehene Unterlassung doch kaum. Von Amerikanern, Russen und Italienern kann man es kaum verlangen; die Engländer sind überhaupt anders veranlagt, haben in China alte und tief eingewurzelte Interessen und relativ auch sehr gute Kenntnisse über das Land. Daß die Franzosen es nicht gethan haben, zeigt, welch ein Sinken des geistigen Kulturniveaus und des inneren Bewußtseins der altüberlegenen Zivilisation in Frankreich seit dem Sturze der Monarchie vor sich gegangen ist. Ueberdies ist es möglich, daß wir doch noch durch erstklassige französische Publikationen überrascht werden. Man ist dort schon vor Jahren weitblickender und freigebiger gewesen als bei uns, um sich Kenntnisse über China zu verschaffen. Ein Werk wie der mehrbändige Rechenschaftsbericht der in den 90er Jahren von der Handelskammer in Lyon zur wirthschaftlichen Erforschung Chinas ausgesandten Expedition ist seit Richthofen's Chinawerk, das freilich ganz anders geartet ist, nicht wieder erschienen.

Wegener hat mit Bewußtsein darauf verzichtet, seinem Buche im Zusammenhang mit der Aufzeichnung seiner persönlichen Erlebnisse und Eindrücke eine encyklopädische Darstellung des über China allgemein Wissenswerthen anzugliedern. Man kann das einerseits bedauern, andererseits wird das Vergnügen an der Lektüre durch das seltene Vorkommen solcher

wissenschaftlich-informatorischen Exkurse erhöht. Die ersten Kapitel bringen die Einleitung zu dem plötzlichen Ausbruch nach China, denn der Verfasser wurde völlig unvorbereitet in Aukland auf Neuseeland am 4. Juli 1900 von der Kunde der Ereignisse in China überrascht. Gut geschildert ist die ganze verworrene und gespannte Situation in Südchina und in Schanghai, während man den deutschen Oberbefehlshaber erwartete und vom Norden, dem eigentlichen „Kriegsschauplatz", fast nur unklare und einander widersprechende Nachrichten herunter gelangen. Einen ersten Höhepunkt des Werkes sehe ich in der Plastik und Lebendigkeit, mit dem das kaleidoskopartige bunte Bild der internationalen Truppenzusammenziehung in Tschili entrollt wird. Was Wegener hier bietet, ist mehr, als nur eine gut gelungene Schilderung; seine Feder erweckt in uns eine wirkliche Vorstellung von der Unendlichkeit der Reibungsflächen und praktischen Schwierigkeiten, die ein solches Neben- und Durcheinander verschiedener Kontingente mit sich bringt. Die Hauptbedeutung des Buches beruht meiner Meinung nach in den Kapiteln Seite 126—283, wo Wegener die von ihm mitgemachte deutsche Expedition in das Innere von Tschili durch die große Ebene, seinen Besuch bei den Gräbern der herrschenden Dynastie und seine Rückkehr nach Peking schildert. Ich hebe zweierlei besonders hervor: den überaus humanen, ja von den Theilnehmern selbst vielfach als geradezu lächerlich empfundenen Charakter des militärischen Vorgehens gegen die Chinesen, und die ungemein interessante Schilderung des allgemeinen Kulturzustandes in diesem Stück des chinesischen Binnenlandes. Wenn man das liest, bekommt man denn doch eine etwas andere, und wie ich glaube in der That zutreffendere Vorstellung, von dem inneren Wesen, den kulturellen Fähigkeiten und der nationalen Widerstandskraft der Chinesen, als sie landläufig ist, und man sieht namentlich, wie irreführend alle die flüchtigen Skizzen von Land und Leuten sind, die der gewöhnliche Weltreisende auf Grund seiner wirklichen oder angeblichen Erfahrungen in den großen Hafenstädten entwirft. Ich gehe auf Einzelheiten nicht ein; da mir selbst jede Anschauung chinesischer Dinge fehlt, so könnte ich ja doch bloß wiedergeben, was Wegener sagt, und da möchte ich lieber empfehlen, das hübsche Buch selbst in die Hand zu nehmen. Was Wegener über Peking und seinen Besuch im Kaiserpalast erzählt, läßt den Schmerz darüber, daß diese ganze fremde Welt nun wieder ungenützt und unwiederbringlich vor uns verschlossen ist, mit besonderer Eindringlichkeit empfinden. Formell am glänzendsten geschrieben sind die Kapitel über die Reise des Verfassers auf dem Yangtsekiang, seinen Schiffbruch mit dem deutschen Dampfer Suihsiang in den Schnellen des großen Stromes, zu deren Forcirung die Bremer Firma Rickmers das Schiff besonders hatte erbauen lassen, um den Handelsverkehr nach dem oberen Becken des Yangtsekiang zu eröffnen — und die dann folgende Rückkehr nach Schanghai. Auch hier stehen die persönlichen Erlebnisse des Autors durchaus im Vordergrunde der Darstellung, aber im Unterschied z. B. von dem sonst schätzenswerthen ver-

storbenen Otto Ehlers gehört Wegener ganz überwiegend zu den Reisenden, die mit ihren persönlichen Erlebnissen den Leser nicht in erster Linie angenehm über ihre Person unterhalten, sondern von denen dieser eine objektive Förderung seiner Vorstellungen erfährt. Man spürt überall, daß ein Mann mit fundirtem Wissen über die Dinge schreibt — Jemand, der nicht darauf aus ist, große und kleine Abenteuer und Clous zu erleben und zu erzählen, sondern dem es um die Dinge selbst zu thun ist, der in ihnen schwimmt (sehr geschickt und elegant schwimmt), sich von ihnen tragen, aber auch beherrschen läßt. Ich glaube, daß in dieser Art zu schreiben in erster Linie der über den sicher nicht ausbleibenden ersten Erfolg hinaus dauernde Werth des Wegenerschen Buches liegen wird, und daß es aus diesem Grunde mit dazu beitragen wird, die falsche herrschende Stimmung: Nun ist's genug China — zu zerstören.

Paul Rohrbach.

F. W. Leuschner, Chinesisches Leben oder der Kampf um eine Frau (Ken-Loi); Novelle. J. E. Voskamp, Aus der verbotenen Stadt. J. E. Voskamp, Unter dem Banne des Drachen und dem Zeichen des Kreuzes. Sämmtlich Berlin 1901. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Ich möchte die Leser der „Preußischen Jahrbücher" auf diese drei guten Missionsschriften hinweisen. Manche werden wahrscheinlich finden, daß sie von dem bekannten Ton der Missionsliteratur etwas zu viel an sich haben. Das ist Geschmackssache; jedenfalls wäre es ein Fehler, sich durch den bloßen Ton der Betrachtung, der übrigens durchaus gemäßigt ist und für die Zwecke, denen solche Schriften dienen sollen, gar nicht entbehrt werden kann, davon abhalten zu lassen, sich wirklich über chinesische Verhältnisse zu unterrichten. Man lernt hier außerordentlich viel über das innere Leben des Chinesen, über die Welt seiner Anschauungen und Begriffe, seinen Aberglauben und seine Vorstellung vom Christenthum, von fremden Völkern, über das Verhältniß der Geschlechter zu einander, über Leben, Liebe und Sterben des Volkes. In Bezug auf allmähliche Erkenntniß des chinesischen Charakters sind wir doch noch für lange Zeit in erster Linie auf das angewiesen, was uns die Missionare aus ihren Erfahrungen heraus mittheilen. Andere Europäer kommen doch nur mit dem Beamtenthum oder mit einem Theil der Bevölkerung in den großen Hafen- und Handelsstädten in nähere Berührung — und eins wie das andere ist absolut unausreichend, um eine Vorstellung von dem Volke zu bekommen. Sehr interessant sind die Mittheilungen Voskamps aus der Vorgeschichte des Boxeraufstandes und aus dem Privatleben des gegenwärtigen chinesischen Kaisers. Er deutet an, daß er gute Quellen dafür besitzt. Es wäre wirklich dankenswerth, wenn ein Mann, der große Theile Chinas und den Charakter der dortigen Bevölkerung so genau kennt, wie Voskamp, sich dazu entschlösse, für das größere gebildete Publikum und für alle diejenigen,

die sich vom Standpunkt des politischen, geographischen oder wirthschaftlichen Interesses mit China und den Chinesen beschäftigen müssen, eine zusammenhängende und systematische Darstellung seiner chinesischen Erfahrungen zu veröffentlichen.

Paul Rohrbach.

Johannes Wilda. Ostasiatische Reise von Hongkong nach Moskau. Mit 53 Illustrationen, einem facsimilirten Brief des Freiherrn von Ketteler und einer Karte der Reiseroute des Verfassers. Altenburg, S.-A. Verlag von Stephan Geibel, 1902. Preis broschirt 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Ein sehr hübsches und angenehmes Buch. Der Verfasser erzählt anspruchslos, aber mit einem vortrefflichen Geschmack, wie ein Mann, der zwar ohne gelehrte Kenntnisse aber mit einer guten ästhetischen Bildung und freier Auffassungsgabe auf die Reise geht. Er ist auf dem gewöhnlichen Wege zur See nach Ostasien gefahren, hat Gelegenheit gehabt, eine längere Seefahrt an Bord S. M. S. „Deutschland" in der Gesellschaft des damaligen Oberkommandirenden in den ostasiatischen Gewässern, des Prinzen Heinrich, zu machen, hat Japan etwas ausführlicher besucht, als es der gewöhnliche Tourist gemeinhin thut, und hat endlich die Heimreise mitten im Winter von Peking aus durch die Mongolei über Urga und Kjachta nach Irkutsk angetreten, von wo aus sich Gelegenheit zur Rückkehr mit der sibirischen Bahn bot. Mit Befriedigung vermißt man das in solchen Fällen sonst vielfach übliche, den Leser imponiren sollende aber thatsächlich ganz unqualifizirte Gerede über politische und ökonomische Dinge, die dort im fernen Osten dem Urtheil des berufsmäßig nicht dazu gebildeten Besuchers wegen der Fremdartigkeit aller Verhältnisse noch viel weniger unterliegen können, als zu Hause. Dafür empfängt man gern eine reizende und stimmungsvolle Schilderung der Reise durch Japan auf den Gewässern der wunderbaren sogenannten Inland-Seen und über Land durch die Hauptinsel Nippon. Sehr interessante Streiflichter fallen auf die prächtige Persönlichkeit des Prinzen Heinrich, und hier und da schimmert in der Wiedergabe der Gespräche an Bord der „Deutschland" die Auffassung unserer obersten Marineleitung von der Aufgabe und Eigenart der deutschen Flottentaktik in interessanter Weise durch. Als sportliche Leistung ist die Winterreise durch die Wüste Gobi ein ganz hervorragender Rekord. Von der ersten bis zur letzten Zeile ist Alles anschaulich, vortrefflich in der Form und überaus liebenswürdig im Ton.

Paul Rohrbach.

Hermann Götz. Eine Orientreise. Illustrirt vom Verfasser. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann 1901.

Eigentlich nicht viel mehr als ein prächtiges Bilderbuch, aber eins, das der Leser mit wirklichem Vergnügen in der Hand behält, nachdem er

sich einmal daran gemacht hat. Der jüngst verstorbene Verfasser war Leiter der großherzoglichen Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Die geschilderte Orientreise umfaßt Egypten Nilaufwärts bis zur Insel Philae, Damaskus und die Ruinen von Baalbek, Jerusalem mit Umgebung, Jaffa und Alexandrien. Auf noch nicht 300 Seiten Text finden sich über 250 Abbildungen und 8 Farbendrucktafeln nach Aquarellen, die der Verfasser unterwegs gemalt hat. Die Bilder sind fast alle gut, viele wirklich instruktiv, namentlich die egyptischen. Auch der Text liest sich nicht schlecht, wenngleich er höheren Ansprüchen als denen auf angenehme und etwas belehrende Unterhaltung nicht entspricht, auch wohl nicht entsprechen soll. Leuten, die nach Egypten und Palästina gehen, ist das Buch als eine angenehme Reiselektüre, die zugleich einigermaßen ein Handbuch des Sehens- und Wissenswerthen vertritt, sehr zu empfehlen. Wer es besitzt, wird sich in der Regel die Mühe sparen können, selbst Photographien aufzunehmen oder unterwegs welche zu kaufen, denn es ist wirklich so ziemlich Alles abgebildet, was Reisende auf den üblichen durch Cook und Stangen eingeführten Touren nach Schema F an interessanten Dingen zu sehen bekommen, und das ist immerhin nicht wenig.

Paul Rohrbach.

Siegmund Schneider, Die deutsche Bagdadbahn und die projektirte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirthschaft und Weltverkehr. Wien und Leipzig. Verlagsbuchhandlung Leopold Weiß. 1900.

Ich kann mich kaum erinnern, seitdem ich mich mit dem Orient beschäftige, ein gleich liederliches Machwerk über ein Thema von der Bedeutung des vorliegenden in die Hand bekommen zu haben. Einige Proben mögen genügen: Diabekir soll eine Citadelle auf „steilem Basaltfels" haben, was nur jemand schreiben kann, der die Stadt weder selbst gesehen hat, noch auch nur eine Beschreibung oder Abbildung von ihr kennt. „Das Territorium der Provinz Charput" soll von mehr als 5 Millionen Menschen bewohnt werden, während es in Wirklichkeit 600 000 sind. Mossul am Tigris soll eine „Handelskammer" haben und — „Residenz österreichischer, französischer, englischer und italienischer Konsulate" sein. Thatsächlich hat nur Frankreich einen Vicekonsul und England einen eingeborenen Agenten dort. Die türkische Post von Bagdad nach Konstantinopel wird durch „arabische Dromedarpostillone in englischen Diensten" versehen! Basra, das an einem Kanal eine halbe Stunde abseits von dem vereinigten Mündungslauf des Euphrat und Tigris liegt, verlegt der Verfasser auf „Inseln mitten im Strom des mächtigen Schatt-el-Arab." Auf den „Alpen Kurdistans" sucht er „Eichen-Urwälder"; Berosos war der „hohe Priester" im Tempel des „Moloch zu Babylon." In Mesopotamien konstatirt er eine „heute noch nicht abgeschlossene Völkerwanderung der „Bedowis" (Bedowi ist das

arabische Wort, das unsere Aussprache als „Beduine“ wiedergiebt) und erklärt dann diese merkwürdigen Bedowis als „arabische Beduinenstämme.“ Die persische Nordwestprovinz Aserbeidschan gravitirt nach Herrn Schneider zur Bagdadbahn!

Die Reihe solcher Ungeheuerlichkeiten könnte auf diese Weise noch seitenweis fortgesetzt werden. Fast jedes einzelne Blatt ist ein wahrer Rattenkönig von Mißverständnissen, Unsinn, Unwissenheit und einer widerwärtig geschraubten, das Deutsche mißhandelnden Stilistik. In Urfa empfiehlt der Verfasser dem Reisenden den armenischen protestantischen Pastor Abuhajatian, der „ein völlig modern gebildeter Herr“ sein soll. Das war er allerdings bis auf den Augenblick, wo ihn die Türken während des großen Christenmassacre von 1896 auf der Straße niederschossen. Ein Phantasiegebilde erster Ordnung ist auch die beigegebene Eisenbahnkarte von Vorderasien, wo z. B. frisch und fröhlich von Wladikawkas nach Tiflis mitten durch den Zentralkaukasus eine Bahnlinie als im Betrieb befindlich eingezeichnet steht. Eine weitere Kritik wird der Leser hiernach sich und mir erlassen. Ich hätte kein Wort über das ganze Machwerk verloren, wenn ich nicht schon öfters bei unseren Zeitungen auf eine in ihrer Kritiklosigkeit gemeingefährliche Benutzung desselben gestoßen wäre.

Paul Rohrbach.

Philosophie.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Vierter Theil: das neunzehnte Jahrhundert. Neunte, mit einem Philosophen- und Literatoren-Verzeichniß versehene Auflage, herausgegeben von Dr. Max Heinze, ord. Prof. d. Phil. a. d. Univ. Leipzig. Berlin, Mittler & Sohn, 1902. VIII u. 625 S.

Mit dem vorliegenden vierten Theil ist die neue Auflage des bekannten und beliebten Grundrisses wieder vollständig. Ueberweg hatte das Buch ursprünglich als einen Leitfaden und ein Wiederholungsbuch für Studenten verfaßt, und der erste und dritte Theil überschritten in den beiden ersten Auflagen noch nicht das hierfür inne zu haltende Maß, während der zweite, das Mittelalter enthaltende Theil von den Studenten meist bei Seite gelassen wurde. Seit dem allzu frühen Tode des ursprünglichen Verfassers hat der Umfang und Charakter des Buches sich wesentlich geändert. Aus den drei dünnen Theilen, die man in einen Einband vereinigen konnte, sind vier stattliche Bände erwachsen, indem die neuere Zeit auf zwei Bände vertheilt wurde. Auch die Philosophie des 19. Jahrhunderts im Auslande ist in der zweiten Hälfte dieses Bandes ausführlich berücksichtigt, und zwar sind die betreffenden Abschnitte von verschiedenen ausländischen Fachmännern bearbeitet worden, die mit ihrem Gegenstande wohl vertraut sind.

Für Studenten, die die Philosophie nur als Nebenfach behandeln,

bietet das Werk jetzt zu reichlichen Stoff und ist durch andre ersetzt worden (z. B. Windelbands Grundriß der alten und Falckenbergs Grundriß der neueren Philosophie). Dagegen ist es für Studenten, die die Philosophie als Hauptfach betreiben, und für alle, die auf dem Gebiete der Philosophie arbeiten wollen, ein geradezu unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil es das gesammte Material in einer sonst nirgends versuchten Vollständigkeit und Ordnung umspannt. Es ist ein zuverlässiges Repertorium und ein unschätzbarer Wegweiser durch die philosophische Literatur und ein kaum je im Stiche lassendes Nachschlagebuch. Da ein solches Buch einem dringenden Bedürfniß entgegenkommt, so erklärt sich die rasche Folge der Auflagen. Der Herausgeber hat ebenso sehr mit Pietät den ursprünglichen Text und seine Anordnung gewahrt, wie er stets bemüht gewesen ist, den Fortschritten der Wissenschaft durch leichtere Retouchen und immer wachsende Ergänzungen Rechnung zu tragen, und mit deutschem Gelehrtenfleiß alles neu herzuströmende Material zu berücksichtigen. Der vierte Theil zeigt diese Umwandlungen von Auflage zu Auflage am auffallendsten, weil die Philosophie der letzten Menschenalter sich noch im vollen Flusse befindet, aber auch immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht und auch bei Prüfungen jetzt mehr als früher berücksichtigt wird. Grade für die letzten fünfzig Jahre ist aber auch die literarische Produktion auf philosophischem Gebiete ins Ungeheure gewachsen und die Uebersicht über das Geleistete ungemein erschwert. Deshalb ist grade hier eine solche Leistung besonders dankenswerth. Daß in diesem Chaos mehr als eine vorläufige Orientirung geboten werden könne, ist nicht zu erwarten; feste Maßstäbe der Beurtheilung können sich erst bei einer gewissen Zeitferne herausbilden. Demgemäß begnügt sich auch der Herausgeber meist mit bloßer Darstellung und wendet die Kritik höchst sparsam und mit äußerster Vorsicht an. Es ist klar, daß auch die charakterisirende Darstellung auf dem verfügbaren Raume sich meist mit dürftigen Strichen begnügen muß, und daß ein Leser, der aus solchen Skizzen eine erschöpfende Kenntniß der behandelten Philosophie zu erlangen glaubte, irre ginge. Aber es ist schon sehr viel, daß man sagen kann: die Auswahl des Gebotenen giebt bei aller Unvollständigkeit keine falschen Bilder, und man kann sich weit mehr als bei manchem ausführlicheren Werke auf die Richtigkeit des Gebotenen verlassen. — Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein solches Werk nicht zugleich das Ideal eines Geschichtswerkes für zusammenhängende Lektüre verwirklichen kann. Nicht nur die schulmäßige Anordnung in Paragraphen und die beständigen bibliographischen Unterbrechungen stehen dem im Wege, sondern vor Allem das Streben nach Vollständigkeit. Denn ein ideales Geschichtswerk muß in dem gleichmäßigen Fluß seiner Darstellung das Unbedeutende ganz bei Seite lassen und das Mittelmäßige nur kurz andeuten, um für die Entwicklung in ihren maßgebenden Hauptströmungen alle Amerksamkeit zu sammeln. Wenn ein solches Geschichtswerk morgen erschiene, so würde es übrigens dem Ueberweg-

Heinzeschen Grundriß gar keinen Abbruch thun: vielmehr würde dieser in seiner Eigenart neben ihm ebenso unentbehrlich wie zuvor bleiben.

In das alphabetische Register, das bisher nur Namen enthielt, sind in der neunten Auflage zum ersten Mal auch eine Anzahl technischer Ausdrücke der Philosophie aufgenommen worden. Möge der Herausgeber in einer künftigen Auflage in dieser Richtung noch weiter gehen und den gemachten Anfang zu einem vollständigen Sachregister ausgestallen, das von dem Namenregister abgetrennt ist.

E. von Hartmann.

Literatur.

Euphormio. Satirischer Roman des Johann Barclay nebst Euphormions Selbstvertheidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Heidelberg 1902. C. Winters Universitätsbuchhandlung. XII u. 605 Seiten. 8°, geh. 4 Mark.

Nachdem das beginnende zwanzigste Jahrhundert glücklich den denkbar tiefsten Stand literarischer Kritik erreicht hat, da sich ihrer der Industrialismus des Buchhandels selber angemaßt hat, hätte auch der Berichterstatter sich mit der gern gesehenen Wiedergabe des ihm freundlichst zugeschobenen „Waschzettels“ (der übrigens bescheiden, kurz und sachlich genug ausgefallen ist) begnügen können. Er würde sich viel edle Zeit und Mühe erspart, freilich auch vielfacher Belehrung sich beraubt haben. So sei denn die Klage in Dank gewandelt!

Ein so geistvoller Mensch, wie der aus altschottischem edlen Geschlechte entstammte, 1582 (Bayle giebt, wohl richtiger, den 28. Januar 1583 als seinen Geburtstag an) in Frankreich, und zwar in Pontamousson, geborene und in der dortigen Jesuitenschule vorgebildete John Barclay verdient durchaus, daß man ihn näher kennen lerne, sei es auch nur, um ein Seicento-wahres Paradigma des das ganze Jahrhundert beherrschenden Seicento-Stiles, der Spätrenaissance oder des sogenannten Euphuismus zu gewinnen, in welchem „kein Geringerer als“ selbst der vergötterte William tief stecken geblieben ist. Unser Georg Christoph Lichtenberg*) kannte und schätzte ihn (man sehe besonders den „Timorus“ darauf an), er selber, ein in manchem Betracht ihm verwandter, doch universellerer und geschmackvollerer Gelehrter und Stilist, den man in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erst wird übersehen können, wenn die von Leitzmann und Schüddekopf herausgegebene Briefsammlung vorliegen wird. Barclay verdiente auch als Stilist die Bewunderung seiner Zeitgenossen, denen er in allen Künsten und Mätzchen des gelehrten Jesuitenstiles, denn aus deren Schulen

*) „Ich heiße eigentlich Georgius Christophorus“, schrieb er an Freund Hollenberg, „habe es aber in der Georgick ebensowenig weit gebracht als in der Christophorie.“ Brfw. II, 324.

stammt er wesentlich — immer noch einige Pferdelängen voraus war. Konnte doch ein Grotius, dem allerdings in diesem Punkte nicht Jeder, und voraus die Römer, die Romani di Roma nicht zustimmten, ihm unter sein Porträt das stolze Distichon setzen:

Gente Caledonius, Gallus natalibus, hic est
Romam Romano qui docet ore loqui.*)

In Pontamousson war John Barclays Vater William an der Universität Lehrer des römischen Rechts gewesen und hatte als solcher und als getreuer Unterthan seines Königs, Heinrichs IV., einen Traktat „De potestate Papae“ wider die Eingriffe und Anmaßungen der geistlichen Gewalt und ihrer kanonistischen, damals also jesuitischen Anwälte geschrieben, den der pietätvolle Sohn 1610 in London drucken ließ. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie der vielgewürfelte Mann damals die Gegenschrift des Kardinals Bellarmin in einem „Pietas“ betitelten Buche (1612) zurückweist und doch später, in Rom, in der Gunst eben dieses Kardinals sich sonnte. Was wir heute von einem sogenannten „Charakter“ zu fordern pflegen, aber auch selten genug zu sehen kriegen, war unser John also nicht. Uns mag genügen, zu erkennen, daß er, der Jesuitenschüler, den diese gar zu gern ihrem Orden als einen Star eingereiht hätten, einer der Ersten gewesen ist, der die Beschränktheit der armen Kerle genau durchschaut hatte.*)

Wer noch das Unglück gehabt hat, unter der Herrschaft des „lateinischen Aufsatzes“ mit seinem „color latinus“ den Zutritt zu akademischen Studien zu erkaufen, dem braucht man keine weitere Charakteristik des Seicento-Stiles zu schreiben, für den Barclay die glorreichsten Phrasen ausgespürt hat. Der Uebersetzer, so treu er sich im Ganzen seinem Autor anbequemt hat, verwischt doch oft genug diesen Jargon durch Einschub ganz moderner Zeitungsphrasen, aber freilich, er hat es mit der „Jetztzeit“ zu thun und auf sie abgesehen. Um nur einiges zu streifen, das diesen Stil der gelehrten Reminiszenz kennzeichnet, dem keine unmittelbare Anschauung, kein innerlich Gefühltes und Erlebtes genügte, sondern allein noch die Schulbildung, seien ein paar zufällig herausgegriffene Beispiele statt hunderter (die sich aus der Shakspere-Literatur leicht ergänzen ließen), hier gegeben.

*) Das konnte die Römer verschnupfen, umsomehr, als es eine Art Parodie eines ebenso schwülstigen Lobes Calvins ist, das Barclay selber gewagt hatte, um die Gephyrier, d. i. den römischen Pontifex und seine Curia zu ärgern (s. S. 136 der Elzevir-Ausgabe des Euphormio von 1655).

Nec qui tergeminam rides, Calvine, coronam,
Et Latium latio destruis eloquio.

Diese Bosheit war vielleicht der Grund, warum seine Wittwe von dem Grabmal in S. Onofrio auf dem Gianicolo, wo Barclay zur Seite Tassos ruht, die Marmorbüste wieder hatte entfernen müssen. Die tergemina corona, die „dreifältige Mütze“, sagte Luther, versteht keinen Spaß.

*) Waltz S. 70: „Aber seine (des Acignius-Ignacius) Feinde erhalten seinen Ruhm aufrecht.“

Statt einfach zu sagen: „aber er sah mit einem Mal ganz verändert aus“, heißt es (s. Waltz S. 64): „man hätte glauben sollen, Proteus werde von Menelaus (verstehe in der Euripideischen Helena!) nach .... befragt.“ Oder (S. 67) statt: „da erschraken die Stadtknechte“ sagt man: „Man hätte meinen sollen, er habe den Schild des Perseus enthüllt.“ Das ist typisch für den Stil des lateinischen Aufsatzes, wie die Vertrottelung des Unterprimaners: „Aber schon zu Homers Zeiten sah man Söhne genug aus der väterlichen Art schlagen“ (s. Waltz S. 11). Seite 263 bei der gewiß auf Erlebniß beruhenden novellistischen Erzählung einer verwegenen Liebesaffaire mit einer Dame, die ihm zunächst durch Gestalt und Stimme imponirt hatte, heißt es dann, als sie sich entschleierte: „sie deckte einen Mund auf*), der Jupiter in jedes beliebige Thier hätte verwandeln müssen.“ (!)

Bei der Erörterung der Lebensalter in der dem jungen Könige Ludwig XIII. gewidmeten pädagogischen Schrift „Icon animorum“ („Spiegel des menschlichen Geistes“ überträgt es G. Waltz) von 1614 durften natürlich die vom seligen lateinischen Aufsatze geforderten historischen Zeugnisse „schon die alten Griechen u. s. w.“, nicht fehlen, und so liest man denn Seite 417 die folgende schöne Wendung eines Musterprimaners: „Wie vielen Staaten, wie vielen Städten diese Weisheit (der bedächtigen, erfahrenen Greise) gefrommt, wie oft auch Privatpersonen genützt hat (!), die sich dem Ausspruch erfahrener Männer unterwarfen, deß sind die Annalen des Alterthums voll“ — — und nun geht's los. Ei, was für herrliche Extemporalia giebt doch solcher Qualm! Ja, man darf — leider! — fragen: sind wir denn diesen Stil schon wirklich ganz los? Bewundern wir nicht noch bei Schiller das „zur Statue entgeistert“ und hundert ähnliche Witze? Der ganze höfisch-gelehrte Betrieb deutscher Literatur, wie ihn nach dem Muster der italienischen Akademien die „Fruchtbringende Gesellschaft“ verstand, die Opitz, Harsdörffer, der Freiherr von Stosch u. A., kam aus diesen Elendigkeiten nicht heraus. Da schimpft man heute auf das Mittelalter mit seinem ehrlichen Latein, das doch wenigstens noch Tradition war! —

Wirklich direkt an Shakspere, den er übrigens meines Wissens nirgend in die Feder nimmt, er, der sich kaum einmal dazu versteht, vor Dante ein frostiges Kompliment zu machen, erinnert (Waltz S. 47) die Beschwörung der Hexe in der recht gut erzählten Liebesgeschichte. Man lese die „metrisch gesetzten Worte“, auf Stelzen gehende Trimeter und halte daran die berühmte Hexenszene im Macbeth. Suchte doch sogar Goethe noch mit solchem „klassischen“ Unsinn in der Hexenküche des Faust zu rivalisiren. Auch die aus Shakspere stammende Phrase von „des Herzens Herzen“ fehlt im Euphorion nicht. Das muß man Barclay lassen, lateinische Verse nicht bloß, nein Poesien, Erlebtes und Empfundenes

*) Ich hätte lieber übersetzt „ein Gesicht“.

wiedergebend, konnte er machen wie Einer. So finden wir durch den Roman zerstreut entzückende Hendekasyllaben, deren sich Catullus nicht zu schämen brauchte. Das sind Künste, die vor seiner Zeit die großen italienischen Humanisten wieder in Schwang gebracht hatten, mit denen es zu wetteifern galt. Ganze Akte Plautinischer Komödien dichtete man einfach zu, war der Codex lückenhaft, ganze Elegien des Ovid u. A. und hatte seinen Spaß daran, die gelehrten Zeitgenossen hinters Licht geführt zu haben.

Und so schulmeisterlich einfältig war unser John Barclay denn doch nicht, daß er, wie der Veroneser Guarini, ein langes elegisches Gedicht (120 Verse De amore Aldae virginis) zusammenbastelte, lediglich, damit die Schüler den gesammten Apparat von klassischen Phrasen daran lernen möchten, die bei elegischen und erotischen Dichtern des Alterthums bräuchlich waren, übrigens eine ganz in der Luft stehende phantasielose Erfindung. Es war die Zeit, wo man das Dichten in der Schule zu lernen glaubte: sie liegt so weit hinter uns, daß wir Angesichts allerneuester Poesie uns manchmal fragen, ob der Dichter wohl überhaupt das Reifezeugniß für den einjährigen Dienst möchte erlangt haben.

Ein Poet also im Sinne des Guarinismus, der es im Erlernbaren mit den großen Alten aufnehmen konnte, wenn sie ihm in succum et sanguinem übergegangen waren, ist Barclay wohl nicht, aber ihn „tieffühlend“ zu nennen, wie sein fleißiger Uebersetzer, tragen wir doch Bedenken. Dazu ist er vor Allem zu eitel. Er war auch kaum ein großer Gelehrter in dem Verstande, den das Wort heut hat oder doch haben sollte, wiewohl von einem „unsinnigen Wissen“. Ob dem so eminent fleißigen Uebersetzer — er gab bereits vor Jahren, 1891, die Argenis, den ebenfalls Ludwig XIII. 1621 gewidmeten politischen Roman, in Uebersetzung, heraus — nicht einmal der Gedanke gekommen ist, Barclay selber als Objekt eines satirischen Zeitromans zu betrachten? Der noch hundert Jahre ältere Guarini verdiente es jedesfalls.

Um noch bei dem Seelenspiegel zu verweilen, so enthält er neben zum Theil recht anfechtbaren Erziehungsmaximen (z. B. der Mensch sei von Natur zum Schlechten geneigt, daher müßten die Triebe der Jugend auf die der Natur entgegengesetzte Seite gebogen werden u. A.) eine höchst interessante Länder- und Völkerschau, bei der Engländer und Bataver gut, die Deutschen leidlich gut weg kommen, aber recht übel Italien und ganz besonders Spanien. Die Franzosen, die er wohl am besten kannte, charakterisirt er auch am besten. Seine Urtheile über Italien gemahnen uns sehr an die weit über Berlin hinaus verbreitete Familie Buchholzens. Z. B. Orangen und Feigen seien ja beliebte und weit ins Ausland verführte Früchte, aber „für den Menschen doch bloß ein Luxus und mehr ihres Gaumenkitzels, als ihres wahren Werthes halber gesucht“. Und die Olive, nun ja, sei ja ganz nützlich wegen des Oeles, beweise jedoch bloß,

daß man eben in dem trockenen Lande keine ordentlichen Milchkühe auf die Weide schicken könne. In Betreff der großartigen Kirchenbauten Italiens und aller Herrlichkeit der Kunst gegenüber erweist sich der Kenner der Alten als reinen Banausen (s. S. 477): „Auch die Kirchen können die Erwartungen (!) des Ankömmlings nicht erfüllen u. s. w." Und hier durfte die Professorenweisheit nicht fehlen, der die schönste und bildsamste, ja fast reichste Sprache der Welt „ein Kauderwälsch — es steht im Text nur mixtura — von verdorbenem Latein und fremden Idiomen" scheint. Man möchte den Engländer fragen (war er doch König Jacobs I. Geheimsekretär geworden), was dann die edle Sprache Albions wohl wäre?

Item, Barclay ist ein höchst paradigmatischer Musterknabe jesuitischer Schulung und seicentistischer gelehrter Verbohrtheit. „Dichter, die so viele erfundene Liebes- und Höllenqualen ausmalten", sollen vermuthlich Petrarca und Dante sein, von dem großen, auch als Gelehrter großen, Boccaccio hat er wohl nie reden hören, begreiflich, wenn Guarini sein Mann war. Wir wollen aber lieber fein still sein, auf daß uns nicht einer an die vielen hochgebildeten Landsleute gemahne, die sich ähnlichen hochmüthigen Blödwitzes nicht schämen. Uebrigens sei doch in Betreff der Barclay-Zitate in Lichtenbergs Timorus daran erinnert, daß die Zimmerische Chronik sehr viel zuverlässigere Schilderungen über die höfische Sitte des Zutrinkens bietet, als Barclay, der sich am Hofe des Erzherzogs Albrecht in Prag über diesen Komment, den sie wie eine disciplina übten, nicht genug verwundern kann.

In Wahrheit hat der pretiöse Stil in den Schriften Barclays seine höchste Staffel erstiegen, darüber hinaus müßte es umkippen. Ein klassisches Werk der Weltliteratur darin zu erblicken, haben wir, die wir denn doch in einer gesunderen Atmosphäre athmen, sicherlich keine Veranlassung.

Maßvoller waren doch noch die mit ganz ähnlicher „Bildung" überfütterten deutschen Zeitgenossen Barclays, der meist als Uebersetzer und Kompilator thätige Nürnberger Vielschreiber Philipp Harsdörfer und unter Dichtern der 1582 geborene Georg Rudolf Weckhrlin.

Freilich, wer John Barclay als abschreckendes Beispiel erkannt hätte, der würde sich schwerlich der unglaublichen, und fürchte ich undankbaren Mühe der Uebersetzung desselben unterzogen haben. Gereute doch unsern Fr. Rückert die Zeit und Arbeit, die Verschwendung an Witz, die er an die Uebertragung der Makamen des Hariri gewendet hatte. Mag es denn dem Barclays Werth offenbar überschätzenden Dr. G. Waltz zu einigem Troste gereichen, wenn wir die Selbstkritik Rückerts hier mittheilen, die er 1862 seinem Tagebuche (herausgegeben von seiner Tochter Marie, S. 392) einverleibt hatte:

Von Neuem kamen
Mir die Makamen
Ganz unerwartet daher
Zur Ostermesse gestrichen:

Bedaure sehr,
Daß nicht ward mehr,
Daß nicht ward Alles gestrichen
Im Buch, von Gedanken so leer,
Wie voll von Gedankenstrichen.

Ist hier Rückert viel zu hart gegen sich selbst, so hoffen wir es nicht auch gegen den Verdeutscher Barclays gewesen zu sein, dessen Buch wir vielmehr mit wirklichem Respekt vor zähem deutschen Fleiße und aber, wie gesagt, mehr als Paradigma eines Gott Lob überwundenen Geschmacks, denn als Denkmal der Weltliteratur haben genießen können. In mäßigen Dosen genossen, ist es gewiß lehrreich und unterhaltend und es wird ihm gewiß in Deutschland nicht an Lesern fehlern, die mehr Geschmack an dieser Rhetorik finden mögen, als wer sich den seinen an Goethe und Rückert in solchem Maße verdorben hat wie der Berichterstatter

Weimar, Mitte Februar 1902. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Heinrich Vierordt. Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg 1902. 150 Seiten kl. 8°. C. Winters Universitäts-Buchhandlung. 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Der Dichter H. Vierordt in Karlsruhe gehört wesentlich, scheint mir, noch in die klassizistische Schule Geibels, Linggs und anderer, die selber in formaler Hinsicht auf Platens, erst von Rückert überwundene Technik eingeschworen waren. Und ein solcher hat es heute wahrlich nicht leicht, sich allgemeine Anerkennung zu ersingen. Er ist kein „Neutöner," wie ein widerwärtiges Schlagtodtwort der Neuntödter lautet, jener Modernen, die statt aller Kriterien die sogenannte „Eigenart" handhaben, völlig unbekümmert um das, was uns altmodischen Menschen Form und sittlicher Gehalt bedeutete.

Vierordt ist, muß ich jedoch sagen, keineswegs Platenide der strengen Observanz, davor bewahrt ihn die Nachfolge Uhlands, Mörikes und des von ihm überaus hochgeschätzten liebenswürdigen Gustav Pfizer. Und so darf er — da zudem auch ein gut Theil Scheffel in ihm steckt, — sich z. B. als fünffach gehobenen Vers gestatten:

„Die Kuppel am Weltausstellungspalast."

Wer das deutsche Gesetz der schwebenden Betonung kennt, ohne das kein Leser den Versen des Nibelungenliedes, Walthers, ja selbst Hans Sachsens gerecht werden kann, weiß, daß zwar die Prosa drei Hochtöne, wenigstens zwei und einen starken Tiefton hinter einander in Weltausstellung folgen läßt, aber er glättet diese Härte leicht durch leise Anbequemung an das prosodische Schema aus und stolpert nicht gleich über dem angeblich Unmöglichen. Ich erinnere mich, wie unwissende Kritiker vor Jahren über den armen Vierordt herfielen wegen der doch auch metrisch schönen Strophe:

Was fromm wie Märchenwunder
Durchgaukelt meinen Sinn,
Nimmt als werthlosen Plunder
Der Trödeljude hin.

Die Vossische Metrik, nach der „werthlosen“ als — ⏊ — gelten könnte, hat natürlich Vierordt hier nicht im Sinne gehabt, er fordert nicht die Schleifung des Tons, aber er weiß, daß der nach antiker Prosodie — die eben deshalb nicht die unsre ist — gemessene Vers kein streng iambischer wäre, weiß, daß er wie eine schöne architektonische Unsymmetrie dasteht oder wie ein Septimenakkord, der sich sofort auflöst.

Also mit solchen und ähnlichen formalen Schulbedenken wollen wir einem geschmackvollen Dichter nicht kommen.

Und als solchen erweist er sich im Großen und Ganzen in der neuesten anspruchlosen Gabe, dem Niederschlage einer Italienfahrt, welche die ausgetretenen Touristenpfade glücklich mied und abseits vom Wege gar manches Schöne finden ließ. Uns heimelt besonders an die feine Empfindung für die Großheit der italienischen Landschaft und die seltene Erkenntniß der gentilezza di cuore des schlichten Volkes.

Dem Leser mag zu Muthe sein, wie wenn ein auf Italien gestimmter Freund — keiner aus der großen Berliner Familie Buchholz — ihm poetische Postkarten von den Stationen seiner Reise sendete. Geht's nicht auf eine, nun so nimmt er zwei oder auch drei.

Formell hätte ich sehr schöne Disticha und ungewöhnlich elegante Trimeter zu rühmen, einen Vers doch wenigstens, und vor dem der Unvers, der auf unsern Theatern sich austobt, der fünffüßige Jambe, sich endlich todtschämen sollte.

Einverstanden mit Allem bin ich freilich auch nicht. Manches ist phrasenhaft und es verletzt auch wohl ein frech modernhebräisches Wort, wie in der vorletzten Sammlung „Fresken“ S. 71 ff. „Wodanskult auf Sylt“, wo es S. 76 heißt:

Ob wir des Kreuzes düstrer Macht
Am Tag zum Schein uns neigen:
Denn unser eigen ist die Nacht,
Die Nacht ist unser eigen.

Habeatis vobis! rufen wir solchen Wodansdienern zu. Germanisch empfunden ist das doch nicht. Habt ihr was wider die Macht des Kreuzes, so sagt's doch ehrlich heraus. Waren doch die alten Germanen mit ihrem scharf kritischen Verstande gerade die verläßlichsten Anhänger des neuen Glaubens geworden, die treueste Gefolgschaft ihres Herzogs, des Heliands. Das brauchte sie nicht zu hindern, auch für den Eros und die Dioskuren und antike Lebensfreudigkeit etwas übrig zu haben.

Um gerecht zu bleiben, will ich andererseits nicht verschweigen: der Dichter hat feines, inniges Verständniß für den Madonnen- und Heiligenkultus des italienischen Volkes und es ist nicht etwa die Vorliebe des dezidirten Nichtchristen für wirkliche oder vermeinte Reste antiker Götterverehrung.

Weimar. X S.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten von Hermann Sudermann.

Berliner Theater: Lucians Satiren, für die deutsche Bühne bearbeitet von Paul Lindau: Timon der Menschenfeind. Der Hahn oder der Traum des Schusters. Die Fahrt über den Styx oder der Tyrann. — Maria von Schottland (Erster Theil) Darnley. Schauspiel in vier Akten von Björnstjerne Björnson.

Königliches Schauspielhaus: Der Herr von Abadessa. Ein Abenteurerstück in drei Aufzügen von Felix Dörmann.

Lessing-Theater: Das Glück (la veine). Komödie in vier Akten von Alfred Capus.

Hermann Sudermann hat mit seinem neuen Drama, wie es scheint, einen gewaltigen Theatererfolg erzielt. Die Zeitungen berichteten schon vor einer Woche, daß es bis dahin von sechzig Bühnen zur Aufführung erworben sei. Es sollen inzwischen schon über hundert Städte sein, deren Theater sich das Aufführungsrecht gesichert haben. Die literarische Kritik hat das Werk mit großer Einmüthigkeit abgelehnt. Ich bedaure es aufrichtig, mich in diesem Falle jener Kritik anschließen zu müssen. Der Dichter der Drei Reiherfedern hat mir keine geringe Enttäuschung gebracht.

Die Gräfin Beate von Kellinghausen hat ihrem Gemahl die eheliche Treue gebrochen, mit dessen Herzensfreund, dem Baron Richard von Völkerlingk. Jahre sind seitdem vergangen. Das ehebrecherische Liebesverhältniß besteht längst nicht mehr, wenn auch Frau Beate dem Geliebten noch immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele zugethan ist, mehr zugethan ist, als er es auch nur zu ahnen vermag. Der Baron ist ein genialer Führer der konservativen Partei gewesen. Vor ein paar Jahren indes hat er sein Reichstagsmandat im Wahlkampf an einen Gegner abgeben müssen und seitdem hat er, dem die Politik natürlichstes Lebensbedürfniß ist, seinen Lebenszweck so gut wie verloren. Da erbarmt sich die still liebende Beate seiner. Sie veranlaßt ihren Gatten, der auch M. d. R. ist, sein Mandat niederzulegen. Der gute Kerl, der Pferde mehr liebt als Kommissionssitzungen, ist mit Freuden bereit, seinen genialen Freund der Fraktion

wiederzugeben. Im Wahlkampf macht der sozialdemokratische Gegner, der früher einmal die Stelle eines Privatsekretärs bei dem Baron von Völkerlingk bekleidet hat, von seiner durch Zufall erlangten Kenntniß des früheren Liebesverhältnisses zwischen Gräfin Beate und Baron Richard Gebrauch. In Folge dessen treten zwischen den betheiligten Personen — der Gräfin, dem Grafen und dem Baron — eine ganze Reihe von Komplikationen ein mit dem schließlichen Endergebniß, daß Beate sich tödtet, um den Baron am Leben zu erhalten. Würde dieser ihr nämlich im Tode nachfolgen, so würde alle Welt wissen, warum, und Beate wäre kompromittirt. Richard von Völkerlingk ist durch Beates That und Willen dazu verurtheilt, auch weiterhin als der geniale Führer der konservativen Partei thätig zu sein.

Auf eine ausführliche Inhaltsangabe verzichte ich. Eine solche, die mit Genauigkeit den Gang der Handlung mit ihrem Hin und Her angäbe, würde mindestens zehnmal so viel an Raum in Anspruch nehmen. Solche Fülle einzelner Ereignisse ist ein großer Fehler des Dramas. Als ich im vorigen Jahre über das Drama „Johannisfeuer“ schrieb, mußte ich schon das Romanhafte tadeln. In diesem neuen Werke macht sich der Fehler bis zur Unerträglichkeit breit. Sudermann scheint es absichtlich nicht begreifen zu wollen, daß das moderne Drama nichts weniger verträgt, als eine unendliche Fülle auf die Spannung hin gearbeiteter Szenen. Wir verabscheuen die Spannung und wir haben gar kein Interesse daran, unsere Neugier bald geweckt, dann genarrt und schließlich befriedigt zu sehen. Der moderne Geschmack will nicht das Mindeste von einem theatralischen Zickzackkurs wissen; eine Handlung von denkbar größter Einfachheit, die sich in einer einzigen geraden Linie von möglichster Kürze vollzieht, ist für das Drama am passendsten. Der erste Theil von Björnsons Drama „Ueber die Kraft“ scheint mir ein meisterhaftes Vorbild zu sein. Das Drama ist kein szenisch verarbeiteter Roman und Sudermann huldigt in seiner Technik dem denkbar falschesten und rohesten Geschmack, allerdings dem Geschmack der künstlerisch ungebildeten Masse.

Der eigentliche und entscheidende Fehler des Werkes indeß steckt nicht in der Art der Handlungsführung. Diese Art ließe sich schließlich noch als alte Mode entschuldigen. Daß aber die Handlung gar nicht von Charakteren, von Menschen getragen und geführt wird, sondern daß schwatzende und sensationell aufgeputzte Puppen hin- und hergeschoben werden, das ist es am letzten Ende, was dieses Drama aus der Literatur in das Gebiet der Kolportage weist. Sudermann hat es in früheren Werken vielfach bewiesen, daß er sehr wohl fähig ist, Menschen zu erfassen und darzustellen. Diesmal aber hat er sich leider nicht ohne Anmaßung auf ein Gebiet begeben, dem er auch nicht im Entferntesten gewachsen ist. Die Handlungen und Schicksale in diesem Drama heben sich ab und vollziehen sich auf dem Hintergrunde der konservativen Partei. Wenn nun Sudermann sich in erster Linie vermuthlich auch die Aufgabe setzte, einfach ein Menschenschicksal sich erfüllen zu lassen und nicht die Absicht hatte, ein Parteibild

in den Vordergrund zu rücken, so mußte er aber dennoch immerhin auch ein Parteibild mit zureichendem, wenn nicht gar überlegenem Geiste zu entwerfen in der Lage sein, da doch eben die Gestalten dieses Dramas sich im Milieu einer Partei, der konservativen Partei bewegen. Schon früher hat Sudermann es gelegentlich unternommen, den ostelbischen Landaristokraten in seinen Dramen und Romanen zu verwenden. Mit wenigen Strichen in allgemeinen Umrissen hat er ihn nicht gerade falsch gezeichnet. In diesem neuen Drama aber galt es, den konservativen Aristokraten in seinem tiefsten Seelenleben bloßzulegen und ihn darzustellen, wie er mit geistigen Problemen fertig wird. Dazu gehört aber mehr, als Sudermann an Geist und Witz aufzuwenden hat. Der Geist versagt vollständig — und das liegt nicht an den Darzustellenden. An Stelle des Geistes werden wir mit einer Geistreichelei angeödet, die seiner Zeit in den Dramen eines Dumas wohl am Platze gewesen sein mag. Wo in aller Welt wird denn in den Salons unserer konservativen Aristokratie eine solche geschwollene und menschlich ganz unmögliche Sprache geredet, wie sie Sudermann in den ersten beiden Akten anzuwenden beliebt hat. Und wenn nun gar die Typen ländlicher Aristokratie mit Witz charakterisirt oder auch karikirt werden sollen, dann erhebt sich dieser Witz wirklich nie über das Niveau des „Ulk“ und gelangt auch nicht annähernd zur Höhe des „Kladderadatsch“. Prinz Usingen möge es bezeugen und auch Herr von Berkelwitz kann den Beweis liefern!

Ganz schlimm aber ist der Held mißrathen, der geniale Baron Richard von Völkerlingk. Der Herr ist ein vollendeter Trottel. Der Dichter kann ihn in Anbetracht seiner ganzen Lage und seines Schicksals nicht „geistreich“ und „witzig“ sein lassen, er muß ihn geistvoll gestalten. Da hapert es aber. Hier, wo wirklich eine Aufgabe vorliegt, versagt Sudermann gänzlich und offenbart damit seinen vollkommensten Bankerott gegenüber der Aufgabe, die er sich in peinlich wirkender Selbstüberschätzung gestellt hat. Und es handelte sich wirklich darum, eine große und bedeutungsvolle Aufgabe zu lösen! Ich will zeigen, worin diese Aufgabe bestand und warum der Dichter sie nicht lösen konnte. Der Baron Richard von Völkerlingk soll ein genialer konservativer Parteiführer von glänzendster Kraft des Geistes und unwiderstehlichster Gewalt der Rede sein. Wir haben es also nicht mit dem naiven Junker zu thun, der ganz unmittelbar und urwüchsig in den Traditionen konservativer Weltanschauung wurzelt. Wir müssen uns vielmehr einen Mann denken, der diesen Anschauungen sentimental — im Sinne Schillers — gegenübersteht, also mit Bewußtsein und einer gewissen Ueberlegenheit, der demgemäß schon ein wenig darüber hinausgewachsen ist, der weiß und empfindet, daß es in der Welt auch noch andere Anschauungen giebt und der z. B. dem gegnerischen Liberalismus nicht zuletzt darum ein so gefährlicher und erfolgreicher Feind ist, weil er ihn sehr wohl mitzuempfinden weiß und darum das große und helle Bewußtsein der tiefen „Profanität“ dieser liberalen Weltanschauung

hat, um mit Julius Stahl zu reden. Daß gerade ein solcher Mann unter Umständen seinen Sündenfall erleben muß, ist allzu begreiflich. Denn es ist ja sein Wesen, die Macht der Sünde in sich zu fühlen, ihrer wohl fähig zu sein und im ständigen Kampfe mit sich selbst der sündigen Lust Herr zu bleiben. Darauf beruht ja seine sozusagen konservative Genialität. Ist er nun aber einmal ausgeglitten, dann muß sein Leben eine fortgesetzte Kette von Reue und Buße sein. Als Politiker von innerstem Beruf wird er dieser seiner Reue auch einen politischen Ausdruck geben, d. h. er wird mit verdoppelter Gewalt im Kampfe gegen die Profanität des allein auf das Diesseits gestellten Liberalismus beharren, dem er selbst in schwacher Stunde zum Opfer gefallen ist. Wenn er nun gegen die gegnerische Partei redet, hält er jedes Mal zugleich über sich selbst Gericht, und diese Situation muß seinem Charakter den Zug des Dämonischen einverleiben. „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht; das Böse aber, das ich nicht will, das thue ich" — dieses verzweiflungsvolle Wort des Apostels Paulus giebt einem so gearteten tragischen Charakter ein für allemal die Grundnote. Wenn nun ein Zufall, der zugleich Vorsehung ist, es fügt, daß jener Sündenfall den Gegnern bekannt wird, dann steht solch ein Mann vor der Welt als Heuchler und Lügner am Schandpfahl. Wie konnte er so eifern, der selber so gesündigt hat, welch eine eiserne Stirn, welche Verstellungskunst — so redet die Welt dann. Und die so reden, wissen nicht und begreifen es nicht, daß all sein Reden und Thun nur Selbstgericht und Reue gewesen, Stunde für Stunde viele Jahre hindurch. Das wäre dann ein in höchstem Maße tragischer Charakter und ein tragisches Schicksal. Die Aufgabe könnte wohl einen Dichter locken, einen großen Dichter. Und die dramatische Darstellung und Entwicklung dieses Charakters und dieses Schicksals bedeutete die eine einzige gerade und kurze Linie, die dem Drama seinen Werth verleiht. Nun vergleiche man, was Sudermann aus dem Fall gemacht hat! Richard Völkerlingk ist ein Trottel, ein todter Punkt im Drama, und darum gruppirt sich in verwirrender Fülle allerlei dummer Schnickschnack.

Ich muß hier noch eine Zwischenbemerkung machen, die eigentlich eine Hauptbemerkung ist und die tiefste Ursache des Sudermannschen Mißerfolges bloßlegt. Ein tragischer Charakter, wie Richard von Völkerlingk es eigentlich sein sollte, kann nur aus stärkstem religiösem, und zwar christlich-religiösem Empfinden heraus dargestellt werden. Nun pocht Sudermann darauf, „dezidirter Nichtchrist" zu sein und hat bekanntlich einmal, vor einem Jahre etwa, in vollster Oeffentlichkeit ostentativ ein dahingehendes „Glaubensbekenntniß" abgelegt. Als Mensch kann er natürlich in dieser Hinsicht glauben, thun und lassen, was ihm beliebt. Daß aber eine tragische Kunst und tragisches Empfinden vom Boden bloßer Diesseitigkeit möglich ist, bestreite ich entschieden, ohne behaupten zu wollen, daß die Fähigkeit zu tragischem Empfinden und tragischer Darstellung etwa an ein ganz bestimmtes Glaubensbekenntniß gebunden wäre. Die moderne Literatur wurzelt im Naturalismus und macht augenblicklich zu größerem Theil in

einem naturalistischen Panpsychismus bezw. naturwissenschaftlich angehauchten Pantheismus. Dabei aber läßt sich nie ein tragisches Kunstwerk erzielen. Die moderne Literatur hat auch in der That keine einzige echte und völlig einwandfreie Tragödie hervorgebracht.

Daß vom Boden der bloßen Diesseitigkeit keine echte Tragik emporwachsen kann, dafür bietet auch die Gestalt einen Beweis, die Sudermann irrthümlicher Weise in den Mittelpunkt seines Werkes gerückt hat, die Gräfin Beate. Diese Dame soll die „Egeria" der konservativen Partei sein, so klug ist sie und sie soll außerdem auch amor et deliciae aller konservativen Parteihäupter sein, von so bezaubernder Güte und Holdseligkeit ist sie. Diese Dame nun entschuldigt ihren vor Jahren begangenen Ehebruch ihrem Gemahl gegenüber also und enthüllt damit zugleich das Wesen ihres Charakters: „Muß denn Alles, was wir aus unserer Natur heraus handeln, in Schuld und Reue wie in einem Mörser kurz und klein gerieben werden? Sünde? Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte. Ich habe mich von Eurem Sittengesetze nicht zerbrechen lassen wollen. Das war mein Selbsterhaltungsrecht. Vielleicht war es auch Selbstmord. Gleichwohl . . . Mein Dasein — das ist seit Jahren nur eine große Kette von Aengsten gewesen — das hab' ich mir Stunde für Stunde in der Apotheke kaufen gehen müssen. Aber dieses elende Stück Leben, das hab' ich viel, viel zu lieb, das halt' ich tausendmal zu hoch, um es heute vor Dir oder sonst irgend Jemand zu verleugnen. So lieb' ich es und so lieb' ich Alles, was um mich war, auch Dich, Michael, lach nur — auch Dich — . . ." Sie taumelt, nachdem sie schon längst nach Athem gerungen hat. Beate ist nämlich schwer herzleidend. Man darf wohl annehmen, daß sie sich das Herzleiden in ihrer sorgenvollen, zwiespältigen Situation zwischen Michael und Richard zugezogen hat. Der Dichter verschmäht es also, seine Heldin sich in Schuld und Reue „wie in einem Mörser kurz und klein" reiben zu lassen. Als ob Schuld und Reue nicht den Menschen gerade größer und ins Uebermenschliche wachsen lassen könnten, wie ich es z. B. an Richard von Völkerlingk — wie ich ihn mir denke! — dargelegt habe. Statt dessen läßt er sie an einem Herzleiden dahinsiechen. Er verleiht also seiner Gestalt, statt der Hoheit des Tragischen, das Larmoyante des Pathologischen. Das ist doch die reine Selbstironie, die Sudermann — leider unbewußt — sich selbst zu Theil werden läßt. Diese Beate, die der Dichter als lichte Idealgestalt aufgefaßt wissen will, ist mit einer sowohl ästhetischen wie moralischen Perversität behaftet. Ich bin weit davon entfernt, ein Kunstwerk und seine Gestalten mit dem Maßstabe des Moralisten zu messen. Ich erinnere daran, daß ich seiner Zeit die doch wirklich unmoralische Gestalt der Frau von Barchwitz in dem Roman Hans von Kahlenbergs als eine in künstlerischer Hinsicht glänzend gelungene Gestalt gepriesen habe. Frau von Barchwitz leibt und lebt vor uns. Beate aber flößt uns keinen Glauben an ihre Daseinsmöglichkeit und Daseinsberechtigung ein. Und

aus der Wesenlosigkeit ihres Seins tritt dann die Unmoral ihres Handelns um so nackter hervor. Daß diese wesenlose, unmögliche und unleidliche Figur nun gar zum Träger des Grundsatzes „Es lebe das Leben“ gemacht ist, ist die schlimmste Unbegreiflichkeit und der tollste Widersinn dieses Dramas.

Die Darstellung im Deutschen Theater war schlecht, d. h. sie kam gerade wegen ihrer Fehlerhaftigkeit dem äußeren Theatererfolg zu statten, vergewaltigte aber den Sinn des Stückes. Herr Sauer gab den Richard von Völkerlingk als den Trottel, der dieses angeblich konservative Genie auch wirklich ist. Herr Bassermann verlieh dem Michael von Kellinghausen den Glanz und Geist seines eigenen Wesens, verkehrte damit die Gestalt in ihr Gegentheil und verschob so auch das Verhältniß, in dem Völkerlingk und Kellinghausen eigentlich zu einander stehen sollen. Gerade durch seine falsche Darstellung aber machte Herr Bassermann den Erfolg des Abends, indem er persönlich alles Interesse auf sich lenkte, ohne Rücksicht auf den Rahmen des Stückes. Fräulein Dumont als herzleidende, dem Tode verfallene Beate war stark und blühend wie das ewige Leben.

* * *

Von den übrigen Werken, die ich zu besprechen habe, ist nichts Ausführlicheres zu bemerken. Lucians Satiren für die Szene zu bearbeiten, war ein glücklicher Einfall Paul Lindaus. Daß ein Theaterdirektor auf solche Einfälle kommen muß, beweist aber schließlich doch nur die Sterilität unserer dramatischen Produktion. In den dauernden Besitz der deutschen Bühnen wird der inszenirte Lucian nicht übergehen. Es handelt sich da zum größten Theil doch nur um eine Kuriosität.

* * *

Björnsons Darnley ist ein Jugendwerk, bald vierzig Jahre alt. Wie es heißt, arbeitet der Dichter jetzt an einem zweiten Theil, Bothwell. Der Darnley leidet an einer Ueberfülle der Szenen. Der Grundgedanke tritt nicht energisch genug hervor, die innere Einheit des Ganzen ist mangelhaft, die Charaktere wirken nicht lebendig und überzeugend. Björnsons Maria von Schottland ist, wie es scheint, eine moderne Sensitive, aus den entgegengesetzten Eigenschaften gemischt. Die Mischung ist keine Einheit geworden. Es ist ein unaufgelöstes Gemenge. Darnley wäre psychologisch sehr interessant, wenn der Dichter ihn so hätte gestalten können, wie er ihn sich gedacht hat. Darnley definirt sich selber und erklärt sein Schicksal und seinen Untergang also: „Den Schwachen verachtet die Welt; denn sie bewundert die Kraft, ja selbst die Kraft zum Bösen. Den Teufel bewundert sie. Ach, wenn sie doch den Schwachen verstehen wollte! Er ist nur deshalb schwach, weil er im tiefsten Innern treu ist, treu einer Sehnsucht, einer Erinnerung, einer Leidenschaft. Er weiß wohl, es ist sein Verderben, er macht tausendmal den Versuch, sich loszureißen, aber sein Gefühlsleben

ist zu tief. Noch im Sinken hält er daran fest. Die Standhaftigkeit des schlechten Charakters ist keine Treue, sie ist Trotz. Und doch wird sie bewundert. Der schlechte Mensch verhärtet sein Gemüth durch wüste Thaten; er baut sich eine Festung aus Haß und bricht alle Brücken hinter sich ab. So etwas bewundert die Welt. Die Menschen wollen nun einmal nichts Anderes als großen Kampf, der zu glänzendem Sieg oder zu tiefem Fall führt. Aber die unendlich feinen Strahlenbrechungen in der Seele des Schwachen übersehen sie, die Tausende von Farbentönen und Lichtern, die kommen und schwinden, ehe der Tropfen verdunstet.“ Diese Auffassung Darnleys ist für Björnson überaus charakteristisch und wirft auch im Allgemeinen ein bezeichnendes Licht auf gewisse Erscheinungen der modernen und besonders der nordischen Literatur. Die Darstellung des Dramas war weniger als mittelmäßig. Eine Druckausgabe ist bei Albert Langen in München erschienen.

* *
*

Felix Dörmann hat für seinen „Herrn von Abadessa“ den Bauernfeld-Preis erhalten, als das Drama erst im Manuskript fertig und noch garnicht veröffentlicht war. Die Theaterprobe ist nicht sehr glänzend ausgefallen. Doch möchte ich mich dem durchweg verdammenden Urteil der Berliner Kritik nicht völlig anschließen. Dörmanns Werk ist in Versen geschrieben, die zum großen Theil des feinen Reizes nicht entbehren. Der Fehler liegt hauptsächlich darin, daß es zu vers- und wortreich ist und daß ihm die plastische Eindrucksfähigkeit, die Wirkung aufs Auge versagt ist. Je länger ich ins Theater gehe und beobachte, was den Bühnenerfolg hauptsächlich bedingt, um so mehr komme ich — entgegen meiner ursprünglich vorgefaßten Meinung — zu der Ansicht: es sind die Bühnenbilder, die ins Auge dringen. Es müssen allerdings inhaltsvolle, lebendige Bilder sein, die von sich aus weitere Vorstellungen wecken und unserer Phantasie zu Kombinationen verhelfen. Im großen Ganzen ist „Der Herr von Abadessa“ eine dramatische Romanze, also auf lyrische Wirkung berechnet. Den Höhepunkt bildet ein lyrisches Gedicht, das Herr Matkowsky außerordentlich glanz- und wirkungsvoll vorgetragen hat. Inhaltlich dreht sich Dörmanns Abenteurerstück um das Schicksal zweier Herrenmenschen, eines Mannes und eines Weibes, die durch Liebe und Tod aneinandergekettet werden. Beeinträchtigend wirkt es, daß die rein gedanklichen Zusammenhänge der Dichtung oft zu abstrakt auftreten und erst vom klügelnden, grübelnden Verstande aufgefangen werden müssen, statt unmittelbar als künstlerische Gestaltungen vor die Seele zu treten. Die Darstellung war jedes Lobes werth, wenn man von Herrn Christians' zur Schau getragener Gleichgiltigkeit absehen will.

* *
*

Im Lessingtheater bei Capus' „Glück“ habe ich mich ganz ausgezeichnet unterhalten. Dem Werke in die Tiefe nachgehen, darf man nicht. Denn

es hat keine Tiefe. Im Grunde ist das Alles reine Unmöglichkeit. Man muß es einfach ohne jeden Anspruch an sich vorüberziehen lassen und seine ganz köstliche Oberflächenwirkung genießen. Die Darstellung war flott und blendend. Fräulein Jäger hielt der ausgezeichneten Frau Sorma gut die Waage. Die Herren Schönfeld und Patry waren ausgezeichnet. Ich glaube, daß die Gesammtauffassung in Paris anders gewesen ist. Es gehört für den französischen Geschmack wohl noch ein Schuß sentimentalische Ironie hinein. Wir in Berlin indeß können darauf auch verzichten.

Karlshorst, 22. Februar 1902. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Landwirthschaft und Schutzzölle in Rußland.

Vor drei Jahren, am 13. März 1899, hielt der gegenwärtige russische Finanzminister in der Kommission für Regelung des Getreidehandels in St. Petersburg, die eben ihre Arbeiten beendet hatte, eine Rede, in der er unter Anderem Folgendes ausführte:

„Das Schutzzoll-System hat für unsere junge Industrie bloß eine pädagogische Bedeutung. Schon jetzt haben wir Dank dem Protektionssystem bedeutende Resultate erreicht; viele Gewerbezweige haben mächtige Fortschritte gemacht und überall ist die Aufwärtsbewegung sichtbar. Allerdings ist uns das nicht umsonst zu Theil geworden; vielmehr machen wir jetzt eine theure Schule durch. Das System der Schutzzölle legt sich als schwerer Druck fast auf alle Klassen der Bevölkerung. Alles was mit Zoll belegt ist, muß der Russe theurer bezahlen als andere Leute. Das ist der Hauptvorwurf gegen den Protektionismus überhaupt — und ein durchaus gerechtfertigter Vorwurf. Eben darum aber müssen wir uns bestreben, so schnell wie möglich diese Lehrzeit durchzumachen und uns rascher unserem erstrebten Ziele zu nähern."

Diese Worte des Herrn Witte berühren ein Thema, das in den letzten Jahren mit steigendem Nachdruck von einem immer größeren Theil der russischen landwirthschaftlichen Intelligenz, namentlich von gebildeten Vertretern des Adels, und außerdem von gewichtigen Stimmen angesehener Volkswirthe, ausgeführt wird: Daß der Schutzzoll sich als eine erdrückende Last auf weite Kreise lege, vor allen Dingen auf die Landwirthschaft. In Folgendem nun möchte ich einige kurze Ausführungen über die Frage des Protektionismus in Rußland, namentlich nach der Seite hin mittheilen, bei der es sich um das wechselseitige Verhältniß zwischen dem Stande der Landwirthschaft auf der einen, den Eisen-, Maschinen- und Kohlenzöllen auf der anderen Seite handelt.

Bereits in meinem Aufsatz im Januarheft dieses Jahres, „Rußland in der Krisis", habe ich einiges über die gegenwärtige Nothlage der russischen Industrie im Allgemeinen und ihre eigentliche Hauptursache gesagt. Die beispiellose Verarmung der großen Masse des Bauernstandes in dem größeren Theile der Korn produzirenden Gebiete des Reiches hat

die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes für die Produkte der russischen Industrie in hohem Grade geschwächt. Der Bauer in den vom Nothstand betroffenen Gouvernements kann nicht nur nichts kaufen, sondern lebt überhaupt nur noch, soweit er nicht direkt von der Regierung ernährt wird, von der Ausraubung und dem Ruin der letzten Bodenkräfte und vom Verbrauch seines kärglichen Wirthschaftsinventars. Er verfüttert das Dachstroh an sein letztes Pferd, seine letzte Kuh, und er verkauft das Vieh, ohne das eine geregelte Landwirthschaft überhaupt nicht möglich ist, wenn er es nicht mehr ernähren kann, für einen Spottpreis an den Händler.

Von Alters her lebt der russische Bauer mit einem vom Standpunkt westeuropäischer Verhältnisse aus betrachtet geradezu unglaublichen Minimum von Eisen. Er baut sein Haus, er verfertigt seinen Wagen, ohne dabei auch nur einen eisernen Nagel zu verwenden, und in der Mehrzahl der Wirthschaften giebt es an unumgänglich eisernen Geräthen überhaupt nur die Axt, die Sense oder Sichel, die Spitze der Pflugschaar und das Messer. Im Ganzen genommen ist der Konsum von Eisen in Rußland auf den Kopf der Bevölkerung 7mal niedriger als in England und 5mal niedriger als in Deutschland — und das trotz der kolossalen Eisenbahnbauten des letzten Jahrzehntes in Europa und Asien!

Es ist nun ohne Weiteres klar, daß bei einem so geringen Eisenverbrauch auf dem flachen Lande, wo immer noch fast 90 Prozent der Bevölkerung Rußlands leben, weder die gegenwärtigen trostlosen Agrarverhältnisse sich bessern noch auch die russische Eisenindustrie wirklich auf einen grünen Zweig kommen kann. Die landwirthschaftliche Krisis kann, abgesehen von den vielerlei anderen Faktoren die sie verursachen, als da sind: Kapitalmangel, mindere Intelligenz des Bauern, schlechte Verkehrsmittel, nur durch eine rationelle Verbesserung und Bearbeitung des ausgemergelten Bodens gehoben werden. Eine solche ist aber undenkbar ohne weitgehende Einführung eiserner Ackerbaugeräthe: geeigneter Pflüge, Eggen, Dresch- und Reinigungsmaschinen für das Korn &c. Wie aber der russische Bauer dazu kommen soll, sich alle diese Dinge zu kaufen, ist nicht abzusehen, und namentlich muß die Möglichkeit, daß es ihm je gelingen könnte, in Abrede gestellt werden, *so lange die Preise für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen in Rußland eine solche Höhe haben, wie es jetzt der Fall ist.* Ein eiserner Tiefpflug oder eine Dreschmaschine, sei es für Pferde sei es für Dampfbetrieb, kostet in Deutschland, England oder Amerika noch nicht die Hälfte des Preises, der auf dem innerrussischen Markte herrscht. Diese Kalamität ist so groß, daß nicht nur die ohnehin ruinirten bäuerlichen Gebiete sich keine Maschinen anschaffen können, sondern daß auch die besser situirten Landwirthe auf die meisten modernen Hilfsmittel des Ackerbaus entweder ganz verzichten oder ihre Anwendung doch auf das nothdürftigste Mindestmaß beschränken müssen. Sogar bei großen unverschuldeten Wirthschaften mit unerschöpftem resp. dauernd gedüngtem Boden erscheint die Hebung

des ganzen Kultursystems auf eine technisch höhere und unter anderen Verhältnissen den Ertrag vermehrende Stufe aus dem Grunde unrentabel weil der Preis der dazu erforderlichen Maschinen ein zu hoher ist — und so verbleibt es denn fast überall bei der alten und primitiven, den minderen Ertrag liefernden Wirthschaftsweise.

Man sehe sich nun, in Verbindung hiermit, die folgenden erstaunlichen Zahlen der russischen Eisenproduktionen an. Im Jahre 1899 betrug die Gesammtmenge des in Rußland erzeugten Roheisens 163 Millionen Pud. Hiervon wurden 96 Millionen Pud allein für Eisenbahnbauten verbraucht! Es verblieben also für den gesammten übrigen Bedarf einer Bevölkerung von 130 Millionen nicht mehr als 67 Millionen Pud, d. h. nur 8 kg Roheisen auf den Kopf. Trotz dieses lächerlich geringen Verbrauchs klagt nun die russische Eisenindustrie zur Zeit, daß eine Ueberproduktion von Eisen und Eisenwaaren in Rußland vorhanden sei, verlangt Mehrung der Staatsaufträge und weitere Erhöhung der Zölle auf ausländisches Eisen und ausländische Maschinen. Thatsache ist aber, daß die Menge des in Rußland über den Eisenbahnbedarf hinaus produzirten Roheisens auch nicht entfernt ausreicht, um den normalen Bedarf der Bevölkerung zu decken. Der russische Schutzzoll auf Roheisen beträgt 5½ Pf. pro Kilo, d. h. 4½mal mehr als in Oesterreich, 6 mal mehr als in Deutschland, während er für Maschinen und Maschinentheile, überhaupt für bearbeitetes Eisen, zu ganz fabelhaften Größen aufsteigt: z. B. über 50 Pf. pro Kilo für Drathwaaren. Trotzdem wird immer noch der Betrag von 16 Prozent des gesammten inneren Verbrauchs an Eisen und Eisenwaaren in Rußland aus dem Auslande eingeführt, und davon entfällt ein verhältnißmäßig sehr großer Theil auf landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen für die höher entwickelten westlichen Gouvernements. In ganz Rußland giebt es außer zwei mäßig großen Etablissements (Liphard in Moskau und Helferich & Sade in Charkow) überhaupt keine Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen. Was gebraucht wird, kommt trotz der hohen Zölle fast alles aus dem Auslande — ja, die großen russischen Maschinenfabriken haben überhaupt eine nur auf Eisenbahnzubehör und ähnliche Dinge berechnete technische Einrichtung.

Die verhängnißvollste Folge des gegenwärtigen Systems ist nun die, daß in Folge des hohen Zolls auf Roheisen und ausländische Steinkohle das Eisen in Rußland zu theuer ist, als daß man Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen und überhaupt für eiserne „Kleinwaare" mit Hoffnung auf Erfolg errichten könnte. Die ganze Sache läuft in einem verhängnißvollen Kreise herum: die hohen Eisenzölle halten den Roheisenpreis im russischen Inlande auf einem Niveau, bei dem die Herstellungskosten für Maschinen höher werden als die Kaufkraft der Bevölkerung, und der in Folge dessen auf ein Minimum reduzirte Absatz läßt die Eisenproduktion in den Hüttenwerken nicht zu einer wirklichen Blüthe kommen. Nur die Staatsbestellungen für den Eisenbahnbau halten die schwere Eisen- und Maschinenindustrie aufrecht.

In dieser Lage wird das russische Finanzministerium jetzt von zwei Seiten her um Ermäßigung der Zölle auf Maschinen und Eisen bestürmt: von der gesammten Landwirthschaft und von allen denjenigen, denen aus allgemein wirthschaftlichen Gründen eine Hebung der industriellen Kultur Rußlands ohne Verbreiterung des Eisenkonsums und der Eisenverarbeitung im Lande nicht denkbar erscheint. Namentlich die landschaftlichen Organe der Selbstverwaltung, die sogenannten Semstwos, petitioniren seit Jahren mit einem unermüdlichen Eifer um Ermäßigung der Maschinenzölle, und die Stimmung in diesen Kreisen wird eine von Tag zu Tag erregtere. Für das System Witte muß aber Angesichts der ganzen Lage nach wie vor die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der Zahlungsbilanz maßgebend bleiben. Wenn die Getreideausfuhr durch hohe Zölle des Auslandes erschwert wird, so ist nicht daran zu denken, daß der Finanzminister den Import, sei es von Roheisen, sei es von Maschinen, erleichtert und auf diese Weise die Zahlungsverpflichtung Rußlands gegenüber dem Auslande bei gleichzeitiger Verringerung des russischen Guthabens jenseits der Grenze sich steigern läßt.

Paul Rohrbach.

Der Stand des Zoll-Gesetzes. Interessen-Vertretungen.

Krisis in der Zollkommission, Kompromißanträge, feierliche Erklärungen des Grafen Posadowsky — und die Situation ist darum doch genau dieselbe, wie sie vor vier Wochen, ja, wie sie vor einem halben Jahr war. Alle diese Verhandlungen, all diese Aufregungen, all dieses Hin- und Herreden ist schlechterdings werthlos und zwecklos — nicht für die Fraktions- und Parteipolitik, die solches Schaumschlagen einmal nicht entbehren kann, aber für die Frage, ob Handelsverträge abgeschlossen werden oder nicht. Denn diese Handelsverträge hat die Regierung nicht abzuschließen mit den deutschen Agrariern, sondern mit den Regierungen von Oesterreich, Rußland und anderen Staaten.

Daß Handelsverträge bei einer Erhöhung der von der Regierung vorgeschlagenen Agrarzölle nicht mehr möglich sind, wußte längst Jedermann, der es wissen wollte; dazu bedurfte es nicht der Erklärung des Ministers Grafen Posadowsky. Ob sie aber auch nur mit den von der Regierung vorgeschlagenen Sätzen möglich sind, das ist es, was man gerne wissen möchte und was man heute so wenig weiß, wie vor einem halben Jahr. Vielleicht weiß es die Regierung. Vielleicht hat Rußland bereits zu erkennen gegeben, daß es Verträge auf dieser Grundlage acceptiren werde. Die Differenzirung zwischen Weizen und Roggen um 50 Pfennige bietet Rußland einen gewissen Vortheil, der es vielleicht veranlaßt, darauf einzugehen. Vielleicht hat man auch eine andere Gegengabe in Aussicht gestellt, z. B. Unterstützung bei einer Anleihe, deren Rußland so dringend bedarf. Bringt die Regierung mit solchen Hilfsmitteln einen Vertrag zu

Stande, so wird sie auch über die Schwierigkeiten im Reichstag hinwegkommen. Wahrscheinlich braucht man gar nicht erst auf den nächsten Reichstag zu warten, sondern schon der jetzige würde sich bereit finden lassen, einen solchen Vertrag anzunehmen, wenn ihm in Aussicht gestellt wird, daß anderufalls die bestehenden Verträge ungekündigt weiter laufen würden.

Eine wirkliche Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn die russische Regierung erklären sollte, daß sie sich bei Erhöhung der bestehenden deutschen Agrarzölle überhaupt auf keinen Handelsvertrag einlassen würde. Wir haben aus der Feder des Herrn Dr. Rohrbach Beiträge zur Kenntniß der russischen Wirthschaftszustände gebracht, welche mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit auf diesen Schluß hinführen, und namentlich die vorstehende politische Korrespondenz in diesem Heft weist auf eine Möglichkeit hin, die den Druck auf unsere inneren Verhältnisse noch außerordentlich verstärken würde. Rußland hat ein eigenes, inneres, sehr starkes Bedürfniß auf Herabsetzung der Eisen- und Maschinenzölle. Wie, wenn nun Herr von Witte unter Ablehnung jeder Verhandlung auf Grund e r h ö h t e r Zölle, seinerseits gegen die bloße E r h a l t u n g der jetzt bestehenden deutschen Agrarzölle die weitere Herabsetzung jener russischen Zölle anbietet? Der Vortheil, den unsere Industrie hieraus ziehen könnte, wäre so groß, daß das Bündniß zwischen ihr und der Landwirthschaft, das ja ohnehin schon sehr starke Risse aufzeigt, darüber vielleicht vollständig in die Brüche gehen würde. Dann wäre die Kombination da, die schon so oft und von so vielen Seiten prophezeit worden ist: wüthender Kampf zwischen den Agrariern auf der einen, der gesammten Industrie, eingeschlossen die Arbeiterschaft, d. h. die Sozialdemokratie, auf der andern Seite, und die Regierung würde — — im Bunde mit der Sozialdemokratie stehen.

Kleine Vorspiele zu einer derartigen Bundesgenossenschaft sind ja schon früher, auch bei der Annahme des ersten russischen Handelsvertrages im Jahre 1893, in Szene gegangen. Diesmal aber würde es viel ernster werden. Damals gab es noch eine konservative Partei, die politisch dachte und von Politikern geführt wurde. Das Agrarierthum war in ihr nur ein Element, zwar ein sehr starkes Element, aber doch nur eines unter mehreren. Heute ist das Agrarierthum auf der rechten Seite das herrschende Element. Der Bund der Landwirthe ist entstanden und stellt eine gewaltige Macht und eine Macht für sich dar.

In welchem Irrthum sind doch die Philosophen befangen, die das Ideal einer Volksvertretung in einer ständischen oder Interessengruppirung suchen! Auch Fürst Bismarck war zuweilen von solchen Anwandlungen nicht frei, und wenn man sieht, welche Früchte das allgemeine Stimmrecht zeitigt, so kann man es verstehen, daß spekulative Köpfe nach anderen Modalitäten und Formen der Volksvertretung suchen. Interessenvertretung aber würde heißen, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Obgleich das allgemeine Stimmrecht die Interessenvertreter zwingt, doch noch immer

einige Rücksicht auf diejenigen Wähler zu nehmen, die abseits stehen, so haben wir doch schon wenigstens zwei vorwiegende Interessenvertretungen im Reichstage, und der Augenschein lehrt, daß es von allen Parteien die unregierlichsten, rücksichtslosesten und einseitigsten sind; es sind die Sozialdemokraten als spezifische Vertreter der industriellen Arbeiter und die Agrarier. Sollten die Agrarier sich einmal ganz von den Konservativen ablösen, so wäre gar nichts mehr mit ihnen anzufangen. Denn in einer reinen Interessenvertretung hat natürlich immer der das große Wort und die Führung, der das Meiste verlangt und am unverschämtesten auftritt. Der Bund der Landwirthe und die Sozialdemokratie sind ganz analoge Erscheinungen. Beide stehen unter der Führung der von ihnen selbst angestellten und besoldeten Beamten. Bei dem Bunde der Landwirthe ist das in noch viel höherem Maße der Fall als bei der Sozialdemokratie. Je höher diese Herren die agrarischen Forderungen spannen, desto beliebter machen sie sich bei ihren Vereinsmitgliedern und desto besser sichern sie ihre eigene Stellung. Wer zur Mäßigung räth, setzt sich dem Verdacht aus, lau zu sein, wenn nicht gar ein Verräther. Keiner will und darf sich von dem Andern an Eifer für das Standesinteresse übertreffen lassen. Die Führer von politischen Parteien denken anders, stehen auf einer etwas höheren Warte; sie haben den Blick nicht bloß auf ein einziges Objekt gerichtet, sondern wollen Theilnahme an der Macht im Ganzen. Mit politischen Parteien kann man regieren; reine Interessengruppen bringen die Staatsmaschine, wenn man sich ihnen überläßt, zum Stillstand.

Man kann sich die ganze Gefahr klar machen, die in solchen Interessen-Organisationen liegt, braucht aber darum noch nicht pessimistisch in die Zukunft zu schauen. Zuletzt regiert doch nicht, wie die Materialisten behaupten, das Wirthschaftsleben die Politik, sondern die Politik das Wirthschaftsleben. In dem Augenblick, wo der Kaiser oder König das Volk aufruft gegen eine einseitige, das Staatswohl gefährdende Interessengruppe, schlägt er sie mit Sicherheit zu Boden — denn es ist nie zu vergessen: es giebt sehr viele, verschiedene Kräfte im Staate und im Volksleben, und kein einziges Interesse, auch nicht das stärkste, das landwirthschaftliche, hat für sich allein die Majorität oder ist stark genug, das Ganze zu beherrschen.

22. 2. 1902. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Annalen des Deutschen Reichs 1902. Nr. 2. Herausgegeben von Dr. K. Th. Eheberg und Dr. A. Dyroff. Jährlich 12 Hefte. Halbjährlicher Abonnementspreis M. 8,—. München, J. Schweitzer.
Bahr, Hermann. Der Krampus. Lustspiel in 3 Aufzügen. (229 S.) M. 3,—. München, A. Langen.
—,— Der Apostel. Schauspiel in 3 Aufzügen. (232 S.) M. 3,—. München, A. Langen.
Das Begnadigungsrecht. Altes und Neues, aus Leben und Reichstag. (29 S.) M. 0,50. Berlin, H. Bermühler.
Björnson, Björnstjerne. Sigurd Jorsalfar. Schauspiel. (109 S.) M. 1,50. München, A. Langen.
—,— Darnley. (180 S.) M. 3,—. München, A. Langen.
Blaschko, Dr. Alfred. Die Prostitution im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 12. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Bleibtreu, Karl. Die Edelsten der Nation. Komödie in 3 Akten. (203 S.) M. 2,50. München, A. Langen.
Brandt, M. v. 33 Jahre in Ostasien. 3. Bd. (333 S.) M. 6,50, geb. M. 8,—. Leipzig, G. Wigand.
Calwer, Richard. Die Weltwirthschaft im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 6. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Christmann, C. Melanchtons Haltung im schmalkaldischen Kriege. M. 1,—. Berlin, E. Ebering.
Dähnhardt, O. Heimathklänge aus deutschen Gauen II. M. 2,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Documente des Sozialismus. Herausgegeben von Ed. Bernstein. Band I. Heft 5. Monatlich ein Heft. Preis M. 1,50. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
Duhr, B. Hundert Jesuitenfabeln. 50 Pfg. Freiburg i. Br., Herder.
Eberstadt, Dr. Rudolf. Die gegenwärtige Krisis, ihre Ursachen und die Aufgaben der Gesetzgebung. (41 S.) Berlin, K. Hoffmann.
Fischart, J. jun. Anweisung für sozialdemokratische Redner. 1-8. Stück Preis je 10 Pfg. Berlin, Volkswohl.
France, Anatole. Anno zwei und andere Novellen. (145 S.) M. 2,—. München, A. Langen.
Gr. Generalstab. Kriegsgeschicht). Abt. I. Heeresbewegungen im Kriege 1870-71. (Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik I). (287 S.) Unter Beigabe von 17 Karten in Steindruck, sowie 6 Textskizzen. M. 13,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
—,— Kriegsgeschichte. Abt. II. Der Siebenjährige Krieg. 3. Bd. Kolin. Mit 15 Plänen und Skizzen. (231 S.) M. 10,— Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Göhre, Paul, Pfarrer a. D. Die Kirche im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 5. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Grotjahn, Dr. Alfred. Die hygienische Kultur im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 9. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Grottewitz, Dr. Kurt. Die Naturgeschichte im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 8. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Gumplowicz, Dr. Ladislaus. Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 7. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Gystrow, Dr. Ernst. Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 11. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin. Verlag Aufklärung.
Hamsun, Knut. Sklaven der Liebe. (190 S.) M. 3,—. München, A. Langen.
Hart, Julius. Die neue Welt-Erkenntniss. (323 S.) M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, E. Diederichs.
Hintze, Otto. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. XIV. Band, 2. Hälfte. M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Hoenig, Fritz. Mein Ehrenhandel mit dem Flügeladjutant v. Schwartzkoppen und dem Oberst und Abtheilungschef im Generalstabe v. Bernhardi. (70 S.) Berlin, Hermann Walther.
Hohenzollern-Jahrbuch. 1901. Band 5. M. 20,—. Leipzig, Giesecke & Devrient.
Jastrow. Die örtlichen Gesundheitskommissionen. (Sonderabdruck a. d. Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege. Bd. 34, 1.) Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Die Krone und die Reichshauptstadt. Von einem Berliner. (40 S.) M. 1,—, Berlin, Hugo Bermühler.
Kunze, Dr. Johs. Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser. M. 3,60. Berlin, E. Ebering.
Kurella, Dr. H. — Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters. (45 S.) Berlin, J. Springer.
Lange, Dr. Ernst. — Der Zusammenschluss der deutschen Spiritusindustrie. (32 S.) 50 Pfg. Berlin, Paul Parey.
Lasson, Adolf. Uebersetzung von Giordano, Bruno. — Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen. 2. Auflage. M. 1,50. (Philosophische Bibliothek Bd. 21.) Leipzig, Dürr.
Lublinski, S. — Multatuli. (38 S.) M. 0,50. Berlin, Gose und Tetzlaff.
Mariano, Raffaele. — Il cristianesimo nei primi secoli. (Bd. 5, 452 S. Bd. 6, 397 S.) Florenz, G. Barbèra.
Ohnet, Georges. — Zwei Väter. Roman. (396 S.) M. 3,—. München, A. Langen.
Olberg, Oda. — Das Weib und der Intellektualismus. Preis geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin-Bern. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. (Dr. John Edelheim.)
Poschinger, H. v. — Preussens auswärtige Politik 1850—1858. Unveröffentlichte Dokumente a. d. Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn v. Manteuffel. 1. Bd. 1850-1852. (474 S.) M. 10,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Rilke, Rainer Maria. Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten. (85 S.) M. 2,—. München, A. Langen.
Rohrbach, Lic. Dr. P. — Die Bagdadbahn. (61 S.) 1 Karte. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Rolffs, Ernst. — Harnacks Wesen d. Christentums. (63 S.) Leipzig. J. C. Hinrichs.
Schiller Dr. Herm. — Weltgeschichte. 4. Bd. Gesch. d. Neuzeit. (971 S.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
—, — Vergleichende Uebersicht d. Hauptthatsachen d. Weltgeschichte. 23 Tabellen. M 5,—. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
Schrohe, Dr. H. — Der Kampf der Gegenkönige um das Reich bis zur Entscheidungsschlacht bei Mühldorf. M 8,—. Berlin. E. Ebering.
Arthur Schultz. — Blätter für deutsche Erziehung 1902 Heft 1. Preis vierteljährlich M. 1,—. Friedrichshagen-Berlin, Verlag der Blätter für detusche Erziehung.
Soerensen, Dr. Asmus. — Polnische Gramatik. 1. Theil: Systematische Darstellung. (352 S.) M. 9,—. 2. Theil: Gramatisch alphabetisches Verbalverzeichniss. (206 S.) M. 6,—. Leipzig, E. Haberland.
Sudermann, Herm. — Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten. M. 3.—. Stuttgart, J. Glotta.
Wegener, Georg. — Zur Kriegszeit durch China. 1900/1901. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
Wendland, P. — Christenthum und Hellenismus. 60 Pfg. Leipzig, B. G. Teubner.
Woerner, R. — Fausts Ende. Antrittsrede gehalten den 18. November 1901 a. d. Univ. Freiburg i. Br. (28 S.) M. 0,80. Freiburg i. Br., C. Troemer.
Wohlmuth, Alois. — Gedichte. (123 S.) M. 2,—. München. A. Langen.
Zadek, Dr. J. — Die Medizin im 19. Jahrhundert. (Am Anfang des Jahrhunderts, 10. Heft.) Preis 30 Pfg. Berlin, Verlag Aufklärung.
Antiquariats-Katalog Nr. 35. — Bibliothek Reinhold. Leipzig. Friedrich Meyer.
Bode. — Vorderasiatische Knüpfteppiche. M. 8,—. Leipzig. H. Seemann Nchf.
Burger. — Gedanken über Darmstädter Kunst. M. 0,75. Leipzig. H. Seemann Nachf.
Crane. — Grundlagen der Zeichnung. M. 14.—. Leipzig. H. Seemann Nachf.
Die Gesellschaft Münchner Halbmonatschrift. Heft 3. — Preis 75 Pfg. Dresden, E. Pierson.
Grautoff. — Buchkunst. M. 9,—. Leipzig. H. Seemann Nachf.
Kunst und Handwerk. — Bd. 1—5 je M. 2,—. Leipzig. H. Seemann Nachf.
Natur und Schule. — Zeitschrift für den gesammten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. Heft 1/2. Preis pro Sem. M. 6,—. Leipzig. B. G. Teubner.
Ruville, A. — Das Deutsche Einigungswerk im Lichte des Amerikanischen. M. 2,40. Halle a. S., Max Niemeyer.
Scheibert, J. — Mit Schwert und Feder. Erinnerungen aus meinem Leben. (314 S.) M. 6,—, geb. 7,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Schwarz, O. u. Strutz, G. — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band 2. Geh. M. 16,—, geb. M. 18,—. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. G. m. b. H.
Vriesländer. — Variété. M. 6,—. Leipzig. H. Seemann Nachf.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück.
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundachter Band.

April bis Juni 1902.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1902.

Inhaltsverzeichniß

des

108. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Die höhere Mädchenschule und das klassische Alterthum.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

In den betheiligten Kreisen macht sich gegenwärtig eine starke Strömung bemerkbar, die Bildungsschätze des klassischen Alterthums in geeigneter Weise der höheren Mädchenschule zu erschließen. Dieses Bestreben ist um so bedeutsamer, als es zu einer Zeit auftritt, in der dieser Gegenstand innerhalb der Gesammtgruppe der höheren Knabenschulen immer mehr zurückgedrängt wird. Freilich ist hier auch nicht beabsichtigt, für die Mädchen jenes geistige Erbe der antiken Welt vermittelst der Ursprache, sondern nur auf dem Wege von Uebersetzungen fruchtbar zu machen. Aber es ist doch immerhin sehr charakteristisch, daß eine solche Bewegung auf dem Boden des höheren Mädchenschulwesens immer stärker auftritt, während die Realschule und die Oberrealschule dieses Gebiet fast ganz verlassen und auch das Realgymnasium nur das Lateinische als festen Unterrichtsgegenstand beibehalten hat. Die Einführung in die homerische Sagenwelt und der Unterricht in der griechischen Geschichte ist ja von diesen Schulen wie auch von den höheren Mädchenschulen immer erstrebt worden, aber hier handelt es sich um ein tiefer greifenderes Unternehmen und um einen ganz neuen Versuch; nämlich darum: ohne die Kenntniß der betreffenden Sprachen ein Verständiß für die geniale Kraft und die bleibende Bedeutung des antiken Geistes zu ermöglichen.

Daß dieses Unternehmen möglich ist, darüber sollte an und für sich kein Zweifel aufkommen, da gerade wir Deutschen in dieser Hinsicht auf eine entscheidende Erfahrung hinweisen können. Denn annähernd soll hier doch etwas Aehnliches versucht werden, wie es auf dem Gebiete der religiösen Literatur mit Hilfe der Bibel-

übersetzung und ihrer schulmäßigen Behandlung seit Jahrhunderten zum allerbedeutsamsten Nutzen für unser Volk geschieht. Wer sich gegenüber jenem Versuch auf philologische Bedenken versteifen wollte, der sollte immer wieder und wieder bedenken, daß ja auch die Bibelübersetzung es unserem Volk ermöglicht hat und es in alle Zukunft ermöglichen wird, vermittelst ihrer aus dem lauteren Quell der Urkraft des religiösen Geistes das Wasser des Lebens zu schöpfen. Gewiß sind auch hier Geistliche und kundige Lehrer nöthig, die mit Hilfe der Kenntniß der Ursprachen ein tieferes Verständniß erschließen und vor argen Mißdeutungen bewahren, aber das sieghafte Vordringen des reformatorischen Geistes war doch erst damit ermöglicht, daß auch das einfachste Mütterchen auf dem Lande selber in stiller Feierstunde zu dem Bibeltexte greifen konnte. Und warum soll nun etwas Analoges in Bezug auf den andersartigen Geistesquell, der vornehmlich durch das Hellenenthum erschlossen worden ist, nicht möglich sein? Warum soll man nicht auch in die Tiefen des hellenischen Geistes auf dem Wege sinngetreuer und deutschklingender Uebertragungen einzudringen vermögen, wenn kundige Führer für die rechte und sachgemäße Vermittlung sorgen? Alle dagegen geltend gemachten Gründe sind in der That ebenso wenig stichhaltig wie die gegen die Verdeutschung der Bibel.

Aber kann nun auch die Durchführbarkeit dieses Unternehmens nicht wohl bestritten werden, so ist es doch eine weitere Frage, ob die Bekanntmachung mit den hervorragendsten Erzeugnissen des antiken Geisteslebens wirklich auch heute noch von so entscheidender Wichtigkeit ist, daß wenigstens die gebildete Minorität männlichen und weiblichen Geschlechtes nicht von der Aneignung dieser Bildungsmittel absehen darf. Eben daß hierbei nur eine Minorität des ganzen Volkes in Betracht gezogen wird, zeigt schon, daß der Behandlung dieses Gegenstandes bei Weitem nicht die Bedeutung zukommt, welche wir der Erschließung der biblischen Urkunden beimessen. Und dazu kommt, daß seit etwa einem Menschenalter in immer weiteren Kreisen die Auffassung Platz greift, die geistige Entwicklung unseres Volkes sei zu so selbständiger Höhe emporgediehen, daß sie nunmehr der Zucht des Alterthums entwachsen sei. Die Einführung in die antiken Studien, so läßt sich diese Richtung hören, gehöre daher nur noch auf die Universität, nicht aber auf die Schule. Hält man dieser Ansicht die Ueberzeugung der entgegengesetzten Partei entgegen, die noch immer mit

Niebuhr dem Gedanken huldigt, „daß Alterthumswissenschaft immer das Salz der Erde war", und die daher auch heute noch die Auffassung vertritt, daß dieser Gegenstand das Fundament aller höheren Bildung sein und bleiben müsse, so kann man sich ein Bild von der Verwirrung machen, die gegenwärtig auf diesem Gebiet herrscht. Und so drängt sich Jahr für Jahr eine Fluth von Vorschlägen der allerentgegengesetztesten Art an die Unterrichtsverwaltung heran, und es muß in der That kein Leichtes sein, in diesen gegen einander brandenden Wogen das Steuerruder fest in der Hand zu behalten.

Um nun zu der Frage Stellung zu nehmen, ob es in unserer Zeit rathsam und geboten sei, die höhere Mädchenschule durch eine geeignete Auswahl von Uebersetzungen in den Geist des klassischen Alterthums einzuführen, werden wir zuerst das Prinzip aufsuchen müssen, nach dem die Entscheidung zu treffen ist. Dabei ist denn von vornherein klar, daß hierbei nicht die sogenannte formale Bildung, wie sie durch eine gründliche Erlernung der lateinischen Sprache erstrebt wird, in Betracht kommen kann. Das ist ein rein sprachliches Problem und muß ganz für sich erörtert werden; es ist nur verwirrend, wenn man die prinzipielle Untersuchung, ob unter den konkreten Sprachen die lateinische am geeignetsten zur Einführung in den Geist der Sprache überhaupt sei, mit der ganz anderen über die inhaltliche Werthung der antiken Geisteserzeugnisse vermengt. Wir scheiden daher die Erörterung über die Bedeutung der antiken Sprachen für die formale Bildung in dieser Auseinandersetzung von vornherein aus und fragen vielmehr nach dem allgemeinen Prinzip, nach welchem die inhaltliche Aneignung der Bildungsschätze eines fremden Volkes für die höhere Bildung der eigenen Nation als nothwendig erachtet werden muß. Alle anderweitigen Diskurse, so geistreich und tiefsinnig sie sonst auch immer sein mögen, gewinnen so lange keinen festen Halt, bevor diese sichere Grundlage der Entscheidung nicht gefunden ist.

Um ein solches Prinzip ausfindig zu machen, muß man sich zu allererst darüber klar sein, daß weder der innere Werth der Literatur eines fremden Volkes, und wäre er auch der allerbedeutendste, noch die eigene begeisterte Werthschätzung einer solchen der primäre Faktor für die Gewinnung eines solchen Prinzips sein kann. Daß Philologen und Historiker bei dieser pädagogischen Entscheidung in Wirklichkeit von jener unhaltbaren

Ansicht ausgegangen sind, ist der hauptsächlichste Grund der heutigen Unsicherheit auf diesem Gebiet, und so zeigt sich auch hier, wie verheerend der unphilosophische, rein historische Positivismus in dem Geistesleben unseres Volkes gewirkt hat. Wie heut keine Philosophie mehr gelehrt wird, sondern nur noch Historie und physiologische Psychologie, so ist auch die philosophische Pädagogik durch die positivistische völlig verdrängt worden. Nicht Gesetze und Prinzipien, sondern schwankende Induktionen, und nicht das Wesen, sondern das zufällig Gewordene in den Thatsachen, das ist es, was heut zum Ausgangspunkt der Forschung gemacht wird. So ist es auf allen Geistesgebieten, seitdem man auch bei uns unter der Diktatur des historischen und psychologischen Positivismus philosophisch zu denken verlernt hat. Die Folgen aber zeigen sich am deutlichsten in den schwankenden Zuständen auf pädagogischem Gebiet.

Gewiß muß auch den Erscheinungen des Thatsächlichen und seiner geschichtlichen Entwicklung das alleremsigste Studium gewidmet werden; wer das leugnen wollte, den könnte man nicht mehr ernst nehmen. Aber das ist das Gefährliche, daß man meint, damit die sichere Leitung des Lebens allein bestimmen zu können, und daß man über diesem Haften an den vergänglichen Erscheinungen vergißt, das bleibende Wesen des menschlichen Daseins zu ergründen. Und gerade eine Pädagogik die sich lediglich in die positivistischen und schematischen Aeußerlichkeiten verliert, muß auf die Bahn bedenklicher Unsicherheit gerathen. So aber ist es nun auch mit der Entscheidung über den Bildungswerth der Geistesschätze eines fremden Volkes für die geistige Befruchtung der eigenen Nation. Wäre der eigene Werth einer fremdländischen Literatur, etwa der griechischen, allein das Maßgebende, und entschiede diese Thatsache an sich schon über die Nothwendigkeit schulmäßiger Aneignung, so müßten wir, um Geringeres zu verschweigen, zum mindesten auch die Einführung in die Literatur der Veden in den Schulplan aufnehmen, die an Gedankentiefe und poetischer Kraft nicht hinter der hellenischen zurücksteht. Wer aber wollte das thun! Und so zeigt schon dieses eine Beispiel, daß sich die Frage so gar nicht erledigen läßt. Käme also die Aufnahme der antiken Geisteserzeugnisse allein unter diesem Gesichtspunkt in Betracht, so hätten wir uns dagegen zu erklären. Doch wir müssen einen anderen Weg gehen. Nicht aus den äußerlichen Einzelerscheinungen und ihrer geschichtlichen Veränderung können wir für die angeregte Frage das ent-

scheidende Prinzip erhalten, sondern allein aus der Grundstruktur des menschlichen Wesens.

Was heißt es denn, ein menschliches Wesen bilden? Doch nichts Anderes, als es zu dem machen, was es seiner Bestimmtheit nach schon ist. Wohl kann die lebendige Ausgestaltung dieser als Anlage gegebenen Bestimmtheit erreicht oder verfehlt werden, aber es ist unmöglich, auch nur einer einzigen menschlichen Seele eine andere Entwicklungsbestimmtheit zu geben als diejenige, welche sie von Anfang an in sich trägt. Nun ist freilich die Einzelseele ein spezifisches Produkt des gesammten Lebenszusammenhanges, und daher muß sie auch die Bestimmtheit des ganzen Menschengeschlechtes, ja alles Lebendigen überhaupt in sich haben. Aber wenn sie diese allgemeine Bestimmtheit auch nothwendig in sich befaßt, so hat sie diese doch nicht auch ebenso allgemein zu entwickeln, denn dann müßte sie sich in das Unermeßliche verlieren und würde aufhören Einzelseele zu sein. Eben dadurch jedoch, daß die Einzelseele jenes Allgemeine nur in der Gestalt spezifischer Bestimmungen vergegenwärtigt, ist ihr auch als Lebensaufgabe vorgezeichnet, die allgemein menschliche Bestimmtheit in dieser spezifischen Form zum Ausdruck zu bringen.

Doch hierbei muß nun noch ein weiteres Moment in Erwägung gezogen werden. Das Spezifische, durch das sich die Einzelseele bestimmt findet, ist nicht bloß die Individualbestimmtheit, sondern in immer zunehmender Allgemeinheit die Bestimmtheit durch die Familie, die Sippe, den Stamm, das Volk, die Rasse, die Menschheit bis an die Grenze der allgemeinsten, allumfassendsten Lebensgemeinschaft. Dadurch aber, daß sich die Individualbestimmtheit der Einzelseele durch diese kontinuirlich aufsteigende Reihe charakterisirt findet, kann auch die Bildung der seelischen Anlagebestimmtheit nur in Uebereinstimmung mit der gerade in Betracht kommenden Kontinuitätsreihe erfolgen, also in der Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Bestimmtheit gerade dieser Familie, dieses Stammes, dieses Volkes. Demnach erfordert also die Bildung eines Menschen mehr als nur die Ausgestaltung seiner wesenhaften Individualbestimmtheit; sie hat diese vielmehr zu entwickeln im innigsten und engsten Zusammenhang mit den allgemeinen Bestimmtheiten des Stammes und des Volkes und hat erst auf diesem Durchgange die allgemeinste Bestimmtheit, nämlich die der Menschheit überhaupt, in sich aufzunehmen.

Und noch ein drittes kommt hinzu. Die allgemeineren Be-

stimmtheiten der Sippe, des Stammes, des Volkes, durch die sich das Individuum mitbestimmt findet, sind auch nicht gleich von Anfang an fertig da, sondern sie wollen ebenfalls erst von diesen Gemeinschaften durch unablässiges Ringen herausgestaltet sein, und dazu gehört die fortgesetzte Arbeit vieler Generationen, bis diese Verbände mit der Erfüllung ihrer Bestimmung wieder allmählich vom Schauplatz verschwinden. Der Einzelne aber nimmt an dieser Erfüllung durch Ausführung seiner in diesem Zusammenhange gegebenen Individualbestimmtheit unmittelbar theil, und er findet sich auf seiner Stufe dabei durch die Errungenschaft der vorangegangenen Generationen in seiner spezifischen Bildsamkeit mitbestimmt.

Daraus folgt demnach, daß die bewußte Leitung der naturgemäßen Bildung der Einzelseele auf gar nichts Anderes gehen kann als darauf, seine Bildungsbestimmtheit bis zu demjenigen Grade ihrer Ausgestaltung zu fördern, welcher durch die jeweilige Entwicklungsstufe der unmittelbar mitbestimmenden Gemeinschaftsverbände repräsentirt wird. Nur so weit und nur auf Grund dieser Bedingungen ist die Bildungsvermittlung der menschlichen Seele möglich; Alles, was darüber hinausliegt, ist Aufgabe der selbständigen Bildungsentwicklung oder der eigenen Ausgestaltung der über jene Grenze hinausführenden Individualbestimmtheit, und Alles, was außerhalb der spezifischen, sich kontinuirlich erweiternden Bestimmtheitssphäre liegt, zu der das Individuum gehört, kann kein Gegenstand der Bildungsvermittlung seitens Anderer sein. Damit ist Wesen, Grenze und Ziel der Bildungsmöglichkeit auf das Genaueste begriffen. Ihr Wesen besteht darin, die individuelle Seelenbestimmtheit in Uebereinstimmung der sie mitbestimmenden speziellen Gemeinschaftsbestimmtheit auszugestalten; ihre Grenze ist damit gesetzt, daß sie die Entwicklung der Einzelseele nur bis zu der Stufe führen kann, bis zu welcher sich die Ausgestaltung jener Gemeinschaftsbestimmtheit erhoben hat; ihr Ziel ist es, die selbständige Weiterentwicklung auf diesem Wege zu sichern.

Da nun von all den Gemeinschaftsbestimmtheiten, durch die sich das Individuum in seiner spezifischen Lebensaufgabe mitbestimmt findet, die entscheidendste die des zugehörigen Volksthums ist, insofern sie die Mitte hält zwischen der spezifischen Individualbestimmtheit und der allgemeinen Menschheitsbestimmtheit, so muß auch in Bezug hierauf das aus den angeführten Bedingungen entspringende Prinzip aller Bildungsvermittlung formulirt

werden. Und bei dieser Formulirung ist ferner in Erwägung zu ziehen, daß das, was wir Bildung nennen, eine obere und eine untere Grenze, ein Maximum und ein Minimum hat; die untere Grenze bestimmt das in den Elementarschulen mindestens zu erreichende Maß an Bildung, die obere hat festzulegen, bis zu welcher Höhe der Bildungsgrad in den oberen Schulen erhoben werden kann. Für uns handelt es sich hier um die Ermittlung des Maximalprinzips, wie es sich aus der vorangegangenen Untersuchung nothwendigt ergiebt, und dieses muß lauten: „Das Individuum hat denselben Bildungsgang durchzumachen, den sein Volksthum als Ganzes durchgemacht hat.“

Damit haben wir das gesuchte Prinzip herausgestellt, und nur dieses kann den obersten Maßstab abgeben, weil sich ja die betreffende Einzelseele schon unmittelbar durch diesen Bildungsgang seines Volksthums mitbestimmt findet, und weil die Bildungsvermittlung sich ja auch keiner anderen Aufgabe unterziehen kann, als das klar und deutlich zum Bewußtsein zu bringen, was durch diese Bestimmtheit immer schon, obwohl nur unentwickelt, gegeben ist. Einmal ausgesprochen, wirkt dieses Prinzip durch die Kraft seiner unmittelbaren Ueberzeugung wie ein mathematisches Axiom. Ich unterlasse es daher auch an dieser Stelle, alle daraus sich ergebenden Folgerungen systematisch zu deduziren, und ich will jetzt nur die Anwendung dieses Fundamentalsatzes auf den vorliegenden Gegenstand machen.

Nach dem aufgestellten Prinzip würde es sich also fragen, welcher Art war der Anfang und welches sind die ausschlaggebenden Entwicklungsstufen in dem Bildungsgange unseres Volksthums seit seinem Eintritt in den Kulturzusammenhang. Um zu einer klaren Beantwortung dieser Fragen zu gelangen, müssen wir von der germanischen Vorstufe unseres gesammten Volksthums absehen und den Blick allein auf die deutsche Entwicklung lenken. Das heutige Deutschland wird der ursprünglichen Barbarei entrissen und für die Kultur gewonnen zu allererst durch die irischen Missionare und durch die Sachsenkriege Karls des Großen; von einer wirklich selbständigen Entwicklung des deutschen Volksthums aber können wir erst reden seit dem Vertrage von Verdun (843) oder auch seit dem von Meersen (870). Dieser Beginn der kulturellen Bethätigung unseres Volkes setzt ein mit einem totalen Bruch mit der ganzen vorausgehenden Epoche und mit einer völligen Unterordnung unter die geistige Kultur des Römerthums. Dies ist der Weg gewesen,

auf dem die Deutschen in den occidentalen Kulturzusammenhang eingetreten sind, und man muß sich immer und nothwendig gegenwärtig halten, daß der Anfang unserer eigenen Kultur durch den Charakter der römischen bestimmt war. Wir fassen diesen Thatbestand in den Satz zusammen: Die Aneignung der römischen Kultur bildet den Ausgangspunkt und die Grundlage der deutschen Kultur.

So nöthig es ist, sich dieses allbekannte Faktum immer wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, so nöthig ist es aber nun andererseits, darauf hinzuweisen, daß die römische Kultur, welche die Deutschen empfingen, bereits ein sehr komplizirtes Gebilde und keineswegs aus dem alten Römerthum allein entsprungen war. Wir brauchen wiederum nur daran zu erinnern, daß das, was hier „römisch" heißt, eine innige Vermählung von wirklich römischem, sodann aber von griechischem und christlichem Geist darstellt. Das Wichtige dabei ist, daß wir diese beiden anderen Elemente, das Griechische und das Christliche, Anfangs eben nur in der Form des römischen Geistes und in der Verschlingung mit ihm bekommen haben. Es ist daher sehr charakteristisch und der höchsten Beachtung werth, daß unser Volk damals keins von all diesen drei Elementen in seiner ursprünglichen Fassung übernommen hat, sondern nur in ihrer wechselseitigen Durchdringung zu einem neuen, aber in jeder Beziehung sekundären Gebilde. Was von primären Faktoren dabei mitgewirkt, das Evangelium, der Geist der hellenischen Philosophie, römisches Recht und römische Staatsverfassung, das ist Alles zusammengeflossen zu einer neuen Institution der Kultur, zu der Einheit der katholischen Kirche. Aber keiner dieser mitwirkenden Faktoren ist auch in diese gewaltige Neuschöpfung eingetreten, ohne ein gutes Theil von seiner ursprünglichen Kraft einzubüßen.

Die Schöpfung der römisch-katholischen Kirche durch die Zusammenschweißung jener drei Hauptfaktoren und zwar unter der Führung des lateinischen Geistes, das ist die großartige und bewunderungswürdige Leistung der romanischen Völker gewesen. An diesem mittelalterlichen Werke haben die Deutschen nicht selbstschöpferisch mitgearbeitet, sondern sie waren durchaus die Empfangenden und nicht selten die mit Widerstreben Empfangenden. Der Katholizismus stellt seinem innersten Wesen nach das Christenthum in der Form des romanischen Geistes dar. Aber so imponirend auch immer diese gewaltige That des Romanenthums dasteht, so darf doch nicht

übersehen werden, daß dadurch eine Bildung gezeitigt wurde, die im letzten und höchsten Sinne weder natürlich, noch eine solche von ursprünglicher Genialität ist. Sie ist nicht natürlich, weil sie im bewußten Gegensatz zu den unzerstörbaren Grundlagen der menschlichen Natur entwickelt worden ist, und sie ist nicht genial, weil kein einziger ursprünglich neuer Lebensfaktor hervorgebracht wurde, sondern nur bereits gegebene zu einer sekundären Einheit verbunden worden sind. Aber die Formirung dieser Einheit trägt fast den Stempel der Genialität, und sie wirkte mit so fascinirender Gewalt, daß die natürlichen Geisteskräfte dadurch wie noch durch keine andere geistige Macht zuvor Jahrhunderte lang in eisernen Banden gehalten wurden. Doch es kam die Zeit, wo sich die menschliche Natur wider die ihr angethane Gewalt mit Ungestüm auflehnte, und wo sich ihre einzelnen Kräfte aus der sie lähmenden Umklammerung losmachten. Diese Epoche der Wiedergeburt, der Renaissance, der Rückkehr zu den natürlichen Grundlagen des menschlichen Daseins beginnt bei den Romanen etwa mit dem Auftreten des Franz von Assisi und endigt mit der Begründung des Jesuitenordens und dem Tridentiner Konzil. Aber im Verlauf dieser Entwicklung erhebt sich nun auch der deutsche Geist zum ersten Mal in schöpferischer Selbständigkeit und befreit sich von der drückenden Bevormundung des Romanenthums.

Die romanische Renaissance und die deutsche Reformation haben das gemeinsam, daß diese Bewegung der Neubelebung sich vollzieht in der Form einer Rückkehr zu den Elementen, welche dem römischen Katholizismus vorausliegen. Aber doch welcher Unterschied! Die Romanen kehren in dieser Zeit zurück zu den Grundlagen des heidnischen Alterthums; was sie allein und im Tiefsten ergreift, ist der Drang nach der freien Bethätigung der menschlichen Individualität im Leben wie im Staat. Dafür finden sie den Wiederhall in der antiken Literatur und Kunst, und so beginnt bei ihnen jene Neubelebung des klassischen Alterthums. Dagegen lassen sie die religiöse Position völlig unangetastet, und wenn man auch am päpstlichen Hofe selbst geraume Zeit lang mit den Schriften Platos vertrauter war als mit dem Neuen Testament, so ist doch die Institution der Kirche und ihrer Lehre von dieser Seite aus nicht ernstlich in Frage gestellt worden. Von den drei Faktoren, die sich im römischen Katholizismus vereinigt haben, griff man also wohl zurück auf die ursprünglichen Mächte des Hellenen- und Altrömerthums, aber man machte nicht den Schritt von dem

römischen Katholizismus zu dem ursprünglichen Quell des Evangeliums. Indem man sich dem Glauben hingab, daß in der Kontinuität der Entwicklung die reine Form des ursprünglichen Christenthums bewahrt worden sei, empfand man gar kein Bedürfniß, von dieser sekundären Gestalt zu seiner primären zurückzugehen, und dies um so weniger, als dieser Katholizismus ja der genuine Ausdruck des Romanenthums war. Und schließlich war auch der Rückgang zu dem Hellenenthum nur eine glänzende Episode. Denn mit der Wirksamkeit der Jesuiten auf dem Tridentiner Konzil gelangte wohl der lateinische Geist zu einem verschärften Einfluß, aber damit wurden auch alle anderen Quellen rücksichtslos wieder verstopft. Seitdem hat die romanische Kultur diesen Charakter des lateinisches Geistes nicht mehr abstreifen können, und die Folge davon war, daß sehr bald innerhalb dieses Volksthums ein dauernder Bruch zwischen dem religiösen und dem denkenden Geiste erzeugt wurde. Das also ist das schließliche Ergebniß der romanischen Renaissancebewegung.

Gerade umgekehrt schickt sich der deutsche Geist an, sobald er sich nach dem sicheren Einleben in die abendländische Kultur seiner Selbständigkeit wieder bewußt wurde, zu allererst zu den reinen Grundlagen der Religion zurückzugreifen; und es sollte noch fast zwei Jahrhunderte dauern, ehe er sich auch und zwar ebenfalls unter Neubelebung der antiken Studien die übrigen Quellen dieser Kultur auf eigene Weise erschloß. Diese selbständige Entwicklung des deutschen Geisteslebens charakterisirt sich ihrer geschichtlichen Form nach als eine entschiedene Ablösung von dem Romanismus; sie thut dies, indem sie sich von der sekundären Schöpfung dieses romanischen Geistes in allen Punkten auf die primären Faktoren des religiösen und reinmenschlichen Lebens zurückzieht. So wird in der Reformation auf diesem Wege der erste Schritt gethan, indem diese die ursprünglich religiöse Kraft wieder dadurch erweckt, daß man von dem römischen Katholizismus über den Altkatholizismus zu dem apostolischen Zeitalter zurückging und, so gestärkt, die Religion im reinen Glauben, d. h. im eigenen Leben selbst und nicht in Buchstaben und äußeren Formen ergriff.

Aber es kam die Zeit, wo unsere Kultur sich auch auf den übrigen Gebieten von der romanischen Ueberlieferung losmachte durch Aufsuchung der ursprünglichen Grundlagen des rein menschlichen Wesens in der Wissenschaft, der Kunst und dem Leben. Damals, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, geschah es,

daß die klassischen Studien wieder aufgenommen wurden, aber nun lediglich in der Absicht, mit ihrer Hilfe zu den natürlichen, primären Fundamenten der abendländischen Kultur zurückzugelangen. Wollten die Humanisten im sechzehnten Jahrhundert selbst Griechen und Lateiner werden, so handelte es sich darum im achtzehnten nicht mehr; nicht uns zurückzuführen zu den Tagen „charakterloser Minderjährigkeit" wurde damals das Studium der Antike wieder neu belebt, sondern nur ein „Führer zum Besseren" sollte es sein. So hat sich also auch hier das deutsche Volksthum, nachdem es zu reifer Selbständigkeit erstarkt war, nicht länger mehr mit der abgeleiteten Form der Kultur begnügt, in welcher sie diese ehedem von den Romanen empfing, sondern es strebte von dieser historischen Erscheinung zu den unmittelbaren Potenzen ihres reinen Wesens zurück.

Zu diesen wesenhaften, hinter allen historischen Erscheinungen liegenden Grundlagen zu gelangen, wäre nun dem deutschen Geiste an und für sich auch ohne die Wiederbelebung der Antike möglich gewesen, wie ja auch die italienische Renaissance lange vor der Eroberung von Konstantinopel begonnen hat. Aber es liegt in der Natur einer solchen Entwicklung, und es ist darum ein historisches Gesetz, daß da, wo sich die Kultur von ihren natürlichen Grundlagen entfernt hat und schließlich mit unüberwindlichem Drange zu diesen wieder zurückstrebt, daß dieser Rückgang von der historischen Erscheinung zu den reinen Wesensbedingungen stets unter Anlehnung an die erstmalige Entdeckung solcher fundamentalen Wesensbestimmtheiten geschieht. Diese Thatsache hat darin ihren nothwendigen und deshalb gesetzlichen Grund, weil bei jener ursprünglichen Entdeckung eine solche Wesensbestimmtheit noch in ihrer ganz reinen, keuschen und von keiner Last der Ueberlieferung bedrückten Form zu Tage tritt, und weil die Entwicklung einer Kulturgemeinschaft fortdauernd unter dem Einfluß einer derartigen, einmal ans Licht geförderten Bestimmtheit steht, so sehr diese selbst auch immer in dem ferneren Verlauf verhüllt und verdunkelt werden mag. Entsteht dann aber der Drang zu gewisser Zeit, diese störenden Hüllen wieder zu beseitigen, so geschieht dies eben durch Wiederbelebung jener ursprünglichen Form, in welcher eine solche Bestimmtheit auch in den dunkelsten Tagen stillschweigend gewirkt hat. So wäre der religiöse Genius der Reformation an sich stark genug gewesen, aus den Erfahrungen seiner Zeit zu den reinen

und wesenhaften Bedingungen der echten Religiosität hinabzusteigen; aber da diese bereits längst entdeckt und ununterbrochen wirksam waren, so konnte die Aufgabe nur darin bestehen, die reine Form dieser religiösen Bestimmtheit von allem überwuchernden Gestrüpp zu befreien. Und diese wurde wieder ergriffen in der schöpferischen That des apostolischen Zeitalters, welches jene religiöse Urbestimmtheit in der Gestalt des gekreuzigten und als Christus zu neuem Leben in der Gemeinde auferstandenen Jesus in ursprünglicher Reinheit geformt hat. Jenes aufgestellte Gesetz ist daher nur eine spezifische Formulirung des allgemeineren Gesetzes der historischen Kontinuität, und es besagt, daß jede Kulturentwicklung dauernd unter wesenhaften Bestimmtheiten steht, ferner daß diese Bestimmtheiten nur bei ihrer ursprünglichen Entdeckung in ganz reiner Form hervortreten, und drittens, daß eine jede Kulturgemeinschaft nur dann die Erfüllung dieser ihrer Bestimmtheit nicht verfehlt, wenn sie sich fortgesetzt jener reinen, ursprünglichen Form in der Abwandlung der Erscheinungen bewußt bleibt. Es handelt sich hier also um ein Gesetz der regressiven Besinnung auf die reine Form der kulturellen Wesensbestimmtheit.

Wir haben nun in der Uebereinstimmung mit diesem Gesetze zunächst nur als geschichtliche Thatsache festgestellt, daß der deutsche Geist, sobald er sich selbständig in die westeuropäische Kultur eingelebt hatte, wirklich den Drang zeigte, über die romanische Form der abendländischen Kultur als eines sekundären Gebildes zu der reinen Form der ursprünglichen Kulturbestimmtheiten zurückzugehen. Daß der Regreß der Reformation auf das Christenthum des apostolischen Zeitalters nun auch in Wahrheit dadurch auf die wesenhafte Bestimmtheit unserer religiösen Kultur traf, sollte eines besonderen Beweises nicht erst bedürfen und betrifft auch nicht unsere Hauptfrage. Nicht ebenso unmittelbar einleuchtend ist es dagegen, ob unser Volk mit der Aufnahme der antiken Studien ebenfalls an einen so ursprünglichen Quell gelangte. Zwar haben die großen Alterthumsforscher das immer aufs Eindringlichste behauptet und auch sachlich klarzustellen versucht, aber in der Art, wie sie es thaten, haben sie doch keine allseitige Zustimmung gefunden und begegnen heut sogar einem überwiegenden Widerspruch. Es liegt das daran, daß die Frage nach der unmittelbaren Bedeutung des klassischen Alterthums im neunzehnten Jahrhundert eine mit dem Wesen der Sache nicht in Einklang stehende Ver-

schiebung erfahren hat. Denn um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte man eben bei uns die antiken Studien wieder neu belebt in der ausschließlichen Absicht, um sich dadurch selbst den Zugang zu den reinen Grundlagen der menschlichen Thätigkeit zu erschließen und sich als Deutsche so zu selbstthätigem Schaffen emporzuraffen; fallen lassen hatte man dagegen die verfehlte Tendenz der Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, welche danach getrachtet hatten, in der Rede, im Denken und Handeln selbst wiederum zu Griechen und Römern zu werden. Mit dem Rückgange des künstlerischen und philosophischen Sinnes im neunzehnten Jahrhundert und mit der einseitigen und deshalb ungesunden Ueberschätzung der positivistischen und historischen Forschung sind wir dagegen in gewissem Sinne wieder in Bezug auf die Alterthumsstudien zu dem Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt. Denn darauf wurde seitdem immer mehr und mehr das Bestreben gerichtet, nicht die wesenhafte Kraft reinen Schauens und Wollens mit Hilfe der Antike in unserer eigenen Natur zu erwecken und wach zu erhalten, sondern sich vielmehr in den äußeren Zusammenhang der Erscheinungen des antiken Lebens mit Hilfe posivistischer Detailkenntniß und durch Aneignung des Sprachgeistes einzuleben. Man verwechselte hier das wissenschaftliche Problem der antiken Forschung mit dem ethisch-pädagogischen. Die wissenschaftliche Forschung hat freilich die Aufgabe, den geschichtlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu erschließen; aber nicht diese Erscheinungen selbst, so klassisch sie immerhin sind, machen den unmittelbaren und bleibenden Werth der Antike aus, sondern die Kraft, aus der sie gezeugt wurden. Und um ihre Lebendigmachung kann es sich allein bei der Bildung von Individuen handeln, eben um die Erweckung der reinen Kraft individuellen Schauens und Wollens, aus der jener antike Erscheinungszusammenhang erst geboren wurde. Um nun zu dem Ursitz jener schöpferischen Kraft zu gelangen, muß allerdings an die entsprechenden Geistesprodukte angeknüpft werden; das ist selbstverständlich. Und es ist die propädeutische Aufgabe der Philologie und Historie, einen möglichst sicheren Zugang zu diesen Werken zu schaffen; Aufgabe der Jugendbildung ist es dagegen, an den so vorbereiteten Erzeugnissen die wesenhafte und nun für alle Zeit bleibende Geistesbestimmtheit zum klaren Bewußtsein zu bringen. Um das zu können, dazu gehört freilich philosophische Bildung,

und diese ist durch die positivistische Zugluft heute nur allzu sehr verkümmert.

Fragen wir nun die Alterthumswissenschaft, welches denn jene zentrale Kraft des antiken Geistes sei, aus deren Wurzel alle jene gewaltigen Erzeugnisse entsprungen sind, so erhalten wir darauf, wenn auch gerade keine widersprechenden Antworten, so doch leider keine einmüthige und eindeutig bestimmte Auskunft; ja die verwegensten Positivisten auf diesem Gebiet behaupten geradezu, daß sich eine solche einheitliche Bestimmtheit überhaupt nicht geben ließe, sondern daß sich der Werth der antiken Schöpferkraft immer nur aus den jeweiligen Einzelerscheinungen erkennen und fixiren lasse. Darin aber offenbart sich am deutlichsten der wahrhaft unphilosophische Sinn unserer Zeit, und aus ihm stammt letzthin jene auf allen Gebieten herrschende Unsicherheit und Verwirrung über die Prinzipienfragen. Wir werden daher für die Entscheidung der vorliegenden Frage auf eigene Gefahr hin nach der zentralen Bestimmtheit des antiken Geistes suchen müssen, und glauben dies deswegen wagen zu können, weil die elementaren Bestandtheile, aus denen sich diese Beantwortung zusammensetzt, längst mit Scharfsinn erkannt worden sind.

Wer zu erkennen strebt, welches der universale Schritt gewesen sei, den die Menschheit durch die geistige Regsamkeit der Hellenen gemacht habe, der kann, wenn er Alles in Allem zusammenfaßt, kaum im Zweifel sein, daß als dieses Höchste und Fundamentalste die Entdeckung des Individuums bezeichnet werden muß. Gegenüber der vorhergehenden festen Einordnung des Menschen in die Familien-, Geschlechter- und Volksverbände, als deren integrirendes Glied er bis dahin nur in Betracht kam, wurde durch diese Befreiung des Individuums und der dadurch erweckten Bewußtmachung des eigenen Werthes eine ungeheure Summe latenter Kraft entfaltet. Aus dieser Verselbständigung und Verlebendigung der ureigenen Individualität ist jene geistige, künstlerische, politische Expansion erfolgt, welche die festen Grundlagen für die gesammte europäische Kultur geschaffen hat. Es läßt sich noch annähernd der Weg verfolgen, wie das Erwachen des Sinnes für den Werth der eigenen Individualität zuerst von den ionischen Philosophen im sechsten Jahrhundert ergriffen wird, wie dann aber erst auf attischem Boden im fünften Jahrhundert die reife Blüthe sich erschließt. Ihre köstlichste Frucht ist die Ge-

staltung der bürgerlichen Freiheit des Einzelnen und die damit verbundene Möglichkeit der Freiheit geistigen und künstlerischen Schaffens.

Aber mit der Entdeckung der Individualität ist doch nur der Ausgangspunkt und noch nicht das entscheidende Kriterium für das innerste Wesen jener bewunderungswürdigen Entwicklungsepoche hervorgehoben. Aus diesem Faktor allein könnte man auch den gerade entgegengesetzten Schluß ziehen, daß dadurch der Untergang der attischen Freiheit, wie schließlich der hellenischen überhaupt erfolgt sei. Man braucht nur einen Blick auf die attischen Zustände im letzten Stadium des peloponnesischen Krieges zu werfen, um das abschreckendste Bild von der Entfesselung individueller Leidenschaft zu gewahren. Nicht also die Befreiung des Individuums an sich und allein schon kann der Hebel zu jenen grundlegenden Schöpfungen gewesen sein, zumal ja auch die Individualität als solche nur ein zufälliges psychologisches und physiologisches Gebilde ist, aus dessen temporärer Erscheinung die Kraft des Ewigen nimmer entspringen kann. Und in der That ist ja auch die Wirkung, die in den epochemachenden Leistungen zu Tage getreten ist, nicht die praktische, künstlerische und psychologische Darstellung der veränderlichen und vergänglichen Natur dieser menschlichen Individualität gewesen — das hat man der Kunst und der Psychologie unserer Zeit überlassen —, sondern gerade das war die erst wirklich entscheidende Leistung, daß man nun von diesem Boden aus die ewigen und unzerstörbaren Bestimmtheiten ergriff, unter denen die Natur jeder Einzelseele steht. Demnach muß man also sagen, daß nicht das anthropologische Faktum der Selbstbefreiung der Individualität an sich bereits die zentrale Kraft des hellenischen Genius kennzeichnet, sondern vielmehr erst die selbständige und aus dem eigenen Innern erfaßte Urgestalt des menschlichen Geistes, welche alle wandelbaren Formen der Einzelseele bestimmend durchdringt. Die Auslösung der Individualität ist demgegenüber nur die psychologische Bedingung der Möglichkeit, unter welcher der Mensch aus seiner eigenen Natur die göttliche Kraft des ewiggestaltenden Geistes sich selbst ins Bewußtsein ruft.

Aus dieser Erhebung der Einzelseele zu der sie durchdringenden ewigen Geistesbestimmtheit sind in Wahrheit erst die vielbewunderten

und immer bewundernswerthen Schöpfungen des hellenischen Genius geboren worden. Und ob man nun seinen Blick auf die geheimnißvolle Tiefe des philosophischen Ethos oder der dramatischen und bildenden Kunst richtet, so offenbart sich doch in all diesen Gebilden dieselbe Urkraft, verschieden nur durch die Art des Aeußerungsvermögens. Begrifflich am faßbarsten, wenn auch am spätesten, zeigt sie sich in der Philosophie des göttlichen Plato. Was sein Meister Sokrates beharrlich suchte: den festen Punkt sittlicher Bestimmtheit in dem unsicheren Schwanken des individuellen Begehrens, das entdeckte mit der lichteren Kraft seines geistigen Auges dieser größte der Hellenen nicht in schulmeisterlichen Regeln und Vorschriften, sondern in der unmittelbaren Bestimmtheit jeder einzelnen Seele als ihrer göttlichen Idee oder der unvergänglichen Form ihrer geistigen Gestalt. Und so lehrte er, daß das wahrhafte Leben jedes Einzelwesens erst damit beginne, wenn es sich dieser seine Seele bestimmenden Ideengestalt bemächtigt; denn erst dadurch erschaut es das Göttliche, das auch in ihm ist und durch dessen Verlebendigung es sich über das schwankende Dasein seiner individuell sinnlichen Existenz zu der Sphäre des unvergänglichen Lebens erhebt. — Was sich aber so dem philosophischen Genius erschloß und in begrifflicher Form seinen Ausdruck fand, das ist es auch gewesen, was das Auge des bildenden Künstlers lebenzeugend durchleuchtete. Denn eben das ist das Unvergängliche an den großen Schöpfungen der hellenischen Meister, daß sie das Auge hatten für die formende Ideenbestimmtheit der gestaltenden Natur, die in der Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen doch immer nur unvollkommen zum Ausdruck kommt, und die nur dem keuschen Auge des Genius hüllenlos und in reiner Vollendung sichtbar wird. Was demnach Plato auf begriffliche Weise dem Verständniß der Menschheit nahe zu bringen versucht hat, das haben die bildenden Künstler in den vollendeten Formen ihrer anschaulichen Gestalten lebendig gemacht. Die Kunst aber, die als der ganz spezifische Ausdruck der gekennzeichneten Geistesbewegung betrachtet werden muß, ist das griechische Drama. Daß diese Kunstgattung sich aus dem dionysischen Kultus entwickelt hat, betrifft nur die zufällige und äußerlich geschichtliche Form der Entstehung; das aber ist das Wesentliche, daß sie überhaupt erst entstehen konnte in einem Volke, in dem einerseits die Freiheit und der selbständige Werth des Individuums und andererseits das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit gegenüber den allgemeineren Mächten der sittlichen

Bestimmtheit sich zu immer klarerem Bewußtsein hindurchrang. Das Drama ist geboren aus diesem Gegensatz der Befriedigung des individuellen Begehrens und seiner allgemein sittlichen Bestimmtheit, wie es sich am reinsten schließlich in der Euripideischen Tragödie darstellt. Und so führt uns auch diese Schöpfung zu jener Urwurzel zurück, aus der alle Zweige des hellenischen Schaffens entspringen. Mögen daher diese wenigen Andeutungen genügen, um zu zeigen, daß die zentrale Kraft des hellenischen Geistes sich in der Richtung äußert, von dem Boden der einmal lebendig gewordenen Individualität aus durch Einordnung in die allgemein menschliche Bestimmtheit den Weg zur Ueberwindung der individuellen Schranken zu erschließen. Wollten wir das weiter ausführen, so müßte auch noch auf die allgemeine Begründung des Rechtes und der Politik hingewiesen werden, die konsequent dann erst von den Römern ausgebaut worden sind. Doch nur um Andeutungen kann es sich hier ja handeln.

Nicht also darum darf verlangt werden, daß in der Schule die Einführung in den Geist des Alterthums stattfinde, weil dort an und für sich bedeutende Werke auf fast allen Gebieten hervorgebracht worden sind, und auch nicht einmal deswegen, weil die Anfänge der Entwicklung in einzelnen Richtungen der Wissenschaft und Kunst uns bis dorthin zurückführen, denn die Geschichte der Kunst und Wissenschaft gehört als solche nicht in die Schule; sie kann wohl gelegentlich in dem einen oder anderen Unterrichtsfache gestreift werden, aber ihre eigentliche Darstellung liegt über das Gebiet der Schule hinaus. Die vornehmste Aufgabe der Jugendbildung besteht überhaupt nicht darin, Kenntnisse mitzutheilen, sondern die Kräfte der Seele lebendig zu machen, zu üben und zu selbständiger Thätigkeit heranzubilden. Die Erwerbung von Kenntnissen aller Art darf nur das Mittel dazu sein, und darum kommen für die Schule auch allein solche Thatsachen und Entwicklungsvorgänge in Betracht, an denen innerhalb der gegebenen Kulturgemeinschaft diejenigen Seelenkräfte ans Tageslicht gebracht und entwickelt worden sind, welche fortab die feste Bestimmtheit der Einzelseele bilden. Die Erkenntnisse und Erzeugnisse eines Kulturvolkes, wie sie erst die Wirkung solcher zum Leben emporgerufenen inneren Kräfte sind, so sollen sie auch wiederum für die Jugendbildung nur dazu dienen, um in der Anknüpfung an sie die jugendliche Seele selbst dadurch in lebendige Schwingung

zu versetzen. In den Geist des Alterthums einführen, heißt darum auch nicht, Zöglinge mit den betreffenden Kulturerscheinungen und ihrem geschichtlichen Zusammenhange lediglich bekannt zu machen, sondern sie so anschauen, denken und wollen zu lehren, wie es der Genius eines solchen Volkes in den schöpferischen Seelen seiner höchsten und reinsten Persönlichkeiten gethan hat. Allein unter diesem Gesichtspunkte kann die Pflege der antiken Studien in der Schule verantwortet werden, und danach muß sich auch die Auswahl und Methode letzthin bestimmen.

Da nun aber der Schritt, den der klassische Hellenismus innerhalb der Entwicklung der menschlichen Kultur gethan hat, in der That von so fundamentaler Bedeutung ist, daß er von da ab eine dauernde Bestimmtheit dieser Entwicklung ausmacht, so kann nicht nur, sondern muß die Einführung in diese geistige Erhebung als ein nothwendiger Faktor aller tieferen Bildung in Anspruch genommen werden. Denn da ein solcher Schritt in dieser Ursprünglichkeit und unmittelbaren Kraft nur ein Mal in jeder Entwicklungsreihe gemacht wird, weil an anderen Stellen dieser Reihe andere Aufgaben der Lösung harren, so muß nothwendig eine Verkümmerung und Verflachung der Seelenkräfte nach dieser Seite hin eintreten, wenn die direkte Leitung zu ihrem Urquell verschüttet wird. Es muß daher allem pädagogischen Dilettantismus klar gemacht werden, daß eine Vernachlässigung der klassischen Studien in den oberen Bildungsschichten nothwendig eine Verarmung der geistigen Entwicklung unseres Volkes zur Folge haben muß; denn es würde damit das tiefere Verständniß und die Sicherheit schwere Einbuße erleiden, womit das Hellenenthum die anschauliche (künstlerische) und intellektuelle (wissenschaftliche) Erhebung von der subjektiven Individualität zu seiner allgemeinen und wesentlichen Bestimmthei erobert hat. Wenn unsere modernen Positivisten dagegen behaupten, daß wir diesen Bildungsgang heut eben so gut mit Hilfe unserer psychologischen und geschichtlichen Kenntnisse leiten könnten, so fehlt ihnen eben das Verständniß dafür, daß man auf dem Wege psychologischer Induktion überhaupt keine einzige allgemein gültige Bestimmtheit zu ergreifen im Stande ist, und daß die mannigfache Verschlungenheit unserer geschichtlichen Bildungssphäre es unmöglich macht, jene intellektuelle Erhebung ganz rein für sich, z. B. ohne Verquickung mit religiösen Instanzen, zu ermöglichen. Denn eben deswegen müssen wir ja immer wieder auf die Urfaktoren, die

intellektuellen sowohl als die religiösen, zurückgreifen, weil sie nur in ihrer ursprünglichen und unvermischten Reinheit zu voller Kraft entwickelt werden können. Wer das nicht sieht, der kann nur Verwirrung auf pädagogischem Gebiet anrichten.

In dieser prinzipiellen Untersuchung liegt nun schon die Beantwortung der Frage, ob die Einführung der höheren Mädchenschulen in den Geist des klassischen Alterthums durch entscheidende innere Gründe geboten sei. Denn nach dem aufgestellten Bildungsprinzip kann nur eine solche Schule im strengen Sinn als „höhere" betrachtet werden, in denen die fundamentalen Seelenkräfte, die im Verlaufe der für unser Volk maßgebenden Kulturentwicklung lebendig gemacht worden sind, durch die Beschäftigung mit den dadurch ursprünglich erzeugten Kulturschöpfungen ebenfalls in Aktion gesetzt werden. Dazu gehört aber in allererster Linie die Kulturbewegung des Alterthums unter dem angegebenen zentralen Gesichtspunkte, weil diese eine der entscheidendsten Schritte aller Geistesentwicklung überhaupt darstellt, so entscheidend, daß auch heut noch jedes Individuum denselben Schritt versuchen muß, daß aber die sichere Führung dabei von der Aneignung der Kenntniß abhängig ist, durch welche diese Kraft ursprünglich lebendig gemacht worden ist. Denn ohne diese Kenntniß des Weges, auf dem die Hellenen vom Boden der erwachten Individualität aus zu der reinen und allgemein menschlichen Bestimmtheit ihrer Existenz vordrangen, muß schließlich die sichere Richtung nach dieser Seite hin verfehlt werden, und der Einzelne wird entweder abergläubischer Mystik oder bornirtem Banausenthum in die Hände fallen. Und wenn wir demgemäß an dem Satz festhalten müssen: ohne Kenntniß des klassischen Alterthums keine höhere Bildung; so muß dieser Grundsatz auch für die weiblichen Wesen geltend gemacht werden, wenn ihnen in diesem Sinne Bildung erschlossen werden soll. Auch ihnen muß dann durch die Zugänglichmachung geeigneter Geisteserzeugnisse des klassischen Alterthums der klare Blick eröffnet werden für die sichere Erfassung der allgemeinen Bestimmtheiten von der individuellen Seele aus. Wie das zu geschehen hätte, ist cura posterior, hier kam es nur auf die prinzipielle Untersuchung der Frage an, und aus dieser hat sich die Einführung in den Geist des klassischen Alterthums zur Erlangung höherer Bildung nicht nur als wünschenswerth, sondern als nothwendig ergeben.

Diese prinzipielle Entscheidung könnte allerdings scheinbar durch die Behauptung in Frage gestellt werden, daß die aus dem Geist des klassischen Alterthums erzeugte Bewegung erschöpft sei, und daß wir deshalb keine Veranlassung hätten, uns wenigstens in der Schule mit diesem Geiste noch länger zu befassen. Es kann in der That für den philosophisch Gebildeten heut kein Zweifel mehr bestehen, daß das antike Geistesprinzip, von der individuellen Psyche aus zu den allgemeinen Erkenntnißbestimmtheiten vorzudringen, nach allen Seiten hin gründlich durchprobt und seit geraumer Zeit am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. Auch ist nicht zu verkennen, daß wir inzwischen bereits begonnen haben, uns auf eine andere Basis zu stellen. Dennoch aber wäre es durchaus verfehlt, wenn daraus die Forderung abgeleitet würde, daß nunmehr die Beschäftigung mit den Bildungsschätzen des Alterthums aus unseren höheren Schulen entfernt werden solle. Denn damit, daß das antike Geistesprinzip als solches in seiner Ertragsfähigkeit erschöpft ist, sind doch die damit erzielten Ergebnisse selber keineswegs aufgehoben; sie bilden vielmehr einen dauernden und festen Bestand aller weiteren Entwicklung überhaupt und können nimmermehr aufgehoben werden, ohne daß zugleich unsere ganze Kulturentwicklung in Frage gestellt würde. Immer muß doch die Erfassung der eigenen Individualität und die von hier aus geleitete Ergreifung der allgemeinen Bestimmtheiten eine nothwendige Stufe auch in der Entwicklung jedes Individuums bleiben, und erst wenn diese Stufe erreicht ist, kann ein höheres Stadium geistiger Thätigkeit beginnen. Wie man daher auch immer unseren gegenwärtigen Entwicklungszustand beurtheilen mag, so können wir doch ohne den Durchgang durch die von dem Alterthum aus bestimmte Kulturphase keinen Schritt vorwärts gelangen. Es ist daher eine bedenkliche und gefährliche Phrase, zu behaupten, daß mit der Erschöpfung des antiken Geistesprinzips auch die Beschäftigung mit den dadurch gewonnenen Ergebnissen überflüssig geworden sei.

Wir müssen es demnach als einen gesunden Zug begrüßen, daß diejenigen, welche darauf bedacht sind, dem weiblichen Geschlechte eine höhere Bildung in den öffentlichen Schulen zu erschließen, die Einführung in den Geist des klassischen Alterthums nachdrücklich ins Auge gefaßt haben. Denn wie sich uns gezeigt hat, kann

ohne ein unmittelbares, lebendiges Einleben in diese fundamentale Kulturstufe von höherer Bildung nicht die Rede sein. Und wenn der zentrale Gesichtspunkt, unter dem die Beschäftigung mit diesen Studien allein eine vernünftige Grundlage hat, sicher festgehalten und behutsam ausgestaltet wird, so können wir uns auch bei der Benutzung guter Uebersetzungen einen größeren Nutzen davon versprechen, als ihn die gegenwärtige stümperhafte Uebersetzung aus dem Griechischen auf den Gymnasien gewährt.

Kunstsünden der Plastik.

Von

Theodor Lipps.

Mit den „Kunstsünden der Plastik“ meine ich Kunstsünden der Plastiker. Denn die Kunst, also auch die Kunst der Plastik, kann nicht sündigen. Man kann nur an ihr sich versündigen.

Und auch der Künstler kann nicht sündigen. Er trägt ja seinen Namen davon, daß in ihm die Kunst lebt als schaffende Macht. Der Künstler, das ist ein selbstverständliches Wort, darf thun, was er will. Niemand hat das Recht, ihm Vorschriften zu machen, und Niemand darf ihn tadeln.

Aber der Künstler, d. h. der absolute Künstler, existirt nirgends. Es giebt überall nur Menschen, die zugleich Künstler sind, oder Künstler, die außerdem des Irrthums fähige Menschen sind. Und in jedem Künstler streitet sich mit dem Künstler dieser Mensch, so wie in jedem Mann der Wissenschaft mit dem wissenschaftlichen Menschen der Mensch sich streitet, der vom Schein sich verführen läßt, Ungewisses für Gewisses nimmt, an Meinungen und Vorurtheilen klebt.

Und in jenem Streit des Künstlers mit dem irrthumsfähigen Menschen kann es geschehen, daß der Künstler von diesem Menschen aus seinem Künstlerthum herausgedrängt wird, daß er sich selbst und seinem Künstlerthum ungetreu wird. Jede Kunst hat ihr eigenthümliches Wesen und damit ihre eigenthümlichen Gesetze, ihre eigenthümliche Kraft und ihre eigenthümlichen Grenzen. Indem der Künstler daraus heraustritt, sündigt er gegen seine Kunst.

Ich will nun in diesem Zusammenhang nicht etwa reden von allen möglichen Kunstsünden der Plastik. Ihre Zahl ist groß. Sondern ich will mich beschränken auf eine bestimmte Gruppe.

Dabei sei mir zunächst die Mittheilung eines kleinen Vorkommnisses gestattet, das mir vor Jahren begegnete. Ich ließ

durch einen Arbeiter eine Hermesbüste nach Praxiteles in eine neue Wohnung bringen. Unterwegs zog der Arbeiter der Büste seine Jacke an, damit, wie er sagte, der arme Kerl nicht friere. Zugleich lachte er herzlich über seinen Witz. Der Mann nahm die Statue für einen Menschen. Er beging die witzige Verwechslung zwischen dem Gipsblock, der den Menschen darstellt, und dem Menschen, der in dem Gipsblock dargestellt ist. Ein unbekleideter Mensch kann frieren, eine Statue, ein Gipsblock nicht. Diese fundamentale Weisheit war dem Arbeiter aufgegangen.

Stellen wir jetzt diesem Arbeiter gegenüber einen bekannten, gelegentlich unter die Aesthetiker gegangenen Literarhistoriker. In einem Werk, das sich als „Poetik“ bezeichnet, stellt dieser Gelehrte die Frage nach der Herkunft der dichterischen Form, nach dem Grunde und der Berechtigung der poetischen Sprache, des Verses, des Monologs. Und er giebt darauf die Antwort: Manche Menschen pflegen sich in ihren Reden einer gehobenen Sprache zu bedienen; oder sie sprechen in Versen, oder sie halten, wenn sie allein sind, laute Selbstgespräche. Dies verallgemeinert der Dichter und fingirt, daß die Menschen überhaupt dergleichen thun.

Offenbar begeht dieser Literarhistoriker genau die Verwechslung, über welche jener Arbeiter lachte. Die poetische Sprache, der Vers, der Monolog, ist Sache der Dichtung, nicht der in der Dichtung dargestellten Menschen. Nicht die Personen eines Dramas bedienen sich des Verses, sondern der Dichter. Wenn etwa Goethe seine Iphigenie in fünffüßigen Jamben sprechen läßt, so will er damit nicht eine Frau darstellen, die die Gewohnheit hat, in fünffüßigen Jamben zu sprechen, sondern er stellt eine Frau dar, die bestimmte Gedanken und Gefühle hat; und diese letzteren kleidet er in die Form des fünffüßigen Jambus. Wie man weiß, bedient sich Goethe in der gleichen Dichtung der deutschen, nicht etwa der griechischen Sprache. Offenbar wird dadurch Iphigenie nicht als Deutsche charakterisirt. Deutsch ist die Sprache nicht der Iphigenie, sondern der Dichtung.

Danach ist also jener Arbeiter unserem Literarhistoriker an Einsicht in das Wesen der Kunst — gewiß nicht allgemein, aber doch in diesem einen Punkte überlegen. Jener Arbeiter schied das sinnlich gegebene Kunstwerk von dem im Kunstwerk dargestellten Menschen. Er sah, die Statue kann nicht frieren, so gewiß Menschen frieren können. Unser Literarhistoriker dagegen verwechselt Beides.

Dies nun ist für unseren Literarhistoriker einigermaßen be-

schämend. Es wäre noch beschämender, wenn er einsam stände. Aber er hat Genossen. Die Verwechslung, über die der Arbeiter lachte, und die der Literarhistoriker predigt, sehen wir plastische Künstler in ihrer Kunstübung praktisch verwirklichen. Ja es scheint bei ihnen diese Verwechslung allmählich fast allgemein zu werden.

Ich operire im Folgenden überall mit bestimmten Beispielen. Ich sehe vor mir eine bekannte bronzene Reiterstatue. Die Statue steht auf einem Steinsockel. Ich bitte zu unterstreichen: Was auf dem Sockel steht, ist eine Statue; es ist ein Bronzeblock, der ein Pferd und einen darauf sitzenden Reiter darstellt. Daß diese Statue auf dem steinernen Sockel steht, ist durchaus sinnvoll. Aber nun frage ich weiter: Wo steht das Pferd? Ich meine das in der Bronzestatue dargestellte Pferd. Da das Pferd unzweideutig als stehend dargestellt ist, so muß es wohl oder übel als irgendwo stehend dargestellt sein. Und wir müssen wohl erwarten, daß es dargestellt sei als stehend auf einem Stück des natürlichen Erdbodens. Aber diesen natürlichen Erdboden nun suche ich bei der Reiterstatue, die ich hier im Auge habe, vergebens. Es ist nichts dergleichen mit dargestellt. An die Bronzedarstellung der Hufen des Pferdes fügt sich unmittelbar der steinerne Sockel. Das Pferd ist also nirgendwo, es schwebt in der Luft. Und es thut dies, obgleich es, ich wiederhole, in unzweideutigster Weise als stehend dargestellt ist.

Man wird mir entgegenhalten, so sei bei der fraglichen Statue die Sache nicht gemeint. In der That bezweifle ich keinen Augenblick, daß der Künstler die Sache anders gemeint hat. Die Frage ist aber, ob er sie besser oder schlimmer gemeint hat.

Das Pferd, so höre ich den Künstler sagen, steht auf dem Sockel. Aber dies kann nicht heißen, es ist als auf dem Sockel stehend dargestellt. Denn dann müßte der Sockel gleichfalls dargestellt sein. Der Sockel ist aber wirklich. Und es ist gänzlich unmöglich, daß ein nur dargestelltes Pferd auf einem wirklichen Sockel stehe. Positiv gesagt: Das Stehen auf einem wirklichen Sockel ist nothwendig ein wirkliches Stehen, und es ist ebenso nothwendig das Stehen eines wirklichen Pferdes. Das Pferd ist also wirklich. Mit anderen Worten, was wir da vor uns sehen und zur Not mit unseren Händen betasten können, ist nicht die

Darstellung eines Pferdes, sondern es ist ein wirkliches Pferd; nur daß das Pferd nicht ein lebendiges, sondern ein bronzenes Pferd ist. Der Künstler hat die Naturgeschichte durch die Entdeckung bronzener Pferde bereichert.

Natürlich nun war auch dies wiederum nicht des Künstlers Absicht. Der Künstler ist eben einer unglücklichen Verwechslung unterlegen. Er hat das Pferd mit der Statue des Pferdes verwechselt.

Ich habe hier der Einfachheit halber nur von dem Pferde gesprochen. Natürlich aber theilt der Reiter sein Schicksal.

Dies bronzene Pferd und der darauf sitzende bronzene Mensch steht nun nicht vereinzelt. Sondern überall in der Plastik begegnen wir den bronzenen und steinernen Thieren, und noch häufiger den bronzenen und steinernen Menschen. Immer will der Künstler lebendige Menschen in Stein und Bronze darstellen, aber die Mittel, die er anwendet, führen zu diesem ganz anderen, und gewiß sonderbaren Ergebniß.

Zugleich ist im Vorstehenden nur einer der Wege bezeichnet, auf welchem die steinernen und bronzenen Menschen ins Dasein gerufen werden können. Außer ihm bieten sich aber noch mancherlei andere Wege dar.

Wiederum stehe eine Reiterstatue auf einem Sockel. Die Statue sei aus Stein, auch der Sockel sei steinern. Die Statue stelle einen Feldherrn dar. Soweit ist Alles in Ordnung. Nun erblicken wir aber unten auf einer Stufe des Sockels eine Frauengestalt, gleichfalls in Stein. Diese reicht dem Feldherrn einen Kranz dar. Oder reicht sie ihn der Statue?

Nehmen wir zunächst das Erstere an. Da die Frau nicht wirklich vor uns steht, sondern nur dargestellt ist, so haben wir es, unter der gemachten Voraussetzung, im Ganzen zu thun mit der plastischen Darstellung der folgenden Szene: Es ist eine Frau dargestellt in dem Momente, wo sie einer auf einem Sockel stehenden Statue einen Kranz reicht. Oder kürzer gesagt, es ist eine Frau dargestellt, die im Begriffe ist, eine auf einem Sockel stehende Statue zu bekränzen.

Gesetzt, es verhielte sich so. Dann ist natürlich auch die Statue und der Sockel nur dargestellt. Aber dies stimmt ja nicht. Der Sockel und die darauf stehende Statue ist wirklich, so wirklich als möglich. Sie haben greifbarste Realität. Also müssen wir auch mit Bezug auf die Frau die Annahme, daß sie nur dargestellt sei,

zurücknehmen. Offenbar ist es ja die unmöglichste Sache von der Welt, daß eine nur dargestellte, also nur ideell, oder lediglich für unsere Phantasie vorhandene Frau zu einem wirklichen Objekt in realer Beziehung steht. Es ist insbesondere unmöglich, daß eine nur für unsere Phantasie existirende Frau eine wirkliche Statue bekränzt. Wirkliche Statuen bekränzen, das ist nothwendig eine in der Wirklichkeit sich abspielende Handlung. Und solche der Wirklichkeit angehörige Handlungen können nur wirkliche Menschen vollbringen.

Wir haben es also in dem, was wir sehen, mit einer, in greifbarer Wirklichkeit sich abspielenden Szene zu thun. Auch die Frau ist wirklich. Nicht irgend eine Frau, sondern genau diejenige, die wir vor uns sehen. Mit andern Worten: Der Künstler hat hier nicht eine Frau in Stein dargestellt, sondern er hat eine wirkliche Frau gebildet, nämlich aus Stein. Wir erfahren also das Seltsame: Es giebt nicht nur steinerne Frauen, sondern diese können auch, unbeschadet des Umstandes, daß sie nicht aus Knochen, Muskeln u. s. w., sondern aus Stein bestehen, Statuen bekränzen.

Machen wir aber jetzt die andere der beiden Annahmen, die ich soeben als möglich bezeichnete: Die Frau reiche den Kranz nicht der Statue, sondern dem Feldherrn. Dann reicht sie ihn einem auf einem Sockel reitenden Feldherrn. Die Frau steht ja sichtbar unten, und streckt den Arm mit dem Kranz über den Sockel hinaus dem Feldherrn entgegen. Aber auch die größten Feldherrn und besten Reiter pflegen nicht auf Sockeln zu reiten. Zudem bleibt auch hier bestehen, daß die ganze Szene dargestellt sein soll, und der Sockel doch eben nicht dargestellt ist, sondern greifbare Wirklichkeit besitzt.

Der hier bezeichnete Widersinn ändert sich nun auch nicht, wenn wir den Kranz weglassen und auf den Stufen des Sockels eine Gestalt stehen lassen, die irgendwie zum Feldherrn oder zur Statue desselben in reale Beziehung gesetzt ist. Er ändert sich auch nicht bei den zahllosen sonstigen Variationen des Themas.

Ein Krieger- oder Siegesdenkmal etwa stellt eine kriegerische Szene dar. So wenigstens ist die Sache gemeint. Andererseits scheint doch auch wiederum auf dem Sockel eine kriegerische Szene thatsächlich sich abspielen zu sollen. Diese Vorstellung wird nothwendig geweckt dadurch, daß wir die Szene unten auf den Stufen des Sockels sich fortsetzen sehen. Das auf dem Sockel stehende Kunstwerk repräsentirt eine in sich abgeschlossene ideelle Welt. Die obere

Fläche des Sockels scheidet dieselbe absolut von der umgebenden realen Welt. Sie sagt, analog wie der Rahmen des Bildes, daß hier die ideelle Welt des Kunstwerkes absolut zu Ende sei und nun die reale Welt beginne. Und der Sockel selbst gehört zu dieser realen Welt. Zu ihr gehören demnach auch die Stufen des Sockels. Hier aber nun, in der von der Welt des Kunstwerkes geschiedenen realen Welt sehen wir etwas, das zur dargestellten Szene gehört. Vielleicht sind es nur Trophäen, Waffen und Fahnen. Aber diese gehören doch zweifellos zur Szene. Es ist ausgeschlossen, daß sie etwa als selbständiger künstlerischer Schmuck der Sockelstufen gemeint seien. Es setzt sich also die dargestellte kriegerische Szene in der realen Welt fort. Also ist sie selbst real: Eine reale kriegerische Szene spielt sich theilweise auf einem Sockel, theilweise auf den Sockelstufen ab. Dies nun ist wider alle Möglichkeit kriegerischer Szenen. Zugleich ist freilich, was wir real vor uns haben, zweifellos Stein. Aber dies bessert nichts. Die Szene bleibt real. Sie hat nur eben versteinerte Realität. Wir sehen zu Stein gewordene oder versteinerte Wirklichkeit.

Oder eine trauernde Gestalt umfaßt einen greifbar realen Grabstein. Beide sind in Marmor. Hier müssen wir vielleicht annehmen, daß die Trauer die Gestalt versteinert hat. Dann bleibt nur wunderbar, daß die Gestalt auch noch nach diesem Versteinerungsprozeß das Grabmal umfassen kann.

Oder das Gewand einer Büste, ich meine das mit dargestellte Gewand eines dargestellten Menschen, umschließt auch das Postament der Büste oder fällt auch nur an ihm herab. Auch hier wiederum umfaßt das Dargestellte, also nur ideelle Existirende das Wirkliche, oder schmiegt sich daran an. Dann muß es selbst real sein. Das Gewand ist also versteinert. Und mit ihm zugleich der Mensch. Aber steinerne Gewänder schmiegen sich nicht und fallen nicht.

Am weitesten scheinen es in unseren Tagen in dieser Art der Plastik die Italiener gebracht zu haben. Auf dem Kirchhof zu Genua sah ich bronzene und steinerne Menschen herumstehen, herumsitzen, herumliegen und sich herumflegeln an allen möglichen Orten, an Grabdenkmälern und über denselben, schließlich auf dem nackten Erdboden. Ein wahres Tollhaus.

Aber auch wir leisten in solchen Dingen Erkleckliches. Wir werden uns dergleichen gefallen lassen, wo eine komische Wirkung beabsichtigt ist. So ertragen wir es auch, wenn in einer Posse

ein Schauspieler aus seiner Rolle fällt und zum Publikum redet. In ernsten Kunstwerken aber ertragen wir dergleichen nicht. Wir lachen über den Theaterbesucher, der nach dem Theater den Darsteller des Franz Moor prügelt. Wir würden denjenigen nicht für normal halten, der ein im Traum gewonnenes Kapital am nächsten Morgen auf die Bank tragen wollte. Kurz, nichts erscheint uns sonderbarer, als die Verwechslung des Ideellen mit dem Realen. Die Plastik aber vollzieht diese Verwechslung ungescheut.

Wer sündigt, der sündigt gegen ein Gesetz. Das Gesetz, das in unserem Falle in Frage kommt, ist ein allgemeinstes und elementarstes Gesetz der Kunst. Manche Künstler scheuen jetzt das Wort „Gesetz", weil sie seinen Sinn mißverstehen. Dann gebrauchen wir ein anderes Wort. Wir sagen: Jene Erzeugnisse der Plastik widerstreiten einer einfachsten und elementarsten „Thatsache". Die Thatsache ist schon angedeutet: Jedes Kunstwerk bildet eine einheitliche, in sich allseitig abgeschlossene ideelle Welt. Darin liegt ein Dreifaches. Einmal, daß nirgends in dieser ideellen Welt ein Ideelles, d. h. Dargestelltes, durch ein Reales ersetzt sein, oder im Lichte eines solchen erscheinen darf; 2. daß nirgends ein dem Kunstwerk angehöriges Ideelles zu einem draußen befindlichen Realen in Beziehung, nämlich in reale Beziehung oder Beziehung der sachlichen Zusammengehörigkeit gesetzt sein darf; 3. daß die Theile der dargestellten Welt sich unmittelbar darstellen müssen als zusammengehörig.

Was aber speziell die Plastik betrifft, von der ich hier rede, so giebt es für sie kein anderes Mittel, diese Zusammengehörigkeit zu bekunden, als die Vereinigung aller Theile des Kunstwerkes zu einer Masse. Sind in einem Kunstwerk mehrere Gestalten dargestellt, so müssen sie zum Mindesten vereinigt sein durch den einen mit dargestellten Boden.

Ich füge noch ausdrücklich hinzu, daß ich hier überall nur an die um ihrer selbst willen vorhandene plastische Darstellung denke, also nicht an die plastischen Gestalten, die ein Kunstwerk einer anderen Sphäre, ein architektonisches, keramisches, tektonisches zu dekoriren und das in ihm vorhandene architektonische, keramische, tektonische Leben hier oder dort zu steigern und zu charakterisiren bestimmt sind.

Die hier aufgestellte Forderung können wir auch bezeichnen als eine Forderung der Einheitlichkeit. Außer derselben giebt es nun aber für die Plastik noch weitere Forderungen der Einheitlichkeit. Kehren wir noch einmal zurück zu jener zuerst erwähnten Reiterstatue. Wann würde bei ihr das Pferd nicht in der Luft schweben, sondern stehen? — Wenn die bronzene Darstellung über den Huf des Pferdes hinaus, in der Richtung nach unten, sich fortsetzte in der bronzenen Darstellung eines natürlichen Bodens; wenn also ein im gleichen Material, sei es auch noch so summarisch wiedergegebener Boden an die Hufe des Pferdes sich anfügte. Die bronzene Platte, die in ihrer Oberfläche den Boden darstellt, muß dann auf dem Sockel aufstehen oder aufliegen.

Das neue Gesetz der Einheitlichkeit, das ich hiermit aufstelle, kann ich gleich bezeichnen als das Gesetz der qualitativen Einheitlichkeit des Materials. Es ist einleuchtend, warum es in unserem Falle gilt. Gesetzt, es sei in der Bronzestatue der Boden wiedergegeben, aber in Stein, dann rechne ich den Stein zum steinernen Sockel. Ich habe dann nur eben einen Sockel, der an seiner oberen Begrenzungsfläche nicht eben ist, sondern uneben, so wie sonst der Erdboden zu sein pflegt. Auf dieser unebenen Fläche oder diesem oben unebenen Sockel steht die Statue. Das Pferd dagegen steht wiederum nirgends. Das heißt, es ist zwar als stehend, aber nicht als irgendwo stehend dargestellt.

Vergegenwärtigen wir uns aber andere Beispiele. Eine Frauengestalt ist dargestellt, getragen von Meereswellen. Die Frauengestalt ist dargestellt in Bronze, die Meereswellen in Marmor. So wenigstens steht es im Katalog; und man muß daraus wohl schließen, daß der Künstler dergleichen beabsichtigt hat. Aber was er zu Wege gebracht hat, ist etwas völlig Anderes: eine bronzene Statuette, liegend auf einer marmornen Unterlage, einer Art Schale oder Präsentirteller. Genauer gesagt liegt die Statuette nicht darauf, sondern sie ist darauf festgeklebt oder irgendwie festgenietet. Zugleich ist die Marmorunterlage auf ihrer Oberfläche, man versteht nicht warum, dekorirt mit Linien, die zur Noth an Meereswellen erinnern können.

Diesen Eindruck nun bringt der Künstler hervor durch die Verbindung der heterogenen Materialien. Und man versteht leicht, wiefern. Indem ich das Ganze betrachte, sehe ich vor mir zweierlei, qualitativ deutlich geschieden: Hier Bronze, dort Marmor. Dies fordert mich unweigerlich auf zu gesonderter Betrachtung. Ich be-

trachte naturgemäß einerseits das Bronzene, und erkenne in ihm, wie nicht anders möglich, eine bronzene Statuette. Ich betrachte andererseits das Marmorne, und erkenne in ihm, wie wiederum nicht anders möglich, eine eigenthümlich dekorirte Marmorplatte oder Marmorschale. Beides zusammen ergiebt die auf einer Marmorplatte oder Marmorschale liegende bronzene Statuette.

Vielleicht erhebt man hiergegen Einsprache. Dann frage ich zunächst: Ist diese Interpretation etwa an sich unmöglich oder ist sie irgendwie durch den Augenschein widerlegt? Gewiß nicht. Sie ist zunächst völlig natürlich. Freilich, sie liegt nicht in der Absicht des Künstlers. Dann müßte dem Künstler Alles daran liegen, sie völlig sicher auszuschließen. Es hängt ja der ganze Sinn des Kunstwerkes davon ab. Dazu wäre aber eben erforderlich, daß der Künstler sich entschlösse, das Ganze, das er darstellt, d. h. die vom Wasser getragene Frauengestalt zu gestalten aus einer einzigen homogenen Masse. Dann läge nicht ein bronzenes Etwas auf einem von ihm verschiedenen steinernen Etwas, sondern es erschiene die ganze Masse vermöge ihrer Homogeneität überall in gleicher Weise als darstellend.

Indessen dazu hat sich nun einmal der Künstler nicht entschließen können. Warum, dies kann hier dahingestellt bleiben. Dies hindert doch nicht, daß man erräth, was der Künstler meinte. Nämlich das, was im Katalog steht: Eine Frau getragen von Meereswellen. Und so vereinigt man schließlich diese Interpretation mit jener. Das Gesammtergebniß ist — eine bronzene Frau auf Marmorwellen. Diese bronzene Frau ist klein; kleiner, als wirkliche Frauen zu sein pflegen. Sie ist also eine kleine bronzene Puppe. Puppen, ich meine diejenigen, mit denen Kinder spielen, werden ja von den Kindern wie wirkliche Menschen behandelt; sie werden gewaschen, ins Bett gelegt u. s. w. Zu diesem Puppenstandpunkt ist die Plastik in solchen Werken zurückgekehrt.

In anderen Fällen ergiebt sich ein gleichartiges Resultat noch zwangloser. In der Marmorstatue eines Kriegers sei das Schwert nicht aus der Marmormasse gebildet, sondern in Metall wiedergegeben, oder es sei auch nur irgendwie die Vorstellung des metallenen Schwertes geweckt. Warum ist dies geschehen? Natürlich: weil Schwerter aus Metall zu sein pflegen. Aber Körper pflegen ebenso gewiß nicht aus Marmor, sondern aus Fleisch und Bein zu bestehen. Aber eben diese Vorstellung, daß der in der Statue dargestellte Körper aus Marmor bestehe, wird Angesichts der in

Rede stehenden Statue nothwendig geweckt. Beim Schwert entspricht das, was ich sehe, der dargestellten Wirklichkeit, also scheint auch im Uebrigen, was ich sehe, der dargestellten Wirklichkeit zu entsprechen, d. h. genau so weit das Schwert metallen erscheint, scheint der Körper des Kriegers steinern.

Oder ich sehe an der Statue eines Predigers Kopf und Hände in weißem, den Talar in schwarzem Marmor gebildet. Warum dies? Weshalb nicht umgekehrt? Was veranlaßte den Künstler, beim Talar schwarzen Marmor zu wählen? Zweifellos der Umstand, daß Predigertalare schwarz zu sein pflegen Und warum bildete er Kopf und Hände in weißem Marmor? Die natürliche Antwort lautet: weil Predigerköpfe und Predigerhände marmorweiß zu sein pflegen. Dies ist denn auch der thatsächliche Eindruck.

Wenden wir noch einmal unseren Blick auf die Goethesche Iphigenie. Sie ist, wie gesagt, in deutscher Sprache geschrieben. Diese deutsche Sprache gehört dem Dichter an. Ganz anders verhält es sich mit Minna von Barnhelm. Hier spricht Riccaut französisch, mit gebrochenem Deutsch vermischt, und im Gegensatz dazu erscheint nun Deutsch als die Sprache der Minna. So würde auch Goethes Iphigenie als Deutsche erscheinen, wenn der Thrakerfürst thrakisch spräche. Ebenso würden, wenn in einem im Allgemeinen in gebundener Rede auftretenden dramatischen Kunstwerke bei den Reden einer Person die gebundene Rede in die Prosa umschlüge, alle übrigen Personen als Menschen erscheinen, die in Versen reden. Mit einem Worte: Sollen in einer einheitlichen Dichtung die Sprache und sprachliche Form als Sprache und Form der Dichtung, nicht als Sprache und Sprechweise der dargestellten Personen erscheinen, so ist Bedingung, daß diese Sprache und sprachliche Form in der ganzen Dichtung einheitlich festgehalten werden.

Dies verallgemeinern wir, zunächst in einem Vergleich, der doch mehr ist als ein Vergleich. Jedes Spiel, die Räuberspiele der Kinder etwa, hat seine Spielregel, die für Alle in gleicher Weise gilt. Wer sich nicht fügt, oder seine eigenen Spielregeln aufstellen will, wird als Spielverderber ausgeschlossen. Ebenso nun hat auch jedes Kunstwerk seine Spielregel, der Alles sich fügen muß, was den Anspruch erheben will, mitzuspielen, d. h. zum einheitlichen Kunstwerke mit hinzuzugehören. Die „Spielregel" besteht aber hier jedesmal in einer bestimmten Beziehung oder einem bestimmten Verhältniß des materiell gegebenen Kunstwerkes, d. h.

des Materiales und der Weise seiner Behandlung, einerseits, und dem dargestellten Inhalt andererseits. Jedes neue Material und jede neue Technik schließt eine neue Beziehung dieser Art in sich oder repräsentirt eine neue Spielregel. Das heißt: das Nebeneinander verschiedener Materialien und Techniken zerstört das Kunstwerk.

Diese Regel ist dem Maler selbstverständlich. Niemand giebt in einer Radirung einzelne Theile, etwa die Gewänder, farbig wieder. An der Stelle, wo dies geschähe, würde die Darstellung mit der dargestellten Wirklichkeit mehr oder minder übereinstimmen. Genau in demselben Grade würde dann auch sonst in der Radirung die Darstellung mit der dargestellten Wirklichkeit übereinzustimmen scheinen, d. h. die Theile des Kunstwerkes, die auf Farbe verzichteten, wären nicht farblose Darstellungen, sondern Darstellungen von etwa Farblosem, z. B. von farblosen Gesichtern.

Bezeichnen wir aber dies Gesetz der Einheit der Spielregel nach etwas genauer. In jedem darstellenden Kunstwerk, speziell in jedem Werke der bildenden Kunst, stehen sich einander gegenüber das Darstellungsmaterial einschließlich der Technik, oder mit einem Worte die sinnliche Erscheinung des Kunstwerkes einerseits, und der dargestellte Inhalt andererseits. Die sinnliche Erscheinung des Kunstwerkes giebt der Inhalt wieder. Aber sie dient nicht in allen ihren Theilen solcher Wiedergabe, oder dient derselben nicht in allen ihren Theilen in gleicher Weise. Nicht alle ihre Momente geben entsprechende Momente des darzustellenden Gegenstandes wieder. Die weiße Marmorfarbe etwa giebt nicht die Farbe des menschlichen Körpers wieder. Sie hat mit dieser so wenig zu thun, als die grüne Farbe grün patinirter Bronze. Und die Elemente, die wiedergeben, thun dies immer nur in bestimmtem Grade oder in bestimmter Stufe. Auch die Form der Marmorstatue giebt die Form des darzustellenden Menschen immer nur in den Grundzügen wieder. — Dies ist es, allgemein gesagt, was ich meine, wenn ich von einem bestimmten Verhältniß der sinnlichen Erscheinung des Kunstwerkes zum darzustellenden Gegenstand rede, oder was ich bezeichne als die „Spielregel“.

Dies Verhältniß oder diese Spielregel nun ist durch das Material und die Technik unmittelbar vorgeschrieben. Es ist ein anderes bei jedem Material und jeder Technik. Jedes Material, so sagt einmal Klinger, hat seinen eigenen Geist und seine eigene Poesie. Dies ist dasselbe, geistreicher oder poetischer ausgedrückt.

Ich kann auch sagen: Jedes Material — ebenso jede Technik — spricht seine eigene Sprache. Und diese verschiedenen Sprachen decken sich nie. Zwei Materialien mögen genau „Dasselbe" sagen, in großen Zügen; dann sagen sie doch nicht Dasselbe. Richtiger wäre: sie meinen dasselbe. Aber indem sie es sagen, wird es etwas Anderes. Zum mindesten der Ton ist ein anderer. Aber wenn irgendwo, so macht hier der Ton die Musik.

Nun ist aber das Kunstwerk eine Einheit. Es giebt keine innigere und vollkommenere Einheit, kein innigeres oder innerlicheres Verwobensein aller Theile, als dasjenige, das im Kunstwerk stattfindet. Als solche Einheit müssen wir es also auffassen. Dies setzt aber voraus, daß wir es so auffassen können. Und dazu ist die erste Bedingung, daß ich eine ein für allemal feststehende, sich selbst gleiche, unveränderlich für das ganze Kunstwerk geltende Vorstellung haben kann von der Natur jenes Verhältnisses, daß ich in der sinnlichen Erscheinung des Kunstwerkes überall dieselbe Art und denselben Grad der Wiedergabe des Inhaltes sehe, daß das Kunstwerk durchweg in derselben Sprache und in demselben „Tone" zu mir redet. Jedes Schwanken in diesem Punkte, jede Zweideutigkeit, jedes Verlassen des einmal angeschlagenen Tones, kurz jedes Herausfallen aus der „Rolle" verwirrt mich und schließt die Gefahr in sich, daß ich die Einheit des Kunstwerkes verliere, oder daß, wenn ich sie festhalte, Elemente der sinnlichen Erscheinung des Kunstwerkes, die nur dieser sinnlichen Erscheinung angehören, also materiell Wirkliches, hineinnehme in den Zusammenhang des Dargestellten, also nur ideell Gegebenen, und so die ideelle Welt des Kunstwerkes zerstöre und des Genusses dieser ideellen Welt beraubt werde. Immer kann ich dies, speziell beim plastischen Kunstwerk, so ausdrücken: Es entsteht die Gefahr, daß das Dargestellte für mich nicht mehr der lebendige Mensch ist, der in einem starren oder todten Material dargestellt ist, sondern daß da und dort, und zugleich bald mehr, bald minder ein erstarrter Mensch, erstarrt zu Stein oder Bronze oder wie sonst das Material sich nennen mag, vor mir zu stehen scheint.

Jener Arbeiter lachte über den Gedanken, daß eine Statue oder ein dargestellter Mensch mit wirklichen Kleidern bekleidet werde. Und sein Lachen hatte guten Grund. Aus gleichem Grunde kann nicht die Marmorstatue oder der in Marmor dargestellte Mensch ein metallenes Schwert halten.

Und aus gleichem Grunde sind, um noch ein neues Beispiel

anzuführen, die in Marmor- und Bronzestatuen eingesetzten Augen aus Glas oder edlem Stein, die einer noch nicht voll entwickelten und später einer in Barbarei zurückgesunkenen antiken Plastik geläufig waren, eine künstlerische Unmöglichkeit. Solche Nachbildungen von Augen haben das Gläserne und Durchleuchtete des wirklichen Auges, entsprechen also im hohen Grade der darzustellenden Wirklichkeit. Und damit stehen wir zugleich dem ganzen Kunstwerk gegenüber auf einem bestimmten Standpunkt der Betrachtung. Die Augen sind ja nicht etwas für sich, sondern gehören dem Ganzen an. Und so betrachte ich sie. Das heißt, ich betrachte in dem Ganzen nicht Stück für Stück, das Auge für sich allein, dann die Wange für sich u. s. w.; sondern indem ich das Auge betrachte, betrachte ich unmittelbar zugleich das Ganze. Damit wird nothwendig der Standpunkt der Betrachtung, den ich dem Auge gegenüber einnehmen muß, zum Standpunkt der Betrachtung des ganzen Kunstwerkes, d. h. es besteht für mich ein Grad der Nöthigung, auch an dem sonstigen Kunstwerk eine gleiche Uebereinstimmung dessen, was ich sehe, mit der darzustellenden Wirklichkeit zu statuiren. Dies wiederum heißt: Der darzustellende Körper wird für mich mehr oder minder zu einem Marmorkörper. Daher der Eindruck der Starrheit oder des Erstarrten, bis zum Unheimlichen, den solche plastische Gebilde machen. Die größere Lebendigkeit des Auges hat das Leben im Uebrigen ertödtet. Der Künstler hat seine eigene Absicht durch die Wahl des Mittels in das unmittelbare Gegentheil verkehrt.

Ich denke jetzt endlich noch an eine reizvolle Büste eines hervorragenden Künstlers unserer Tage, die weit bekannt ist. Ich nehme sie wiederum als eines von vielen möglichen Beispielen. Die fragliche Büste ist zusammengesetzt aus verschiedenen Marmorarten. Kopf und Hals sind dargestellt in getöntem weißen Marmor. Lippen und Brauen sind leicht gefärbt. Das Haar ist dargestellt in dunklem Marmor, dessen helle Adern die Flechten und Wellen des Haares andeuten. Das Gewand ist aus buntrotem Marmor.

Wir haben also in der fraglichen Büste zunächst überall Marmor. Und wir haben zweifellos ein sehr reizvolles Ganzes. Wir sehen den Künstler handeln nach dem echt künstlerischen Prinzip, daß künstlerisch das Höchste erreicht wird, wenn das Material — nicht vergewaltigt, sondern in seiner Eigenart, ich darf mich noch stärker ausdrücken und sagen: in seinem Eigenwillen, belassen wird; und wenn dabei doch durch das Material

dasjenige zum Ausdruck gebracht wird, worauf es bei dem darzustellenden Objekt ankommt. Der weiße Marmor des Gesichts und Halses ist durch die leichte Färbung in seinem Marmorcharakter nirgends gestört. Es wird uns nirgends Textur und Farbe des Objekts vorgetäuscht, sondern wir sehen überall aufs Bestimmteste Textur und Färbung des Marmors. Aber diese Färbung genügt, insoweit die farbige Erscheinung eines Menschen hervorzubringen, als es in diesem Falle für den Eindruck des vollen Lebens der Persönlichkeit wünschenswerth erscheint. Und so ist die Marmorwiedergabe des Gewandes weit entfernt von der Nachahmung der textilen Struktur und demnach auch von dem Spezifischen, was der Farbe des Gewebes eignet. Dennoch sehen wir im farbigen Marmor sicher wiedergegeben ein bestimmt geartetes Sichfalten und Sichschmiegen eines Gewandes. Wir sehen ein Gewand von gewissem, aus der Form der Falten ersichtlichem allgemeinem Charakter und einem gewissen Farbenton.

Und am allerwenigsten ist dem Künstler daran gelegen, uns wirkliches Haar vorzutäuschen. Sondern, was wir sehen, giebt sich uns vollkommen deutlich zu erkennen als dunkler Marmor, der nur die Grundzüge oder die Grundform der Haarmasse an sich trägt.

Hierin, in dieser von aller Naturnachahmung weit entfernt bleibenden, das Material mit seiner charakteristischen Eigenart freiwillig anerkennenden, und doch das Wesentliche der farbigen Erscheinung und des daran geknüpften Lebens eindringlich versinnlichenden Weise der Darstellung liegt der besondere Reiz des fraglichen Kunstwerks.

Und schließlich mag sogar dies zugegeben werden, daß der unvermeidliche Eindruck des Seltsamen, Wiederspruchsvollen, des künstlerisch Unmöglichen, den die Verbindung verschiedener Materialien und Techniken erzeugt, die Wirkung dieses Reizes in gewisser Weise erhöht. Aber dieser Widerspruch besteht, und ist um dieses Reizes willen nicht minder Widerspruch, nämlich innerer künstlerischer Widerspruch, und damit eine Versündigung wider den heiligen Geist der Kunst.

Der Marmor, der das Haar wiedergiebt, so sagte ich, ist auch Marmor und insofern die Masseneinheit gewahrt. Aber er ist anderer Marmor. Er ist nicht nur an sich, sondern — und darauf vor Allem kommt es an — für unser unmittelbares Bewußtsein eine anders geartete Masse. Und diese steht naturgemäß in einem

anderen Verhältniß zu dem, was dargestellt werden soll. Unsere künstlerische oder ästhetische Betrachtung ist eine neue. Wir haben etwas Anderes ästhetisch zu interpretiren. Es ist also auch die Aufgabe der Interpretation eine andere. Kurz, wir sind in einer anderen Welt. Dazu kommt die vollkommen andere Technik. Das Haar der Augenbrauen ist Haar so gut wie das Haupthaar. Warum ist nicht auch hier anderer Marmor eingesetzt, sondern statt dessen der weiße Marmor gefärbt?

Hier ist völlig deutlich: Wir stehen unter ganz anderen Bedingungen der Betrachtung als beim Haupthaar. Die Betrachtungsweise, die wir naturgemäß beim Gesicht üben, ist unmöglich beim Haupthaar. Wir stehen auf einem völlig neuen Standpunkt der Beurtheilung. Wir müssen das Stück des Ganzen, welches das Haupthaar wiedergiebt, und anderseits Gesicht und Hals, für sich betrachten. Jedes erscheint wie ein Kunstwerk für sich. Das eine dieser Kunstwerke sitzt auf dem anderen. Es ist ein Marmorblock, der Haar darstellen soll, der Statue oder einem marmornen Körper auf den Kopf gestülpt. Dadurch wird zugleich unweigerlich das Haar zur Perrücke, nur mit der Besonderheit, daß die Perrücke aus Marmor ist. Es fehlt der einheitliche durchgehende Lebenszug, der eben die einheitlich durchgehende Masse zum natürlichen Träger hat.

Und ebenso sind anderseits dem Marmorkörper buntmarmorne Kleider umgehängt.

Dieser ganze Widerspruch verschwindet vielleicht, wenn ich zurücktrete und mir Mühe gebe, über das, was den Widerspruch in sich schließt, hinwegzusehen. Dann beruht mein Kunstgenuß auf einer Täuschung über das, was der Künstler thatsächlich geschaffen hat. Ich deute das Kunstwerk um, und mache daraus dasjenige, was der Künstler daraus hätte machen sollen. In jedem Falle besteht die Frage: wenn jetzt für mich der verschiedene Marmor nicht mehr existirt, warum hat ihn der Künstler angewandt?

Was wir in der fraglichen Büste vor uns haben, ist der Versuch der Lösung eines Problems, nämlich des Problems, in der Plastik die farbige Erscheinung des Lebens wiederzugeben, und dabei doch von dem Uebelsten, was dem Plastiker begegnen kann, der rohen Naturnachahmung möglichst weit entfernt zu bleiben. Und wir müssen gestehen, es ist in einer Richtung etwas zur Lösung dieses Problems geschehen. Gleichzeitig aber hat der Künstler durch die Wahl der Mittel eben den Erfolg herbeigeführt, den er mit

allen Kräften vermeiden wollte. Er hat ein zu Marmor erstarrtes Wesen geschaffen. Und das ist ja das eigentlich Häßliche der auf Nachahmung der Wirklichkeit berechneten Kunst, daß sie im besten Fall die Vorstellung eines zu Marmor oder Bronze oder Wachs oder Gips erstarrten lebenden Wesens geben kann.

Endlich will ich noch auf eine letzte Kunstsünde der Plastik hinweisen. In einer Kunstausstellung sah ich eine Gipsmasse, die angeblich eine Mutter darstellte, die ein Kind auf dem Schooß hält. Für den Eindruck des Beschauers hat aber auch hier der Künstler etwas ganz Anderes zu Wege gebracht, nämlich die Gipsstatue einer Mutter und darauf liegend, an der Stelle, die den Schooß der Mutter darstellt, die Gipsstatue eines Kindes. Es ist auch hier Dasselbe, wenn ich sage, der Künstler hat eine gipserne Mutter ins Dasein gerufen, die auf ihrem Schooße ein gipsernes Kind hält.

Diesen Eindruck hat der Künstler erzielt durch ein einfaches Mittel. Offenbar bestehen, wenn ich zwei Menschen plastisch dargestellt sehe, von vornherein jedesmal die beiden Möglichkeiten: Was vor mir steht, ist eine Gruppe von Statuen, oder es ist eine statuarische Gruppe. Es ist ein räumlicher Zusammenhang oder eine räumliche Beziehung zweier Statuen hergestellt, oder eine räumliche Beziehung zwischen Menschen in einer Statue oder durch das Mittel der Statue dargestellt.

Diese beiden Möglichkeiten nun bestehen von vornherein auch in unserem Falle. Und ist nicht dafür Sorge getragen, daß eine der beiden Interpretationen die einzig mögliche ist, dann bleibt zwischen beiden die Wahl, d. h. es bleibt bei jener Gipsstatue die Wahl zwischen den beiden Vorstellungen, daß die Statue der Mutter die Statue des Kindes auf sich liegen hat, oder daß in einer einzigen Statue dargestellt ist eine Mutter, auf deren Schooß ein Kind liegt.

Wie nun entscheide ich zwischen den beiden Möglichkeiten? Die Antwort hierauf ergiebt sich, wenn wir bedenken, wodurch denn eine einzelne Statue als eine für sich abgeschlossene Statue erscheint: Einfach dadurch, daß sie in sich allseitig von ihrer Umgebung räumlich losgelöst ist. Unser Künstler nun hat dafür gesorgt, daß eine solche allseitige räumliche Loslösung der Masse, welche die Mutter, und derjenigen, welche das Kind darstellt, stattzufinden scheint. Er hat da, wo Beide zusammenstoßen, so tief eingeschnitten, daß, soweit wir konstatiren können, oder für unseren unmittelbaren Eindruck, die allseitige Loslösung besteht. Er hat

mit einem Worte die sichtbare Massenkontinuität aufgehoben. Damit hat er den oben bezeichneten Eindruck, daß die Gipsstatue einer Mutter die Gipsstatue eines Kindes oder daß eine gipserne Mutter ein gipsernes Kind trage, nothwendig gemacht und den Sinn des Kunstwerks zerstört.

Hiermit ist zugleich umgekehrt gesagt: Die geflissentliche und vollkommen deutliche Festhaltung der Massenkontinuität, die Vermeidung jeder Unterschneidung, wodurch dieselbe aufgehoben scheinen könnte, ist Bedingung, wenn die Plastik irgendwie zwei Personen, oder auch wenn sie eine Person mit einem Gegenstande zusammengehörig erscheinen lassen soll, wenn nicht der Eindruck entstehen soll, daß Statuen aneinander gefügt sind, Statuen aufeinander liegen oder sitzen, Statuen sich aneinander schmiegen, sich die Hand reichen und dergleichen.

Erinnern wir uns hier auch noch einmal jener bronzenen Reiterstatue, von der wir zuerst gesprochen haben. Nach dem soeben Gesagten muß von ihr nicht nur gefordert werden, daß die Hufe der Pferde auf einem gleich ihnen in Bronze dargestellten Boden stehen, sondern auch, daß an dieser Stelle, wie überall, die unmittelbare Kontinuität der Bronzemasse sichtbar zu Tage tritt.

Diese Kontinuität wird, so sagte ich, durch die Unterschneidungen aufgehoben. Aber nicht auf die Unterschneidungen kommt es hier an, sondern auf die sichtbare Massenkontinuität. Und hier nun können wir schließlich auch noch einmal zu der Verbindung verschiedener Materialien zurückkehren. Auch durch sie ist jedesmal die Massenkontinuität aufgehoben. Die verschiedenen Massen mögen noch so fest sich aneinanderfügen, so bleibt doch jede eine in sich abgeschlossene Masse, und damit ein für sich stehendes Kunstwerk, jedes Stück der Statue, das aus einer bestimmten Masse gebildet ist, eine, wenn auch noch so unvollständige Statue, oder ein Torso einer solchen. Das Ganze ist eine Aneinanderschweißung einer Anzahl von Statuen oder Statuentorsen. So ist also auch schon vom Standpunkte der Massenkontinuität die Verbindung verschiedener Materialien ein künstlerisches Unding.

Fassen wir zusammen. Es hat sich uns ergeben ein Prinzip der Einheitlichkeit des plastischen Kunstwerks in dreifachem Sinne: Einmal in dem Sinne, daß der Inhalt des plastischen Kunstwerks nothwendig erscheine als eine in sich abgeschlossene ideelle, in keiner Weise mit der Wirklichkeit in Beziehung stehende Welt; zum zweiten im Sinne der qualitativen Einheitlichkeit des Materials und der

Technik, zum dritten im Sinne der überall sichtbaren Massen-kontinuität.

Ich sagte Eingangs, nicht alle möglichen Sünden der Plastik wolle ich hier erwähnen, sondern nur eine bestimmte Gruppe derselben. Man sieht jetzt, welche Gruppe ich meinte.

Im Uebrigen kann der Plastiker sündigen noch auf allerlei Weise. Der Plastiker kann mit der Wirklichkeit „vertraulicher" werden, ich meine, der wiederzugebenden Wirklichkeit in höherem Grade sich zu nähern, als es seine „Würde und Höhe" erlaubt. Der Plastiker kann sich vergreifen im Maßstab, etwa lebensgroß oder überlebensgroß bilden, was nur in Unterlebensgröße seinen eigentlichen Sinn gewinnt. Er kann ebenso sich vergreifen im Material und der Technik, also etwa in Marmor bilden, was in Porzellan und nur darin seine volle Daseinsberechtigung hätte, und umgekehrt.

Doch davon will ich hier nicht weiter reden. Die Plastik ist unter allen Künsten die aristokratischste. Das plastische Kunstwerk ist das anspruchvollste, vornehmste. Darin liegt, daß für kein Kunstwerk in gleichem Maße der Satz gilt „noblesse oblige". Und dies heißt hier vor Allem: Die Vornehmheit schließt Reserven in sich. Es gilt für die Plastik auch das andere Wort in besonderem Maße, das der Meister sich zeige in der Beschränkung. In keiner Kunst ist der Weg so kurz vom Guten zum Schlechten, in keiner der Schritt so klein vom Erhabenen zum — Gegentheil.

Man redet jetzt mehr als sonst von künstlerischer Individualität. Aber, ist dem Künstler in Wahrheit die Individualität eine so hohe Sache, so hat er Achtung vor der Individualität. Auch vor der Individualität, der eigenthümlichen Kraft und Leistungsfähigkeit seines Materials und seiner Technik. Er lebt darin und liebt sie. Er duldet keine Mißhandlung und Mißachtung.

Eine solche liegt aber unweigerlich vor in jenen Verbindungen verschiedener Materiälien in einem einzigen plastischen Kunstwerk.

Auch in anderer Weise sind wir jetzt mehr als sonst geneigt in der Kunst die Individualität — statt sie zu achten, zu zerstören. Dem Kunstgewerbe vor Allem ist die Achtung vor dem individuellen Leben des Materials wesentlich. Im Erzeugniß des Kunstgewerbes giebt allemal ein Material sein eigenthümliches Leben in charakteristischen Bildungen kund. Dann darf dies Leben nicht verkümmert und mißhandelt werden. Aber wir treiben solche Mißhandlung. Manches, das soll nicht geleugnet werden, haben

wir dem Material abgelauscht, z. B. dem Schmiedeeisen, dem Thon, dem Glas. In Einigem aber sind wir mit Blindheit geschlagen. Dem Holz wird in der Möbeltektonik ein Teig- und Blechstil aufgenöthigt. Auch den Stein kneten wir gelegentlich wie Teig.

Vor Allem auch achtet der Künstler die Individualität jeder einzelnen Kunst. Jedes Kunstwerk, so sagte ich, vergegenwärtigt uns eine in sich abgeschlossene ideelle Welt. Wir müssen hinzufügen, jedes Kunstwerk einer anderen Gattung führt uns in eine anders geartete ideelle Welt. Jede Kunstgattung spricht ihre eigene, jeder anderen Kunstgattung fremde Sprache. Wir aber verbinden in einem Kunstwerk verschiedene Gattungen. Wir lassen das Relief und die Rundplastik in einander fließen. Noch mehr, Malerei und Plastik werden verbunden. Daraus ergiebt sich eine babylonische Sprachverwirrung, d. h. künstlerischer Widersinn.

Und man geht weiter, und vermengt die bildende Kunst mit der Poesie. Wir hören die ausdrückliche Forderung, daß eine Art der bildenden Kunst, die Griffel-Kunst, mit der Poesie wetteifere.

Und wir lassen Kunstwerke, deren unvergleichlich schöne und wichtige, durch nichts sonst in der Welt erfüllbare Aufgabe es ist, Leben unmittelbar anschaulich, sozusagen greifbar zu machen, mit Gedanken spielen. Das Kunstwerk soll, statt etwas zu sein, d. h. unmittelbar in sich zu tragen, etwas symbolisiren. Dies heißt schließlich: an die Stelle des Kunstwerkes tritt die Aufschrift, die nebenhergehende Interpretation, das Spruchband, der Katalog. Das ist Mißachtung der Kunst.

Die Kunst, und vor Allem die plastische Kunst, bedarf der erneuten Besinnung auf ihr innerstes Wesen, auf ihre eigenthümliche Kraft, und damit auf die Schranken, innerhalb deren allein sie ihre Kraft bethätigen kann. Verleugnung des eigenen Wesens ist nie Bereicherung, sondern stets Verarmung; nicht Stolz, sondern Erniedrigung. Die Plastik aber soll stolz sein. Sie darf es sein, wenn sie es ist.

Der Katholizismus und das XX. Jahrhundert.*)

Von

D. Leopold Karl Goetz,
Professor am altkathol. theolog. Seminar in Bonn.

Seit etwa fünf Jahren machen sich da und dort innerhalb der römischen Kirche Stimmen geltend, die einer Erneuerung des katholischen Lebens innerhalb der römischen Kirche das Wort reden. Diese mannigfachen Bestrebungen haben in mancherlei Schlagworten ihren Ausdruck gefunden, so in dem Wort „Amerikanismus" für Nordamerika und Frankreich, in Deutschland knüpften sie sich an das Wort von der „geistigen Inferiorität der Katholiken", und fanden vor Allem ihr Schibboleth im „religiösen Katholizismus" im Gegensatz zum politischen Katholizismus bezw. Ultramontanismus. Die Wortführer dieser innerkatholischen Richtung sind es selbst, die diese Stimmung charakterisiren als „die Unzufriedenheit mit einer Reihe von bestehenden kirchlichen Verhältnissen, die in verschiedenartiger Weise in theologischen Broschüren, in kirchenpolitischen Briefen, in Reformschriften und Reformvereinen, in separatistischen oder national-partikularistischen Bewegungen und Bestrebungen allenthalben, in Deutschland, Amerika, Frankreich, jüngst auch in Italien und Spanien innerhalb bestimmter Kreise, die grundsätzlich katholisch sein und katholisch bleiben wollen, hier offen aufleuchtet, dort versteckt wie Feuer unter der Asche glimmt, zum Theil durch persönliche Kränkungen und Enttäuschungen geweckt, zum Theil aber auch von den edelsten Motiven und höchsten Idealen genährt und erfüllt mit echt kirchlichem Geiste" (Ehrhard a. a. O. S. 12).

*) Anmerkung der Redaktion. Der Wiederbeginn einer geistigen Bewegung in der katholischen Kirche ist unverkennbar und verdient auch von unserer Seite die höchste Aufmerksamkeit. Wir bringen dazu zunächst eine Betrachtung von altkatholischer Seite; vielleicht werden von anderer Seite auch noch einmal andere Gesichtspunkte geltend gemacht.

Unter den literarischen Aeußerungen dieser — sagen wir — römisch-katholischen Reformpartei ist keine, die mit Recht ein so weitgehendes Aufsehen erregt hat, keine, die ein so begründetes Interesse beansprucht, wie die Schrift von dem Wiener römischen Kirchenhistoriker A. Ehrhard: „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit“ (II. u. III. Aufl. XII u. 416 S. Stuttgart u. Wien 1902). Das ist darin begründet, daß diese Schrift uns das Programm dieser Reformpartei wenigstens in seinen grundsätzlichen Fragen und in den wesentlichen Punkten seiner praktischen Durchführung darbietet, oder, wie Ehrhard in seinem Vorwort selbst sagt: „in einer den weitesten Kreisen verständlichen Form den Nachweis liefern will, daß der Katholizismus nicht ein hinsterbendes Gebilde verklungener Zeiten ist, sondern auch im zwanzigsten Jahrhundert sich als ein lebenskräftiger Kulturfaktor erweisen wird, wie in den neunzehn Jahrhunderten seiner Vergangenheit, wenn die Katholiken die Aufgabe erfüllen, die er an sie stellt. (S. VI.)

Eine solche Programmschrift, die zu allen Fragen modernen Lebens in deren Verhältniß zur heutigen römischen Kirche Stellung nimmt, ist sicher der weitgehendsten Beachtung derer werth, die sich nach der einen oder anderen Hinsicht schon die Frage haben vorlegen müssen, wie sich der heutige römische Katholizismus zum modernen Leben in seinen verschiedenen Verzweigungen auf materiellem wie geistigem Gebiet verhält. Und es soll dabei gleich betont werden, daß, wie es sich einerseits bei dieser Verhältnißbestimmung um alle Phasen des neuzeitlichen Kulturlebens der Menschheit handelt, so andererseits wir es nicht mit einem idealen Katholizismus romantischer Art, sondern mit dem sehr konkreten modernen Romanismus zu thun haben, wie er nach der abschließenden That der vatikanischen Dogmen von der Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes als nicht nur geistige, sondern als sehr materielle Macht, nicht nur als Gedanken- und Lehrkomplex, sondern als äußere Organisation und weltlich-irdische Institution vor uns massiv dasteht.

Die Frage nach der Kompetenz Ehrhards, ein solches Programm für die Bethätigung des Romanismus als Kulturfaktors aufzustellen, wird Niemand verneinen können, der seine bisherigen historischen Arbeiten kennt; wenn Jemand neben dem verstorbenen Wortführer dieser inner-römischen Reformpartei, F. X. Kraus, sich durch seine wissenschaftliche Thätigkeit für eine derartige Arbeit

qualifizirt hat, so ist es mit in erster Linie Ehrhard. Immerhin ist es in gewisser Hinsicht bezeichnend, daß unter der geringen Schaar der wissenschaftlich bedeutenden römischen Reformfreunde es einer der Jüngeren ist, der den Muth zu dieser Programmschrift findet, der sich den Unannehmlichkeiten, die sie ihm zweifellos bringt und schon gebracht hat, gegenüberstellt. Die wenigen älteren Genossen seiner Gesinnung, die er in der römischen Kirche hat, und mit denen auch einem außerhalb der geistigen Sphäre des kirchlichen Romanismus stehenden eine Auseinandersetzung auf wissenschaftlicher Basis möglich ist, haben — so könnte man mit gewissem Grunde annehmen — für ihre etwas freiere Richtung schon so viel von den korrekteren Vertretern der „echt kirchlichen" ultramontanen Wissenschaft an Angriffen und Brutalitäten erfahren müssen, daß sie es, des aussichtslosen Kampfes müde, vorziehen zu schweigen, oder wenigstens nicht in so prinzipieller, den ganzen Komplex der hier einschlägigen Fragen behandelnder Weise aufzutreten.

Es ist leicht, wie das auch in der Tagespresse schon geschehen ist, auf eine Reihe von Einzelsätzen aus Ehrhards Ausführungen hinzuweisen, um ihn als Gegner des sogenannten ultramontanen Systems darzustellen und als Liberalen innerhalb der römischen Kirche auszugeben. Umgekehrt hat die ultramontane Presse, soweit sie nicht schon direkt gegen das Buch Stellung genommen, sondern es noch mit süßsaurer Miene als katholische That begrüßt hat, sich gleichfalls im Wesentlichen auf Wiedergabe einzelner markanter Stellen beschränkt, hat aber nicht gerade diejenigen ausgewählt, in denen Ehrhard, wenn auch nicht immer mit absoluter Deutlichkeit der Wortgebung, sich gegen einzelne Erscheinungen des ultramontanen Systems, als moderner römischer Kirche, gewendet hat. Sie hat, wie das auch in Rezensionen des Buches geschehen ist, ihr inneres Unbehagen bei der Lektüre der Schrift vielfach zu beschwichtigen gesucht, dadurch daß sie auf die doch etwas auffälligen feierlichen Versicherungen Ehrhards hinwies, daß es „der Geist treuer und herzlicher Anhänglichkeit an die katholische [d. h. nach 1870 römische] Kirche als die Trägerin des wahren und ganzen Christenthums" sei, in dem er schreibe. Ihre sichtliche Rathlosigkeit, wie sie ein derartiges Werk eines wissenschaftlich hoch angesehenen römischen Theologieprofessors, das im Grunde genommen eine große Anklage gegen Hirten und Heerde des Ultramontanismus ist, hat sie damit bemäntelt, daß sie zunächst seine Versicherung,

er sei ein treuer Sohn seiner Kirche und schreibe im Geist aufrichtiger Wahrheitsliebe, zu seinen Gunsten gebucht hat.

Steht nun also die wissenschaftliche Bedeutung des Verfassers in der römischen Kirche einerseits, die große Tragweite seiner grundsätzlichen Erörterungen andererseits außer aller Frage, so ist es vollkommen gerechtfertigt, sich mit seinem Buch eingehender zu beschäftigen. Es ist dabei selbstverständlich, daß man mit dem Verfasser, als einem römischen Theologen, über die grundsätzlichen Voraussetzungen seiner Schrift nicht streiten kann. Jeder derartige Versuch, mit einem Vertreter des römischen Lehrsystems eine gedeihliche Auseinandersetzung in grundsätzlichen Fragen führen zu wollen, jede Hoffnung, dabei zu einem positiven Resultat zu gelangen, ist aussichtslos. Das hat auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten schon so mancher Vertreter einer nicht durch römisches Lehrsystem gebundenen Wissenschaft an sich erfahren und hat deshalb auf das Gelingen derartiger Versuche verzichtet.

Nach der Hinsicht wird es sich also darum handeln, in knapper, möglichst genauer Wiedergabe der Ehrhardschen Gedankengänge die ihnen zu Grunde liegende Anschauung in den zentralen Fragen darzustellen. Ein zweites wird dann sein, die verschiedenartigen historischen Ausführungen, die er bietet, besonders bezüglich der neueren und neuesten kirchlichen Entwicklung, gemäß der ihr zu Grunde liegenden grundsätzlichen Stellungnahme auf ihren Werth und ihre Richtigkeit zu prüfen und dabei zu sehen, ob und inwieweit sie, bei der gemeinsamen grundsätzlichen römischen Lehrbasis, zu dem passen, was seine korrekteren Glaubensgenossen in diesen Punkten denken.

Daß dem Verfasser eine umfassende historische Erkenntniß des Christenthums und seiner Kultur zur Seite steht, habe ich bereits gesagt, ebenso muß man bei sorgfältiger Lektüre des Buches zugestehen, daß es reich ist an feinsinnigen kulturellen Beobachtungen, daß es die Frage, die es zu lösen versucht, von der Höhe wirklicher geschichtlicher Betrachtungsweise, des Ueberblickes über den Zusammenhang der christlichen Kulturentwicklung auffaßt.

Es ist ein sehr anregendes, geistreiches Buch, aber, um das Urtheil, zu dem eine eingehendere Betrachtung führt, im Ganzen vorweg zu nehmen, der Geistreichthum des Buches ist, wie seine Stärke, so auch seine Schwäche.

So ergiebt sich als Grundfrage bei der Würdigung des Buches

die: inwieweit kann sich ein so historisch geschulter, dem thatsächlichen Verlauf der kulturellen Entwicklung entgegentretender Kopf von dem römischen System, an dessen dogmatische Grundlehren er gebunden ist, losmachen; was siegt in ihm in dem Widerstreit, in dem er offenkundig ist, der Historiker oder der Theologe, der Mensch oder der römische Katholik? Und von der Beantwortung dieser Frage hängt die weitere ab: hat die geistige Bewegung, die er innerhalb der römischen Kirche vertritt, innerhalb dieser Aussicht auf Erfolg, ist sie, so lange ihre Vertreter mit ihren Reformideen die Zugehörigkeit zur römischen Kirche und die Unterwerfung unter deren Lehrsystem vereinigen wollen, von wirklich bleibendem Werth?

„Die Halben oder die Ganzen", das ist bei dieser innerrömischen Richtung wieder die alte Fragestellung, auf die auf Grund des Ehrhardschen Buches die Antwort gefunden werden kann und gegeben werden muß.

Bei der Frage nach der Stellung, welche der Katholizismus innerhalb der Lebenskräfte und Kulturfaktoren des zwanzigsten Jahrhunderts einnehmen, nach dem inneren Verhältniß, das sich zwischen diesem und der katholischen Kirche entfalten und auswirken wird, muß Ehrhard als runde Antwort weiter Kreise die registriren, daß der Katholizismus der große Gegner der modernen Kultur sei, ihre Fortschritte hemme und daran schuld sei, wenn die moderne Kultur sich nicht rascher und fruchtbarer durchwirke, ihre Segnungen nicht in größerem Maßstabe und weiterem Umfange über die Menschheit ausgießen könne. Zu diesen außerhalb der römischen Kirche stehenden Kreisen, nach deren Meinung die Lösung des Konfliktes zwischen der Religion als überlieferter Institution und der modernen Kultur in der Richtung des Protestantismus liegt, tritt als zweites Moment die wachsende Entfremdung der gebildeten Kreise von der katholischen Kirche innerhalb der katholischen Länder und Staaten selbst. „Weite Kreise", sagt Ehrhard S. 9, „die ihrer Geburt, ihrem Taufschein und ihrer ersten Erziehung nach zur katholischen Kirche gehören, haben aufgehört, die katholische Kirche als ihre geistige Mutter zu verehren und zu lieben, ihr Leben innerlich mitzuleben, ihre Segnungen zu verlangen, ihre Gebote zu beobachten. Und diese Kreise gehören gerade zu denen, die durch ihre Bildung, ihren Einfluß, ihren Reichthum und ihre Stellung im staatlichen und gesellschaftlichen

Leben die führende Rolle beanspruchen." Die realistischen Aufgaben der modernen Zeit in der Wissenschaft, wie in den vielfältigen Zweigen des praktischen Erwerbslebens nehmen der Kirche einen großen Prozentsatz ihrer Glieder.

„Wer wird im Ernst in Abrede stellen wollen, daß eine große Anzahl von Philosophen, Geschichtsschreibern, Naturforschern, Juristen, Medizinern, Literaten, Künstlern u. s. w., die aus katholischen Familien stammen, sich nicht mehr als Katholiken fühlen?" (S. 11). „Wahrlich, wenn alle jene, die innerlich nicht mehr zur katholischen Kirche gehören, in der Liste ihrer Glieder gestrichen würden, die stolze Zahl der Millionen von Katholiken würde nicht unbedeutend heruntersinken" (S. 11). So scheint es, und für die Zukunft noch mehr, als wie für heute, daß, wie das Heidenthum im vierten bis siebenten christlichen Jahrhundert zur Bauernreligion zum Paganismus herabsank, auch ein neuer katholischer Paganismus in der Ausbildung begriffen wäre.

Zu dem gleichen Resultat, daß der moderne römische Katholizismus immer mehr zur Bauernreligion herabsinkt, sind außer Ehrhard schon manche Beobachter der innerkatholischen Entwicklung gekommen. Der fromme und liberale katholische Philosoph J. B. Bordas-Demoulin, der auch Essais sur la réforme catholique schrieb (1864), die 1866 auf den Index librorum prohibitorum gesetzt wurden, sagte, „wenn der Katholizismus sich nicht reformirt, wird man ihn zum Paganismus entarten sehen." Und sein Schüler und Mitarbeiter bei den Essais, auch Mitgenosse im Index, F. Huet (Professor der Philosophie in Gent, später Erzieher des Milan Obrenovitsch von Serbien, † 1869) fügte, mit Beziehung auf das Dogma des Jahres 1854 über die unbefleckte Empfängniß Mariae bei, „der neue Katholizismus oder Marianismus hat sich dogmatisch unverträglich gemacht mit dem wissenschaftlichen, sowie durch den Syllabus mit dem politischen und sozialen Fortschritt. Sich von den Gebildeten zurückziehend, wird er die Religion der Bauern auf dem Lande werden und dort sterben, wie der römische Paganismus. Einige auserlesene Seelen, irre geleitet durch die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit, einige Metaphysiker der Vergangenheit werden noch Zuflucht suchen im Schatten des alten Heiligthums, für die Masse ist hier das wahre intellektuelle und moralische Leben versiegt; die Regierung Pius' IX. wird das fatale Datum der tiefsten Dekadenz markiren." (La révolution religieuse au XIX siècle 1868. S. 302.)

Rechnet man zu diesen zwei Erscheinungen die schon obengenannte dritte der Existenz mannigfacher innerrömischer Reformbestrebungen, so ergiebt sich für den wahren Katholiken die Aufgabe, nicht den Gegensatz der modernen Welt zur Kirche als eine unabwendbare Thatsache hinzunehmen und jene einfach ihrem Schicksal zu überlassen (wie das die ultramontanen Kreise wollen, die deshalb nothwendiger Weise sich der modernen Kultur gegenüber feindselig verhalten, oder wenigstens so viel als möglich sich ihrer zu erwehren suchen müssen), sondern die jetzt noch fehlende Harmonie zwischen Kultur und Kirche, die Versöhnung der Gegner der Kirche mit dieser, nicht aber deren Vernichtung zu erstreben.

Bei der Lösung dieses Problems entsteht nun als erste Frage für Ehrhard: wie ist die heutige religiös-kirchliche Lage entstanden? Er beantwortet sie in eingehender Betrachtung der Lage der Kirche im Mittelalter und in der Neuzeit.

Als die charakteristischen Merkmale des christlichen Mittelalters bezeichnet er: 1. die Verbindung des Papstthums und des Kaiserthums als der beiden höchsten Vertreter der Christenheit und den dadurch bedingten Universalismus des Mittelalters, 2. die gegenseitige Durchdringung des politischen Staatswesens und des katholischen Kirchenlebens und den daraus hervorgehenden Synergismus zwischen Kirche und Staat, 3. die Alleinherrschaft des christlichen und kirchlichen Geistes auf allen Gebieten des höheren Kulturlebens, was er den „Klerikalismus" des Mittelalters nennt.

Aus der Betrachtung des Mittelalters folgt ihm die weitere Frage, welche Stellung dem Mittelalter in der Geschichte der katholischen Kirche zugewiesen werden muß. Er kann es weder als die dunkle unrühmliche Zeit ansehen, die als Gesammterscheinung tief unter dem klassischen Alterthum sowie der Neuzeit stehe und ohne wesentlichen Verlust aus der Weltgeschichte ausgeschieden werden könne. Aber, und das ist wichtig für sein Verhältniß zu der heutzutage in den kirchlich-korrektesten Kreisen der römischen Kirche herrschenden Anschauung, er kann die absolute Bewunderung des Mittelalters als Glanzepoche der katholischen Kirche, sowie die Versuche, das Mittelalter um jeden Preis zu vertheidigen, nicht theilen. Aus geschichtlichen, philosophischen und theologischen Gründen wendet er sich gegen diese moderne römische, neuscholastische Ueberschätzung des Mittelalters. Er ist da nicht unzugänglich für die Mängel des Klerus, für den Aberglauben des Volkes; die mittelalterliche Theologie stelle durchaus nicht den

Höhepunkt der menschlichen Arbeit in der Ergründung der göttlichen Wahrheit dar (was eben die Neuscholastiker so ziemlich behaupten). Nirgends stehe es geschrieben, daß den kirchlichen Institutionen des Mittelalters in ihrer konkreten Form absoluter Werth zukomme. Er thut darum öfter den für die Vertreter der römisch-mittelalterlichen Hierokratie, als letzten Kulturziels der römischen Kirche, schmerzlichen Ausspruch, daß die mittelalterliche Machtstellung des Papstthums nicht ein wesentlicher Bestand des Reiches Gottes auf Erden sei, daß die mittelalterlichen Rechte des Papstthums (der Kaiserkrönung, des Eingreifens in die politischen Machtverhältnisse des Abendlandes, der Oberlehensherrschaft über verschiedene Königreiche u. s. w.) als Befugnisse, die zur dogmatischen Idee des Papstthums hinzutraten, auch wieder verloren gehen konnten, ohne daß das Wesen des Papstthums geändert wurde. — Hier in der Beurtheilung der Stellung des Papstthums ist ein Hauptpunkt, in dem Ehrhards religiöser Katholizismus sich von dem politischen seiner römischen Glaubensgenossen unterscheidet. Wenn für den konsequenten Ultramontanismus die oberste Stellung und absolute Herrschaft des Papstthums die Zentralfrage des Lehrsystems, der eigentliche Kern des Ultramontanismus als Weltanschauung ist, so stellt sich Ehrhard also in direkten Gegensatz zu diesem heute in der römischen Kirche so gut wie absolut herrschenden System. Ehrhard wird diesen Gegensatz, wenn die unvermeidliche Reaktion des Ultramontanismus gegen sein Buch kommen wird, vermuthlich auch an sich verspüren müssen. So hat nach Ehrhard das Mittelalter (das dem Papstthum zwar Vortheile auf der physischen Sphäre brachte: seine äußere Macht, aber Schaden auf der geistigen: da es, irdisch zu viel gebunden, die Ideale des Christenthums nicht frei vertreten konnte) auch in der Geschichte der katholischen Kirche nicht absoluten Werth, sondern nur den relativen Charakter, der jeder Zeit und jeder menschlichen Arbeit, auch wenn sie im Dienst des Ewigen und Göttlichen steht, zukommt.

Die Entstehung der modernen Zeit führt Ehrhard auf fünf Gruppen von Wandlungen, die sich beim Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit vollzogen, als auf ihre Grundfaktoren zurück. In erster Linie nennt er da das Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das Leben des christlichen Volkes. Es ist die Zeit des Niedergangs des spezifisch mittelalterlichen Kirchenthums und der Entstehung eines neuen Kultur- und Kirchenideals, eines Sinkens des äußeren und inneren Lebens der Kirche. An

zweiter Stelle tritt zu dem Sinken des kirchlichen Lebens das Wiederaufleben der heidnisch-klassischen Ideale, zuerst auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, später auf dem staatlichen in der Zeit des Absolutismus, zuletzt auf dem philosophischen der Weltanschauung und der Lebensführung in der Zeit der Aufklärung. Als drittes Moment setzt Ehrhard das Aufkommen neuer Geistesrichtungen, die zur Begründung der Geschichts- und Naturwissenschaft führen. Zu diesen ersten drei religiös-intellektuellen Grundfaktoren zählt er als vierten, politisch-nationalen, das Hervortreten der nationalen Idee und ihren Sieg über den Universalismus des Mittelalters, und als fünften und mächtigsten Grundfaktor der Neuzeit den psychologischen, den Subjektivismus und Individualismus.

Ehrhard bietet dann im Weiteren in eingehender Darstellung eine Entwicklung der modernen Zeit und ihrer kirchlichen Folgen. Als die erste Periode bezw. den Beginn der neuzeitlichen Entwicklung betrachtet er auch auf kirchlichem Gebiet das Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Wo er dabei die Gesammtthätigkeit der Renaissancepäpste ins Auge faßt, gesteht er, daß sie ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen zeigten, ihre Sorge, die sie um die Kirchenreform hätten haben sollen, wurde unwirksam gemacht durch ihr Streben nach Befestigung ihrer geistigen und weltlichen Macht. Sie kämpften für Aufrechthaltung ihrer konkreten Machtbefugnisse, die Ehrhard als für den wesentlichen Inhalt des Primates nicht nothwendig erachtet, das Volk mit seinen religiösen und sittlichen Nöthen verschwand dabei aus ihren Augen. Auch bei der Hierarchie, dem Klerus, wie der breiteren Volksmasse selbst fehlt es an einheitlichen und energischen Reformbestrebungen. Die vereinzelten Träger dieser wollten eine Reform zum Theil mit der Kirche, wie Savonarola, zum Theil gegen die Kirche.

Sie werden abgelöst durch Luther, dessen Zeitalter für Ehrhard die Hochfluth der kirchlichen Revolution ist. Ehrhard charakterisirt sie nach ihrem Wesen und ihren Kräften, natürlich von den grundsätzlichen Voraussetzungen aus, die er als römischer Theologe haben muß, wie er selbst sagt: „daß, wenn der Historiker zugleich Theologe ist, sein theologischer Standpunkt für sein Urtheil als Historiker von richtungsgebender Bedeutung werden kann.“ (S. 114.) Von rein historischem Standpunkt aus spricht er der Reformation einen absoluten Werth ab, will aber daraus nicht auf den Mangel jeglicher relativen Berechtigung schließen, denn, „ist ein sicheres

Urtheil über den Gesammtwerth des Protestantismus unmöglich, so erbringt seine bisherige Geschichte den vollen Beweis dafür, daß er auf den Gebieten des intellektuellen, sozialen und allgemeinen kulturellen Lebens, dank den christlichen Kräften, die auch in ihm wirksam sind (!) und dank ihrer Verbindung mit thatkräftigen, unternehmungslustigen und zielbewußten Volksstämmen Leistungen hohen und bleibenden Werthes hervorgebracht hat." Ehrhard tritt der Tendenz entgegen, „den Protestantismus als eine Kulturmacht ersten Ranges auf Kosten des Katholizismus aufzubauschen." Es liegt indeß nicht in dem Zweck meiner Ausführungen, auf diese Seite seines Buches einzugehen; mögen sich darüber die Vertreter des Protestantismus mit ihm auseinandersetzen.

Unter dem Zeichen der geistigen Reaktion und des materiellen Kampfes steht das Zeitalter der kirchlichen Reform und der Religionskriege (1555—1648). Ehrhard behandelt da zunächst die Reformthätigkeit des Trienter Konzils und dann die sich ihr anschließende Thätigkeit der Gesellschaft Jesu (richtiger des „Fähnleins" compañia; vergl. Gothein: Ignatius v. Loyola, Halle 1895) Ehrhard versucht da vor Allem die Stellung des Jesuitenordens in der katholischen Kirche scharf zu bestimmen, sowohl einer Ueberschätzung als einer Unterschätzung, zu großem Lob wie zu großem Tadel gegenüber. Er sieht ihn als auf der gleichen Stufe stehend mit allen übrigen Orden an, also „auch ohne größere Berechtigung und ohne innigere Verbindung mit dem Wesen des Katholizismus als jede andere" (S. 140). Auch die Gesellschaft Jesu ist ihm eine zeitgeschichtliche Erscheinung mit nur relativem, nicht absolutem Werth, so daß also die Behauptung, Jesuitismus und Katholizismus seien identisch, vollkommen hinfällig sei. Hier, wie an anderen Punkten, nimmt Ehrhard eine kleine Verschiebung der den Worten zu Grunde gelegten Begriffe vor und kann dadurch manche Fragen in geistreicher Weise einigermaßen umgehen. Er hat sicher Recht mit der Ablehnung dieser Gleichsetzung, wenn man dabei die volle geschichtliche Identität beider Institutionen meint, diejenigen aber, die diese Gleichsetzung als Behauptung aufstellen, denken nicht an das prinzipielle Zusammenfallen von katholischer Kirche und Gesellschaft Jesu, sondern an die thatsächliche Ausgestaltung der von der Gesellschaft Jesu aufgestellten Lehren und Praktiken in der Aktion des Katholizismus, an deren sozusagen allgemeine Rezeption im modernen Katholizismus. Und von diesem Gesichtspunkt aus, den Ehrhard als den bei den Gegnern der Gesellschaft Jesu vor-

handenen etwas ausführlicher behandeln sollte, als er es in einigen abschwächenden Sätzen (auf S. 144) thut, haben sie Recht. Immerhin ist es für die allgemeine Richtung, die Ehrhard vertritt, anzuerkennen, daß er die Mängel des Jesuitenordens eingesteht und es bei seiner Eigenart als höchst wünschenswerth, ja sogar als nothwendig bezeichnet, „daß er auf keinem kirchlichen Gebiet zur Alleinherrschaft gelange.“ Schade nur, daß er nach dem Urtheil Anderer diese schon in ziemlichem Umfang besitzt. Ehrhard fordert, so gut er das darf, gewissermaßen selbst zu — ich will nicht gerade sagen Kampf, aber doch — kräftiger Reaktion gegen den Jesuitismus innerhalb der katholischen Kirche auf. Sicher wird er nicht unbehelligt haben schreiben dürfen: „Alleinige kirchliche Korrektheit seiner eigenen Schulmeinungen, Alleinberechtigung seiner spezifischen Andachtsübungen und Frömmigkeitsäußerungen kann er (der Jesuitenorden) daher gar nicht in Anspruch nehmen, noch annehmen wollen (?). Es steht vielmehr jedem Katholiken frei, der spezifischen Richtung der Theologie der Jesuiten sich anzuschließen oder nicht, ihre Andachtsformen zu adoptiren oder nicht, ihre Bestrebungen zu fördern oder nicht, je nach der Stellung, die ihm seine Ueberzeugung und sein eigenes Gewissen vorschreibt. Ja, auch das Recht, den Jesuitenorden positiv, sei es auf wissenschaftlich-theologischem, sei es auf praktisch-kirchlichem Gebiet zu bekämpfen, steht jedem Einzelnen zu, so lange und insoweit diese Bekämpfung mit den Waffen des Geistes geschieht und sich innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe bewegt. Persönliche Angriffe, Verdächtigungen, geheimnißvolles Argwöhnen und ähnliche Arten der Bekämpfung sollten aber auf das Sorgfältigste vermieden werden“ (S. 145). Ehrhard sagt nicht, ob er diese Kampfesweise auf Seiten der Jesuiten oder ihrer Gegner in der katholischen Kirche findet; es sei darum zur Ergänzung seiner hier wie sonst manchmal etwas schleierhaften Worte hinzugefügt, daß seine Gesinnungsgenossen und Mitreformfreunde in der römischen Kirche gerade in der letzten Zeit wieder auf das Heftigste öffentlich in ihren Organen Anklage wegen derartiger Kampfesweise gegen die Jesuiten, speziell die in Innsbruck, erheben. Daß der Orden selbst seine Thätigkeit künstlich zurückschraube, kann ihm natürlich mit Ehrhard nicht zugemuthet werden, „anderen Kräften und anderen Institutionen — sagt er — fällt die Aufgabe zu, hier korrigirend einzugreifen und das Ueberwuchern einer Richtung in Theorie und Praxis zu verhüten.“ Die

Quittung für diese Mahnung wird er wohl bald von der Gesellschaft Jesu ähnlich wie seine Gesinnungsgenossen und Vorgänger ausgestellt erhalten, ebenso für seinen Weckruf an die übrigen Orden, „ihre theologische und kirchliche Selbständigkeit zu wahren" (natürlich vor Allem gegenüber der Gesellschaft Jesu). Ehrhard pflegt da, wo er von kirchlichen Tagesfragen spricht, öfter, wenn er einen etwas freieren Anschwung genommen hat, sofort eine kleine Retraktation beizufügen. Diesmal lautet sie, man dürfe natürlich die Verdienste der Jesuiten, d. h. im Wesentlichen ihre antiprotestantische Wirksamkeit, nicht vergessen.

Als dritte Reformkraft neben Tridentinum und Gesellschaft Jesu schildert er dann das Papstthum. Hier zeigt er als Historiker vor Allem eine Eigenschaft, die später noch zu erwähnen sein wird, ein geistreiches Hinweggleiten über Klippen, die einem etwas freier gesinnten Katholiken in der Behandlung der Papstgeschichte sich zeigen. Mit leichtem Schwung kommt er über manche Fährnisse hinweg, man lese z. B. seine Behandlung der Verurtheilung Galileis (S. 151 ff.). In einem Ueberblick über die innerkirchlichen Verhältnisse nach dem Konzil von Trient kann er dann einen bedeutenden Aufschwung verzeichnen im Ordensleben, in der Theologie, im religiösen Volksleben, in der Missionsthätigkeit, der Alles in Allem die guten Erfolge der Gegenreformation mit bedingt hat.

Die zweite kirchliche Periode der Neuzeit von Mitte des XVII. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts etwa erhält als kirchliche Entwickelungsperiode ihren einheitlichen Charakter durch die drei Merkmale, der antichristlichen Aufklärung, des staatlichen Absolutismus und des kirchlichen Partikularismus. Besonders letzterer kommt für uns hier in Betracht. Er geht in seinen Anfängen zurück bis in das XV. Jahrhundert, in die Zeit der Konzilien von Konstanz und Basel, und hat seine prägnanteste Form gefunden in der Emser Punktation (1786) der geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und des Fürsterzbischofs von Salzburg. Neben diesen, leider bald gescheiterten nationalkirchlichen Bestrebungen geht die katholische Aufklärung und der Josephinismus in Deutschland und Oberitalien. Frankreich ist im XVII. und XVIII. Jahrhundert der Schauplatz der Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Jesuiten, es theilt sich mit Italien und Spanien in andere innerkatholische Kämpfe (Moralstreitigkeiten, A. M. von Liguori, Quietismus). Der Jesuitenorden stellt alle anderen Orden in den Schatten, übertrifft sie alle an Rührigkeit, Arbeitskraft und Einfluß, seine Macht,

die sich bis auf Inhaber des päpstlichen Stuhls und weltlicher Reiche erstreckt, zieht ihm zahlreiche Gegner zu, religiöse, kirchliche, wie weltliche. Wenn die letzteren an ihrem (der Jesuiten) Einfluß auf die Politik, ihren großen Reichthümern, ihrer starken Betheiligung an Handel und Industrie größeren Anstoß nahmen, als an den inneren Eigenthümlichkeiten des Ordens (S. 203), so kann man diese Erscheinung sich heute wiederholen sehen. Der Aufhebung des Jesuitenordens gegenüber ist Ehrhard wieder der Mann der Mitte, der sowohl an der Aufhebung des Ordens, wie auch an der Art, wie ein Theil des Ordens sie aufnahm, etwas auszusetzen hat. Daß die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland schlechter waren, sieht Ehrhard einmal in der Stellung der Bischöfe als weltlicher Fürsten, durch die sie von kirchlicher Wirksamkeit abgezogen wurden, mehr aber noch in dem Eindringen der protestantischen Aufklärung auch in die katholischen Kreise und den Klerus begründet. Das Hauptresultat dieser, in der französischen Revolution ihren Abschluß findenden, Periode ist für Ehrhard ein negatives, die endgiltige Zerstörung der Harmonie zwischen Glauben und Vernunft, die Aufrichtung eines positiven Gegensatzes zwischen dem historisch-kirchlichen Christenthum und dem religiösen Bedürfniß der abendländischen Völker.

Seit 1810 etwa stehen wir nun in der dritten kirchlichen Periode der Neuzeit, dessen abgelaufene Zeit, das XIX. Jahrhundert, Fr. X. Kraus „das Zeitalter der Revolutionen“ nennt, F. Loofs „die Zeit der unvollkommenen kirchlichen Restaurationen“, während es Ehrhard als „das Zeitalter der geistlichen Säkularisation“ charakterisirt. Paßt diese letztere Bezeichnung im Allgemeinen für das Verhältniß der Kirche zu dem vorwiegend verweltlichten öffentlichen Leben, so läßt sich speziell für Deutschland und das innerkatholische Leben die Loofs'sche richtige Anschauung auch in die Formel bringen: die Vernichtung des deutsch nationalen katholischen, religiösen und wissenschaftlichen Lebens durch den romanisch-internationalen Ultramontanismus in Lehre, Verfassung, Kultus, religiösem Volksleben, kirchenpolitischer und sozialer Aktion.

Auch für diese Zeit interessiert uns vorwiegend das innerkatholische Leben selbst. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts bis etwa zum Revolutionsjahr 1848 finden wir eine erhebliche Erstarkung des kirchlichen Lebens, besonders in Frankreich und Deutschland, die Ehrhard richtig als das Zeitalter der kirchlichen Restauration, der religiösen Romantik und des katholischen Liberalismus bezeichnet.

Es ist zur prinzipiellen Beurtheilung der Stellung Ehrhards und seiner Gesinnungsgenossen als angeblich liberaler Katholiken geeignet, darauf hinzuweisen, daß er bei Besprechung der Bestrebungen eines Lamennais, Montalembert Lacordaire u. A. schreibt: „man hat diese Richtung durch die Bezeichnung „liberaler Katholizismus" gebrandmarkt; sie huldigte aber nicht einem liberalen Katholizismus, sondern einem katholischen Liberalismus d. h. sie wollte den Freiheitsdrang der französischen Nation mit der katholischen Kirche in eine harmonische Verbindung bringen, eine schwierige, aber im Prinzip nicht blos erlaubte, sondern sogar nothwendige Aufgabe (S. 227).

Für Deutschland bedeutet die kirchenrechtliche Restauration der katholischen Kirche durch Konkordate und päpstliche Zirkumskriptionsbullen (Bayern 1817, oberrheinische Kirchenprovinz 1821 und 1827, Preußen 1821, Hannover 1824) den ersten Schritt auf der Bahn der Romanisirung des katholischen Deutschlands durch die Herstellung einer engeren Verbindung mit Rom. War aber auch der Dalberg-Wessenberg'sche Gedanke einer deutschen Nationalkirche äußerlich unmöglich geworden, und mußte auch Wessenberg selbst vor der Neuordnung der badischen Kirchenverhältnisse aus dem Amt des Bisthumsverwesers in Konstanz weichen, so lebte doch in dem von ihm geleiteten Klerus und Volk lange noch der Geist eines mild-humanen Katholizismus, dessen nicht geringstes Charakteristikum seine Friedfertigkeit gegenüber den protestantischen Mitchristen war. Bald beginnt der Kampf gegen die verschiedenen Seiten der katholischen Kirche Deutschlands, er zeigt sich vor allem in dem Ansturm gegen die deutsche katholische Theologie und Philosophie und ihrer vollen, seit 1870 besiegelten, Ersetzung durch die Neuscholastik und den Thomismus. Als das charakteristische Moment der Deutschland vollends in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts mächtig überfluthenden und alles liberal-katholische schließlich begrabenden ultramontanen Welle kann man mit Ehrhard, allerdings in etwas anderem Sinne als er, bezeichnen: den Konfessionalismus und den kirchlichen Zentralismus. Beides sind nach seiner Art Ausdrücke, die die ganze Wucht ihres Inhaltes nicht kräftig genug zur Geltung bringen. Der Konfessionalismus, die künstliche Zerreißung des einheitlichen deutschen Volkes in die Konfessionen hat als absichtlich gepflegte ultramontan-separatistische Bestrebung eine höchst gefährliche Ausdehnung angenommen, der mit allen Mitteln entgegengetreten werden sollte. An sich klingt ja die Bezeichnung „katholischer Kutscherverein Köln"

und „katholischer Dachdeckerverein Berlin“ mehr lächerlich, aber das ihr und diesen Vereinsgründungen zu Grunde liegende Moment, die auf dem religiösen Hochmuth und der politisch-demagogischen Aktion des Ultramontanismus beruhende, absichtliche Zerreißung des Volkes, selbst auf den harmlos-neutralsten interkonfessionellen Lebensgebieten, kann doch von trauriger Wirkung für „ein einzig Volk von Brüdern“ werden und verdient alle ernste Beachtung. Was Ehrhard als kirchlichen Zentralismus geistreich in seiner Nothwendigkeit zu begreifen sucht, und was, wie er zugiebt, zu „falschen Vorstellungen“ in Folge „gewisser Vorkommnisse“ führen kann, ist doch, wenn man das Kind offen beim Namen nennen darf und in seiner freien Meinungsäußerung eben durch „kirchlichen Zentralismus“ nicht gebunden ist, nichts Anderes, als einfach die Vergewaltigung der deutschen Kirche, die Vernichtung der bischöflichen Gewalt, der volle Bruch mit der kirchlichen Vergangenheit gewesen, mit einem Wort die Romanisirung des katholischen Deutschlands. Da helfen keine Redensarten darüber hinweg, daß dieses mächtige Hervortreten der päpstlichen Zentralgewalt nicht durch die dogmatische Idee des Primates gefordert sei, sondern durch geschichtliche Verhältnisse veranlaßt. Die thatsächliche Wirkung ist da, der deutsche Katholizismus ist in einem Kampf, dessen häßliche Einzelheiten sich vielleicht an Ehrhard und seinen Freunden zum Theil wiederholen werden, roh niedergeschlagen worden, jeder Versuch, den der am Boden Liegende machen möchte, sich etwas aufzurichten, wird mit einem kräftigen Keulenschlag prompt beantwortet. Das sind ja Alles so bekannte und so beklagte Dinge, daß, wenn man darüber nicht schreiben darf, es doch besser wäre, sie ganz zu verschweigen, als mit geistreichen Wendungen sich über die peinliche Situation hinweg helfen zu wollen. Nichts als Halbheiten nach beiden Seiten und Halbheiten, die die geschichtliche Wahrheit zu verschleiern geeignet sind, enthält der Satz: „Daß ein derartiges Anspannen der Autorität viele Nachtheile nach sich zog, ist unleugbar, man darf aber auch nicht vergessen, daß es nicht Willkür war, die diese Verhältnisse schuf(!?), sondern die Noth der Zeit, und eine Zeit der Noth darf nicht an demselben Maßstab gemessen werden, wie eine Zeit ideal reiner Verwirklichung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Papst, Bischof, Klerus und Laienthum, wie es durch die dasselbe regelnden Grundsätze bestimmt ist“ (S. 246). Die Zustände, die Ehrhard als „Noth der Zeit“ beklagt, sind eben für seine korrekteren Glaubensbrüder die Zeit „ideal reiner Ver-

wirklichung u. s. w.", die sie hochpreisen. Wenn etwas geeignet ist, Ehrhard die römische Reaktion zuzuziehen, so sind es derartige Stellen, wo noch ein Rest deutsch-katholischen Bewußtseins sich in ihm gegen die romanische Vergewaltigung der Kirche sträubt. Und an der derben Wirklichkeit römisch-kirchlicher Disziplin und Zensur wird aller Geistreichthum scheitern.

Dieser Zentralismus heißt auch mit anderem Namen Ultramontanismus. Ehrhard konstatirt, was auch, von verschiedenen Seiten betrachtet, ganz richtig ist, daß auf Grund der Anerkennung (der theoretischen wie praktischen) des Papstthums als der Zentralgewalt Ultramontanismus und Katholizismus einander decken, und erklärt darum für „unstatthaft einen Gegensatz zwischen Katholiken und Ultramontanen aufzustellen". Er hat Recht, die offizielle katholische Kirche ist heute eine ultramontan-römische, und insofern ist ultramontan identisch mit katholisch. Aber unter den Gliedern der Kirche, den Laien, die allerdings mehr als wie in jeder anderen Kirche nur eine contribuens plebs sind, so sehr, daß es auch Ehrhard als Bedürfniß bezeichnet, sie zu den kirchlichen Aufgaben intensiver heranzuziehen und ihnen größere kirchliche Rechte zu ertheilen, giebt es thatsächlich doch Viele, die, ohne die extrem-ultramontane Theorie ihrer Hirten zu theilen, in der geistigen Atmosphäre der romanisirten Kirche dahinleben, ihren religiösen Bedürfnissen genügen, ohne sich der Inkonsequenz bewußt zu werden, der sie sich als katholisch, nicht ultramontan sein wollende Glieder einer ultramontan-römischen, nicht mehr im alten Sinne des Wortes katholischen kirchlichen Organisation schuldig machen. Von diesem Gesichtspunkt aus angesehen, kann es einen Gegensatz zwischen Katholiken und Ultramontanen wohl geben und giebt es ihn auch für Viele.

Als unberechtigten Ultramontanismus sieht Ehrhard etwas Doppeltes an, was nach den streng römischen Vertretern des Ultramontanismus eben eng zu dessen Wesen gehört, so daß Ehrhard sich in direkten Gegensatz zur Theorie der heutigen, in der katholischen Kirche allmächtigen ultramontanen Partei stellt. Einmal, wenn die Selbständigkeit der Einzelkirchen in kirchlichen und ihre Unabhängigkeit in spezifisch politischen Fragen gefährdet oder vernichtet wird. Wer will aber behaupten, daß die deutsche katholische Kirche noch eine Selbständigkeit in kirchlicher Hinsicht, und sei es auch nur die geringe „relative" Selbständigkeit, von der Ehrhard spricht, habe? Ehrhard giebt das an anderen Stellen

selbst zu, da wo er über die Herrschaft der spezifisch romanischen Frömmigkeitsbethätigung klagt, so weit er das eben darf. Wenn aber Ehrhard die Gefährdung der Unabhängigkeit einer Einzelkirche in spezifisch politischen Fragen als unberechtigten Ultramontanismus bezeichnet, so stellt er sich gleichfalls in grundsätzlichen Gegensatz zu den offiziellen Vertretern des römischen Ultramontanismus, in direkten Widerspruch zu dem obersten Vertreter des ultramontanen Systems, zu Leo XIII. selbst. Denn, wenn irgend etwas eine Folge der durch die vatikanischen Dogmen von 1870 geschaffenen resp. total geänderten Lage der katholischen Kirche ist, so ist es das, daß eben eine Unabhängigkeit der einzelnen katholischen Länder, resp. ihrer Katholiken in spezifisch politischen Fragen nicht mehr existiren darf, oder umgekehrt ausgedrückt: auf Grund der ihm im Vatikanum 1870 gebotenen Stellung beansprucht der Papst für sich ein Eingreifen in die Politik, er nimmt auch für politische Fragen den Gehorsam des Laien gegenüber der geistlichen Gewalt in Anspruch. Wie der Papst unfehlbarer Lehrer in allen Dingen des Glaubens und der Moral ist, so hat eben jede politische Frage ihre moralische Seite, da greift die unfehlbare päpstliche Autorität ein und entscheidet was zu thun und zu lassen ist. Da Politik nach der ultramontanen Theorie die Anwendung der Moral auf die soziale Thätigkeit der Regierungen und auf das öffentliche Leben der Völker ist, der Papst aber unfehlbarer Lehrer der Moral ist, so folgt daraus, daß das achtungsvolle Vertrauen zur Weisheit der Kirchengewalt in der Behandlung politischer Angelegenheiten eine Pflicht ist. Das ist die Lehre Leos XIII. selbst, wie ich sie in meinem: „Leo XIII. seine Weltanschauung und seine Wirksamkeit" Gotha 1899, S. 146 ff. eingehender, als es hier geschehen kann, dargestellt habe. Diese päpstliche Lehre aber erklärt Ehrhard also für unberechtigten Ultramontanismus; man darf also gespannt sein darauf, wie sich die Organe dieses „unberechtigten Ultramontanismus" zu der Ehrhard'schen Ablehnung ihrer Lieblingstheorie von der politischen Unfehlbarkeit des Papstes verhalten werden. Die zweite Art von „unberechtigtem Ultramontanismus" ist es nach Ehrhard, „wenn die Wiederherstellung der spezifisch mittelalterlichen Machtstellung des Papstthums als durch das katholische Dogma gefordert angestrebt wird" (S. 247). Es bedarf für den Freund und Beobachter des Ultramontanismus als einheitlicher Weltanschauung keines besonderen Beweises, daß, was Ehrhard da „unberechtigten Ultramontanismus" nennt, eben für den konsequenten, nicht halben,

sondern ganzen Ultramontanen die Krönung des Ultramontanismus als Lehrsystem und als Institution ist. Da dieser Punkt aber doch ein rein abstrakter ist, weil ja an eine Wiederkehr der mittelalterlichen Papstmacht schwerlich gedacht werden kann, können wir uns kurz mit ihm abfinden.

Den Kampf der Neuscholastiker gegen die deutsche Theologie und Philosophie habe ich schon erwähnt als die eine große Seite des Kampfes zwischen deutschem Katholizismus und romanischem Ultramontanismus, in dem der letztere am 18. Juli 1870 endgiltig Sieger geblieben ist. Eine weitere Etappe in dieser Entwicklung bedeutet der Syllabus des Jahres 1864. Wenn irgendwo, so tritt hier wieder die im Grunde für jeden konsequent Denkenden, sei er nun liberal oder ultramontan, beklagenswerthe Halbheit der Position von Ehrhard zu Tage. Er dreht sich und wendet sich, um an der Klippe vorbeizukommen. Zu dem Zweck unterscheidet er eine dogmatische und historische Tragweite. Da, wo er von der letzteren spricht, giebt er sich alle Mühe, den Erlaß des Syllabus als einen Akt päpstlicher Nothwehr zu entschuldigen und geistreich durch den Generalsturm des Liberalismus gegen die katholische Kirche zu erklären. Er weist dabei auf die neuen Encykliken Leos XIII. hin, die ähnliche Fragen wie der Syllabus behandeln, hebt hervor, daß sich bei Leo XIII. die polemische Zuspitzung des Syllabus nicht mehr findet, und glaubt wirklich, es damit zu erreichen, daß man annehme, der moderne römische Ultramontanismus verzichte auf irgend eine der im Syllabus indirekt ausgesprochenen grundsätzlichen Forderungen.

Noch weniger Dank als damit, wird er auf korrekt ultramontaner Seite, in Rom selbst, finden mit seiner zweiten Behauptung: „Den Charakter einer dogmatischen Entscheidung besitzt nun der Syllabus durchaus nicht“ (S. 256). Es würde zu weit führen, hier, um die Unrichtigkeit der Ehrhardschen Behauptung nachzuweisen, auf alle Details der römisch-theologischen Wortklauberei über die dogmatische Auktorität des Syllabus einzugehen, auf den Unterschied zwischen Dogma, einer rein disziplinaeren Verfügung und einer zwischen beiden stehenden Mittelstufe, und ob, wie die 16 Sätze der mit dem Syllabus verbundenen Encyklika Quanta cura vom 8. Dezember 1864 unzweifelhaft kraft der unfehlbaren höchsten päpstlichen Lehrgewalt verdammt sind, das Gleiche auch für den Syllabus selbst gilt. Pius IX. selbst hat ihn als „Regel der Lehre“ bezeichnet, wennschon die Gegner einer

absoluten Unfehlbarkeit des Syllabus die Authentizität dieses Wortes als nicht ganz sichergestellt erachten. Das wird ultramontanerseits gegen Ehrhards Abschwächungsversuch festgehalten, daß „man im Syllabus eine Aeußerung des die gesammte Kirche umfassenden Lehr- und Hirtenamtes, des Papstes, zu erblicken hat" und „daß es unbestreitbar ist, daß dem Syllabus durch die allgemeine Annahme von Seiten des Episkopats nachträglich dasselbe Ansehen zu Theil geworden ist, welches einer Entscheidung ex cathedra zukommt." „Die Thatsache dieser Annahme durch die Bischöfe steht fest, der Satz, daß auch dem magisterium ordinarium der Kirche Unfehlbarkeit in der Lehre wie in der Verdammung von Irrthümern, und zwar in demselben Umfang zukommt, wie dem extraordinarium des Papstes, ist katholischer Glaubenssatz" (Wetzer und Weltes Katholisches Kirchenlexikon, 2. Aufl. XI. S. 1019 ff.). Die korrekte römische Lehre über den Syllabus trägt im direkten Gegensatz zu den Abschwächungsversuchen Ehrhards, mit denen er sicher kein Glück haben wird, Hurter S. J. in seiner Medulla theologiae dogmaticae S. 143 Nr. 3 mit den Worten vor: Syllabus dogmatico plane pollet charactere et pretio, quo irrefragabilem seu infallibilem vim habet. Eine „dogmatische Entscheidung" ist also nach allgemein römischer Annahme der Syllabus jedenfalls, mag auch die theologische Spitzfindigkeit sich da in nebensächlichen Wortklaubereien nach der oder jener Richtung äußern.

Die Ausführungen Ehrhards über die Unfehlbarkeit des Papstes im Einzelnen zu besprechen, hat, da der Autor an dieses Dogma vor Allem absolut gebunden ist, keinen Werth. Wenn Ehrhard dabei behauptet, die Verfassung der Kirche habe keine wesentliche Aenderung erfahren (S. 261), so kann man daraus nur entnehmen, wie den nachvatikanischen Theologen die Kontinuität mit der Theologie der katholischen Kirche vor 1870, die Kurialisten natürlich ausgenommen, abhanden gekommen ist. Und wenn er meint, die für die europäischen Staaten und Regierungen gefürchteten Gefahren hochpolitischer Natur seien ebenfalls nicht eingetreten (S. 261), so kann ich nur auf die vorhin gebotenen Ausführungen über die päpstlich-politische Unfehlbarkeit hinweisen, welch letztere, so gut wie sie sich in der Septennatsfrage für Deutschlands Regierungsinteressen entschieden hat, auch gegebenen Falls sich in Gegensatz zu den Staatsinteressen stellen kann. Mag das bis heute auch noch nicht geschehen sein, die latente Gefahr ist darum nicht minder groß. Die theoretische Begründung der Unfehlbarkeitslehre bei Ehrhard

klingt ja ganz geistreich, schade nur, daß eben, wie wir so manchmal in der Entwicklung der römischen Kirche beobachten können, die Theorie den faktischen Machtansprüchen der Päpste nachhinkt, nach diesen gemodelt ist und darum in der älteren katholischen Theologie sich nicht findet. Fr. Paulsen hat ganz treffend (Philosophia militans, Berlin 1901 S. 54) gesagt, die Lehre von der Unfehlbarkeit bedeute grundsätzlich die Auslieferung des Gewissens und der Vernunft an eine äußere Instanz. Ehrhard bemerkt dazu: „es gehört keine geringe Selbstüberhebung dazu, einen solchen Vorwurf Millionen von Katholiken ins Gesicht zu schleudern" (S. 264), es ist aber doch recht naiv, daß Ehrhard sich auf „Millionen" als überzeugte Anhänger der Unfehlbarkeit berufen will. Was kümmert sich der gewöhnliche katholische Mann um die Unfehlbarkeit; der römische Klerus hat es verstanden, bei Zweifeln über diese Lehre sehr milde mit dem Zweifel umzugehen. Von dem Durchschnittskatholiken anzunehmen, daß er sich dieser Lehre im vollen Bewußtsein ihrer Konsequenzen wahrhaft gläubig unterwerfe und sie innerlich so glaube, wie ein anderes katholisches Dogma, meinetwegen die Gottheit Christi, heißt doch stark auf die Harmlosigkeit des Lesers zählen.

Der Gipfelpunkt vatikanischer Selbsttäuschung sind aber die Worte Ehrhards: „Für den Katholiken hat die Unfehlbarkeitserklärung ihre befreiende Wirkung, die jeder großen Wahrheit eignet, dadurch erwiesen, daß sie die Grenzen, innerhalb welcher die Thätigkeit des Papstes als des Oberhauptes der katholischen Kirche einen absolut verpflichtenden Charakter besitzt, genau umschrieben und sehr enge gezogen hat" (S. 265). Alle Vergleiche hinken ja, aber ich denke mir ein ähnliches Bewußtsein einer befreienden Wirkung bei Einem, der gewaltsam all seiner Hab und seines Guts beraubt wurde und nun die befreiende Wirkung an sich verspürt, daß er eben nichts mehr hat. Als richtiger minimiser folgert Ehrhard: „daß päpstliche Aussprüche und Verfügungen der Vorzeit, die den höchsten Idealen des Christenthums, der Religion, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit nicht entsprachen, der katholischen Kirche nicht zur Last gelegt werden können. Was aber vom Papst gilt, das trifft noch viel mehr zu für die römischen Prälaten und Kongregationen sowie für alle übrigen Vertreter der kirchlichen Autorität" (S. 266). Ehrhard wird auch mit diesen Ausführungen schwerlich Glück bei diesen Vertretern der kirchlichen Autorität haben. Und so geistreich die Theorie sein mag, in der Praxis giebt es eben

nur einfache Unterwerfung, das haben schon manche Gesinnungsgenossen Ehrhards an sich erfahren.

Nur registrirt soll werden, da in solchen Punkten jeder Versuch einer Auseinandersetzung unmöglich und aussichtslos ist, daß nach Ehrhard das Unfehlbarkeitsdogma weder an eine menschliche Autorität bindet, noch nöthigt, geschichtliche Thatsachen zu leugnen oder wegzudeuten, daß es nicht in Widerspruch steht mit der Geschichte des Papstthums. Man kann es nur tief beklagen, daß die nachvatikanische Theologie schon solche Verwüstung in den katholischen Lehrbegriffen, wie sie bis zum Jahre 1870 galten, angerichtet hat, daß die alte katholische Theologie und die nach den Ergebnissen des Vatikanums umgemodelte einander wie zwei Welten gegenüberstehen, daß da ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit eingetreten ist. Und wenn einzelne solcher nachvatikanischer Theologen, wie Ehrhard und seine Gesinnungsgenossen, trotz aller Anerkennung der Unfehlbarkeit mit ihren Konsequenzen geistig auf die vorvatikanischen Theologen zurückgreifen wollen, so liegt es auf der Hand, daß eine geistige Verbindung zwischen der alten und neuen Schule nicht da ist, und die Vertreter der früheren wissenschaftlichen deutschen katholischen Theologie schwerlich eine Gemeinschaft mit der nachvatikanischen Schule anerkennen würden.

Auch in der Behandlung der Kirchenstaatsfrage finden wir bei Ehrhard die übliche Mittelstellung: der Kirchenstaat hat nichts mit dem Wesen des Katholizismus zu thun, aber seine Vernichtung war ein Unrecht. „Man kann dem Syllabus zustimmen in der Verwerfung des Satzes, daß die Vernichtung des Kirchenstaates die Freiheit und das Glück der katholischen Kirche bedeute, damit ist aber keineswegs behauptet, daß diese kirchlichen Güter an seine Wiederherstellung geknüpft seien! In seiner alten Gestalt wird er nicht wiederkehren, denn die Weltgeschichte wiederholt sich nicht. Wer möchte aber nicht wünschen, daß der unselige Zwist zwischen dem Papst und dem katholischen König eines katholischen Landes, unter dem alle Verhältnisse des herrlichen Kulturlandes, nicht zuletzt die kirchlichen, die sittlichen und die religiösen, so empfindlich leiden, in absehbarer Zeit beigelegt werde“ (S. 275).

So wie Ehrhard, hat Christus es sicher nicht gemeint, wenn er sagte: euere Rede sei ja ja, nein nein.

Bei der Besprechung der Thätigkeit Leos XIII. steht im Vordergrund seine politische Wirksamkeit: „seiner geschickten und erfolgreichen Kirchenpolitik ist es vor Allem zu verdanken, daß die Stellung

der römischen Kurie zu verschiedenen Staatsregierungen sich wesentlich gebessert hat" (S. 276). Richtig, aber was sagten die katholischen Völker dieser Länder dazu, waren sie so entzückt von der Weisheit der päpstlichen Kirchenpolitik und hat die Kirchenpolitik überall eine wirkliche Besserung und Vertiefung des religiösen Volkslebens mitgebracht? Davon schweigt Ehrhard, in der „dogmatischen Idee des Primates" liegt es aber doch mehr, daß der Papst Priester, als daß er Diplomat sein soll, während Gambetta Leo XIII. so treffend charakterisirt hat als encore plus diplomate que prêtre (vergl. mein Leo XIII. S. 244).

In der mild verschleiernden Form sagt Ehrhard von den innerkirchlichen Bestrebungen Leos XIII., er habe die sämmtlichen Verhältnisse der katholischen Kirche konsequent in universalkirchlichem Sinne zu bestimmen versucht. Klar ausgedrückt, kann man dafür sagen, unter Leo XIII. ist die Zentralisirung und Uniformirung des Katholizismus in Romanismus konsequent durchgeführt worden (siehe mein Leo XIII. in den entsprechenden Abschnitten).

Wie gewöhnlich sagt Ehrhard ja ja, nein nein in dem Satz, daß die Tendenz nach absoluter kirchlicher Uniformirung, namentlich in Verwaltungs- und Kultusangelegenheiten, „zu der übertriebenen, aber nicht gegenstandslosen Behauptung der Romanisirung der katholischen Kirche geführt hat" (S. 277). Wenn Ehrhard die Unionsbestrebungen Leos XIII., die soviel Geld kosten und so wenig einbringen, als „eine der größten Thaten des Papstes" preist (S. 278), nun, so wird sich dieser Lobeshymnus stark reduziren lassen, sobald man von einer That verlangt, daß sie eine aussichtsreiche oder erfolgreiche That sei. Der großen orthodox-orientalischen Hälfte des Katholizismus, der anatolischen Kirche gegenüber haben doch alle Unionsbestrebungen so gut wie nichts bewirkt, wenn nicht Ehrhard die Union der Kopten für eine große That erklären will. Die Vertreter der anatolischen Orthodoxie sind auch dem Papst die Antwort nicht schuldig geblieben. Auch die Unionspläne Leos XIII. gegenüber der anglikanischen Staatskirche, die bis zu päpstlicher Segnung von Gebeten um Bekehrung der Engländer herabgehen, haben nichts Wesentliches erreicht, wenn nicht Ehrhard die Errichtung einer Erzbruderschaft für Bekehrung Englands in Paris 1898, oder Gründung des Bedakollegs für Konvertiten als größte That bezeichnen will. Als „gelehrter Theologe" (S. 279) hat sich Leo XIII. ganz besonders auf dem Gebiet der Mariologie bethätigt, er hat in seinen vielen Rosenkranz-

encykliken eine förmliche Theologie ausgebildet. Von anderen theologischen Gebieten hat er besonders das Gebiet der Bibelwissenschaft in der: Encyklika Providentissimus Deus über die Bibelstudien von 1893 behandelt und hat ja neuerdings auch eine eigene Kommission für die Behandlung biblischer Fragen eingesetzt. Mit anderweitiger Förderung des praktischen Bibelstudiums hat allerdings Leo XIII. kein Glück gehabt. Im Jahre 1886 erschien eine französische Evangelienübersetzung von Henri Laserre, einem früheren Artillerieoberst, dessen Buch „Notre Dame de Lourdes" den Lourdeskult in Frankreich zur nationalen Modesache gemacht hat. Leo XIII. hat durch seinen Kardinalstaatssekretär Jacobini am 4. Dezember 1886 Laserre seinen Segen für die Uebersetzung gespendet und den Kardinal beauftragt, Laserre „die Billigung Seiner Heiligkeit auszusprechen für das Ziel, welches ihn (Laserre) bei der Ausführung und Veröffentlichung seines interessanten Werkes geleitet hat." Trotzdem dieses Schreiben in der Evangelienübersetzung mit abgedruckt ist, konnte es diese doch nicht davor retten, daß sie durch Dekret der römischen Inderkongregation vom Dezember 1887 im Namen des gleichen Leo XIII. verdammt wurde und auch noch in der neuen Ausgabe des Inder von 1900 auf S. 180 steht. Selbstverständlich sind wir mit Ehrhard der Ansicht, daß dadurch die Unfehlbarkeit nicht berührt wird. Aber sehr merkwürdig und ungewöhnlich ist, daß ein Buch zuerst im formellen Auftrag des Papstes durch seinen Staatssekretär belobt und gebilligt und ein Jahr danach, unter den Augen und im Namen des nämlichen Papstes, eben dieses Buch verdammt und verboten wird. Wer hat Recht —: der Papst, wenn er durch den Mund seines Kardinalstaatssekretärs die Gläubigen belehrt, oder derselbe Papst, wenn er durch sein Organ, die Inderkongegration, spricht?

Ueber die Berechtigung des sogenannten preußischen Kulturkampfes mit Ehrhard streiten zu wollen, hat keinen Werth, es ist sein gutes Recht, wenn er ihn als Kampf „der Gewalt gegen das Recht" charakterisirt, man ist es ja gewöhnt daß, so oft ein Staat in der Nothwehr, um seine in einzelnen Punkten bedrohte Existenz als moderner Staat zu wahren, Abwehrgesetze erläßt, das ultramontanerseits als Kampf gegen die Religion und dergleichen hingestellt wird. Den Kulturkampf hat Preußen, nach Ehrhards Anschauung, „im Uebermuth seiner kriegerischen Erfolge heraufbeschworen."

Auch über die Beurtheilung des Altkatholizismus mit einem

vatikanischen Theologen zu rechten, ist zwecklos. Wenn irgendwo sich die Folgen des vatikanischen Konzils deutlich zeigen, so ist es darin, daß die römische Kirche in ihren Angehörigen systematisch eine durchgängige Unkenntniß des Altkatholizismus und der Entwicklung, die er genommen hat, großzieht. So kommt die bedauerliche Erscheinung zu Tage, daß selbst Männer der Wissenschaft, wie Ehrhard, dem Altkatholizismus gegenüber nicht das Maß von Kenntniß zeigen, das sie zur Beurtheilung anderer Fragen mitbringen. Ehrhard schreibt: „Döllinger hat sich übrigens nie als Mitglied der altkatholischen Kirche bekannt" (S. 287). Ein Kirchenhistoriker von dem Rufe Ehrhards sollte auch über den Altkatholizismus und Döllinger nichts schreiben, was er nicht quellenmäßig belegen kann. Und wenn er über Döllingers Verhältniß zum Altkatholizismus urtheilen will, so sollte er billiger Weise die dafür maßgebenden Quellen kennen, zumal ja diese Frage oft genug schon behandelt ist. In den „Briefen und Erklärungen" Döllingers (München 1890 S. 104) steht aber der viel abgedruckte Brief Döllingers, in dem er sagt: „Was mich betrifft, so rechne ich mich aus Ueberzeugung zur altkatholischen Gemeinschaft, ich glaube, daß sie eine höhere, ihr gegebene Sendung zu erfüllen hat, und zwar eine dreifache u. s. w." Wie gesagt, es ist eine Folge des vatikanischen Konzils selbst auf Gelehrte wie Ehrhard, daß sie in solchen Fragen weniger als Historiker, denn als Theologen urtheilen. Und da dieser Brief Döllingers so allgemein bekannt ist, auch neuerdings abgedruckt ist in der Friedrichschen Döllinger-Biographie, die doch Ehrhard, wenn er über diese Materie schreiben will, kennen sollte, so ist gegenüber so offenbarer Unrichtigkeit seiner Behauptung das Urtheil gerechtfertigt, daß Ehrhard ohne genügende Information ein so schwerwiegendes Urtheil abgiebt, weil eben der vatikanische Theologe in ihm den katholischen Historiker verdrängt hat. Es ist das aber recht bezeichnend dafür, welchen Schaden, wie gesagt, das vatikanische Konzil mit seinen Folgen selbst bei den ersten Gelehrten der römischen Kirche angerichtet hat, da wo es sich um die Lebensfrage des modernen Romanismus handelt, um die Unfehlbarkeit des Papstes und deren Gegner.

Wenn er von „Geschichte des Altkatholizismus während der ersten dreißig Jahre seines Bestehens" spricht, so kann das den Anschein erwecken, als hätte er sich eingehender mit ihr beschäftigt. Dann ist es aber schwer verständlich, wie er bei objektiv historischer (nicht römisch dogmatischer) Würdigung sagen kann, das Wesen des Alt-

katholizismus bestehe nur in Ablehnung der Konsequenzen des päpstlichen Primates und er besitze keine neue religiöse Kraft, die ihm eigenthümlich wäre. Andere Historiker, die nicht durch die Brille des vatikanischen Theologen sehen müssen, werden sagen, daß sich der Altkatholizismus von der einfachen Ablehnung der Unfehlbarkeit auf konsequentem Weg zur größeren Annäherung an die alte katholische Kirche des ersten Jahrtausends entwickelt hat, daß er seine innerkatholische Reform so durchgeführt hat, daß er jetzt nach dreißig Jahren in Lehre, Verfassung, Kultus, Frömmigkeitsbethätigung dem Ideal der alten christlichen Kirche nahe gekommen ist, das an anderen Stellen seines Buches auch Ehrhard vorschwebt. Er ist in dreißigjähriger Arbeit das wohlausgearbeitete Modell geworden für eine nationale, romfreie, katholische Kirche, die mit den den Zeit- und Kulturverhältnissen entsprechenden Abänderungen auf den Standpunkt der altchristlichen Kirche in Dogma, Verfassung, Kultus zurückgekehrt ist, die Alles wahrhaft katholische, alte gewahrt, die alle mittelalterlichen und noch neueren römischen Zuthaten abgestreift hat, und die dadurch vor Allem befähigt ist, das zu leisten, was uns in Deutschland so fehlt, und worunter unser nationales Leben so leidet: friedlich mit dem Protestantismus gemeinsam das Volk religiös zu erziehen, im Volk, ungeachtet aller dogmatischen und sonstigen konfessionellen Verschiedenheiten, das Bewußtsein des einigenden Christenglaubens wieder zu kräftigen. Was der Romanismus für die stetig größer werdende konfessionelle Zerklüftung unseres Volkes leistet, das könnte der Altkatholizismus für seine Einigung thun, wenn er die Macht über die Massen besäße. Daß er aber die bisher noch nicht erlangt hat, daran ist einmal die römischerseits genährte systematische Unkenntniß des Altkatholizismus im katholischen Volke schuld, der leider selbst Männer wie Ehrhard erliegen, und dann, daß der Altkatholizismus die seiner Aufgabe und seiner Bedeutung für die Hebung unserer einheitlich nationalen religiösen Kultur entsprechende Unterstützung auf verschiedenen Seiten nicht gefunden hat. Es zeugt leider wieder von der Macht des vatikanisch-inspirirten Schlagwortes über den Historiker Ehrhard, wenn er sagt, neben dem deutschen Nationalgeist sei es nur die Unterstützung seitens des Staates, die den Altkatholizismus erhalte. Die Glaubensgenossen Ehrhards im preußischen Landtag haben bisher dafür gesorgt, daß die bescheidene Unterstützung, die der Staat als billig und gerecht dem Altkatholizismus zuwenden wollte, nicht bewilligt

wurde. Das Zentrum hat bisher immer die geringfügigen 6000 Mark für das altkatholisch-theologische Seminar in Bonn verweigert. Umgekehrt, wenn der Altkatholizismus die staatliche Unterstützung dank ultramontaner Feindschaft nicht in genügendem Maße gefunden hat, so hat er in dem kleinen Rahmen seiner Kirche an Opfermuth wahrhaft Großartiges geleistet. Relativ werden die Summen, die die Altkatholiken für ihre verschiedensten kirchlichen und religiös humanen Zwecke aufgebracht haben und fortgesetzt aufbringen, von keiner anderen Kirche übertroffen werden. Der Altkatholizismus leidet an vielen Orten, wo er in kleiner Minorität da ist, unter dem Gesetz, daß der kleine vom großen mehr oder weniger absorbirt wird, wenn man ihn aber unbefangen nach den Früchten, die er gebracht, nach dem, was er kirchlich geleistet hat, messen will, so wird eine derartige Beurtheilung ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß er wahrhaft eine neue religiöse Kraft besitzt, die, nach den Früchten zu schließen, die sie in gebundenem Zustand erzeugt hat, große, für unser Vaterland höchst wohlthätige und nothwendige gute Erfolge erzielen könnte, wenn sie in der Lage wäre, sich frei, ungebunden zu entwickeln. Wieder ist es der Theologe Ehrhard und nicht der Historiker, der sagt: „Seine (des Altkatholizismus) Unionsversuche mit der anglikanischen und griechisch-orthodoxen Kirche zum Zweck der Inszenirung einer großen kirchlichen Koalition gegen Rom waren daher auch von keinerlei Erfolg begleitet.“ (S. 286.) Ein nur flüchtiger Blick auf das, was in dieser Unionsfrage zumal in den letzten zehn Jahren — von den Bonner Unionskonferenzen 1874—1875 ganz abgesehen — durch die Bonner und St. Petersburger amtlichen Unionskommissionen geschehen ist, hätten den geistvollen und kenntnißreichen Verfasser der Unionsschrift: „Die orientalische Kirchenfrage“, in der er auch die günstigeren Aussichten für eine Union zwischen Altkatholizismus und griechischer Orthodoxie anerkennt (Wien 1899 S. 36) vor einem solchen Urtheil bewahren können, wenn es nicht dem Altkatholiken gegenüber für einen römisch-vatikanischen Theologen heißen müßte: hunc tu Romane caveto. Es ist psychologisch auch sehr begreiflich, daß gerade bei einem römischen Katholiken, der, wie Ehrhard, die Auswüchse des vatikanisch ultramontanen Systems öfters angreift, zum Erweis der Treue gegen die Kirche eine dogmatische und nicht historische Behandlung des Altkatholizismus sich als Zeichen der römischen Orthodoxie sehr empfiehlt und in anderen Punkten der Sünden Menge zudecken kann.

So kommt denn Ehrhard nach dieser Uebersicht über die kirchlichen Zustände zu dem Resultat, in dem ihm jeder Beobachter der inneren Entwicklung des römischen Katholizismus beistimmen wird: „Der Konfessionalismus droht, die hermetische Abschließung von der Welt herbeizuführen, als ob diese ganz dem Bösen verfallen wäre. Man gewinnt öfters den Eindruck, als ob manchen Katholiken in führender Stellung die Umwandlung der katholischen Kirche in ein Kloster mit recht dicken Mauern und recht kleinen Zellen als Ideal vorschwebe. So eifrig heute an der Missionirung ferner Welttheile gearbeitet wird, es ist, als ob man daran verzweifle, weitgebildete Kreise innerhalb des katholischen Kirchengebietes selbst für ein wahrhaft katholisches Denken und Leben zurückzuerobern und dauernd wiederzugewinnen, und als ob man geneigt sei, den Klerus, die Orden, Kongregationen, die Landbevölkerung und angestammte katholische Familien aus den höheren Ständen als den einzigen Gegenstand kirchlicher Wirksamkeit und Fürsorge aufzufassen" (S. 289). Zu diesem ersten Zug nach Abschließung von der großen Welt tritt im modernen römischen Katholizismus, wie Ehrhard mit der gebotenen Zurückhaltung ausführt, der zweite der Engherzigkeit und Furchtsamkeit: „Es hat wirklich manchmal den Anschein, als ob der kirchliche Zentralismus in der Umbildung zu einem kirchlichen Absolutismus im schlimmen Sinne des Wortes begriffen wäre" (S. 290). Es hat nicht nur den Anschein, sondern es ist so, wenn man vatikanisch nicht gebunden die Entwicklung der katholischen Kirche betrachtet, und es ist nicht nur ein mehr oder minder berechtigter Vorwurf, sondern eine durch genügende Thatsachen zu erhärtende Behauptung: „daß in der katholischen Kirche jede Regung der Individualität und jeder fortschrittliche Zug verpönt sei" (S. 290). Die Vorherrschaft dieser Momente führt dann zu der Auffassung des Verhältnisses von Katholizismus zu Kultur, die ihren Ausdruck findet, eben einmal in der Behauptung, der Katholizismus sei der große Gegner der Kultur, ferner in der wachsenden Entfremdung der gebildeten katholischen Kreise von der Kirche und endlich in den neueren innerrömischen Reformbestrebungen.

Die weitere große Frage, die Ehrhard sich dann (im fünften Abschnitt) vorlegt, ist die, ob der unleugbare intensive Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt zugleich auch ein absoluter sei? Mit seinem „Nein" darauf stellt sich Ehrhard in Gegensatz zu dem nach dem Mittelalter rufenden

Ultramontanismus, wie zu denen, die die römische Kirche „nur als ein Vermächtniß verklungener Zeiten betrachten, als ein Kapital, dessen Zinsen beständig fallen" (S. 293). Sein „Nein" begründet Ehrhard eingehend damit, daß von den obengenannten fünf Grundfaktoren der modernen Kultur keiner in einem absoluten Gegensatz zur katholischen Kirche stehe, daß vielmehr die herrschenden Gegensätze rein historischer Natur seien.

An dem Zurücktreten des maßgebenden Einflusses der Kirche auf das christliche Volksthum im XIV. und XV. Jahrhundert ist natürlich nicht die noch nicht geborene moderne Zeit schuld, „Schuld daran waren vielmehr die kirchlichen Persönlichkeiten, höchsten, hohen und niederen Ranges, die ihre kirchlichen Pflichten nicht erfüllten" (S. 293). Der Humanismus war zwar in seinen späteren Aeußerungen antikirchlich, mit seinem Grundgedanken hat das aber nichts zu thun. Auch die neuen Geistesrichtungen, die die Natur- und Geschichtswissenschaft schufen, stehen nicht im absoluten Gegensatz zum Katholizismus. Es ist kein Angriff auf den Katholizismus, wenn die Geschichtswissenschaft seine falschen kirchlichen Traditionen angreift. Ehrhard meint, die moderne Geschichtswissenschaft habe keine einzige Thatsache als falsch erwiesen, die mit dem Wesen des Katholizismus innerlich zusammenhänge. Wenn man die göttlich eingesetzte Nachfolgerschaft Petri Seitens der Päpste als zum Wesen des Katholizismus gehörig betrachtet, was vermuthlich auch Ehrhard thut, dann darf man mindestens sagen, daß die moderne Geschichtswissenschaft über die historische Grundlage dieses göttlich eingesetzten Primats, nämlich über die Anwesenheit Petri und seinem Episkopat in Rom, nicht so zuversichtlich denkt als die römischen Dogmatiker. Ein Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Katholizismus trete bei einer experimentellen Naturkenntniß nicht ein, sondern erst, wenn sich mit dieser eine philosophische Voraussetzung verbinde. Auch der moderne Nationalismus stehe nicht im Gegensatz zum Wesen des Katholizismus, denn dieser letztere vertrete nur einen Universalismus der christlichen Religion, d. h. nach Ehrhard der römischen Kirche, als der vollen Trägerin der Religion. Es sei also falsch, die Deutschen zum Abfall von der katholischen, d. h. römischen Kirche verleiten zu wollen mit der Begründung, daß sie in der katholischen Kirche ihre Nationalität nicht bewahren könnten. Von der Geschichte des Verhältnisses der Deutschen zu Rom innerhalb der katholischen Kirche abgesehen, ist es aber doch eine un-

bestreitbare, von Ehrhard selbst mehr oder weniger zugegebene Thatsache, daß in der internationalen katholischen Kirche, also auch in Deutschland, alle wesentlichen Stücke religiöser Lehre und Lebens streng national-römisch gestaltet sind, wie sich das auch darin bekundet, daß die oberste Leitung dieser internationen Organisation Monopol einer Nation, der italienischen, ist. Endlich, sagt Ehrhard, stehe auch der moderne Individualismus und Subjektivismus trotz der zentralen Bedeutung des Autoritätsgedankens in der katholischen Kirche nicht im Gegensatz zum Wesen des Christenthums. Da es sich hier besonders um grundsätzliche Erörterungen über Kulturfortschritt im Allgemeinen handelt, ist eine nähere Auseinandersetzung zwecklos. Ehrhard konstatirt da, daß es auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens einen inneren Gegensatz zu den Grundsätzen des katholischen Christenthums nicht giebt resp. nicht zu geben braucht, denn der Katholizismus ist eine konservative sowohl als auch fortschrittliche Macht und sucht beide Geistesrichtungen mit einander zu versöhnen. Bezüglich des Verhältnisses der kirchlichen Autorität zur Freiheit des Denkens unterscheidet Ehrhard mit seinen Gesinnungsgenossen eine falsche Freiheit des Denkens von der wahren Freiheit des Denkens, welche die Gebundenheit an die Wahrheit einschließt (S. 320). Da letztere, die Wahrheit, eben von der kirchlichen Autorität gelehrt wird, ist natürlich bei dieser Voraussetzung Ehrhards eine Diskussion über diesen Punkt zwecklos.

Aber die Sache mit der Denkfreiheit in der ultramontanen Sphäre muß doch ihre Haken haben, wenn die Vertreter ultramontaner Wissenschaft immer so eifrig sich bemühen müssen, nachzuweisen, „daß christliche Freiheit und kirchliche Gebundenheit keine Gegensätze sind“ (S. 320).

Ehrhard meint, die kirchliche Autorität sei nicht eine physische, sondern eine geistige Macht und als solche gebunden an Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit. Aus der Geschichte der Konflikte zwischen individueller Freiheit und kirchlicher Autorität bis in die neueste Zeit hinein werden Manche urtheilen, daß die kirchliche Autorität sich bei der auch physischen Unterdrückung der individuellen Freiheit nicht immer als von diesen drei Eigenschaften, namentlich von der Gerechtigkeit geleitet gezeigt habe. Bezüglich des wichtigsten Punktes, daß der Subjektivismus und die Individualisirung des religiösen Lebens nicht im Gegensatz stehe zu dem Autoritätsprinzip und dem Wesen des Katholizismus, trifft man bei Ehrhard eine

geradezu überraschende Anwendung dieser Worte. Wer diese zwei Worte nach dem Werth, den ihnen das moderne Denken zuweist, nach der Tragweite, die sie für Gestaltung eines persönlich religiösen Innenlebens haben, bemißt, der wird erstaunt sein, Ehrhard sagen zu hören: „Die Individualisirung des religiösen Lebens durch das Aufkommen der verschiedenartigsten Andachtsformen und Frömmigkeitsübungen, die dem individuellen religiösen Bedürfnisse manchmal nur zu weit entgegenkommen, steht offenbar unter dem Zeichen des Subjektivismus der Neuzeit" (S. 335). Diesen Subjektivismus, daß ich mich entscheiden kann, ob mir der hl. Antonius lieber ist, oder ob ich die Andacht zum hl. Antlitz Jesu kultiviren will, daß ich große Auswahl habe zwischen kirchlichen Bruderschaften, und diejenige wählen kann, die mir die meisten Ablässe und dergleichen einbringt, diesen Subjektivismus werden doch die Vertreter des modernen religiösen Subjektivismus nicht als dem Wesen des von ihnen gelehrten entsprechenden anerkennen wollen. Ehrhard bedient sich da, wie man das auch anderwärts beobachten kann, eines modernen Wortes, verbindet aber damit einen anderen Sinn als den, in dem dieses Wort sonst außerhalb des Bannkreises der ultramontanen Sphäre angewendet wird.

Durch die moderne Kultur ist ja dem Katholizismus viel genommen worden, vor Allem von der äußeren Seite und Machtstellung der Kirche als irdischer Organisation, vom Papst angefangen bis zu den Privilegien des Klerus, auch Dinge, wie die Inquisition (diese doch wohl nur in der vom ultramontanen Standpunkt aus zu bedauernden Praxis, aber nicht im Prinzip), die Gesetze gegen die Häretiker, (für die das gleiche gilt) u. s. w., aber das gehört nach Ehrhard alles nicht zum Wesen des Katholizismus.

Hat die moderne Kultur so vieles Mittelalterliche von der Kirche abgestreift, so hat sie diese in eine der Stellung der Kirche im christlichen Alterthum verwandte Lage gebracht. „Wie in der Gegenwart, so verfügte die katholische Kirche auch im christlichen Alterthum der Hauptsache nach nur über rein geistige, sittliche und religiös-kirchliche Aktionsmittel, welche den Charakter ihrer Wirksamkeit wesentlich bestimmten." (S. 329).

Darum ist auch die Aufgabe der heutigen römischen Kirche im Wesentlichen die gleiche, wie die der altchristlichen Kirche, eine apologetisch-polemische gegenüber dem alten, wie dem neuen Antichristenthum. Es wird die korrekteren Ultramontanen sonderbar berühren, daß die katholische Kirche, weil ihr die moderne Kultur

ihre mittelalterliche Machtstellung genommen und sie auf rein religiös kirchliche Aufgaben beschränkt habe, dafür der modernen Kultur dankbar sein müsse, sie werden das vielleicht dem Dank gleichstellen, den der Bestohlene dem Dieb gegenüber empfindet dafür, daß er jetzt Geld verdienen kann beziehungsweise muß, weil ihm sein bisheriger Besitz gestohlen wurde.

Ehrhard geht noch weiter und konstatirt in der modernen Ausgestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse überall günstige Einflüsse der Kultur, als da sind die höhere Lage des gesammten höheren und niederen Klerus durch das reinere Hervortreten ihrer eigentlichen kirchlichen Aufgabe (allerdings werden das die Vertreter des korrekten Ultramontanismus schwerlich als höhere Lage anerkennen), die Stellung größerer, geistiger und sittlicher Forderungen an die kirchlichen Organe in Folge der allgemeinen Erweiterung des Gesichtskreises des modernen Menschen, da es „für geistliche Personen nur vortheilhaft sein kann, wenn sie genöthigt werden, ein so intensives geistiges Leben, als möglich zu führen" (S. 332). Bei den Worten Ehrhards: „Wie sehr die Hebung der allgemeinen Bildung durch das Volksschulwesen die Arbeit des Klerus im Dienst der religiösen Bildung und Gesittung der breiten Volksschichten unterstützen und fördern kann, ist ebenso einleuchtend" — werden Viele daran sich erinnern, daß es in streng ultramontanen Gebieten, wie z. B. Altbayern, gerade die Träger der ultramontanen Kulturlehre sind, die das Maß der Volksschulbildung immer eher zurückschrauben als heben möchten, durch Abschaffung des achten Schuljahres u. s. w. (S. 334).

In einem Punkte kann man allerdings Ehrhard ganz rückhaltlos beistimmen, daß „die ganze soziale Arbeit der katholischen Kirche durch moderne Kulturverhältnisse veranlaßt und von den Grundsätzen der modernen Zeit, welche die Befriedigung der realistischen Bedürfnisse der leidenden Menschheit wesentlich höher schätzt als das Mittelalter beeinflußt ist" (S. 334). In der That ist es erstaunlich und geradezu bewundernswerth, wie die römische Kirche in ihrer sozialen Thätigkeit alle Errungenschaften der Neuzeit (Vereinswesen, Kassenwesen, Presse u. s. w.) benützt, um sich über die Volksmassen eine Macht zu schaffen, die sich im Grunde genommen und ihrem letzten Ziel nach wieder gegen die Neuzeit und ihre Errungenschaften kehrt und mit den materiellen, der Neuzeit entnommenen Mitteln die geistige Seite des modernen Lebens bekämpfen will.

Also — das ist das Resultat — ist der thatsächliche Gegensatz zwischen der modernen Welt und der katholischen Kirche kein absoluter, es erscheint Ehrhard sogar ein solcher wesentlicher Gegensatz geradezu unmöglich. Die katholische Kirche hat gerade heute auf den Zentralgebieten des religiösen Lebens mächtige Fortschritte, die mit den Grundfaktoren und Kulturkräften der Neuzeit in Zusammenhang stehen. Der Katholik braucht weder im Namen der Kultur die Kirche prinzipiell zu verleugnen, oder im praktischen Leben sich von ihr abzuwenden, ebenso wenig kann der Ultramontanismus von ihm verlangen, daß er sich zur modernen Kultur als solcher in einen prinzipiellen Gegensatz stelle, er muß vielmehr an der Kulturarbeit treu und kräftig sich betheiligen.

Denn, schließt Ehrhard diesen Abschnitt: „Ziel der Wirksamkeit der katholischen Kirche kann nicht ein ewiger Kampf gegen die moderne Welt sein, sondern die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholizismus und durch diese Versöhnung die Rettung der modernen Gesellschaft" (S. 337).

Im letzten (sechsten) Abschnitt bestimmt nun Ehrhard des genaueren die Aufgaben der Katholiken im XX. Jahrhundert.

Zunächst fordert er die Träger der modernen Kultur energisch zur Selbstprüfung auf, zur Ausscheidung Alles dessen, was ihren Gegensatz zum Katholizismus grundsätzlich bedingt, denn der Katholizismus „verwirft auch nur das grundsätzlich, was der gesunden kritischen und zugleich positiv aufbauenden Vernunft, den ewigen Normen der Sittlichkeit und echten Religiösität (d. h. natürlich römischer Religiösität) den sittlichen Grundsätzen künstlerischen Schaffens und Wirkens, endlich der wahren Humanität widerspricht" (S. 343). Ehrhard verlangt von ihnen Studium des Wesens und der bleibenden Grundsätze theoretischer wie praktisch-religiöser Art des Katholizismus, und warnt davor, das Wesen des Katholizismus „nach einzelnen Vorkommnissen der katholischen Vergangenheit oder nach gewissen Erscheinungen des katholischen Lebens zu bemessen, die allerdings von weithin sichtbarer Wirkung aber von durchaus untergeordneter innerer Bedeutung sind" (S. 344). Wer will es aber den Vertretern der modernen Kultur verdenken, wenn sie den Baum nach seinen Früchten bewerthen und, nicht zufrieden mit einem reinen Wesen, aus der Art seiner Wirkung den Maßstab ihrer Stellung zu ihm schöpfen?

Der Katholik umgekehrt muß an der Erreichung des Idealzustandes der Kirche eifrig mitarbeiten. Eine Reihe der dabei zu

lösenden Einzelaufgaben steht der kirchlichen Autorität zu. Die andere Arbeit läßt sich aber in drei große Aufgaben zusammenfassen.

Die erste besteht in der Abstreifung von Allem, was noch vom Mittelalter der Kirche anhängt, was damals eine relative Berechtigung besaß, heut aber im Lichte der wesentlichen Ziele der katholischen Kirche sich als eine Unvollkommenheit darstellt. Ehrhard begnügt sich mit dieser allgemeinen Andeutung, er fürchtet bei kurzer Behandlung dieser Frage „Mißverständnisse sonder Zahl hervorzurufen.“ Den Kern dieser Aufgabe wird aber wohl das Verzichten auf die thatsächliche entschwundene äußere Herrschaft der Kirche und das Aufgeben ihrer Hoheitsansprüche gegenüber dem Staat bedeuten. Mit der Formulirung der zweiten Aufgabe: verständnißvolles Eingehen auf alle neuen religiösen und kirchlichen Bedürfnisse, auch wenn sie im Gegensatz zum mittelalterlich-religiösen Leben stehen, giebt eigentlich Ehrhard zu, was so Viele sagen, daß die heutige römische Kirche vollkommen, ihrer Lehre wie ihrem Leben nach, tief im Mittelalter steckt.

Er verlangt da vor Allem größere Verinnerlichung des religiösen Lebens und reinliche Scheidung des wahrhaft religiösen von allem profanen, politischen. Den Nationalismus möchte er in der Anwendung der Volkssprache, zwar nicht in der Liturgie, aber sonst bei den gottesdienstlichen Versammlungen gewahrt sehen. Er spricht im Allgemeinen von noch anderen Gebieten des praktischen Lebens, auf denen den berechtigten Forderungen der Neuzeit noch mehr als bisher entsprochen werden könnte und will da im Ganzen ein verständnißvolles Zurückgehen auf, wenn auch nicht sklavische Nachahmung des christlichen Alterthums. Er stellt damit eine Forderung auf, die der Altkatholizismus in weiterem Umfang in seiner innerkatholischen Reformthätigkeit bereits erfüllt hat. Durchaus kein römischer, wohl aber ein altchristlicher und altkatholischer Grundsatz ist es, wenn er sich gegen die Vorstellung wendet, als ob die Einheit des katholisch-religiösen Lebens die absolute Gleichförmigkeit seiner Aeußerungen verlange. Wenn er die Harmonie zwischen Kirche und berechtigten kulturellen, politischen 2c. Interessen der Völker gestört sieht durch die Inanspruchnahme der katholischen Kirche für vergangene politische Formen oder kulturelle Zustände, so liegt die Beziehung auf die Kirchenstaatsfrage klar zu Tage. Und wenn er den vom Volke verlangten Verzicht auf Vortheile des öffentlichen Lebens, der nicht innerlich durch die Religion selbst

gefordert werde, sondern sich als Konsequenz der Haltung kirchlicher Organe darstelle, tadelt, wird man darin wohl den Wunsch nach Aufhebung des Wahlverbotes non expedit für die italienischen Katholiken erblicken dürfen. Es trifft sich da, zum deutlichen Beweis, wie sehr die Ehrhardsche Auffassung von der offiziellen vatikanischen abweicht, sehr gut, daß neuerdings unter dem 27. Januar 1902 eine scharfe amtlich-vatikanische Erneuerung des non expedit erfolgt ist.

„Die dritte und allgemeinste Aufgabe umfaßt endlich die Gesammtsumme geistiger, sittlicher und sozialer Arbeit, wodurch die Katholiken die Kulturmacht des Katholizismus thatsächlich zu erweisen" verpflichtet sind (S. 359), sie umfaßt alle Thätigkeitsgebiete der modernen Völker. Die Katholiken müssen da sogar das Kulturleben durch ihre Mitarbeit heben, damit die echte Humanität zur vollen Herrschaft gelangt, damit die Kulturarbeit getragen sei von den lautersten Motiven, von den umfassendsten Zielen, das sind aber die des katholischen (d. h. römischen) Christenthums. Die Kraft zur Leistung dieser Arbeit besitzt der Katholizismus an und für sich ohne Zweifel. Die Katholiken der Gegenwart besitzen sie leider nicht in genügender Weise.

Die Gründe hierfür sind, der historische, der in dem vorwiegend antichristlichen Charakter der modernen Kultur liegt, ferner der in der mißlichen volkswirthschaftlichen Lage der Katholiken in Deutschland beruhende, endlich ein psychologischer, der im Streben des Katholiken sein Seelenheil möglichst fördern, ihn von dem rein irdischen Arbeitsgebiet vielfach abzieht. So sehr Ehrhard diesen dritten Grund als leider vorhanden erkennt, muß er ihn doch als berechtigt erachten, denn „bei aller Kulturfreudigkeit muß die Angelegenheit des Seelenheils über alle irdischen Kulturbestrebungen erhaben bleiben" (S. 365). Es würde zu weit führen, darauf näher einzugehen, daß es eben das Verkehrte römischer Würdigung der geistigen Kultur ist, sie in einen gewissen Gegensatz zur religiösen Kultur zu stellen und sie nicht vielmehr als im Grunde einheitlich aufzufassen. Ehrhard thut letzteres, da er betont, bei dem Streben des Katholizismus, Kultur und Religion harmonisch zu verbinden, könne „das religiöse Moment den Katholiken an einer wirksamen Wahrnehmung der irdischen und menschlichen Kulturaufgaben nicht verhindern" (S. 365).

Auf dieser Basis behandelt dann Ehrhard Einzelfragen, so die Errichtung von katholischen Universitäten, die er einerseits billigt,

während er gleichzeitig stärkere Geltendmachung des katholischen Elements an den Staatsuniversitäten verlangt. Vor Allem dringt er dann auf größere subjektive religiöse Bildung der Katholiken, besonders Pflege der Philosophie und Geschichte. Große Aufgaben für katholische Kulturarbeit sieht er in Literatur und Kunst. Wenn er dabei sagt, der katholische Künstler könne das Herrlichste schaffen, wenn er im Besitz der technischen Fortschritte der modernen Zeit sich von den Idealen des katholischen Christenthums leiten lasse, so mag der Eine oder Andere daran denken, ob eine Herz Jesu oder Herz Mariä Darstellung wahrhaft künstlerisch sei. Neben diesen Gebieten tritt die Naturwissenschaft etwas mehr zurück, da sie innerhalb ihres Rahmens von dem modernen Gegensatz von Welt und Kirche nicht berührt wird. Auch im Volksbildungswesen soll das Ideal katholischer Kultur mehr zur Geltung kommen, zumal der Antheil der Katholiken an den jüngsten Volksbildungsbestrebungen unverhältnißmäßig zurückgetreten sei. Denn wahre Volksbildung, d. h. dauernde Befriedigung des geistigen, ethischen, ästhetischen und religiösen Bedürfnisses ist nur auf der Grundlage des Katholizismus möglich. So schließt dieser Abschnitt mit dem gewichtigen Wort, daß wahre Volksbildung sich mit der katholischen deckt. Das sind die Kulturaufgaben der Katholiken. Sie werden diese Aufgaben lösen.

Aus dieser Einzeldarstellung des Ehrhardschen Gedankenganges ergeben sich nun auch die allgemeinen Grundvoraussetzungen, auf denen seine Kulturtheorie ruht. Wenn wir uns diese vergegenwärtigen, erhalten wir daraus von selbst die Antwort, ob seine Reformidee zur Aussöhnung von Kultur und Katholizismus überhaupt geeignet ist, in der modernen Welt, die zum großen Theil den Protestantismus als Träger des Kulturprinzips anerkennt, durchführbar zu sein, ob, da der Protestantismus als Konfession wie als Kulturmacht trotz Ehrhardscher theologischer und geschichtsphilosophischer Deduktionen nun doch einmal existirt, von der dogmatischen Ehrhardschen Grundlage aus eine Versöhnung der Kultur mit dem Katholizismus Aussicht hat.

Die Grundvoraussetzung rein dogmatischer Art für die ganze Ehrhardsche Kulturtheorie ist die absolute Gleichsetzung von wahrer Religion mit dem modernen vatikanischen Katholizismus. Das ist das πρωτον ψευδος Ehrhardscher Weltanschauung, zu dessen Bekenntniß

er als römischer Theologe verpflichtet ist, das aber Viele rundweg ablehnen. In allen Tonarten wiederholt es Ehrhard, daß der Katholizismus, (natürlich bei der Stellung Ehrhards nicht irgend ein idealer Katholizismus, sondern der 1870 dogmatisch festgelegte Romanismus) die „Verkörperung des wahren Christenthums" (S. 340) sei. „Die katholische Kirche reicht allein zurück bis in die ersten Tage des Christenthums und ist mit dem jugendlichen Christenthum durch die Träger ihrer Organisation als Nachfolger der Apostel unmittelbar verbunden. Die katholische Kirche allein besitzt das ganze Christenthum in allen seinen Elementen als Inhalt ihres Lebens und ihres Kultus, als Richtschnur ihrer Thätigkeit und als Ziel ihres religiös-sittlichen Lebens, während die übrigen christlichen Kirchen das Christenthum gleichsam unter sich vertheilt haben". (S. 123.)

Ehrhard geht dabei von der vollen Identität des katholischen Christenthums der ersten Jahrhunderte mit dem neuesten nachvatikanischen Romanismus aus, worin ihm auch viele mit Grund widersprechen werden. Darum beansprucht er die gleiche Bedeutung, die Ersterer als Kulturfaktor gehabt hat, auch für Letzteren.

Bei der prinzipiell alleinigen Berechtigung des modernen Katholizismus als Trägers des vollen und wahren Christenthums, da die römische Kirche den absoluten Werth ihrer Dogmen (also auch des von der unbefleckten Empfängniß Mariä und von der Unfehlbarkeit), ihrer sittlichen Vorschriften, ihrer wesentlichen religiösen Uebungen und Institutionen auf die göttliche Offenbarung gründet, ist auch bei Ehrhard der römisch-dogmatische Hochmuth erklärlich, daß nur die römische Kirche die Verheißung von Christus habe, daß der göttliche Geist in ihr wirksam sein werde. Diese Anschauung bringt es mit sich, daß Christi Worte fast für den Erweis der Kulturthätigkeit der römischen Kirche monopolisirt werden. Im Zusammenhang mit dieser Anschauung geht Ehrhard soweit zu behaupten, daß zum Geltendmachen der vollsten Ideale der Wahrheit und Sittlichkeit, der echten Humanität die Anhänger der modernen Kultur in ihrer feindlichen Stellung gegen Katholizismus, Christenthum, Religion und zuletzt gegen Gott selbst nicht fähig sind. Ehrhard macht geistig einen großen Sprung von römischer Kultur einerseits zu Kultur ohne die einzige Geistessonne, Gott, andererseits und, dieser Gedanke streng grundsätzlich durchgeführt, stehen ihm alle, die nicht im römischen Katholizismus die ausschließlich wahre Religion erkennen, eigentlich auf derselben

Richtungslinie mit den Bekämpfern jeden Gottesglaubens überhaupt. Wenn man schon einmal Gott und religiöses Leben in seiner erhabensten Form nur im römischen Katholizismus sieht, so ist eben jede noch so weit gehende Opposition gegen römischen Katholizismus mehr oder minder Abfall von Gott. Also echte Religiösität ist eigentlich nur die römische, wahre Sittlichkeit ist nur die römische, die höchsten Kulturideen sind nur die römischen, die höchsten Gedanken, die lautersten Motive, die umfassendsten Ziele der Kulturarbeit sind eben die des katholischen, d. h. römischen Christenthums; das ist die römisch-dogmatische Voraussetzung, die Ehrhard mit anderen Vertretern des Romanismus durchaus theilt. In diesem Dogmatismus liegt seine weitere, echt römische Annahme, von der wesentlichen Bedeutung der kirchlichen Organisation für die Erhaltung des Christenthums begründet, die wesentliche Organisation der christlichen Kirche muß aber für ihn der gottgesetzte Primat sein mit der Ausdehnung, die er 1870 in der Unfehlbarkeit des Papstes bekommen hat.

Von diesem Standpunkt aus hat natürlich die Reformation keine prinzipielle Berechtigung. Ehrhard geht da so weit, daß er selbst das Wort Gegenreformation als Bezeichnung der Rückeroberungen des Katholizismus vom Protestantismus, als einen Ausdruck bezeichnet, „der nur vom Standpunkt der Berechtigung der Reformation einen eigentlichen Sinn hat und daher prinzipiell abzuweisen ist" (S. 168). Er zieht daher die Bezeichnung „wahre kirchliche Reform" für die geistige Seite dieser Rückeroberung vor. Entsprechend der grundsätzlichen Ablehnung der Reformation in ihrer inneren Berechtigung kommt er aus geschichtlichen Erwägungen zu dem Satz: „Die Schwächung Deutschlands nach allen Richtungen des Kulturlebens, seine Preisgabe an den Einfluß Frankreichs, seine politische Ohnmacht für mehr als zwei Jahrhunderte, das war somit das definitive Gesammtresultat der antikirchlichen Reform des XVI. Jahrhunderts und diese Thatsache allein, die Niemand wegleugnen kann, spricht über die ganze Bewegung selbst ein vernichtendes Urtheil" (S. 172). Hier sei eine Einschaltung gemacht, die zwar nur einen kleinen Punkt betrifft, der aber für den, der tiefer auf die ihm zu Grunde liegende prinzipielle Auffassung sieht, sehr wichtig ist: die Bezeichnung der Reformation. Der Historiker, der nicht gebunden ist von der dogmatischen Voraussetzung, darf die Kirchenbildung des XVI. Jahrhunderts ruhig mit dem Namen nennen, der allzeit üblich war. Der

ultramontane, dogmatisch gebundene Historiker sieht in ihr nur „Revolution“ (so auch Ehrhard S. 96: „das Zeitalter Luthers oder die Hochfluth der kirchlichen Revolution“). Er stützt sich zur Anwendung dieses Wortes dabei mit Vorliebe auf Protestanten und Profanhistoriker. Der Mann der Mitte aber, der liberal sein möchte und so gut es geht die Wissenschaftlichkeit wahren, sieht in ihr die „Neuerung“ (wie Funk den Abschnitt in seiner Kirchengeschichte überschreibt) oder wie Ehrhard (in seiner akademischen Antrittsrede: „Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte in der Gegenwart“) zwar die Reform, aber die „falsche Reform“.

Die römisch-dogmatische Gebundenheit des Theologen Ehrhard zeigt sich neben diesen Grundvoraussetzungen seines Denkens auch dann und wann in seiner Schreibart und seinem Stil. Es ist bedauerlich, feststellen zu müssen, daß selbst ein so geistreicher Mann wie Ehrhard über die Gepflogenheiten des ultramontanen Jargons, der sich von der kleinsten, unbedeutendsten ultramontanen Zeitung bis zu dem oft recht ausdrucksvollen Kurialstil, zumal unter Pius IX. und auch unter dem Diplomaten Leo XIII. findet, nicht hinauskommt.

Dazu gehört einmal die ultramontane Sitte, Worte und Begriffe, die Andersdenkende für sich in Anspruch nehmen, in ihrem Unwerth und ihrer Verächtlichkeit für den Ultramontanen durch „ “ zu charakterisiren, so „Religion“, „Theologie“, „Gottesgelehrte“, „Theologen“. Bezeichnungen wie „Apostatenbewegung“, „infernaler Haß“, sind als zugkräftiges Schlagwort für die Massen würdig des niederen geistigen Niveaus der sogenannten Kaplanspresse, sie machen sich schlecht in einem wissenschaftlichen Werk.

Auf eine Linie damit kann man es stellen, daß Ehrhard den Gegnern des Romanismus leicht Ausdrücke entgegenhält, wie, ihre Darstellung beruhe „auf ungenügender Orientirung“, sie sei nicht „in echt wissenschaftlichem Geiste“ und dergleichen. Es ist das im Grunde genommen das gleiche, voraussetzungsvolle Spiel mit Worten, das sich ultramontanerseits in der Unterscheidung von „echter Kultur“, d. h. römischer und „falscher Kultur“, d. h. nichtrömischer kundgiebt. Ehrhard theilt auch die, dem Ultramontanen eigene, eben aus seiner grundsätzlichen Gebundenheit herstammende Gemüthsverfassung, daß er bei dem nicht römischen Beurtheiler der römischen Kirche eine als möglichst objektiv beabsichtigte Beurtheilung auf Grund der Quellen sich schwer denken kann. Er wird dadurch leicht verleitet, „den Mangel redlichen Willens“, „Einseitigkeit

und Gehässigkeit" bei Leuten zu finden, die ihre Behauptungen doch auch auf Grund sorgfältiger wissenschaftlicher Erkenntniß, allerdings nicht von der dogmatischen Voraussetzung Ehrhards aus, aufstellen. Der vollendete Subjektivismus des objektiv dogmatisch gebundenen Anhängers der ultramontanen Anschauung zeigt sich eben darin, daß er nur Lob oder Tadel, nicht aber unbefangene historische Beurtheilung gegenüber dem von ihm vertretenen Lehrsystem zu sehen vermag.

Am unangenehmsten macht sich dieses Uebergewicht des Tones und der Stimmung der Kaplanspresse selbst über Ehrhard geltend in der Stelle seines Vorwortes, wo er von falschen über ihn und seine Beurtheilung der Los von Rom Bewegung in der „Täglichen Rundschau" und „Evangelischen Kirchenzeitung für Oesterreich" und in einer Anzahl spezifisch antikatholischer Blätter enthaltenen Bemerkungen spricht. Er habe es nicht für nothwendig gefunden, „den Widerwillen, mit solchen Blättern auch nur durch die Aufforderung zu einer Berichtigung in Berührung zu kommen, überwinden zu müssen" (S. X). Der „Widerwille", mit „solchen Blättern" „in Berührung kommen zu müssen", das ist die richtige ultramontane Stimmung und Phraseologie.

Bei dieser grundsätzlichen Anerkennung des römischen Katholizismus als alleinigen Trägers des vollen und wahren Christenthums ist nun aber zwischen Ehrhard resp. seinen Gesinnungsgenossen und den Vertretern des konsequenteren Ultramontanismus ein bedeutender Unterschied. Er bekundet sich bei Ehrhard darin, daß er immer wieder von „dem Wesen des Katholizismus", „dem Katholizismus an und für sich" spricht. Daß er damit einen rein religiösen Katholizismus im Gegensatz zum politischen Ultramontranismus meint, ist klar. Aber leider drückt er sich über das Wesentliche dieses Wesens des Katholizismus nicht so absolut und positiv klar aus, umgrenzt ihn nicht so genau, als es der Leser wünschen möchte. Was das Wesen dieses reinen Katholizismus sei, lernen wir mehr indirekt als direkt kennen, dadurch daß Ehrhard mehrfach angiebt, was eben nicht zu seinem Wesen gehört. Nicht dazu gehört vor allem einmal die ganze im Mittelalter beruhende äußere weltliche Herrschaft des Papstthums und der Kirche, die mittelalterlichen Rechte, die zur dogmatischen Idee des Papstthums hinzugetreten sind; „die mittelalterliche Machtstellung des Papstthums ist nicht ein wesentlicher Bestandtheil des Reiches Gottes auf Erden" (S. 40). Ehrhard zählt an einer Stelle auf, was

die moderne Kultur der katholischen Kirche genommen habe, und betont, daß es nichts von dem sei, was ihr wesentlich ist. (S. 326.) An erster Stelle führt er die spezifisch mittelalterliche Machtstellung des Papstes an, die verschwunden ist; „das Papstthum selbst und seine wesentlich religiös-kirchliche Macht leuchtet aber heller als je in die Neuzeit hinein." Verschwunden ist ferner der Bischof, der kirchliche und politische Macht in sich verband, „verschwunden ist die privilegirte Sonderstellung des Weltklerus, die im Mittelalter den Neid der übrigen Stände so oft auf ihn gezogen hat." „Verschwunden sind endlich so manche Einrichtungen und Institutionen der mittelalterlichen Zeit, in denen die gegenseitige Durchdringung des katholischen Kirchenlebens und des politischen Staatswesens zum Vorschein kam, wie die Inquisition, die Gesetze gegen die Häretiker, die geistlichen Gerichte mit ihren weltlichen Befugnissen, verschwunden ist mit einem Wort die Herrschaft des Klerus auf allen Gebieten des Gesellschaftslebens, die dem Mittelalter einen wesentlichen klerikalen Charakter verliehen hatte." Es liegt aber doch auf der Hand, daß Ehrhard mit seiner Ablehnung der äußeren Ausgestaltung des Katholizismus als Organisation, die den Anhängern des konsequenten Ultramontanismus, von unten angefangen bis zur höchsten Stelle, doch ein sehr wesentliches Stück des Papstthums ist, eigentlich sich außerhalb der streng römischen Kreise, d. i. der heute maßgebenden und offiziellen römischen Kirche stellt. Und wenn umgekehrt Ehrhard ablehnt, daß der Hexenwahn irgendwie mit dem Wesen des Katholizismus zusammenhänge, so braucht man doch nur Hansens Werk über „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter" (München 1900) einigermaßen durchzulesen, um es klar nachgewiesen zu finden, daß die geistigen Grundlagen des Hexenwahns fest in den dogmatischen Anschauungen des Katholizismus wurzeln, daß sie nicht bloß im Mittelalter allgemein von der Theologie und der Kirche, d. h. dem Papstthum, als zum Wesen des katholischen Glaubens gehörig gerechnet wurden, sondern daß die Elemente des Wahns auch heute noch zum Lehrsystem der römischen Kirche gehören. Das hat neben der hier anzuführenden theologischen Wissenschaft der römischen Kirche die Wemdinger Teufelsaustreibung und der im Anschluß an sie geführte Prozeß mit dem Gutachten der römisch-theologischen Sachverständigen (des Eichstätter Domherrn und Seminarprofessors Pruner) doch deutlich erwiesen. Ehrhard nimmt auch nur für die „wesentlichen religiösen Uebungen und Institutionen" des Katholizismus absoluten Werth

an, er zählt diese wesentlichen Uebungen nicht auf und es steht zu vermuthen, daß auch da vielleicht eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen kirchlich korrekteren Glaubensgenossen sich zeigen könnte, wenn er etwa vielleicht über Rosenkranzgebet, Herz Jesu und Herz Mariä Verehrung und dgl. sich ausspräche. Von seiner Beurtheilung dieser Dinge darf man wohl den Satz anwenden, den er über andere kirchliche Dinge ausspricht, daß sie „im Katholizismus selbst eine durchaus untergeordnete innere Bedeutung besitzen, aber durch Organe der Kirche als die Hauptsache im kirchlichen Leben und als Wesensbestandtheil des Katholizismus selbst hingestellt werden." (S. 354.) In diesen Zusammenhang darf wohl vielleicht auch der Satz Ehrhards (S. 216) als propositio scandalosa piarum aurium offensiva gestellt werden: „daß der Besitz von bischöflichen Domänen und ausgedehnten Kloster- und Kapitelsgütern noch lange kein blühendes kirchliches Leben begründet." Ehrhard betont zur Herausbildung seines Begriffs vom „Wesen des Katholizismus" gerne, „daß nicht das maßgebend ist für die wesentliche Würdigung der katholischen Kirche, was von irgend einer katholischen Persönlichkeit, mag sie noch so gestellt gewesen sein, als von einer historisch bedingten und in zeitgeschichtlichen Verhältnissen festgebannten Person gethan, gesprochen oder verfügt wurde, maßgebend sind einzig und allein die dogmatischen Grundsätze, nach welchen die Personen sich zu richten haben" (S. 267), und er warnt davor, die geschichtliche Vergangenheit der Kirche mit dem Wesen des Katholizismus vollständig zu identifiziren (S. 296). Da er andererseits aber selbst zugesteht, daß das Ideal der katholischen Kirche erst im Jenseits erreicht werden kann, und da wir es aber im Katholizismus nicht mit einem jenseitigen geistigen Reich, sondern auch, und bei der Beurtheilung das Katholizismus als Kulturfaktors vor allem, mit einer diesseitigen irdischen Institution zu thun haben, wird Ehrhard es Niemanden verübeln dürfen, wenn er seine Beurtheilung des Wesens des Katholizismus nach dessen sichergestellter Wirksamkeit und ihren Früchten einrichtet. Auch das religiöse Leben ist doch nicht nur ein ideales, sondern soll eine reale Lebensmacht sein. Im ganzen genommen leidet also dieser Ehrhardsche Begriff des „Wesens des Katholizismus" an einiger Undeutlichkeit, die ihn aber vielleicht gerade deshalb zur bequemen Verwendung als Schlagwort geeignet macht. Jedenfalls aber rechnet Ehrhard die dogmatische Idee des Primates, mit der Ausgestaltung, die sie seit 1870 hat, zum Wesen des

Katholizismus und dadurch ist, bei der Geschichte, die dieses Dogma hat, offenbar, daß seit 1870 das Wesen des Katholizismus als römischer Kirche ein anderes ist, als es bis dahin war.

Trotz der Ehrhard mit dem konsequenteren Ultramontanismus gemeinsamen dogmatischen Voraussetzung von der alleinigen absoluten Berechtigung der römischen Kirche finden sich nun doch bei ihm eine Reihe von Stellen, wo der Theologe vor dem Historiker zurücktritt. In Folge seiner durchgeführten Unterscheidung zwischen Wesen des Katholizismus und seiner zeitgeschichtlichen Erscheinung kann Ehrhard offener und freimüthiger als der konsequent Ultramontane über kirchliche Mißstände in der Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Kirche sich aussprechen.

Die Art aber, in der er das thut, die oben schon an einer Reihe von Fällen illustrirt worden ist, bekundet sich doch manchmal als ein Hin- und Herschwanken zwischen dogmatischer und historischer Betrachtungsweise, konkret ausgedrückt: als ein bald in ultramontanem, bald in angeblich liberalem Sinne sich äußern. Daß ihm an der offenen, die historische Wahrheit rückhaltslos zur Geltung bringenden Darlegung der Mißstände gelegen ist, sagt Ehrhard schon im Vorwort (S. VIII), bei der Ausführung dieser Arbeit aber verfährt Ehrhard oft so, daß auf ihn die Worte sich anwenden ließen, mit denen sein Gesinnungsgenosse Fr. X. Kraus einst die Ueberreichung seiner, später auf den Index gesetzten Kirchengeschichte an Doellinger begleitete: „man müsse vieles zwischen den Zeilen lesen.“

Mit seiner gründlichen historischen Erkenntniß der katholischen Kirche und ihrer Geschichte verbindet daher Ehrhard eine große Gewandtheit geistreicher Darstellung, die oft zur Abschwächung, Wegdeutung der Mißstände wird. Aller Geistreichthum Ehrhards vermag aber seine Glaubensgenossen nicht über den wahren Sinn seiner Aeußerungen hinwegzutäuschen, wie sich bereits in der polemischen Schrift des Dr. Braun in Würzburg gegen Ehrhard gezeigt hat. Seine Unterscheidung zwischen Wesen und thatsächlicher Erscheinung des Katholizismus als Kirche fördert nur diese bei ihm beliebte Verschleierung und Entschuldigung der Mißstände und Personen, aber er befriedigt damit weder auf nicht römischer Seite, noch, wie sich schon gezeigt hat, auf streng kirchlicher. Wenn er dabei, wie er sich gerne ausdrückt, kirchliche Ereignisse, die gegen die katholische Kirche ausgenützt werden, in das rechte Licht stellt, so findet es sich, wie schon erwähnt, manchmal bei ihm, daß er

auf einen freieren Anlauf gleich eine Retractatio folgen läßt, um eben nach beiden Seiten hin nicht allzu sehr anzustoßen. Und eigentlich kann man ihm diese Schonung kirchlicher Personen und Schattenseiten nicht übel nehmen, wenn schon man über das vergebliche dieser Schönfärberei und Verklausulirung nicht im Zweifel sein kann. So geht er mit den Päpsten und ihrer Charakteristik recht schonend um (vergl. z. B. auch S. 148 den Passus über die authentische Ausgabe des Textes der Vulgata unter Sixtus V. 1585—1590 und Clemens VIII. 1592—1605) und weiß der Einzelschilderung der Schwäche immer ein allgemeines, sie entschuldigendes Moment hinzuzufügen. Ein Mustersatz, in dem er geistreich über die gewiß hier besonders derbe Wirklichkeit der Geschichte hinwegkommt, ist der folgende von der Inquisition, daß ihre „Geschichte den vollgültigen Beweis erbracht hat, wie lange es dauerte und was es kostete, bis die Ueberzeugung gewonnen war, daß geistige Bewegungen nur durch geistige Mittel innerlich besiegt werden können, und daß die Alleinherrschaft der katholischen Kirche ohne die Alleinherrschaft des katholischen Gedankens in allen Schichten der Gesellschaft ein Ding der Unmöglichkeit sei" (S. 33). Das rohe Wort „Denunziationsystem der Jesuiten" ist geistreich umschrieben mit dem Satz, „durch die strenge Beaufsichtigung, die sich auf jedes Mitglied und alle Angelegenheiten desselben erstreckt, erhält er eine soziale Kraft, die zu sicherem Erfolg führen muß" (S. 142). Von der von Maria Ward gestifteten Gesellschaft der Jesuitinnen (1609) sagt Ehrhard nur in allgemeinen Worten, daß sie „bald aufgehoben werden mußte" (1631) (S. 155.) Auf solche Weise erfährt der Leser allerdings weder von den Klagen gegen die Jesuitinnen wegen ihres Ungehorsams gegen die Diözesanbischöfe etwas, noch von dem päpstlichen Befehl zur Unterdrückung ihrer Häuser, noch von der Aufforderung der Maria Ward an ihre Häuser, dem päpstlichen Unterdrückungsbefehl keine Folge zu leisten. Alles das aber hätte sich bei ganz unbefangener historischer Darstellung ebenso gut in einigen Worten kurz sagen lassen, als Ehrhard das Alles verschweigt (vergl. meine: Jesuiten und Jesuitinnen. Gotha 1901 S. 6).

Dieses Bestreben Ehrhards führt ihn aber in einzelnen Fällen zu Behauptungen, die mit den Thatsachen und Urkunden der Geschichte geradezu in Widerspruch stehen. Er zählt (S. 154 ff.) die nach der Reformation in der katholischen Kirche neu gegründeten Orden und Kongregationen auf, darunter auch die zwei hier in

Betracht kommenden der Jesuiten (1534) und Lazaristen oder Missionspriester (1624), deren Wiederzulassung in Deutschland der Ultramontanismus stets mit viel Emphase verlangt.

Er konstatirt dann (S. 157) bei ihnen Allen ein gemeinsames Merkmal, das Fehlen antiprotestantischer Tendenzen, „die nirgends in agressiver Weise bei ihnen zum Ausdruck kommen: ein wohlthuender Gegensatz zu manchen antikatholischen Organisationen innerhalb des Protestantismus."

Was die Stellung des Jesuitenordens zum Protestantismus betrifft (vergl. auch S. 137 bei Ehrhard) so hat Gothein (d. hl. Ignatius S. 660) der jesuitischen Wortklauberei gegenüber es mit Recht ausgesprochen, daß, wenn schon der Ausgangsgedanke des Ignatius der der Mission gewesen ist, doch bald die Bekämpfung des Protestantismus als die mächtigste Aufgabe, ja als die eigentliche Berufung des Ordens erschien „und zwar mit Recht, weil man als Ziel das benennen muß, was sich als solches im Laufe der Lebensarbeit herausstellt, nicht den mehr oder minder zufälligen Ausgangspunkt." (vgl. mein: Ignatius von Loyola und der Protestantismus München 1901).

Hinsichtlich der Lazaristen sagt die königliche Bestätigungsurkunde für die Kongregation vom Jahre 1632 geradezu, daß das Verdienst, das sich die Kongregation durch Ausrottung der Häresie für das Seelenheil der Unterthanen des Königs erworben, die Motivierung für die Bestätigung sei (travaillent incessament à déraciner l'hérésie des lieux, qui en restent le plus infectés). Und ist es etwa keine agressive antiprotestantische Tendenz, wenn der Stifter der Lazaristen, d. hl. Vinzenz v. Paul eine förmliche Theorie für die Bekehrung von Protestanten durch seine Priester ausbildet und klare Instruktionen darüber giebt (vgl. meine: Lazaristen und Jesuiten Gotha 1898 S. 33). Was soll man nun von solch geistreichen Verschleierungen Ehrhards sagen? Nur noch ein Beispiel aus der Neuzeit sei für diese Eigenart Ehrhards angeführt. Auf S. 283 weiß er von dem Kulturkampf in Belgien nur zu sagen, daß er zur Erstarkung des katholischen Bewußtseins geführt hat, berührt aber mit keiner Silbe den Höhepunkt dieses Kulturkampfes, die zweideutige Haltung Leos XIII. der, wie aus der Veröffentlichung amtlicher Aktenstücke hervorgeht, öffentlich die Bischöfe zur Ruhe und Mäßigung mahnte, insgeheim aber sie zum Widerstand aufforderte (vgl. mein Leo XIII. S. 263).

Offenbar siegt in solchen Fällen, die sich bei Ehrhard durch

seine ganze Darstellung zahlreich hindurchziehen, der Theologe Ehrhard über den Historiker.

Zu diesen Eigenthümlichkeiten Ehrhards gehört auch sein Bestreben, die Thätigkeit der Päpste, auch da, wo sie sich in Gegensatz zu der thatsächlichen kirchlichen Entwicklung stellten und das aus dem Streben, ihre Macht zu mehren, thaten, in ziemlichem Maße zu idealisiren. So sagt er z. B. von der Verwerfung des westfälischen Friedens (1648) durch Innozenz X.: „Der Protest des Papstes Innozenz X war und blieb ohnmächtig; dieser Protest war aber der Ausdruck einer Gesinnung, welche die Gemeinschaft der religiösen Güter höher werthet, als alle übrigen weltlichen Interessen der Menschheit, und verdient darum wahre Achtung.“ (S. 172.) Sein unleugbares Talent über die grob sinnliche Ausgestaltung der Praktiken römischer Frömmigkeit geistreich hinwegzukommen, seine Fähigkeit, bei der Besprechung der einer Union zwischen römischer und orthodoxer Kirche entgegenstehenden Schwierigkeiten (dogmatischen und rituellen) alle solid materielle religiöse Kost, die Rom in Lehre und Praxis den Unionslustigen vorsetzt, geistreich zu verflüchtigen und mundgerecht zu machen, hat Ehrhard vor Allem in seiner schon genannten Abhandlung über die orientalische Kirchenfrage in ziemlichem Maße bewährt. Es sei an einem Beispiel gezeigt, wie in solchen Fragen sich Ehrhard und ein korrekterer Ultramontaner ausdrücken. Ehrhard sucht (S. 257) den Syllabus als Akt der päpstlichen Nothwehr gegen den Ansturm der liberalen Ideen zu rechtfertigen, es sei das nothwendig dem konservativen Charakter der päpstlichen Autorität entsprungen. Denn, wenn die Autorität sich auf die Seite des Neuen stellen würde, ehe dieses ganz von dem ihm beigemischten Falschen befreit ist, „so würde sie die wahren und bleibenden Interessen des Ganzen viel wesentlicher gefährden, als durch die Hemmung des Neuen und die Verhinderung seines allzuraschen und darum verhängnißvollen Siegeslaufes.“ (S. 258.)

Etwas derber klingt der ungefähr gleiche Gedanke bei Desjardins: Encore Galilée Pau 1877 S. 43: die Kirche habe eine souveräne Befugniß, gewisse Entwicklungen der Wissenschaft zu verzögern, falls sie glaubt, daß dieselben unter den augenblicklichen Verhältnissen den viel höheren Interessen des Glaubens gefährlich werden könnten.

Es wäre also falsch, die von Ehrhard innerhalb der römischen Kirche vertretene geistige Richtung, wie das manchmal geschieht,

eine liberale nennen zu wollen. Es ist ein Pseudoliberalismus, der manches vom nicht römisch-gebundenen Liberalismus entlehnt hat, der aber, wie in einzelnen Fällen nachgewiesen wurde, mit den Redewendungen der sonstigen, allgemein liberalen Terminologie einen anderen Sinn verbindet, als die Worte sonst allgemein zu haben pflegen. Ehrhard unterscheidet sich in dieser Anwendung allgemein üblicher Worte mit einem unterlegten anderen Sinn wenig von den ultramontanen Schriftstellern, die z. B. gerne von Toleranz und Gewissensfreiheit reden, aber diese entgegengesetzt dem sonst allgemein üblichen Sinn dieser Worte definiren z. B.: C'est la faculté et le droit permettant à l'homme d'acquérir la connaissance de la vérité, déposée par Dieu dans la création et dans l'Eglise chrétienne, une et catholique. La liberté de conscience, c'est la possibilité de conformer librement sa volonté à la volonté divine. (Moszynski: Lettre ouverte au sujet de la liberté de conscience en Russie. Krakau 1902. S. 4).

Ehrhard wendet sich, was davor abhalten sollte, ihn als „liberalen Katholiken" anzusehen, selbst auch gegen den „falschen Liberalismus in den gebildeten katholischen Kreisen" (S. 375).

Werden nun seine Erörterungen, die, wie gesagt, das Programm der von ihm mit anderen innerhalb der römischen Kirche gehegten Reformbestrebungen darstellen, die eine Versöhnung des modernen Geistes mit dem Romanismus erstreben, Zustimmung finden?

Auf korrekt ultramontaner, streng kirchlicher Seite, schwerlich, dazu giebt Ehrhard zu viel von dem preis, was man in diesen Kreisen als zum Wesen des Katholizismus gehörig ansieht und ansehen muß; seine geschichtliche Darstellung wie seine Reformvorschläge bilden eine große Anklage gegen den heutigen offiziellen Katholizismus d. h. Ultramontanismus. Die Reaktion dieser Kreise hat sich bereits in Gegenartikeln und Gegenschriften gegen ihn kundgegeben, sie wird nicht ruhen, bis sie diese ganze Richtung innerhalb der römischen Kirche unterdrückt hat.

Auf nicht ultramontaner Seite werden die Vertreter der modernen Kultur von dem rechten bis zum linken Flügel, vom streng kirchlichen Protestantismus bis zur religionslosen Kultur sich den Ehrhardschen Bestrebungen gegenüber ablehnend verhalten müssen, da die dogmatische Grundvoraussetzung Ehrhards: die Identität von Romanismus und wahrer Religion, der Anspruch, die römische Kirche sei allein die wahre Repräsentation der vollen Religion wahrer Sittlichkeit und echter Humanität für sie von vornherein

unannehmbar ist, also jede Uebereinstimmung in Einzelfragen an dieser allgemeinen Grundlage der Ehrhardschen Theorie doch endlich scheitern muß.

Es läßt sich eben der Dogmatismus der römischen Kirche mit einer subjektiven Erfassung der modernen Kulturentwicklung auf die Dauer nicht vereinigen, das Bündniß zwischen dogmatischer Anschauung und historischer Erkenntniß kann kein solides sein, weil es schließlich in seinem innersten Wesen ein unnatürliches ist.

Im tiefsten Grunde sind derartige Reformbestrebungen, die mit der prinzipiellen Annahme der römisch dogmatischen Voraussetzungen die Befriedigung der modernen Kulturbedürfnisse vereinigen wollen, mögen diese Versuche auch, wie der Ehrhards, mit noch so viel Geist und geschichtlichem Wissen ausgestattet sein, doch, weil ihre innere Gebundenheit klar zu Tage tritt, eine Halbheit und an dieser Halbheit, die nach keiner Seite hin befriedigen kann, müssen sie zu Grunde gehen.

Was Ehrhard von den bisherigen Versuchen, die wahren Resultate des modernen Denkens der katholischen Theologie einzuverleiben, sagt, nämlich: sie seien bisher fast alle fehlgeschlagen, das gilt auch von seinen und seinen Gesinnungsgenossen neuesten Versuchen: in Folge ihrer Halbheit und bei dem inneren Widerspruch zwischen grundsätzlich dogmatischer Voraussetzung und praktisch geschichtlicher Erkenntniß, an dem sie leiden, werden sie schließlich scheitern.

Familienbriefe aus alter Zeit.

Von

Friedrich Preisigke.

Während der letzten Jahre sind in Aegypten Papyrusrollen in überraschend großer Fülle an das Licht gezogen worden. Schutt und Wüstensand nicht weniger als die Gräber haben viele Jahrhunderte hindurch diese Schriftstücke treulich behütet und gleichsam für die wißbegierige Nachwelt aufgespart. Ihr eigenartiger Werth beruht auch darin, daß sie nicht, wie die Schriften des klassischen Alterthums, in Gestalt von Abschriften späterer Geschlechter auf uns gekommen sind, sondern daß sie in derselben urschriftlichen Abfassung und Form vor uns liegen, wie sie damals für das tägliche praktische Bedürfniß angefertigt und benutzt wurden.

Wir beschränken uns hier auf diejenigen Papyrus, welche in griechischer Sprache geschrieben sind; sie stammen aus der Zeit der Ptolemäer- und Römerherrschaft, das ist dasjenige Zeitalter, in welchem das alte Pharaonenland die Kultur des klassischen Alterthums in sich hat aufnehmen müssen. Mit der Eroberung Aegyptens durch Alexander d. Gr. (332 v. Ch.) hatten griechische Sprache und griechische Eigenheiten ihren Einzug in das Land genommen; sie haben ihre Herrschaft im Handel und Wandel, im amtlichen und größtentheils auch im privaten Verkehr der griechischen und ägyptischen Bewohner bis tief hinein in die Zeit der Araberherrschaft behauptet.

Die vorhin erwähnte Ursprünglichkeit der Papyrus muthet uns besonders eigenartig in den Familienbriefen an; von ihren Verfassern sind sie nur für die Empfänger bestimmt gewesen, nur diese allein hatten Interesse für das Wohl und Wehe des Schreibers, für seine Wünsche und Mittheilungen. Noth und Sorge, Hoffnung, Freude und Bangigkeit sprechen aus den Zeilen — wie heute auch, wenn wir vertrauliche Briefe schreiben. Ferner das Bedürfniß,

über das Befinden entfernt wohnender Familienmitglieder recht häufig unterrichtet zu werden; der Verdruß, wenn der ersehnte Brief länger als sonst ausbleibt; die Freude, wenn er endlich anlangt; die Hoffnung dessen, der Briefe erwartet und die Schreibfaulheit dessen, der den Brief absenden soll — all diese Abstufungen treten uns in den Papyrusbriefen in derselben Art und Weise gegenüber, wie im modernen Leben.

Geschrieben wurde in Aegypten sehr viel, weit mehr als nach unserm heutigen Empfinden in solchen Fällen nöthig wäre, namentlich im amtlichen Verkehr; trotzdem aber war die Kunst des Schreibens selbst in griechisch-römischer Zeit im Volke wenig verbreitet. Aus diesem Grunde blühte — wie auch heute noch in Ländern mit ähnlichen Verhältnissen — ein Geschäftszweig, der die Lücke auszufüllen bemüht war; berufsmäßige Schreiber saßen allenthalben in ihren Läden und fertigten Schriftstücke jeglicher Art an. Gleich Winkelkonsulenten verstanden sie sich namentlich auf alle bei Rechtsgeschäften und Eingaben erforderlichen Formen, indessen war trotzdem ihre Bildung lückenhaft genug, wie die Papyrusurkunden ausweisen. Gerade eine derartige Halbbildung aber bringt es mit sich, daß ihr Träger sich desto fester an bestimmte eingelernte Formen klammert; und so sehen wir denn dieses Formelhafte auch in Privatbriefen hervortreten, sei es, daß sie von solchen berufsmäßigen Schreibern verfaßt worden sind, sei es, daß das auf diese Weise entstandene Formelwesen sich durch Gewöhnung darüber hinaus Geltung verschaffte und auch von Leuten angewendet wurde, die selber die Feder zu führen im Stande waren. Von den letztbezeichneten Leuten hatte übrigens die übergroße Mehrzahl alle Veranlassung, das herrschende Formelwesen gleich einem „Briefsteller" zu benutzen, weil ihnen der schriftliche Ausdruck schwer wurde, und weil sie mit den Gesetzen der Sprachlehre und der Rechtschreibung recht oft auffallend wenig vertraut waren. In ähnlicher Weise werden ja auch heute noch bestimmte Formeln in Briefen angewendet und zwar um so mehr, je weniger federgewandt der Schreiber ist.

Während wir heute gewohnt sind, jedem Briefe die Zeitangabe hinzuzufügen, haben die Papyrusbriefe zu unserm Bedauern diese Angabe nicht immer erhalten, sodaß wir recht oft außer Stand sind, die Abfassungszeit zu bestimmen. Es ist das um so auffallender, als alle sonstigen Schriftstücke, wie Eingaben an Behörden, Verfügungen der Beamten, Verträge u. s. w. die Zeit-

angabe nach Tag, Monat und Jahr niemals vermissen lassen. Ferner ist es merkwürdig, daß mit Ablauf des 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Zeitangabe nur noch in der Weise erfolgt, daß Tag und Monat genannt wird; das Jahr fehlt. Einen Grund für diese Erscheinung wissen wir nicht anzugeben, es steht nur zu vermuthen, daß hier rein äußerlich die Mode ihren Einfluß geltend gemacht hat.

Zur Abfassung der Briefe nahm man ein Stück Papyrus, dessen Größe sich jedesmal nach dem Umfange des zu entwerfenden Briefes richtete. Der Papyrus wurde in den Fabriken blattweise hergestellt; die Blätter wurden dann gewöhnlich zu langen Streifen zusammengeklebt, gerollt und so in den Handel gebracht. Der Käufer ließ sich ein beliebiges Stück abschneiden, unter Umständen zerschnitt er dieses wiederum in kleinere Stücke, je nach Bedarf. So wurde öfter die ursprüngliche Breitseite der Papyrusrolle zur Langseite des Briefes. Die Größe des Briefblattes schwankt zwischen 6 und 15 cm in der Breite und zwischen 10 und 30 cm in der Höhe, von einzelnen besonderen Ausnahmen abgesehen. Die gewöhnlichen Abmessungen sind etwa 10 cm für die Breite und 20 cm für die Höhe. Jedenfalls ersieht man aus den Zahlen, daß die Höhe größer ist als die Breite. Nur längere Schriftstücke machen eine Ausnahme; alsdann wurden aber die Zeilen nicht in der ganzen Breite des Papyrus fortgeführt, sondern in Kolumnen abgebrochen, wie bei den Spalten unserer Zeitungen.

Das Papyrusstück wurde nur auf einer Seite beschrieben, alsdann mit der Schriftseite nach innen zusammengefaltet (nach Art einer Rolle), hierauf für gewöhnlich mit einem Faden umschlungen und versiegelt. Auf die freie Außenseite schrieb man die Adresse. Die Adresse enthielt außer dem Namen des Empfängers meistens auch den Namen des Absenders, selten wurde der Bestimmungsort namhaft gemacht. Diese nach unseren Begriffen sehr mangelhafte Adressirung wurde dadurch ausgeglichen, daß die Briefbeförderung durch reisende Freunde und Bekannte oder durch Handelsleute geschah, denen Empfänger und Absender von Person bekannt waren. Denn es war Sache jedes Briefschreibers, die beste Beförderungsgelegenheit selber sich auszukunden.

Die Formel der äußeren Adresse lautet gewöhnlich „an N. von N.“ oder „abzugeben an N. von N“; öfters wird auch der Verwandtschaftsgrad hinzufügt, z. B. „an meine Schwester N. von N.“ oder „an N. von seinem Sohne N.“ u. dergl.

Der innere Theil der Briefe zerfällt regelmäßig in drei Abschnitte: Einleitungsgruß, eigentliche Mittheilung und Abschiedsgruß, entsprechend der auch sonst in antiker Zeit beobachteten Regel. Die Formel des Einleitungsgrußes lautet z. B. „Eudaimon an Longinos, Gruß!“ oder „Chaireas an seinen geliebten Tyrannos, besten Gruß!“ Der Absender nennt sich zuerst in der ersten Person, dann folgt der Empfänger in der dritten Person; nur bei Briefen, welche nicht Familienbriefe sind, wird namentlich im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Werth darauf gelegt, den Empfänger im Einleitungsgruße dann zuerst zu nennen, wenn er im Range höher steht als der Briefschreiber.

Vielfach begnügt sich nun der Absender mit diesem einfachen Einleitungsgruß nicht; sein Herz oder die Gewohnheit treibt ihn an, noch etliche Worte der Liebe hinzuzufügen, und zwar geschieht dies in den ersten Jahrhunderten n. Chr. unter Benutzung einer bestimmten, immer wiederkehrenden Formel. Diese lautet: „Vor allen Dingen wünsche ich, daß Du gesund bist; ich spreche täglich die Fürbitte für Dich vor dem Gotte Serapis“ oder „vor dem Gotte Serapis und den anderen Göttern des Tempels“.

In der früheren Zeit findet sich häufig die folgende Einleitungsformel: „Wenn Du gesund bist und die Schickung der Götter Dir nach Wunsch förderlich ist, so wäre das so, wie ich es wünsche; auch mir selber geht es den Umständen nach zufriedenstellend.“ Diese Formel der Privatbriefe war derart verbreitet, daß sie sogar in amtlichen Schriftstücken angewendet wurde. Um zu zeigen, wie schwülstig der Einleitungsgruß in amtlichen Anschreiben war, lassen wir den Anfang der Verfügung eines höheren Beamten an seinen Untergebenen hier folgen, vom 21. Sept. 164 v. Chr., das ist die Zeit des Königs Ptolemäus VI. Philometor, der mit seinem Bruder Euergetes und mit seiner Schwester und Gemahlin Kleopatra gemeinsam die Herrschaft in Aegypten führte (Paris. Pap. 631): „Herodes an Theon, Gruß! Wohlauf ist der König Ptolemäus und sein Bruder, der König Ptolemäus, und seine Schwester, die Königin Kleopatra, und ihre Kinder, und ihre Regierungsgeschäfte gehen nach Wunsch. Wenn aber auch Du gesund bist und das Uebrige Dir der Ordnung gemäß verläuft, so wäre das so, wie ich wünsche, und dem Zeus wollen wir das gebührend danken.“ Nach dieser langathmigen Einleitung geht der Vorgesetzte erst dazu über, seine Verfügung zu geben.

Unter dem Einflusse der Römerherrschaft verminderte sich der

Schwulst, doch tauchte er wieder auf zu Beginn der Herrschaft des Christenthums. Wir wählen als anschauliches Beispiel hierfür Nr. 53 der Genfer Papyrussammlung: „An den Herrn und Machthaber meiner Seele, an meinen Vorgesetzten Amenaios. In erster Linie bete ich Tag und Nacht für Dein Wohlergehen, damit Du gesund und munter meine Zeilen erhältst. Ich grüße Deine Kinder und bete (. . . . .)“ Hierauf folgt das Anliegen, nämlich das Gesuch um einen Vorschuß; dann fährt der Schreiber fort: „ich für mein Theil verbleibe Dein Sklave und werde nicht davon ablassen, wie von jeher, zu beten, daß Ihr gesund bleibt recht viele Jahre, o Herr!“

Aehnliche Beispiele aus der christlich-byzantinischen Zeit sind mehrfach vorhanden.

Der Abschiedsgruß am Ende der Briefe fehlt sehr selten, er lautet entweder „lebe wohl“ oder „es möge Dir wohl ergehen“ oder „ich wünsche, daß es Dir wohl ergehe.“ Doch begnügen sich auch hiermit viele Briefschreiber nicht, und mannigfaltig sind die Zusätze, welche noch hinzugefügt werden; so z. B. „ich wünsche, daß es Dir wohl ergehen möge immerdar“ oder „viele Jahre hindurch“ oder „vor allen Dingen wünsche ich, daß Du recht gesund bleiben mögest“ oder „vor Allem sorge dafür, daß Du gesund bleibst“ u. s. w.

Dazu treten nun in den meisten Briefen am Schlusse die Grüße, welche der Absender nicht nur dem Empfänger nebst Familie, sondern auch sonstigen Freunden und Bekannten übermittelt. Die Wendungen lauten etwa „grüß mir Deine Kinder und Deine Frau“ oder „grüß mir meine Mutter und alle Hausgenossen wie sie auch heißen“ oder „ich grüße Euch allesammt“ u. s. w.

Einige Briefschreiber lassen es sich nicht nehmen, alle diejenigen Personen, für welche die übersandten Grüße bestimmt sind, durch das Wörtchen „und“ einzeln aneinanderzureihen. Besonders scheinen hierbei die weiblichen Briefschreiber sehr sorgsam gewesen zu sein, indem mehrfach in solchen Briefen die Absenderin alle Personen gewissenhaft bei Namen aufzählt, von denen die Grüße ausgehen, und für welche sie bestimmt sind. Alle aber übertrifft Frau Tasucharion in einem Briefe des Berliner Museums, Nr. 601, dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehörend, dessen Schluß wir der Eigenheit wegen hier folgen lassen. Der Brief ist an den Bruder der Schreiberin gerichtet.

„Ich grüße meine Schwester Taonophris und die Tochter des Bellaios. Es grüßt Dich Didymos und Heliodoros. Es grüßt Euch Ptolemaios und Tiberinos und Sarapion. Ich grüße Sarapion, des Imuthes Sohn, und seine Kinder und Soma und seine Kinder und seine Frau und Heron und Tabus und Ischyriaina. Es grüßt Euch Saturneilos. Ich wünsche, daß es Dir wohl ergehe. Tasucharion grüßt die . . . . (Name in der Urkunde weggebrochen) und ihre Kinder. Helene grüßt meine Mutter vielmals und meine Brüder. Es grüßt Euch Chairemon.“

Diese Grüße umfassen in der Urschrift 13 Zeilen, bei den theuren Papyruspreisen eine gewisse Verschwendung. Man kann sich aber leicht vorstellen, auf welche Weise solche Grußsammlung zu Stande kam: war schon das Briefschreiben nicht leicht, so war es das Versenden noch weniger; denn Jedermann mußte, wie oben erwähnt, die beste Beförderungsgelegenheit sich selber ausfindig machen. War dies gelungen, war der zu beschreibende Papyrus zur Stelle und ebenso der Schreiber, so fanden sich alsbald aus der Nachbarschaft Leute ein, welche die Gelegenheit benutzten, um an diesen und jenen Bekannten Grüße mitzusenden. Frau Tasucharion schrieb die Grüße in der Reihenfolge nieder, wie die Aufträge hierzu einliefen, daher das Durcheinander.

Was nun den Inhalt, d. i. die eigentlichen Mittheilungen der Familienbriefe anbetrifft, so läßt sich zunächst sagen, daß den Absendern Schreibseligkeit nicht vorgeworfen werden kann. Das ist um so auffallender, als in allen andern Papyrusurkunden die Schreibseligkeit und Weitschweifigkeit uns geradezu auffällt. Die Erklärung für diesen Unterschied finden wir in dem Umstande, daß die Bewohner, Griechen nicht weniger wie Aegypter, praktisch und nüchtern angelegte Naturen waren, welche nur dann viele Worte machten, wenn es sich um Geld und Geldeswerth handelte, und wenn es darauf ankam, über Rechte und Pflichten keinen Zweifel zu lassen. So kam es, daß man in Familienbriefen auf skizzenhaft hingeworfene Mittheilungen sich beschränkte. Selbst diejenigen Briefe, welche aus der Ferne den Lieben nach der Heimath geschrieben werden, selbst die Briefe der Soldaten aus Rom und Misenum an Eltern und Geschwister beschränken sich auf nothdürftige Angaben; niemals findet man Schilderungen von Reiseeindrücken oder genauere Darstellungen von Zuständen an den Orten oder in den Familien, wo der Briefschreiber sich aufhält oder aufgehalten hat. Wo wir wirklich längere Briefe finden, da

können wir sicher sein, daß ihr Inhalt praktische Fragen betrifft, in erster Linie Fragen des Landbaues, Regelung von Geldverhältnissen, schwebende Hypotheken- und Bankangelegenheiten u. s. w. Jedenfalls hatten die Briefschreiber keinen Sinn dafür, dem Briefempfänger beim Brieflesen einen Genuß rein geistiger Art zu bereiten. Sogar die zahlreich vorhandenen Frauenbriefe machen hiervon keine Ausnahme. Auch witzige Bemerkungen, scherzhafte Anspielungen suchen wir vergeblich, obwohl doch der scharfe Witz der Bewohner von Alexandria weltbekannt war.

In letzterer Hinsicht ist uns nur ein Brief bekannt, der eine Ausnahme macht (Nr. 625 der Berliner Sammlung). Hier schreibt Jemand, der in Alexandria als Rekrut neu eingestellt worden ist, an seinen Bruder im heimathlichen Fayûm, daß er zu der „Rinderheerde" ausgeloost sei, und daß seine Bemühungen, sich frei zu machen, erfolglos geblieben seien; da er nun „hübsch" ausgeloost sei, so habe er seinem Verwalter daheim schon Mittheilung gemacht, das Nöthige zu besorgen, damit, wenn er mit guter Gesundheit dereinst zu den Seinigen zurückkehre, er Alles in guter Ordnung vorfinde; im Uebrigen wisse er schon die Strenge des Militärdienstes aus dem Wege zu räumen, wozu ihm die Seinigen die nöthige Unterstützung gewähren sollten. Hier spielt der Schreiber auf die Wirkung guter Trinkgelder an, die im klassischen Alterthum einen für uns schier unfaßbaren Umfang hatten. Alle Beamten bis hinauf zu den oberen Regierungsstellen in Aegypten streckten die hohle Hand aus; man füllte die Hand nicht verstohlen, das Geben und Nehmen war eine selbstverständliche Sache, wie so mancher Papyrus uns belehrt. Also wird sicherlich auch unser witziger Kriegsmann sein Ziel nicht verfehlt haben. Seine scherzhafte Bemerkung aber ist nicht der Freude am Scherz entsprungen, sondern dem bittern Verdrusse über die bevorstehende Militärzeit.

Wenn wir oben von den theuren Papyruspreisen sprachen, so ergiebt sich die Richtigkeit dieser Behauptung schon aus dem Umstande, daß man sehr häufig Schriftstücke, welche werthlos geworden waren, benutzte, um auf der noch freien Rückseite einen neuen Schriftsatz niederzuschreiben; und das geschah nicht blos zu Uebungszwecken oder zu Vermerken, denen ein besonderer Werth nicht beikam, sondern auch für wichtigere Zwecke. So ist uns in No. 594 der Berliner Sammlung ein Brief erhalten, den ein gewisser Apollonios an seinen Bruder Chairemon geschrieben hat. Apollonios benutzte hierfür eine ältere Urkunde, und zwar

die Anzeige einer Frau Thermonthis an den kgl. Sekretär ihres Wohnbezirks über das Ableben ihres Sohnes. Diese Todesanzeige hat zweifellos ein Menschenalter hindurch oder auch — mit Rücksicht auf die ägyptische Peinlichkeit — noch viel länger im Archiv der kgl. Behörde als Beweisstück gelagert, bis sie als überflüssig in irgend einer Weise von dort entfernt wurde; möglicherweise geschah dieses durch Verkauf als Makulatur. Jedenfalls aber kam nun die Urkunde in die Hände unseres Briefschreibers Apollonios, der als sparsamer Mann sie von Neuem verwendete, indem er auf ihre freie Rückseite seinen Brief schrieb; obwohl dann nach dem Zusammenfalten auf der Adreßseite die Todesanzeige sichtbar blieb, schrieb er gleichwohl unbeirrt an dieser Stelle — oberhalb der Todesanzeige — die Adresse nieder. Dabei ist der Empfänger dieses Briefes ein Gymnasiarch, eine Stellung, zu welcher in Aegypten nur wohlbegüterte Männer gewählt wurden. Auch der Briefschreiber selber lebte in guten Verhältnissen, wie aus mehreren anderen Briefen hervorgeht, die zwischen denselben beiden Personen gewechselt worden sind und in der Sammlung des Berliner Museums uns vorliegen; um so mehr erscheint seine Sparsamkeit im Papierverbrauch auffällig.

Indessen deuten sonstige Anzeichen darauf hin, daß eine derartige Doppelbenutzung eines Papyrus vielfach gang und gäbe war. Namentlich haben arme Leute das offenbar billigere, auf der einen Seite bereits beschriebene Papier für Briefzwecke gekauft und benutzt. Ein Beispiel giebt No. 380 der Berliner Sammlung, aus dem 3. Jahrh. n. Chr. Die Vorderseite dieser Urkunde ist das Bruchstück eines Untersuchungsprotokolls, wie sie bei den Gerichtssitzungen von richterlichen Beamten geführt wurden. Zweifellos ist dieses Protokoll, als es verjährt war, verkauft, im Kleinhandel zerschnitten und stückweise weiterverkauft worden. Auf der Rückseite steht nun der Brief einer sorgenvollen Mutter an ihren Sohn, der in einem Nachbarorte lebte. Aus dem Zusammenhange läßt sich vermuthen, daß Mutter und Sohn bei demselben Brotherrn arbeiteten, der in verschiedenen Ortschaften der Umgegend Besitzungen hatte.

In dem Einleitungsgruße nennt sich die Absenderin nicht — wie sonst üblich — mit ihrem Namen, sie nennt sich in ihrer Zärtlichkeit nur „die Mutter“. Der Brief lautet: „Die Mutter an ihren Sohn (Lücke). Als ich spät abends zu unserem Brotherrn Serapion kam, erkundigte ich mich nach Deinem und

Deiner Kinder Befinden, und er sagte mir, daß Du Dir ein Fußeisen (Diebesangel) in den Fuß getreten hast. Ich war sehr erschrocken darüber, daß Du soviel aushalten mußt. Doch als ich zu Serapion äußerte, daß ich zusammen mit ihm (vermuthlich wollte Serapion am folgenden Tage den Kranken aufsuchen) zu Dir gehen möchte, da erwiderte er: es stände gar nicht so schlimm um Dich. Wenn Du nun merkst, daß es Dir nicht gut geht, so schreibe mir, und ich werde kommen; ich gehe dann zusammen mit der ersten besten Person, die ich treffe. (Das Alleingehen mochte also nicht ohne Gefahr sein.) Vergiß das nun ja nicht, mein Sohn, schreibe mir über Dein Befinden, denn Du kennst ja die Sorge einer Mutter!"

Der Brief ist überaus fehlerhaft geschrieben, wenn nicht von der Absenderin selbst, so doch von einem sehr unkundigen Schreiber verfaßt, vielleicht von einem guten Bekannten, zu dem die Mutter in ihrer Herzensangst noch an demselben Abend geeilt ist. Wahrscheinlich hatte Serapion Recht mit seiner Behauptung, daß die Fußverletzung zu besonderen Bedenken nicht Anlaß biete, aber das Mutterherz schenkte ihm nicht unbedingt Glauben. Welche Fülle von Empfindungen liegt in den einfachen Schlußworten dieser Frau: „Denn Du kennst ja die Sorge einer Mutter!"

Ein äußerliche Eigenthümlichkeit besonderer Art findet sich in Nr. 615 der Berl. Sammlung. Hier haben wir einen Doppelbrief vor uns, d. h. zwei Briefe, von zwei Absendern an denselben Empfänger gerichtet. Während wir heutzutage, die wir einen Briefumschlag benutzen, in solchem Falle den zweiten Brief als Anlage beizulegen gewohnt sind, folgen hier die beiden Briefe auf einem 36 cm hohen und 9½ cm breiten Papyrusstreifen untereinander. Den ersten Brief schreibt Frau Ammonus an ihren Vater Antonios; den zweiten ihr Oheim Celer an denselben Empfänger. Da der Wortlaut namentlich des erstbezeichneten Briefes wegen des Zartgefühls bemerkenswerth ist, wollen wir die Uebersetzung hier folgen lassen:

„Ammonus an ihren süßesten Vater. Ich habe Dein Briefchen erhalten und daraus ersehen, daß Du mit der Götter Hilfe wohlbehalten bist; darüber bin ich sehr erfreut. Und weil ich nun gleichzeitig zur Rücksendung einer Antwort Beförderungsgelegenheit bekommen habe (d. i. durch den Briefüberbringer, welcher zum Ausgangsorte zurückkehrt), so schreibe ich Dir diese Zeilen, indem ich mich beeile, Dir einen Gruß zu senden. Be-

sorget recht schnell die dringlichen Angelegenheiten. Wenn das kleine Töchterchen (jedenfalls die beim Großvater befindliche Tochter der Schreiberin) nach etwas fragt, und es wird schon so kommen, nun dann wisset: wenn der Ueberbringer des Briefchens Dir ein Päckchen mitbringt, ich bin es, der das schickt (d. h. ein Packet voll Näschereien oder Spielzeug). Es grüßen Dich die Deinigen Alle der Reihe nach, es grüßt Dich Celer und die Seinigen Allesammt. Bleibe hübsch gesund!"

Darunter folgt der andere Brief:

„Celer an seinen Bruder Antonius, vielmals Gruß! Ich habe Deine lieben Zeilen erhalten und daraus erfahren, daß Du mit der Götter Hilfe wohlbehalten bist. Darüber freue ich mich sehr. Du schreibst mir, daß Antistius den amtlichen Bescheid infolge Aufforderung in Empfang genommen hat. Damit er sich nun bemüht (. . . . . .). Wenn Du etwas erfährst, theile es mir thunlichst bald mit. Gieb auch unserem Bruder Longinus Nachricht und grüße ihn zugleich von mir. Es grüßen Dich die Meinigen Alle der Reihe nach. Bleibe hübsch gesund!" Nun kommt noch ein Postskriptum, das auch damals schon häufig angewendet wurde: „Nachdem ich in diesem Augenblick Dein Briefchen erhalten habe, schreibe ich Dir gleich wieder, weil ich Gelegenheit zur Rückbeförderung habe. Den 10. August."

In diesem Beispiele sehen wir zugleich das früher Gesagte bestätigt: die Wiederkehr formelhafter Redewendungen, die Art der Briefbeförderung. Im Uebrigen sind beide Briefe voller Verstöße gegen Grammatik und Rechtschreibung. Die Jahresangabe fehlt leider, wie so oft, doch werden die Briefe dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Wenn der zuletzt angeführte Frauenbrief ein Packetchen als Liebesgabe zur Begleitung erhält, so steht dieser Fall nicht vereinzelt da; vor Allem haben die Frauen darauf Werth gelegt, durch solcherlei Geschenke sich die Zuneigung der Angehörigen zu erhalten. Nr. 127 der Fayûm Towns Papyri bietet hierzu noch eine recht hübsche Belegstelle; nach den Angaben der Herausgeber läßt der Papyrus auf das 2. und 3. Jahrh. n. Chr. schließen. Hier richtet eine Tochter an ihre Mutter die Bitte, den ihr und den Ihrigen zufallenden Theil der Ernte eines Weingartens an die Tante zu überweisen; alsdann fährt sie fort: „ich sende Euch 3 Paar Trinkschalen, Dir eine, Petesuchos eine und den Schwiegersöhnen meiner Tante eine; ferner einen kleinen Becher für den kleinen Theonas

und einen anderen für die Tochter der Tante. Und wenn Ihr die Linsenprobe bekommt, so schicke sie mir."

Man sieht daraus, daß die Versendung von Gegenständen aller Art zwischen Verwandten und Bekannten rege vor sich ging. Nicht immer freilich fand sich die erhoffte Beförderungsgelegenheit; das zeigt uns Nr. 384 der Berliner Sammlung, der Brief eines Bruders an seine Schwester (2. Jahrh. n. Chr.), worin es heißt: „Gieb mir Nachricht über die Gegenstände, die ich Dir übersandt habe. Ich hatte die Absicht, Dir noch etwas anderes zu schicken, doch es fand sich Niemand, der es zur Beförderung an Dich angenommen hätte."

Es läßt sich aus diesen Zeilen der Schluß ziehen, daß der Bruder schon vor längerer Zeit seiner Schwester bestimmte Gegenstände übersandt hat, ohne bisher Nachricht darüber erhalten zu haben, ob die Sachen angekommen sind; möglicherweise war die Schwester, wie das so geht, nicht recht zufrieden mit den Dingen, und sie zögerte mit ihrer Antwort. Da schlug auch dem Bruder das Herz vor Beklemmung und Reue, und begütigend versichert er, daß ihm nur die rechte Beförderungsgelegenheit gefehlt habe, sonst hätte er seiner lieben Schwester ja noch ganz etwas Anderes geschickt. Ob das eine Ausrede ist, wie sie auch in unseren Tagen unter Geschwistern vorkommt — wer weiß es!

Von zärtlicher Fürsorge für ihre Kinder zeugt Nr. 332 der Berl. Sammlung (2. Jahrh. nach Chr.): „Serapias an ihre Kinder Ptolemaios und Apolinaria und Ptolemaios. Vor allen Dingen hoffe ich, daß Ihr gesund seid, was mir werthvoller ist als alles Andere. Meine Fürbitte für Euch spreche ich vor dem Herrn und Gott Serapis in der Hoffnung, Euch in bester Gesundheit wieder zu empfangen. Ich war froh, als ich Eure Zeilen erhielt und daraus ersah, daß Ihr wohlauf seid. Grüß mir Ammonus nebst Kindern und Gattin sowie Deine Freunde. Es grüßt Euch Kyrilla und die Amme Hermanubis, ferner die Hauslehrerin Athenaïs, sowie Kasia und alle Hausbewohner. Ich bitte Dich nun, schreibe mir darüber, was Du treibst, denn Du weißt, daß ich hinsichtlich Eures Befindens beruhigt bin, wenn ich einen Brief von Dir erhalte."

Die 3 Kinder, 2 Söhne und 1 Tochter, mögen auf einige Zeit besuchsweise zu Verwandten gereist sein, und nun will die besorgte Mutter daheim recht häufig Briefe empfangen. Beide Brüder tragen sonderbarer Weise übereinstimmend den altehrwürdigen

Königsnamen Ptolemaios, ohne unterschiedlichen Zusatz. Es steht zu vermuthen, daß die Geschwister wenigstens theilweise noch in jugendlichem Alter standen, weil ihnen die Mutter Grüße von der Amme und Hauslehrerin bestellt. Als der Brief dem ältesten Bruder zu Händen kam, müssen die zwei anderen Geschwister — vielleicht nur vorübergehend — an einem dritten Orte sich befunden haben, denn auf der Adreßseite steht oberhalb der ersten Aufschrift „abzugeben an meinen Sohn Ptolemaios" der Weitersendungsvermerk: „abzugeben an Ptolemaios, den Bruder der Apolinaria". Es hat also Ptolemaios der ältere an Ptolemaios den jüngeren den Brief nachgesendet.

Von bitterem Leide zeugt Nr. 846 der Berliner Sammlung; es ist der Brief eines verlorenen Sohnes an seine Mutter. Leider ist die Urkunde sehr zerfetzt und am Ende ganz weggebrochen. Nach dem üblichen Einleitungsgruße giebt der Schreiber zunächst den Weg und das Ziel seiner Wanderung an, dann fährt er fort: „ich schreibe Dir, weil ich nackt und bloß bin. Ich beschwöre Dich, Mutter, versöhne Dich mit mir. Alles Andere weiß ich; ich habe es mir nun gelobt, ich habe eine bittere Lehre erhalten, ich weiß, wie auch immer es sei, daß ich gefehlt habe. Ich höre von meinen (. . .), daß Jemand, der Dich besuchte, sehr ungelegen Dir Alles erzählt hat." Die folgenden Worte lassen den Sinn nicht mehr klar erkennen, zumal der Text hier sehr lückenhaft wird; zwischen den unverständlichen Resten finden sich aber noch zweimal die Worte „ich beschwöre Dich". Der Brief stammt aus römischer Zeit.

Ganz anders berührt uns der Brief eines Soldaten an seine Mutter (Nr. 814 der Berliner Sammlung), ungefähr aus derselben Zeit. Wie zu unserer Zeit die Mütter, wenn sie irgend können, ihren Soldatensöhnen Geld und Wurst und sonstige gute Dinge zusenden, so war es auch damals schon; und wenn trotzdem die Söhne nicht zufrieden sind, so ist auch das nichts Neues. Unser römischer Soldat geht nach kurzem Einleitungsgruße gleich auf die Hauptsache los: „Du wirst gut thun, sogleich nach Empfang dieses Briefes mir 200 Drachmen zu senden." Armer Leute Kind ist er also nicht gewesen, auch war er gewohnt, Aufwendungen zu machen, welche er seiner Mutter zu verschweigen nicht Anlaß hat, die aber manch anderer Soldat hübsch bleiben läßt: „als mein Bruder Gemellus ankam, hatte ich gerade noch 400 Drachmen, jetzt aber besitze ich nicht eine einzige mehr, denn ich habe mir ein Maulthiergespann zugelegt und das ganze Geld

ist dafür draufgegangen." Den römischen Soldaten war es also unbenommen, in den Garnisonorten (hier ist wohl Alexandria zu vermuthen) solcherlei Sport zu treiben. Obwohl sich nun der Briefschreiber ein kostspieliges Gespann beschafft hat, trägt er doch nicht Bedenken, seine Mutter um Zusendung von allerlei geringfügigen Gebrauchsgegenständen anzugehen; er fährt nämlich fort: „Schicke mir, bitte, einen Mantel, eine lederne (. . .), ein Paar Fußbinden, ein Paar Lederröcke, ein Becken, wie Du mir versprochen hast, ein Paar Halstücher und (. . .) im Uebrigen aber, liebe Mutter, schicke mir recht bald mein Monatsgeld." Die römischen Soldaten mußten von ihrem Solde, den sie jährlich in drei Raten angerechnet erhielten, nicht nur Kleidung und Gezelt, sondern selbst die Waffenausrüstung bestreiten; daraus erklärt sich die Bitte unseres Briefschreibers um Bekleidungsstücke. (Einige Lücken im Papyrus sind durch Punkte angedeutet.) Die Hauptsache aber ist baares Geld, welches hier die Mutter ihrem Sohne in monatlichen Beträgen neben dem militärischen Solde noch zukommen läßt. Der Sohn scheint als Soldat erst kurz zuvor eingestellt zu sein, vielleicht hat er das versprochene Monatsgeld erstmalig noch nicht in Empfang genommen, denn überdreist, wie die Söhne öfter sind, fährt er fort: „als ich bei Dir war, hast Du mir versprochen, daß Du einen meiner Brüder zu mir senden wolltest, noch bevor ich zur Garnison abgehen würde, aber nichts hast Du mir geschickt, Du hast mich gehen lassen, wie ich ging und stand, nichts, rein gar nichts in der Tasche. Du sagtest nicht etwa, daß Du weder Geld noch sonst etwas besäßest, sondern hast mich eben gehen lassen, wie man ein Hündlein gehen läßt. Auch mein Vater, der mich besucht hat, gab mir weder einen Pfennig noch sonst etwas." Hier müssen wir einschalten, daß der Vater, wie sich aus dem Nachfolgenden ergiebt, ebenfalls Soldat war, jedenfalls aber in einer anderen Garnison. Die Dienstzeit währte 25 Jahre, der Sohn stand zu Anfang, der Vater vermuthlich am Ende seiner Dienstzeit. Während dessen führte die Mutter daheim die Verwaltung des Besitzes. Nun kommt im Briefe eine Wendung, die auch unsere heutigen Söhne gar oft mit Vorliebe anwenden, nämlich der Hinweis darauf, daß es andere Muttersöhne doch viel besser haben: „Alle lachen mich aus und sagen: Dein Vater ist ja auch Soldat und dennoch läßt er Dir nichts zukommen! Mein Vater sagte mir, wenn er nach der Heimath käme, würde er mir Alles schicken; aber nichts habt Ihr mir geschickt! Warum das? Da ist die Mutter des Valerius, sie

hat ihm ein Paar Leibbinden geschickt und ein Töpfchen Oel, ferner einen Korb voll Fleischwaaren und 200 Drachmen. So bitte ich Dich denn, Mutter, daß Du eine Sendung an mich abgehen läßt, daß Du mich nicht so fortschickst. Aber ich bin schon hingegangen und habe mir Geld geborgt von einem Kameraden und vom Feldwebel meines Truppentheils, auch hat mein Bruder Gemellus mir einen Brief geschickt und ein Paar Hosen."

Die alten Urkunden verrathen leider nicht, welchen Erfolg dieser Brief hatte. Hoffentlich hat die Empfängerin ein Einsehen gehabt und herausgefühlt, daß sie im Geben nicht hinter der Mutter des Valerius, zum Mindesten aber nicht hinter ihrem andern Sohn Gemellus zurückstehen dürfe, der dem Bruder doch wenigstens ein Paar Hosen hat zukommen lassen.

Wir besitzen noch mehrere Soldatenbriefe aus römischer Zeit, von denen wir einen bemerkenswerthen noch besprechen wollen. Es ist das Nr. 423 des Berliner Museums, der Brief eines für den Flottendienst ausgehobenen Gräko-Aegypters Namens Apion, der nach stürmischer Ueberfahrt aus dem Reichskriegshafen Misenum (bei Neapel) an seinen Vater Epimachus, wohnhaft in Philadelphia des arsinoitischen Gaues, den vorliegenden Brief richtet. Der Brief enthält keine Zeitangabe, doch läßt die Art der Abfassung auf das 2. Jahrhundert schließen. Wir geben zunächst die Uebersetzung: „Apion an seinen Herrn Vater Epimachus, herzlichen Gruß! Vor allen Dingen hoffe ich, daß Du gesund bist und allezeit munter und wohlauf bleibst mitsammt meiner Schwester und ihrer Tochter sowie mit meinem Bruder. Ein Dankgebet richte ich an den Gott Serapis, weil er mich aus Seegefahr unverzüglich errettet hat. Sobald ich in Misenum gelandet war, empfing ich meine Marschkompetenzen aus der kaiserlichen Kasse in Höhe von 3 aurei (= 75 Drachmen), und nun geht es mit gut. Ich bitte Dich nun, mein Herr Vater, schreibe mir einen Brief, erstens über Dein Befinden, zweitens über dasjenige meiner Brüder, drittens, damit ich Deine Hand küssen kann, denn Du hast mich wohl erzogen, und darum hoffe ich auch schnell vorwärts zu kommen mit Hilfe der Götter. Grüß den Kapiton vielmals und meine Geschwister und Serenilla und meine Freunde. Ich sende Dir meinen leinenen Anzug durch Euktemon. Mein jetziger Name lautet Antonius Maximus. Ich wünsche, daß Du gesund bleibst." Am linken Rande des Briefes sind dann noch quer von oben nach

unten etliche Zeilen geschrieben, als Nachschrift, enthaltend die Grüße von Bekannten an den Briefempfänger.

Man versetze sich nun an die Stelle des Vaters, der in einem weltabgelegenen Dorfe des ägyptischen Fayûms lebt und von seinem Sohne aus Italien den ersten Brief empfängt; nach unserem Empfinden muß er den Eingang des Briefes mit Ungeduld erwartet haben, und begierig würden wir eine möglichst große Reihe von Einzelheiten von unserem Sohne zu erfahren wünschen; was aber berichtet dieser Brief? Nur vier Punkte sind es, die dem Vater wahrhaft Neues und Wissenswerthes bieten, die aber trotzdem mit der denkbar größten Kürze abgefertigt werden: nämlich daß der Sohn die böse Seefahrt glücklich überstanden hat, daß er im Besitze eines hübschen Zehrgeldes sich befindet, daß es ihm gut geht, und daß sein Soldatenname Antonius Maximus lautet. Alle übrigen Stellen des Briefes sind jahrhundertalte Gewohnheitsredensarten.

Die Namensänderung, von welcher im Briefe die Rede ist, war in allen Fällen üblich, sobald ein Nichtrömer in den römischen Militärdienst eintrat. Unter dem leinenen Anzug ist vielleicht der Zivilanzug zu verstehen, den er gegen die Uniform umgetauscht hat.

Von hervorragender Eigenart, wie sie auf keinem anderen Soldatenbriefe wiederkehrt, ist die Adreßseite des besprochenen Briefes; sie enthält außer der eigentlichen Adresse noch einen besonderen Beförderungsvermerk. Die in gewöhnlicher Form abgefaßte Adresse lautet: „Nach Philadelphia. An Epimachus. Absender: sein Sohn Apion.“ Alsdann ist noch in entgegengesetzter Richtung der Adreßseite folgender Vermerk hinzugesetzt: „Abzugeben an die cohors prima Apamenorum Centurie des Julianus, zu Händen des Militärschreibers Antonius. Absender: Apion. Empfänger: sein Vater Epimachus.“ Es entsteht nun die Frage, in welcher Weise die Militärkanzlei der genannten Kohorte bei Beförderung des Briefes mitzuwirken hatte. In Misenum, dem Absendungsorte, stand diese Kohorte nicht, sie stand vielmehr, wie mehrfach bezeugt ist, in Aegypten. Andererseits aber stand sie sicher nicht in Philadelphia, dem Bestimmungsorte des Briefes. Ihr Garnisonsort ist jedenfalls im Deltalande zu suchen, und zu vermuthen ist, daß bis dorthin die Briefe der Marinemannschaften durch Kriegsschiffe befördert wurden, und daß alsdann seitens der Militärkanzlei der

genannten Kohorte die Weiterbeförderung mit den sich bietenden Gelegenheiten bewirkt wurde. Ob diese Kohorte eine derartige Vermittlung amtlich ein für alle Mal für den Bereich Aegyptens, oder nur für die Richtung nach dem Fayûm übernahm, oder ob in unserem Falle nur an eine Gefälligkeit des Militärschreibers Antonius oder an eine private Nebenbeschäftigung desselben zu denken ist, das Alles entzieht sich unserer Kenntniß.

Das Berliner Museum besitzt in Nr. 632 noch einen zweiten Brief desselben Flottensoldaten Antonius Maximus, allerdings eine Reihe von Jahren nachher geschrieben. Antoninus hatte sich inzwischen nach römischer Soldatenart eine Lebensgefährtin erwählt. Auch dieser andere Brief, an des Absenders Schwester Sabina gerichtet, enthält keine wesentlichen Thatsachen: „vor Allem wünsche ich, daß Du gesund bist, auch ich selber bin munter. Deiner gedenkend im Gebete vor den hiesigen Göttern empfing ich einen Brief von unserem Mitbürger Antoninus, und als ich daraus entnahm, daß Du wohlauf seiest, war ich hoch erfreut. Auch ich selber verabsäume nicht, mit jeder Beförderungsgelegenheit an Dich zu schreiben über mein und der Meinigen Wohlergehen.“ Nun folgen noch 14 Zeilen voller Grüße von Bekannten und an Bekannte. Man sieht immer wieder, daß die Leute damit im Großen und Ganzen zufrieden waren, wenn sie erfuhren, daß ihre Angehörigen gesund und munter seien; weitere Neuigkeiten wollten sie in ihrem abgeschiedenen Erdenwinkel gar nicht wissen, denn anderenfalls wären ihre Wünsche nach weiteren Nachrichten gewiß nicht unberücksichtigt geblieben.

Im Verhältniß zu den anderen Ländern der alten Welt war Aegypten zum großen Theil *ein stiller Winkel*. Der Durchgangsverkehr vom rothen Meere her berührte nur einen Theil des Landes, die anderen Theile lagen abgeschieden in stiller Beschaulichkeit; während in den andern Kulturländern griechischer und römischer Zunge ein reger Durchgangsverkehr herrschte und politische wie kriegerische Verwicklungen jahrhundertelang hin- und herwogten, wie namentlich im benachbarten Syrien und Kleinasien, drang dieser Lärm selten oder gar nicht in die inneren Theile Aegyptens. Das Fayûm, eine abseits in der Wüste belegene Oase, war in noch höherem Maße eine weltferne Gegend, und es ist verständlich, daß der gewöhnliche Mann daselbst für die Dinge draußen in der Welt wenig Interesse hegte.

Wir haben oben den Brief eines beim Militär dienenden Sohnes wiedergegeben, der an seine Mutter in Geldsachen recht

unzufriedene Worte richtete. Daß es auch Söhne gab, welche sparsam wirthschafteten, ist kein Zweifel. Den Brief eines Mustersohnes enthält die Sammlung der Flinders Petrie Papyri, II Nr. 11, 1, stammend aus der vorchristlichen Zeit, als griechische Könige über Aegypten herrschten. Unklar bleibt nur, ob das, was dieser brave Sohn schreibt, auch ehrlich gemeint ist: „Polykrates an seinen Vater. Du machst es mir nach Wunsch, wenn Du gesund bist, und wenn auch alles Andere Dir nach Wunsch gedeiht. Gesund sind auch wir. Oft schon habe ich Dir geschrieben, herzukommen und mir Gesellschaft zu leisten, damit ich von der jetzigen Langweile befreit werde. Wenn es Dir jetzt aber möglich ist und keine dringenden Arbeiten Dich zurückhalten, so siehe zu, daß Du herkommst nach dem Arsinoïtischen Gau. Denn wenn Du hier bei mir bist, zweifele ich nicht, daß ich leicht dem Könige vorgestellt werde. Wisse aber, daß ich von Philonides 70 Drachmen empfangen habe; hiervon habe ich die Hälfte für den täglichen Unterhalt zurückbehalten, das Uebrige habe ich für das Darlehen zurückgelegt. Es geschieht das, weil wir nicht Alles mit einem Male, sondern in Raten erhalten. Schreibe aber auch Du, damit wir wissen, wie Du Dich befindest, und damit wir darüber nicht in Angst sind. Achte aber ja darauf, daß Du gesund bleibst und munter zu uns kommst. Lebe wohl!"

Kein braver Sohn scheint der Empfänger des Briefes Nr. 530 der Berl. Samml. (1. Jahrh. n. Chr.) zu sein, denn seine Eltern beklagen sich bitter bei ihm wegen seiner Saumseligkeit. Der Vater beginnt den Brief nichtsdestoweniger in der üblichen Weise, d. h. mit Wünschen für das Wohlergehen des Sohnes: „Vor Allem wünsche ich, daß Du gesund seiest, und ich bitte Dich, uns zu schreiben hinsichtlich Deines Befindens und wegen der Sache, die ich wissen möchte; denn auch früher schon habe ich an Dich geschrieben wegen der (. . .), aber Du hast weder geantwortet, noch bist Du gekommen, und jetzt, wenn Du nicht kommst, so laufe ich Gefahr, das Ackerloos, das ich habe, zu verlieren. Unser Mitbesitzer hat sich an der Arbeit nicht betheiligt, darum ist noch nicht einmal das Schöpfwerk in Ordnung; übrigens sind deshalb auch die Wassergräben mit Sand zugeschlemmt und das Besitzthum ist unbeackert. Kein Pächter findet sich, der es bebauen will. Lediglich die Grundsteuern muß ich bezahlen, aber Einnahmen beziehe ich nicht. Kaum ein einziges Ackerstück wird vom Kanalwasser benetzt; darum mußt Du nothwendigerweise herkommen, sonst besteht Gefahr,

daß die Ackerfrucht mißräth. Es grüßt Dich Deine Schwester Helene. Deine Mutter schilt auf Dich, weil Du ihr nicht geantwortet hast."

Dieser Brief führt uns in wenigen aber lebendigen Zügen die ganzen Sorgen eines ägyptischen Landmannes vor Augen. Der Briefschreiber besaß ein kleines Bauerngut, das er aus irgend welchen Gründen nicht bewirthschaftete, obwohl er Frau und Tochter bei sich hatte. Vielleicht war er zu alt zum Arbeiten. Der Sohn, die einzige Hoffnung der geplagten Eltern, hielt sich in der Ferne auf, er hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, seinen Eltern auf ihren ersten Brief zu antworten. Die Einnahme der Eltern bestand in Pachtgeld, aber diesmal hatte sich kein Pächter gefunden, weil die Wasserwerke nicht mehr in Ordnung waren, deren Instandhaltung dem Eigenthümer zufiel. Bekanntlich war ganz Aegypten von einem dichtmaschigen Netz von Kanälen bedeckt, die zur Zeit der Nilüberschwemmung sich anfüllten. Jedes Bauerngut, war es auch noch so klein, stand mit diesem Netz in Verbindung, und durch Schöpfmaschinen wurde das Wasser nach Bedarf in die kleineren Rinnsale geleitet, wie auf unseren Rieselfeldern. Des Briefschreibers Schöpfvorrichtungen versagten, der Schlemmsand hatte die Rinnsale angefüllt; kaum noch ein winziges Stück Land konnten die Eltern bebauen, jedenfalls für ihren eigenen kleinen Hausbedarf, aber auch hier drohte die Ernte aus Mangel an Wasserzufuhr zu Grunde zu gehen. — Ob der Sohn gekommen ist und Hilfe gebracht hat?

Eine geschlossene Sammlung von Privatbriefen, die alle einer und derselben Familie angehören, enthalten die Fayûm Towns Papyri unter Nr. 110—123. Es sind dies 14 Briefe aus den Jahren 94 bis 110 nach Chr.; sieben Briefe stammen aus dem Jahre 100, die übrigen vertheilen sich auf die anderen 16 Jahre, die auf uns gekommene Sammlung ist daher zweifellos unvollständig. Gefunden wurden die Briefe in den Trümmern eines Hauses zu Kasr el Banât im Fayûm, dem Wohnsitze der Empfänger. Das Haupt der Familie ist Lucius Bellienus Gemellus, ein alter Herr von 77 Jahren (110 n. Chr.), aber voller Rüstigkeit, der zwar mit Feder und Papier schlecht umzugehen versteht, gleichwohl aber eifrig Briefe schreibt, weil es ihm ein Bedürfniß ist, in allen Fragen des Familienhaushalts und der Bewirthschaftung seine Stimme zu erheben; dabei ist er unsanft als aus-

gedienter alter Soldat, wenig empfänglich für zartere Gefühle, aber praktisch vor allen Dingen. Von ihm stammen 11 Briefe, die er auf seinen Reisen nach seinen verschiedenen Besitzungen in den Dörfern der Umgegend an seine Angehörigen geschrieben hat, theils an seinen Sohn Sabinus, theils an Epagathus, der möglicherweise sein Schwiegersohn ist. Gewohnt scheint er bei seinen Kindern nicht zu haben, weil keiner der Briefe an ihn selbst gerichtet ist; doch ist er auf allen Gütern zu Hause und giebt für alle Besitzungen auch in kleinen Dingen seine Befehle als Oberhaupt. Sein Steckenpferd ist die Landwirthschaft, auch besaß er eine Oelfabrik. Der Inhalt der Briefe bezieht sich daher fast durchweg auf wirthschaftliche Angelegenheiten; nur hin und wieder giebt Gemellus auch in Familiensachen kurze Weisungen. Einige Uebersetzungen mögen zur Verdeutlichung des Gesagten hier folgen:

Nr. 111: „Lucius Bellienus Gemellus an seinen lieben Epagathus. Ich bin Dir sehr böse, weil Dir zwei Ferkel krepirt sind in Folge der Anstrengung des Weges, da Du doch im Dorfe 10 Zugthiere stehen hast. Der Treiber will keine Schuld haben; er sagt, Du hättest befohlen, die Ferkel zu Fuß den Weg zu treiben. Uebrigens hatte ich Dir aufgetragen, zwei Tage im Dorfe Dionysias zu bleiben, bis Du 20 Scheffel Lotus angekauft hast; man sagt, der Lotus koste in Dionysias 18 Drachmen. Sobald Du diesen Preis triffst, dann kaufe die 20 Scheffel Lotus, denn Du weißt, es ist nöthig. Mit der Bewässerung aller Olivenplantagen fahre so fort und laß den Arbeiter (Lücke im Papyrus) bewässern, sorge auch für Begießen der Pflanzen, die reihenweise im Garten stehen. Vernachlässige das ja nicht! Lebe wohl!"

Nr. 117: „Lucius Bellienus Gemellus an seinen Sohn Sabinus. Hoffentlich bist Du wohl und munter. Ich möchte Dir mittheilen, daß der kgl. Sekretair Eluras die Geschäfte des Kreisdirektors Erasus übernommen hat auf Verfügung des Vicekönigs. Wenn Du einverstanden bist, so schicke ihm einen Scheffel Oliven, da wir seiner bedürfen. Sende uns nach Hause ebenfalls etwas Oliven, da wir frische Oliven nicht mehr zu Hause haben. Auch sende die Opfergaben an den Kreisdirektor Erasus, der das Fest des Gottes Horus schon am 14. veranstaltet u. s. w."

Nr. 120: „Bitte, sende mir zwei Heugabeln, zwei Getreideschwingen und eine Schaufel nach Aphroditopolis, wo ich diese Dinge gebrauche. Das Getreide beim Dorfe Apias mußt Du

mähen und die Garben sogleich nach (Lücke) fahren lassen. In den Olivenplantagen des Dorfes Apias laß den Boden umgraben u. s. w."

Aegypten war seit der ältesten Zeit der Pharaonen ein Ackerbaustaat allerersten Ranges, wo die ganze Staatseinrichtung vornehmlich auf die Landwirthschaft zugeschnitten war, und zwar mit einer Entschiedenheit, wie nirgendwo anders in alter oder in neuer Zeit. Gemellus als Großgrundbesitzer spielte daher gewiß eine bedeutende Rolle, auch verstand er es, sich mit den Staatsbehörden auf dem üblichen Weg in gutes Einvernehmen zu setzen.

Wenn es sich darum handelte, frohe Familienfeste zu feiern, so lud man sich dazu schriftlich ein, und der Wortlaut dieser Schreiben ähnelt sehr unseren Einladungskarten. Nr. 132 der Fayûm Towns Papyri lautet: „Es bittet Dich Isidorus, bei ihm zu speisen zur Hochzeit seiner Tochter (kurze Lücke) in den Sälen des Centurionen Titus um die 9. Stunde." Titus war gewiß ein verabschiedeter Hauptmann, der für allerlei Festlichkeiten Räume zu vermiethen hatte; seine Säle mochten stadtbekannt sein, daher genügte die kurze Bezeichnung der Oertlichkeit. Wo die Lücke im Papyrus sich findet, hat sicherlich die Angabe des Tages gestanden. Die Hochzeit war offenbar keine kleine, und Isidorus kein armer Mann, sonst würde er sich begnügt haben, die Feier daheim in seiner Miethswohnung abzuhalten; andererseits aber besaß er auch nicht ein genügend großes Haus, um alle Gäste darin zu bewirthen. In dieser Hinsicht war die Absenderin einer anderen Einladung (Oxyrynchus Papyri I Nr. 111) besser daran. Sie heißt Heraïs, ist jedenfalls Wittwe, da sie und nicht ihr Ehemann die Einladung versendet, und ist nicht nur in der glücklichen Lage, im eigenen Hause ihre Gäste zu bewirthen, sondern verheirathet auch mindestens zwei ihrer Kinder auf ein Mal. Die Einladung lautet: „Es bittet Dich Heraïs, zur Hochzeitsfeier ihrer Kinder in ihrem Hause zu speisen morgen, das ist am 5., um die 9. Stunde." Nun ist allerdings in Aegypten die Ehe unter Geschwistern erlaubt und vielfach in Uebung gewesen, es ist deshalb nicht nöthig, im vorliegenden Falle an eine Doppelhochzeit zu denken. Auffallend ist es, daß man die Einladung zu einem so wichtigen Feste erst Tags zuvor versendet.

Obwohl das erstere Einladungsschreiben aus dem Fayûm, das letztere aus dem Gau Oxyrynchos stammt, ist dennoch der Wortlaut merkwürdig übereinstimmend. Leider gestatten die Urkunden keinerlei Rückschluß auf die Zeit der Abfassung.

Eine andere Urkunde der Oxyrynchus Papyri, Nr. I 110, scheint eine Einladung zu einem halbamtlichen oder amtlichen Festmahl darzustellen, ähnlich unserem, von Beamten einer Behörde veranstalteten, Kaisergeburtstagsessen; der Einladende, Namens Chairemon, würde dann Oberhaupt irgend eines Kollegiums sein. Die Urkunde lautet: „Es bittet Dich Chairemon, am Festmahl zu Ehren des Gottes Serapis theilzunehmen, im Serapeum, morgen, das ist am 15., um die 9. Stunde.“ Die Verehrung des Serapis war weit verbreitet, seine Tempel standen allenthalben in den Orten. In einem solchen Tempel (Serapeum) fand auch der Schmaus statt, wozu Chairemon einladet.

Uebereinstimmend lauten alle Einladungen auf die 9. Stunde; es ist dies also die Stunde, welche gemäß der Sitte oder durch den guten Ton für den Beginn der Festlichkeiten allgemein vorgeschrieben war. Nun theilte man bekanntlich den Tag, d. h. die Zeit von Aufgang bis Untergang der Sonne, in 12 Stunden, deren Länge nach der Jahreszeit wechselte. Die erwähnten Einladungen fallen sicher nicht in die nämliche Jahreszeit, die neunte Stunde deckt sich daher nicht mit einer und derselben Tageszeit unserer heutigen Rechnung. Jedenfalls aber begann mit der neunten Stunde, etwa 3 Uhr Nachmittags, das letzte Viertel der Tageshelle, woraus zu schließen ist, daß man mit dem Festmahl entweder deshalb sehr früh begann, um es recht lange auszudehnen, oder um den Nachtschlaf nicht zu entbehren.

Ebenfalls auf ein Götterfest bezieht sich Nr. I 112 der Oxyrynchus Papyri, doch hat es ganz und gar den Anschein, als wenn in diesem Falle das Fest nur den äußeren Anlaß für ein trauliches Stelldichein bieten soll. Die Einladung lautet: „Gegrüßt seiest Du, meine Gebieterin Serenia, von Deinem Petosiris. Biete Alles auf, meine Gebieterin, daß Du am 20. zum Geburtstagsfeste des Gottes herkommst, und laß mich wissen, ob Du lieber auf einem Nachen oder auf einem Reitesel kommen willst, damit er Dir entgegengesendet werden kann. Aber gieb auch Acht, daß Du das nicht vergissest, meine Gebieterin! Laß es Dir wohl ergehen allezeit!“

Es ist der Phantasie weitester Spielraum gelassen, um aus diesen wenigen Zeilen sich den weiteren Zusammenhang zurechtzulegen. Wenn der ungeduldige Petoseiris seiner Herrin und Gebieterin die Wahl läßt zwischen Nachen und Reitesel, so ist das

sicherlich eine Galanterie. Wasserstraßen und Landwege waren in Aegypten überall zahlreich vorhanden und wurden gleichmäßig benutzt; welche von beiden hier die günstigere Beförderungsgelegenheit war, ist dem Petoseiris ganz gewiß bekannt gewesen, aber trotzdem überließ er die Entscheidung seiner Herrin. Ob er reich genug war, um Nachen und Reitthier selber zu besitzen, oder ob er die gewünschte Beförderungsgelegenheit miethen mußte, das zu entscheiden bietet die Urkunde keinen Anhalt. Hoffentlich hat die Herrin „Acht gegeben" und die Einladung nicht „vergessen".

Die letztgenannte Urkunde hat die Form der Briefe, im Eingange ist also Empfänger und Absender mit Namen genannt. In den drei vorher besprochenen Einladungsschreiben fehlt aber der Name des Empfängers, ein Beweis, daß diese Einladungen in größerer Zahl von Schreibern gleichzeitig und gleichlautend angefertigt worden sind.

In der Urkunde Nr. I, 115 der Oxyr. Papyri besitzen wir ein Beileidschreiben aus dem 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Während sonst in allen Briefen die Eingangsformel lautet: „A an B, Gruß!" wird hier die Formel: „A an B, sei getrost" angewendet. Ein anderes Beileidschreiben ist bisher unter den Papyrusurkunden uns nicht bekannt geworden, es ist aber sicher anzunehmen, daß bei der Beharrlichkeit, welche im Formelwesen überall hervortritt, diese abweichende Formel bei allen Trauerkundgebungen zur Anwendung kam. Die Urkunde lautet: „Irene an Taonophris und Philo; seid getrost! In gleichem Maße bin ich schmerzerfüllt und vergieße Thränen über den Tod des Eumoiros, wie ich geweint habe neben dem Leichnam des Didymas, und Alles, was in solchem Falle üblich ist, habe ich gethan und alle die Meinigen, Epaphroditos, Thermuthion, Philion, Apollonios und Plantas. Aber immerhin, nichts läßt sich ausrichten gegen solche Schicksalsschläge. Suchet Euch nunmehr zu trösten. Gehabt Euch wohl! den 1. Athyr (=28. Oktober)." Irene, die Absenderin, ist Wittwe, sonst würde ihr Ehemann das Schreiben verfaßt haben. Die Empfänger des Briefes sind ein Elternpaar, von denen die Mutter, Taonophris, vor dem Vater in der Eingangsformel genannt wird; diese sonst nicht gewöhnliche Erscheinung wird dadurch zu erklären sein, daß die trauernde Mutter dem Herzen der Absenderin näher stand. Die Absenderin selber muß erst kurze Zeit vorher einen ähnlichen Trauerfall erlebt haben, denn

sie verweist auf ihren Schmerz um den Verlust des Didymas. Dieser Didymas war möglicherweise ihr Ehemann. Wenn sie ferner sagt, daß sie Alles gethan habe, was in solchem Falle üblich ist, so meint sie damit die religiösen Bräuche und Gebete. Es ist bemerkenswerth, daß die Absenderin des Schreibens das trauernde Elternpaar durch den Hinweis auf ihr en eige en Verlust zu trösten sucht.

Zum Schlusse wollen wir noch den drolligen Brief eines Knaben an seinen Vater erwähnen (Oxyr. I. 119). Der Brief ist voller Fehler in Bezug auf Gliederung der Sätze, Rechtschreibung und Grammatik, etliche Male sind die Worte so entstellt wiedergegeben, daß sich nur errathen läßt, was der Schreiber eigentlich hat sagen wollen. Der Knabe, welcher gleich seinem Vater den Namen Theon führt, sitzt zu Hause und erfährt zu seinem Leidwesen zu spät, daß sein Vater, ohne ihn mitzunehmen, auf dem Wege zur Weltstadt Alexandria sich befindet. Da nun Vater Theon aber in der Kreisstadt irgend welcher Geschäfte halber noch zurückgehalten wird, so benutzt das Söhnchen sofort diese Gelegenheit, ihm einen Brandbrief nachzusenden, der eine seltsame Mischung von kindlichem Trotz, Schalkhaftigkeit und Unbeholfenheit aufweist. Seine ganze Auffassung der Sachlage zeigt, daß der Knabe noch sehr jung sein muß; wahrscheinlich hat ihm seine frühere Amme oder eine andere dienstfertige Dienerin nach besten Kräften Hilfe geleistet, um den neckischen Trotz zu Papier zu bringen.

Wir wollen versuchen, in der Uebersetzung durch Nachahmung der Fehlerhaftigkeit das Original möglichst getreu wiederzugeben:

„Theon an seinen Vater Theon. Das hast Du hübsch gemacht, nicht mitgenommen hast Du mich mit Dir zur Hauptstadt. Oder willst Du nicht mitnehmen mit Dir nach Alexandria? Nein dann schreibe ich Dich keinen Brief, noch spreche ich Dich, noch wünsche ich Dich Gesundheit. Dann aber, wenn Du kommst nach Alexandia (statt: zurück aus Alexandria), nein, dann nehme ich keine Hand von Dir, noch wieder grüße ich Dich mehr. Ja wenn Du mich nicht mitnehmen willst, dann kommt das so. Und meine Mutter sagte zu Archelaos: der freche Junge bringt mich noch um! Das aber hast Du hübsch gemacht, Geschenke hast Du mir geschickt, große Zuckererbsen (jedenfalls gelegentlich der Abreise). Man hat uns an der Nase herumgeführt damals, am 12., als Du abreistest. Also laß mich holen, ich bitte Dich. Aber wenn Du das nicht

thust, gewiß dann esse ich nichts und trinke nichts. Das hast Du davon! Lebe wohl! Den 18. Tybi." (= 13. Januar).

Ob der Junge seinen Willen durchgesetzt hat? Die Urkunden verrathen es nicht. Vielleicht haben die Mutter oder die Angehörigen daheim nur ihr Vergnügen an dem Machwerk gehabt, und der Brief ist garnicht abgesendet worden; möglich auch, daß die Absendung erfolgte, und daß der Vater, entzückt über die Willenskraft seines Sprößlings, sorgsam den Brief aufhob und nach der Heimath zurückbrachte. Er hat jedenfalls nicht geahnt, daß der Brief seines Söhnchens Jahrhunderte überdauern und heute eine solche Verbreitung finden würde.

Der Gedanke der Theodicee in Goethes Faust.

Von **Carl Alt.**

Der Verfasser des Volksbuchs vom Doktor Faust wird immer ein merkwürdiges Beispiel eines Autors bleiben, der seinem Stoff nicht gewachsen ist. Dennoch hat er unter der aufdringlichen Moral, den albernen Disputationen, dem kleinlichen Anekdotenkram den tiefbedeutsamen Kern der Sage nicht ersticken können. Ist es doch das Zeitalter selbst gewesen, das an dem Stoffe mitgedichtet: der Gegensatz des von aller geistigen Vormundschaft sich befreienden Individuums, des um die höchsten Probleme ringenden Forschers zur neu erstarkenden Macht der Kirche und Autorität. Noch erschien freilich die Selbstherrlichkeit des Individuums als grauenerregende, unheimliche Ueberhebung, die Sehnsucht nach der höchsten Schönheit als sündhafte Lust, der Forschertrieb, der vor keiner Schranke Halt machte, als teuflischer Fürwitz, der der Hölle verfallen war. Aber es brauchte nur ein „faustischer" Geist sich des Stoffes zu bemächtigen, um den tiefen Gehalt zu Tage zu fördern und den Titanismus Fausts in hellstem Glanz erstrahlen zu lassen. Das that Marlowe. Aber auch bei ihm bleibt Faust ein Opfer des Teufels; erst Lessing hat ihn der Hölle entrissen. Nicht überwunden ist dagegen auch bei Lessing der Dualismus des Lutherthums: Satan will dem Herrn die Seele Fausts rauben und ein Machtspruch Gottes ist es, der die Entscheidung herbeiführt.

Dieser Dualismus nun mußte für Goethe gerade eine besondere Schwierigkeit in der Behandlung der Faustsage bilden, sobald er sich der philosophischen Forderungen bewußt wurde, die der Stoff mit sich brachte. Wie widerwärtig ihm die Vorstellung vom Kampf eines guten und bösen Prinzips war, erhellt z. B. aus einem charakteristischen Brief an den Maler Müller vom 21. Juni 1781: der Streit der Geister um den Leichnam Mosis, den Müller in einem Gemälde dargestellt hatte, ist für Goethe eine alberne

Judenfabel, die weder Göttliches noch Menschliches enthält, und höchstens in einer Ecke will er den Satan als Folie gelten lassen. Es ist dieselbe Gesinnung, die sich später in den heftigen Protesten gegen das radikale Böse Kants äußert. Stand doch eine solche dualistische Anschauung in schroffem Widerspruch zu dem optimistischen Vertrauen auf die gute Natur des Menschen und zu der schon dem jungen Goethe eigenen Ueberzeugung von der Relativität der Begriffe Gut und Böse.

Und so meine ich, daß es nicht blos ästhetische Bedenken waren, die den Abschluß der Faustdichtung immer und immer wieder verzögerten und Goethe zu den humoristisch-geringschätzigen Urtheilen über die „barbarische Produktion" veranlaßten. Der ethische Rigorismus des Lutherthums, der alles Gottwidrige in der Gestalt des Teufels verkörpert sieht und diesem eine gewaltige Macht zuschreibt, war seiner Natur so zuwider, daß hier ein Ausgleich gefunden werden mußte, wenn die Faustdichtung zu einem befriedigenden Abschluß geführt werden sollte. So war es einer der bedeutsamsten Momente in der Entstehungsgeschichte des Faust, als Goethe in Anlehnung an das Buch Hiob die Idee des Prologs im Himmel concipirte, welche den der Faustsage unentbehrlichen Teufel beibehielt, den Kampf zweier feindlicher Prinzipien aber aufhob, indem der Teufel zum Diener und Werkzeug Gottes gemacht wurde.

Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh:
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

In diesen Worten hat uns Goethe seine Theodicee gegeben, wenn wir dabei weniger an die Rechtfertigung Gottes, als an die Frage nach der Bedeutung des Bösen denken. Dem Urfaust liegt die Lösung des Problems natürlich noch fern und es mußten nahezu dreißig Jahre vergehen von der ersten Conception der Dichtung bis zur völligen Durchdringung der alten Fabel mit Goethischem Geiste.

I.

Literarische Einwirkungen und eigene Lebenserfahrungen haben in der Jugend den Optimismus, zu dem Goethes ganze Natur hinstrebte, stark erschüttert und zum Wanken gebracht.

Seit Bayle in seinem vielgelesenen Dictionaire historique

et critique den Widerspruch zwischen dem Begriff eines persönlichen, allgütigen und allmächtigen Gottes und den mannigfachen Uebeln in der Welt schonungslos aufgedeckt hatte, um dann mit einem credo quia absurdum est seinen eigenen Ausführungen die Spitze abzubrechen, hatte die Frage nach der Bedeutung des Bösen nicht geruht. Philosophen und Dichter, Engländer, Deutsche und Franzosen hatten sich von den verschiedensten Standpunkten aus und mit den verschiedensten Tendenzen an der Lösung versucht. Ich nenne nur in chronologischer Folge: King (de origine mali 1702), Mandeville (Bienenfabel 1706), Shaftesbury (Rhapsodie der Moralisten 1709), Leibniz (Theodicee 1710), Gottsched (Hamartigenia 1724), Pope (Essay on man 1733/34), Haller (Ueber den Ursprung des Uebels 1734), Uz (Theodicee 1755), Voltaire (Candide 1758), Holbach (Système de la nature 1770). Das Erdbeben von Lissabon hatte den Streit aufs Neue angefacht. Voltaire ergoß seinen Spott über die beste aller möglichen Welten und Holbach machte die Grausamkeit im Haushalt der Natur zu einem Hauptargument gegen die Existenz eines allwissenden Gottes. Mit den Waffen Voltaires und Holbachs kämpft Goethe, wenn er gegen die von Sulzer behauptete vollkommene Harmonie des Universums zu Felde zieht (Werke 37, 208 ff.).

Doch nicht blos auf literarische Anregungen brauchen wir solche und ähnliche Aeußerungen zurückzuführen. Wir wissen, daß Goethe schon als sechsjähriger Knabe beim Erdbeben von Lissabon zum ersten Mal an der Gerechtigkeit Gottes zu zweifeln anfing und wenn Werther die Natur ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer nennt, so werden solche Stimmungen auch dem Dichter nicht fremd gewesen sein.

Daneben begegnen aber auch andere Aussprüche, die der späteren Naturanschauung näher stehen; so schreibt Goethe z. B. im Juni 1774 an Sophie von La Roche: „Feuer das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott; das verzehrt — nennt ihr Fluch“ und kennzeichnet damit die Begriffe Segen und Fluch, Gut und Böse als relativ.

Seine Anschauungen über Gut und Böse auf moralischem Gebiet hat der junge Goethe am ausführlichsten in seiner Rezension der „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ dargelegt. Er zählt sich hier zu denen, „die in Gott noch etwas anders als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer“ und giebt

„allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne".

Aber auch auf dem Gebiet des sittlichen Lebens hat Goethes Optimismus manchen Stoß erhalten. Wenn er auch den fördernden Einfluß seiner mephistophelischen Freunde, Herder und Merck, erkannte, so mögen sie ihm doch oft genug als böse Dämonen, als Vertreter eines feindlichen Prinzips erschienen sein. Früh erfuhr er auch an sich das Gefühl sittlicher Schuld, als er Friederike verließ. Das in den Dichtungen der Frankfurter Jahre so häufige Motiv der Untreue ist ein deutliches Zeichen für das lange Nachwirken des Schuldbewußtseins, das sich durch philosophische Ueberzeugungen nicht beschwichtigen ließ.

Wie Goethe nun nach seinem Lieblingsausdruck alles, was ihn erfreute oder quälte, in ein Bild oder Gedicht zu verwandeln suchte, haben natürlich auch die Skrupel und Zweifel die ihm das Böse in der Welt in allen seinen Formen machte, ihren Widerhall in der Dichtung, speziell auch im Urfaust gefunden. Das hat jüngst Hering*) treffend dargelegt, der mir nur darin zu weit zu gehen scheint, wenn er das Problem des Bösen als den Grundgedanken des Urfaust bezeichnet. Er hat gezeigt, daß der Erdgeist das Symbol der schaffenden und zerstörenden Kräfte in der Natur ist und daß das Gefühl unschuldiger Schuld, wie Goethe es Friederiken gegenüber empfinden mochte, ihn dazu führte, Gretchen als Opfer der Hölle erscheinen zu lassen oder — können wir hinzufügen — Anklagen gegen den „großen herrlichen Geist" selbst zu erheben. Auch darin bin ich mit Hering einig, daß der junge Goethe garnicht im Stande war, die aufgeworfenen Probleme zu lösen.

> In goldnen Frühlingssonnenstunden
> Lag ich gebunden
> An dies Gesicht.
> In holder Dunkelheit der Sinnen
> Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
> Vollenden nicht.

*) Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien deutschen Hochstift S. 189—208.

Dieser lyrische Erguß des Mannes Goethe, der das Fragment zu vollenden unternimmt, kennzeichnet das Verhältniß des Urfaustdichters zu seinem Stoff in durchaus zutreffender Weise. Die Antwort auf die Probleme, die ihn bewegten, vermochte er nicht zu geben. Das gilt auch vom Verhältniß Mephistos zum Erdgeist. Der Erdgeist hat jedenfalls Macht über Mephisto, mag er ihn nun selbst gesandt, oder wie Minor will, blos zugelassen haben, daß Mephisto den Faust verführt. Denn die Ansicht, daß Faust sich garnicht an den Erdgeist wendet, wenn er fleht: „Großer herrlicher Geist, der Du mir zu erscheinen würdigtest, der Du mein Herz kennst und meine Seele, warum mußtest Du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt" — diese Ansicht ist entschieden abzulehnen; wenn Faust einen Geist anruft, der ihm erschienen ist, und in demselben Stück die Erscheinung eines Geistes sichtbar dargestellt wird, so müssen beide unzweifelhaft identisch sein. Also Mephisto ist abhängig vom Erdgeist, aber wie es möglich war, daß der „große herrliche Geist" Faust an den „Schandgesellen" schmiedete — das hat der junge Goethe gewiß ebensowenig beantworten können wie Faust. Wohl galten ihm schon damals Gut und Böse als relative Begriffe, aber was das Böse eigentlich ist und welche Bedeutung ihm im Weltplan zukommt, dieses Problem vermochte er nicht zu lösen. —

Länger als zehn Jahre stockt die Arbeit am Faust völlig; aber nicht spurlos sind sie an diesem Lebenswerk vorübergegangen. Es ist eine Epoche reichster innerer Entwicklung: mühevolle Berufsarbeit, ernste wissenschaftliche Forschung, die entsagungsvolle Verehrung einer reifen, klugen Frau erziehen den Jüngling zum Manne.

Allmählich schwinden auch die Skrupel und Zweifel über das Böse in der Welt. Wie anders als in den Rezensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen erscheint das Bild der Natur in dem herrlichen Hymnus des Tiefurter Journals, wie treten hier die disharmonischen Elemente zurück, wie großartig setzt er sich über sie hinweg! „Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben". Gegen die Feindseligkeiten der Welt lernt er sich ohne Haß verschließen und der Leidenschaften, die ihn einst so wild umgetrieben hatten, wird er in schwerem Ringen Herr. Nicht wenig hat endlich auch die ein-

dringende Beschäftigung mit Spinoza zur Festigung seiner Ansichten beigetragen; kann er doch die Ethik als dasjenige Buch bezeichnen, das unter allen die er kenne, am meisten mit seiner Vorstellungsart übereinkomme.

Es ist selbstverständlich, daß die veränderten Anschauungen nicht ohne Einfluß blieben auf die 1787 in Italien wieder vorgenommene Faustdichtung. Vor allen Dingen ist die Stellung des Dichters zum Stoff eine andere, objektivere geworden: er ist nicht mehr Faust, häufig glaubt man mehr in Mephistos Reden als in denen Fausts Goethes Stimme zu vernehmen. Ja, wo er in Fausts Rolle spricht, wie in dem Monolog „Erhabner Geist, Du gabst mir, gabst mir Alles“ wird die Veränderung seiner Anschauungsweise doppelt fühlbar. Im Einzelnen sei noch darauf hingewiesen, daß der Erdgeist, entsprechend der veränderten Naturauffassung, ein freundlicheres Ansehen erhält und Mephisto mehr der volksthümlichen Vorstellung des Teufels angenähert wird.

Die Grundvoraussetzungen des Stücks bleiben dagegen, soweit wir das aus den ausgeführten Scenen ersehen können, unverändert.

> Du gabst zu dieser Wonne,
> Die mich den Göttern nah und näher bringt,
> Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
> Entbehren kann

sagt Faust auch hier. Ebensowenig wie im Urfaust erfahren wir etwas Bestimmtes über das Verhältniß Mephistos zum Erdgeist.

II.

Auf einer völlig neuen Grundlage bauen sich die Scenen auf, die in den Jahren 1797—1801 zur Vollendung des ersten Theiles gedichtet sind. Man läßt sich von Aeußerlichkeiten verführen, wenn man meint, Goethe habe sich hier der mittelalterlichen Anschauungsweise anbequemt; beachtet man den Sinn der Symbole, so ist es klar, daß hier, wie nirgendwo anders Goethes weltfreudiger Optimismus spricht. Mephisto ist hier ein Werkzeug Gottes und wenn er sich für selbständig hält, ist er eben der dumme Teufel. Der Herr spricht es mit wünschenswerther Deutlichkeit aus, daß er den Teufel dem Menschen als Gesellen beigiebt. Das läßt doch die Auffassung eines selbständigen feindlichen Prinzips nicht zu! Ja, Mephisto selbst muß — damit ja kein Mißverständniß

möglich sei — bekennen, daß er das Böse will, aber das Gute schaffen muß.

Es fragt sich, ob Goethe aus innerem Antrieb zu dieser Umdeutung der Sage sich veranlaßt sah oder ob sich äußere literarische Anregungen dafür nachweisen lassen. Das erste ist wenig wahrscheinlich; denn die Probleme, die einst den Urfaustdichter quälten, lagen dem Manne gewiß so fern, wie eine Spekulation über die menschliche Willensfreiheit, über die er sich nach seinem eigenen Zeugniß nicht leicht den Kopf zerbrach. Es ist natürlich unmöglich alle Anregungen zu prüfen, die auf Goethe gewirkt haben könnten. Wir wissen nicht, ob er Kants Aufsatz „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee“ (1791) gekannt hat; interessant ist es, daß Kant hier dasselbe Buch Hiob, das Goethe die Anregung für den Prolog im Himmel gab, als eine Art authentische Theodicee rühmt. Doch fällt dieser Aufsatz in eine Zeit, in der der Faust völlig ruht und eine Einwirkung erscheint wenig wahrscheinlich. Zu erwähnen ist ferner, daß Schiller sich lange mit dem Gedanken einer dichterischen Behandlung der Theodicee trug. Gestreift wird das Thema auch in Schleiermachers Reden über die Religion, die Goethe im September 1799 las; hier wird das Uebel als eine Folge des selbstsüchtigen Strebens der individuellen Natur aufgefaßt. Von einem nachhaltigen Eindruck der Schleiermacherschen Reden auf Goethe wissen wir übrigens nichts. Wohl aber ist es uns durch die Briefe an Schiller vom 31. Juli und 3. August 1799 ausdrücklich bezeugt, daß Miltons Gedicht vom Verlorenen Paradies, das ja nichts anderes als eine poetische Theodicee ist, ihn zum Nachdenken über die Probleme der Willensfreiheit und des Bösen anregte und auch stark auf den Faust wirkte. Speziell für die Walpurgisnacht und die Beschwörungsscene ist das noch jüngst von Morris nachgewiesen.*) Ich möchte zu seinen Parallelen noch eine hinzufügen. Es ist ein bei Milton häufig wiederkehrender Gedanke, daß Satan „unendliches Gutes, Vergebung und Gnade den Menschen, die er verführet, sogar durch seine Bosheit gewirket“. Gemeint ist, daß die Erlösung erst eine Folge von Adams Fall ist, was schon in einem altchristlichen Liede durch die Verse ausgedrückt wird: O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemptorem. So heißt es im siebenten Gesang des Verlorenen Paradieses:

---

*) Euphorion VI, 683; Goethe-Studien II, 180; Goethe-Jb. XXII, 179.

Ihm Ehr und Preis dem Allmächtigen, dem Ewgen,
Dessen Weisheit beschloß aus Bösem Gutes zu schaffen —

oder im zwölften:

O der unendlichen Huld, der unermeßlichen Güte,
Die soviel Gutes aus Bösem erzeugt, und selber das Böse
So in Gutes verwandelt.

Das erinnert doch sehr an die Formel: „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."*) Das ist aber nicht die Hauptsache; entscheidend ist, daß Goethe durch Milton veranlaßt wurde, von Neuem über das Problem des Bösen nachzudenken, das für ihn schon lange in den Hintergrund getreten war. Mußte da nicht, zumal Schiller ihn erst vor wenigen Wochen wieder an die Vollendung des Faust gemahnt hatte, die Erinnerung lebendig werden, daß eben diese Probleme einst mit der Dichtung des Urfaust eng verknüpft waren, und der Wunsch entstehen, jetzt mit reiferer Einsicht jene stürmischen Fragen des jungen Dichters zu beantworten und die gewiß lange erstrebte völlige Durchdringung des Faustſtoffes mit eigenem Geiste auszuführen?

Im Anschluß an die Lektüre von Milton schreibt Goethe am 31. Juli 1799 an Schiller: „Unter andern Betrachtungen bei diesem Werke war ich auch genöthigt, über den freien Willen, über den ich mir sonst nicht leicht den Kopf zerbreche, zu denken; er spielt in dem Gedicht, so wie in der christlichen Religion überhaupt, eine schlechte Rolle. Denn sobald man den Menschen von Haus aus für gut annimmt, so ist der freie Wille das alberne Vermögen aus Wahl vom Guten abzuweichen und sich dadurch schuldig zu machen. Nimmt man aber den Menschen natürlich als bös an, oder, eigentlicher zu sprechen, in dem thierischen Falle unbedingt von seinen Neigungen hingezogen zu werden, so ist alsdann der freie Wille freilich eine vornehme Person, die sich anmaßt aus Natur gegen die Natur zu handeln." Wir entnehmen diesen Sätzen erstens, daß die Frage nach der Vereinbarkeit der Allmacht Gottes und der menschlichen Willensfreiheit — eine Frage, die in den Theodiceen den größten Raum einnimmt — für Goethe schon dadurch erledigt war, daß er ein liberum arbitrium im theologischen Sinne überhaupt nicht zugestand; zweitens, daß ihm Böse soviel bedeutet, wie

*) Wenn Pniower (Goethes Faust S. 47) gerade in diesem Vers den Einfluß von Schinks Faust nachweisen will, so vermag ich ihm schon deshalb nicht beizustimmen, weil ich ein Fortarbeiten am Faust in den Jahren 1790 bis Juni 1797 für ausgeschlossen halte.

„unbedingt von seinen Neigungen hingezogen werden." Dieselbe Auffassung finden wir in einem zahmen Xenion:

> „Was heißt Du denn Sünde?"
> Wie jedermann,
> Wo ich finde,
> Daß man's nicht lassen kann.

Eigentlich „Sünde" werden also die thierischen Instinkte, Triebe, Leidenschaften erst, wenn der Mensch die Herrschaft über sie verliert. An sich sind sie gemein, niedrig, lächerlich, aber nicht böse.

Das ist auch der Sinn der Walpurgisnacht. Das Reich des Satans ist hier nicht das Reich des „alt bösen Feindes", sondern das Gebiet niedrigster Sinnlichkeit und rohester Bestialität. Deshalb ist es eine im höchsten Grade absurde und lächerliche Anmaßung, wenn Satan die Formen des himmlischen Reiches nachäfft und den mächtigen Herrn spielen will. Das plötzliche Versinken der Erscheinung um Mitternacht zeigt deutlich, wie es um seine Herrlichkeit bestellt ist. Daß dies der Sinn der Brockenscenen ist, beweist die grotesk-satirische Behandlung zur Genüge. Bei der Ausführung in dramatischer Form hätte es freilich leicht scheinen können, daß hier ein dem Prolog im Himmel widersprechender Dualismus vorausgesetzt wird, und deshalb ist die Ausführung dieser Scenen mit Recht unterblieben.

Die positive Ergänzung zu diesen satirischen Scenen bildet der Prolog im Himmel und der erste Dialog zwischen Mephisto und Faust. Mephisto ist „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft", alles, was man „Sünde, Zerstörung, kurz das Böse" nennt, ist sein eigentliches Element. Aber all seine Zerstörungswuth*) hat es nicht vermocht, die Erde und das Leben auf der Erde zu vernichten. Denn „Leben ist ihre [der Natur] schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben." Das Gegenstück zu Mephistos Rede bildet im Prolog der Lobgesang der Engel, die trotz Sturm und „blitzendem Verheeren" in der Natur die Herrlichkeit des Herrn erkennen und sie anbetend verehren.

Wie das physische Leben nicht denkbar ist ohne Zerstörung, so ist das sittliche nicht denkbar ohne Triebe und Leidenschaften. Ohne Triebe kein Streben, ohne Streben kein Leben. Auch hier

*) Auch dieser Zug fehlt in der Walpurgisnacht nicht: man denke nur an die Rede der Trödelhexe und den Chorgesang „Wo fließet heißes Menschenblut."

muß Mephisto mit all seinen Versuchen, den Menschen von seinem Urquell abzuziehen, scheitern; er stört ihn nur auf, wenn seine Thätigkeit erschlaffen will, vermag ihn aber nicht vom rechten Wege abzulenken; er muß, als Teufel, „schaffen". Das sollte natürlich auch in Fausts Lebensgang zum Ausdruck kommen, aus allen Versuchungen sollte Faust reiner und edler hervorgehen und sich des rechten Weges stets bewußt bleiben. Wenn dieser Gedanke in der vollendeten Dichtung nicht überall klar zu Tage tritt, so liegt das daran, daß Goethe an dem bereits Gedruckten nichts ändern mochte und daß im zweiten Theile, dessen Hauptmasse ja erst in den Jahren 1825—1832 entstand, andere Ideen den alten Plan überwuchern. Am Schluß sollte dann Mephisto glauben den Sieg errungen zu haben und an der Leiche Fausts die Worte sprechen:

So ruhe denn an Deiner Stätte.
Sie weihen das Paradebette
Und eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft,
Verkünd' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu ich mich aufs große Fest,
Wie sich der Herr vernehmen läßt.

Aber mit Schmach und Schande muß der Teufel abziehen, aus Christi Munde sollte er erfahren, daß der Herr eben auch hier Herr geblieben ist.

Nein, diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben,
Der Reichsverweser herrscht vom Thron!
Ihn und die Seinen kenn ich schon,
Sie wissen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben. —

So wird der Faust das Hohelied des Goethischen Optimismus; die Dissonanzen, die einst den jungen Dichter an der Harmonie des Universums zweifeln ließen, vermögen ihn nicht mehr zu erschüttern.

* * *

Ich habe angenommen, daß Goethe unter dem Einfluß von Miltons verlorenem Paradies die Grundvoraussetzungen seiner Dichtung verändert und die Auffassung des Bösen in eigenartiger Weise vertieft hat und habe nun nachzuweisen, daß die Chronologie dieser Behauptung nicht widerspricht.

Scherers Versuch einer Chronologie der Faustdichtung*) aus dem Jahre 1879 darf durch das inzwischen ans Licht gekommene neue Material als erledigt gelten. Er wies größere Scenenkomplexe den Jahren 1805—6 zu, was, wie wir jetzt wissen, unzulässig ist, da die Arbeit in diesen Jahren eine rein redaktionelle war. Da die äußeren Anhaltspunkte für die Datirung äußerst spärlich sind, scheint jetzt ein allgemeiner Skeptizismus eingetreten zu sein, den ich nicht theilen kann.

Nach den Ausführungen von Witkowski (Walpurgisnacht S. 14) und Morris (Goethe-Studien II, 180 und Euphorion VI, 683) kann es als sicher gelten, daß die Walpurgisnacht vor dem Jahre 1799 nicht über einige Vorarbeiten hinaus gediehen ist. Für die Datirung der Beschwörungsscene besitzen wir ausnahmsweise ein authentisches Zeugniß in einem Brief Goethes an Schiller vom 16. April 1800: „Der Teufel, den ich beschwöre, geberdet sich sehr wunderlich." Für den Prolog im Himmel liegt kein äußerer Anhaltspunkt vor, doch hat schon V. Hehn betont, daß wir ihn nicht weit von der Beschwörungsscene abrücken dürfen; er bemerkt in seinen Vorlesungen (Goethe-Jb. XVI, 116): „Ich glaube, daß der Prolog mit der Scene gleichzeitig ist, wo Faust und Mephistopheles zuerst Bekanntschaft machen; dort fallen ganz ähnliche Worte und auch dort tritt die Metaphysik ziemlich nackt hervor."

Da die Scene „Vor dem Thor" wahrscheinlich dem Jahr 1801, die Valentinscene bestimmt dem Jahr 1800 angehört, so blieben für die Jahre 1797—1798 nur übrig: die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der zweite Monolog Fausts mit dem Selbstmordversuch und den Osterchören und die Vertragsscene. Die Zueignung ist nach dem Tagebuch am 24. Juni 1797 entstanden, das Vorspiel gewiß wenig später (man vgl. zu Vers 89—103 den Brief an Schiller vom 27. Juni 1797), und daß auch die beiden anderen Scenen zu den frühesten gehören, die nach der Wiederaufnahme der Dichtung entstanden sind, erscheint sehr wahrscheinlich. Es ist schon oft betont worden, daß der zweite Monolog Fausts alle Motive der Erdgeistscene und viele des ersten Monologs fast wörtlich rekapitulirt.**) Auf diese Weise wird Goethe versucht haben, sich in den alten Gedankengang wieder hineinzufinden, die Fäden der alten Dichtung wieder aufzunehmen. An diese Scene knüpft die

*) Aus Goethes Frühzeit S. 94—121.
**) Vgl. besonders: Witkowski, Der Erdgeist im Faust. Goethe-Jb. XVII, 134.

Vertragscene inhaltlich an, wenn Mephisto Faust an den Selbstmordversuch erinnert; sie ist bestimmt das im Fragment mit den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“ (V. 1770) einsetzende Bruchstück zu vervollständigen. Eine neue Auffassung des Fauststoffes enthalten diese Scenen nicht; sie sind die beiden einzigen der nach 1797 gedichteten Scenen, die den Erdgeist kennen; der Dichter ist hier sichtlich bemüht, die Lücken im Sinne der Sage und seiner alten Intentionen auszufüllen. Endlich darf noch auf Niejahrs hübsche Bemerkung (Goethe-Jb. XX, 170) aufmerksam gemacht werden, daß es der zweite Ostertag war, an dem Goethe im Jahre 1798 den Faust wieder vornahm. Er hätte hinzufügen sollen, daß Goethe am Vorabend des Ostersonntags das Oratorium besuchte; nach Burkhardts „Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung“ wurde an jenem Tage Ramler-Grauns Tod Jesu und eine neue Messe von Mozart gegeben. Ist es da zu kühn, wenn man das herrliche Motiv der Ostergesänge auf diesen Eindruck zurückführt?

Doch sei dem wie ihm wolle, daran möchte ich festhalten, daß diese beiden Scenen, die dem Fragment am nächsten stehen, älter sind als jene Gruppe, in der die vertiefte Auffassung vom Wesen des Bösen sich findet, daß mithin meiner Annahme einer durch Milton angeregten Umdeutung des Fauststoffes von seiten der Chronologie nichts im Wege steht. Gestützt wird diese Ansicht auch noch durch die Beobachtung, daß nach der Lektüre Miltons die mißmuthigen Aeußerungen über den Stoff fast ganz schwinden*) und die Jahre 1800 und 1801 seit der Zeit des Urfaust die ertragreichsten für die Dichtung sind.

Jedenfalls ist die hier vorgeschlagene Datirung**) auch innerlich befriedigender als Scherers Hypothese; muß doch Scherer annehmen, daß Goethe zuletzt eine radikale Aenderung seiner lange fest-

*) Aus diesem Grunde bin ich auch geneigt, den „Abschied“ (Weimarer Ausgabe XV, 1, 344) ins Jahr 1798 zu setzen, wofür auch spricht, daß er einigen Briefen aus jener Zeit (Nr. 3777, 3784, 3817 derselben Ausgabe) in Gedanken und Stimmung nahe steht.

**) Die Entstehung der einzelnen Scenen würde sich nach meiner Hypothese in folgender Weise auf die einzelnen Jahre vertheilen: 1797 Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, Schema und Uebersicht: 1798 Monolog in der Osternacht, Vertragsscene, Versificirung der Kerkerscene, Abschied; 1799 Prolog im Himmel? 1800 Beschwörungsscene, Valentinscene, Walpurgisnacht, Helena; 1801 Vor dem Thor, Walpurgisnacht (Abschluß), Disputations-Akt; 1806 letzte Redaktion.

gehaltenen Grundauffassung vornahm, dem Bösen eine Macht gab, die er ihm früher nicht zugestand, und den Stoff auf den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückführte. „Die Tradition ist hier stärker als der moderne Dichter.“ Daß sich der Dichter so dem Joch der Tradition gebeugt haben sollte, kann ich nicht glauben, solange sich kein Beweis für die Behauptung erbringen läßt. Dem gegenüber bewegt sich die Entwicklung des Faustsstoffes bei Goethe nach meiner Datirung in derselben aufsteigenden Linie, wie vom Volksbuch über Marlowe und Lessing zu Goethe: um die Wende des vorigen Jahrhunderts ist der Höhepunkt erreicht; denn auch die wichtigsten Partieen des zweiten Theils waren damals bereits concipirt.

Zweikampf und Strafrechtspolitik.

Von

Landgerichtsrath **Thomsen**, Altona.

Geht die Wahrnehmung nicht fehl, daß das Duellproblem auf deutschem Boden im Grunde auf ein Problem der militärischen Pädagogik und der Pflege des militärischen Geistes hinausläuft, so können wir eine erschöpfende Würdigung wie eine endgültige praktische Regelung desselben füglich allein von militärischer Seite erwarten. Wenn ich dennoch, obwohl von Beruf nur Jurist, in dem über Zweikampf und Strafrechtspolitik neu entbrannten Streit auf besondere Anregung das Wort ergreife, so geschieht es auch nur, um auf den angedeuteten Lokalcharakter des Problems und die daraus sich ergebenden Konsequenzen hinzuweisen und dadurch womöglich zu einer, den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragenden Begrenzung des status causae et controversiae beizutragen.

I. Ist es zu dem Ende geboten, Sinn und Zweck — die ratio — des Zweikampfs ins Auge zu fassen, so wird man nicht umhin können, ihn gegen den Vorwurf der Ungereimtheit in Schutz zu nehmen, die in der Anschauung liegen würde, als könne die durch eine Beleidigung verletzte Ehre durch Anwendung von Waffengewalt wieder hergestellt werden. Dieser Vorwurf übersieht, daß Beleidigung im strafrechtlichen Sinne und die Schädigung der Ehre, der durch den Zweikampf entgegengewirkt werden soll, nicht ein und dasselbe sind. Erstere vollzieht sich durch den Akt der Beleidigung, letztere entsteht erst, wenn der Beleidigte es unterläßt, die Beleidigung mit einer Herausforderung zum Zweikampf zu beantworten. Wenn es uns nicht in den Sinn kommt, einer auf der Stelle tödtlich wirkenden thätlichen Beleidigung den Effekt einer Schmälerung der Achtung beizumessen, welcher sich der davon

Betroffene bis dahin erfreute, so rührt dies daher, daß solchenfalls der Beleidigte der Möglichkeit, Satisfaktion zu suchen, auf der Stelle ohne sein Verschulden beraubt wurde. In Wirklichkeit liegt gerade dem Zweikampf der Gedanke zu Grunde, daß unsere Ehre nicht durch das, was Andere thun, sondern durch das, was wir unterlassen, mithin durch unsere eigene Handlungsweise, geschädigt wird. Diese Schädigung aber beruht darauf, daß nach der Vorstellung der Gesellschaftskreise, in denen der Zweikampf seinen Besitzstand als herrschender Brauch bis auf den heutigen Tag behauptet hat, derjenige, der auf den vermittelst der Beleidigung an ihn herantretenden Anlaß, seinen persönlichen Muth durch eine Herausforderung zu beweisen, nicht eingeht, als Feigling angesehen wird, und daß wie der Beleidigte in der Beleidigung, so andererseits der Beleidiger in der Herausforderung einen gleichen Anlaß für seine Person zu erblicken hat.

Der heutige Zweikampf erscheint somit seinem Wesen nach als ein von der „satisfaktionsfähigen" Gesellschaft sanktionirtes und ihren Angehörigen oktroyirtes Verfahren, die Mannes- oder wenn man will, die Kavalierseele auf ihren Gehalt an physischem Muth zu prüfen, gleichwie einst die Hexenprobe dazu diente, die ihr unterworfenen Personen von dem Verdacht einer Gemeinschaft mit dem Bösen zu reinigen, mit der prozessualischen Eigenthümlichkeit, daß es in das Belieben eines jeden ihrer Angehörigen gestellt ist, der seinerseits bereit ist, sich der Muthprobe zu unterziehen, dieses Verfahren gegen jedes andere beliebige Mitglied der Gesellschaft zu beliebiger Zeit und an beliebigem Ort ohne Anrufung der Obrigkeit in Wirksamkeit treten zu lassen.

An diesem Sachverhalt ändert auch die Mitwirkung anderer Motive mehr individueller Art auf Seiten des Beleidigten, sei es das Verlangen, den Beleidiger zu züchtigen oder sich vor künftigen Beleidigungen zu schützen, so wenig wie etwa die Herrschaft des Weinzwanges, die wir glauben respektiren zu müssen, um unsere Ehre vor dem Vorwurf der Knauserei zu bewahren, dadurch in Frage gestellt wird, daß uns das Getränk gelegentlich mundete und wir es mit Appetit zu uns nahmen, oder die Herrschaft des Trinkgeldzwanges etwa dadurch, daß das Wohlgefallen an der Person, die des Trinkgeldes harrte, uns in eine freigebige Laune versetzte.

Daß im Bannkreise des Zweikampfs nicht in der Beleidigung, sondern in der Art wie von Seiten der Betheiligten unmittelbar und mittelbar auf die Beleidigung reagirt wird, der Schwerpunkt

derartiger Ehrenhändel gefunden wird, geht auch daraus hervor, daß nach beendigtem Zweikampf die Gegner, wenn ihr Befinden es nicht verbietet, sich die Hände reichen und der Ehrenpunkt damit in Aller Augen seine Erledigung gefunden hat.

Nicht minder ist in der häufig nicht ohne Grund getadelten zu milden Beurtheilung, deren Beleidigungen sich in foro erfreuen, ohne Schwierigkeit ein Reflex einer gleichartigen Anschauungsweise zu erkennen.

Nun aber gilt der Mangel an physischem Muth fast als so schmachvoll wie falsches Spiel oder ähnliche Niederträchtigkeiten. Dem Ehrengebot einer Herausforderung würden wir uns daher nicht anders als auf die Gefahr hin entziehen können, unsern besten und sonst vorurtheilslosesten Freund bei unserm Anblick vor Scham erröthen zu sehen, gleichviel, ob unser Beleidiger ein leidlicher Ehrenmann oder ein Lump war, der die Fähigkeit, unsere Ehre zu schmälern, so wenig besaß wie ein Hund, der die Schuhe an unseren Füßen besudelte — der deutlichste Beweis, daß es sich beim Zweikampf nicht sowohl um die Reinigung unserer Ehre als um eine Muthprobe handelt.

So berechtigt nun die Kritik ist, zu der ein solcher Brauch gleichwohl Anlaß giebt, so tief ist dennoch seine Herrschaft eingewurzelt. Nil admirari. Lassen wir uns doch selbst von den unsinnigsten Modethorheiten unterjochen, vom Zweikampf aber sagt, wenn ich nicht irre, Labruyère: Le duel c'est le triomphe de la mode. Wie unerbittlich aber dieser Triumphator seine Zwingherrschaft ausübt, davon legen Männer von ausgesprochen religiöser Gesinnung Zeugniß ab, die im Konflikt dieser Gesinnung mit dem Widerstreben, der Achtung ihrer Mitmenschen verlustig zu gehen, den Satzungen des ungeschriebenen Ehrenkodex sich beugen.

II. Im Hinblick auf diesen von der Sitte getragenen Zwang kann die strafrechtliche Ahndung des Zweikampfs nicht gutgeheißen werden, geschweige denn die heute in Aussicht genommene Verschärfung der bestehenden Gesetzesvorschriften. Allerdings berücksichtigt das Str.G.B. die Eigenart des Zweikampfs durch nicht minder eigenartige Vorschriften, wie schon daraus hervorgeht, daß es dem Duellanten, der den Gegner tödtet, im § 206 Str.G.B. ein Strafminimum von zwei Jahren Festung bewilligt, während doch § 216 Str.G.B. denjenigen, der „durch das ausdrückliche und ernstliche Verlangen des Getödteten zur Tödtung bestimmt" ist, mit Gefängniß nicht unter drei Jahren, die durch einen Duellanten ver-

ursachte Körperverletzung überall nicht besonders, die zum Zweck der Tödtung eines Einwilligenden begangene dagegen — nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts — wie eine gemeine gefährliche Körperverletzung bestraft! Allein ein Strafgesetz ist ungerecht, ja grausam, das den bedroht, der, nicht selten in peinigendem Zwiespalt mit seinem Gewissen, eine Handlung begeht, deren Unterlassung mit der Preisgabe seiner Ehre gleichbedeutend sein würde, eine Zwangslage, in die nicht nur der Beleidigte, sondern auch der Beleidiger gerathen kann und die auch in seiner Person Berücksichtigung verdient, mochte das Beginnen, das die Herausforderung veranlaßte, ein noch so frevelhaftes gewesen sein. Hieße es doch selbst dem Ehebrecher zu nahe treten, wollte man ihm zumuthen, dem Makel des Ehebruchs auch noch den Schimpf der Feigherzigkeit hinzuzufügen, dem er unausbleiblich verfallen würde, wenn er der Herausforderung des gekränkten Ehemannes zum Zweikampf auswiche. Gerecht kann, von dem hier erörterten Gesichtspunkt betrachtet, nur diejenige Repression des Zweikampfs durch den Strafrichter genannt werden, die, je nach dem Maße der Dringlichkeit des dazu gegebenen Anlasses, mit anderen Worten je nach der Schwere der Beleidigung, diese mit entsprechendem Nachdruck trifft. Vollends, wenn, wie es bekanntlich bei uns der Fall ist, andere Organe der Staatsgewalt kein Bedenken tragen, mit den ihnen zu Gebote stehenden Strafmitteln gegen die Refraktäre des Zweikampfs einzuschreiten.

So versteht man die Empfindung, die einen unserer namhaftesten Rechtslehrer in dem Unwillen über den dem deutschen Offizier aufgezwungenen Konflikt der Pflichten ausrufen läßt: „Sein Zweikampf gereicht nicht ihm, die Strafbarkeit seines Zweikampfs aber im höchsten Maße unserer Gesetzgebung zur Unehre.“*) Die Gesetzgebung aber würde bei diesem Vergleich nicht viel gewinnen, wenn man an die Stelle des Militärs einen Zivilisten treten ließe.

III. Aus diesen Bedenken gegen die Strafwürdigkeit der Duellanten folgt indes nicht, daß die Strafgesetzgebung vor einem Mißbrauch, der die davon Betroffenen an Leib und Leben gefährdet und schädigt und die Rechtssicherheit eines ansehnlichen Theils der Bevölkerung im Privatleben und in der Oeffentlichkeit beeinträchtigt, die Waffen strecken müsse. Allerdings ist ein strafrechtliches Ein-

*) Binding, Die Ehre und ihre Verletzbarkeit, 1892.

schreiten dagegen nur ausführbar durch ein Zurückgreifen auf Strafandrohungen gegen die Duellanten, da sie allein als die einer strafrechtlichen Repression erreichbaren Träger und Förderer des Mißbrauchs in Betracht kommen können. Ergiebt sich daraus ein Widerspruch gegen das Postulat der Straflosigkeit, die ihnen in ihrer Eigenschaft als Opfer jenes Mißbrauchs gewährt werden sollte, so würde der Konflikt legislativer Motive hier wie bei manchen anderen Gesetzesschöpfungen durch die Anwendung des Axioms, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, seine Lösung finden müssen.

Nun aber befindet sich der Gesetzgeber im vorliegenden Falle in einer unvergleichlich günstigen Lage. Was keinem Strafgesetz jemals beschieden war, schon durch die Strafandrohung allein das Uebel, dem dadurch gesteuert werden sollte, zu beseitigen, das ist dem Gesetzgeber vergönnt, dem es mit der Beseitigung des Zweikampfs ernst ist: das Mittel, den Zweikampf auszurotten, ist die Bedrohung des Zweikampf mit entehrender Strafe.

Die Ursache der von der Anwendung dieses Mittels zu gewärtigenden Wirkung ist sehr einfach. Niemand wird aus Motiven des Ehrgefühls sich zu einer Handlung bewegen lassen, die in ihren Folgen mit der Vernichtung der bürgerlichen Ehre gleichbedeutend ist. Die Nothwendigkeit, in dem gegen alle Wahrscheinlichkeit dennoch etwa vereinzelt eintretenden Falle, die angedrohte Strafe zu verhängen und zu vollstrecken, kann Angesichts des im Großen und Ganzen als sicher zu erachtenden Erfolges der Strafandrohung nicht ins Gewicht fallen.

Ihre Begründung fände die Androhung einer entehrenden Strafe gegen den Zweikampf, abgesehen von den aus der Natur des zu bekämpfenden Uebels sich ergebenden allgemeinen Erwägungen, insbesondere in der Unfehlbarkeit ihres Erfolges einer- und der natürlichen, a priori feststehenden und daher die Strafrechtspflege bloßstellenden Unwirksamkeit nicht entehrender Strafmittel andererseits, sowie in dem Umstande, daß die dadurch zu erzielende Repression in Wahrheit als eine Befreiung der Gewissen von den Fesseln eines mit den Geboten der Vernunft und der Sittlichkeit unverträglichen Vorurtheils empfunden und mit Dank gegen den Gesetzgeber begrüßt werden würde.

Schon aus diesem Grunde erledigt sich die Frage, ob, mit der öffentlichen Meinung, im Zweikampf ein Eingriff in die Justizhoheit des Staats zu erblicken sei. Bejahenden Falls würde auch

aus diesem Titel eine entehrende Strafe am Platze sein. Wer wissentlich einen falschen Nickel ausgiebt, wird wegen Verletzung der Finanzhoheit des Staats mit einer Regelstrafe von Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft. Es ist nicht einzusehen, weshalb mit Eingriffen in die Justizhoheit nachsichtiger sollte verfahren werden.

Mit der Beseitigung des Zweikampfs würde der durch die Duellsitte verschobene Schwerpunkt des Interesses an einem Ehrenhandel von selbst wieder in seine richtige Lage gebracht und die Waage der Gerechtigkeit in den Stand gesetzt werden, bei Verurtheilungen wegen Beleidigung mit größerer Genauigkeit und Schärfe zu funktioniren, als bisher und so das der Versagung der bewaffneten Satisfaktion zu erheischende Komplement strengerer Ahndung solcher Vergehen sich in befriedigender Weise verwirklichen.

An die legislative Technik aber würde die hier in Aussicht genommene Methode der Remedur die bescheidensten Anforderungen stellen. Ein einziger Paragraph könnte genügen, welcher besagt:

> „Mit Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte wird bestraft, wer sich an einem Zweikampf mit tödtlichen Waffen betheiligt.“ *)

IV. Wenn nun der Staat, obwohl in der Lage, mittels eines einzigen, einfachen und wohlthätig empfundenen legislativen Eingriffs dem Zweikampf den Lebensnerv zu durchschneiden und ihn damit der Vergangenheit zu überliefern, mit diesem Eingriff zögert, so giebt er dadurch zu erkennen, daß er auf die Erhaltung des Zweikampfs Werth legt. Die Gründe solcher Werthschätzung aber können wohl kaum anderswo als im Offiziersduell gesucht werden. Wären sie, was ich mir nicht zu entscheiden getraue, nicht zu billigen, so sind sie doch zu begreifen.

Es ist dabei mit dem Hinweise auf den Muth als eine der nothwendigsten Eigenschaften des Soldaten und den Umstand, daß es unseren Offizieren nur zu einem kleinen Theil vergönnt ist, diese Eigenschaft im Sport zu üben und auszubilden, und daß dafür in langen Friedenszeiten der Zweikampf einen Ersatz bietet, allein nicht gethan. Wenn im deutschen Offizier die Idee des

*) Gegen die reichsgerichtliche Prädizirung der studentischen Schläger als tödtliche Waffen trotz Anwendung der üblichen Schutzmaßregeln kann das Reichsgericht selbst ins Feld geführt werden, durch die Art, wie es eine völlig analoge Frage entscheidet, indem es den Begriff des unzüchtigen Bildes von den Umständen abhängig macht, unter welchen dasselbe zur Erscheinung kommt. Entsch. Bd. 24, S. 365.

modernen kriegerischen Führers ihre vollkommenste Verkörperung gefunden hat, so beruht diese Entwicklung in hohem Maße auf der Einwirkung der Devise: Noblesse oblige. Ohne sie auf ihre buchstäbliche Bedeutung zu beschränken, wie noch Friedrich der Große in der Anwendung auf den Offizier es gethan hat, legt doch von dem grundsätzlichen Bestreben, ihm ihren Nimbus zu erhalten, das bevorzugte Ansehen, das der Offiziersstand in Staat und Gesellschaft genießt, ein beredtes Zeugniß ab. Es genügt, daran zu erinnern, daß von jeher der Inhaber der höchsten Staatsgewalt, mit vereinzelten Ausnahmen, sich in erster Linie als Inhaber der Militärgewalt gefühlt, gezeigt und bethätigt hat, daß die Offiziersuniform sein Alltags- und Staatskleid ist, daß der Offizier Hoffähigkeit genießt und vom Staatsoberhaupt vor allen seines persönlichen Verkehrs gewürdigt wird, ja, daß die Militärverwaltung dem als heilsam bewährten Prinzip sehr reelle Opfer bringt, wie die Versagung der Beförderung des Unteroffiziers und die Bedeutung, die der sozialen Provenienz des Reserveoffiziersaspiranten beigemessen wird, es beweisen.

In der That handelt es sich bei diesem System nicht um eine romantische Grille, sondern um eine auf Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gestützte nüchterne Berechnung. Nicht nur, daß die „Noblesse" ihren Träger selbst verpflichtet und geeignet ist, seinen Pflichteifer zu todesverachtender Hingebung zu steigern; sie erstreckt ihre verpflichtende Kraft sogar noch auf andere, denn die ethische Symbolik, die in einer vornehmen, ritterlichen Haltung zum Ausdruck kommt, wirkt auch auf die Umgebung, insonderheit auf die Untergebenen, als Impuls zur Nacheiferung und Anspannung aller Fähigkeiten. Sind wir uns in dem Wunsche einig, in Heer und Flotte ein Werkzeug von möglichster Vollkommenheit und zu dem Ende kriegerische Führer von möglichster Leistungsfähigkeit zu besitzen, so müssen wir uns auch damit befreunden, unseren Offizieren eine besondere, bevorzugte Standesehre eingeräumt zu sehen.

Allem Anschein nach gehört nun aber der Zweikampf zum Rituale des der Offiziersehre gewidmeten Kultus. Ist dem so, so entsteht die Frage: Können wir des Zweikampfs in dieser Funktion entrathen?

In der hier aufgeworfenen Frage liegt, wie schon Eingangs angedeutet, der Kern des Duellproblems, soweit es unsere besonderen einheimischen Zustände angeht. Denn es leuchtet von

selbst ein, daß wir uns im Falle der Verneinung obiger Frage, vollends im Hinblick auf die Beschaffenheit des als wirksam ausschließlich in Betracht kommenden Mittels, des Gedankens, den Zweikampf beseitigt zu sehen, entschlagen müssen. Ihre Beantwortung aber erheischt eine so intime Kunde der normalen Bedingungen einer den Ansprüchen der Disziplin und des Dienstes homogenen Schulung und Entwicklung der Psyche des militärischen Führers, daß sie mit vollem Verständniß nur von fachmännischen Sachverständigen ertheilt werden kann. Bei der Militärverwaltung ist demnach das Forum, vor dem die etwaigen Vortheile gegen die offenkundigen Nachtheile des Zweikampfes abzuwägen sind und wo über Abschaffung oder Beibehaltung des Duellzwangs zu entscheiden ist. An dieser Stelle ruht dann freilich auch die Verantwortung, die mit der einschlägigen Entscheidung verbunden ist.

Mit dem aus dieser Betrachtung sich ergebenden Vorbehalt würde an den Gesetzgeber die Forderung zu stellen sein, den unserem heutigen Kulturleben nicht adäquaten Zweikampf daraus zu eliminiren und das dazu geeignete Mittel anzuwenden, das vermöge seiner exceptionell gearteten Rückwirkung auf das dadurch zu bekämpfende Uebel nicht sowohl den Charakter einer Pönalisirung als den der Abolition eines veralteten Mißbrauchs an sich tragen würde.

Ohne Vergleich beklagenswerther als dieser Mißbrauch selbst aber erscheint die Schädigung, die die bestehenden, die Strafbarkeit des Zweikampfs regelnden Gesetze dem Ansehen unserer Rechtspflege bereiten. Sie muthen dem Richter zu, eine Strafe zu verhängen, gegen die das Gerechtigkeitsgefühl sich auflehnt, die überdies aller Wirkung entbehrt, es sei denn die, das Uebel, dem sie steuern zu wollen vorgiebt, zu befördern und von der man nicht weiß, ob sie dem Staat genehm ist trotz oder wegen ihrer Ohnmacht. Erachtet der Staat die Erhaltung des Zweikampfs aus militärischen Rücksichten für geboten, so sollte er über der Pflege der Offiziersehre die Ehre der Rechtspflege nicht vergessen.

(Uebern. aus der „Deutschen Juristen-Zeitung", Verlag v. Otto Liebmann, Berlin. 1902, Nr. 6).

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Arthur Drews: „Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß." Heidelberg 1902. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XXII, 851 Seiten, 16 Mark.

Drews ist vorläufig der einzige Anhänger Hartmanns, der an einer deutschen Hochschule, dem Polytechnikum in Karlsruhe (Baden), die Anschauungen dieses Philosophen als ihr ausdrücklicher Vertreter vorträgt. Er hat schon vor zwölf Jahren die damals vollständigste Uebersicht über die philosophischen Arbeiten und Ziele Hartmanns gegeben in der Broschüre „Eduard von Hartmanns Philosophie und der Materialismus der modernen Kultur"*), und seither in zwei größeren Werken Hartmanns Gedanken selbständig verarbeitet.**) Die Veröffentlichung seines neuesten Buches zu Hartmanns sechzigstem Geburtstag (geb. 23. Februar 1842) begründet er mit der Thatsache, daß das Hartmannsche System seit dem Erscheinen der „Philosophie des Unbewußten" im Jahre 1868 zu einem so umfänglichen und weitschichtigen Gebäude erwachsen ist, daß es schwer wird, sich heute noch ohne Führer in ihm zurechtzufinden. Die Wahrheit dieser Behauptung wird man schwerlich bestreiten können; damit ist aber auch die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit eines solchen Buches zugegeben. Daß es ein trefflicher Führer in dem großartigen Gebäude ist, wird Jeder erkennen, der es benutzt, um aus ihm mit den Hartmannschen Anschauungen sich bekannt zu machen; wer sich aber schon vorher die allerdings nicht geringe Mühe gegeben hat, diese Anschauungen aus Hartmanns eigenen Schriften kennen zu lernen, wem also das Buch von Drews nichts grundsätzlich Neues sagt, der wird um so eher befähigt sein, die glückliche Vereinigung von Gründlichkeit und Klarheit anzuerkennen, mit der diese zusammenfassende Darstellung gearbeitet ist. Man darf den Verfasser wohl zu dem Bewußtsein beglückwünschen, mit dem er seinem verehrten Meister diese schöne Gabe zum

*) Leipzig, Wilhelm Friedrichs, 1890.

**) „Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes", 2 Bde., Leipzig, G. Fock, 1893, und „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik, eine Einführung in die spekulative Philosophie", Freiburg, Mohr, 1897.

sechzigsten Geburtstag darbringt: noch mehr aber darf man dem Philosophen selbst Glück wünschen, daß er einen so überzeugten und so gewandten, bei aller Treue so selbständigen Schüler gefunden hat.

Wie Hegel einst in seinen Vorlesungen, so hat Hartmann in seinen Veröffentlichungen die in seinem Erstlingswerk programmatisch ausgesprochenen Grundgedanken mit einer ganz einzigartigen Vereinigung von Fleiß, Sachkenntniß und Scharfsinn auf sämmtliche Gebiete der Wissenschaft angewandt und fast überall höchst fruchtbare Gedanken ausgesprochen. So hat jüngst der Bonner Naturforscher Reinke Hartmanns Grundanschauungen für sein spezielles Arbeitsgebiet, die Biologie, rückhaltlos anerkannt; bedauernd fragt er: „Wie war es möglich, daß wir Botaniker und Zoologen so wichtige Arbeiten nicht kennen lernten?“ und gesteht, „daß Hartmann als theoretischer Biologe in der zeitgenössischen Wissenschaft einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf.“

Schon einmal hatte der Philosoph einen Befähigungsnachweis in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von den Naturforschern erhalten: aber das war von 1872 bis 1877 gewesen und hatte dem anonymen Verfasser der Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und des Darwinismus“ gegolten, hinter dem damals Niemand Hartmann ahnte. „Eine ausgezeichnete Schrift, die im Wesentlichen Alles sage, was er selbst hätte sagen können“, so nennt kein Geringerer als Häckel selbst dieses Werk. Das erweckt auf jeden Fall ein günstiges Vorurtheil für die Zuverlässigkeit des Induktionsmaterials, aus dem der Philosoph auf anderen Gebieten seine spekulativen Resultate gewinnt. Und wenn man bedenkt, daß mit derselben Ausführlichkeit, wie das naturwissenschaftliche, auch sämmtliche übrigen Wissensgebiete von Hartmann bearbeitet worden sind, so wird man es begreifen, daß ein begeisterter Anhänger das Seine dazu beitragen will, die Gedanken seines Meisters gerade den wissenschaftlichen Facharbeitern zugänglich zu machen, die bei der heutigen Arbeitstheilung über ihr eigenes Fach kaum hinausblicken, jedenfalls aber die ihr Fach philosophisch behandelnden Werke eines Mannes, der „nur ein Philosoph“ ist, nicht kennen lernen.

Zu diesem Zweck könnte das Buch von Drews treffliche Dienste leisten, wenn es nicht — um den einzigen Tadel, den ich auf dem Herzen habe, hier gleich auszusprechen — auch dafür, wie ich fürchte, noch zu lang wäre: 850 Seiten, voll des dichtgedrängtesten Stoffes, ist in der That ein bißchen viel, und in unserer Zeit eine Zumuthung, die gar mancher ehrlicheifrige Arbeiter in einer Fachwissenschaft entrüstet abweisen wird. Freilich weiß ich nicht zu sagen, wie die Absicht des Buches in kürzerer Form hätte erfüllt werden können. Aber auch nach dem Erscheinen dieses Werkes darf man immer noch den Wunsch aussprechen, daß Hartmann selbst einen Plan ausführen möge, den er, soviel ich weiß, einmal gehabt hat: seine Gedanken in kurzen Einzelschriften für jedes Gebiet besonders zu veröffentlichen, etwa nach Art der Lotzeschen Diktate: das würde eher die Fach-

gelehrten ermuthigen, das auf ihr Gebiet bezügliche Bändchen durchzulesen, und der Appetit würde dann vielleicht Manchem unter dem Essen kommen. Es ist nicht anders: wenn der Berg nicht zum Propheten kommen will, ist es für den Propheten doch immer das Einfachste, zum Berg hinzugehen.

Ich glaube nicht, daß Hartmanns System als solches in der nächsten Zeit sich viele Freunde erwerben wird, wenn es nicht auf diesem Wege geschieht. Daran werden auch die Darstellungen der Geschichte der Philosophie nichts ändern, besonders so lange sie noch so kurz gehalten sind, wie bisher. Und man wird vielleicht sagen dürfen, daß sie zu kurz sind. Besonders in Windelbands ausgezeichnetem Grundriß möchte man eine eingehendere Behandlung Hartmanns wünschen; noch mehr aber wird man sich auf den so lang ersehnten dritten Band seiner Geschichte der neueren Philosophie freuen dürfen, dem es für die Auffassung Hartmanns dann zu Gute kommt, daß er nach der Kategorienlehre erscheint. Seit der Kategorienlehre kann man wohl überhaupt einen Umschwung in dem Urtheil der berufenen Geschichtsschreiber der Philosophie über Hartmann feststellen.

Man kann vielleicht einwenden, daß es nicht die Aufgabe der Geschichtschreiber sei, noch Lebende in den Kreis ihrer Darstellung hereinzuziehen. Aber abgesehen davon, daß es doch Hartmann gegenüber schon überall geschehen ist, so hat der Philosoph selbst sich so gradlinig und stetig vor den Augen derer, die überhaupt urtheilen wollen, entwickelt, daß man über seine Stellung in der Geschichte der Philosophie nicht im Zweifel sein kann. Ja mit der klaren Bewußtheit, die ihm eigen ist, hat er selbst den Platz bezeichnet, den er in dieser Geschichte einzunehmen glaubt: sein System ist die Synthese von Hegels Intellektualismus und Schopenhauers Voluntarismus; oder, um in seiner Sprache zu reden, die logische Idee Hegels und der alogische Wille Schopenhauers sind in Hartmanns absolutem „Unbewußtem“*) geeint. Diese Synthese, die der spätere Schelling mit unzulänglichen Mitteln schon einmal erstrebte, will Hartmann nun geben. Es ist keine geringe Stellung, die Hartmann sich damit zuweist: der krönende Schlußstein in den einander entgegenstrebenden Gewölbebogen der neueren idealistischen Philosophie — das will er sein. Und sein Schüler Drews geht noch weiter: im Anschluß an früher Ausgeführtes weist er ihm einen noch ganz anderen Platz an. Die ganze Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes ist der Versuch, aus dem „cogito—sum“, also aus dem Bewußtsein, alle denkbaren Konsequenzen zu ziehen: mit dem Scheitern aller dieser Versuche ist nunmehr auch ihre Voraussetzung als irrig erwiesen, und die „Philosophie des Bewußten“ ist am Ende ihres Witzes angelangt. Alles was von ihr brauchbar ist, hat Hartmann zusammengefaßt: aber, ein zweiter Descartes, eröffnet er nun eine ganz neue, andersartige Epoche der Geschichte der Philosophie, die „Philosophie des Unbewußten“.

---

*) Das Wort abewußt, das Drews bildet, sollte doch in der deutschen Sprache, auch in der philosophischen, kein Bürgerrecht erlangen.

In der That, stolze Ansprüche; aber die ungemeine Kühnheit, mit der sie erhoben werden, beruht auf einer ebenso ungemeinen Umsicht und Gründlichkeit, mit der sie begründet werden. Es wird die Aufgabe der Philosophen von Fach, und ganz besonders der Geschichtsschreiber der Philosophie sein, diese Ansprüche zu prüfen: sie allein verfügen über die hierfür nöthige Ausrüstung. Für alle aber, die es mit dem Spruch der Manto halten „den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", bietet das Buch von Drews wenigstens Gelegenheit, leichter als früher die Begründung dieser Ansprüche kennen zu lernen.

Drews giebt zunächst einen siebzig Seiten langen Abriß von Hartmanns Leben und Schriften, und dann das System selbst in drei Büchern: Die Grundlagen, die Naturphilosophie und die Geistesphilosophie. In den „Grundlagen" erhalten wir nach einer Einleitung über die Philosophie des Bewußten und das Prinzip des Unbewußten zuerst die Methodenlehre, dann die Erkenntnißlehre, in der Hartmanns transcendentaler Realismus als die höhere Wahrheit aller übrigen erkenntnißtheoretischen Standpunkte aufgewiesen wird*), und zuletzt die Metaphysik, diesen die meisten am stärksten abschreckenden Theil der Hartmannschen Anschauungen, von dem allerdings der Philosoph selbst sagt, daß er nicht die Basis, sondern die Spitze seines Systembaus sei, so daß es einem jeden frei stehe, von den induktiven Grundlagen aus soweit mit ihm zu gehen, als es ihm beliebe. Nach dem Plane seines Buches mußte aber Drews in seiner Darstellung diesen Theil an den Anfang rücken, weil auch bei einem induktiv gewonnenen System doch in der Darstellung deduktiv vorgegangen werden muß. Im Uebrigen weiß Jeder, der über die Psychologie der Systembildung nachgedacht hat, daß ein System weder rein deduktiv noch rein induktiv, sondern in seinem Grundgedanken intuitiv entsteht: in diesem intuitiven Element ist eben der persönliche Charakter und der Reiz, aber auch die wissenschaftliche „Unexaktheit" aller philosophischen Systeme begründet, und dieses intuitive Element ist auch der tiefste Grund, warum solche Systeme mit Religion und Poesie näher verwandt sind als mit Wissenschaft.

Die Darstellung des zweiten Buches, der Naturphilosophie, läuft nach einer kurzen Prinzipienlehre darauf hinaus, das Wesen der Materie und des Organischen als Bedingungen des Bewußtseins, d. h. als zum Zwecke des Bewußtseins gesetzte Mittel, zu erweisen. Dieser Abriß der Hartmannschen Naturphilosophie auf nicht ganz achtzig Seiten sei ganz besonders allen Arbeitern auf dem Gebiet der Naturwissenschaft empfohlen: er wird in ihnen gewiß ein Verlangen nach dem Original erwecken, wenn sie in

*) Im Inhaltsverzeichniß und ebenso im Text findet sich hier ein I, dem kein II entspricht; sollte vielleicht 2d und e diesen zweiten Abschnitt darstellen? Von sinnstörenden Druckfehlern merke ich noch zwei an. S. 173, Z. 5 von unten muß es heißen: die Anziehungskraft des Körperatoms; S. 457 Z. 15 von unten muß es heißen: wie den christlichen Theismus.

der erdrückenden Einzelarbeit sich auch nur etwas von allgemein philosophischem Sinne bewahrt haben.

Den größten Raum, wie billig, nimmt die Darstellung der Geistesphilosophie mit rund 600 Seiten ein: sie ist eingetheilt in neun Kapitel: Psychologie, Axiologie, Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik, Philosophie der Geschichte (Politik, Kirche, Gesellschaft), Sprachphilosophie, Geschichte der Philosophie und Kategorienlehre.

Ueber das Verhältniß der Hartmannschen Philosophie zum Christenthum, das bisher, namentlich in den Kreisen der Theologen und Pfarrer noch viel zu wenig gewürdigt worden ist, hoffe ich vor den Lesern dieser Zeitschrift mich bald einmal eingehend aussprechen zu dürfen.

Freistatt in Baden. Dr. Max Christlieb.

Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht von Paul Moos. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1902. VI und 455 S. gr. 8.

Sieht man von Aristoteles' Poetik und Plotins Schrift über das Erhabene ab, so kann man sagen, daß die Aestethik eine moderne Wissenschaft ist. Erst im 18. Jahrhundert bereitet sich eine systematische Aesthetik vor, und Kant ist der Erste, der sie in zusammenhängender Weise verwirklicht. Was für die Aesthetik im Allgemeinen, das gilt in noch höherem Maße für die Musikästhetik im Besonderen. Dichter und bildende Künstler gelangen eher dazu, über das Wesen ihrer Kunst nachzudenken als Musiker, denen die Reflexion am fernsten liegt, soweit sie nicht die technischen Formen ihrer Kunst betrifft. Die philosophische Aesthetik seit Kant behandelt zunächst auch noch die Musik recht stiefmütterlich. Erst im neunzehnten Jahrhundert gewinnt allmählich die Musikästhetik in ausführlicheren ästhetischen Gesammtwerken mehr Beachtung und findet daneben Bearbeiter in besonderen Schriften und Abhandlungen. Die Geschichte der modernen Musikästhetik seit Kant ist deshalb in der Hauptsache die Geschichte der Musikästhetik überhaupt.

Bisher fehlte es gänzlich an einem solchen Buch. Ehrlichs Schrift „Die Musikästhetik von Kant bis auf die Gegenwart" (1882) hat einen mehr feuilletonistisch-populären Charakter und verzichtet auf jedes tiefere Eindringen in die Probleme. Der historisch-kritische Theil von Wallascheks „Aesthetik der Tonkunst" (1886) entspricht noch weniger den an eine solche Arbeit zu stellenden Anforderungen. Die Aufgabe war nur zu lösen durch einen Autor, der in gleichem Maße Philosoph und musikalischer Fachmann war, und dabei Zeit und Neigung hatte, ein gewaltiges literarisches Material geduldig durchzuarbeiten und kritisch zu sichten; daß die Vereinigung dieser Eigenschaften und Umstände sich nicht so leicht vorfand, ist kein Wunder. In Paul Moos hat sie sich glücklicherweise vollzogen. Derselbe hatte sich ursprünglich dem Studium der Medizin gewidmet, war

dann aber zur Musik übergegangen und hatte sich nach vollendeter musikalischer Ausbildung eingehend mit philosophischen, ästhetischen und musikgeschichtlichen Studien beschäftigt, auch eine Zeitlang mit Erfolg als Musikkritiker gewirkt und sich so nach allen Seiten hin vorbereitet, um der Lösung einer solchen Aufgabe gerecht zu werden.

Sein Buch behandelt in seinem ersten, kürzeren Theil die Entwickelung der Musikästhetik von Kant bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, um dann im zweiten Theil die moderne Musikästhetik im engeren Sinne darzustellen. Zunächst bespricht er die Formalisten wie Hanslick, Hostinsky, Lazarus, Zimmermann, Siebeck, Fechner, dann die inhaltlichen Aesthetiker wie Vischer, Zeising, Carriere, Lotze, Kirchmann, Köstlin, Schasler, Stade, Engel, Hausegger, Riemann, Seidl, Louis und mich. Auch den Leistungen der modernen Tonphysiologie für die Musikästhetik widmet er in ihren Hauptvertretern, Helmholtz und Wundt, eingehende Beachtung. Eine Menge von Einzelfragen finden in kürzeren oder längeren Ausführungen des Anhangs ihre Erörterung, in denen Moos eine staunenswerthe, sogar die neueste Journalliteratur umfassende Belesenheit zeigt. Die Musikästhetik Richard Wagners hat er ausgeschieden und der Behandlung in einer besonderen Schrift vorbehalten.

Die Darstellung geht überall auf das Wesentliche, schält die entscheidenden Probleme und die Behandlung, die sie bei den verschiedenen Bearbeitern gefunden haben, aus der Masse des literarischen Materials deutlich heraus, führt die Streitigkeiten verschiedener Aesthetiker kurz und präzis in ihren Hauptpunkten und entscheidenden Beweisgründen vor, operirt überall mit klaren und scharfen Begriffen, und macht dadurch auch verwickelte Fragen und schwierige Probleme dem Leser durchsichtig und verständlich. Die Kritik ist scharf, aber sachlich, überlegen, aber ohne Ueberhebung, wie es dem am Ende einer Entwickelungsreihe stehenden und ihren Inhalt überschauenden Kritiker geziemt. Am Schlusse jedes Abschnittes faßt Moos die Bedeutung des Besprochenen für diese Entwickelung in eine kurze und treffende Charakteristik zusammen. Im Einzelnen wird man natürlich mit ihm rechten können, und das um so mehr, je mehr er sich der Gegenwart nähert und Fragen behandelt, über die noch jetzt die Meinungen im Streite liegen. Im Ganzen aber wird man von allen Seiten anerkennen müssen, daß hier eine echt wissenschaftliche Leistung vorliegt, die in erfreulicher Form einem dringenden Bedürfniß entgegenkommt.

Ein Musiker oder Musikkritiker oder ein denkender Musikfreund mußte sich bisher mit einem zufälligen Griff in die Musikliteratur begnügen, wenn er über das Wesen der Tonkunst Aufschluß suchte. Selbst wenn ein Kenner ihn berieth, so konnte er durch ein Buch die Sache doch immer nur unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Auffassung kennen lernen. Jetzt ist jedem die Gelegenheit geboten, die Sache von allen Seiten zugleich, nämlich in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange

kennen zu lernen, der alle Richtungen zu Worte kommen läßt. Ein jeder findet dadurch Aufklärung über die maßgebenden Probleme, die bisher zur Erörterung gelangt sind, so wie über die Mängel und Einseitigkeiten, deren die einzelnen ästhetischen Richtungen sich bei ihren Lösungsversuchen schuldig gemacht haben. Wer sich dadurch zu genauerem Studium angeregt fühlt, der besitzt zugleich in diesem Buche einen zuverlässigen literarischen Wegweiser, der es ihm leicht macht, auf die seinem persönlichen Geschmack zusagenden Werke zurückzugreifen.

Ich benutze die Gelegenheit, mich über die Einwendungen zu äußern, die Moos gegen meine Bemerkungen zur Musikästhetik erhebt.

Er macht zunächst gegen meinen Uebergang vom sinnlich Angenehmen zum Formalschönen geltend, daß nicht bloß im sinnlich Angenehmen, sondern auch auf höheren Konkretionsstufen die Komponenten des Gesammteindrucks unbewußt bleiben, daß sie deshalb auch im Formalschönen, z. B. eines Akkordes, nicht bewußt zu werden brauchen, und daß die mit absolutem musikalischen Gehör nicht Begabten zu solcher Zerlegung nicht befähigt seien (S. 404 und 405). Nun handelt es sich aber gar nicht um die Feststellung absoluter Tonhöhen, sondern nur um die Höhenverhältnisse verschiedener Töne zu einander, wenn man einen Dreiklang in Grundton, Terz und Quint auflöst, die Grundlage, Sextlage und Quartsextlage, und jede von diesen in enger und weiter Lage unterscheidet. Deshalb kann auch der nicht die absolute Tonhöhe Wahrnehmende doch den sinnlich angenehmen Gesammteindruck in formalschöne Tonverhältnisse auflösen. Im einzelnen Akkord kann mehr liegen als bloß sinnliche Annehmlichkeit und formale Schönheit, wenn nämlich sein Klangtimbre seelischen Ausdruck hat, also höheren Konkretionsstufen des Schönen angehört; sieht man von dieser Nebenwirkung der Obertöne ab, so kann das Zusammenklingen der Haupttöne nur dann höheren ästhetischen Gehalt übermitteln, wenn es ein Glied in einer Akkordreihe bildet, also im Verhältniß zu den vorhergehenden und nachfolgenden Akkorden aufgefaßt wird. In den höheren Konkretionsstufen des Schönen sind die Komponenten des sinnlichen Eindrucks großentheils wieder unbewußt, wie im sinnlich Angenehmen; aber gerade die zweite Konkretionsstufe, das formal Schöne im engsten Sinne des mathematisch Gefälligen, zeichnet sich dadurch vor den übrigen aus, daß das Bewußtsein besteht, allen Komponenten des Eindrucks und ihren Verhältnissen zu einander bewußt nachgehen zu können, sobald man es will, daß also ein Bewußtsein von den Verhältnissen als des Grundes des ästhetischen Eindruckes besteht.

Daß der Begriff der Symmetrie auf kontrapunktische Gegenbewegung der Stimmen und Themenumkehrung angewendet werden könne, bestreitet Moos (S. 408). Gewiß mit Recht, wenn der Begriff der Symmetrie in aller Strenge als völlig gleicher Abstand der Glieder in entgegengesetzter Richtung verstanden wird, aber mit Unrecht, wenn man die kleineren Verschiebungen außer Acht läßt, die durch die ungleichen Intervalle der ent-

sprechenden Tonstufen beim Auf- und Abwärtsschreiten entstehen. Es scheint mir kein Grund vorzuliegen, um die Uebertragung des Symmetriebegriffs von räumlich entgegengesetzten Richtungen im Gleichzeitigen und in der Bewegung auf qualitativ entgegengesetzte Arten der zeitlichen Veränderung grundsätzlich zu verbieten.

Ein Mißverständniß ist es, wenn Moos mir die Behauptung unterstellt, daß die Musik reale Gefühle darstelle, im Gegensatz zu allen anderen Künsten, die nur ästhetische Scheingefühle darstellen (S. 420 u. 421). Ich halte es für selbstverständlich, daß die Musik gleich allen anderen Künsten sowohl im Hörer nur ästhetische Scheingefühle erregen soll, als auch im Künstler nur aus ästhetischen Scheingefühlen entspringen soll. Sie drückt Scheingefühle aus, die man ebensowohl als Gefühle des Percipirenden wie als Gefühle des Produzirenden bezeichnen kann, weil sie durch den ästhetischen Ohrenschein vom letzteren in den ersteren übertragen werden sollen (S. 412). Reale Gefühle sind im Tonkünstler genau wie in allen anderen Künstlern erst dann zur ästhetischen Darstellung brauchbar, wenn sie sich zu ästhetischen Scheingefühlen geläutert und verklärt haben. Vieles kann der Künstler durch Kombination, intuitive Schlußfolgerungen, Analogien, Umdeutungen und Ahnungen ersetzen, was ihm an Erfahrung über das Gefühlsleben fehlt; aber nimmermehr kann er ganz den Boden solcher Erfahrung entbehren, und er wird sich in seinen intuitiven Ueberschreitungen seiner eigenen unmittelbaren Erfahrung um so sicherer bewegen, je besser er sein eigenes reales Gefühlsleben belauscht und je sorgfältiger und vielseitiger er das Leben Anderer beobachtet und damit einen Schatz mittelbarer Erfahrungen über ihr Gefühlsleben gesammelt hat. Ohne solche konkrete Grundlage werden die ästhetischen Scheingefühle, die er musikalisch versinnlicht, leicht einen unbestimmten, verwischten, verblasenen und abstrakten Eindruck machen. Denn sie bleiben an empirische Bedingungen geknüpft, auch wenn sie sich als ästhetische Scheingefühle auf den Flügeln der Phantasie über alle erfahrbare Wirklichkeit hinausschwingen.

In Bezug auf Tonmalerei schreibt Moos der Musik etwas weitere Fähigkeiten zu als ich. Er ist eben eine Generation jünger und hat Straußsche Symphonien im Sinne. Er giebt zu, daß die Musik nicht eigentlich das Objekt selbst, sondern nur eine seiner charakteristischen Aeußerungsweisen malt, und auch diese nur, soweit sie entweder selbst tönend ist (Löwenbrüllen, Donnerrollen) oder in ihrer Bewegungsart, (Springen, Schleichen, Wogen) eine Aehnlichkeit oder Analogie mit gewissen rhythmischen Tonreihen bietet, so daß diese an jene erinnern können. Er fügt hinzu, daß auch diese musikalische Wiedergabe äußerer Vorgänge aus ästhetischem Gesichtspunkt durchaus nur Mittel zum Zweck der Ueberlieferung eines dem dargestellten Vorgang oder Objekt verwandten Gefühlsgehaltes sein darf. Ob man aber eine durch solche Analogien vermittelte und doch schließlich nur dem musikalischen Ausdruck dienende Tonmalerei als ein zu dem musikalischen Ausdruck hinzutretendes, durch sich selbst ver-

ständliches Element der äußeren Nachahmung bezeichnen darf, wie Moos thut (S. 421 u. 422), das scheint dann doch sehr fraglich. Der Unterschied scheint prinzipiell verschwindend zu sein; aber in der konkreten Anwendung tritt er zu Tage.

Moos behauptet nämlich, daß die dramatische Musik auch in der Gesangsstimme dem Anschauungsgehalt, nicht bloß dem Gefühlsgehalt der Dichtung folge (423), daß die Musik das Tragische und Komische im Unterschiede vom Erhabenen und Heiteren ausdrücken könne, wenn auch in einem sehr geringen Grade, hinter dem nur noch die Baukunst zurückbleibt (411—413), und daß sie in der Oper nicht auf lyrische Dramatik beschränkt, sondern auch dramatische Dramatik musikalisch zu illustriren berufen sei (426). In alle dem kann ich Moos nicht zustimmen. Die Musik kann wohl die ernste siegreiche Erhebung aus tiefem Schmerz zum Ausdruck bringen, aber sie kann nicht mit ihren Mitteln verständlich machen, ob diese Erhebung durch eine transcendente oder eine immanente Lösung des Konfliktes verursacht ist. Jedenfalls werden die Grenzen zwischen beiden Stimmungen fließend, subjektiv wandelbar und schwer bestimmbar sein, und man wird niemals sagen können, daß diese bestimmte Musik einen anderen als tragischen Stimmungsgehalt ausschließe. Daß die Musik an das Komische auch nur rühren könne, werde ich nicht eher glauben, als bis man mir Beispiele aufweist, die durch ihren musikalischen Gehalt selbst, und nicht durch außermusikalische Hilfsmittel und Vorstellungsassoziationen komisch wirken. Die Musik kann nicht komisch sein, weil sie nicht, wie das Komische, verstandesmäßig ist. Wenn die Musik über die lyrische Dramatik zur dramatischen übergreift, so halte ich das für eine ebensolche Verkennung ihres Kunstziels, als wenn das rezitirende Drama von der dramatischen Dramatik Abstand nehmen und sich auf die lyrische beschränken will. Dabei sind natürlich hochdramatische Momente in der Oper nicht ausgeschlossen, aber sie sind hier wesentlich nur Durchgangspunkte und Mittel, um stark bewegte Gefühle auszulösen, also lyrische Höhepunkte herbeizuführen.

Daß die Verwendung des Kastraten zu Heldenrollen weit unnatürlicher ist als die des Tenors, ist auch meine Ansicht, und es liegt mir fern, beide Mißgriffe auf eine Stufe zu stellen (427). Wenn Moos sich durch Wagner verleiten läßt, den Heldentenor für ästhetisch gerechtfertigt zu halten, so möge er erwägen, daß unsre musikalisch feinfühligsten Opernkomponisten die eigentlich heroischen Rollen dem Baryton zutheilen, daß der Heldentenor wesentlich erst eine Erfindung Spontinis ist, die dann von Meyerbeer, Halevy, Herold, Verdi und leider in einem Theil seiner Opern auch von Wagner nachgeahmt wurde.

In Bezug auf die Gliederung der Künste macht Moos mir hauptsächlich drei Vorwürfe: erstens daß ich produktive und reproduktive Kunst nicht überall ausdrücklich sondere, zweitens, daß ich unselbständige abstrakte Seiten der Künste als Theilkünste ablöse und vor den konkreten Künsten

erörtere, zu denen sie gehören, und drittens, daß ich die Operngesangkunst oder Gesanggeberdenmimik als einfache Kunst behandle statt als Verbindung zweier Künste (413—415).

Die Unterscheidung produktiver und reproduktiver Künste scheint mir so selbstverständlich, daß ich den beschränkten Raum, den die Musik in einer allgemeinen Aesthetik einnehmen kann, bei der Instrumentalmusik nicht ohne Noth mit ihr belasten wollte. In einer speziellen Musikästhetik würde ich ihre Durchführung nicht haben vermissen lassen. Das Verständniß unseres diskursiven Denkens erfordert die Zerlegung des Konkreten in seine abstrakten Momente auch da, wo die letzteren gar keinen selbständigen Bestand, oder höchstens einen solchen als technische Vorstufe der Kunstübung haben. Wir müssen uns bemühen, das abstrakt Einfache vor dem konkreten Zusammengesetzten zu begreifen, um die Bedeutung und den Antheil jeder Seite des Ganzen zu verstehen, z. B. die des bel canto im ausdrucksvollen Gesang oder die der Sprachmimik und der Geberdenmimik in der Schauspielkunst oder ganzen Mimik. Selbstverständlich darf die andere Seite nicht übersehen werden, daß die unselbständigen Theilkünste von den ganzen Künsten, deren abstrakte Seiten sie sind, mitbestimmt werden, daß sie also ihre Vollendung erst aus dem Konkreten gewinnen, dem sie angehören. Diese Rückwirkung des Ganzen auf die Theile erfordert seine besondere Behandlung, macht aber die Erörterung der Theile vor dem Ganzen weder überflüssig noch zur fehlerhaften Vorwegnahme.

Ob die Mimik als einfache Kunst mit zwei abstrakten Theilkünsten oder als binäre Verbindung aus zwei einfachen selbständigen Künsten aufzufassen sei, darüber läßt sich streiten. Stützt man sich auf die natürliche Einheit von Sprachmimik und Geberdenmimik, dann erscheinen diese Theile als unselbständige Momente, weil der lebhaft Vortragende ebenso gewaltsam jede erläuternde Geberde unterdrücken muß, wie der Pantomimiker den ihn von seiner erzwungenen Stummheit erlösenden Laut. Geht man dagegen von der Eintheilung der Künste nach dem Sinnenscheine aus, so stellt sich die ganze Mimik bereits als Vereinigung von Augen- und Ohrenschein, also als eine Kunstverbindung dar. Ich habe bei meiner Aesthetik lange geschwankt, mich aber schließlich dafür entschieden, die einseitige Sprachmimik und Geberdenmimik als bloße Theilkünste und die ganze Mimik als einfache Kunst zu behandeln. Es kam mir darauf an, der Mimik den ihr gebührenden Platz im System der Künste zu erobern, der ihr bisher von der Aesthetik versagt war; diese Einsetzung in ihre vorenthaltenen Rechte wäre aber sehr erschwert worden, wenn sie entweder für unselbständige Momente und gewaltsame Zerstückelungen der Mimik, oder sogleich für eine Kunstverbindung von mißachteten Einzelkünsten versucht worden wäre. Ich habe nichts dagegen, daß Moos den andern Weg versucht, glaube aber nicht, daß es ihm gelingen wird, das Gefühl zu verwischen, daß in der bloßen Sprachmimik und der bloßen Geberdenmimik das in der

Natur einheitlich Zusammengehörende künstlich in zwei naturwidrig verselbständigte Seiten auseinandergerissen ist.

Wenn sich ihm dieses Gefühl weniger als mir aufgedrängt hat, so liegt das wohl daran, daß er gar nicht auf die Sprachgeberdenmimik reflektirt hat, sondern gleich von der Gesanggeberdenmimik ausgegangen ist, wo die Trennung weniger gewaltsam scheint, weil das konkrete Ganze selbst schon ein Künstliches und nicht ein Natürliches ist. Nachdem ich aber einmal für die Sprachgeberdenmimik die Entscheidung zu Gunsten der einfachen Kunst getroffen hatte, mußte ich dieselbe noch auf die Gesanggeberdenmimik übertragen, weil ich mit Gustav Engel den festen Gesangton und den gleitenden Sprechton nur für zwei parallele ästhetische Ausdrucksmittel des Gefühls halte, die beide in gleichem Maße die Tendenz haben, sich durch die ausdrucksvolle Geberde zu vervollständigen.

Moos hat in seinem Werke eine solche Fülle von Material für eine systematische Musikästhetik zusammengehäuft und in der Beherrschung und Sichtung derselben einen so klaren Blick bewährt, daß es sehr zu bedauern wäre, wenn er nicht bald zur Ausarbeitung seiner eigenen Musikästhetik überginge. Unsre Zeit bedarf dringend einer systematischen Zusammenfassung der vielen zerstreuten Ansätze, und ich wüßte keinen unter den Lebenden, der für eine solche Aufgabe besser vorbereitet und geeignet wäre.

E. von Hartmann.

Pädagogik.

Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901. Von Dr. August Messer, Oberlehrer und Privatdozent der Philosophie und Pädagogik zu Gießen. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner. 1901. 174 Seiten.

Der Plan des Reform-Gymnasiums. Was verspricht er? — und was droht er? Rede in der ersten Versammlung des Niederrheinischen Gymnasial-Vereins in Elberfeld am 26. Januar 1902 gehalten von Paul Cauer, Direktor des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Düsseldorf. 16 S. — Düsseldorf, Königl. Hofbuchdruckerei L. Voß & Cie. 1902.

Die vorgenannte Schrift von Messer giebt einen auf sorgsamer Sammlung beruhenden Ueberblick über den Kampf, der in den letzten Jahrzehnten um die Bildungs-Elemente in unseren höheren Schulen geführt worden ist. In diesem Kampfe habe ich stets Seite an Seite mit dem Verfasser der zweiten Schrift, Paul Cauer, gefochten. Wir sind Beide Vertheidiger der klassischen Bildung als der wahrsten, tiefsten und besten, haben aber das Prinzip, diese Bildung auf die Berechtigungs-

Privilegien der Gymnasien aufbauen zu wollen, von je verworfen und deshalb den sog. Schulfrieden von 1892, der, um jene Privilegien zu retten, das Gymnasium verstümmelte, von Anfang an für eine zur Unfruchtbarkeit verdammte Halbheit erklärt. Wir haben Beide umgekehrt von je die Rettung der klassischen Bildung gerade in der Aufopferung ihrer äußeren Privilegien gesucht. Diese Ansichten sind ja nun auch endlich durchgedrungen. Die formale Gleichberechtigung des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule ist zugestanden; die Erfahrung hat nunmehr zu lehren, ob das Gymnasium rein vermöge seiner inneren Ueberlegenheit seine bisherige führende Stellung dennoch behaupten werde.

Neben den drei Haupt-Typen hat der große Schul-Kampf noch einige besondere Schulformen, namentlich das Reform-Gymnasium erzeugt, dessen Eigenthümlichkeit ist, daß es wohl im Ganzen dieselben Lehr-Elemente hat wie das Gymnasium, sie aber zeitlich anders gruppirt: Lateinisch beginnt erst mit Tertia, Griechisch mit Sekunda, dafür haben die drei untersten Klassen als Hauptgegenstand Französisch. Erst eine Anstalt dieser Art, das Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M., unter Direktor Reinhardt, hat Abiturienten entlassen. Die sieben anderen sind in verschiedenen Stadien des allmäligen Heraufwachsens.

Mit großer Entschiedenheit wendet sich nun Cauer in seinem Vortrage gegen diese Art Schulen, aber so sehr ich sonst mit dem trefflichen Schulmann und Gelehrten harmoniere, so muß ich ihm doch, soviel an mir ist, an dieser Stelle widersprechen.

Cauer hat die Beseitigung der Gymnasialprivilegien verlangt, damit jeder Schultypus, statt innerlich unwahre Kompromisse zu schließen, sich seiner eigenen, besseren Natur gemäß frei entwickeln könne. Wem das Gymnasium nicht paßt, der kann jetzt ohne Besorgniß um seine zukünftige Karriere auf das Realgymnasium oder die Ober-Realschule gehen: wozu also noch eine Misch-Form wie das Reform-Gymnasium?

Der Fehler dieses Verdikts scheint mir darin zu liegen, daß das Reform-Gymnasium aufgefaßt wird als ein Institut, in dem die verschiedenen Bildungsstoffe „vermengt“ seien. Wäre das der Fall, so wäre Cauers Verurtheilung dieses Schul-Typus berechtigt. Thatsächlich enthält aber das Reform-Gymnasium nahezu dieselbe Komposition von Bildungsstoffen wie das Gymnasium, nur in anderer Reihenfolge, und die Frage, um die es sich handelt, ist rein praktisch, welche Reihenfolge für die günstigere zu halten sei. Die Erfahrungen des Frankfurter Goethe-Gymnasiums sind die allerbesten; auch Cauer gesteht das mit voller Anerkennung zu, aber er glaubt, daß die Erfolge dieser Anstalt zu erklären seien durch ein ausgesucht gutes Lehrer- wie Schüler-Material. Ob das wirklich der Fall ist, möchte ich denn doch sehr bezweifeln; von anderer Seite wird es bestritten, und die Gründe, die Cauer für die von ihm behauptete Thatsache anführt, haben mir keineswegs eingeleuchtet. Jeden-

falls steht so viel fest, daß die bisherige, doch schon recht ergiebige Erfahrung nicht gegen diese Schulen spricht.*)

Ein Hauptvortheil des Reform-Gymnasiums ist, daß bei der Hinaufschiebung des Lateinischen bis Tertia die Entscheidung, ob man einen Knaben der klassischen Bildung zuführen will oder nicht, erst drei Jahre später zu erfolgen braucht, als im alten Gymnasium. Cauer meint, der Vortheil sei gegenstandslos geworden, seit dem Wegfall des Gymnasial-Monopols, ja er habe sich sogar in einen Nachtheil verwandelt, da die scharfe entscheidende Probe der lateinischen Grammatik, auf die alles ankomme, nun erst soviel später gemacht werde. Dem möchte ich in jeder Beziehung widersprechen. Das Reform-Gymnasium betreibt den Unterricht im Französischen und im Deutschen ebenfalls nach streng grammatikalischer Methode und unterwirft dadurch seine Zöglinge einer völlig genügenden Probe, ob sie sich für eine Fortbildung auf dem abstrakten klassischen Wege eignen oder nicht. Ist das Ergebniß negativ, so bleibt es aber offenbar ein großer Vortheil, daß die Arbeit dieser drei Jahre nicht vorwiegend einer Sprache zugewandt worden ist, die nachher ganz fallen gelassen wird.

Als eine besonders gefährliche Eigenschaft des Reform-Gymnasiums erscheint Cauer, daß das Griechische mit Unter-Sekunda beginnt. Denn da das Einjährigen-Zeugniß mit Ober-Sekunda ertheilt wird, so ist das Jahr Griechisch, für alle die, die mit diesem Zeugniß abgehen, völlig nutzlos. Cauer glaubt deshalb vorauszusehen, daß binnen Kurzem das Griechische nach Ober-Sekunda verschoben, damit auf drei Jahre beschränkt und auf diese Weise der klassische Unterricht so beschnitten werde, daß man ihn endlich als einen ohnmächtigen Krüppel ganz bei Seite thun müsse. Sollte diese Argumentation wirklich zutreffen, so wäre sie ohne Zweifel sehr bedeutsam: aber man kann sie in das grade Gegentheil verkehren. Unzweifelhaft sind für jede höhere Schule, welche es auch sei, diejenigen Schüler, die vor der Reifeprüfung abgehen, namentlich also die Ersitzer des Einjährigen-Scheines die lästigste Beschwerung. Die Anhänger des Reform-Gymnasiums glauben nun, daß gerade dieser Organismus die Fähigkeit habe, derartige Schädlinge sich und ihnen selbst zum Besten ab-

*) Neben dem Reform-Gymnasium giebt es auch das Reform-Realgymnasium, das statt des Griechischen in Sekunda Englisch beginnt. Ein reines Reform-Gymnasium ohne Nebenzweige existirt nur in Frankfurt a. M.; die anderen sieben Reform-Gymnasien haben als Nebenzweige meist eine Realschule, die übrigen sechszehn Reformschulen nach Frankfurter System sind Reform-Realgymnasien und haben als Nebenzweige ebenfalls meist eine Realschule. Neben diesen Reformschulen nach Frankfurter System stehen noch zehn Realgymnasien nach dem Altonaer System, welches das Lateinische und Französische ebenfalls in Tertia und Sexta, das Englische dagegen in Quarta anfangen läßt. Die Altonaer Reform hat bereits Ostern 1878 begonnen und bis Ostern 1901 waren schon 120 Abiturienten entlassen, welche, nach diesem Lehrplan vorgebildet, es im Lateinischen auf Prima zu einem guten Verständniß des Livius, Cicero, Vergil, Tacitus und Horaz gebracht hatten.

zustoßen. Nicht in Sekunda, sondern schon beim Eintritt in Tertia werden sie in Anstalten abgelenkt, die ihrer Begabung und ihren Zielen viel besser angepaßt sind, als die Gymnasien. Ein Reform-Gymnasium, das richtig geleitet wird, darf Jungen, die mit dem Einjährigen-Schein abgehen wollen, von Tertia an so gut wie garnicht mehr haben. Das ist in Frankfurt auch wirklich erreicht worden und wenn sich das weiter bewährt, so wäre das von allen Gründen für die Annahme dieser Schulform vielleicht der allerstärkste. Gehen nun bei Ober-Sekunda keine Schüler ab, so entfällt auch der Grund, das Griechische aus Unter-Sekunda zu entfernen.

Durchaus stimme ich Cauer darin zu, daß es nicht nöthig ist, die Zahl der bestehenden Reform-Gymnasien schnell zu vermehren. Jedes Jahr bringt weitere Erfahrung über die Ergebnisse der Anstalten, die bereits bestehen in Frankfurt, Hannover, Solingen, Charlottenburg, Schöneberg, Breslau, Danzig und Karlsruhe. Ebensowenig aber ist es nöthig, vor Errichtung solcher Anstalten besonders zu warnen; z. B. da, wo es sich in einer kleinen Stadt um Umwandlung eines bisher klassischen Gymnasiums handelt, kann man sehr wohl in Erwägung ziehen, ob der Typus des Realgymnasiums oder des Reform-Gymnasiums den Vorzug verdiene. Ich sehe nicht ein, weshalb unser höheres Schulwesen sich so durchaus auf einige feste Typen beschränken soll. Die Vorstellung einer einheitlichen ganz gleichmäßigen Universitäts-Vorbildung, die ohnehin doch immer nur eine sehr relative Wahrheit war, ist jetzt noch mehr zurückgetreten. Mit um so größerer Freiheit können neue Schultypen geschaffen werden und es ist ganz gewiß nur gut, daß unser Schulwesen stets in einem gewissen Fluß bleibe. Daß dieser Fluß die klassische und historische Bildung einmal ganz hinwegschwemmen werde, fürchte ich nicht, dazu habe ich einen zu festen Glauben an die Kraft und den Werth dieser Bildung und an die gute Natur unseres Volkes.

Delbrück.

Volkswirthschaft.

Deutschland und die amerikanische Konkurrenz.

Unter dem Titel „Deutschland und die Rohstoffländer“ hat Dr. Alfred Weber in Nr. 14 der „Zeit“ (2. Januar 1902) einen Artikel veröffentlicht, in welchem er in wenigen schlagenden Ausführungen nachweist, welches die Stellung ist, welche Deutschland in Zukunft auf dem Weltmarkte einnehmen muß, wenn ihm nicht der Boden, auf dem seine neueste Entwicklung beruht, unter den Füßen schwinden soll:

Deutschland ist nicht im Stande, in Rohprodukten und Halbfabrikaten mit den Vereinigten Staaten und anderen Rohstoffländern auf die Dauer zu konkurriren; wollen wir unsere Stellung auf dem Weltmarkt behaupten,

so kann dies nur geschehen, indem wir uns auf diejenigen Zweige der industriellen Produktion werfen, in welchem wir „die Schätze besonders tüchtiger menschlicher Arbeitskraft, die wir haben", verwenden, d. h. also auf die Veredelungsindustrien, auf die Herstellung von Ganzfabrikaten und von Produkten, bei welchen der Antheil des Rohstoffwerthes ein möglichst geringer, derjenige des Arbeitswerthes aber ein möglichst großer ist.

Hieraus geht hervor, daß Weber der Ueberzeugung ist, daß wir wenigstens in den Produkten dieser „Arbeitswerthindustrie" auch in Zukunft im Stande sein werden, nicht nur die errungene Stellung auf dem Weltmarkte zu behaupten, sondern auch das, was wir über kurz oder lang im Export von Rohprodukten und Halbfabrikaten verlieren müssen, wieder auszugleichen.

Ich gebe zu, daß, wenn man sich auf den Boden der Weberschen Argumente stellt — und ich thue dies unbedingt — hierin die einzige Aussicht liegt, auch in Zukunft unsere Stellung auf dem Weltmarkte zu behaupten.

Die Frage, die ich aufwerfen möchte, ist nun erstens, ob dies überhaupt möglich ist und zweitens, wenn wir diese Frage bejahen, was wir thun müssen, um diese „Plattform, auf der unsere wirthschaftliche Zukunft sich aufbauen soll", sicher zu fundieren und genügend zu verbreitern.

Was die erste Frage anbetrifft, so ist dieselbe unbedingt zu bejahen; denn wenn wir überblicken, was unsere Fabrikanten und Kaufleute, unsere Banken und Exporteure, in einem Worte, unsere Industrie und unser Handel, in den Jahrzehnten seit der Entstehung des Deutschen Reiches geleistet haben, so können wir sicher sein, daß ihre Fähigkeiten und Arbeitsleistungen sich auch den neuen, weit schwereren Aufgaben, welche das 20. Jahrhundert bringt, gewachsen zeigen werden.

Aber darüber, daß es einen schweren, langen Kampf gilt, dürfen wir uns keinen Augenblick täuschen und dies vor Allem mit Hinblick auf die nordamerikanische Konkurrenz. Denn die Vereinigten Staaten sind uns nicht nur in der Produktion von Rohstoffen und Halbfabrikaten überlegen, sondern zum Theil auch schon in dem, was Weber die Arbeitsindustrie nennt.

Wenn hierüber weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, so mag dies daran liegen, daß es sich hier ja nicht in jedem Artikel um so ungeheure Mengen und Werthe handelt, wie bei den Rohstoffen und Halbfabrikaten, sowie darin, daß dieser Kampf sich weniger in Deutschland selbst abspielt, wo die heimische Industrie zum großen Theil durch Zölle geschützt ist, als auf den neutralen Märkten Englands, seiner Kolonien, sowie speziell Süd- und Mittel-Amerikas.

Doch auch in Deutschland macht sich die amerikanische Konkurrenz in Produkten, die einen hohen Arbeitswerth repräsentiren, geltend; ich möchte nur erinnern an die landwirthschaftlichen Maschinen, welche neuerdings in Deutschland ein gutes Absatzfeld gefunden haben, an die komplizirten

Werkzeugmaschinen, in denen sich Amerika fast eine Monopolstellung auch bei uns gesichert hat, an die amerikanischen Schuhwaaren, Fahrräder u. a. m.

Was aber auf dem englischen und den mittel- und centralamerikanischen Märkten vorgeht, das habe ich in langjähriger, kaufmännischer Thätigkeit, die mich fast täglich in Verbindung mit den für ihre überseeischen Märkte einkaufenden Kunden brachte, gesehen. Das Resultat meiner Erfahrungen ist, daß die Amerikaner sich bis vor Kurzem, was den Export hochwerthiger Industrieprodukte anbetrifft, nur auf einige wenige Artikel geworfen haben, in diesen aber jede fremde Konkurrenz aus dem Felde schlagen und zwar nicht durch die absolute Billigkeit der Produkte, sondern durch die gute Qualität, die Präzision und die immer gleichmäßige Lieferung der bestellten Waaren, durch deren praktische und geschmackvolle Verpackung u. s. f.

Wenn die amerikanische Konkurrenz sich in hochwerthigen Produkten bis vor Kurzem auf wenige Artikel beschränkt hat, so ist der Grund hierfür darin zu suchen, daß die Vereinigten Staaten noch zuviel mit der Eroberung und Versorgung ihres ungeheuren einheimischen Marktes zu thun hatten und daß sie nur in gewissen Artikeln den Ueberschuß nach fremden Gebieten abstießen.

Dies hat sich in den letzten Jahren geändert, planmäßig geht die Eroberung zunächst der anliegenden Märkte von Canada und Mexiko vor sich und es ist nur eine Frage weniger Jahre, wann Aehnliches sich in Westindien, Central- und Südamerika sowie Ostasien in größerem Maßstabe vollziehen wird.

Wenn die Verdrängung deutscher Fabrikate auf den südamerikanischen Märkten noch keine so großen Fortschritte gemacht hat, so liegt dies daran, daß erstens die amerikanischen Handlungsreisenden den deutschen noch nicht den Rang abgelaufen haben und zweitens, daß der amerikanische Fabrikant, der auch hochwerthige Artikel nur als Massenprodukte und fast gänzlich auf maschinellem Wege herstellt, nicht für jeden kleinen südamerikanischen Markt die dem dortigen Geschmacke entsprechenden Abänderungen machen kann, wozu der deutsche Fabrikant, der in kleinerem Maßstabe und noch vielfach mit Beihilfe der Handarbeit produzirt, eher in der Lage ist. Endlich daran, daß der Amerikaner noch keine so langen Kredite (6—12 Monate) gewähren will, wie der deutsche und englische Exporteur dies regelmäßig thut; auch der Mangel an billigen direkten Dampferverbindungen zwischen den Vereinigten Staaten und den einzelnen Absatzländern hat nicht wenig dazu beigetragen, die amerikanische Konkurrenz zu benachtheiligen.

Diese beiden letzten Punkte, welche heute noch zu unseren Gunsten wirken, sind jetzt bereits im Begriff, einen großen Theil ihrer Wirksamkeit einzubüßen: Direkte amerikanische Dampferlinien sind bereits entstanden oder im Entstehen begriffen, und was die Kreditgewährung anbetrifft, so befinden sich die Vereinigten Staaten im Begriffe, aus einem Schuldner- ein Gläubiger-Staat zu werden und sind somit in Kurzem in der Lage,

ebenso lange und billige Kredite zu gewähren wie England oder Deutschland.

Was sodann die verschiedene Produktionsweise anbetrifft, so zwingt die amerikanische Konkurrenz uns immer mehr, unsere Betriebe maschineller und damit auch einseitiger zu gestalten. Endlich erziehen die Amerikaner ihre Abnehmer allmählich dazu, sich an die von ihnen gebotenen Modelle und Waarenklassen zu gewöhnen.

Ein argentinischer Einkäufer schilderte mir vor Kurzem die dort konkurrirenden drei Nationen sehr treffend wie folgt:

„Der Engländer fabrizirt, was für seinen Geschmack und sein Klima paßt und verlangt dann, daß die andern Nationen hiermit zufrieden sind; der Deutsche kommt jedem unserer Wünsche entgegen, ganz einerlei, ob es sich um eine vorübergehende Mode oder einen berechtigten Wunsch der Kundschaft handelt; der Amerikaner endlich richtet in den Artikeln, in welchen er konkurriren will, seine Fabrikation darauf ein, etwas zu schaffen, was er für unsere Verhältnisse als das Passendste erachtet, und selbst wenn wir uns zuerst sträuben, dies anzuerkennen, so überzeugt er uns bald durch die gute Qualität und die Gebrauchsfähigkeit seines Fabrikates, daß er unsere Bedürfnisse besser beurtheilt hat, als wir selber."

Wir sehen also, daß die Bedrohung unseres Exportes, selbst wo deutsche und amerikanische Produkte unter gleichen Bedingungen kämpfen, eine gefährliche ist; garnicht zu sprechen davon, daß die Möglichkeit vorliegt, daß wir auch noch durch Differenzialzölle auf einigen der süd- und mittelamerikanischen Märkte getroffen werden können, wenn die Vereinigten Staaten, welche sich zu dem Hauptkonsumenten der Rohprodukte dieser Staaten entwickeln, durch politische und andere Mittel Zollvergünstigungen erzwingen sollten.

Fragen wir uns nun, was wir thun müssen, um diesen unserem Exporte hochwerthiger Fabrikate drohenden Gefahren entgegenzutreten, so müssen wir erstens unsere Fabrikationsmethoden verbessern, zweitens uns über diejenigen unserer Konkurrenten sowie über die Verhältnisse auf den Absatzmärkten fortwährend genau unterrichtet halten und endlich drittens der Erziehung und Ausbildung unserer gewerblichen Arbeiterschaft das allergrößte Interesse widmen.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist — besonders in neuester Zeit — viel geschehen: Unsere elektrotechnische und chemische Industrie sind in ihrer technischen Durchbildung ein Muster für die ganze Welt, ähnlich die lithographischen und verwandten Industrien, und was unser Schiffs- und Maschinenbau in den letzten Jahren geleistet, ist in Aller Mund. Aber an anderer Stelle bleibt noch sehr viel zu thun, ich möchte nur an gewisse Zweige der Textilindustrie erinnern, in welchen noch immer das Bestreben herrscht, den ganzen Gang der Fabrikation in einem Fabriketablissement zu vollziehen, gegenüber dem bewährten englischen System, getrennten

Unternehmungen die Herstellung bestimmter Spezialarbeiten zu überlassen und so durch weitgehendste Arbeitstheilung die größtmögliche Leistungsfähigkeit zu erlangen.

Ebenso sind wir noch nicht allgemein zu der Erkenntniß gelangt, daß es billiger ist, veraltete Maschinen, auch wenn dieselben noch leistungsfähig sind, durch solche neuester Konstruktion zu ersetzen, als mit den alten weiter zu arbeiten. Ferner haben wir noch viel von den Amerikanern zu lernen in der weitgehendsten Ersetzung der Menschenkraft durch Arbeitsmaschinen aller Art; vielfach fehlt noch die Erkenntniß, daß der höchstbezahlte und bestgenährte Arbeiter am Ende der billigste ist, und endlich sind bei uns — wohl als Folge der früheren Kleinstaaterei — die verschiedenen Produktionszweige noch nicht zu derjenigen Konzentrirung an gewissen, besonders günstigen Standorten gelangt, wie dies in England und Nordamerika der Fall ist.

Als zweite Forderung mag hier die bessere und schnellere Unterrichtung unserer Kaufleute und Fabrikanten über fremdländische Produktion und überseeische Konkurrenzverhältnisse genannt werden. Unser Konsularwesen leistet in dieser Hinsicht zwar ebensoviel wie dasjenige anderer Länder, was aber herzlich wenig sagen will. Auch der sehr anerkennenswerthe Versuch des Reichsamtes des Innern, eigene und fremde Konsularberichte dem Handel und der Industrie zugänglich zu machen, ist nicht von großer Bedeutung, denn was die Konsularberichte geben, das ist, soweit es von Wichtigkeit, den interessirten Kaufleuten schon bedeutend früher durch ihre Korrespondenten und Reisenden bekannt.

Worauf es ankommt und was kein Korrespondent und kein Reisender an Ort und Stelle leisten kann, das sind gründliche wissenschaftliche Untersuchungen über Produktions- und Absatzverhältnisse auf den hauptsächlichsten Märkten der Welt. Was für die Landwirthschaft durch die Entsendung Professor Serings nach Nordamerika, Professor Kaergers nach Argentinien und neuerdings zum Zwecke des Studiums der Rohzuckerindustrie nach Cuba und Java, sowie Professor Auhagens als landwirthschaftlicher Sachverständiger nach Rußland, geleistet wird, das muß auch für die Industrie und zwar in Bezug auf alle größeren Absatzmärkte geschehen. Als einziges glänzendes Beispiel haben wir die vor einigen Jahren ausgeführte Expedition nach Ostasien; möchten ihr bald andere folgen und speziell durch die Ernennung kaufmännisch und wissenschaftlich vorgebildeter Assistenten an den größeren Berufskonsulaten solchen Unternehmungen vorgearbeitet werden.

Die dritte wichtigste aber auch schwierigste Forderung ist die einer besseren Vorbildung unseres gewerblichen Arbeiterstandes und ich glaube, daß sehr wenige eine Ahnung davon haben, wie sehr diese Dinge zur Zeit im Argen liegen.

Ich habe durch eine Enquête über die gewerblichen Lehrlingsverhältnisse

Berlins, welche in den Jahren 1899—1901 durchgeführt wurde und deren Resultate nächstens im Drucke erscheinen werden, Gelegenheit gehabt, diesen Verhältnissen näher zu treten. Das Resultat ist im Ganzen kein sehr erfreuliches: Im Handwerk allerdings scheint das Schlimmste überwunden zu sein und die Ueberzeugung, daß eine gute Lehre allein die Grundlage für spätere Leistungen bieten kann, beginnt sich in weiteren Kreisen, speziell auch bei den Meistern, fühlbar zu machen. Innungen und Handwerkskammern sind an der Arbeit, Fach- und Fortbildungsschulen leisten bereits gute Dienste, wenn auch keine gründliche Besserung eintreten kann bis durch die gesetzliche Vorschrift obligatorischer Fortbildungsschulen eine sichere Basis geschaffen sein wird. Die Kosten, die der Staat hierfür eventuell aufwenden müßte, würden glänzende Früchte tragen.

Viel ungünstiger dagegen steht die Sache in der Industrie; was das Handwerkergesetz von 1897 für die bessere Ausbildung der Lehrlinge im Handwerk gethan haben mag, das ist dreifach verloren worden durch die ungünstigen Folgen, welches es auf die Ausbildung der Lehrlinge in der Industrie gehabt hat. Die Bestimmungen, welche an das Halten von Lehrlingen schwerwiegende Verpflichtungen knüpften, haben einfach dazu geführt, daß die Mehrzahl der Fabriken keine Lehrlinge mehr einstellt. An ihre Stelle sind die „jugendlichen Arbeiter" getreten, welche sofort einen geringen Lohn erhalten, denen gegenüber dann aber keinerlei besondere Verpflichtungen in Bezug auf Ausbildung, Ueberwachung u. s. f. bestehen.

Die Fabriken rekrutiren ihre gelernten Arbeiter entweder aus den ausgelernten Lehrlingen und den Gesellen des Handwerks — in diesem Falle ernten sie, was andere gesät haben — oder aber sie stellen jugendliche Arbeiter ein, welche auf eine Spezialverrichtung eingedrillt werden und eine allseitige Ausbildung nie erlangen.

Nur eine verschwindend kleine Anzahl der allergrößten Betriebe (Siemens und Halske, Borsig und die Kgl. Eisenbahn-Werkstätten) haben musterhafte Lehrwerkstätten eingerichtet, in denen übrigens auch nur eine, im Vergleich zur Arbeiterzahl, verschwindend kleine Anzahl von Lehrlingen ausgebildet werden.

Was sonst besteht, beschränkt sich auf einige öffentliche Institute (z. B. städtische Webeschule) und die sogenannten Lehrwerkstätten, Lehrakademien 2c., welche als auf den Erwerb angewiesene Privatinstitute nur den Wohlhabenderen zugänglich sind.

Wenn in der Reichshauptstadt, welche zugleich eines der wichtigsten Industriecentren ist, die Verhältnisse so wenig günstige sind, so können wir daraus wohl den Schluß ziehen, daß es draußen im Reich auch nicht besser steht.

Hier liegen also große und schwierige erzieherische Aufgaben vor,

welche von hervorragender volkswirthschaftlicher Bedeutung sind, denn wenn wir unter ungünstiger werdenden Verhältnissen unsere Stellung auf dem Weltmarkte nur behaupten können, indem wir unsere „Arbeitswerth-industrie" weiter ausbilden, so ist die erste Bedingung hierfür ein gutgeschulter, gewerblicher Arbeiterstand.

Die Vorbedingungen für einen solchen durch Errichtung von Lehrwerkstätten, planmäßige und allseitige Ausbildung der jugendlichen Arbeiter u. a. m. zu schaffen, ist nicht nur Aufgabe des Staates, sondern in erster Linie eine Aufgabe der Selbsthilfe der Industrie, deren ferneres Gedeihen auf das Engste mit dieser Frage verknüpft ist und die auch die erste sein wird, aus einer befriedigenden Lösung derselben die allergrößten Vortheile zu ziehen.

Hoffen wir, daß weite Kreise unserer Großindustrie sich darüber klar werden mögen, daß die vorherrschende Stellung, welche ihr im modernen Deutschland zugefallen ist, auch entsprechende Pflichten mit sich bringt.

Edgar Jaffé.

Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Friedrich Julius Neumann. Band VI. — Dr. Thissen: Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen, unter Mitwirkung des Herausgebers bearbeitet. Tübingen 1901, Lauppsche Buchhandlung. XX und 250 S.

Der Band fällt aus dem Rahmen der Sammlung etwas heraus. Es ist eigentlich keine bevölkerungsstatistische oder historische Studie, welche der Verfasser giebt, sondern eine wirthschaftshistorische und wirthschaftspolitische. Es mag auch sein, daß durch den Versuch einer Anpassung seiner Arbeit in den Rahmen der Sammlung der Verfasser zu dieser etwas unklaren Behandlung seiner Aufgabe gekommen ist. Der Verfasser konnte dreierlei klarzulegen bezwecken: Einmal die Entwicklung derjenigen Bevölkerungsschichten, welche unter den Begriff des Handwerks fallen, zweitens konnte er versuchen, darzulegen, wie sich die handwerksmäßigen Unternehmungen, d. h. in erster Reihe die Zahl der selbständigen Betriebsleiter entwickelt habe und drittens konnte behandelt werden, wie sich die einzelnen Arten des Handwerks behauptet bezw. entwickelt haben. Zu allen drei Fragen liefert der Verfasser Ansätze. Der Herausgeber verquickt noch eine andere Frage mit dem Thema, nämlich die Frage nach der Entwicklung des Mittelstandes, die er nach den Steuererträgen zu beurtheilen sucht.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist ebenso schwer wie undankbar. Undankbar insbesondere deswegen, weil die Grundlagen, mit denen er operiren muß, so außerordentlich lückenhaft und unsicher sind. Er geht in der Hauptsache aus von den Gewerbetabellen, welche der

preußische Staat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufstellte, insbesondere von derjenigen des Jahres 1849. Der Hauptfehler dieser Tabellen, den der Verfasser selbst anerkennt, ist ihre Trennung von Fabrik und Handwerk. Der Verfasser sieht sich deshalb gezwungen, zu besserer Vergleichung mit der Gegenwart die den alten Handwerkertabellen entnommenen Daten zum Theil noch durch solche aus den Fabriktabellen zu ergänzen. Liegt hierin schon eine große Unsicherheit, so erhöht sich dieselbe, wenn der Verfasser die Abgrenzung des Begriffs Handwerk vornehmen will. Vor Allem sieht sich der Verfasser genöthigt, die Textilbranche und die Metallbranche des Handwerks, d. h. also Weber, Spinner, Schlosser, Klempner, Schmiede 2c. aus seiner Betrachtung ganz auszuschalten, da es ihm in der Statistik hier an den Unterscheidungen zwischen handwerksmäßigem und Fabrikbetrieb fehlt.

Der Verfasser hält sich im Uebrigen an die allgemeine volksthümliche Auffassung des Begriffs und unterwirft insgesammt 24 Handwerke seiner Betrachtung. Unter diesen sind indessen auch noch eine ganze Reihe, in denen die Frage ob Handwerk oder Fabrik, statistisch nicht beantwortet wird, so z. B. die Gewerbe der Schneider, Schuhmacher, Hutmacher, Handschuhmacher, Posamentiere, Seiler, Gerber, Sattler, Buchbinder, Gold- und Silberarbeiter u. s. w. Nichtsdestoweniger zieht der Verfasser bei allen diesen im Vergleich zur Tabelle von 1849 die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 heran. Der Verfasser glaubt, daß, nachdem er sich auf 24 Handwerke beschränkt hat, es andererseits um so mehr geboten gewesen sei, die zu beobachtenden Vorgänge nicht nur für das ganze Gebiet des alten Preußens zu verfolgen, sondern nach Provinzen und Regierungsbezirken zu unterscheiden. Der Verfasser kommt hierbei meines Erachtens zu so kleinen Zahlen, daß ein richtiges Urtheilen auf Grund derselben nicht mehr möglich ist. Der Verlauf der Arbeit erweist dieses meines Erachtens auch ganz deutlich, indem der Verfasser, in Folge der Zerlegung in die vielen kleinen Bezirke, zu so ungleichen Resultaten kommt, daß er oft genug gezwungen ist, alle möglichen Gründe herbeizusuchen, um Ungereimtheiten und Eigenthümlichkeiten aufzuklären. Wenn man nun bedenkt, daß das ganze Buch unter dem Eindruck der These geschrieben ist, daß das Handwerk nicht, wie vielfach geglaubt wird, dem allmählichen Untergange geweiht sei, so nimmt es nicht Wunder, daß vielfach richtige Momente herangezogen, andere wichtige Momente aber außer Acht gelassen sind.

Den ersten Theil seiner Arbeit verwendet Thissen auf die Verschiebungen des durchschnittlichen Bevölkerungseinkommens innerhalb der einzelnen Provinzen sowie auf die Vertheilung des ländlichen Grundbesitzes. Daß das durchschnittliche Einkommen in den westlichen industriellen Bezirken gestiegen ist und daß hier der bäuerliche Besitz an Stelle des Großgrundbesitzes vorwiegt, beweist für das Gedeihen des Handwerks als solches

meines Erachtens noch nichts. Der Verfasser identifizirt auch hier offenbar Handwerk und Mittelstand.

Der zweite Theil der Arbeit, in welchem auf Grund der Tabellen von 1849 und 1895 ein statistischer Nachweis über die Entwicklung des Handwerks zu führen gesucht wird, muß als verfehlt bezeichnet werden. Der Verfasser sucht auf Grund dieser Statistik festzustellen, welche Handwerke zurückgegangen, welche stabil geblieben und welche vorwärtsgegangen sind. Als zurückgegangene erscheinen ihm Schuhmacher, Böttcher, Gerber, Kürschner, Glaser, Seiler. Als vorwärtsgegangene Maurer, Fleischer, Bäcker, Schneider, Tischler, Maler, Sattler, Töpfer, Barbiere, Buchbinder, Uhrmacher, Posamentiere, Hut- und Handschuhmacher. Diese Daten ergeben sich aus den Gesammttabellen. Ein besseres Bild glaubt der Verfasser dadurch zu bekommen, daß er jene Zahlen auf die einzelnen Bezirke spezifizirt. Er fährt wörtlich fort: „Nur ist, ehe das geschieht, allerdings noch eines vorweg zu bemerken: Als ursächlich wirkliche Momente für die verschiedene Gestaltung dieser Verhältnisse von Bezirk zu Bezirk fallen nämlich außer den oben schon berührten Dingen, wie Wohlstand, städtische Entwicklung, industrieller Aufschwung, Bodentheilung u. s. w. zweifellos auch manche historische Erscheinungen ins Gewicht, an die man weniger zu denken pflegt.“ Als solche führt er an die Friedricianische Steuerpolitik, welche das Handwerk vom platten Lande in accisepflichtige Städte bannte, andererseits aber z. B. die milde Steuerbehandlung Schlesiens u. s. w. Indessen kommen noch viele andere Momente hinzu, von denen der Verfasser auch hier und da das Eine oder das Andere erwähnt, manche aber ganz Acht läßt. Es möge nur der Einfluß des Rohstoffbezuges erwähnt sein, welcher z. B. die Bernsteindrechselei an der ost- und westpreußischen Küste lange Zeit hindurch und zum Theil noch jetzt lokalisirt hat. Ferner sei daran gedacht, daß z. B. die Einfuhr des Quebrachoholzes die Gerberei zu einem großen Theile in der Nähe der Elbmündung lokalisirt hat, daß viele Betriebe der Holzschnitzerei, Drechslerei, Uhrmacherei u. s. w. in den holzliefernden Waldgebirgsgegenden lokalisirt sind u. s. w.

Je mehr also der Verfasser spezialisirt, umso ungenauer werden seine Resultate. Im Allgemeinen glaubt er trotzdem feststellen zu können, daß die Zahl der im Handwerk beschäftigten Personen weder absolut noch relativ zur Größe der Bevölkerung zurückgegangen sei, und daß dies nicht nur im Durchschnitt des ganzen Staates, sondern auch für die einzelnen Regierungsbezirke der Monarchie gelte, daß ferner die Zahl der Selbständigen im Handwerk in der ganzen Monarchie, wie in den einzelnen Bezirken absolut und in dem größten Theile der sechs östlichen Provinzen auch relativ gestiegen sei, während in den westlichen Provinzen sich eine Stagnation, zum Theil aber ein relativer Rückgang zeige. Die letzteren Daten sind entschieden das interessanteste Resultat; denn allein die Zahl der Selbständigen kann für die volkswirthschaftliche Bedeutung des Hand-

werks ausschlaggebend sein. Nach dieser Richtung aber lautet das Resultat für die ganze Monarchie folgendermaßen: Es stiegen die im Handwerk überhaupt thätigen Personen von 1849 auf 1895, von 660 000 auf 1 515 000, darunter die Abhängigen von 296 000 auf 983 000, dagegen die Selbständigen nur von 364 000 auf 532 000.

Der dritte Theil der Arbeit ist insofern weitaus der beste, als er sich nicht allein auf die Wiedergabe unzuverlässiger statistischer Daten beschränkt, sondern vielfach allgemein wirthschaftliche Reflektionen vorwalten läßt. Es wird hier auch vielfach die Frage gestellt, welche Handwerke auch fernerhin lebensfähig sind und welches die Umstände sind, die das Handwerk gegenüber dem Großbetrieb lebensfähig erhalten. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Verfasser hierbei etwas mehr verweilt hätte und eine zusammenfassende Uebersicht am Schlusse dieses Abschnitts in der angedeuteten Richtung gegeben hätte. Er erwähnt, wie ein Theil des Handwerks durch das Aufkommen und die zunehmende Verwendung anderer Rohstoffe verdrängt worden sei, so die Seiler, die Zimmerleute, Stellmacher und Böttcher, hauptsächlich durch das Aufkommen des Eisens. So ist es erklärlich, daß diese Handwerke sich am meisten noch in Gegenden wenig entwickelter Eisenindustrie zu erhalten vermochten, sowie da, wo sie vorzugsweise die mehr stabilen Bedürfnisse der Landwirthschaft zu befriedigen haben. Theilweise indessen haben diese Handwerke auch wieder eine Förderung erfahren, so die Böttcherei durch die Branntweinproduktion des Ostens, die Zimmerleute durch das Aufkommen des Schiffsbaues. Die handwerksmäßigen Betriebe der Gerberei, Schuhmacherei und zum Theil auch die Böttcherei sind ferner namentlich durch den Großbetrieb zurückgedrängt worden. Die kostspielige Anschaffung der Maschinen hat sich wohl der kapitalistische Großbetrieb nicht aber der handwerksmäßige Kleinbetrieb leisten können. Freilich die Frage ist nicht unberechtigt und wäre doch von größter Wichtigkeit beantwortet zu werden, ob nicht das Handwerk materiell sehr wohl in der Lage gewesen wäre, zum Maschinenbetrieb überzugehen und ob es nicht nur zum großen Theile den richtigen Zeitpunkt in Folge von Unkenntniß und Unbildung versäumt hat. Wir hätten sonst vielleicht auch in anderen Handwerken eine Entwicklung erleben können, wie wir sie so erfreulich in der Kleineisenindustrie gesehen haben, in der an die Stelle des Handwerkers der kleine maschinell gut ausgerüstete Fabrikant getreten ist.

Auch die Bedingungen, welche gewisse Arten des Handwerks in ihrem Bestande sichern, streift der Verfasser. So meint er, ist ein Zurückgehen des Maurerhandwerks und ein weiteres Zurückgehen des Zimmermannsgewerbes um deswillen ausgeschlossen, weil die Schwierigkeit ausreichender Aufsicht dem Wachsthum der einzelnen Betriebe eine Grenze setzt. Für Bäcker und Fleischer ist namentlich der Umstand ausschlaggebend, daß der Absatz nicht zu weit von der Produktionsstätte ausgedehnt werden kann. Für das Uhrmachergewerbe ist die Thatsache ausschlaggebend, daß der sich

gerade auch auf das Land und auf die dünner bevölkerten Provinzen ausdehnende Wohlstand zu einem steigenden Absatze führt. Für die Barbiere und Friseure liegen die Thatsachen ähnlich wie für Bäcker und Fleischer; ihr Kundengebiet kann stets nur ein örtlich eng begrenztes sein.

Wenn der Herausgeber seine Vorrede mit den Worten schließt: „Trotz aller Wandlungen wird, was man Handwerk nennt, sich erhalten in dieser oder jener Gestalt", so ist das sicherlich unpräzise ausgedrückt; statt Handwerk muß hier Mittelstand stehen und darauf kommt auch der Verfasser am Schlusse seines Buches heraus. Der Mittelstand ist zweifellos in ständiger Zunahme begriffen, und diese Zunahme rasch und intensiv zu fördern, ist unbedingt nöthig, ist eine wichtige soziale Aufgabe. Etwas Anderes aber ist es mit dem Handwerk. Da wird auch durch die Thissen-schen Ausführungen nur bestätigt, daß der selbständige handwerksmäßige Produktionsleiter der Zahl nach im Zurückgehen begriffen ist. Wem es daher als Ideal dünkt, daß möglichst viele selbständige Produktionsleiter vorhanden sind, der muß auf Mittel und Wege sinnen, die Klasse der handwerksmäßigen Unternehmer zu stärken. Das aber ist eine Prinzipienfrage.

Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Samuel Friedrich Sauter. Ausgewählte Gedichte, eingeleitet und herausgegeben von Eugen Kilian. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1902. XXXI u. 78 S. gr. 8⁰. Preis 1,20 Mk.

Das interessante Büchlein bildet das fünfte Heft der „Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission" für das Jahr 1902. Es ist ein schöner, pietätvoller Beitrag zur heute mit so vollen Backen geforderten „Heimathskunst", der wirklichen, und zugleich kultur- und literargeschichtlich werthvoll. Freilich ist der in seiner Enge begnügte Dorfpoet von Flehingen (zuletzt in dem nahegelegenen Zaisenhausen) der Literaturgeschichte so gut wie unbekannt, und erst das eigenthümliche Schicksal, daß seine Dichtungen der Anlaß, ja man muß sagen das Opfer spekulativer moderner „Humoristen" werden mußte, forderte die Freunde badischer Landeskunde zu der Ehrenrettung ihres braven schwäbischen Dorfschulmeisterleins heraus.

Samuel Friedrich Sauter, geboren am 10. November 1766 zu Flehingen a. d. Kraich als Sohn des Sonnenwirths und Bäckermeisters, natürlich auch Weinbauers, Phil. Jak. Sauter, ward 1816 Schulhalter (Provisor) und versah sein hartes Amt bis 1841, wo er in Ehren emeritirt ward, und lebte noch bis 14. Juli 1846. Von sieben Kindern starben ihm vier in zarter Jugend, auch seine Frau bereits 1824.

Gedruckt erschienen zwar bereits 1811 „Volkslieder und andere Reime. Vom Verfasser des Krämermichels. Mit einer Musikbeilage." Heidelberg

bei Gottlieb Braun (112 S. 8⁰), aber erst nach der Anregung bei seinem Jubiläum 1836, wo man den wackeren Mann zur Herausgabe seiner sämmtlichen Reime, oder wie er sagt „Versuche in der Dichtkunst“ aufforderte, konnte er, durch zahlreiche Subskribenten ermuthigt, daran denken, sie als solche in einem ansehnlichen Sammelbande auf eigene Kosten erscheinen zu lassen. (Karlsruhe, in Kommission bei Creuzbauer & Hasper. 1845. 477 S.)

Ein Exemplar dieses heutzutage sehr selten gewordenen Buches fiel nun dem Dr. Adolf Kußmaul, der damals, 1853, als badischer Landarzt in Kandern lebte, in die Hände, und er erkannte darin nicht nur „einen bisher ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poesie von ungewöhnlich komischer Kraft“, sondern veranlaßte den ihm befreundeten Dichter Ludwig Eichrodt, besagten „Schatz“ zunächst für die „Fliegenden Blätter“ zu heben. Es wäre nicht viel darüber zu sagen, daß man die Stücke als „das Buch Biedermeier“ in L. Eichrodts Gesammelten Dichtungen, Stuttgart 1890, II. Band S. 57 ff. zusammengruppirte, hätte man nur ehrlich den wahren Sachverhalt angegeben und nicht in pietätloser Absichtlichkeit gänzlich unauthentische Texte unter dem Anschein neuer Originalerfindungen in die Welt gehen lassen. Aber darin bestand eben die trovata des modernen humoristischen Dichters. Wie man dabei verfuhr, davon steht eine Probe in der Anmerkung 1 auf Seite XIII zu lesen, die hier nicht wiederzugeben ist in ihrer ekelhaften Rohheit. Es ist der bald so beliebt gewordene Ton der Schule Wilhelm Buschs.

Da war es ein wirkliches Verdienst Eugens von Freydorf, in der Beilage zur „Allgemeinen Ztg.“ 1898 Nr. 56 zum ersten Male den Blick weiterer Kreise auf den vergessenen und mißhandelten badischen Volksdichter zu lenken und die Eichrodtschen Verstümmelungen ans Licht zu rücken. In derselben verständnißvollen Weise sprach sich dann in einer Reihe von Aufsätzen in der Halbmonatsschrift „Schwabenland“ 1898 Nr. 17—21 Carl Voretzsch unter dem Titel „Ein schwäbischer Volksdichter im Badischen“ aus.

Kußmaul hat in seinen „Jugenderinnerungen“ sich einmal zu einer Fußnote herbeigelassen, die doch wenigstens den Namen Sauters angab, „des herrlichen alten Schulmeisters“, aber nur als „des Autors des Dorfschulmeisterleins und des Kartoffelliedes.“ Damit hatten die „Biedermeier“-Gründer ihrem literarischen Gewissen genügt.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, an der Hand der „Ausgewählten Gedichte“ den wirklichen Gehalt des guten Volksdichters aufzuweisen, und muß hier genügen zu sagen, daß diese Aufgabe von dem Herausgeber der „Neujahrsblätter“ in vollkommenem Maße gelöst ist. Gewiß verdient ein Dichter gekannt und mit Ehren genannt zu werden, dessen Gedichte im Volksmunde leben, der also nicht vergessen ist, und nur deshalb in weiteren Kreisen fast unbekannt blieb, weil sie eben nicht mehr zu kaufen waren.

Wem ein Beethoven durch die Komposition des Liedes „Wachtelschlag" den Kranz der Unsterblichkeit reichte*), der bleibt wohl vor vielen zu beneiden.

Eine Begrenzung dessen, was in dichterische Form gekleidet werden kann, sagt Eugen Kilian, scheine für Sauter nicht zu existiren. Wir könnten hinzufügen, sie existirt auch in der That nicht, und könnten das z. B. an Rückerts Dichtungen erweisen, desjenigen Dichters, der Alles, was er sich zu eigen machte, in Verse umzugießen verstand, was denn auch nicht allemal reine Lyrik ergab. Nur oberflächlicher Betrachtung bildet der Kontrast des naiven, aber heilig ernst gemeinten Vortrags zu der Nüchternheit des Gegenstandes das, was heutige Witzbolde als „unfreiwillige Komik" mit der Laterne suchen. Mit Fug hebt der Herausgeber als Höhe der Kunst des schlichten Mannes die echt patriotischen und ernst religiösen Stücke hervor, den Jubelgesang auf die Leipziger Schlacht z. B. und ein sehr schönes Osterlied, sowie einige Psalmendichtungen. Sauter kannte und verehrte den unglücklichen Chr. Fr. Daniel Schubart.

Weimar. Xs.

Heimathklänge aus deutschen Gauen ausgewählt von O. Dähnhardt. 2. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mit Buchschmuck von Robert Engels. B. G. Teubners Verlag. Leipzig. XIV und 185 S. 4⁰ geb. 2,60 Mk., geh. 2 Mk.

Der Thomasschuloberlehrer Oskar Dähnhardt ist unsern Lesern nicht unbekannt. Der tüchtige Erforscher deutschen Volksthums bietet diesmal schöne echte Volkslesebücher, die jedem Hause warm zu empfehlen sind, das auf edle Lektüre der schulpflichtigen Jugend bedacht ist. Aber der Vater (oder die Mutter, wenn jener zu lange am Stammtisch verweilt) wird die Freude der Kinder theilen, wenn sie an der Hand des kundigen Führers in das Verständniß der Volksseele der deutschen Gaue einzuführen verstehen. Der erste Band behandelte in Erzählungen und Gedichten das norddeutsche Gebiet „Aus Marsch und Heide", der dritte führt uns in den oberdeutschen Süden, nach Deutsch-Oesterreich, Süd-Bayern und der Schweiz. War dort der Quickborn Klaus Groths und Fritz Reuter neben vielem Märchenstoffe vorherrschend, so erfreut hier der von Dähnhardt in seinem Werthe erkannte Stelzhamer neben Peter Rosegger u. a. Aus allen Gauen Mitteldeutschlands, vom Rhein und der Pfalz, den Hessischen Landen durch die thüringischen Mundarten, Sachsen, Schlesien und Nordböhmen erhalten wir in diesem zweiten Bande herrliche dialektische

*) Das Lied ist auch von Schubert in Musik gesetzt worden. Daß es einen Vorgänger in des Knaben Wunderhorn hat, ist Sautern, der es doch ganz in seiner Weise gab, nicht so übel anzurechnen, wie andere Benutzung älterer Motive viel berühmteren Dichtern anzurechnen wären, z. B. dem erhabenen H. Heine.

Stücke. Es läßt sich auch hier wahrnehmen, daß echtdeutsch Empfundenes und dauernd Schönes keineswegs oder auch nur vorzugsweise bei gepriesenen Modedichtern zu finden war, sondern oft weit abseits von der großen Straße mühsam aufgesucht werden mußte. Mancher allzu wenig bekannte geniale Erfasser der Volksart kommt auf diese Weise erst zu der wohlverdienten Anerkennung, ich nenne beispielshalber den Trierer Philipp Laven, (Gedichte in trierischer Mundart 1858), Franz von Kobell (Gedichte in Pfälzischer Mundart 1889, 7. Aufl.) — Ich schwärme sonst garnicht für die berühmten humoristischen Dichter der „Fliegenden" und den durch Scheffel eingerissenen Ton des Studentenulks, aber ich sehe mit welcher pädagogischen Vorsicht Dähnhardt sogar aus Edwin Bormann und dem sich Mikado nennenden von der Planitz doch nur solche Schnurren ausgehoben hat, an denen gesunde Knaben und Mädchen ohne den geringsten Schaden an ihrer Seele ihre helle Freude haben können. Und so spreche ich gern das Lob nach, das man den „Heimathklängen" Dähnhardts nachgerühmt hat, der Werth dieser Sammlung bestehe nicht nur darin, daß sie Dialektproben in Poesie und Prosa bietet, sondern auch und besonders darin, daß sie eine schöne Erholung und Erfrischung nach dem Ernst des Unterrichts gewährt, denn es gilt nicht nur den Kopf der Jugend zu füllen, sondern auch das Herz zu erfreuen. Und:

„E Schul ohne Spaß, ohne Scherz?
Die Kinnerchen dauern mich tief 'nein in's Herz."

Xs.

Schiller — Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Dr. Martin Berendt. Berlin 1901. Verlag von Alexander Duncker.

Diese sehr merkwürdige Schrift entwickelt folgenden Gedankengang: Goethe und Schiller — besonders Schiller aber — bedeuten nicht den Gipfelpunkt des deutschen dramatisch-künstlerischen Schaffens. Denn ihre tiefen Ideen bleiben bei Goethe in mehr lyrischer, bei Schiller in gedanklicher Konzeption stecken, während bei einem wirklichen Dramatiker ersten Ranges, von der Art, wie Shakspere einer war, diese Ideen in vollendet sinnlicher und realistischer dramatischer Handlung zu vollendeter Verkörperung gelangen. In höherem Maße dramatische Dichter als Schiller sind Kleist vor Allem und auch Grillparzer, obwohl auch sie der Vollkommenheit noch ein gutes Stück fernstehen. „Wenn das deutsche Drama auf die Dauer von der reflektirend-erkältenden Manier Schillers befreit oder vor ihr bewahrt bleiben sollte, so mußte die Musik, die bis dahin nur neben der Dichtung einhergegangen war, unmittelbar befruchtend in sie hineinfließen und auf die Entwicklung des deutschen Dramas einen durchgreifenden Einfluß gewinnen. Der Musiker, der in solcher Hinsicht

zuerst befruchtend wirkte, war Weber. Er beschritt „durch seine Berührung mit dem volksthümlichen Element" einen neuen, noch ungebahnten Weg in der Musik. Er riß sich entschlossen von den höheren Vorzügen der Beethovenschen Musik, die alle anderen Musiker wie in einem Banne gefangen hielt und ihre eigene Produktionskraft lähmte, los, um eine weniger vornehme, aber desto eigenthümlichere und frischere Musik zu schaffen. Seine Euryanthe ist der erste Versuch in einer Richtung, in der später das vollendete deutsche Bühnendrama in der Gestalt des Wagnerschen Musikdramas entstehen sollte. Wie Kleist und Grillparzer zu Schiller, so etwa verhält sich auch Weber zu Beethoven: „Er gab die philosophische Gedankentiefe und die Weite des Gesichtskreises eines Beethoven auf, gewann dafür aber durch die Berührung mit dem national-volksthümlichen Element der deutschen Musik erst jene heimisch-innige Grundlage, von der aus sie später im vollendeten deutschen Bühnendrama zu ihrer höchsten Blüthe sich fortentwickeln sollte." Diese Fortentwicklung ging indeß nicht in gerade aufsteigender Linie vor sich. Der Fortschritt des deutschen Geistes ist leider von der Art, daß auf eine Höhe erst immer eine tiefe Senkung folgt. Vor der höchsten Höhe — in Wagner erreicht — gab es erst eine „Periode der Verirrung des deutschen Dramas", bezeichnet durch das Eindringen der italienischen und französischen Oper, die „historische Oper" Meyerbeers, das „junge Deutschland" mit seinen zwei Richtungen, der idealistischen der Gutzkow und Genossen und der realistischen der Otto Ludwig und Hebbel. Dann endlich gelangte das deutsche dramatische Schaffen in Richard Wagner zu einem Höhepunkt, worauf jetzt wieder ein Tiefpunkt, eine „abermalige Verirrung der deutschen Dramatik" eingetreten ist in dem Kunstschaffen des „jüngsten Deutschland", vertreten durch die Hauptmann, Sudermann, Wildenbruch und Genossen. Es soll schließlich nicht gesagt sein, daß ein weiterer Aufstieg neben Wagner hinaus für alle Zeit ausgeschlossen sei. Auch das von der Musik gelöste, rein rezitirende Drama hat seine hohe Berechtigung. Das deutsche dramatische Schaffen soll sich an Shaksperescher Kunst orientiren. Shakspere wählte mit Vorliebe als dichterischen Stoff dasjenige rein menschliche Element, das sich auf den Staat und den Staatsmann bezieht. So soll auch der moderne Dramatiker „den Geist unserer jetzigen Politik dichterisch wiedergeben." Indeß: „dieses Drama soll nicht, wie das jüngstdeutsche, nur einzelne Seiten des politischen und sozialen Lebens, nur einzelne Parteifragen unseres öffentlichen Lebens herausreißen und diese poetisch zu gestalten suchen, sondern soll den inneren Geist dieser Politik in einer, allen einzelnen Partei- und Fraktionsinteressen überlegenen und die Politik aus einer idealen Vogelperspektive, sub specie aeterni, betrachtenden, dramatischen Darstellung, in derselben Weise, wie es Shakspere der Geschichte Englands seiner Zeit gegenüber gethan hat, erschließen." Der eigentliche Angelpunkt der Berendtschen Schrift aber läßt sich eigentlich erst verstehen, wenn man

des Verfassers Anschauung kennt, daß nämlich der geistige und künstlerische Aufschwung im Leben einer Nation stets in Verbindung steht und in Abhängigkeit ist von der politischen Erhebung. So ergiebt sich denn dieser Parallelismus: Friedrich der Große — Klopstock, Lessing; Stillstand Preußens, deutsche Kleinstaaterei — Schillers Historiendrama (das nämlich als „Historiendrama" den Helden nicht aus der inneren Freiheit seiner Natur heraus sich entfalten läßt); Preußens Erhebung — Kleist; Reaktionsperiode — Gutzkow, Hebbel, Meyerbeer; Deutschland und Bismarck — Richard Wagner. Im Sinne Berendts könnte man sehr wohl mit diesem Hinweis auf die Zukunft schließen: Wilhelm II., das „größere Deutschland" — der zu erwartende deutsche Shakspere.

Ich verkenne nicht, daß Herrn Berendts Arbeit sehr viel Anregung bietet. Ich muß auch zugeben, daß ich hier und da manchen Berührungspunkt gefunden habe mit eigenen Gedanken. Und doch: ich habe keine Seite ohne Oppositionsstimmung gelesen. Zum mindesten ist für mich alles das, was Berendt apodiktisch hinstellt, recht problematisch. Ueber den Zusammenhang zwischen politischem und künstlerischem Aufschwung will ich hier nicht reden; denn ich habe in meiner diesmaligen Theaterkorrespondenz darüber einiges zu bemerken. Den Muth, Kleist und Grillparzer entschlossen über Goethe und Schiller stellen, lobe ich; aber, aber ... Schiller ist gar nicht der Klassiker des deutschen Volkes um seiner rein künstlerischen Qualitäten willen. Das Volk nämlich empfindet gar nicht „rein künstlerisch". Das Volk will einen haben, der ihm aus der Seele spricht, der das schön und deutlich sagt, was es tief und dunkel fühlt. Schiller ist der Klassiker des Bürgerthums, des „dritten Standes". Darin liegt seine Bedeutung und zugleich seine Begrenzung. An Shakspere reicht er gewiß nicht heran. Darin sind heutzutage wohl Alle einig. An den kommenden deutschen Shakspere vermag ich nur schwerlich zu glauben. Haben die heutigen Menschen denn überhaupt noch die Kraft der Sinne, so zu schauen und zu gestalten, wie es Shakspere vermochte? Ist das eigentliche Zeitalter der Kunst nicht am Ende längst vorüber? Ich frage nur und antworte nicht, weil mir das eben ein Problem ist. Berendts Urtheil über Hebbel finde ich sehr bedauerlich. Es zeugt von einem das Maß des Erlaubten denn doch ein Bischen überschreitenden Unverständniß. Berendt hat nicht die leiseste Ahnung von Hebbels Weltanschauung und seiner Auffassung des Tragischen. Es ist ein wahres Glück, daß er Hebbel und Ludwig auf nur zwei Seiten abgefertigt hat. So ist es doch nur eine kurze Blamage geworden. Ueber das erste Kapitel, zweiundzwanzig Seiten über die „Entwicklung der deutschen Geisteskultur von der Reformation bis zur Gründung des Deutschen Reiches in allgemeinen Zügen" bin ich auch nicht sehr entzückt. Die daraus sprechende patriotische Gesinnung ist alles Lobes werth. Inhaltlich und stilistisch aber macht das Kapitel einen haarsträubend dilettantischen Eindruck. Ueber Bismarck spricht Berendt in folgender Periode: „Und jetzt wäre Deutschland, um mit Homer zu sprechen, auch

gegen sein Geschick verloren gewesen, wenn nicht dem deutschen Geist schon der Mann erstanden wäre, der, nachdem er zuerst selbst zu den Junkern gehalten, später aber von Scham (!) erfüllt, daß sein Vaterland, daß Preußen und Deutschland vor dem neuen Glanz Frankreichs in ohnmächtiger Nichtigkeit dastehen sollten, nicht unähnlich Luther, heftig mit den ihm angeborenen und anerzogenen Meinungen kämpfte, und, durch die heilige Noth gereift, schnell mit scharfem Auge erkannte, daß weder bei den Vertheidigern der Junkerrechte noch bei denen der Freiheitsrechte, weder bei den Junkern noch bei den Liberalen in ihrer damaligen Zusammensetzung der wahre Quell des Volkslebens fließe, auf diese Erkenntniß hin innerlich mit einem Schlage mit seiner Vergangenheit brach — und nun an der Seite seines erhabenenen Monarchen, der ihm eine „vom Andrang der Menge unbewegte" Gunst geschenkt hatte, die Schleusen des ewig in gleicher Klarheit fließenden Quells deutscher Geschichte öffnete und über beide Parteien hin, und beiden gleich unerwartet, ein alle Dämme der doktrinären Sonderheiten, Einwendungen, Widerstrebungen durchbrechendes und überfluthendes Meer echten, nationalen Lebens herüberleitete und so unserer siechen Politik neuen, sich ewig verjüngenden Lebensstoff einhauchte. —" Aber Herr Berendt!! Und dennoch — trotz alledem: das Buch giebt Anregungen, ist aus eiferner Seele heraus geschrieben worden und ist werth, gelesen und besprochen zu werden.

Max Lorenz.

Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber: Dr. Hans Landsberg. Heft 11/12: Björnstjerne Björnson von Georg Brandes. Autorisirte Uebersetzung von Ida Anders. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin 1902.

Eine ganz schlechte, unbrauchbare Arbeit, für die der Herausgeber verantwortlich ist. Es handelt sich nämlich gar nicht um einen von Brandes verfaßten Essay, in dem Björnsons Charakter und Dichtung einheitlich zur Darstellung gebracht wird, sondern es sind Jahrzehnte auseinanderliegende, in der Hauptsache recht flüchtige Zeitungsartikel, die der dänische Literat und Journalist seiner Zeit hier und da veröffentlicht hat. Das Kurioseste aber ist, daß Brandes augenscheinlich im Laufe der Jahrzehnte seine Ansicht über Björnson geändert hat und daß diese verschiedenen Meinungen ganz unvermittelt und zusammenhanglos in dem Heftchen aneinander gereiht sind. Mit beißender Ironie wird auf den Seiten 64 und 65 von demselben Björnson gesprochen, dem früher mit Wärme und Ehrfurcht begegnet ist. Auf Seite 66 wird besonders Björnson als Redner und Agitator hart mitgenommen. Auf Seite 48 aber ist erklärt worden, daß das Beste seiner Natur, seines Wesens und seines Könnens gerade in dem Volksredner zum Ausdruck und zur Wirkung gelangt. Natürlich darf Brandes mit Fug und Recht in verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Leistungen verschiedene

Stellung nehmen. Aber es geht doch nicht an, solche verschiedenen Urtheile und Auffassungen, von denen jede im gegebenen Moment sehr zutreffend gewesen sein kann, in einen Deckel zu binden und das dem Publikum als „Essay“ über Björnson anzubieten.

Max Lorenz.

Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman von Franz Adam Beyerlein. Verlag von Albert Langen, München 1902. 397 S. Geheftet 3,50 Mark, elegant gebunden 4,50 Mark.

Dieser sehr gute Roman zeichnet sich zunächst und äußerlich durch seinen eigenartigen Stil aus. Diese Eigenart liegt in der denkbar höchsten Schlichtheit. Und es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Schlichtheit nicht etwa gemacht ist, künstlich, hypermoderne Primitivität. Es ist echter und bester Volkston, in dem Beyerlein seinen Roman vorträgt. Auch inhaltlich ist es so recht eigentlich ein Volksbuch, ein Buch vom Schicksal des deutschen Volkes. Der Roman spielt um 1870 herum und schildert, wie eine kleine Beamtenfamilie, eine Kleinbürgerfamilie in der nächsten Generation proletarisirt wird. Das wird nicht etwa lehrhaft, gar in sozialpolitischer Absicht, vorgetragen; nach dem verfehlten Untertitel: „ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes“ könnte es fast so scheinen. Das wird vielmehr mit den Mitteln des Dichters und Künstlers zu sinnenfälliger Darstellung gebracht. Deutschland ist auf den Schlachtfeldern eine politische Einheit geworden, ein Reich im Glanz der Kaiserkrone. Im Frieden wurde es dann nach und nach ein Industrie- und Handelsstaat, eine Weltmacht, ein „größeres Deutschland“. Das ist ein Schauspiel, ein grandioses Schauspiel — nach außen hin. Wie empfinden das aber die Bauern- und Bürgersöhne, die auf dem Felde der Ehre für des Vaterlandes Macht und Größe und für eigenen Heim und Heerd stritten und litten und dann, heimgekehrt, auf dem Felde der Arbeit, der gewohnten, von Vaters- und Großvaterszeiten her gewohnten Arbeit Noth um Noth erlitten und schließlich, statt als Bauern und Bürger Haus und Hof zu bestellen, an die Maschine traten, ins Proletarierheer? Von dieser innerpolitischen Tragödie des deutschen Volkes erzählt uns Beyerlein ganz schlicht und tendenzlos als ein Dichter, ein Dichter, der ein Herz fürs Volk hat.

Max Lorenz.

Ilse Bleiders. Roman von Emmy von Egidy. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig 1902.

Es giebt in der Frauenbewegung unserer Tage ein Emanzipationsstreben, das nicht die Frau wirthschaftlich vom Manne befreien und sie ihm politisch und juristisch als gleichberechtigt an die Seite setzen, das

also die Frau zum Manne machen will, sondern das im Gegentheil etwa danach strebt, die Seele der Frau vom Manne reinzuhalten, die Frauenseele als ein Eigenes, für sich Bestehendes, an sich Fertiges zu entwickeln. Es kommt hierbei auf die Potenzirung der spezifisch weiblichen Empfindungen an. Diese Frauen trachten in gewisser Weise danach, den Mann auszuschalten. Diese Frauen, im potenzirten Bewußtsein ihrer Fraulichkeit, wissen und fühlen aber auch, daß das naturgewollte Schicksal des Weibes das Kind ist. So ergiebt sich denn eine Seelenstimmung, die zum Kinde strebt, mit Umgehung des Mannes. In der Anlage ist auch Ilse Bleiders eine so geartete Frauenseele. Falsch aber wäre es, ihr geradezu Unnatur zum Vorwurf zu machen. Um ein Bild von ihr und von diesem Roman zu geben, bemerke ich dies: Wir wissen doch, mit welcher hingebenden Liebe die kleinen Mädchen von nur vier Jahren schon ihre Puppen pflegen und und sich mit dem ganzen heiligen Kinderernst als Mutter fühlen. Wenn solch ein Kind ein reifes Mädchen geworden ist und sich doch die Unschuld der Kinderseele gewahrt hat, nur daß mit der Vertiefung der entwickelten Gefühle der heilig naive Kinderernst sich in durch Ahnung wissende Ehrfurcht vor dem Kommenden und Nothwendigen gewandelt hat, dann haben wir, im Grundriß wenigstens, Ilse Bleiders. Es ist der goldene Mädchentraum von der heiligen Mutterschaft, den Fräulein von Egidy mit reiner Seele und seiner Künstlerkraft in ihrem Roman gestaltet hat.

Max Lorenz.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Siebenter und achter Band: Erzählungen. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin 1901.

Die Herausgabe der gesammelten Schriften der bald zweiundsiebzigjährigen Dichterin, die noch immer nicht nur die erste, sondern eine Einzigartige innerhalb der dichtenden Frauenwelt ist, möchte ich nicht ohne Anzeige vorübergehen lassen. Ich benutze ein paar Worte aus einem Aufsatz, den ich seiner Zeit für „Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ geschrieben habe, weil mir diese Worte eine Grundlinie ihres Wesens nicht unrichtig zu ziehen scheinen: Einer ihrer eigenen Sätze verdeutlicht vielleicht der Dichterin menschliches und künstlerisches Wesen am besten. Sie schreibt: „Es giebt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt zum Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht.“ Dasselbe drücken auch die Worte aus: „Man muß das Gute thun, damit es in der Welt ist.“ Die sittliche Kraft der Menschenseele, der Trieb zum Sittlichen, der dem Menschenherzen ureingeboren ist — das ist es, von dessen Existenz Marie von Ebner-Eschenbach fest überzeugt ist. Daß das Sittliche und Gute da ist in dieser Welt, daran glaubt sie. Und sie ist so veranlagt, gerade dieses Gute und Sittliche immer besonders deutlich und

klar wahrzunehmen, auch wo es anderen verborgen bleibt. Aus solcher Weltanschauung heraus ergiebt sich für sie naturgemäß das Kunstprinzip: „Kunst ist die zeitliche Offenbarung des Ewigschönen und Ewigguten.“ Und wiederum aus jener Weltanschauung heraus stellt sich vor sie das psychologische Problem, zu zeigen, wie einer aus drückendster Enge und dumpfer Niedrigkeit vermöge des sittlichen Urtriebs des Herzens zur sittlichen Freiheit einer in sich geschlossenen, mit der Welt fertigen, idealen Persönlichkeit herauswächst. Man hat um dieses bei ihr immer wiederkehrenden psychologischen Problems willen ihre Romane als „Erziehungsromane“ abzustempeln und zu markiren gesucht. Doch dürfte der Ausdruck etwas schief gewählt und irreführend sein. Denn sie will nie und nimmer eine Lehre geben, eine „Moral von der Geschicht'“ auftischen. Dazu ist sie viel zu sehr objektiv schauende ästhetische Künstlerin. Nicht ein „Du sollst“, sondern ein „So ist es“ spricht stets aus ihren Werken. Sie ist Idealistin, aber sie ist von der Realität des Ideals überzeugt; so ist sie zugleich Realistin. Vom Standpunkt dieses ihr eigenen realistischen Idealismus findet sie sich denn auch völlig folgerichtig mit den Naturalisten ab, wenn sie — im „Palemon“ — schreibt: „Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur wie sie, wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: einen edlen Zug im Angesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen.“

Max Lorenz.

Einige Gedanken zu Rudyard Kiplings neuestem Werke.

Von Elisabeth von Heyking (Mexiko).

Indien — drei Jahre meines Lebens sind dort verflossen. — Es ist ein Land, das sich in die Herzen einschmeichelt. Man gewinnt es lieb wie manche Menschen, unmerklich, ohne recht zu wissen, wie es geschah! Nach Jahren, unter anderen Himmelsstrichen, denkt man oft plötzlich daran zurück, mit Wehmuth und Sehnsucht, wie erster, halb noch geträumter Liebe. Heimweh zittert durch's Herz. Heimweh nach dem fremdartigsten Lande? Aber man sagt ja, daß es auch uns einstmals Heimath gewesen sei, in altersgrauen Vorzeiten. Vielleicht daß wir noch heute durch unfaßlich feinste Fäden der Gedanken und Gefühle mit jener Welt zusammenhängen, die auch die Welt unserer vergessenen Rassenahnen gewesen, so daß Liebe zu Indien im Herzen eines modernen, germanischen Menschen wie die dumpfe, unbewußte Erinnerung an uralte Gemeinschaft ist. Man glaubt dort immer dem Räthsel ersten Weltentstehens näher zu sein als in unsern nordischen Ländern.

In das Dämmerlicht phantastischer Sagenkreise, zu Weisheitssprüchen, die wie Beschwörungsformeln klingen, führt uns indische Geschichte zurück.

Alles verläuft ins Ungeheuerliche, Unfaßliche. Tropische Phantasie hat sich an tropischer Natur berauscht und überliefert uns Gestalten, deren Fülle verwirrt, deren Schicksalen wir nicht zu folgen vermögen.

Aber nicht nur auf der fernsten indischen Vergangenheit ruht dieser zugleich lockende und befremdende Zauber, auch die Gegenwart hat den Reiz eines Märchens, das nur die schillernde Hülle tiefernsten Sinnes ist, den zu enträthseln es uns stets von Neuem verlangt. Wir fühlen, daß wir auf allen Seiten von Geheimnißvollem, Unverständlichem umgeben sind. In seinem neuesten Werke „Kim" beschreibt Kipling eine Schlucht, die zwischen zwei Gebirgszügen des Himalaya gelegen: jäh stürzen dort die Bergwände ab, in unermeßlicher Tiefe; Wolken wallen und wogen in diesem Abgrund von Schamlegh; gespenstisch tauchen Baumeswipfel an steilen Abhängen einen Augenblick aus dem Nebel auf und verschwinden dann wieder in dem unfaßlichen, wehenden Grau. Und je länger wir in Indien verweilen, je mehr erscheint uns das ganze Land als ein einziger, riesiger Abgrund von Schamlegh, dessen dunsterfüllte Tiefe kein europäisches Auge je ermessen hat. — Wie Fichtenkronen aus dem Nebel, so tauchen aus den Millionenmassen immer wieder einzelne Gestalten vor uns auf und versinken wieder in der wogenden Fülle. Alle unergründlich, geheimnißvoll. Lauter Existenzen, denen wir nachgehen und nachspüren möchten. Seltsame, fremdartige Wesen, in deren Augen wir schauen, in deren Seelen wir lesen möchten. Aber wie wir sie festhalten, wie wir sie fragen wollen: „Wo geht ihr hin? kennt ihr den Sinn des Seins?" da sind sie auch schon zerstoben, zurückgesunken in den räthselhaften indischen Abgrund.

Eine unendliche Lebensfülle drängt sich uns in Indien beständig auf. Ein fortwährendes Treiben, Drängen, Untertauchen und Wiederauferstehen der Massen, wobei wir die Empfindung haben, daß es von jeher so war und ewig so weiter sein wird, in Schwindel erregender Wiederholung.

Im Museum von Lahore, das Kipling in den ersten Seiten von „Kim" beschreibt, sind einzelne Trümmer von den Bauten des grecobaktrischen Reiches erhalten. Erst neuerdings, durch zufällige Münzenfunde, ist es gelungen, die damaligen Dynastien wieder zu rekonstruiren. Die ältesten der Münzen zeugen in ihrer Zeichnung und Prägung von hoher griechischer Kunst und Fertigkeit, die späteren sind roh ausgeführt und mit grotesken Ornamenten überladen; plump barbarische Vorstellungen haben die edlen, klassischen Linien verdrängt. Das ganze dortige Reich und mit ihm all seine Kunst sind verschwunden; wir wissen nicht mehr davon, als die paar, auf alte Geldstückchen geprägten Namen. Und durch die weiten, indischen Lande verstreut, gab es ungezählte solcher Reiche und Dynastien, von denen nur noch einige Trümmerhaufen, einige behauene Steine und, wenn es hoch kommt, vielleicht ein paar Namen übrig geblieben sind.

Wunderhaus nennen die Eingeborenen das Museum von Lahore. Aber Wunder ist eigentlich nicht das, was auf der Welt bestehen und er=

halten geblieben ist. Viel wunderbarer scheint es des Vielen zu gedenken, das vergangen, ohne eine Spur zu hinterlassen, das verschwunden, als sei es nie gewesen, das versunken, um immer neuer, ewiger Wiederholung Platz zu machen.

Was ist der Sinn?

Und wie es in alten historischen Epochen gewesen, so ist es noch heute. Blicken wir mit Kipling auf den Great Trunk Road, diese Ader, durch die das Leben des geheimnißvollen Indiens der Eingeborenen unablässig fluthet, so sehen wir auch dort ein fortwährendes Drängen und Schieben der Menschenmassen. In unabsehbaren Reihen ziehen seltsame Gestalten aus allen Theilen des Landes vorbei, vom stämmigen Afghanen, mit hohem Turban und roth gefärbtem Bart, bis zum katzengeschmeidigen, schlangenbiegsamen Singhalesen. Einen Augenblick sehen wir die einzelnen Figuren ganz deutlich, in grauer Lumpenarmuth oder in glänzender Buntheit, von der untergehenden Sonne rothgolden beschienen. Unter den alten Bäumen schreiten sie die breite Straße entlang und werden kleiner, je mehr sie sich der violetten Ferne nähern, wo die Baumreihen in einem Punkt zusammenzutreffen scheinen. Dann erhebt sich der Abendwind, streift über die Erde und verwischt die Spur ihrer Schritte im Sande. Und Andere kommen und eilen an ihrer statt.

Dies fortwährende Ziehen zahlloser Menschen auf der großen Straße quer durch Indien erinnert an das Dahinrauschen des Niagara. Auch vor jenen ungeheuren Wassermassen bedarf es zuerst einer Verstandesarbeit, um sich zu vergegenwärtigen, daß sie ewig so weiter fluthen. Anfänglich kann man es nicht fassen; man denkt unwillkürlich, es sei eine besondere Schaustellung und die Kraft müsse bald versiegen. Aber die Kraft versiegt nie. Welle folgt auf Welle. Und ebenso ziehen immer neue Schaaren menschlicher Wesen durch die heiße indische Ebene.

Stiege ein Riese hinauf auf die hohen Berge im Norden Hindustans und schaute hinab auf das Gewühl der dreimal hundert Millionen zu seinen Füßen, ihm müßte es erscheinen, wie uns das Wimmeln und Drängen unfaßlich winziger Wesen in einem Wassertropfen. Dasselbe ewig gleiche Stoßen, Schieben, Untergehen und Wiederauferstehen und dieselbe große Zwecklosigkeit in den allerkleinsten Einheiten wie in den größten Völkergebilden.

Und der Riese würde auch fragen: „was ist der Sinn?"

Kiplings neuestes Buch erweckt tausend Erinnerungen an Indien. Dort Geschautes, dort Gedachtes steigt wieder vor mir auf. Jeder, der durch langes Wandern müde oft zurück und selten mehr vorwärts schaut, besitzt ja solch „schwankende Gestalten", die nur eines Rufes harren, um sich zu nahen, und Kipling ruft all diese einst geschauten Wesen aus der Vergangenheit ins Leben zurück. Sein neuestes Werk gleicht einem fortlaufenden Bilderbuch. Es ist die indischste all seiner indischen Erzählungen.

Vom europäischen Indien hören wir nur wenig, und dies Wenige wird es uns so dargestellt, wie es sich in der Vorstellung der Natives wiederspiegelt. Wir lernen Indien mit den Augen seiner eigenen Kinder sehen.

Kim, der kleine Held des Buches, ist zwar der Sohn eines irischen Soldaten, aber er hat in Sprache und Kleidung sein Europäerthum abgelegt, die Welt der Eingeborenen ist seine Welt geworden. Sein Vater hatte sich dem Trunk ergeben und ist gestorben, „wie arme Weiße in Indien sterben"; und seitdem wächst Kim in den Bazaren von Lahore auf. Er gleicht einem herrenlosen, kleinen Thier. Aber da er heiter und anstellig ist, haben ihn Alle gern, vom langen Sikhpolizisten an der Museumsthür bis zur Tänzerin im bauschigen Faltenrock, an deren Knöcheln silberne Spangen rasseln. „Kleiner Freund aller Welt" nennen sie ihn. Um ein paar Kupfermünzen besorgt er die gefahrvollsten Aufträge für afghanische Pferdehändler, oder er klettert Nachts über Dächer und trägt in wohlverschlossene Frauengemächer die geheimnißvollen Briefchen brauner Söhne Hindustans. Jede Furcht ist ihm fremd und er besitzt des echten Straßenjungen angeborenen Hang, allerhand Streiche auszuführen.

Aber manchmal ergreift auch den ausgelassenen kleinen Kim die unendliche Melancholie der Dinge; er hält im Lachen inne und eine Ahnung des Räthselhaften alles Seins steigt in ihm auf. So sitzt er dann am Wege, starrt vor sich hin und sinnt: was ist Kim — Kim — Kim? — Er sucht sich der eigenen kleinen Individualität bewußt zu werden, in der großen Einsamkeit, die das Gewühl von Millionen um ihn schafft.

Als kleiner Hindujunge gekleidet, hinter dem Niemand den Sohn von Europäern vermuthen würde, begegnet Kim einem alten thibetanischen Lama, der sein fernes, auf hohen Felsen gelegenes Kloster verlassen, und sich auf die Wanderschaft begeben hat, um nach dem sagenhaften Strom zu suchen, der von aller Sünde rein waschen soll. Zwischen Kim und dem Lama entspringt eine Freundschaft, die, zuerst auf Neugier des Einen und Hilflosigkeit des Andern beruhend, immer tiefer und inniger wird, ohne daß sie es selbst recht ahnen, oder viel Worte darüber machen und die nur bisweilen den Lama beunruhigt, denn jedes starke Gefühl erscheint ihm als ein Abweichen vom Wege zur Vollendung. Kim begleitet den Lama; das seltsame, weltenkundige Kind wird zum Führer und Jünger des weltenfremden Grüblers.

Aber diese erste gemeinsame Fahrt ist von kurzer Dauer. Die Pilger treffen mit dem irischen Regiment zusammen, in dem Kims Vater gedient und durch Papiere, die der Knabe als Amulette bei sich trägt, erkennt man in ihm den Sohn des verstorbenen Soldaten O'Hara. Darauf wird Kim vom Regimentskaplan nach Lucknow in eine Schule geschickt.

Seine englischen Erzieher erkennen dann bald seine besondere Begabung und erstaunliche Kenntniß des Lebens der Eingeborenen und bestimmen ihn für den geheimen Kundschaftsdienst, der sich, wie ein großes,

unsichtbar seines Netz, über das ganze Land erstreckt und dessen Fäden in Simla, in der Hand eines weißen Sahib, zusammenlaufen. In Simla auch liegt ein dickes Buch, in das all diejenigen, die in dem Dienste stehen, mit einer Nummer eingetragen sind; auf den Kopf manch eines unter ihnen ist ein Preis gesetzt, denn ihre Aufgabe ist es, die inneren Angelegenheiten all der großen und kleinen einheimischen Höfe zu überwachen und vor Allem allen etwaigen Versuchen nachzuspüren, die eingeborene Fürsten machen könnten, um mit einer fremden Macht Verbindungen anzuknüpfen. Denn hinter all dem Glanz und dem Stolz der weißen Gebieter Indiens scheint immer am nordischen Horizont eine große dräuende Wolke heraufzuziehen. Nach ihr schauen, wie hypnotisirt, Aller Augen. Dunkle Gerüchte sind beständig im Umlauf und beinah allsommerlich einmal läuft durch Simla die aufregende Kunde, daß fremde Männer jenseits der schneebedeckten Gebirge Jagdzüge oder Forschungsreisen unternehmen. Man hört, daß oben im Pamir, auf dem Dach der Welt, oder weiter westlich, auf der Straße durch die von altersher alle Eroberer Hindhs gezogen kamen, ein paar Köpfe mit Pelzmützen erblickt worden sind, die zum Verwechseln wie Kosaken aussahen. Und ein paar Kosaken — ja, das sind Erscheinungen, an denen Plato seine Freude gehabt hätte, denn hinter denen steht wahrlich eine Idee!

Aeußerlich thut man vertrauensvoll mit solchen Reisenden und Jagdliebhabern, aber ihre Schritte werden mit feinen Fäden umsponnen, von jenem geheimen Dienst, den die Eingeweihten „das große Spiel“ nennen. In diesem Dienst stehen Weiße und Eingeborene und dem asiatischen Geist ist hier reichliche Gelegenheit zur Entfaltung seiner natürlichen Anlage für Intrigue geboten.

Kim ist auch ein Stein in diesem großen Spiel. Aber trotz seiner Bestimmung für die Politik, diese schärfste Aeußerung des Hangs zum Leben, bleibt er immer im Verkehr mit dem alten weltabgekehrten Lama, und der letzte Theil des Buchs handelt von einer neuen Pilgerfahrt, die Kim, nachdem er die Schule verlassen, wieder als Jünger des Priesters unternimmt. Wir werden auf dieser letzten Wanderung in die höchsten Gebirge und schauerlichsten Schluchten des Himalayas geführt und dann wieder herab in die Ebene, wo der Lama endlich den langgesuchten Strom der Erlösung findet. Wir ziehen durch die wunderbarsten indischen Gegenden, steigen von eisigen, schneebedeckten, sturmdurchbrausten Bergpässen bis hinunter zu wonnigen Gärten der fruchtbaren Niederungen.

Wir erfahren nicht, ob Kim den Absichten seiner Lehrer entspricht und in welche Lebensschicksale er weiter geräth. Das Buch verläuft, langsam, unmerklich — wie manche indische Flüsse vom heißen, indischen Boden aufgesogen werden. Dieses Versiegen, Versanden ist ja eine Eigenschaft vieler moderner Romane — aber in Kim hat dieses schlußlose Ende doch wohl eine besondere Absicht. Es will uns noch einmal auf die Haupt-

tendenz des Buches hinweisen, auf die Gleichgültigkeit alles Persönlichen, Menschlichen.

Denn Kim ist, neben den Schilderungen Indiens, die uns auch Kipling nirgends schöner wie hier gegeben, vor Allem ein Werk, das eine Antwort sein soll auf jene Frage, die in uns aufsteigt, wenn wir das Brodeln indischer Menschenmassen, oder das Wimmeln winzigster Wesen in einem Wassertropfen betrachten und staunend grübeln: wozu? was ist der Sinn?

Der alte Lama lehrt uns, daß Alles, was wir da vor uns sehen, und auch Alles, was wir in uns selbst empfinden, nur Schein und Täuschung ist, daß alles Irdische die schwere Kette bildet, die uns fesselt. Alles, womit wir am Dasein hängen, jeder Wunsch, jede That binden uns von Neuem auf das Rad der Dinge, denn die geringste unserer Handlungen hat unabsehbare Folgen. In des Lamas Reden kehren immer die Worte wieder „Verdienst sammeln". Aber darunter versteht er nicht Gott wohlgefällige Werke, die uns ein glückliches Jenseits sichern sollen. Alles Leben, hier oder dort, erscheint ihm ja als Uebel, und daher sollte alles Streben nur dahin gehen, uns vom Zwang jeglichen Seins zu befreien. Verdienst sammeln, heißt für ihn, das Ich aufgeben und Alles opfern, woran wir hängen. Wir müssen uns loslösen, um versiegen und vergehen zu können.

Der Lama selbst findet erst dann den Fluß der Erlösung, als er das letzte Irdische in sich ertödtet, das, was am längsten in ihm gelebt. Er hing an seinen Bergen und wollte in ihrer hohen, frischen Luft neue Stärkung für die alten, ermatteten Glieder suchen, wähnend, daß dort, unter den Gebirgsquellen der Heimath, sicherlich auch das Wasser der Erlösung sprudeln müsse. — Aber auch das war Täuschung. — Erst als er von den geliebten Bergen endgültig Abschied nimmt, und schwach, krank und gebrochen, freiwillig in die heiße, ihm fremde Ebene zurückkehrt, da findet er den Strom der Erlösung. Wer Alles im Leben opfert, der hat das Leben überwunden.

Und das Leben überwinden, sich vom Leben befreien — das ist dem Lama der Sinn und das Ziel.

Dieser Glaube ist entstanden in einem Millionenreiche, in einem Lande, wo auf feuchtem, keimüberfüllten Boden, unter brütender, Dasein erzwingender Sonne, zahlloses Leben erstanden, versunken und wieder erstanden ist. Wo ein ewiges Kommen und Gehen, eine nie endende Wiederkehr herrscht. Wo jeder Augenblick von Neuem zahllose Pflanzen, Thiere und Menschen hervorbringt, die durch nichts zu unterscheiden sind, von denen, die vor ihnen gewesen und untergegangen. Wo mit der steten Wiederholung des Lebens auch das uralte, nie endende Leiden wiederkehrt, das in jeder Gestalt schon über die Welt geschritten, unzählbar, wie die Schneeflocken auf den Bergesketten im Norden Hindustans.

In einem Millionenreiche ward in uralten Zeiten zuerst des Daseins

Zwecklosigkeit erkannt. Dort, wo man täglich vor Augen hat, wie Tausende vergehen, und es ist, als seien sie nie gewesen, da lernte man zuerst einsehen, wie werthlos die einzelne Existenz ist. Im Leben selbst entdeckte man die Wurzel alles Leidens, und man verkündete, daß, nur wer das Eine opfert, sich vom Andern zu erlösen vermag.

Es ist die Lehre eines unermeßlichen, überfüllten, tropischen Landes, wo der Wille zum Leben wie eine aggressive Gewalt auftritt; es ist die Abwehr des Geistes gegen die Fülle der Erscheinungen, die sich in schwindelerregendem Gewühle drängen; das Greifen nach einem einzigen festen Punkt, gegenüber dem ewigen Wandeln und Wechseln. Es ist wie das Seufzen einer alten, müden Welt; es ist der Ausdruck einer unendlichen Sehnsucht nach Ruhe, die Flucht vor dem Uebermaß in das Nichts. — In einem kleinen Lande, wo Jeder Jeden kennt und wo die einzelne Persönlichkeit von Wichtigkeit erscheint, da hätte solcher Glauben nimmer entstehen können. In ärmeren, spärlicher bevölkerten Gegenden, wo sich das Leben nicht wie ein üppig wucherndes Unkraut offenbart, sondern wo es eher einer kümmerlichen Pflanze gleicht, die sorgender Pflege bedarf, da wird auch den großen Daseinsräthseln nachgegrübelt. Aber man gelangt zu andern Schlüssen, als der alte weitgewanderte Lama.

Das Suchen nach Wahrheit und das Wähnen, endgültige Antworten gefunden zu haben, dauert durch alle Zeiten. Aber blicken wir zurück, so sehen wir, wie so Manches, das einst als unumstößlich gegolten, heute vergessen unter Trümmern ruht. Bescheidenheit in der Werthschätzung eigenen Glaubens, lehrt die Betrachtung der geistigen Evolution, denn alle Ueberzeugungen sind doch auch nur vorübergehende Erscheinungen und noch lange, lange nach uns werden Menschen am Wege sitzen, dem Fluthen des Lebens zuschauen und staunend fragen: was ist der Sinn?

Geographie.

Lic. Dr. Paul Rohrbach, Die Bagdadbahn. Mit einer Karte. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben 1902. 61 S. Preis 1 Mark.

Ich habe in dieser kleinen Schrift aus dem, was ich im Frühjahr und Sommer 1901 von meiner Orientreise aus an die „Preußischen Jahrbücher" schrieb, all das zusammengefaßt, was sich auf das Thema der Bagdadbahn bezieht. Erweitert ist der Stoff nach der Seite der internationalpolitischen Erwägungen hin; außerdem habe ich eine Karte des türkischen Asiens beigegeben, auf der sowohl die Trace der Bahn nach der definitiven Konzessionsertheilung, als auch die Zonen der alten intensiven Ackerbaukultur am Euphrat und Tigris eingetragen sind, und zwar die letzteren je nach dem Vorherrschen des Anbaus auf Regenfall und auf künstliche Bewässerung hin geschieden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch gleich Anlaß nehmen, meine Angaben sowohl in den „Preußischen Jahrbüchern“ als auch in der vorliegenden Broschüre in zwei Punkten zu berichtigen. Veranlassung zur ersten Korrektur haben mir die Ausführungen gegeben, die Herr Geh. Rath Prof. Dr. Wagner-Göttingen in einer Diskussion machte, die sich an meinen Vortrag über die Bagdadbahn am 21. März in der deutsch-asiatischen Gesellschaft zu Berlin schloß. Herr Prof. Wagner machte mich darauf aufmerksam, daß die von mir zu Grunde gelegten Angaben Sprengers, dessen bekannte Arbeit ich natürlich vielfach benutzt habe, über die Ausdehnung des „Sawad“, des babylonischen Alluviums, die Sprenger seinerseits aus arabisch-sassanidischer Quelle übernommen hat, erheblich zu groß sind — wie sich das in der That auch schon aus der planimetrischen Berechnung des betreffenden Areals ergiebt. Ich bin für diese Berichtigung dankbar — ohne freilich meinerseits schon zugeben zu können, daß eine Differenz um mehr als das Doppelte in Frage steht. Es kommt darauf an, wie weit man den Begriff des Sawad, d. h. des im Wesentlichen alluvialen Kulturgebietes, faßt. Ich werde voraussichtlich in einer größeren Arbeit über das gesammte Vorderasien noch eingehender auf diesen Punkt zurückkommen. Meine zweite Berichtigung geht gerade in die entgegengesetzte Richtung; sie bezieht sich auf meine über den einstigen Durchschnittsertrag des babylonischen Ackers im Alterthum gemachte Annahme von 1300 kg pro Hektar. Das ist nach den Untersuchungen Fitzners, Kaergers und Anderer erheblich zu niedrig. Man wird mit 2000 kg dem Thatsächlichen näherkommen.

Paul Rohrbach.

Theater-Korrespondenz.

Das Theatergeschäft und der Theaterschriftsteller.

Lessing-Theater. Ueber den Wassern. Drama in drei Aufzügen von Georg Engel.

Deutsches Theater: Drei Einakter: Puß, eine Kindergeschichte Ecclesia triumphans, eine Ehegeschichte. Volksaufklärung, eine Komödie. Von Max Dreyer. — Lebendige Stunden: Die Frau mit dem Dolche, von Arthur Schnitzler.

Jüngst ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß Deutschlands dramatische Dichtung „in den letzten Jahrzehnten durch den politischen und kulturellen Aufschwung der Nation . . . das Reich ihres Wirkens in bedeutsamer Weise erweitert und sich mit neuen künstlerischen Formen zugleich auch neue, tief in das Leben des Volkes eindringende Stoffgebiete erobert“ hat. Und man hat ferner gemeint: „Die gedeihliche Fortentwicklung des deutschen Dramas erscheint heute nicht blos als eine Förderung schöngeistiger Interessen, sondern weithingreifend als eine Frage des Volkswohls.“ Hier wird also die Behauptung ausgesprochen, daß im Allgemeinen politischer und wirthschaftlicher Aufschwung auch einen solchen in künstlerischer und speziell in dramatischer Beziehung im Gefolge hat und daß dies im Besonderen im neuen Deutschland der Fall gewesen ist. Und es wird ferner die zweite allgemeine Behauptung hingestellt, daß die künstlerische Kultur dem „Volkswohl“, also doch wohl auch dem Staatsbestand und der Staatsentwicklung dient. Das berührte Problem ist wichtig genug, auch einmal an dieser Stelle erörtert zu werden. Und das Recht der Erörterung besteht um so mehr, als ich dadurch — wie meine Leser schließlich sehen werden — ein ganz bestimmtes praktisches Resultat, ein tieferes, eindringenderes Verständniß für das Wesen des modernen Theatergetriebes nicht nur, sondern auch für den Zustand der modernen dramatischen Dichterseele erreichen will.

Die übrigens nicht zum ersten Mal aufgestellte Behauptung, daß die künstlerische Entwicklung das Volkswohl weithingreifend bedinge, ist durch die geschichtliche Betrachtung schwerlich zu halten. Schiller, unser Dichter Schiller, der über diese Dinge denn doch auch ein Urtheil hatte, schreibt zu dem Thema in seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen“: „In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe

in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre." Er belegt dann des Weiteren seine Ansicht durch die entscheidenden Beispiele aus der Kunst- und Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker.

Was nun im Besonderen die Frage betrifft, ob „durch den politischen und kulturellen Aufschwung" unserer Nation auch unsere deutsche dramatische Dichtung in gleichem Maße gewonnen hat, so möchte ich darauf durch folgende Tabelle eine Antwort zu geben versuchen:

1800—1810: Shakespere wird durch Schlegels Vermittelung der Heros der deutschen dramatischen Literatur;
1810—1820: Kleist, Grillparzer;
1820—1830: Grillparzer, Grabbe;
1830—1840: Grillparzer, Grabbe;
1840—1850: Hebbel, Gutzkow;
1850—1860: Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Richard Wagner;
1860—1870: Hebbel, Richard Wagner;
1870—1880: Richard Anzengruber, Wildenbruch, Paul Lindau;
1880—1890: Lindau, Blumenthal;
1890—1900: Hauptmann, Sudermann, Blumenthal, Schnitzler, Dreyer, Hartleben, Otto Ernst.

Der Leser wird die Tabelle richtig verstehen: Goethe und Schiller sind mit Absicht — als dem innersten Wesen und den Wurzeln nach zum vorhergehenden Jahrhundert gehörig — nicht genannt. Die einzelnen Dichter sind dem Jahrzehnt zugetheilt, in dem sie mit den maßgebendsten Werken an die Oeffentlichkeit getreten sind. Die Tabelle zeigt: Das Jahrzehnt nach dem großen Kriege ist geradezu das große dramatische Trauerjahr des ganzen Jahrhunderts. Der Oesterreicher Anzengruber kann doch wirklich nicht aus dem politischen und wirthschaftlichen Aufschwung abgeleitet werden. Richard Wagners Glanz strahlt mit unerhörter Helligkeit, die Wurzeln seiner Kunst aber reichen Jahrzehnte zurück: er kann also auch nicht dem politischen Aufschwung aufs Konto gesetzt werden. Immerhin mögen allerdings das jetzige Bayreuth und der wirthschaftliche Aufschwung nicht ganz ohne Zusammenhang dastehen. Wildenbruch ist der einzige, den man in seinen dramatischen Stoffen mit dem neu begründeten Reich in Beziehung setzen könnte. Er wird aber bald durch die aufgehenden Sterne Lindau und Blumenthal in den Schatten gestellt. Das letzte Jahrzehnt bringt dann mit Sudermann und Hauptmann in der That eine neue Kunstrichtung. Hauptmanns Wirkung aber reicht — mit Ausnahme der eigentlich eine Entgleisung bedeutenden „Versunkenen

Glocke" — nicht über den Kreis einer literarischen Gelehrtenschule. Sudermann wird gerade von dieser selben Schule überhaupt nicht als Dichter anerkannt, sondern wiederholt und mit Nachdruck als bloßer Theaterspekulant gebrandmarkt. Sein Hauptwerk, die „Drei Reiherfedern" wird allenthalben rundweg abgelehnt. Wenn man nun aber, wie ich es thun möchte und immer gethan habe, sowohl Hauptmann wie Sudermann in bedingter Weise anzuerkennen bereit ist, — was bedeuten sie gegen die Dramatiker der Reaktionszeit, Hebbel und Otto Ludwig? Und was bedeuten sie gegen Kleist, den Dichter aus der Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung? Wollte man nun gar den Kultur- und Geisteszustand des deutschen Volkes nicht allein in Hinsicht auf die dramatische Literatur, sondern im Hinblick auf geistige Produktion jeder Art bemessen, so ist gerade in den Jahrzehnten der „finsteren Reaktion" über Deutschland ein Strom des Geistes von unerhörter Fülle gegangen: Musiker, Dichter, Historiker, Philosophen ersten Ranges und sogar solche, die in ihrer Einzigartigkeit außerhalb jedes Ranges stehen. Und dabei ist weder die konservative noch die demokratische Richtung zu kurz gekommen. Hat nicht Ranke in den dreißiger und vierziger Jahren seine klassischen Werke geschrieben? Und hat nicht auch Mommsen schon in den fünfziger Jahren seine Römische Geschichte begonnen? Friedrich Julius Stahl und Marx, Vilmar und Gervinus, Humboldt, Strauß, Vischer, Storm, Fontane, Gottfried Keller, Heyse, Riehl, Burckhardt, Raabe, Scheffel, Reuter — was haben sie alle in dieser bunten Reihe etwa dem politischen und kulturellen Aufschwung zu danken? Nein — es kann wirklich keine Rede davon sein, daß das deutsche Geistesleben im Allgemeinen und die deutsche dramatische Literatur im Besonderen durch die politischen Erfolge und Geschehnisse der letzten Jahrzehnte befruchtet sind oder daß es gar ein Gesetz ist, daß Politik, Wirthschaft und Geisteskultur sich parallel entwickeln.

Etwas ganz Anderes allerdings ist der Fall. Wohl hat der im Gefolge des politischen Aufschwungs sich vollziehende wirthschaftliche auch nach der Seite der dramatischen Produktion hin einen Einfluß stark geltend gemacht. Dieser Einfluß bezieht sich aber nicht auf die dramatische Kunst, sondern auf die theatralische Industrie. Der allgemeinen industriellen Entwicklung ist auch das Theater verfallen. Das zeigt sich ganz deutlich besonders auch im Berliner Theaterleben. Deutsches Theater, Berliner Theater, Lessing-Theater, Residenz-Theater — sie alle sind in der neuen Reichshauptstadt nicht entstanden, weil eine unerhörte Blüthenfülle dramatischer Kunst ihrer bedurfte, sondern weil mit dem wirthschaftlichen Aufschwung ein zahlungsfähiges Publikum sich auf mannigfaltigste Weise an „Kunst" zu amüsiren wünschte. Das zahlungsfähige Publikum war das Primäre, der theatralische „Musentempel" das Sekundäre und dann erst kam als Tertiäres der dramatische Dichter in Betracht. Andererseits aber auch: Weil mit einem zahlungsfähigen und „gebildeten" Publikum ein Geschäft zu machen war, gründeten Geschäftsleute Theater und schrieben

Geschäftsleute Theaterstücke. In der modernen theatralischen Welt ist dementsprechend das wirklich entscheidende Kriterium eines Theaterstückes nicht sein dramatisch-literarischer Werth, sondern sein in Geld umzusetzender Gefallwerth beim Publikum. Ob ein Stück aufgeführt wird und wie oft es aufgeführt wird, hängt nie von seiner literarischen Bedeutung ab. Die „Reiherfedern“ verschwanden klanglos. „Es lebe das Leben“ geht über Hunderte von Theatern der ganzen Welt. Johannes Schlafs „Meister Oelze“ bringt keine Tantième. Das „weiße Rößl“ der Herren Blumenthal und Kadelburg hat in knappen zwei Jahren nach unwiderrufenen Zeitungsberichten 600 000 Mark seinen Autoren eingebracht. Ein Publikum für Theatervorstellungen giebt es jeder Zeit in ganz Deutschland, so lange man im Verfolg des wirthschaftlichen Aufschwungs wohlhabend genug ist. Theater existiren auch immer genug, da stets welche hinzugegründet werden können. Das Wichtigste sind zugkräftige Stücke. Denn ohne die ist das Theater kein Geschäft. Also sind doch schließlich das Wichtigste in der Theaterwelt die Theaterschriftsteller. Auf sie allein kommt schließlich Alles an.

Und nun erwäge man dies: In Deutschland hat jede größere Stadt ihr eigenes Theater. Aber auch jedes kleinste Landstädtchen bis zu 2000 Einwohnern herab wird alljährlich und regelmäßig von einer reisenden Theatergesellschaft besucht, die stets nach Möglichkeit das Neueste mitbringt. Alle diese Theater existiren um des „Geschäftes“ willen, am letzten Ende. Denn reicht der Gewinn nicht mehr aus, gehen sie unter allen Umständen zu Grunde. Auch die Hof- und Stadttheater sind keineswegs dem „Geschäft“ entzogen. Nur der Intendant kann sich halten, der gar keine oder ganz geringe Zuschüsse braucht. Vom Gedeihen aller dieser Theater hängt in Deutschland die Existenz von vielen Tausend Menschen ab. Da die Theater wieder vom Erfolg des Theaterschriftstellers abhängen, so ist in der That dieser der Herr von vielen Tausenden, deren Brotgeber. Was will dagegen ein Krupp! Dazu kommt noch, daß solch ein Theaterschriftsteller niemals in die Lage kommt, den „Herrn“ hervorkehren zu müssen. Er hat Alles zu bedeuten und doch nichts zu sagen. Er hat es also leicht, ein über alle Maßen „beliebter“ Herr zu sein, dessen Beliebtheit durch keinen sozialen Haß einer „ausgebeuteten Klasse“ beeinträchtigt wird.

Das also ist die wirthschaftliche Unterlage, der materielle Unterbau, aus dem sich dann die ideologische Existenz des Theaterschriftstellers emporhebt und aus dem heraus sie sich psychologisch verstehen läßt. Zum Bewußtsein kommt ihm seine soziale und volkswirthschaftliche Bedeutung nicht direkt, indem er sich sagt oder indem ihm gesagt wird: so und soviele Tausend Menschen leben von Deiner Produktion. Direkt kommt er gar nicht mit dieser Masse in Berührung. Zum Bewußtsein kommt ihm sein Einfluß und seine Bedeutung durch die hohen Einnahmen und durch die fast tägliche Namensnennung in irgend einer Zeitung. Die hohen materiellen Einnahmen taxirt er natürlich nicht als das, was sie in Wahr-

heit sind, als Gewinnantheil von seiner Geschäftsbetheiligung, sondern er bezieht sie auf seinen geistigen Werth und seine geistige Bedeutung für das Volksganze. Bestärkt darin wird er durch die Aufmerksamkeit, die jedem seiner Schritte von jeder Zeitung geschenkt wird: verreist er, wird's gemeldet; kehrt er heim, steht's in der Zeitung; thut ihm der Kopf weh, verdient ein Reporter 50 Pfennig mit der Nachricht; glaubt er einen Gedanken zu haben, verkündet die Zeitung, er arbeitet an einem neuen Werk von hoher Eigenart. Er lebt also in einer Welt vollkommenster Illusionen. Und das muß er, das ist auch sein Glück. Denn wie sollte er sich damit abfinden, wenn er sich wahrheitsgetreu sagen müßte: ob ich gute Stücke schreibe, ob ich schlechte Stücke schreibe, wenn ich nur zugkräftige Stücke schreibe, denn: Geschäft ist Alles.

Dazu kommt nun noch folgendes Mißverhältniß. Die Theaterlage, das Theatergeschäft fordert jährlich eine Novität. Es gilt also, jährlich ein Stück fertigzustellen. Als reelle Arbeitsleistung ist das sehr wenig. Als Schreibarbeit ist ein Theaterstück bequem in zehn Tagen zu schreiben: nehmen wir an, daß es dreimal umgearbeitet wird, so giebt das einen Monat. Hat nun ein Dichter ein volles Herz, eine starke Phantasie und ein zureichendes Können, so schreibt er in der That unter Umständen ein Drama in vier bis sechs Wochen. Der Dichter — Dichter! — Grillparzer hat das mehrfach bewiesen. Macht ihm das Problem innerlich zu schaffen, kann er es sich nicht recht aus der Seele reißen, bedarf es einer großen Vertiefung und Versenkung, dann braucht ein Drama oft wiederum viele Jahre bis zum Fertigwerden. Der moderne Theaterschriftsteller aber hat — so verlangt's das Geschäft — jährlich eine Novität rechtzeitig abzuliefern. Sein Herz ist meistens ausgepumpt bis auf den letzten Blutstropfen. Die Phantasie erschöpft sich in der Berechnung des Premierenerfolges. Das Können ist Uebung und Routine: er weiß halt, wie's gemacht wird. Nun geht's an die Arbeit. Es ist kein Stoff da, es ist kein Gefühl da, es ist keine Phantasie da; es besteht nur eine Nothwendigkeit. So ergiebt sich der innere Zwiespalt. Den Segen der täglichen, regelmäßigen, reellen Arbeit hat er nicht. Das berauschende Glück der ungerufen kommenden, überwältigenden Konzeption wird ihm nicht zu theil. So grübelt er und quält sich — um einen Einfall. Er zermartert seine Seele. Das fällt schließlich auf die Nerven, die so wieso schon gepeitscht worden sind, um herzugeben, was das Herz nicht mehr leisten kann. An Stelle des Gefühls tritt die Laune, natürlich unter dem Namen der Stimmung, der künstlerischen Sensibilität. Am Morgen ist der Ofen schlecht geheizt, am Vormittag friert der Dichter, sofort wird Befehl gegeben, die Koffer zu packen und Abends rollt der Herr Dichter im Luxuszug dem Süden zu. „Meine Seele braucht Sonne, Wärme, Glanz, Licht, Blüthen, Düfte — ich sterbe im kalten Norden.“ Für Goethe war seine italienische Reise das entscheidende Erlebniß seiner Seele. Für den modernen Theaterschriftsteller ist eine solche Reise eine von der Saison erforderte Schicklichkeit der Lebensführung, wenn nicht

bloß eine Flucht vor dem zu kalten Ofen. Oder: Der moderne Theaterdichter hat sich in die Einsamkeit begeben, denn: „der Dichter bedarf der Einsamkeit." Er will seine Seele frei machen in der Einsamkeit, am „Busen der Natur genesen" und die reine Stimme der Muse vernehmen. Die Muse redet aber nicht. Die Einsamkeit wird verdammt langweilig, die Seele, die nicht schaffen kann, wird von Melancholie befallen. Also auf in die Stadt! Denn: „der Dichter, der moderne Dichter, muß sich vom Strom des lebendigen Lebens umfluten lassen, er muß unter die Menschen gehen, unter die modernen Menschen, wenn er sie begreifen und treu darstellen will." Im Hause, auf seinem Schreibtisch, haben sich die Einladungen gehäuft: Bälle, Diners, Soupers, Konzerte, wohlthätige Veranstaltungen. Das Leben lockt, das Leben winkt. Und er folgt der Lockung. Und es ist süß — das „digito monstrari"; es wärmt, in das Kreuzfeuer brennender Damenblicke genommen zu werden; es thut wohl, sich als der Erste, der Gefeierte, der Berühmte zu fühlen. Das beflügelt sogar die Phantasie, das stachelt die Nerven. Das Ichgefühl erwacht und damit sogar eine Art Fähigkeit zu neuem Können. Wirklich, am folgenden Tage im Arbeitszimmer beginnt die Arbeit, nicht aus dem Drang des Herzens heraus, nicht aus der Fülle einer Seele, die eine Welt umschließt, sondern aus der Koketterie des eitlen Ichs mit dem „modernen Zeitgeist". Und dann erhalten wir die Stücke, bei denen aus jedem Wort die selbstgefällige Visage des Verfassers hervorlugt und hinter dem gesprochenen Dialog der Schauspieler hören wir den Monolog des Autors: „Ich — der erfolggekrönte Dichter — Ich geruhe zum Volke zu reden." Bumsfallera: jedes Wort ein Kanonenschuß.

Da solch ein modernes Theaterschriftstellerdasein in dem Zwiespalt zwischen Geschäftsnothwendigkeiten und eitlen Dichterillusionen von Launen gepeinigt, von Nervenanfällen gemartert wird und unstet hin und her taumelt, erklärt sich auch der geradezu erschreckende Mangel an Geistesbildung. Die Geistesschätze des deutschen Volkes existiren für dieses Leben gar nicht. Denn es fehlt die Ruhe und die Kraft, die selbstlose Hingabe, die nöthig sind, um sich z. B. in einen großen Philosophen oder Historiker zu vertiefen. Was haben Goethe und Schiller und Hebbel und Ludwig auch außerhalb der Dichtkunst gekonnt, gewußt und geleistet! Ein moderner Theaterschriftsteller kann nicht zehn Seiten Geisteswissenschaft selbständig produziren. Diese mangelnde Bildung hat eine gar nicht so leicht wiegende Folge. Sie trennt nämlich den Schriftsteller von der deutschen Bildungswelt, im besonderen von deren offizieller Vertretung, dem Professorenkreis der Universitäten. Schiller und ein deutscher Professor — wie identisch sind sie vielfach! Hebbel und Otto Ludwig haben ihren Platz auch in der deutschen ästhetischen und literarischen Wissenschaft. Die modernen Theaterschriftsteller sind außerhalb des Theatergeschäfts ohne Bedeutung. Vom Kreise der deutschen Bildung sind sie so gut wie ausgeschlossen, nicht mit Absicht natürlich und nicht formell und offiziell, aber

doch thatsächlich. Auch mit den Kreisen der deutschen Arbeit in Landwirthschaft und Industrie haben sie wenig gemein. An die höhere Beamtenschaft können sie noch weniger heran. Ihre gesellschaftlichen Beziehungen tendiren in der Hauptsache nach einer Richtung hin, zur Welt der Börse. Und in der That: in der Psychologie des modernen Börsenmannes und des modernen Theatermannes findet sich manch gleicher Zug. Vor Allem sind es zwei Momente, die in beiden Welten vorherrschend in Betracht kommen: die Illusion und die Spekulation.

Ich habe natürlich hier nicht das Bild irgend eines einzelnen Theaterschriftstellers zeichnen wollen. Ich wollte vielmehr die Grundlage des modernen Theaterbetriebs bloßlegen und aus dieser Grundlage heraus vielleicht mit einer gewissen dichterisch psychologischen Begabung den Typus, die „Idee" des modernen Theaterschriftstellers organisch entwickeln.

* * *

Die Produkte der Herren Engel und Dreyer sind nichtswürdige Arbeiten. Herr Engel stellt einen versoffenen, aus dem Amte gejagten alten Pastor, einen jungen angeblich orthodoxen Pastor und eine berufsmäßige Dirne angesichts des Todes einander gegenüber. Er läßt in Todesnöten den „orthodoxen" Pastor und die Dirne in Liebe zu einander entbrennen und er läßt schließlich die „Orthodoxie" des jungen Pastors durch die reine und geläuterte „Menschlichkeit" der Dirne ad absurdum führen. Diesen Vor- und Ausgang begleitet der alte versoffene Pastor mit einer Predigt im Sinne vorgeblich Goethe'scher „Menschlichkeit", unter mißbräuchlicher Anwendung eines Citats aus dem Gott und der Bajadere.

Herrn Dreyers drei Einakter sind freche Schamlosigkeiten.

Herr Georg Engel ist aus der liberalen Welt, etwa des Berliner Tageblattes, hervorgegangen. Herr Max Dreyer hat lange Zeit der nationalen Täglichen Rundschau angehört. Man sieht: das Theatergeschäft gleicht solche Gegensätze aus.

* * *

Da Arthur Schnitzlers „Lebendige Stunden" noch immer das einzige Werk von einiger literarischer Bedeutung sind, das dieser Theaterwinter gebracht hat, komme ich mit ein paar Worten darauf zurück. Anlaß giebt mir ein Brief, den ein mir persönlich unbekannter, aber — eben nach dem Briefe zu schließen — regelmäßiger und verständnißvoller Leser meiner Theaterkritiken mir geschrieben hat. Diesem Leser ist es nämlich gelungen, eine — wie mich dünkt — einwandsfreie Erklärung der „Frau mit dem Dolche" zu finden. Hier ist sie: „Das Leitmotiv, das sich durch alle vier Stücke zieht, ist . . . der Gegensatz zwischen den „lebendigen Stunden" des ästhetischen und des praktischen Menschen und dieses spezielle Problem auf dieser Linie lautet im ersten Stück „Künstler und Schmerz",

im dritten „Künstler und Erfolg“ und im zweiten „Künstler und Weib“. Der Künstler ist dabei allgemein begriffen worden, das Weib, soviel ich weiß, nirgends.

Gestatten Sie daher eine kurze Darstellung von dem Standpunkte der Frau aus.

Die Frau eines berühmten Künstlers schwankt, ob sie einem jungen Verehrer, dem sie in einer Bildergallerie vor dem Bilde, „die Frau mit dem Dolche“ ein Rendezvous gegeben hat, sich hingeben soll oder nicht. Sie liebt ihren Gatten, ihre Seele gehört dem herrlichen Künstler uneingeschränkt, aber der junge Verehrer, dessen Huldigungen ihrer Eitelkeit schmeicheln, gefällt ihr trotzdem recht gut. Natürlich die „deutsche Frau“, treu, solide, psychologisch einfach, würde garnicht auf den Gedanken kommen, zu schwanken, aber diese Pauline, schillernd, kapriziös, ein wenig komplizirt und ein wenig mehr buhlerisch, wie Schnitzler das Weib eben sieht, versteht man wohl, wenn sie schwankt.

Doch dazu kommt noch ein Anderes. Es ist ein Instinkt in der jungen Frau, der sich von dem künstlerischen Egoismus des Gatten mißhandelt fühlt. — Was ist sie ihm? — Das Weib, das ihn trunken macht, dessen Zauber er sich blind, sich restlos hingiebt? — Nein. Sie ist ein Inhalt, ein Gegenstand für seine Kunst.

Er beobachtet mit spähenden Augen ihre geheimsten Extasen, ihre und die, welche sie ihm einflößt, er schöpft sie aus, und nicht genug: er stellt sie aus vor den Augen der Fremden. Ein jeder kann dieses Weibes geheimsten Seligkeiten zuschauen. Und dann, wenn er fertig ist mit ihr, wirft er sie vielleicht fort wie eine leere Schale.

Dagegen lehnen sich in ihr Stolz und Scham des Weibes oder auch, da sie mehr Katze als Löwin ist, Troß und gekränkte Eitelkeit auf.

Der Instinkt in ihr ruft: „Betrüg' ihn, räche dich“. Liebe, Bewunderung und Sitte rufen: „Bleib ihm treu.“ — Dies ist das unklare Wogen in ihr am Anfang des Stückes.

Da hat sie eine Vision. Sie fühlt sich in das alte Bild hineinversetzt und lebt die Situation desselben durch. Die psychologische Entwickelung setzt nun in der Traumhandlung genau dort ein, wo diejenige der wirklichen Handlung aufgehört hat. Sie hat ihn betrogen. Sie ist die Gattin eines großen Malers. Ihre Liebe gehört dem Gatten, aber sie hat, während dieser abwesend ist, einem jungen hübschen Burschen eine Nacht gewährt, weil sie die Liebe des Gatten schwinden fühlte. Der Bursche wähnt, sie liebe ihn und gehöre ihm nun mit Leib und Seele an. Sie aber liefert ihn, empört über diesen Dünkel, dem heimkehrenden Gatten aus und gesteht diesem ihre Schuld. Was will sie? — Verzeihung? — Nein. — Sie macht eine furchtbare Probe. Sie will wissen, ob seine Leidenschaft zu ihr größer ist oder sein künstlerischer Egoismus, ob er den Künstler oder den Mann in einem solchen Augenblicke vergessen wird. Sie gebraucht dieses furchtbare Mittel, um dadurch seine schwindende Leidenschaft

zu ihr zurückzurufen. Diese zurückkehrende Leidenschaft würde sich furchtbar äußern, — aber das Weib erträgt Alles, nur nicht verschmäht zu werden.

Doch dies Mittel — das bei dem gewöhnlichen Manne sicherlich einschlagen würde — versagt bei dem Künstler.

Er weist dem Verführer kühl die Thür und findet in den Augen des Weibes, welches diesen außer sich niedergestochen hat, den letzten Schlüssel zu ihrem Räthsel, mit dem er in einem Bilde lange gerungen hat. Damit hat er sie gelebt, er ist fertig mit ihr und wirft sie fort.

Und die junge, wieder aufwachende Frau in der Bildergalerie, die eine „lebendige Stunde" gelebt, die vielleicht in diesem visionären Schauen ihr zukünftiges Geschick vorempfunden hat — entscheidet sich und nimmt in dem Vorgefühl einer Kränkung, die ihr noch gar nicht widerfahren ist, schon vorher Rache, indem sie sich dem Verführer ergiebt."

Berlin-Karlshorst, 21. März 1902. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Deutschlands Stellung in der Weltpolitik. Die neue russische Anleihe und der deutsche Handelsvertrag.

Noch im Jahre 1806, wenige Monate vor der Schlacht bei Jena gab es in Preußen eine Partei, die als den eigentlichen Feind nicht Frankreich, sondern England ansah. Ihr Wortführer, Oberst von Massenbach behauptete, daß Napoleon keineswegs auf die Unterdrückung aller andern Staaten ausgehe, daß aber England durch seine ausschließliche und unbedingte Seeherrschaft thatsächlich jeder anderen Unabhängigkeit Fesseln anlege. So unsinnig eine derartige Betrachtung vom Standpunkt der damaligen praktischen Politik auch war, so wäre es doch für einen geschickten Dialektiker heute gar nicht so schwer nachzuweisen, daß in Massenbachs Idee ein ganz tüchtiges Stück Wahrheit steckte. Napoleon ist wirklich nicht mit Absicht und Bewußtsein auf eine Welteroberung ausgegangen und die englische Meeresherrschaft hat, nachdem alle andern Mächte geholfen, Napoleon niederzuringen, ein Jahrhundert lang schwer genug auf den Nationen gelastet und der englischen Nationalität, englischer Sprache und englischem Wesen auf dem Erdball einen so großen Vorsprung gegeben, daß die andern Völker erst nach Generationen den Muth gefaßt haben, an einen Wettbewerb überhaupt auch nur zu denken. Setzen wir einmal den Fall, die andern Staaten hätten es über sich gewonnen, sich zunächst unter Napoleons gewaltige Hand zu ducken, und ihm dadurch indirekt, vielleicht auch direkt geholfen, Englands Meeresherrschaft zu brechen, so brauchen wir darum noch nicht zu folgern, daß nun alle Völker dauernd die Unterthanen der Franzosen geworden wären. Napoleon selbst hat auf der Höhe seiner Macht zuweilen geäußert, daß nach seinem Tode seine Erben unter einander in Zwiespalt geraten würden, und so wäre es wohl auch gekommen. Sein Reich hätte sich aufgelöst schneller, als einst das Karls des Großen. Die Völker, die selbständigen Nationalitäten haben heute eine Lebenskraft, die mit keiner Gewalt ganz zu ersticken ist: man sehe auf die Polen. Die europäischen Völker würden zweifellos das französische Joch früher oder später wieder abgeschüttelt haben, und es würde von der Ueberordnung Frankreichs auf die Dauer weniger übrig geblieben sein, als jetzt von der langen See-Hegemonie Englands. Denn man vergesse nie, was auch die Schicksale des englischen Staates seien, die Thatsache, daß Nord-Amerika und Australien englisch geworden sind, wird nie, die Vorherrschaft der englischen Sprache im Weltverkehr wird schwerlich, höchstens die Vorherrschaft Englands in Südafrika kann noch einmal wieder rückgängig gemacht werden.

Was die Welt heute erstrebt, ist nicht ein Rückgängigmachen und Zerstören der großen Stellung, die die Engländer auf dem Erdball gewonnen haben, sondern nur der Wunsch, bei Vertheilung der noch für die Kulturwelt zu gewinnenden Länder und Gebiete gleichberechtigt zu konkurriren. Auch in dieser Richtung ist der natürliche Lebensdrang der Völker wohl eine Zeitlang zu hemmen, aber nicht zu ertödten. Die allgemeine Bewegung, die in den letzten Jahrzehnten sich stärker und stärker gegen England entfaltet hat, ist im Grunde dasselbe was die allgemeine Erhebung der Völker gegen Napoleon im Jahre 1813 war, mit dem Unterschied, daß es England bisher auf den gewaltsamen Kampf nicht hat ankommen lassen, sondern Schritt für Schritt dem bloßen Drängen nachgegeben hat und aus seiner exklusiven und hegemonen Stellung zurückgewichen ist. Es ist ja noch immer die unvergleichlich erste aller Kolonialmächte, aber von dem Anspruch, die einzige zu sein, den es wirklich Jahrzehnte lang annähernd hat behaupten und durchführen können, ist es doch schon sehr weit zurückgedrängt. Dieser prinzipielle Erfolg darf nicht unterschätzt werden, wenn man auch daneben halten muß, daß die deutschen Kolonialbesitzungen doch noch immer höchst dürftig, die französischen wohl sehr groß und schön, aber bei der Stagnation des französischen Volksthums ohne rechte Zukunftsaussicht sind.

Die Erfolge der Kontinental-Mächte würden ja sehr viel größer sein, wenn sie nicht untereinander von ganz ebenso starker, aus dieser oder jener Quelle entspringenden Eifersucht erfüllt wären, wie gegen England. Diese Eifersucht verhindert und wird wohl auf absehbare Zeit verhindern die allgemeine Kontinental-Allianz gegen die Insel-Macht. Das Ergebniß ist die gleichmäßige allgemeine Spannung, in der mit leisem Ponderiren und Drängen hinüber und herüber jede Großmacht sich vorwärts zu schieben sucht unter vorsichtiger Vermeidung des wirklichen blutigen Konflikts. Jeder hat freundliche, jeder hat feindliche Berührungen mit Jedem. Jeder hat Interessen-Gegensätze und Interessen-Gemeinschaft mit Jedem. Bricht einmal wieder ein Welt-Konflikt aus, so ist schlechterdings nicht zu sagen, wie sich die Mächte dann gruppiren würden.

Unsere Zeit ist eine Friedens-Epoche, wie sie die Weltgeschichte noch keine gesehen hat, aber sie ist nicht etwa zu vergleichen mit der Zeit des Stilllebens nach 1815. Damals hatten die Staaten wirklich für eine Zeitlang aufgehört ihrer auswärtigen Politik positive Ziele zu setzen: die inneren Aufgaben und bald die innere Unzufriedenheit, Unruhen und endlich Revolutionen bildeten die Gegenstände der Staatskunst. Heute aber haben die Mächte einen sehr starken positiven Expansionsdrang: diejenige Stimmung und Bestrebung, die in früheren Zeiten immer sehr schnell zur Anwendung der Gewalt, zum Kriege führte. Heute soll die bloße Kriegsmöglichkeit, die drohende Rüstung und die Diplomatie alles machen.

Eine wesentliche Aufgabe in solcher Lage ist, bei den anderen Mächten

keinen größeren Argwohn zu erregen als nöthig ist; man kann nicht etwa rathen: gar keinen Argwohn zu erregen, denn das würde heißen, auf alle positiven Bestrebungen zu verzichten. Das will keine der Mächte, und das wollen auch wir nicht. Wir haben positive Ziele, die mit denen anderer Staaten vielfältig kollidiren. Es kommt darauf an, zwischen diesen vielfachen Kollisionen hindurch zu laviren und immer neue Kompromisse zu finden. Man muß das eine Mal fest sein und drohen, das andere Mal nachgeben und zurückweichen. Jeder hat Jeden im Verdacht, daß seine Ansprüche viel zu groß seien, und es giebt immer Nebenbuhler, die einen solchen Verdacht bei einem Dritten zu nähren und anzufachen bemüht sind. Dem heißt es dann mit geschickten Mitteln entgegenwirken und nicht nur auf undurchführbare Ansprüche wirklich verzichten, sondern auch eifersüchtige Mächte von solchem Verzicht überzeugen.

Ein wahrhaft genialer Zug in dieser Methode der Politik war die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika. Wenn man nach dem direkten positiven Zweck dieser Reise fragt, so werden vielleicht auch die zukünftigen Historiker in den geheimsten Akten nichts finden. Aber in den Vereinigten Staaten war bisher ein sehr starker Argwohn gegen Deutschland verbreitet. Diesen galt es zu beseitigen. Das ist gelungen, und das ist ein sehr großer Erfolg. Der Argwohn war entstanden zum Theil durch ein sehr geschicktes Hetzsystem, sei es von englischer, sei es von russischer Seite, zum Theil aber auch wohl durch unsere eigene Schuld. Im spanisch-amerikanischen Kriege nahm die öffentliche Meinung in Deutchland in ganz unsinniger Weise für Spanien Partei; die deutsche Regierung hielt sich zwar korrekt, scheint aber bei den Philippinen irgend einen Fehler gemacht zu haben, der nicht ganz aufgeklärt ist. Wie dem auch sei, die feindselig-argwöhnische Stimmung in den Vereinigten Staaten bestand und war eine Macht, die uns recht unbequem und gefährlich werden konnte. Thatsächliche Friktions-Punkte hat Deutschland zwar auch mit den Vereinigten Staaten so gut wie mit allen anderen Mächten — man erinnere sich an Samoa, — aber sie sind doch so unbedeutend, daß das natürliche Verhältniß zwischen den beiden Mächten nur das der Freundschaft sein darf. Dieses natürliche Verhältniß war gestört und ist durch den Prinzen Heinrich wieder hergestellt. Wären die Freundschaftsbezeugungen, die drüben ausgetauscht worden sind, nur ein künstlich erzeugter Rausch, so wäre wenig darauf zu geben. Aber da es wirklich eine natürliche Gesundheit ist, die ein geschickter Arzt nur von einer Störung befreit hat, so dürfen wir von dieser Reise einen thatsächlichen dauernden Erfolg und segensreiche Wirkungen für beide Völker erwarten.

Bei aller gegenseitigen Rivalität sich doch gegenseitig gelten zu lassen, das muß die Signatur der modernen Staatskunst sein. Dazu gehört auch eine gewisse innere Gleichartigkeit. Daß die romanisch-germanischen Völker bei aller inneren Gegensätzlichkeit doch eine einzige große Kulturfamilie bilden, zeigt sich auch darin, daß sie, einmal weit auseinandergetreten, sich

doch immer wieder in ihrem Wesen einander nähern, von einander lernen und sich einander anähneln. Der preußische Staat unter Friedrich Wilhelm III. und IV. und der Yankee-Staat waren wirklich etwas sehr verschiedenes: wie sehr hat sich seitdem Amerika in allen seinen Sitten und Bestrebungen europäisirt und wie sehr haben wir uns amerikanisirt! Die Vereinigten Staaten schaffen sich eine stehende Armee an und treiben imperialistische, d. h. auf deutsch kaiserliche Politik. In Deutschland aber hat das allgemeine Stimmrecht seinen Einzug gehalten. Der jubelnde Empfang, den das amerikanische Volk einem preußischen Prinzen bereitet hat, wird, aus allen aktuellen Fragen der Politik herausgehoben, für alle Zeit ein bedeutsames Zeichen der fortschreitenden inneren Anpassung der Kultur-Völker aneinander sein, ein Beweis, wie sehr sich drüben das demokratisch-republikanische, hüben das fürstlich-aristrokratische Vorurtheil abgestumpft hat. Im Ganzen möchten eher noch die Amerikaner sich in ihren Ideen mehr uns, als wir uns ihnen genähert haben.

So viel ich gesehen habe, ist in der Presse nirgends der Vergleich dieser Prinzen-Reise mit den russisch-französischen Wechselbesuchen gemacht worden, den Flotten-Begrüßungen in Toulon und Kronstadt und den Zaren- und Präsidenten-Visiten. Es ist ganz richtig, diesen Vergleich nicht zu ziehen — denn man kann es nur thun, um ihn abzulehnen. Eine gewisse äußere Aehnlichkeit ist ja vorhanden, namentlich der Enthusiasmus der Republikaner für einen Repräsentanten selbstbewußter Monarchie, aber das ist auch Alles. Die französisch-russischen Begrüßungen gehörten in die unmittelbare, aktuelle Politik. Sie waren der Ersatz eines Bündnisses, das man anfänglich noch nicht abschließen, auch später nicht recht konkret formuliren konnte, aber doch zum Ausdruck bringen wollte. Es war, wie man gesagt hat, noch keine Vermählung, aber eine Verlobung. Aus solcher Berechnung entspringend, hat es sich auf die auswärtigen Verhältnisse beschränkt und eine innere Annäherung nicht zur Folge gehabt. Alles ganz anders jetzt bei dem Prinzen-Besuch in Amerika. Nichts von direktem politischen Zweck; keine Spekulation auf gegenseitige Hülfe und ein aus solcher Spekulation entspringender Enthusiasmus — sondern nichts als eine rein menschliche und soziale Annäherung, die nur mittelbar, indem sie Vorurtheile zerstreute, Früchte bringen soll. Das ist für den Augenblick sehr viel weniger, für die Dauer kann es, wenn die Wirkungen nicht etwa durch andere Zwischenfälle wieder aufgehoben werden, recht viel bedeuten.

Hätte die Prinzenreise einen direkten politischen Zweck gehabt, so würde man vor Allem fragen müssen: gegen wen? Es giebt vielleicht Politiker, die sofort antworten: natürlich gegen England! Aber wo sollte das sein? Gewiß hat die englische Presse recht scheel gesehen zu dem ganzen Unternehmen und hätte gern einige Steine dazwischengeworfen — aber beklagt sich nicht ein großer Theil der deutschen Presse fortwährend über die Englandfreundliche Politik unserer Regierung? Da wir mit gutem Grunde beschlossen haben, uns in Südafrika jeglicher, auch der entferntesten Inter-

vention zu enthalten, oder Englands Verlegenheit dort irgendwie auszunützen, so bleiben hauptsächlich zwei Gebiete auf der Erde, wo wir uns mit den Engländern berühren: der nahe und der ferne Orient, die Bagdad-Bahn und China, und in beiden Fragen haben wir uns mit England wechselseitig unterstützt. Wie mit England, so stehen wir anscheinend auch mit allen anderen Großmächten gut. Das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist trotz aller Verrücktheiten der Alldeutschen unerschüttert. Italien beharrt im Dreibunde und hat eben erst durch die Stiftung des Goethe-Denkmals in Rom einen Beweis der deutschen Freundschaft empfangen. In Frankreich erlischt der alte Revanche-Haß sichtlich. Mit Rußland schwören wir uns fortwährend gegenseitige Freundschaft; es soll in der Welt Punkte, wo die Interessen dieser beiden Mächte collidiren könnten, überhaupt nicht geben.

Kann man nun aber eine Politik machen, die gut Freund ist mit aller Welt? Erstreben wir nur Dinge, die Niemand in der Welt sonst will und um die uns Niemand beneidet? Sind wir keiner anderen Macht in dem, was sie wünscht und will, im Wege? Die allgemeine Freundschaft hat doch auch allenthalben ihre sehr bestimmten Grenzen, und gerade da, wo man es am meisten ableugnet, ist der Verdacht berechtigt, daß es geschehe, um die vorhandene Reibung nicht noch zu verschärfen. Man erinnere sich jenes giftgeschwollenen Artikels im amtlichen russischen „Finanzboten“ wegen der Ertheilung der Konzession zur Bagdad-Bahn an Deutschland. (Pr. Jahrb. Februarheft S. 380.) Die Deutsche Presse hat kaum gewagt, oder man darf wohl sagen, ist diplomatisch genug gewesen, ihn nicht zu beachten, ihn vielleicht garnicht einmal zu erwähnen.

Die Welt-Politik wird in diesem Augenblick beherrscht oder wenigstens charakterisirt durch das englisch-japanische Bündniß, die darauf bezügliche gemeinschaftliche russisch-französische Erklärung und die kalt reservirte Haltung, die Deutschland zwischen diesen beiden Kundgebungen eingenommen. Diese reservirte Haltung gehört zu unserer Politik des Lavirens, aber man würde wohl sehr irren, wenn man glaubte, daß wir auch innerlich so ganz indifferent geblieben seien. Die Wahrheit ist: das englisch-japanische Bündniß ist für uns ein höchst erfreuliches Ereigniß, aber Graf Bülow mußte sich hüten, diese Freude auch nur offiziös laut werden zu lassen: dadurch hätte er unser Verhältniß zu Rußland unnöthig verschlechtert und Englands Stellung unnöthig verbessert. Wir haben unzweifelhaft ein großes Interesse, daß Rußland weder China zu seinem Vasallenstaat mache, noch große Theile losreiße und mit seinen Zollschranken einschließe. Auf Grundlage des Satzes von der „offenen Thür“ können wir uns dagegen mit England über China ganz gut vertragen und haben deshalb mit ihm den Vertrag abgeschlossen, der uns das Yangtse-Thal, das Haupthandelsgebiet von Ostasien, offen hält und für die Integrität Chinas in seinem gegenwärtigen Bestande eintritt. Nach Auffassung der Engländer hätten wir hiernach auch die Mandschurei vor den Russen schützen müssen, nach Auf-

fassung des Grafen Bülow war bei Abschluß des Vertrages die Mandschurei bereits thatsächlich in den Händen der Russen und fiel deshalb nicht mehr unter den Vertrag.*) So hat Deutschland sich gesichert, ohne in den direkten Konflikt mit Rußland gedrängt zu werden. Wenn nun aber England und Japan Rußland verhindern, sich dort zu befestigen und namentlich auch Korea einzuziehen, so kann uns das nur sehr recht sein.

Allein gegen Rußland ist das englisch-japanische Bündniß gerichtet; weshalb hat sich nun Frankreich bereit finden lassen, sofort Rußland an die Seite zu treten? Und weshalb haben die beiden Mächte, statt sich in der Stille über ein Defensiv-Bündniß zu vereinigen, ihr Einverständniß sofort in demonstrativer Weise öffentlich kundgemacht? Schwerlich um den Krieg zu provoziren, sondern ganz ehrlich, um ihn womöglich noch zu verhindern: die Stärke dieses Bundes, recht deutlich vor Augen geführt, wird doch wohl die Wirkung haben, namentlich das aktionslüsterne Japan zur Vorsicht zu mahnen. Da nun Deutschland das Interesse hat, daß nirgends ein Weltkrieg entstehe, der uns vielleicht schließlich zu einer Intervention ebenfalls mit dem Schwerte nöthigte, sondern Erhaltung des jetzigen Gleichgewichts für uns das Beste, ja sogar Lebensbedingung ist, so können wir wie mit dem englisch-japanischen Bunde, so auch mit der russisch-französischen Erklärung wieder ganz zufrieden sein, und indem wir keiner Partei Hoffnung machen, daß wir ihr beitreten, jede in der Besorgniß lassen, wir könnten uns gegen sie entscheiden, so erhalten wir thatsächlich den Weltfrieden. In dem Augenblicke, wo Deutschland sei es England, sei es Rußland ein Bündniß gegen den Anderen anböte, würde der Weltkrieg auflammen.

Die Frage ist, ob er nicht trotz dieser unserer Zurückhaltung sehr nahe ist.

Unablässig, unaufhaltsam, zäh und entschlossen dringt Rußland auf der ganzen Linie vom Schwarzen bis zum Gelben Meer in Asien vor. Es betrachtet und behandelt schon jetzt nicht nur die Mandschurei, sondern auch die ganze Mongolei und das sogenannte chinesische Turkestan als ein ihm unterstehendes Schutzgebiet. Urga, die Hauptstadt der Mongolei, hat ein russisches Fort mit russischer Artillerie und Besatzung; russische Ingenieure beschäftigen sich mit den Vorarbeiten für die Bahn auf dem alten Karawanenwege Kiachta—Urga direkt auf Peking. In Turkestan ist im vorigen Jahr in aller Stille neben der großen Magistrale von Orenburg nach Taschkent eine neue rein strategische Bahnlinie von höchster Wichtigkeit begonnen worden; sie führt von der transkaspischen Bahn nach der Stadt

*) Es heißt in § 2 des Vertrages vom 16. Oktober 1900: Die beiden Mächte „werden ihre Politik darauf richten, den Territorialbestand des chinesischen Reiches unvermindert zu erhalten.“ Der Vertrag ist abgedruckt im Schultheßschen „Europäischen Geschichtskalender“, Jahrgang 1900 S. 215. Soeben ist von diesem vorzüglich brauchbaren Werk, jetzt herausgegeben und mit einer Jahresübersicht versehen von Gustav Roloff, der Jahrgang 1901 erschienen. Verlag von C. H. Beck, München.

Karschi in Buchara und wird von dort nach Kelif am Amurdarja, dem Uebergangspunkt über den Strom für die große Straße nach Balch und zu den Hindukusch-Pässen, die nach Kabul führen, weiter gebaut werden. Im Bau begriffen ist die Bahn von Aschabad nach Meschhed in Persien; sie soll weiter an der afghanisch-persischen Grenze entlang nach der Landschaft Sejistan geführt werden.

Daß Rußland mit diesem Heranschieben an das englische Interessen-Gebiet und die Grenzen Indiens direkt auf eine große Offensive gegen die Engländer zum Sturz ihrer Herrschaft in Südasien ausgehe, braucht man noch nicht anzunehmen. Eine derartige Ausdehnung des zarischen Imperiums würde ja alle anderen Länder in die Schranken rufen und sie den Engländern zu Bundesgenossen geben. Aber freilich, auch wenn die russischen Staatsmänner sich auch dergleichen phantastische Ziele keineswegs setzen, so gehen sie doch Schritt für Schritt vorwärts und werden in diesem Vorwärtsdrängen freiwillig nicht einhalten. Gerade daß zwischen den beiden Weltmächten noch so große Gebiete liegen, die sowohl der Eine wie der Andere schließlich an sich ziehen könnte und möchte, bildet die stete Kriegsgefahr. Der russische Minister Witte hat sich darüber jüngst in einem Interview sehr interessant ausgesprochen. Er hat zunächst seinen englischen Besucher darauf hingewiesen, daß Rußland mit seinen Bahnbauten an der Grenze Afghanistans Halt gemacht habe, und wollte das als einen Beweis der freundschaftlichen Gesinnung Rußlands gegen England angesehen wissen: man könnte vielleicht auch einen freundlich eingewickelten Hinweis herauslesen, daß Rußland auch nicht hätte Halt zu machen brauchen und in Afghanistan eines Tages Bahnen bauen könne, sobald es wolle. Herr von Witte setzte weiter auseinander, daß, wenn Rußland und England erst direkt an einander grenzten, ihre auf gegenseitigen Mißverständnissen beruhende Abneigung und ihr Mißtrauen gegen einander weichen und sie in eine Periode politischen Einverständnisses treten würden; man solle getrost die beiderseitigen Eisenbahnnetze in Indien und Turkestan durch Afghanistan hindurch an einander anschließen.

Der prinzipielle Gedanke, daß gerade die sogenannten Pufferstaaten vielmehr die eigentlichen Brandherde sind, und daß die Großmächte unmittelbar nebeneinander den Frieden leichter aufrecht erhalten, ist durchaus richtig, aber die Verhältnisse müssen dazu auf beiden Seiten gleichartig sein, und es ist doch wohl sehr fraglich, ob die Engländer von der Durchlegung einer Eisenstraße Moskau—Kalkutta für sich ebensoviele strategische Vortheile erwarten, wie die Russen.

Man hat sich in der öffentlichen Meinung öfter die Frage vorgelegt, warum Rußland nicht die Verlegenheit Englands in Transvaal zu einem Angriff benutzt habe, und die Zeitungen haben darauf keine andere Antwort zu geben gewußt, als daß der Zar Nikolaus friedliebend sei und seinem englischen Oheim direkt versprochen habe, seine Nothlage nicht ausnutzen zu wollen. Das ist doch wohl eine zu harmlose Auffassung von der Politik.

Auf einen großen Krieg gegen England geht Rußland garnicht aus; es hat noch auf lange Zeit genug zu thun mit dem Vorschieben in die Zwischengebiete, und für diesen Zweck hat es, wie wir gesehen haben, den südafrikanischen Krieg ganz kräftig ausgenutzt und würde es wohl noch mehr gethan haben, wenn nicht im Orient jetzt ein Mitbewerber in Deutschland entstanden wäre, der zur Vorsicht mahnte.

Nicht Rußland ist also die Macht, die ein Interesse daran haben könnte, den Krieg um die Vorherrschaft in Ostasien zu beschleunigen, sondern wenn es eine ist, dann ist es England. Wer weiß, ob ohne den fortgesetzten zähen Widerstand der Buren England nicht bereits gegen Rußland das Schwert gezogen hätte. Das Blutvergießen in Südafrika verhindert vielleicht das große Blutvergießen des allgemeinen Weltkrieges. Wenn nun aber die Engländer doch in diesem oder im Laufe des nächsten Jahres mit den Buren fertig werden sollten?

Wie ein Krieg zwischen England—Japan und Rußland—Frankreich ausfallen würde, ist unberechenbar. Unzählige Möglichkeiten spielen dabei durch und gegen einander. Vielfach rechnet man darauf, daß die Indier sich gegen England erheben würden, sobald die Kosaken den Hindukusch überschritten hätten. Von anderer Seite aber wird darauf hingewiesen, daß es doch auch in Indien führende Persönlichkeiten genug giebt, die von der Natur des russischen Staatswesens etwas gehört haben und keineswegs glauben, daß sie durch die Vertauschung des englischen Szepters mit dem russischen etwas gewinnen würden.*) Wie dem aber auch sei, selbst wenn die Engländer der Indier noch so sicher sind, wenn sie sich versichert fühlen, daß ihnen die Russen und Franzosen weder an ihre Heimathinsel noch an Egypten kommen würden, daß sie in Ostasien die Russen mit Hilfe der Japaner besiegen und sich gegen die französischen Truppen in Hinterindien behaupten würden: Der Weltkrieg ist doch etwas so Ungeheures und der in Aussicht stehende positive Gewinn wäre zuletzt für England (da es denn doch, angesichts Deutschlands und der Vereinigten Staaten, nicht auf die Wiederherstellung seiner ausschließlichen Meeresherrschaft ausgehen kann), so gering, daß auch diese Partei den Krieg so leicht nicht provoziren wird.

England wird den Krieg um so weniger provoziren, wenn es Aussicht hat, daß Rußland ohnehin durch andere Mächte in seinem stürmischen Vorwärtsdrängen bald zum Einhalten gezwungen werden wird. Die Mächte, die hier in Frage kommen, sind nicht andere auswärtige Staaten, sondern liegen in der innersten Natur des russischen Staates und Volkes

*) Sehr entschieden in diesem Sinne hat sich jüngst Poultney Bigelow ausgesprochen in einem Buche, das ich zur Lektüre sehr empfehlen kann. „Die Völker im kolonialen Weltstreit“, deutsche Bearbeitung von Prof. Dr. Woker, Berlin, Georg Reimer. Preis 5 Mk., geb. 5,80 Mk. Die historische Betrachtung ist einseitig und die Thatsachen haben sich den republikanisch-angelsächsischen Anschauungen des Verfassers öfters beugen müssen, aber das Ganze ist vermöge der lebendigen persönlichen Beobachtung Bigelows doch höchst instruktiv.

selber. Es ist die große Frage, ob der zarische Despotismus das russische Freiheitsstreben niederzuhalten vermag, und ob die wirthschaftlichen Kräfte für die Durchhaltung seiner riesenhaften Aspirationen ausreichen.

Wir haben in unserm Januarheft den Aufsatz von Herrn Dr. Rohrbach „Rußland in der Krisis“ gebracht, dessen Ergebniß sich kurz dahin zusammenfassen läßt, daß Rußland in absehbarer Zeit einer ungeheuren wirthschaftlichen Katastrophe entgegengehe.

Eben in diesem Augenblick schließt Rußland in Deutschland eine Anleihe von 300 Millionen Mark ab zu 4 pCt., nicht so sehr viel unter Pari. Das sind Bedingungen, zu denen vor garnicht langer Zeit kaum Preußen Geld bekam, und die 3½ proz. preußischen Papiere stehen heute nur wenig über Pari. Die Börse schätzt also offenbar die Kreditfähigkeit Rußlands noch sehr hoch ein.

Aber diese Anleihe wird unter Umständen abgeschlossen, die mir die Rohrbachsche Ansicht nicht zu widerlegen, sondern zu bestätigen scheinen.

Es ist unzweifelhaft, daß als der Zar sich im vorigen Jahr herbeiließ, den Franzosen wieder einen Besuch zu machen, die Absicht dabei war, ihnen wieder eine Anleihe und zwar von 500 Millionen Rubeln, d. h. 1100 Millionen Mark, zu entlocken. Der Zar hat seine Reise gemacht, aber vergeblich. Die Franzosen haben ihm schließlich das Geld nicht gegeben — nicht aus politischen Gründen, denn wie sich soeben gezeigt hat, dauert das französisch-russische Bündniß in aller Kraft fort. Wie kommt es nun, daß, da schon die Franzosen dem russischen Kredit nicht mehr trauen, Deutschland jetzt das Geld, oder wenigstens einen Theil des Geldes geben will?

Ich bitte sich an dieser Stelle zu erinnern, welche Auffassung wir von je bezüglich der Erneuerung des russisch-deutschen Handelsvertrages vertreten haben. Wir haben die Verhandlungen in Deutschland selbst zwischen der Regierung und den Parteien, im Reichstage und in der Zolltarifkommission stets für bloße Schaumschlägereien erklärt: Taktische Künste der Fraktions-Politik. Die öffentliche Meinung, mit der die „Preußischen Jahrbücher“ sonst nicht immer übereinstimmen, hat mit richtigem Instinkt die Sache ganz eben so angesehen: kein Mensch außer den Interessenten kümmert sich irgendwie um diese Debatten. Sie sind dem Zeitungsleser gleichgiltig und langweilig, und die Volksversammlungen, die die Agitatoren einberufen, werden nicht besucht. Das macht: die Entscheidung liegt nicht in irgend welcher Agitation hüben und drüben, sondern sie liegt bei der Diplomatie.

Nun ist es ganz klar, daß die Wiedererhöhung unserer Getreidezölle für Rußland eine ungeheure Schädigung bedeutet. Käme der Zoll-Aufschlag rein im Preise zum Ausdruck und würde von den deutschen Konsumenten oder dem Zwischenhandel getragen, so hätte Rußland kein großes Interesse daran. Es können aber leicht Umstände eintreten, daß nicht sowohl die Getreidepreise in Deutschland gehoben als auf dem Weltmarkt

gesenkt werden, d. h. der deutsche Getreidezoll wird abgewälzt auf die russischen Bauern. Rußland ist ferner nicht einmal in der Lage, sich durch die Erhöhung von Industriezöllen seinerseits eine Kompensation zu verschaffen. Das eigene wirthschaftliche Interesse Rußlands würde dadurch geschädigt werden, denn Rußland verlangt heute nach weiterer Herabsetzung, nicht nach Erhöhung seiner Zölle. Wie in aller Welt soll nun Rußland dazu kommen, auf solche Bedingungen hin einen neuen Handelsvertrag abzuschließen, während ein Zollkrieg ihm anerkanntermaßen keine schlechten Chancen böte? Jede Kopeke, um die dem unglücklichen verhungernden russischen Bauern der Getreidepreis weiter herabgedrückt wird, macht ihn steuerunfähiger oder zwingt ihn mehr zu verkaufen und noch mehr zu hungern.

Trotzdem wird glaubwürdig versichert, Herr v. Witte habe zugesagt, auf Grundlage des neuen deutschen Zolltarifs einen neuen deutschen Handelsvertrag abschließen zu wollen; er soll das sogar den Bankiers gesagt haben, die mit ihm über die neue Anleihe verhandelten.

Mir scheint, der Zusammenhang ist unverkennbar. Schon früher habe ich einmal an dieser Stelle die Vermuthung ausgesprochen, daß vielleicht um den Preis einer Anleihe Rußland der Erhöhung unserer Agrarzölle zustimmen werde.

Nun mache man sich aber einmal klar, was ein solches Geschäft bedeutet. Rußland bedarf eigentlich, um fortwirthschaften zu können, einer Anleihe von 1100 Millionen; nur 300 werden ihm bewilligt, nur gerade genug, um die Lippen zu benetzen, und dafür bewilligt es einen Handelsvertrag, der für die russische Volkswirthschaft einem dauernden Aderlaß gleichkommt.

Dieser ganzen Auffassung widerspricht, daß ja Zinsfuß und Kurs der neuen Anleihe höchst günstig sind. Die Börse hat also eine ganz andere Auffassung von der wirthschaftlichen Lage Rußlands, und die Börse wird doch immer gepriesen als das feinste und zuverlässigste Barometer für den Wirthschaftsstand eines Landes. Das ist eben nicht wahr. Die Börse hat durchaus kein sehr tiefgehendes, sondern ein sehr einseitiges und namentlich kurzsichtiges Urtheil. Das hat die Erfahrung oft genug gelehrt, und es ist sogar nicht einmal ein unbedingter Vorwurf. Ueber Krisen, die vielleicht in zehn Jahren eintreten können, ist die Börse gar nicht berufen zu urtheilen. Ein solches Urtheil ist für die öffentliche Meinung, und die Börse ist doch auch nur ein spezifisches Stück öffentlicher Meinung, nicht nur viel zu schwer, sondern es können doch auch noch Umstände eintreten, die das Ergebniß entweder verändern oder doch erheblich weiter hinausschieben und für weit hinausliegende Möglichkeiten hat die Börse kein Interesse.

So ist es also ganz wohl vereinbar, daß Staatsmänner rechnen: wir brauchen gegen Rußland keinen Krieg zu führen, denn dieser Staat bricht ohnehin in absehbarer Zeit wirthschaftlich zusammen. Gleichzeitig aber leiht die Börse ihm Geld zu billigen Zinsen, weil doch noch immer Kräfte

vorhanden sind, die auf ziemlich lange die Zinszahlung gewährleisten. Mag der Kurs, wenn in ein paar Jahren die wirthschaftlichen Stockungen und Störungen in diesem Riesenkörper schon deutlicher werden, allmählich herabsinken, die emittirenden Häuser haben dann nur noch ein geringes Interesse an den Papieren, und das Publikum muß seine Verluste tragen; es hätte ja bei steigendem Kurse auch Gewinn eingestrichen.

Wen es angeht, der sei freilich darauf hingewiesen, daß die Loskaufszahlungen der Bauern in den Budgets für 1901 und 1902 mit 9 bis 10 Millionen Rubel höher veranschlagt sind als für 1900 (89 und 87½ Millionen gegen 78 Millionen), obgleich die Regierung eben erst 20 Millionen Rubel hat aufwenden müssen, um eben diese Bauern nur nothdürftig durch die Hungersnoth durchzufüttern. Das Einkommen aus direkten Steuern, ebenfalls hauptsächlich Bauernsteuern, das für 1900 auf 120 Millionen veranschlagt war, ist für 1901 auf 127, für 1902 auf 130½ Millionen veranschlagt. Was ist von solcher Steigerung mitten im Nothstand zu halten? Was haben solche Budget-Voranschläge für Kreditwürdigkeit?

Wie die Geschäftsleute auch hierbei denken mögen, von unserem Gesichtspunkte ist diese russische Anleihe in ihrem Zusammenhang mit dem abzuschließenden Handelsvertrag jedenfalls und in jeder Beziehung ein Ereigniß ersten Ranges. Sie ist uns ein dokumentarischer Beweis, daß Rußland sich bereits in der alleräußersten Nothlage befindet, und Mittel und Wege, wie es sich aus dieser Nothlage wieder emporheben könne, sind uns vorläufig nicht erkennbar. Für Deutschland aber bedeutet der Abschluß der Anleihe vor Allem den Abschluß des Handelsvertrages und damit die Ueberwindung der inneren Krisis ohne gar zu große Kämpfe, ohne Bildung neuer Parteien, Fortsetzung der lavirenden Politik wie bisher nach innen und außen.

23. 3. 02. D.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Das Nationalgefühl als psychologisches Phänomen.

Von

Hans Richert.

I.

Das Nationalgefühl als modernes Problem.

Darin, daß mit dem Nationalgefühl, wie es das politische Leben, das dichterische Fühlen, das kulturelle Sein der europäischen Völker beherrscht, etwas Neues, Eigenartiges, Ueberraschendes aufgetreten ist, sind die verschiedensten Denker einig. Nietzsche spricht von der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitätswahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt, Treitschke rechnet zu den hohlen Abstraktionen, die heutzutage alle Köpfe beherrschen, das Nationalitätsprinzip (Politik I, 270) und Rüdiger (Zeitschr. f. Völkerpsychologie III, 102) wagt sogar den Satz: so gehört die Nationalität unserem Jahrhundert an.

Es bedarf nicht dieser Urtheile, um die Wahrheit zu illustriren, daß mit dem Nationalgefühl ein neuer Faktor auftritt, der gebieterisch nach Durchsetzung ringt. Durch die Parlamente braust donnernd der Sturm erregten Nationalgefühls, das politische Leben des Tages nicht nur an den Grenzen eines Volkes beherrscht die nationale Frage. Staaten hat das Nationalgefühl zertrümmert und Staaten hat es geschaffen.

Als gefährliches Feuer schwelt es, wo ein von fremdem Volke beherrschtes Volk sich leidenschaftlich nach Durchsetzung seiner Eigenart sehnt. In die feinsten Verästelungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens dringt ein Strom nationalen Sinnes. Als schweres sittliches Problem kann es dem Einzelnen schwer und heiß aufs Gewissen fallen, wenn er mit seinem Volke in der Frage nach dem Recht einer Nation sich nicht eins weiß.

Aber suchen wir bei unseren großen Philosophen seit Kant nach einer Lösung dieses Problems, so finden wir, daß für sie

außer dem einen Fichte, im Nationalgefühl ein ernsthaftes Problem nicht lag, und das ist der deutlichste Beweis, daß unser Nationalgefühl ein modernes Problem ist. Im Lichte der Geschichte, vor unseren Augen, dem forschenden Geiste in allen Phasen des Werdens beobachtbar, hat sich im Volksgeist mit der elementaren Macht instinktiver Selbstverständlichkeit ein neues Gefühl ausgelöst, das, latent und als Spannungszustand in manchen völkerpsychologischen Vorgängen schon vorher nachweisbar, jetzt die Beziehungen zu anderen Vorstellungen des Zeitbewußtseins gelöst hat, die Verbindungen mit Patriotismus und dem Gefühl der Staatsangehörigkeit und gewissen Eigenthümlichkeiten des äußeren Volksthums. Für Viele war das, was sie Nationalgefühl nannten, die bejahende Stellung zu lokalen Verhältnissen, zu liebgewordenen Einrichtungen, es verengte sich zu Lokalpatriotismus und Pfahlbürgerthum. Für andere erschöpfte es sich im Rassenbewußtsein oder im Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Kultureinheit, deren Hauptkriterien Sprache, Dichtung, vielleicht auch Religion war.

Daß das Nationalgefühl von diesen Verbindungen frei geworden ist, daß es nicht mehr als Zufallsprodukt anderer Verbindungen erscheint, sondern als besonderes Gefühl die Schwelle des Völkerbewußtseins überschritten hat, das macht das moderne Nationalgefühl zu einem reizvoll schwierigen Problem. Das Plötzliche dieses Prozesses macht Nietzsches Ausdruck vom Nationalitätswahnsinn begreiflich. Aber dieser Ausdruck beweist auch seine Unfähigkeit, ein Problem geschichtlich zu begreifen. Auch Treitschkes Erklärungsversuch befriedigt nicht: „wir stehen immer noch unter dem Einfluß der Reaktion gegen das napoleonische Weltreich. Dieser Versuch hat in ganz natürlichem Rückschlag das Bewußtsein der Nationalitäten belebt mit einer Energie wie nie zuvor." Für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Nationalgefühls ist sicher diese Reaktion gegen den napoleonischen Versuch ein bedeutsamer Faktor. Aber wir finden das gleiche Erwachen des Nationalgefühls bei anderen europäischen Völkern, bei denen von solcher Reaktion nicht die Rede sein kann.

Rüdiger sieht a. a. O. die Gründe dafür, „daß die Nationalität unserem Jahrhundert angehört", „in der Aufhebung der religiösen, dynastischen, lokalen und ständischen Verschiedenheiten", die im 19. Jahrhundert stattgefunden habe. Gewiß ist das Christenthum mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen, mit seiner weltfremden Stimmung, die die ewige Heimath ersehnt, dem Fest-

halten nationaler Unterschiede nicht günstig. Paulus ist dafür ein klassischer Zeuge: „Da ist nicht Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Scythe, Knecht, Freier, sondern Alles und in Allem Christus.“ Und gewiß wird in Zeiten genuin religiösen Interesses die Einheit der Glaubensgenossen einen Keil in die Einheit der Volksgenossen treiben, „so daß der Unterschied der Religion oft einen Theil des Volkes zum tödtlichen Feind des anderen macht.“ Aber der christliche Enthusiasmus, der ein Hinderniß für Bildung des Nationalgefühls hätte sein können, war längst entströmt, ehe sich dies Gefühl bildete. Außerdem irrt Rüdiger, wenn er meint, die nationale Idee hätte erst emporkommen können, als die Gewalt des Christenthums abnahm. Denn das Jahrhundert des Nationalgefühls war ebenso ein Jahrhundert zunehmenden Einflusses religiöser Ideen. So hat denn auch das Nationalgefühl vieler Völker und Individuen sogar eine entschieden religiöse Färbung angenommen.

Nicht minder problematisch sind die anderen von Rüdiger angeführten Gründe: „die Ansichten von Politik und Staatsrecht mußten eine völlige Umwälzung erleiden, ehe die nationale Idee Wurzel fassen konnte. Das Prinzip der Legitimität, auf dem noch die Verträge von 1815 beruhten, mußte fallen, es mußte gegenüber dem Fürstenrecht, das die Unterthanen gleich anderem Vermögen vererbte, die Meinung siegen, daß der Staat um des Volkes willen da sei und daß das Volk seine Regierung zu bestimmen habe.“ Aber mir scheint Rüdiger hier Ursache und Wirkung zu verwechseln. Denn die Umwälzungen, die nach ihm das Nationalgefühl ermöglichten, sind vielmehr durch das sich regende Nationalgefühl verursacht, in ihm lag die elementare Kraft jener Bewegungen, der Geburtwehen, unter denen das Nationalgefühl zum Licht hervorbrach. So beruht das Nationalgefühl auch nicht auf der Aufhebung der ständischen und lokalen Verschiedenheiten, sondern es hat sie bewirkt. Wie die chemische Wahlverwandtschaft nicht auf der Aufhebung gewisser Verbindungen beruht, sondern sie bewirkt, so ist das Zusammenschießen lokal und ständisch differenzirter Volkstheile zu einer Nation nicht eine Voraussetzung, sondern eine Folge des Nationalgefühls, dieser Wahlverwandtschaft der Volksgenossen. Keine Zeit schien für diesen Prozeß ungünstiger als die unsere. Weltverkehr und Welthandel, Freizügigkeit und Weltausstellungen, gleiche soziale Erscheinungen und internationale Zusammenfassung der geistigen und kulturellen Kräfte, Alles schien bewirken zu müssen,

Europa als ein Kulturganzes erscheinen zu lassen und dem nationalen Ideal das kosmopolitische Ideal als das höhere entgegenzustellen. Und doch der „Nationalitätswahnsinn"?

Kann uns die Geschichte dies Problem lösen?

II.

Das Nationalgefühl als geschichtliches Problem.

Eine geschichtlich-statistische Erklärung unseres Problems ist dadurch außerordentlich erschwert, daß der Begriff Nation, Volk sich nach geschichtlich-statistischen Merkmalen nicht umgrenzen und gegen verwandte Begriffe abgrenzen läßt. „Wenn wir die Juden ein Volk nennen, obgleich ihnen die Gemeinschaft des Staates, der Sprache, ja selbst der Wohnräume fehlt, nur um der Stammes- und Glaubenseinheit willen, die Schweizer, obgleich sie ganz verschiedener Abstammung und Sprache sind, nur um des Staatsverbandes willen, und dann wieder die Polen, bei denen sich alles dies gerade umgekehrt verhält, was bleibt dann noch als gemeinsamer Grundgedanke des Ausdruckes übrig?" (Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875.)

Grundlegend für diese Fragen ist immer noch die Abhandlung Richard Böckhs: Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität (Ztschr. f. Völkerpsychologie IV). Hier werden die einzelnen historisch-statistischen Kriterien für Feststellung des Begriffes Volk eingehend erwogen. Ich fasse die Resultate möglichst mit Böckhs Worten zusammen. Das unsicherste Kriterium ist die Abstammung. „Wie viele Menschen kennen auf zehn Generationen zurück die tausend Väter und Mütter, denen sie ihr Dasein verdanken? Und giebt es auch nur einen Menschen, der seine Abstammung auf 20 Generationen, d. h. bis zur Million von Namen verfolgen könnte, welche dort als seine Vorfahren erscheinen?" „Darum giebt die Buchführung über die Menschheit uns nicht das Material, die Abstammung der Individuen festzustellen, denn eine genealogische Klassifikation der Menschen führt nirgends auf die Klasse Volk, „weil thatsächlich fast bei jedem Volk andere genealogische Verhältnisse obwalten." So sind denn fast alle modernen Nationen Resultate von Völkermischungen. Ein charakteristisches Beispiel sind die Vereinigten Staaten. Aber auch die englische, die französische, die deutsche Nation sind Produkte solcher Mischungen von zum Theil recht heterogenen Elementen.

Nicht minder versagt das Kriterium der Staatsangehörigkeit. „Die Anerkennung der Existenz einer polnischen Nation wird sich für keinen Unbefangenen an die eines polnischen Staatswesens knüpfen, wie denn auch die Sprache der Diplomatie die Fortdauer dieser Nationalität unerachtet der staatlichen Zerstückelung anerkannt hat.“ Es giebt keine Nation, die sich mit den Staatsgrenzen deckt, es giebt keinen Staat, der nur eine Nation umfaßt. Es ist das Streben einer Nation, fremde, im gleichen Staat wohnende Nationen zu assimiliren, es ist das Streben einer in verschiedenen Staaten wohnenden Nation, sich zu einem Staate zusammenzuschließen. Dies Streben, das die Politik unserer Tage beherrscht, zeigt, daß die Zugehörigkeit zu einem Staate für die Beurtheilung der Nationalität ein ganz unsicheres Kriterium ist.

Nicht anders steht es mit den andern hier und da angeführten Kriterien. „Eigenthümlichkeiten des äußeren Volkslebens sind keine genügenden Merkmale der Nationalität“, weder ist für eine Nation eine bestimmte Form des Staatslebens ein charakteristisches Merkmal (Böckh erinnert mit Recht an den Wechsel der Staatsverfassungen der alten und neuen Italiener und der Franzosen), noch genügen die organischen Gestaltungen innerhalb des Staatswesens für eine sichere Beurtheilung der Nation. In diesen Formen sieht Böckh mit Recht mehr ein Zeichen des zeitigen Kulturzustandes eines Volkes. Auch „die Art und Weise des Familienlebens, das Verhältniß der Gatten zu einander, überhaupt die Bedeutung des Haushaltes für Alle, die ihm angehören“, läßt Böckh als sicheres Merkmal nicht gelten. Gewiß zeigen sich hier nationale Eigenthümlichkeiten. Aber einerseits sind sie statistisch nicht faßbar und nachweisbar, ihre Normirung beruht also zum Theil auf ungehöriger Verallgemeinerung der Wahrnehmungen, andererseits zeigen sich hier in einer Nation ganz abweichende Verhältnisse, weil hier andere, vom Nationalcharakter unabhängige Einflüsse mitwirken. Dasselbe gilt vom Rechtsbewußtsein, von Volksgebräuchen, die schon in Folge der verschiedenen Religionen in einem Volke sich bedeutend differenziren und zum Theil örtlichen Charakter tragen, dasselbe von der Nationaltracht und der Art des Wohnens, dasselbe von der Art der Thätigkeit einer Nation. Alles dies sind Verhältnisse und Lebensformen, die gewiß national differenzirt sind, die aber dem Historiker und Statistiker doch kein sicheres Kriterium geben. Es ist z. B., womit ich Böckhs Beweisgründe noch vermehren möchte, eine unleugbare Thatsache, daß der Typus des deutschen Bauern

in den Dorfgeschichten Zug um Zug mit dem des französischen Bauern übereinstimmt, wie ihn uns Maupassants Künstlerhand zeichnet, jedenfalls unterscheiden sie sich in den feinsten Charakterzügen viel weniger von einander als etwa der deutsche Bauer und der deutsche Gelehrte.

Auch von der vergleichenden Anatomie oder Physiologie hat der Historiker hier keine Hilfe zu erwarten. „Es lassen sich zwar ähnlich wie im äußeren Leben der Menschen, so auch in ihrer körperlichen Erscheinung, wesentliche Verschiedenheiten wahrnehmen, welche in einem gewissem Grade mit der Verschiedenheit der Nationalität verwachsen erscheinen, jedoch sondern diese niemals so bestimmt und durchgehend die Völker von einander, wie es nöthig wäre, um dieselben als statistisches Kennzeichen der Nationalität in Anwendung zu bringen."

Aber auch wer diesen Ausführungen im Einzelnen zustimmt, könnte doch meinen, daß alle diese Momente zusammen ein ziemlich klares Bild einer Nation geben. Und ganz gewiß wird ein Historiker, der alle diese Momente berücksichtigt, ein ziemlich getroffenes Porträt zeichnen. Aber wie die beschreibende Naturwissenschaft den Forscher nicht befriedigt, da er das Innere der Natur erforschen möchte, wie ein gemalter Charakterkopf uns lockt, die inneren, geistigen Vorgänge kennen zu lernen, die diesen Charakterkopf prägten, so kann auch die Beschreibung einer Nationalität uns über das tiefere Wesen des Nationalcharakters, der sich in diesen sichtbar werdenden Lebensformen ausprägt, nur Unbefriedigendes sagen. Ueber das Nationalgefühl, d. h. über die Frage, wie sich im Volksbewußtsein dieser Nationalcharakter reflektirt und Willensregungen auslöst, ist mit solcher Beschreibung erst recht nichts Entscheidendes gesagt.

Da hören wir beachtenswerthe Stimmen, die uns einen tieferen Blick ins Werden und Fühlen der Nation versprechen, so daß uns der Naturton eines Volkes verständlich werde. Böckh und nach ihm Lazarus in seinem Buche „Treu und Frei" sprechen es aus: das Kriterium für eine Nation ist die Sprache.

III.

Das Nationalgefühl und die Sprache.

„Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft. In der

ersten menschlichen Gemeinschaft durch das Bedürfniß des gegenseitigen Verständnisses erzeugt, bewirkt sie fortwährend die Möglichkeit dieses Verständnisses. Das Kind empfängt mit der Sprache des Hauses die erste Besonderheit des menschlichen Lebens, in ihr erfreut es sich des menschlichen Ausdrucks und damit des Bewußtseins; in der Familiensprache entwickelt es die Fähigkeit zu denken. So ist, soweit dieselbe Sprache reicht, die Berührung der Sprachgenossen der Austausch der mannigfaltigen Ausbildung des innerlich Einen." (Böckh a. a. O.) „Die Sprache enthält nicht nur die Weltanschauung eines Volkes, sondern ist auch das Abbild der anschauenden Thätigkeit selbst" (Lazarus a. a. O.). Rüdiger will zwar die Sprache als wichtigstes Unterscheidungsmittel gelten lassen, wendet jedoch ein, daß in den Kultursprachen das allgemein Menschliche gegenüber dem national Besonderen überwiegend sei. Das ist sicher ein falscher Einwurf, denn wenn es eine Thatsache ist, daß sich in der Sprache das Denken und Fühlen eines Volkes in den feinsten Nuancen ausdrückt, so besteht der Fortschritt der Kultursprachen gerade in der wachsenden Fähigkeit, immer feinere Nuancen und Differenzirungen des Denkens und Fühlens zum Ausdruck zu bringen. Wir werden vielmehr Gustav Glogau Recht geben: Die Sprache ist die differentia specifica des Menschengeschlechtes und damit zugleich das principium divisionis für seine ursprünglichen Stämme. Denn die Feinheit und Art, in der sie die unbewußte Vorzeit geprägt hat, bestimmt die Feinheit und Art der späteren Gedankenbildung und Ueberlieferung. Sie ist das wesentlichste, weil innerlichste, bestimmende Element der frühen Volksschicksale." Es ist über die Sprache als wichtigstes Element des Volksgeistes viel Treffendes und Abschließendes gesagt worden. Man hat jedoch auch die Bedeutung der Sprache in ihrer Wirkung für den Volksgeist überschätzt. So müssen Steinthal und Lazarus gegen Humboldts und Schellings Behauptung polemisiren, daß die Sprache, früher als die Volkseigenthümlichkeit, diese eigentlich erst schaffe. Demgegenüber hat die moderne Völkerpsychologie die Sprache immerhin nur als ein Produkt des Volksgeistes, als ein Symptom seiner Eigenart werthen dürfen. Zwar wird sich zeigen, daß die Sprache wiederum rückwirkend auf die individuelle Vorstellungs- und Gedankenwelt einen maßgebenden Einfluß ausübt, daß sie das Individuum zwingt, in den Bahnen seine Gedanken auszubilden, die durch die in der Sprache aufgespeicherte Arbeit

der Vergangenheit gewiesen sind; es wird klar werden, daß durch die Sprache die Eigenthümlichkeit des Volksgeistes die individuelle Eigenart zwingend beeinflußt.

Ist die Sprache gegenüber dem Volksgeist das Sekundäre, so ist sie schon darum für Abgrenzung und Beurtheilung einer Nation kein sicherer Maßstab. Das ist Treitschkes beachtenswerther Einwurf, „denn die Iren sind unzweifelhaft keine Engländer, obgleich sie englisch sprechen. Ferner giebt es Wandervölker, bei denen die Sprache etwas rein Formales, Aeußerliches ist. Dazu gehören die Juden." (Politik I, 276).

Fichte hat in den Reden an die deutsche Nation diese Gedankengänge erleuchtet. Die Sprache ist ihm nur dann ein Zeichen für das geistige Leben eines Volkes, wenn das Urvolk seine Ursprache redet. Nimmt aber ein Volk eine fremde Sprache an, so ist diese Sprache für dies Volk todt. Denn da dies Volk am Wachsen und Entstehen der Sprache keinen Antheil hat, so „bleibt eine Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache als einer Naturkraft aus dem Leben und die Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt zu werden und so den Schein des Lebens von sich zu geben vermag, so hat sie doch tiefer einen todten Bestandtheil und ist durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten abgeschnitten von der lebendigen Wurzel." (Rede IV.) Ist es schon schwer für ein Volk, die Ursprünglichkeit seiner Sprache zu beweisen, so wird die Sprache erst recht ein unsicherer Maßstab für Beurtheilung der Frage, ob ein Individuum wirklich zu dem Urvolk gehört, dessen Ursprache es spricht. Mit Recht erinnert hier Treitschke an das Volk der Juden, das gerade in diesem Gedankengang zu einem schier unlösbaren Problem wird.

Ist aber die Spracheinheit noch keine Volkseinheit, so scheint der Begriff der Nation wirklich nur die „hohle Abstraktion" Treitschkes zu sein, so scheint Rüdiger Recht zu haben, wenn er a. a. O. sagt: Die Nationalität ist ein veränderlicher Begriff, welchen Sprache, Sitte und Staat in verschiedenen Mischungsverhältnissen bilden.

Der Historiker mag sich bei diesem Satz beruhigen. Unleugbar jedoch kann das Nationalgefühl für ein Individium, ein Volk, für das Bewußtsein einer Zeit eine Grundthatsache des psychischen

Lebens werden. Und bei der Bedeutsamkeit dieses psychologischen Phänomens wird der Psychologe versuchen müssen, das Nationalgefühl als psychischen Prozeß im Individuum und im Völkerbewußtsein zu begreifen.

IV.

Das Nationalgefühl als psychologisches Phänomen.

Keine Wissenschaft, keine rationale Ueberlegung weist den Einzelnen einem Volke zu, es ist That der Freiheit, daß er sich einem Volke zuzählt. „Rasse und Stamm bestimmt auch dem Menschen der Forscher objektiv, das Volk bestimmt sich der Mensch subjektiv, er rechnet sich ihm zu. Das Volk ist ein geistiges Erzeugniß der Einzelnen, welche zu ihm gehören, sie *sind* nicht ein Volk, sie *schaffen* es nur unaufhörlich . . . Der Volksgeist schafft die Vorstellung und damit auch die Sache Volk." (Lazarus Steinthal Zeitschr. f. Völkerpsychologie I.) Ehe wir jedoch den strittigen Begriff „Volksgeist" einführen, müssen wir durch eine Untersuchung der psychischen Vorgänge des Individuums den inneren Prozeß erleuchten, in dem es den Begriff „Volk" schafft. Erst dann können wir als eine Analogie dieses individuellen psychologischen Prozesses den völkerpsychologischen Vorgang begreifen.

1. Individualisirung und Gesammtwille.

Die Voraussetzungen unserer Entwicklung müssen, wenn anders dieselbe mehr als ein mehr oder minder gelungener Einfall sein soll, gegen Einwürfe möglichst gesichert sein. Wir dürfen nur solche Sätze voraussetzen, über die unter den Psychologen ein Einverständniß erzielt ist.

Die psychologische Grundkraft ist der Wille, er ist das nicht weiter erklärbare **a priori** aller psychischen Vorgänge. Was die klassische idealistische Philosophie in kühner metaphysischer Spekulation behauptet und Schopenhauer populär gemacht hat, das hat die nüchterne Nachprüfung der Psychophysik bestätigt: die Kraft, die bei der Bildung jeder Vorstellung und ihrer Apperception das Neue dem schon vorhandenen Inhalt assimilirt, die Kraft, die als Selbstbewußtsein auf die Reize der Außenwelt reagirt, die Kraft, die es verhindert, daß unserere Vorstellungswelt in ihre Bestandtheile zerfällt, diese Kraft ist der Wille. Aus dem dumpfen, von dieser Kraft beherrschten Triebleben entsteht in einem komplizirten

Prozeß aus äußeren Reizen und psychischer Reaktion in stufenweiser Entwicklung zuerst die Wahrnehmung, dann die Sprache und schließlich der bewußte Geist. Aber das X, auf das die Psychophysik, die diesen Prozeß genau darzustellen vermag, überall stößt, ist der Wille, über dessen eigentliches Wesen die Erfahrungswissenschaft nichts auszusagen hat. Aber wissen wir auch nicht, was der Wille ist, so können wir feststellen, nach welcher Richtung er treibt, welchem Ziele er zustrebt. Wir sagen: der Wille will sich im Selbstbewußtsein objektiviren, er will durch das Selbstbewußtsein zur Erkenntniß seiner selbst gelangen. Diese Kraft, die in Pflanze und Thier auf der Stufe triebartiger und instinktiver Dumpfheit bleibt, erreicht im Menschen die höhere Stufe des sich seines Zieles bewußt werdenden Willens. Der Instinkt wird zum Selbstbewußtsein, der Selbsterhaltungstrieb zum bewußten Egoismus, d. h. der Selbsterhaltungstrieb, der in tieferen Lebensformen der Erhaltung der Gattung dient, wird im Menschen zum bewußten Streben, die Individualität durchzusetzen, zur Geltung zu bringen. So ist der Egoismus des Individuums zunächst die einzig mögliche Form des Selbsterhaltungstriebes, wenn die Triebkraft des Willens im Menschen zum bewußten Willen geworden ist. Wir sagen: das Individuum will sich selbst. Dadurch wird es Persönlichkeit, dadurch wird es befähigt, Vorstellungen zu apperzipiren, den Inhalt des Bewußtseins zum Selbstbewußtsein zu verbinden. Da diese thetischen Sätze für unser Thema von grundlegender Bedeutung sind, müssen wir kurz nachweisen, daß sie als gesicherte Grundlage einer psychologischen Untersuchung gelten können.

In diesen Sätzen treffen sich Schelling und Schopenhauer, Hegel und Fichte. „Das Ich **will** sich objektiv sein, darum muß es seine Thätigkeit reflektiren und diese Reflexion steigern, der Wille ist die Triebkraft seiner ganzen Entwicklung.“ (Schelling, zitirt nach Kuno Fischer, Schelling 517.) „Die Erkenntniß geht ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höheren Stufen seiner Objektivation, als eine bloße μηχανή, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums“ (Schopenhauer W. I 214). Bei Hegel besteht nach Kuno Fischer (Hegel II 683) eine Amphibolie insofern, „als einmal das Resultat der ganzen Geistesentwicklung das ist, daß sich die Intelligenz als Willen erkennt oder daß sie sich zum Willen macht.“ Aber darin trifft sich Hegel mit Schopenhauer, daß bei ihm das anerkennende Selbstbewußtsein aus dem begehren-

den Selbstbewußtsein entsteht, d. h. „dem Selbstbewußtsein, welches sich nur auf sich selbst bezieht, indem es alles Andere von sich ausschließt.“

Fichtes Uebereinstimmung mit unseren Voraussetzungen ist bekannt. Aber auch der Empiriker Wundt (Ethik 384) sagt: Die Selbstunterscheidung des Ich ist an die inneren und äußeren Willensakte desselben gebunden, und in der unmittelbaren Empfindung der Thätigkeit findet sich das Individuum selbst als einzelne Persönlichkeit.“ So führt nach diesen übereinstimmenden Zeugnissen der Metaphysik und Psychophysik die Bildung des Selbstbewußtseins zunächst zur Isolirung als Individuum. Aber der Prozeß, der zu diesem Resultat führte, hat das Individuum zugleich in einen unlösbaren Zusammenhang mit anderen Persönlichkeiten gestellt. Denn Alles, was der Wille dem Vorstellungsinhalt apperzipirt, ist etwas von Außen Gegebenes. Und so gewiß der Wille durch die Art der Wahlhandlung, welche die Bildung jeder Vorstellung begleitet, dem Vorstellungsinhalt eine gewisse Individualfärbung sichert, den intelligiblen Charakter, so gewiß ist doch das Individuum durch die Aufnahme des von außen gegebenen Inhaltes mit der geistigen Welt seiner Umgebung aufs Innigste verbunden. Diese Abhängigkeit von der uns umgebenden Welt, die wir einmal Gesammtwillen nennen wollen, ist so groß, daß Wundt a. a. O. sagen kann: „Der isolirte individuelle Mensch ist eine Fiktion, da er in keiner Erfahrung existirt und zweifellos nie in einer solchen existirt hat.“ So muß denn die Psychologie über die Schilderung dieses Prozesses der Individualisirung das Dichterwort setzen:

Und was man ist, das blieb man Andern schuldig.

Die Individualität stellt sich uns dar wie eine eigenthümlich geschliffene Linse, deren eigenartige Brechung des Lichtes dem Bilde des Vorstellungsinhaltes eine eigenthümliche Eigenart giebt, aber es ist doch eben das objektiv gegebene Bild der Außenwelt, das sich in dieser Linse bricht.

Für unser Problem kommt es uns auf den Nachweis an, daß durch diesen Prozeß der Individualisirung das sich selbständig machende Ich zugleich abhängig wird von dem Denken und Fühlen verschiedener Gruppen, unter denen das Volk eine der bedeutendsten ist, das Volk einmal im Sinne der Spracheinheit genommen. Schelling faßt unsere Gedanken in das Wort zusammen: „Nur

Intelligenzen außer dem Individuum und eine nie aufhörende Wechselwirkung mit solchen vollenden das ganze Bewußtsein mit allen seinen Bestimmungen." Und die Brücke für diese nie aufhörende Wechselwirkung ist die Sprache. Denn während das Individuum mit seinem geistigen Besitz dahinstirbt, vererbt sich das geistig Erworbene mittelst der Sprache von Generation zu Generation. Indem wir aber in den ererbten und überkommenen Begriffen und Worten denken, ist damit die Art unseres Denkens präjudizirt, wir werden damit in einem unlöslichen Zusammenhang mit der Vergangenheit und anderen Intelligenzen gestellt, deren Denken sich in Folge der gleichen Sprache in derselben Richtung bewegt. So gründet sich unser Selbstbewußtsein zwar zunächst auf die individuelle Eigenart, dann aber auch nicht weniger auf die Beziehungen zu dem Allgemeinen, dem wir angehören.

Je weniger wir nun für Vorstellungsreihen an der eigenen Erfahrung ein Korrektiv haben, d. h. je abstrakter und geistiger solche Gedankenreihen sind, um so wichtiger und bestimmender wird für uns die Uebereinstimmung mit der Gruppe, zu der wir uns rechnen. Gerade für die idealen Güter, für Wahrheit und Schönheit, für Recht und Sitte fehlt uns in der eigenen Erfahrung der sicher leitende Instinkt. Je geistiger also ein Individuum ist, je mehr es diese idealen Güter erstrebt, um so bedeutungsvoller wird ihm die Uebereinstimmung mit anderen Intelligenzen. Denn diese Uebereinstimmung ist nicht nur ein Korrektiv des eigenen Denkens, sondern rückwirkend verstärkt und befestigt sie den eigenen Gedanken, indem sie ihn aus der Sphäre des Individuellen und Zufälligen in die des Allgemeinen und Giltigen erhebt. So erfährt durch diese wechselseitige Mittheilung unser Selbstbewußtsein eine bedeutende Steigerung, das Individuum beginnt, seinen Werth wesentlich danach zu bestimmen, was es für die Gesammtheit ist.

Diese Steigerung unseres Selbstbewußtseins durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe ist das hauptsächlichste Gruppirungsmotiv. Denn den Geselligkeitstrieb des Menschen wird man füglich Gruppirungsmotiv nennen müssen. Nicht darin nämlich liegt sein Wesen, daß wir in einer möglichst umfassenden Allgemeinheit aufgehen wollen, uns in ihr verlieren, sondern wir sehnen uns nach einer Gruppe, die unserer Eigenart adäquat ist und dadurch, daß sie sich gegen Anderes abgrenzt, geeignet ist, unsere Eigenart zu sichern. Solche Gruppen giebt es unendlich viele, und es hängt

von unseren geistigen Bedürfnissen ab, welcher Gruppe wir uns zurechnen. Das Gruppirungsmotiv ergiebt sich als nothwendig aus dem Prozeß der Individualisirung, die Gruppirung selbst ist eine That der Freiheit. Ueberall da ist eine Gruppe, ein Gesammtwille, wo sich eine „engere Gemeinschaft durch übereinstimmende Vorstellungen und Bestrebungen von dem allgemein menschlichen Hintergrunde abhebt.“ (Wundt, Ethik S. 396). Der weitere Prozeß der Individualisirung besteht nun im Anschluß und darauf folgend in der Loslösung von einer Gruppe, um in einer neuen aufzugehen. Denn der geistigen Persönlichkeit schwebt als ideales Ziel eine zentrale, alle Bedürfnisse befriedigende Gruppe vor.

Dies Gruppirungsmotiv wird verstärkt durch ein Gefühl des Mangels, das auf einer gewissen Stufe der Individualisirung eintritt, das Schopenhauer (W. V, 284) in die Worte faßt: „auch wird im tiefsten Innern, vielleicht eines Jeden, dann und wann einmal ein Bewußtsein sich spüren lassen, daß ihm doch eigentlich eine ganz andere Art von Existenz angemessen wäre und zukäme als diese so unaussprechlich lumpige, zeitliche, individuelle.“ Wenn diese Erkenntniß im Bewußtsein entsteht, dann beginnen die Versuche des Individuums, sich wenigstens durch Zusammenschluß mit einer für das Bewußtsein die Allgemeinheit repräsentirenden Gruppe zu erhalten. In dieser über die Vereinzelung hinausstrebenden Objektivirung in einem Allgemeinen wird der psychische Prozeß zu einem ethischen, in dem zwar der Egoismus noch nicht gebrochen ist, in dem er aber bereits anfängt, den Individualwillen einem Gesammtwillen unterzuordnen. Dies ist die Wahrheit, die Schopenhauer verborgen geblieben ist, die er nie erkannt hat, nicht hatte erkennen wollen, woran er in seiner Geschichtsphilosophie gescheitert ist. Sie erkannt zu haben, ist ein bleibendes Verdienst Hegels, der mit psychologischem Scharfblick den Uebergang vom subjektiven zum objektiven Geist in einem Postulat der Psychologie findet. Auch redet er mit Recht von solcher Objektivirung, die in aufsteigender Linie stattfindet, bei der erst allmählich dem Individuum „die vermittelte und vollendete Einheit“ bewußt wird, die für Hegel und viele Andere der Staat ist.

2. Das Volk als zentrale Gruppe.

Unendlich viele Gruppen sind denkbar, in denen ein Individuum gegenüber dem erwachenden Bewußtsein von der Endlichkeit und der Schranke seiner individuellen Existenz sich zu erhalten,

sich vollständig zu objektiviren streben kann. Die Gruppen sind so zahlreich wie die Bedürfnisse einer bestimmten Zahl von Individuen. Aber in der Gleichartigkeit dieser Bedürfnisse für eine größere Anzahl von Persönlichkeiten liegt es begründet, daß die theoretisch unbegrenzte Zahl solcher Gruppen sich für die betreffenden Zeitalter praktisch begrenzt. Hegel findet drei Stufen des objektiven Geistes: Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat.

Für unser Zeitbewußtsein tritt hinzu die Gruppe Volk. So lange die Frage nach der besten Staatsverfassung die Geister beschäftigte, schien der ideale Staat dem Zeitbewußtsein als die zentrale Gruppe. Es ist keine geistreiche Phrase, sondern eine bedeutungsvolle Thatsache, wenn Lazarus und Steinthal darauf hinweisen, daß das Gesetz Herbarts von der Enge des Bewußtseins, nämlich daß von allen Vorstellungen, die der Mensch in sich trägt, jedesmal nur ein äußerst geringer Theil im Bewußtsein sich gegenwärtig findet, daß dieses Gesetz seine Analogie im Bewußtsein des Volkes hat. „Zu verschiedenen Zeiten kommt nur eine der verschiedenen Richtungen zum Bewußtsein des Volkes, ein Gedanke oder Zweck nimmt sein ganzes Interesse in Anspruch.“ (Ztschr. f. Völkerpsychologie I, 61.) Das Zeitbewußtsein der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte den Zweck des idealen Staates im Blickpunkt des Interesses. Mit der Realisirung dieses Zweckes verlor sich das Interesse an diesem Gedanken, und andere Zwecke konnten aus der Tiefe des Bewußtseins aufsteigend in diesen Blickpunkt treten.

Daß gerade die Vorstellung „Volk“ sich hierbei als eine der stärksten erwies, hat gute Gründe. Unsere Einleitung sagte uns, daß das Problem des erwachenden Nationalgefühls darum so schwer zu lösen sei, weil die modernen Verhältnisse vielmehr auf ein kosmopolitisches Ideal schließen ließen. Jetzt verstehen wir, daß gerade die Gefahr des Kosmopolitismus die Vorstellung Volk unendlich werthvoll machen mußte. Denn das bedrohte Gut ist uns stets das werthvollste. Der Kosmopolitismus mußte um so mehr als Gefahr empfunden werden, je mehr dem Zeitbewußtsein die nationale Eigenart als hohes Gut bewußt geworden war. Entscheidend für das, was einem Zeitbewußtsein als wichtigster Zweck erscheint, sind die führenden Geister, deren Wesen Wundt darin erkennt, „daß sie sich der treibenden Kräfte des öffentlichen Geistes klarer als Andere bewußt werden, die diese Kräfte in sich gesammelt und so sich befähigt haben, aus eigenem Vermögen deren Richtung

zu bestimmen.“ Zwei klassische Zeugen für die Bedeutsamkeit der führenden Geister für Bildung des Zeitbewußtseins führe ich an. Häusser schreibt von Friedrich dem Großen: „es war nicht die Poesie allein, welche die große Rückwirkung einer solchen Persönlichkeit empfand. Unser ganzes Leben, unsere eigentliche Natur hat durch Friedrich eine ungemeine Veränderung erfahren.“ Vischer (Aesthetik 411): „Das Bild, durch welches das phantasievolle Individuum der Zeit und Nation ihr eigenes Angesicht zeigt, giebt dies Angesicht in Reinheit umgeschaffen. Die Menschheit erfährt dadurch, wie sie ist, also etwas Altes, aber dies Alte ist zugleich schlechtweg neu, und auch dies Erfahren ist neu. Wie daher die Strahlen zum Brennpunkt gesammelt mit anderer Intensität wirken, als in der Zerstreuung, so giebt jenes Bild dem Volk und seiner Geschichte einen unberechenbaren Schwung. Die Nation richtet ihre Wirklichkeit an ihrem eigenen idealen Bilde auf und erzieht sich daran. Diese Wirkung ist nicht allein ästhetisch, sie ist sittlich, intellektuell, sickert in alle Zweige des geistigen Lebens.“

So ist für das deutsche Volk der eine Bismarck der führende Geist gewesen, der die Nation uns als eine zentrale Gruppe bewußt gemacht hat. Bismarck ist in der Geschichte des Nationalbewußtseins das, was Luther in der des religiösen Bewußtseins ist. In anderen Nationen zeigen sich parallele Vorgänge. Außerdem muß das erwachte Nationalgefühl eines Volkes unbedingt auf andere Nationen die Wirkung haben, daß sie sich ebenfalls ihrer Eigenart bewußt werden und, um diese zu sichern, ihr als wichtigstem Zweck ihr Interesse zuwenden. Wir begreifen es nun, daß unser Jahrhundert ein Jahrhundert des Nationalgefühls ist. Die Objektivirung in der Gruppe Volk muß als eine vollkommnere erscheinen als die im Staate, weil sich in der Gruppe Volk die geistigen und sittlichen Interessen mehr entfalten können als im Staate, weil das Volk für das Bewußtsein des sittlichen Individuums die Allgemeinheit idealer repräsentirt als andere Gruppen.

Die klassische Form der Objektivirung ist die Kunst. Und in der Kunst wird es sich zuerst zeigen, wenn das Volk als zentrale Gruppe empfunden wird. „Kein Künstler“, so urtheilt Vischer, „weiß Charaktere aufzuführen, die nicht als Element ihres individuellen Gepräges die Nationalität und als Element der Nationalität diese ihre Naturwurzel, diesen Ton ihrer Heimathluft und ihrer Erde, der sich geheimnißvoll in ihr Blut und ihre Nerven übertragen hat, in seiner Frische mitgiebt.“ So hat jedes Kunst-

werk eine gewisse, nur dem Volk, in dem es entstand, ganz verständliche nationale Färbung.

Darum kann Vischer von einer „allgemeinen Phantasie" sprechen, die er als die Phantasie eines Volkes in der Bewegung seines geschichtlichen Lebens definirt. Diese allgemeine Phantasie ist Allgemeingut. In dem begabten Individuum fassen dann die Gesammtkräfte eines Volkes sich zusammen, und „in dieser lebendigen Zusammenfassung giebt die individuelle Phantasie des Künstlers der Nation ihr eigenes, erhöhtes Bild mit der unendlichen Kraft rückwirkender Bildungsmittel wieder." Auch darin bestätigt Vischer unsere Anschauung, daß nach ihm erst dann diese künstlerische Zusammenfassung der Gesammtkräfte eines Volkes eintreten kann, wenn nach Realisirung praktischer Zwecke (z. B. dem des Staates) „das Volk subjektive Produktivität entwickeln kann." Für solche Zeiten findet Vischer den schönen Ausdruck: Festzeiten der Völker. Wenn dann in solcher Festzeit eines Volkes der Genius, die Gesammtkräfte des Volkes zusammenfassend, der Nation ein erhöhtes Bild ihrer selbst im Kunstwerk objektivirt, so nimmt die allgemeine Phantasie des Individuums leidenschaftliches Interesse an dieser Objektivation. In dem über die Vergänglichkeit erhabenen Kunstwerk sieht es bedeutende Seiten der eigenen Individualität der Vergänglichkeit entrissen, und darum wird ihm die Gruppe Volk, aus der das Kunstwerk erwuchs, zur idealen Gruppe. So wird das Nationalgefühl das Medium, durch das die Idee der Menschheit angeschaut wird und durch das das Menschheitsideal für das betrachtende Subjekt eine nationale, d. h. dem betrachtenden Subjekt verständlichere, weil ihm ähnliche Form annimmt. Denn die Idee der Menschheit kann nur in solcher Beschränkung, in solcher individuellen Einseitigkeit dargestellt werden, „weil sich die Menschheit immer nur im Individuo und sogar mit eigenthümlicher idealer Bedeutsamkeit desselben offenbart, und der Idee der Menschheit es eben wesentlich ist, daß sie sich in Individuen von eigenthümlicher Bedeutsamkeit darstellt." (Schopenhauer W. I, 300.) So schaut denn das Individuum in dem seine Eigenart als Idee der Menschheit darstellenden Kunstwerk das Menschheitsideal in der Einseitigkeit des Nationaltypus an, der nun als Repräsentant der Menschheit von unendlichem Werthe wird. Das ist der Grund, warum Kunstwerke einerseits aus dem Volksgeist erwachsen andererseits aber rückwirkend das Nationalgefühl unendlich steigern. Aber nicht nur in ästhetischer

Anschauung wird das Volk für das geistige Individuum die adäquate Form, unter der ihm der objektive Geist aufgeht als der höhere gegenüber dem subjektiven, sondern auf einer gewissen Stufe der Entwicklung erscheint ihm das Volk auch als Repräsentant der höchsten Kultur überhaupt, immer mit der egoistischen Grundstimmung, daß das die höchste Kultur sei, in der sich die geistige Eigenart des Individuums erhalten und entfalten kann. In der Entwicklungsgeschichte des geistigen Individuums treten ihm nacheinander verschiedene Gruppen als Repräsentanten seiner Kultur entgegen: die Familie, die Gesellschaftsklassen, Besitzverbände, Berufsverbände, Bildungsgemeinschaften (z. B. die Kirche), die Gemeinde, der Staat und als immer noch werdende, sich realisirende, abschließende Kultureinheit: die Idee der Menschheit. Nach Hegel ist der höchste Repräsentant des objektiven Geistes der Staat. Aber wenn er eine Volksindividualität im ganzen Umfange ihrer Natur und ihres Wesens, worin Verfassung, Gesetze und Sitten, Religion, Kunst und Wissenschaft eine lebendige Einheit ausmachen, als Subjekt des Staates auffaßt (vergl. Kuno Fischer, Hegel S. 745), wenn er sagen kann (W. IX, S. 47 ff.): „Es ist diese geistige Gesammtheit, welche ein Wesen, der Geist eines Volkes ist. Ihm gehören die Individuen an, jeder Einzelne ist der Sohn seines Volkes und zugleich der Sohn seiner Zeit, keiner bleibt hinter derselben zurück, noch weniger überspringt er dieselbe. Dies geistige Wesen ist das seinige, er ist ein Repräsentant desselben, er ist das, woraus er hervorgeht und worin er steht." Wenn Hegel dies sagen kann, so faßt er unter dem Namen Staat gerade das zusammen, was unser Zeitbewußtsein Volk nennt. In der staatlichen Zusammenfassung sieht allerdings das Volk die nothwendige Sicherung dieser geistigen Gesammtheit, aber die Begriffe Staat und Volk haben sich für uns so differenzirt, daß das Volk für uns der höhere Repräsentant der geistigen Gesammtheit ist. Hier wird es klar, daß der Begriff Volk zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Umfang und Inhalt gehabt hat. Wer die Geschichte dieses Begriffes schreiben will, und es wäre das eine reizvolle Aufgabe, müßte zeigen, wie sich die Entwicklung von der Horde zum Stamm, vom Stamm zum Staat als Besitzgemeinschaft, von da zum Staat als Rechtsstaat und weiter zur Bildungsgemeinschaft bis zur Nation als Repräsentantin der Menschheitsidee, wie sich diese Entwicklung in der Geschichte des Wortes „Volk" wiederspiegelt. Kein Geringerer als Goethe hat für den Begriff Volk

als ideale Kultureinheit einen neuen Ausdruck geprägt: „Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß der Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher soll die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist verständig, rein und wahr, dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will.“ Diese Volkheit als Idee des Volkes existirt nur als Vorstellung, sie ist, wie wir oben sahen, keine historisch und statistisch sicher abgrenzbare Größe. Proudhon hat für solche Vorstellungen den Ausdruck Kollektivgedanken gebraucht. Wir können hiernach sagen: Volkheit ist als eine Gesammtüberzeugung die besondere Form, in der ein Volk gewisse, ihm zum Bewußtsein gekommene Wahrheiten auffaßt und ihre Einwirkung auf sein Handeln empfindet. Als Idee ist diese Gesammtüberzeugung für das Bewußtsein des Volkes den Schranken des Raumes und der Zeit entnommen. Nicht die Summe der lebenden Volksgenossen repräsentirt die Volkheit, sondern sie besteht in dem geschichtlichen Zusammenhange der aufeinander folgenden Geschlechter. Hieraus erklärt es sich, daß die Großthaten der Vergangenheit und ihre großen Männer von einem Volke als gegenwärtiger Besitz empfunden werden, daß die Gegenwart das Ueberkommene als heiliges Erbe ansieht, daß sie sich verpflichtet fühlt, die Autorität der Vorfahren anzuerkennen, sich den Einrichtungen und Institutionen derselben anzuschließen und von ihnen auch in der Weiterführung und Fortbildung auszugehen. In dieser Vorstellung Volk erhebt sich darum das Individuum über die Schranken nicht nur der Vereinzelung, sondern auch der Vergänglichkeit: in ihm lebt die Vergangenheit, er selbst wird leben in der Zukunft. So wird ihm das Volk zu einer unendlich werthvollen Größe. Ewig klassischen Ausdruck hat dieses Werthurtheil über das Volk im Alten Testamente gefunden. Der Glaube, die religiösen Einrichtungen, das dichterische Fühlen der Frommen im Alten Testament ist nur unter der Voraussetzung verständlich, daß in jeder Generation die Vergangenheit lebendig ist, daß die Zukunft in der Geschichte schon die Geschichte der jetzt lebenden Volksgenossen ist, daß das Individuum nur als Glied des Volkes an den Gütern des Volkes Antheil hat, daß der Repräsentant des Volkes, der Hohepriester, eben weil das Volk eine Einheit ist, durch sein Thun auch für das Individuum entscheidend ist. Eine solche Antizipation des modernen Nationalgefühls finden wir im Alterthum sonst nur noch bei den Hellenen.

denen ebenso wie den Juden ihr Volk eigentlich die Menschheit repräsentirte.

Ist das Nationalgefühl wesentlich ein psychisches Phänomen, ist es eine freie That des Individuums, sich der Gruppe Volk einzugliedern, so ergiebt sich daraus nicht nur, daß das Nationalgefühl verschiedener Individuen, Völker und Zeitalter ein verschiedenes ist, sondern es wird auch verständlich, daß ein Individuum von einem Volk zu einem andern übertreten kann. Konrad Ferdinand Meyer läßt uns einen Blick in solchen Prozeß des Schwankens zwischen zwei Völkern thun, wenn er von sich erzählt: „1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich Huttens letzte Tage." Das Individuum kann, je mehr es im Prozeß der Individualisirung Elemente aufgenommen hat, die einem fremden Volksthum entstammen, schließlich in diesem fremden Volk seine ideale Gruppe erkennen. Geht diese Aufnahme des Fremden so weit, daß sogar die fremde Sprache die Sprache wird, in der das Individuum denkt, so wird der Uebergang in die fremde Nation sich kaum hemmen lassen. Eine Veränderung der Sprachgrenze ist so unbedingt auch eine Veränderung des nationalen Besitzstandes. Hieraus begreift sich die Energie des Sprachenkampfes. Ein Theil eines Volkes kann sich durch Differenzirung vom Gesammtwillen des Volkes, z. B. durch Aenderung des Glaubens loslösen, und ein anderes Volk kann ihm die ideale Gruppe werden, der er sich rasch assimilirt. Andererseits kann trotz der Gleichheit der Sprache und der Zugehörigkeit zu demselben Staatswesen eine Minorität für ihr Bewußtsein eine eigene Gruppe bilden, wenn die Verschiedenheit der Religion und die verschiedene Art, wie sich die Vergangenheit reflektirt, trotz aller sonstigen Gleichheit doch andere Gesammtüberzeugungen erzeugt. So gewiß die französischen Emigranten Deutsche geworden sind, so gewiß hat Lazarus Unrecht, wenn er die Juden insgesammt zur deutschen Nation rechnet. Es bedurfte nicht des Zionismus, um diese Ansicht zu widerlegen. Darin liegt jedoch die unendliche Schwierigkeit der Judenfrage, daß es für den einzelnen Juden kein sicheres Kriterium dafür giebt, welches Volk sein Volk ist. Wie entscheidend die Religion für die

Gruppirung werden kann, zeigt die geringere Widerstandsfähigkeit der deutschen Katholiken gegen die Polonisirung.

Alle diese Thatsachen bestätigen jedoch unsern Satz daß das unser Volk ist, dem wir uns zurechnen, daß unser Nationalgefühl ein psychisches Phänomen ist.

3. Die Ethik des Nationalgefühls.

In dem Prozesse der Individualisirung ging dem Individuum die Grenze und die Schranke der Einzelpersönlichkeit auf. Als Mittel, sich trotzdem gegen die drohende Vergänglichkeit zu sichern und sich zu erhalten, erkannten wir die Gruppirung und als eine besondere Form derselben die Zugehörigkeit zum Volk. Dies Bestreben, die eigene Individualität zu erhalten, ist noch egoistisch. Aber in dieser Gruppirung, in der Unterordnung unter den Gesammtwillen, in der Zurückstellung rein individueller Zwecke gegenüber den Zwecken einer Gruppe vollzieht sich eine Versittlichung der Persönlichkeit. Hier, wie so oft, werden vorsittliche Motive, die aber entwicklungsfähig sind, allmählich zu sittlichen Zwecken. In der Gruppe, an die sich das Individuum aus dem Selbsterhaltungstrieb anschloß, können die ursprünglich egoistischen Motive sich wandeln. „So wird es begreiflich, daß Motive, deren jedes ursprünglich eine egoistische Färbung besitzt, dennoch eine Resultante erzeugen können, welche davon vollkommen frei ist“ (Wundt, Ethik S. 171).

Je mehr eine Persönlichkeit sich dieser Läuterung egoistischer Motive durch das Nationalgefühl bewußt wird, um so ethisch bedeutsamer wird ihr dies Gefühl. Und überall, wo das Nationalgefühl schwächer erscheint, meint der national fühlende Mensch, auf sittlich minderwerthige Motive schließen zu dürfen. Dies Urtheil ist sicher überall da zutreffend, wo der ungeläuterte Selbsterhaltungstrieb darum sich von der Gruppe Volk fern hält, weil diese Gruppirung egoistischen Zwecken des Individualwillens ungünstig ist. Der Vorwurf, nicht national gesinnt zu sein, wird daher als ein sittlicher Vorwurf gemeint und empfunden. Die negirende Stellung zu einer Staatsform, zu einer Gesellschaftsordnung braucht nicht aus unsittlichen Motiven sich zu ergeben, sie kann Resultat theoretischer Erwägungen sein. Die negirende Stellung zum Volk wird sittlich als ebenso minderwerthig empfunden wie Pietätslosigkeit gegen die eigene Familie.

Die elementare Kraft, mit der das Nationalgefühl sich durchsetzt, hat jedoch sicher zum Theil ihren Grund in dem Rest von

Egoismus, aus dem es erwuchs, und so kann das Nationalgefühl Formen annehmen, die Schopenhauer als starke Bejahungen des Willens zum Leben bezeichnet, die aber ebenso dem christlichen Sittlichkeitsideal widersprechen. So wird die Vorstellung Volk in ihrer sittlichen Wirkung ein schillernder, schwankender Begriff. Wer vom Individualegoismus sich weiter entwickelnd in der Gruppe Volk die Idee der Menschheit betrachtet und in diesem Nationalgefühl eine sittliche Läuterung der rein egoistischen Triebe erfährt, für den wird die Nation als Repräsentantin des Gesammtwillens das höchste sittliche Lebensgebiet. Wer dagegen sein höchstes sittliches Ideal erkennt in der Selbstverleugnung, in der Regierung der eigenen Individualität, wer mit Christenthum, Buddhismus oder Pessimismus die Sittlichkeit sieht in der Erlösung von der eigenen Individualität, der wird im Nationalgefühl wegen der in ihm liegenden Erhaltung und Bejahung des eigenen Wesens eine Aeußerung der Selbstsucht erkennen. Für die so orientirte Sittlichkeit kann die Nation nur noch als ein Gebiet für Bethätigung der neuen Sittlichkeit in Frage kommen. Die Sittlichkeit des sich in der Nation freudig bejahenden Individuums entbehrt darum des rigoristischen Charakters, der doch nach Kant das Wesen der wahren Sittlichkeit ausmacht. Schillers Epigramm:

> „Gerne dien ich den Freunden, doch thu ich es leider mit Neigung,
> Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin."

könnte auch von den Anhängern der national orientirten Sittlichkeit gegen die ins Feld geführt werden, welche in der aus Neigung erwachsenden Unterordnung des Individualwillens unter den Gesammtwillen „Volk" nur eine relativ sittlich werthvolle That sehen wollen. Und doch wird der Ethiker unbedingt Kant Recht geben müssen, wenn dieser die Triebfeder der Neigung von der Sittlichkeit ausschließt. „Ich soll die Pflicht thun, nicht weil meine Neigung damit übereinstimmt, denn ich soll sie thun, auch wenn meine Neigung ihr widerstreitet." Mit Recht nennt ein moderner Philosoph jene Sittlichkeit, die aus Selbstgefälligkeit erwächst „moralische Empfindsamkeit". Wenn daher ein Individuum die Gruppe „Volk" darum für das höchste sittliche Lebensgebiet hält, weil seine Neigung es dahin zieht, so kommt ein Zerrbild wahrer Sittlichkeit heraus. An solchen Zerrbildern einer durch diese „moralische Empfindsamkeit" geschwächten Sittlichkeit ist das moderne Leben der Nationen reich. Und darum wird das moderne Nationalgefühl zu einem schweren sittlichen Problem.

Die Herren Tschechen.

Persönliches und Politisches.

Von

Walther E. Block.

Als ich aus Tschechien auf eine deutsche Schule kam, war der heutige Unterschied zwischen „Böhmen“ und „Tschechen“ noch nicht im Gebrauch. Wer aus Böhmen kam, galt, unter uns Schulknaben wenigstens, als Tscheche, und statt sich stammesfreundlichen Verständnisses zu erfreuen, ward dem böhmischen Büblein von den reichsdeutschen Kameraden seine Heimath weidlich gehöhnt. Nach dem Gesetz des Widerspruchs war dies für mich natürlich Grund genug, das Heimathland ins Allgemeine und die Tschechen ins Besondere leidenschaftlich in Schutz zu nehmen. Der Spitzname, den ich als Entgelt dafür empfing, blieb mir durchs ganze Gymnasium hindurch, auch als ich schon längst meine tschechischen Brocken vergessen hatte: „Der Tscheche“.

Als man es prägte, hatte man einen gewissen Grund dazu. Der zehnjährige Kopf war von einem tschechischen Lehrer, dessen deutschfeindlichem Einfluß ich nicht schnell genug entzogen worden war, tüchtig verdreht worden. Diese Erinnerung ist mir in mehr als einer Beziehung werthvoll. Wenn man tagtäglich in Böhmen die Fortschritte des Tschechenthums beobachtet, fragt man sich oft genug, mit was für Mitteln das Tschechenthum die ältere deutsche Kultur überwindet. Und wenn auch die Privatschulen der Tschechen, ihr Kreditwesen in Grenzgegenden ihnen Volksgenossen zuführen, so bleibt doch die Frage unbeantwortet, warum die deutschen Veranstaltungen derselben Art lange nicht so zugkräftig sind. Das Tschechenthum wirkt überall offensiv, das Deutschthum begnügt sich im besten Fall mit der Vertheidigung seiner Stellungen. Diese Kraft tschechischer Volksart ist mir stets am verständlichsten gewesen, wenn ich an meine eigene „Tschechisirung“ dachte.

Die Eltern waren von Haus aus durchaus preußisch gesinnt. Der Vater hatte um seines Amtes willen Oesterreicher werden müssen und war es mit Bewußtsein. Die Mutter hatte sich aber niemals darein finden können und hörte es nur ungern, wenn wir Buben mit nimmer müden Kehlen die Nationalhymne brüllten. Alle Einflüsse gingen also dahin, uns höchstens zu Oesterreichern, jedenfalls zu guten Deutsch-Oesterreichern zu machen. Da erhielten wir unsern famosen tschechischen Hauslehrer, der dem Deutschthum all seine Bildung verdankte. Die Stunden hatte er deutsch zu geben; auch die Umgangssprache blieb Deutsch. Aber er verstand es prächtig, diese Pflicht in seinem Sinne zu verwerthen. Er brauchte uns Buben bloß vorzuhalten, daß wir deutsch reden müßten, daß das Tschechische ihm und uns verboten sei, um uns mit sich zu einer kleinen tschechischen Partei zusammenzuschließen, die mit dieser Verpflichtung auf die deutsche Sprache höchst unzufrieden war. Hatte er so einen Keil zwischen Eltern und Kinder getrieben, so war sein nächstes Ziel, sich uns unentbehrlich zu machen. Es war unser höchstes Glück, wenn er mit uns spielte. Seine Besitzthümer, seine Bücher erschienen uns, so gering sie waren, als etwas Einzigartiges. Selbst seine Schrift mit all ihren eitlen Schwüngen und Bogen war uns vorbildlich. Ich kann mich noch wohl darauf besinnen, mit welcher Wonne ich aus einem seiner alten Schmöker tschechische Geschichte studirte, nachdem er ihn mir eine Zeit lang mit Berufung auf die Wünsche der Eltern vorenthalten hatte. Und nun begann er seine unheilvolle Saat. Er hatte eine unheimliche Macht, unser Interesse, unser Wünschen zu erregen. Wenn er vom Georgsberg bei Raudnitz erzählte, an dem die Tschechen bei ihrem Einzug in Böhmen Halt gemacht haben sollen, dann wünschten wir nichts mehr, als dort zu sein. Von Prag erzählte er mit einer Leidenschaft, als wäre es der schönste Fleck auf der ganzen Welt. Das natürliche Heimathsgefühl wußte er für sich nutzbar zu machen. Es war in unserem Heimathsort am schönsten, eben weil er tschechisch war. Unser kindliches, leicht erregbares Gerechtigkeitsgefühl beeinflußte er zu Gunsten der „unterdrückten“ Tschechen. Die roth-weißen Farben waren die schönste Zusammenstellung, die tschechischen Lieder am klangvollsten. Und dadurch, daß er scheinbar widerwillig mit Berufung auf die Befehle der Eltern unserem Drängen nachgab, wußte er unser Interesse zu erregen und brachte uns dazu, mit Begeisterung all die Lieder zu lernen, die „hrom a peklo“, Hölle und Wetter, auf die Feinde der

Tschechen herabwünschten. Seine Kenntnisse der tschechischen Geschichte waren an sich sehr gering. Aber er vermittelte uns auch nicht Wissen, sondern Wünsche, Instinkte. Er wußte durch den Gegensatz gegen die Absichten unserer Eltern in uns eine Leidenschaft für alles Tschechische zu erwecken, obwohl wir an sich kaum richtig tschechisch sprechen konnten. Er war ein Fanatiker, der immer angriff oder vertheidigte, nie mit Objektivität etwas erörtern konnte. Ein hinreißender Redner, wie die meisten Kinder dieses Volks — aber eine Gefahr für Jeden, der noch nicht zu unterscheiden, zu prüfen vermochte. Es steckte eine elementare Naturkraft in diesem Menschen, die sich wie eine Sturmfluth im Haß über die Feinde ergoß, die mit blinder Liebe der Geschichte zum Trotz die Helden des Völkleins vergötterte — eine Naturkraft, die Eindruck machte, wo man hätte lächeln sollen.

Ich habe lange Zeit meine Tschechisirung als vergnügliche Jugendthorheit betrachtet, bis ich es der Mühe werth fand, mir den Gang und die Mittel derselben zu vergegenwärtigen. Seitdem ist mir erst die Macht klar geworden, die das Tschechenthum im Verkehr von Person zu Person ausübt. Es ist in alledem System, ein System, dessen Erfolge man in den zahlreichen deutschen Renegaten der Grenzgebiete sieht. Mit unheimlicher Schnelligkeit oft vollzieht sich die Umwandlung deutscher Ortschaften in tschechische, ohne daß sich diese Erscheinung mit der Einwanderung tschechischen Proletariats auch nur halbwegs genügend erklären ließe. Die stärksten tschechischen Rufer im Streit sind nicht selten Männer, deren Name noch ganz deutlich die deutsche Abstammung verräth. Es wäre verkehrt, all diese ohne Weiteres als ehrlose Verräther zu bezeichnen. Dem tschechischen Fanatismus sind viele Deutsche einfach nicht gewachsen. Sie lassen sich übertölpeln, halten für ehrliche Ueberzeugung, was nur Pathos und Phrase ist. Sie durchschauen nicht das Gewebe von List, Täuschung und Bedrohung, mit dem man sie umgiebt, und werden ins tschechische Lager hinübergezogen, ohne viel Widerstand zu leisten. Daher die außerordentlichen Fortschritte des Tschechenthums, die auch von den radikalsten deutschen Parteimännern zugegeben werden müssen.

Die Tschechen würden gern diese Ueberlegenheit als Beweis für ihre Kulturkraft nehmen. Das Wort Kultur hat für sie einen berauschenden Klang. Sie haben lange Zeit von einer deutschen Herrenschicht zu fühlen bekommen, daß alles Kapital, alle Intelligenz, alle Kultur bei ihnen läge. Und nun bemühen sie sich, nach-

zuweisen daß sie dieser Kultur gewachsen seien. Die Bildungsbestrebungen des Völkleins sind an sich außerordentlich anerkennenswerth. Ihr Schulverein, die matice školská, ist sehr rührig und könnte den Deutschen oft vorbildlich sein. Als auf einem Bundesfest des „Bundes der Deutschen in Böhmen" stundenlang darüber gestritten worden war, an welchem Tage die Sonnwendfeier abgehalten werden solle, wurde unter Mißvergnügten das Witzwort geprägt: „Die Tschechen hätten in dieser Zeit fünf neue Schulen beschlossen." Realschulen und Gymnasien, technische Schulen und Universitäten wachsen überall im tschechischen Sprachgebiet in die Höhe, und die Masse tschechischer Staatsbeamten, so unbequem sie uns ist, spricht für das geistige Streben des Völkleins. Sie haben sich ein eigenes Nationaltheater gebaut, das freilich bei den Deutschen häufig Anleihen machen muß. In der Musik sind ihre Leistungen anerkennenswerth. Sie suchen sich eine eigene Literatur zu schaffen, und das Volk kauft mit Begeisterung die Werke seiner Schriftsteller, die rührige Verleger vertreiben. Auch die Bildungsbedürfnisse wachsen. Von Jahr zu Jahr mehr trifft man Tschechen auf Reisen, in den Alpen, in unseren Großstädten.

Das Volk hat in den letzten neunzig Jahren, seitdem es national erwacht ist, viel geleistet — das ist keine Frage, und doch ist seine ganze Kultur Firniß, nichts als Firniß. Denn hätten die Tschechen auch nur ein wenig Ahnung, was Kultur heißt, sie würden sich nicht dadurch lächerlich machen, daß sie mit dem Jahrtausende alten Geistesleben des deutschen Volks konkurriren wollen. Sie fühlen allerdings, daß sich eine solche Kultur nicht in einem Jahrhundert machen läßt. So suchte man sich eine literarische Ahnengalerie zu schaffen, koste es, was es wolle. Um der mittelalterlichen Poesie des deutschen Volkes etwas Aehnliches gegenüberstellen zu können, wurde bekanntlich eine Handschrift verfertigt, die Professor Hanka 1817 in Königinhof „auffinden" mußte. In gelehrten Kreisen blieb der Betrug nicht lange verborgen. Aber jene „uralten" Lieder waren für die nationale Arbeit ein zu wirksames Mittel, als daß man die Illusion zerstört hätte. Als deshalb der Prager Philosoph Professor Masaryk in den 80er Jahren mit der Wahrheit herauskam, fand er seine heftigsten Gegner unter denen, die vorher Augurnblicke mit ihm getauscht hatten. Wie konnte man auch Anschauungen „um der Wahrheit willen" zerstören, die politisch so wirksam waren?! Die herrlichste Blüthe dieser Geschichtsphantasie, die, durch kein geschichtliches Wissen oder durch

ethische Skrupeln getrübt, einzig auf die Erregung der Massen hinwirkt, hat ein tschechischer Abgeordneter in einer Volksversammlung hervorgebracht, als er rief: „Als die Deutschen in ihren Wäldern noch Eicheln fraßen, buken die Tschechen schon in ihren Hütten sich Kolatschen" (tschechisches Nationalgebäck).

Die Begeisterung für tschechische Bildung, tschechische Kultur ist nichts als Mache, Mache einzelner Führer, die das Volk von der deutschen Kultur abwenden wollen. Sie haben wohl das Gefühl, daß das Volk einen schlechten Tausch macht, wenn es sich aus der Geistesgemeinschaft des deutschen Volkes löst und auf seine eigene Kultur zurückzieht. Sie haben wohl das Gefühl, daß sie Besseres zerstören, wenn sie dem deutschen Volksgebiet Dorf um Dorf rauben, und ganz ist das Bewußtsein davon wohl noch nicht geschwunden, wie undankbar sie gegen das Deutschthum sind, dem sie geistig Alles verdanken. Es ist ihnen wohl klar, daß sie das Volk brandschatzen, indem sie es dem Einfluß deutschen Geistes entziehen. Und um sich selbst darüber zu beruhigen, um den Opfern ihres Fanatismus Sand in die Augen zu streuen, predigen sie die schöne Fabel von der hohen tschechischen Kultur.

Die tschechische Kultur ist ein Phantom, und wenn man sie zur Erklärung der politischen Erfolge der Tschechen zu benöthigen glaubt, so zeugt dies von einer rührenden Mangelhaftigkeit des politischen Verstands. Man meint, politische und nationale Erfolge eines kleinen Volks einem großen gegenüber bedürften einer besonderen Erklärung. Sie sind ganz selbstverständlich. Ist es doch ohne Weiteres im Vortheil. Zermalmt kann es nicht werden, wenn ihm nicht jedes Nationalgefühl fehlt. Dazu braucht man nicht erst auf die Verhältnisse in Südafrika zu verweisen. Wäre das möglich, gäbe es keine Juden, Armenier, Polen, Wenden mehr; auch keine Tschechen. Große Schläge sind unmöglich. Und im nationalen Kleinkrieg ist es dem kleinen Volk unendlich viel leichter, vorzubringen, als dem größeren, es aufzuhalten.

Es ist nun einmal eines der elementarsten Gefühle im Menschen, für den Kleinen gegen den Großen Partei zu nehmen, mag sich's um Hunde, Schulbuben oder auch um Völker handeln. Was beim Schwachen als berechtigte Nothwehr erscheint, heißt beim Starken Gewalt, Unterdrückung, Brutalität. Die Schwäche ist der Schutz der Schwachen. Ihr Kampf erregt ihnen schon Sympathien in dem bekämpfenden Volk, erst recht bei den übrigen fernerstehenden

Völkern. Vor Allem spannt dieser Gedanke, dies Bewußtsein die Kräfte des Völkleins aufs Aeußerste an.

Und sind erst diese elementarsten Instinkte erregt, dann wird das Kulturgefühl achtlos zur Seite geschoben. Selbst bei einem Kulturvolk auf so hoher Stufe wie die Franzosen. Aber man wird immerhin zugestehen müssen, daß ein Kulturvolk einigermaßen die Fähigkeit bewahrt, das Große, was das andere Volk geleistet hat, anzuerkennen und sich nutzbar zu machen. Und gerade diese Fähigkeit haben die Tschechen bis jetzt nicht. Darin liegt die Stärke ihrer Kampfesweise. Eben weil die Tschechen alles Andere als ein Kulturvolk sind, weil sie als werdendes Volk nach rein nationalen Instinkten handeln, sind sie dem Deutschthum überlegen. Es fehlt den Tschechen die kulturelle Noblesse, die auch andere Nationalität neben sich dulden und anerkennen kann. Für sie ist jeder Deutsche ohne Weiteres eine Gefahr. Wo sie sich als die Stärkeren fühlen, werfen sie sich ganz unbarmherzig auf ihr Opfer und vernichten es in knabenhafter Grausamkeit. Der Haß eines Proletariervolks wirkt in ihnen, das gegen das Andere wüthet, bloß weil es mehr ist, das zerstören, vernichten will, wo es nicht wetteifern kann. Ihr Fanatismus ist eine elementare Gewalt, die noch nicht der Kultur unterworfen ist, die wirkt ohne jeden Skrupel, ohne jede Bedenken. Freilich als Bestie, als anarchistische Nation, deren Instinkt nur auf die Zerstörung der größeren Geistesmacht geht, fühlt man sich nicht gern. Deshalb redet der Tscheche so gern und viel von Kultur, von Bildung. Im Grunde verdankt das tschechische Volk nicht anders als das polnische seine Existenz diesem instinktiven Lebens- und Machtgefühl, das das gesammte Volk durchdringt und es zum gefährlichen Gegner eines alten Kulturvolkes macht.

Was fanatische Feindschaft heißt, kann man nun allerdings sehr gut studiren, wenn man, wie unsere Familie, als einzige deutsche unter Tschechen, als protestantische Pfarrersleute in fast völlig katholischer Umgebung lebte. Es gehörte jedenfalls der ganze Idealismus eines dummen zehnjährigen Jungen dazu, sich von diesem Fanatismus bethören zu lassen, dessen Krallen wir manch liebes Mal gespürt hatten. Der Haß war so groß, daß die Mutter stets das Schlimmste befürchtete, wenn der Vater von Berufs wegen nach auswärts gehen mußte. Hatten die Eltern doch, als sie noch als junges Paar einmal in der Dämmerung ihren gewohnten Spaziergang an einer steilen

Waldlehne machten, es erlebt, daß ein fanatischer Bursch sie mit einem großen Felsstück in den reißenden Fluß zu stürzen suchte, und nur noch ein schneller Sprung sie rettete. Wir Kinder durften deshalb auch, als wir schon größer waren, niemals allein ausgehen, was uns natürlich ganz unverständlich war. Als wir dann aber einmal mit einer besuchenden Base durch den Ort zogen und ein Haufe junger Bursche am hellerlichten Tage die verhaßten Deutschen sammt dem jungen Mädchen in den Straßengraben zu stoßen suchte, wußten wir die elterliche Vorsicht zu würdigen. Eine besondere Freude auch erwachsener Menschen war das „Bäh"-Rufen. Wohl auf der katholischen Pfarre hatte man ausfindig gemacht, daß das Siegel der alten böhmischen Brüderkirche, der ersten protestantischen Kirche Böhmens, das Lamm mit der Siegesfahne führte. In Folge dessen hießen wir Protestanten Anfangs nur die „berani" (Widder) und Jahre lang regalirten uns würdige Hausbesitzer wie junge Bursche, sofern sie hinter schützenden Zäunen sich befanden oder in größeren Haufen einherzogen, mit einem herrlichen, naturgetreuen „Bäh", das ihnen alle Ehre machte.

Wer den Kleinkampf des Tschechenthums Jahre lang mitangesehen, ja gefühlt hat, der versteht die Uebermacht des Tschechenthums, die Uebermacht, die sich an fast all den Stellen zeigt, wo Deutschthum und Tschechenthum mit einander ringen. Wie wir Buben von unserem Herrn Präzeptor mit Mitteln zweifelhaftester Natur gewonnen wurden, so wird auch in's Große gearbeitet. In der niedrigsten Weise sucht man die deutschen Mitbürger auf den nationalen Kampfplätzen zu quälen, zu bedrängen, zu unterdrücken, so lange bis die feineren Nerven des Deutschen, der wohl einmal derb dreinschlagen kann, aber gegen Nadelstiche machtlos ist, den Dienst versagen. Wem es die Verhältnisse gestatten, eine solche Gegend zu verlassen, freut sich, die Herren unter sich zu lassen, wer bleiben muß, findet es am erträglichsten, wenn er die Forderungen des Tschechenthums erfüllt und Stammesart und Stammesbewußtsein äußerlich wenigstens fahren läßt. Ein vereinzelter Tscheche im deutschen Sprachgebiet hat bei Weitem nicht einen solchen Kampf zu bestehen, weil die Masse der Bevölkerung sich trotz einzelner Festbegeisterungen nicht um die nationale Kriegführung bekümmert.

Die tschechische Bevölkerung ist politisch ganz anders gedrillt, als die deutsche. Durch eine vorzügliche Organisation weiß man

sich der Vortheile des Stimmrechts überall, wo es möglich ist, mit Erfolg zu bedienen. Politische Disziplin wird durch die mannigfachen Vereine vorbereitet. Opferwilligkeit für politische Zwecke ist nationale Pflicht, und der ärmste Arbeiter entzieht sich ihr nicht. Bei der großen Bedürfnißlosigkeit des tschechischen Volkes sind auch stets größere Summen zur Verfügung, als die anspruchsvollere deutsche Bevölkerung entbehren könnte. Will die tschechische Parteileitung irgendwo in das fremde Sprachgebiet einbrechen, eine Wirthschaft in einem deutschen Orte kaufen, eine tschechische Schule errichten, wird mit lächerlich geringem Aufwand ein národni slavnost, ein Nationalfest, arrangirt. Gleichwohl ist das anspruchslose Volk sehr befriedigt von dem Gesang der Slavenlieder, von dem Wehen einiger dürftiger Fahnen, und hat in einem Nachmittag die nöthige Summe aufgebracht. Oder man zieht mit Sang und Klang ins deutsche Sprachgebiet hinüber und unterstützt durch diesen Ausflug, an dem sich Alles, was tschechisch ist, Hoch und Gering, betheiligt, die kleine Wirthschaft, das Bollwerk des Tschechenthums im deutschen Dorfe.

Die Grundstimmung zu all dieser Opferwilligkeit ist der von Fanatikern immer wieder geschürte Haß gegen das Deutschthum. Der Haß gegen das Deutschthum stärkt die Pioniere des Tschechenthums zu ihrem wahrhaftig nicht beneidenswerthen Dasein in Orten innerhalb des deutschen Sprachgebietes. Mit dem Haß gegen das Deutschthum hat man deutsche Städte und Sprachinseln erobert, hat man eine Masse geschaffen, die blindlings ihren Führern folgt. Die tschechische Politik ist stark durch die Leidenschaft des Volkes. Freilich, Leidenschaften brauchen immer stärkere Reizmittel. So entwickelt sich das Tschechenthum immer mehr zum Radikalismus hin. Eine radikale Partei löst die andere ab. Die keineswegs zahmen Alttschechen mußten den Jungtschechen weichen, und diese werden jetzt von radikaleren Elementen bedrängt. Man überrennt den Besonnenen und stellt die Unvernunft an die Spitze. Wer am meisten gegen die Deutschen hetzt, ist Führer. Ihnen folgt die Masse in blindem Instinkt eines Herdenvolkes und verficht mit Knütteln die Schlagworte, die die Führer ausgegeben haben. Mannigfaltigkeit der Meinungen, Gegensätze in den Anschauungen giebt's bei den Tschechen, soweit der nationale Kampf in Betracht kommt, nur wenig; die Stärke der Leidenschaft und Rücksichtslosigkeit macht allein den Unterschied. Einige wenige Gedanken-

reihen spuken in den Köpfen, und die Führer brauchen nur die oft gehörten Töne wieder anzuschlagen, so geräth das Volk in Raserei und folgt blindlings seinen Rattenfängern.

Mit solchem Volksmaterial lassen sich sicherlich schöne Eintags-Erfolge erzielen. Die Bedeutung, die das Tschechenthum in der österreichischen Politik erlangt hat, ist die Folge ihrer maßlosen Forderungen, ihres wilden Deutschenhasses, der der Regierung oft sehr gelegen kam. Den Instinkt zur Macht kann man ihnen nicht absprechen. Aber in dem Augenblick, wo sie die Macht erlangt hätten, wäre es mit dieser vorbei. Der Tscheche braucht ein gut Theil Druck von oben, dann leistet er sehr Tüchtiges. Kommt er obenauf, wird er maßlos. „Ehrgeiz, der sich in den Sattel schwingt, sich überschlägt und jenseits niederfällt“, dies Wort aus Macbeth, das Whitman seiner Charakteristik der Tschechen als Motto voranstellt, ist sehr gut gewählt. Ich kenne mehr als einen Tschechen, der aus niederen Verhältnissen durch vorzügliche Begabung und große Gewandtheit sich zu angesehener Stellung aufgeschwungen hatte und in dem Augenblick wankte und fiel, als man ihm volle Selbständigkeit gewährte. Dem Volk als Ganzen würde es nicht anders ergehen. Es müßte untergehen, weil es nie zufrieden, nie ruhig sein kann. Es ist ein Gernegroß, der mit seinen $5^1/_2$ Millionen Volksgenossen glaubt, großslavische Politik treiben zu können. Das böhmische Staatsrecht und das böhmische Reich, in dem das Deutschthum mit Feuer und Schwert ausgerottet werden würde — das ist das nächste Ziel. Dann vorwärts zum Kampf für das Slaventhum, für den großen russischen Bruder. Das nimmt man in Petersburg gern an. Aber falls die Tschechen zwischen die deutschen und ungarischen Puffer gerathen sollten, würde man voraussichtlich in Rußland keinen Finger rühren, ihnen zu helfen. Gelten sie den Russen doch nicht als volle Slaven, sondern mehr nur als tschechisch sprechende Deutsche. Und wenn man es thäte, so ist doch die Frage, ob dem aufwärtsstrebenden tschechischen Volk russische Censur, Orthodoxie und Knute behagen würden. Noch phantastischer ist die Liebe zu Frankreich. Schon Napoleon III. wurde von Dr. Rieger ein Memorandum eingereicht, in dem nachgewiesen wurde, wie leicht eine französische Armee von dem Elsaß nach Prag und von da nach Berlin gelangen könne. Und dies Liebeswerben ist heutzutage nicht weniger feurig. Immer wieder wallfahren Züge tschechischer Pilger in der schnurgeschmückten Tschamara — dem

Nationalgewand — und mit den Fahnen der Sokolvereine (nationaler Turnvereine) nach dem Seine-Babel und schäumen gegen den Dreibund. In Paris freut man sich dieser harmlosen Schwärmerei und erwidert sie mit unverbindlicher Liebenswürdigkeit. Von wem die Liebe entgegengetragen wird, ist der Dame Republik dabei Nebensache. Irgend Jemand im fernen Osten — — Freilich mag's dann wie ein Sturz kalten Wassers gewirkt haben, als einmal nach den größten Verbrüderungsreden plötzlich ein Franzose freundlich die tschechischen Sokols fragte: Ihr seid doch Ungarn!?

Nüchternheit in der Politik kennen die Tschechen nicht. Sie schwärmen für Rußland und Frankreich, obwohl sie weder politisch noch kulturell von ihnen viel zu hoffen haben. Sie dünken sich ein Kulturvolk wie die Deutschen, obwohl sie alle Kultur nur von den Deutschen empfangen haben, und quittiren mit Undank für jahrhundertelange Gaben. Was ihre Ziele sind, ist nicht zu sagen. Mag sein, daß ihnen dunkel als Ziel vorschwebt, das große Reich Przemysl Ottokar II. wieder aufzurichten. Zudem ist's zweifelhaft, ob die Führer selbst in ein durch und durch tschechisches Reich sich sehnen mögen. Kämpfe wie die bei der letzten Bürgermeisterwahl in Prag, wo fünf, sechs Wahlgänge ergebnißlos verliefen, weil Niemand nachgeben wollte, können auch einen guten Tschechen bedenklich machen gegen den wilden Fanatismus seines Volkes. Besser, man gebraucht noch immer den deutschen Michel als Blitzableiter.

Die Politik der wilden Leidenschaft ohne klare Ziele, ohne nüchterne Ueberlegung ist die Politik der jungen Völker. Die alten, starken, gesicherten Nationen können nur mit Vorsicht, mit kühler Ueberlegung ihre Gelüste nach Machterweiterung befriedigen. Für sie steht allzu viel auf dem Spiele. Die jungen Völker rüsten sich wie stets die junge Generation in ihrem Kampf zunächst gegen die alten, erprobten Autoritäten. Es handelt sich für sie in diesem Kampfe um nichts Anderes, als um die Anerkennung ihrer selbst, so sehr sie sich auch selbst einzureden suchen, daß sie schon ernste Politik machten. Wer sie zuerst als voll nimmt, wer ihnen zuerst ihr Recht läßt, ist ihr Freund. Das Deutschthum hat bisher für das Tschechenthum nur Spott und Haß und Verachtung gehabt. Deshalb wendet sich gegen das Deutschthum vor Allem der Gegensatz. Die wohlwollende Gleichgiltigkeit, die die Tschechen in Petersburg und Paris finden, schmeichelt dagegen ihrem jugendlichen Machtgefühl. Der heranwachsende dumme Junge ist ja auch begeistert von dem, der ihn zum ersten Mal mit „Herr“ anredet, ihm

seine Zigarren zur Verfügung stellt und dann und wann einer kleinen Zweideutigkeit ihn würdigt. Erst dann, wenn das tschechische Volk als erwachsen gilt, beginnt die Frage brennend zu werden, wem sich die erstarkte Nation zuwenden soll. Auch das Deutschthum wird sich daran gewöhnen müssen, mit dieser politischen Größe ernstlich zu rechnen. Die gegenwärtige tschechische Politik liebäugelt noch mit Kirchthurmspitzen. Die Frage wird aber in nicht allzu langer Zeit aktuell werden. Sie ist alles Andere als unwichtig. Wer diese junge Kraft benutzen könnte, hätte keinen schlechten Bundesgenossen.

Das kann das Deutschthum am besten ermessen, dem die tschechische Kraft ja zunächst am meisten zu schaffen macht. Diese Kraft ist nicht bloß politische Mache. Der Tscheche ist außerordentlich befähigt. Nicht zur Leitung. Aber zur Nutzbarmachung von Gebieten geistigen und wirthschaftlichen Lebens, die Andere erobert haben. Er ist sehr regsam, nervös, unruhig, viel ergreifend, schnell fassend. Zu ruhigem Schaffen aus der Tiefe einer starken Persönlichkeit ist er wohl noch nicht oft fähig, aber dafür besitzt er eine beneidenswerthe Vielseitigkeit. In dem ganzen Volke wirkt der Drang, vorwärts zu kommen um jeden Preis. Ich kenne einen ehemals verkrachten Bäckermeister, der in den ärmlichsten Verhältnissen lebt und prächtige, lebendige Volkserzählungen schreibt, einfache Lehrer, die sich eine umfassende Bildung erworben haben. Universitätsprofessoren, die aus den kleinsten Verhältnissen stammen, sogar ehedem im Handwerk beschäftigt waren. Das Volk hat so viel unverbrauchte Kraft, daß es dem Einzelnen ungleich leichter ist als in einer alten Kultur sich hinaufzuarbeiten. Das Klassenbewußtsein, indem man sich abschließt und nur höchst ungern Jemand aus dem niederen Stande aufnimmt, fehlt den Tschechen. Man freut sich über jeden regsamen Geist, weil er das geistige Leben des Volkes bereichern und stärken hilft. Konkurrenz und Klassenneid giebt's nicht in unserer Art im geistigen Bereich, dazu fühlt sich das Volk zu sehr als ein Ganzes. Es ist gewiß, es kommen sehr mittelmäßige Köpfe auf diese Weise hoch, Spreu und Weizen wird noch nicht genug versiebt. Ueberragende Geister sind noch sehr selten. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Volk auch sie stärker hervorbringen wird. Man darf nicht vergessen, daß das Volk, das einen Komenius der Welt gab, im Zeitalter der Ferdinande charakterlich ganz zerbrochen worden ist. Wo die Ueberzeugung von Dragonern niedergeritten worden ist, braucht es eine lange Zeit des Erstarkens, ehe einzigartige Per-

sönlichkeiten aus der Brache des Volks erstehen können. Der Anspruch, ein Kulturvolk zu sein, ist heutzutage freilich noch mit einer Handbewegung abzuthun. Die Kraft und die Energie des Strebens nöthigt aber schon jetzt die höchste Achtung ab und wird in gar nicht langer Zeit uns zwingen, auch mit dieser Kultur zu rechnen.

Am meisten zeigt sich wohl die geistige und charakterliche Unfertigkeit im gesellschaftlichen Leben. Die Formen des geselligen Lebens passen der Schicht von Bildung und Besitz, die aus den allerverschiedensten Ständen hervorgegangen ist, noch nicht auf den Leib. Man findet nur sehr selten Menschen mit souveräner Beherrschung der äußeren Form. Weit häufiger ist Unsicherheit oder Anmaßung. Es ist ganz unglaublich, was für Dinge man da zuweilen erleben kann. Festlichkeiten, bei denen die Leiter sich nicht um die eingeladenen Gäste bekümmern, Dedikationen, in denen eine Dedikation an den bisherigen Besitzer verzeichnet war, und Anderes derart kann einem auch bei den gebildeten Tschechen begegnen. Es fehlt ihnen dafür noch oft der Sinn, und es ist ihnen daher unbehaglich, wo gesellschaftliche Formen gelten. Viel lieber als mit gebildeten Deutschen wird die feine tschechische Familie — in der Kleidung sind sie leicht zu auffallend fein — mit ungebildeten Tschechen verkehren. Der Zusammenhang zwischen dem Volk und der geistig arbeitenden Schicht ist noch nicht gelockert, dazu ist das geistige Leben noch zu jung. Nach Leben in und mit dem Volke, auf dem Lande, in aller Harmlosigkeit und Kindlichkeit sehnt sich der Tscheche mit der Kraft des Heimathgefühls. Kindlich naiv, ja oft geradezu kindisch ist die Art ihrer Geselligkeit, wenn sie unter sich sind. Gedankenverbindungen, die uns läppisch erscheinen, sind ihnen noch neu und unverbraucht, und an den dümmsten Witzen freut sich auch das gebildete Publikum. Kindlich ist's auch, wenn Persönlichkeiten der Gesellschaft gar nicht zu verhüllen sich bemühen, wenn sie sich verletzt fühlen. Man fürchtet sich nicht, ungezogen zu werden, und findet bei Anderen nichts Besonderes darin. Dem Höherstehenden gegenüber wissen sie oft nicht die Grenzen zu wahren, und dieselben Herrschaften, die sonst über die Regierung, die Beamten in den höchsten Tönen zetern, wissen sich in Devotion nicht genug zu thun. Oder sie fallen ins Gegentheil und machen sich an hoher und höchster Stelle unbequem durch einen Ton, der an die den Kaiser Matthias bedrängenden Großen erinnert. Das rechte Maß zu finden, ist dem

werdenden Volk ins Allgemeine noch nicht gegeben, so rühmliche und vorzügliche Ausnahmen es natürlich auch giebt.

Der Zusammenhang, die Einheit ist trotz Allem die Stärke des Volks. Die Stärke der unteren Schichten. Man wird in kühler Klassenpolitik nicht über sie und ihre Wünsche zur Tagesordnung übergehen; sie werden hineingezogen in das Ringen um geistige Güter. Die Stärke auch der Bildung. Sie besitzen unverbrauchte physische Kräfte. Ihre geringen Ansprüche erleichtern ihnen das Aufsteigen. Mit unendlich geringen Mitteln schlägt sich oft der junge Bursch auf dem Gymnasium durch, und da er in seinem Bewußtsein Kind des Volks bleibt, findet er garnichts dabei, auf den verschiedensten Arbeitsgebieten seinen Unterhalt zu erwerben. Ich kenne einen Gymnasiasten, der nahe vor der Matura steht und der es nicht unter seiner Ehre findet, in den Ferien zusammen mit seinem Vater bei fremden Leuten Holz zu spalten und sonstige Arbeiten zu verrichten. Der ganze Lebenszuschnitt ist ein anderer. Der Tscheche ist ins Allgemeine sehr bedürfnißlos. Die Mehlspeise bevorzugt er vor dem Fleisch. Kolatschen, Buchten, Powideln und wie die verschiedenen Formen von Gebäck heißen, sind seine Lieblingsspeisen. Der Kaffee spielt im Speisezettel eine große Rolle. Die Frauen gebrauchen im kleineren Haushalt selten Hilfe, schon deshalb, weil es in Haushalt und Erziehung nach unseren Begriffen leicht an Ordnung fehlt. Auch der gebildete Tscheche scheut sich nicht, den ganzen Tag in Sportshemd herumzugehen und auf der Straße oder im Wirthshaus seine kurze Holzhackerpfeife zu rauchen.

Es liegt auf der Hand, daß die oft sehr weit gehende Bedürfnißlosigkeit die Volksvermehrung sehr begünstigt. Mit großer Seelenruhe schaut der Tscheche der Mehrung seines Nachwuchses zu. Er braucht nicht zu befürchten, daß ein Bube mehr ihn ruiniren werde. Er hat sich selbst durchschlagen müssen. Woher sollte denn der Bube Bedürfnisse haben? Dazu kommt die physische Tüchtigkeit der Frauen. Infolgedessen vermehrt sich das tschechische Volk ähnlich wie die meisten anderen slavischen Völker in ungleich schnellerem Schrittmaß als etwa die österreichischen Deutschen, und ist das deutsche Volk in den Sudetenländern auch schon politisch den Tschechen nicht gewachsen, auf volkswirthschaftlichem Boden muß es den Tschechen nach und nach weichen, weil sich der Prozentsatz leise aber stetig zu Ungunsten des Deutschthums verschiebt. Man kann einfach trotz aller politischen Disziplin den

Einbruch der Slaven nicht hindern, wenn im nördlichen Böhmen linkselbisch eine starke und immer stärkere tschechische Bevölkerung sich drängt und stößt, während rechtselbisch ganze Kreise deutschen Gebiets nicht genügende Bevölkerung aufweisen, so daß Arbeiter und Tagelöhner kaum zu finden sind. Das Vordringen des tschechischen Proletariats, dessen die Industrie im deutschen Gebiet trotz besten Willens nicht mehr entrathen kann, kann einmal die große Völkerschlacht in den Sudetenländern zu Gunsten der Tschechen entscheiden.

Daß das österreichische Deutschthum die politische und wirthschaftliche Ueberlegenheit der Tschechen mit Haß und Verachtung beantwortet, ist selbstverständlich. Es sieht sich in seiner aristokratischen Vorzugsstellung bedroht und fühlt den Gegensatz zwischen der alten deutschen Kultur, dem alten deutschen Geistesleben und dem maßlosen, fanatischen Streben der werdenden tschechischen Masse. Und es ist gar keine Frage: das Tschechenthum ist charakterlich noch so unfertig, daß jeder Deutsche ihm gegenüber auch beim besten Willen gewisse Antipathien nicht unterdrücken kann. Mit dem tschechischen Wesen ziehen überall die Unordnung, die Bettlerwirthschaft, die Drehorgeln ein. Der Tscheche liebt nichts so als die Möglichkeit, sich gehen zu lassen. Es ist bezeichnend, daß er zwei Worte für Freiheit besitzt, svoboda und volnost, deren letztere, die Bewegungsfreiheit, ihm noch lieber, noch unentbehrlicher ist als die svoboda. Daß ihm Niemand drein redet, wenn er seinen Mist abladt, wo er mag, gilt ihm mehr als alle geistige und politische Freiheit, so sehr er sich auch in großen Reden dafür begeistern läßt. Für preußische Ordnung und preußische Korrektheit hat allerdings der Tscheche, wie wohl überhaupt der Slave, verzweifelt wenig Sinn. Er ist in jeder Hinsicht weich gegen sich selbst. Von strenger Selbsterziehung ist er meist noch sehr weit entfernt. Weichlichkeit bei Krankheit oder sonstigem Leid, Weichlichkeit gegenüber seinem Wünschen und Begehren machen ihn dem Deutschen verächtlich, der soldatische Unbarmherzigkeit gegen sich selbst als Erbtheil des großen Königs ehrt. Nicht minder fehlt dem Tschechen der Begriff von Wahrheit und Offenheit, der uns in jahrhundertelanger Entwicklung zugewachsen ist. Ins Gesicht ist er freundlich, ja entzückend liebenswürdig, hinter dem Rücken kann er gegen einen wühlen und arbeiten. Jeder Deutsche, der unter Tschechen gelebt hat, wird sie daher als falsch, heimtückisch charakterisiren. Das ist zu hart geurtheilt. Der Tscheche hat noch garnicht

die Organe zu solch feinen Unterscheidungen. Er glaubt ganz ehrlich zu sein und muß doch dem Deutschen als zweideutig erscheinen. Will man billig sein, so muß man gerade in dieser Hinsicht Abstriche machen. Ist ein anderes Resultat der Charakterbildung möglich bei einem Volke, das, ehemals fast ganz protestantisch, in der kurzen Spanne von zehn Jahren katholisch gemacht und gezwungen wurde, Ueberzeugung und Glauben unter der Hülle äußerer Formen verschlagen zu bewahren? Jahrhunderte lang hat das Volk an den alten Traditionen mit außerordentlicher Zähigkeit festgehalten; das bewies das plötzliche Hervorbrechen des Protestantismus bei der Veröffentlichung des Toleranzpatents. Aber die Art, wie sie erhalten wurden, die Verheimlichung, die beständige Furcht vor Entdeckung, die jeden, auch den nächsten Mitwisser der tiefsten Ueberzeugung vermied, hat den Charakter des Volks gebrochen. Ueberdies hat der österreichische Deutsche nicht allzu viel Grund, dem Tschechen seine Wahrheitsscheu vorzuwerfen. Denn es herrscht auch bei ihnen, die Alpenländer etwa ausgenommen, Oberflächlichkeit und Unaufrichtigkeit, die den Reichsdeutschen niemals ganz heimisch in der österreichischen Gesellschaft werden lassen.

Ein werdendes Volk — das ist der Eindruck, den man gewinnt, wenn man unter Tschechen gelebt hat. Ein werdendes Volk, noch nichts Festes, Sicheres, Geschlossenes. Was es werden wird, ob es selbständig neue Werthe auf dem Gebiete des geistigen Lebens prägen wird, läßt sich ja nicht bestimmen. Unmöglich wäre es nicht bei einem Volk von solcher Begabung, von solcher Zähigkeit. Was es werden wird, läßt sich auch nicht sagen in politischer Beziehung. Wir Deutschen sind gewohnt, die Tschechen als unsere nothwendigen Feinde zu betrachten, als Feinde, die wir von der Höhe des Deutschthums herab mit Geringschätzung und Verachtung strafen könnten. Dazu haben die österreichischen Deutschen das Ihre gethan, die die Stammesunterschiede, die Sympathien und Antipathien zur Belebung des Kampfes möglichst übertreiben, ihren Abscheu vor jener niederen Rasse ungeschminkten Ausdruck geben.

Von dieser Art der Beurtheilung werden wir bald lassen müssen. Die geistige und wirthschaftliche Arbeit der Tschechen ist zu tüchtig, als daß man noch lange darüber hinwegsehen könnte. Die gehässigen Maßlosigkeiten des nationalen Kampfs sind verständlich, ja nothwendig bei dem, der selbst darin steht, dürfen aber nicht

bestimmend wirken auf den Außenstehenden, der die Dinge so zu nehmen sucht, wie es uns am günstigsten ist. Und deshalb kann es garnichts schaden, die Frage der zukünftigen Gestaltung der politischen Verhältnisse unter Anrechnung des tschechisch-nationalen Faktors einmal durchzudenken. Man kann selbstverständlich den gegenwärtigen Kriegszustand zwischen Deutschthum und Tschechenthum als den natürlichen, beiden Nationen gewiesenen annehmen. Dann wäre das Tschechenthum nichts als Vorposten des großen Slaventhums, Vorposten des freilich keineswegs nach Westen drängenden russischen Reichs. Daß diese Politik, auf die sich manche Tschechen in ihren Gedanken verankert haben, zur Zeit rein utopisch ist, ist fraglos. Sie müßte sich erst zur verständigen Politik der praktisch erreichbaren Ziele auswachsen, und ehe man in Petersburg die Pläne der Tschechen erwägen wollte, müßten die Tschechen reifer werden oder — unreifer sein. Viel mehr Fäden als zu den Russen gehen jedenfalls von den Tschechen zum Deutschthum hinüber. Das wissen die Russen und fassen die Tschechen vielleicht mehr, als man meint, als Ableger des Deutschthums. Vom Deutschthum kommt alle tschechische Kultur. Ihre Städte sind alte deutsche Ansiedelungen, ihre Universität eine deutsche Gründung. Auch das Tschechenthum ist in deutsche Lande übergefluthet. Der große König, auch schon sein Vater, haben gern den tschechischen Exulanten ihr Land geöffnet, und noch jetzt hat sich in der Umgegend von Berlin die tschechische Sprache erhalten. Selbst die Hussitenkriege beweisen nichts dagegen. Wo haben die Tschechen freundlich oder feindlich mit den Russen wirklich zu thun gehabt? Auch der Zusammenhang mit dem polnischen Reich war niemals so wichtig und so langwährend, wie der beständige Austausch mit der deutschen Kultur.

Es giebt nun freilich naive oder vom Volksfanatismus verwirrte Gemüther unter den Tschechen, die glauben, daß wenn man in Prag Straßen und Plätze nur noch tschechisch benennt, wenn man auf der Straßenbahn die deutsche Sprache nicht mehr duldet, das Verhältniß zu der deutschen Kultur gelöst sei. Und dabei steht auf dem Anschlagezettel des tschechischen Nationaltheaters sicher irgend eine deutsche Oper oder ein deutsches Drama, schreiben die tschechischen Gelehrten deutsch, um einen Leserkreis zu haben, senden die tschechischen Familien noch immer im Umtausch ihre Kinder in befreundete deutsche Familien im Norden, weil auch der Mann aus dem Bauernstand die Kenntniß der deutschen Sprache

als nothwendig erachtet! Gleichwohl freut sich die Masse an diesem blöden Radikalismus. Aber unter den verständigen Tschechen munkelt man schon lange, daß man die Deutschen brauche. Das erscheint uns als eine Binsenwahrheit. Im fanatisirten Tschechien ist es garnicht so leicht, diesen Gedanken zu hegen, geschweige denn ihn auszusprechen, ohne damit jegliche Achtung, jeglichen Einfluß zu verlieren. Erst seit kurzer Zeit hat eine kleine politische Gruppe, die Realisten, den Mut, diese Gedanken in ihrer vor Kurzem gegründeten Tageszeitung, dem Čas, zu vertreten. Ihre Erfolge sind natürlich noch nicht groß. Noch immer ist der Radikalismus Trumpf. Bemerkenswerth ist es immerhin, und die persönliche Bedeutung der Führer, ihre Tüchtigkeit und Klugheit bürgt dafür, daß man es nicht mit einer plötzlichen literarischen Schrulle, sondern mit wohlerwogenen, fest erfaßten politischen Gedanken zu thun hat.

Gegnerschaft findet jeder Gedanke der Annäherung zwischen Deutschen und Tschechen genug und übergenug. Das ganze gegenwärtige System der deutschen Politik in Oesterreich ist ihr abgeneigt. Ohne Zweifel mit augenblicklichem Recht. Wenn man mitten im Kampf steht, darf man nicht von Frieden reden. Aber wenn trotz aller Anspannung der Kräfte Dorf um Dorf, Sprachinsel um Sprachinsel an das Tschechenthum verloren geht, muß doch einmal der Zeitpunkt kommen, wo man den Friedensschluß erstrebt. Gegner giebt's im Tschechenthum nicht weniger als bei den Deutschen. Die radikalen Herren sind auf den Sand gesetzt, sobald diese Anschauungen durchdringen. Der Adel bekämpft sie: eine tiefer stehende, niedere Nation ist immer fügsamer, brauchbarer. Deshalb unterstützen die feudalen Herren das radikale Tschechenthum, auch wenn sie nicht einmal tschechisch fließend reden können und die stolzesten deutschen Namen tragen. Die Kirche ist ganz einer Meinung mit ihren erlauchten Gefolgsmannen. Auch im Reich wird man bei unserer Dänen- und Polenpolitik wenig Verständniß für tschechenfreundliche Anwandlungen haben. Wem die tschechische Frage zu schaffen macht — und wie viele sind's denn, denen politische Fragen ernster Gedankenarbeit werth sind — stößt in's radikal-nationale Horn und bläst zum Sturm gegen das Tschechenthum. Aber mit Blasen und Schreien und Klagen ist's nicht gethan. Die Tschechen dringen vorwärts. Und weil das ein Faktum ist, deshalb müssen wir versuchen, den Gedanken einer Annäherung durchzudenken. Erst wenn Einzelne die Frage durchgedacht haben, können Mehrere sie erfassen, kann man versuchen, die Massen dafür in Bewegung zu

setzen. Mit den gegenwärtigen tschechischen Führern ist wenig zu wollen. Würde man mit ihnen verhandeln und Frieden schließen, wär's ein schlimmer, demüthigender Friede. Zum Friedensschluß ist einzig fähig die kleine Minderheit, die für den Anschluß an das Deutschthum eintritt. Sie muß erlahmen, wenn nicht auch auf deutscher Seite ihr ernstes politisches Wollen verstanden und gewürdigt wird.

Wer die Zukunft Mitteleuropas überdenken will, der kommt um die tschechische Frage nicht herum. Der slavische Einschlag hat dem Deutschthum noch nirgends geschadet. Er ist am stärksten bei dem Stamm, den Freytag „hart, sparsam, gescheidt, keck, das Höchste für sich begehrend" nennt, der uns das deutsche Reich gegeben. Mag sein, daß es zu kühn ist, in einer Zeit der Rassengegensätze solches zu denken. Dann wird's einmal nothwendig in dem Augenblick, wo die reine Rassenpolitik Fiasko gemacht hat, und sie ist nicht nur in Oesterreich nahe am Bankerott.

Die Freiheit des Christenmenschen.

Von

Karl Trost.

In dem Schriftchen „Von der Freiheit eines Christenmenschen", das Dr. Martin Luther wie eine Brandfackel in das Gebäude der alten Papstkirche schleuderte, stellt der Reformator folgende Sätze an die Spitze: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und Niemand unterthan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan." Diese zwei Beschlüsse, sagt Luther weiter, stehen klärlich bei St. Paulo 1. Kor. 9: „Ich bin frei in allen Dingen und habe mich eines Jeden Knecht gemacht"; item Römer 13: „Ihr sollt Niemand in etwas verpflichtet sein, außer daß ihr euch einander liebet." Liebe aber, die ist dienstbar und unterthan dem, was sie lieb hat.

Liebe und Freiheit — herrliche Worte! Aber sie sind so unendlich beziehungsreich, daß man sagen kann: Alles was auf religiösem und ethischem Gebiete seit zweitausend Jahren gesprochen und geschrieben worden, ist eigentlich nur eine Ausdeutung des tieferen Sinnes, den diese Worte in sich befassen.

Luther erhob sich zum Kampf wider Rom, weil er sein und seiner Volksgenossen Gewissen belastet fühlte durch die Lehre der Papstkirche, daß der sittliche Werth der Menschenseele und deren Heil gefördert und bestimmt werde durch äußerliche Erfüllung von kirchlichen Geboten, durch Fasten, Beten, Theilnahme an Wallfahrten und Ceremonien aller Art, gleichgiltig wie der Mensch innerlich sich dazu stellen mochte. Fünfzehn Jahrhunderte zuvor hatte das Evangelium dieselbe Wahrheit verkündigt: Um des Gottesreiches theilhaftig zu werden, ist die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten, die äußerliche Erfüllung theokratischer Satzungen, zu nichts nütze; was zum Heile dient, ist einzig und

allein die Wiedergeburt des Herzens aus dem Geiste Christi, welcher ein Geist der selbstverleugnenden Liebe ist.

Wenn Luther dem Christenmenschen, d. h. also der in die christliche Gemeinschaft aufgenommenen Persönlichkeit, die volle Freiheit der sittlichen Selbstbestimmung zugestehen will, so wird dabei stillschweigend die Voraussetzung gemacht, daß das „reine Evangelium“ gewissermaßen mit magischer Gewalt in allen Herzen, denen es nahe gebracht wurde, eine Sinneserneuerung im Geiste Christi bewirkt habe. Der ungeheure Irrthum dieser Annahme bedarf heute keiner besonderen Hervorhebung. Luther selbst mußte am Ende seines Lebens bekennen: „Es ist ein Wunder und sehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen ist, die Welt nur immer ärger geworden ist. Jedermann zieht die christliche Freiheit auf fleischlichen Muthwillen. Wenn ich es in meinem Gewissen könnte verantworten, so würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papst mit allen seinen Greueln wieder über uns kommen möchte, denn so will die Welt regiert sein: mit strengen Gesetzen und mit Rechten und mit Aberglauben.“ Aus derselben Erkenntniß heraus hat Goethe später die Bemerkung gemacht, es sei ein großer Fehler der Reformatoren gewesen, daß sie voreilig die Ohrenbeichte abschafften.

Vom Standpunkt unserer heutigen geschichtlichen Einsicht aus wissen wir, daß die Männer, welche mit Daransetzung ihres Lebens sich zu Vorkämpfern neuer, weltbewegender Ideen machen, selbst im Banne dieser Ideen stehen, und daß ihnen keine Wahl verstattet ist, die Hand, die sie an den Pflug gelegt haben, nach Willkür wieder abzuziehen. Auch müßten wir es als ein Zeichen kläglicher Kurzsichtigkeit ansehen, wenn der nationale oder Menschheitswerth großen historischen Handelns nach den unmittelbaren politischen und sozialen Folgen bemessen und beurtheilt werden wollte. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts waren die gebildetsten unter den germanischen Stämmen in freier, sittlicher Entwicklung so weit vorgeschritten, daß sie vor die Wahl gestellt waren zwischen moralischem Tod oder einem Kampf aufs Messer gegen die unbegrenzte klerikale Bevormundung. Wohl wissen wir, sagt Adolf Harnack, was die Reformation uns Deutschen gekostet hat und noch kostet. Sie hat unsere politische Einigung um Jahrhunderte verzögert; sie hat uns den Dreißigjährigen Krieg gebracht; sie hat es uns erschwert, der Kirche des Mittelalters, ja

auch der alten Kirche gerecht zu werden — man bricht nicht mit der Geschichte, ohne sie zu verdunkeln; sie hat uns in eine konfessionelle Spaltung geführt, die noch heute für unsere Weiterentwicklung verhängnißvoll ist. Aber sie hat zugleich alles das begründet, was wir heute als unsere Eigenart oder Größe schätzen. Das protestantische Prinzip der sittlichen Selbstbestimmung ist das Ferment gewesen, welches das Beste, was wir an nationalen Gütern besitzen, hervorgetrieben hat. Die Größe unserer jetzt geeinigten Nation ist wesentlich eine Frucht des gesteigerten persönlichen Verantwortlichkeitsgefühls in unserem protestantischen Volke.

Als Luther die Freiheit des Christenmenschen proklamirte, verfuhr er ähnlich wie Fürst Bismarck, als er das allgemeine Stimmrecht in die Reichsverfassung aufnahm. Mißbrauch der neuen Freiheit und Ausschreitungen konnten nicht ausbleiben, aber wenn die neue, vom Fortschritt des Volksgeistes geforderte Ordnung eine breite und tragfähige Grundlage erhalten sollte, so durften die Massen von dem Ideal der geistig und gesellschaftlich Bevorzugten nicht ausgeschlossen werden. Der von Schwarmgeistern und aufrührerischen Bauern drohenden Anarchistengefahr des 16. Jahrhunderts begegnete zunächst die durch die Reformation gekräftigte Fürstengewalt des Territorialstaates. Unter staatlicher Leitung und Bürgschaft wurde dann auch die neue kirchliche Ordnung hergestellt, deren Ansprüche auf Beschränkung, oder vielmehr Unterdrückung der Freiheit sittlich-religiöser Selbstbestimmung hinter denen der alten Kirche nicht zurückblieben; nur fehlte, soweit der Staat nicht seinen Arm lieh, die Macht, diese Ansprüche durchzusetzen.

Ein gütiges Schicksal wollte, daß in Deutschland der bald nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges einsetzende Kampf gegen die einem selbständigeren Denken anstößigen kirchlichen Glaubensformeln unter Leitung von Männern geführt wurde, die geistig hoch genug standen, um auch Recht und Werth der Ueberlieferung schätzen zu können. Vor Allen ist hier Gottfried Wilhelm Leibniz zu nennen. Indem er seinen eine vollkommen rationalistische Weltanschauung vorbereitenden Gedanken bei den Gebildeten Eingang zu verschaffen suchte, blieb er gleichzeitig bemüht, den Einklang der protestantisch-kirchlichen Lehren mit einer vernunftgemäßen Auffassung der Welt und des Lebens nachzuweisen und so das subjektive Element, die Vernunft, mit dem objektiven der Kirche und des Dogmas zu versöhnen.

Das Wesentliche in der christlichen Religion, der Monotheismus

und eine reine Humanitätslehre, war, wie Leibniz meint, von jeher la religion des Sages. Um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, genügte vollkommen die erste Offenbarung Gottes an die Menschheit, das Licht der Vernunft. Jesus brachte es dahin, daß endlich die natürliche Religion zum Gesetz erhoben und ihr das Ansehen einer öffentlichen Lehre gegeben wurde. Mit der zweiten, durch Jesum Christum vermittelten Offenbarung wurde das bis dahin noch dunkle Gottesbewußtsein zu einer klaren Erkenntniß erhoben. Zugleich enthält diese Offenbarung Wahrheiten, z. B. hinsichtlich der Vollkommenheiten Gottes, die über unsere Vernunft hinausgehen und deswegen nur mit dem Glauben erfaßt werden. Diese an den Glauben sich wendende Offenbarung, die letzlich dazu dient, die Vernunfterkenntniß in ihrem Bestande zu sichern, setzt sich nicht in Widerspruch zur Vernunft. Denn das Uebervernünftige ist nicht widervernünftig und Widervernünftiges ist nicht Objekt der Offenbarung. Die Mysterien des Christenthums, die Lehre von der Trinität, der Fleischwerdung des Gottessohnes, den Wundern, haben den Schein gegen sich, was aber in uns diesen Mysterien widerspricht, ist nicht das natürliche Licht der Vernunft, sondern die Finsterniß des Vorurtheils. Die Mysterien gehen über die Vernunft hinaus, sie können aber so weit begreiflich gemacht werden, als zum Glauben an sie nöthig ist. Mit diesem Zugeständniß ist, für die Praxis, einer rationalistischen Ausdeutung und Umdeutung das Thor sperrweit geöffnet. Das Entscheidende für Leibnizens Stellung zum Christenthums bleibt aber sein Festhalten an dem Grundsatz, daß Vernunft und Glauben sich auf keinen Fall widersprechen dürfen. Das wäre ein Kampf Gottes gegen Gott. Thatsächlich wird damit die Vernunft, die in der Entwicklung des Menschengeschlechts, wie in der psychischen Bethätigung des Individuums, der Monas, dem Glauben vorangeht, also überall als das Prius zu betrachten ist, zum Maßstab des Glaubens gemacht. Welchen Werth kann für den Menschen das Uebervernünftige haben, wenn es ein durchaus Unbegriffenes bleibt? Wie ersichtlich, beziehen sich die Leibnizschen Gedanken über das Christenthum nur auf dessen metaphysischen und mythologischen Theil; auf die Lehren der kirchlichen Moral, die mit der im Evangelium gepredigten als identisch angenommen wird, ist der Philosoph nirgends näher eingegangen. Wo er sich in praktischer Hinsicht über das sittlich-religiöse Verhalten des Christen ausläßt, dringt er auf die innere Gesinnung als das Wesentliche der Sache. Wo menschliche

Satzungen in Lehre und Verfassung, Kultus und Disziplin den göttlichen Geboten der Vernunft gleichgesetzt oder übergeordnet werden sollen, da ist im Namen des Christenthums, als in welchem die höchste Vernunft zur Erscheinung kommt, zu protestiren. In dieser Weise wird die Geltung des Christenthums und zugleich die Autonomie der Vernunft gewahrt, welche für Leibniz das Prinzip der Persönlichkeit ist. Die Innerlichkeit, auf die er dringt, bedeutet für ihn nicht ein aller besonderen Bethätigung überlegenes Gemüthsleben des ganzen Menschen, sondern die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Denkprozesses. Daß diese Auffassungsweise von der religiös-ethischen Tendenz, die dem evangelischen Christenthum zu Grunde liegt, erheblich abweicht und einem religionsfeindlichen Intellektualismus Vorschub leistet, kam dem Philosophen nicht zum Bewußtsein. Daher auch nicht der tiefe, jede Versöhnung ausschließende Gegensatz seiner Vernunftreligion zum Geist und zu den Grundlagen der alten Kirche.

Wie sehr wir Deutsche im Grunde des Herzens konservative Menschen sind, wird durch nichts klarer erwiesen, als durch die pietätvolle Behutsamkeit, womit die großen Vorkämpfer der Geistesfreiheit im 18. Jahrhundert sich mit den überlieferten Formen und Formeln des Glaubens auseinanderzusetzen suchten. Welch ein Gegensatz zwischen unserem Lessing und der Frivolität eines Voltaire, zwischen „Nathan" und der „Pucelle"! Lessing verfuhr gewissermaßen instinktiv nach der Einsicht, die Goethe später mit Worten von monumentaler Einfachheit und Klarheit aussprach: Alles ist verderblich was den Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben. Schon in seinen Jugenddramen zeigt sich Lessing von dem Gedanken durchdrungen, daß nicht Glauben und Meinen, sondern Leben und Charakter über den Werth des Menschen entscheiden. Den abgeschmackten Bibeldeutereien des aufklärerischen Rationalismus gegenüber fühlte er sich zuweilen versucht, seine Meisterschaft in der dialektischen Fechterkunst im Dienst des historisch überlieferten Irrationalen zu erproben, wodurch er dann bei den nüchternen Kleingeistern, die so etwas nicht begriffen, in den Geruch des Orthodoxismus gerieth. Da Lessing kein systematischer Denker, sondern vor Allem Kritiker und Dialektiker war, so lassen sich die in verschiedenen Perioden seines Lebens und bei ganz verschiedenen Anlässen und Gelegenheiten von ihm ausgesprochenen Ansichten und Urtheile über Christi Person und Werk, über das Verhältniß der Moral zum Dogma, über das Wesen der

Religion nur schwer auf einige wenige durchgreifende Gedanken zurückführen. In zwei entscheidenden Punkten ist Lessing über Leibniz, dessen theologische Vermittelungstendenzen er fortsetzt, mit klarem Bewußtsein hinausgeschritten. Wenn die religiöse Ueberlieferung in zahlreichen Punkten unvereinbar scheint mit dem rationalen Denken, so beseitigt Lessing diesen Widerspruch durch Hinweis auf das Wesen der historischen Entwicklung. Bei der Erziehung des Menschengeschlechts mußte sich Gott der Mittel bedienen, die jeweils auf der Stufe der Entwicklung, die der menschliche Geist erreicht hatte, für die göttlichen Zwecke die wirksamsten waren. Indem sodann Lessing, der Kantschen Auffassung sich nähernd, den Nachdruck durchaus auf die Willensseite des Menschen legt, bleibt dem Denken überhaupt, und somit namentlich dem Denken und der Vorstellungsweise vergangener Zeiten nur eine sekundäre Bedeutung. Indem der Menschengeist, den Kern seines Wesens im unveränderlichen Willen erfassend, den eigentlichen Schlüssel zur Weltgeschichte findet, und so erst dem Historischen gerecht zu werden vermag, befreit er sich zugleich von der lastenden Uebermacht des Historischen.

Das sittliche Ideal, das von Lessing und seinem Zeitalter der dogmatisch beschränkten Christlichkeit entgegengesetzt wurde, war das der reinen Humanität, worunter man höchste Ausbildung und Werthhaltung der Eigenschaften verstand, die von allen Völkern und Religionen als allgemein menschliche Tugenden anerkannt werden. Lessing, der die Bedeutung des religiösen Momentes niemals außer Acht ließ, hebt als höchste und umfassendste Tugenden der Menschlichkeit Nächstenliebe und Gottergebenheit hervor. Damit schien die wesentliche Uebereinstimmung zwischen der Humanitätsreligion und der Religion Christi, der Religion, die Christus selbst gelehrt und geübt hatte, hergestellt. Lessing als Kämpfer für das Recht der sittlichen Individualität und der persönlichen Ueberzeugung handelte also in demselben Geiste, in welchem Luther, in welchem Christus selbst gehandelt hatte. Freiheit im Zusammenhang der christlichen Weltanschauung war ihm, ganz im biblischen Sinn, Gebundenheit in Gott. Ungeschmälerte Bewegungsfreiheit verlangte Lessing zumal für seine kritischen und wissenschaftlichen Forschungen, doch nicht, um Raum zu gewinnen, das Christenthum zu zerstören, sondern um dessen unzerstörbare Kraft um so sicherer darthun zu können.

Als Immanuel Kants die Grundgedanken der Bibel in einem

abstrakt moralischen Sinn umdeutende Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erschienen war, wurden die verschiedensten Urtheile laut. Die Einen glaubten in dem Buch den philosophischen Beweis für das Christenthum zu finden, Andere behaupteten umgekehrt, es untergrabe die christliche Religion, noch Andere meinten, es sei eine Persiflage auf dieselbe. In einem königlichen Reskript 1794 wurde Kant der Vorwurf gemacht, daß er durch sein Buch das Christenthum herabgewürdigt habe. Diese Urtheile müssen, vom historischen Standpunkt aus betrachtet, alle als berechtigt gelten. Nach dem Sinne des Verfassers und in den Augen der Besten unter den „Aufgeklärten" hatte Kant dem Christenthum, das in der herrschenden Aufklärungs-Literatur zur Bedeutung einer flachen, eudämonistischen Moral herabgesunken war, wieder Kraft und Leben eingehaucht, indem er den Nachweis unternahm, daß der wesentliche Inhalt des Christenthums sich mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht decke. Wer vom Christenthum mehr verlangte, als eine, wenn auch noch so treffliche Morallehre, wer im Evangelium eine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses fand, mußte nothwendig den Eindruck erhalten, daß durch die von Kant vollzogene Beseitigung des spezifisch Religiösen das Christenthum herabgewürdigt sei. Heute, nachdem wir durch Wolfgang Goethe in den Vollbesitz deutschen Gemüthslebens eingesetzt sind, muthet uns die Verstandespedanterei der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" durchaus wie eine Parodie des Christenthums an. Kants Religionsbuch verhält sich, nach modernem Empfinden, zur Bibel ungefähr so wie die Jobsiade zur Ilias. Doch auf die Würdigung eines längst aus der Reihe der Lebendigen gestrichenen Literatur-Erzeugnisses kommt es hier nicht an, sondern auf die Hervorhebung zweier Punkte, die für die Erkenntniß und Beurtheilung der verworrenen geistigen Bestrebungen der Gegenwart von größter Bedeutung sind. Einmal sehen wir, wie alle großen Vertreter der deutschen Philosophie, die Rationalisten Leibniz und Kant ebenso gut wie später Fichte, Schelling und Hegel bestrebt gewesen sind, die Ergebnisse ihres Denkens in Harmonie zu setzen mit den religiösen Regungen und Bedürfnissen des deutschen Volksgemüths. Zweitens wird sich zeigen, daß der entschiedenste Vertreter des Prinzips der freien sittlichen Persönlichkeit sehr weit davon entfernt war, die Subjektivität des individuellen Willens von dem normativen Inhalt des objektiven Geistes loszulösen.

Wenn von irgend einem Denker gesagt werden kann, daß er der Menschheit ihren verloren gegangenen Adelsbrief wiedergegeben habe, so ist es Immanuel Kant. Im freien sittlichen Willen erkannte er die Kraft, die, unabhängig von den Gesetzen der Erscheinungswelt, nach eigenem Gesetz sich auswirkt und so den Geist in selbsteigener Wesenheit über die Natur hinaushebt. Nietzsche hat in seiner respektlosen Weise Kant einen „verwachsenen Begriffskrüppel" genannt. Es wird wesentlich zur Aufhellung des Problems von der Freiheit des Christenmenschen beitragen, wenn wir auch in Nietzsches Urtheil die relative Berechtigung uns klar zu machen suchen. So bewunderswerth der Tiefsinn ist, mit welchem Kant die Freiheit des sittlichen Handelns als die eigentliche Erlösung des Menschen von dem niedrigen und erniedrigenden Weltwesen erkannte, so wenig kann die Begründung der Moral, die er auf der Grundlage des von ihm entdeckten Sittengesetzes versuchte, irgendwie als befriedigend gelten. Wenn man ehrlich sein will, so muß man offen zugestehen, daß Kant die gewaltige Wirkung, die seine Lehre vom kategorischen Imperativ hervorbrachte, neben einigen glücklichen rhetorischen Wendungen, einer, wenn auch unbewußten, doppelten Entlehnung verdankte. „Es ist überall nichts in der Welt und überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was für sich gut könnte genannt werden, denn allein ein guter Wille", lautet der grundlegende Satz der Kantschen Moral. Dieser Satz aber ist, sofern das Gebot einer bestimmten Richtung der Willensbethätigung daraus abgeleitet werden soll, offenbar nichts als eine löschpapierene Umschreibung des biblischen Wortes (Matthäi 6, 33): „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige alles zufallen." Der Lehre des Evangeliums zufolge gelangt man zur Gerechtigkeit des Gottesreiches durch hingebende Liebe zu Gott und den Menschen. Das viel mißbrauchte, für Schwächlichkeiten und Armseligkeiten aller Art in Anspruch genommene Wort „Liebe" war dem Alten vom Königsberge anstößig, er ersetzte es durch das im ostpreußischen Accent ausgesprochene Gebot der Pflicht. Damit wurde zwar das Gebiet der Sittlichkeit in einer für wahrhaft freie Geister ganz unerträglichen Weise eingeengt, aber Kant gewann den Vortheil, auf den bei den Gebildeten jener Zeit alles ankam, daß seine Morallehre als von der Autorität der Kirche unabhängig, als autonom erschien. Als wesentliches Merkmal der sittlichen Autonomie galt ja dem Zeitalter der Aufklärung weit weniger die

Unabhängigkeit von selbstsüchtigen Motiven als die Vermeidung jedes Scheines von Abhängigkeit von autoritären Geboten der Kirche. Und doch ist der wirkliche Begründer einer gemeingiltigen Morallehre für die Deutschen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts Dr. Martin Luther. Kant hat an dem Inhalt dieser, von Luther unter kirchliche Obhut gestellten Lehre nicht das Geringste geändert, er hat nur aufs Sorgfältigste überall die kirchliche Ursprungsbezeichnung entfernt und mit philosophischer Marke in Kurs gebracht, was bis dahin kirchlich abgestempelt im Umlauf war. Nur in einem Punkte ist Kant über Luther hinausgeschritten, die Lehre seines genialen Vorgängers nicht abändernd, wohl aber in einer bestimmten Richtung schärfer ausprägend und nachdrücklicher betonend. Aus dem Chaos der fürstlichen Besitzthümer, in die zu Luthers Zeit der größere Theil des deutschen Reiches sich aufgelöst hatte, war ein Staatswesen von eigenartigem Charakter, war eine preußische Staatsgesinnung emporgewachsen. Aus dieser Staatsgesinnung, als deren eigentlicher Schöpfer der große Friedrich zu betrachten ist, entstammte das Pathos und der eigenthümliche Inhalt der Kantschen Pflichtenlehre. Der monarchische Gehorsam wurde durch die Formel vom kategorischen Imperativ mit einem Schimmer hoher Idealität umkleidet, mit einer Art von religiöser Weihe, wie denn schon Friedrich die staatliche Gesinnung der Preußen la religion civile de ma patrie genannt hatte.

Das Zeitalter der Aufklärung, das durch das Erscheinen der beiden Genien Voltaire und Friedrich gekennzeichnet ist, war seinem Grundwesen nach eine Schilderhebung der Verstandesseite des Menschen gegen eine Ueberlieferung, die vorzugsweise im Gemüth und in der Phantasie ihren Ursprung hatte. Kant schließt die Epoche der Aufklärung ab und bahnt selbst auch eine neue Entwicklung an, durch die in Leben und Kunst mehr und mehr wieder dem ganzen Menschen zu seinem Rechte verholfen werden wird. Aus dieser Stellung im Wendepunkt zweier Zeitalter ergeben sich merkwürdige Widersprüche in Kants geistigem Wesen. Ganze Gebiete seines Denkens blieben vollkommen unberührt von der Revolution, die sich erst in vorgerücktem Alter im Geiste des Philosophen vollzogen hatte. Trotz aller Empfänglichkeit für die Idee der monarchischen Pflichttreue blieb er mit seinen Anschauungen vom Verhältniß des Einzelnen zum gesellschaftlichen Ganzen in dem Sumpf der alten anarchischen Naturrechtslehre stecken. Nach diesem auf Grund wesenloser Abstraktionen von Freiheit und Gleichheit

künstlich konstruirten Schema versuchte Kant nun auch ein System der Moral zu entwerfen. Aus der Nothwendigkeit des Nebeneinanderlebens gleichberechtigter Individuen ergab sich für ihn als Prinzip des sittlichen Verhaltens die Forderung, daß Jeder im Andern den Menschen achten solle in der Weise, daß er ihn nicht seinen eigenen selbstsüchtigen Lebenszwecken dienstbar mache — eine Moral, die in der Praxis, der eine Scheidung von Egoismus und Altruismus in der Psyche des Menschen unbekannt ist, jede sittliche Eigenart, jeden großen Charakter, jede Herrschaft des Edlen über das Gemeine im Keim ersticken würde, womit denn auch jeder wahre Kulturfortschritt unmöglich gemacht wäre. Daher Nietzsches leidenschaftlicher Widerspruch gegen „die Moral", in welcher sich ihm — wie es in Kants Moralschema thatsächlich der Fall ist — der Gleichheitswahn der Masse zu verkörpern schien. Mit dem egalitären Altruismus der Kantschen Moraltheorie warf dann Nietzsche die im Evangelium überlieferte Predigt der christlichen Nächstenliebe in einen Topf zusammen und überantwortete sie derselben Verdammniß.

Erst bei Goethe gewinnen wir einen greifbaren Inhalt und eine klare Abgrenzung für den höchsten Begriff der sittlichen Autonomie. Das Problem der Freiheit des Christenmenschen stellt sich jetzt dar als Frage nach dem Recht der freien sittlichen Persönlichkeit. Auf die Eigenart der Persönlichkeit gründet Goethe seine Anschauung vom Wesen und Ziel des sittlichen Strebens.

> Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
> So mußt Du sein, Du kannst Dir nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Wille erscheint hier nicht mehr in vager Allgemeinheit als unbestimmter Drang nach einem abstrakt gedachten Guten, sondern als „Entelechie", als zielstrebendes Wesen, das Art und Maß seiner Vollendung in sich selber trägt. Sich selbst zum sittlichen Charakter zu entwickeln, ist die allgemeine sittliche Aufgabe des Menschen. Das Streben eines Jeden muß dahin gehen, Demjenigen eine stete Folge zu geben, dessen er sich für fähig hält, denn die vernünftige Welt ist von Geschlecht zu Geschlecht auf ein

vernünftiges Thun entschieden angewiesen. Eben deshalb darf aber auch das letzte Ziel der Thätigkeit nicht blos das eigene Selbst sein, da die Thätigkeiten einander wechselsweise zu Hilfe kommen. Wir bearbeiten uns selbst, damit wir an dem, was Andere thun und leisten, desto gründlicheren und herzlicheren Antheil nehmen können. Nur insofern gelten wir für etwas, als wir den Bedürfnissen Anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen.

Für Goethe war die Individualität eine Erscheinungsform des göttlichen, im Weltganzen wirksamen Willens; jede daher auch an ihrer Stelle berechtigt. Die Triebe, welche das Grundwesen der Menschennatur ausmachen, finden sich in jedem Individuum vereinigt in unendlich verschiedenen Mischungen und Stärkegraden. In dem reicheren, vielgestaltigeren Triebleben besteht der Vorzug des Menschen vor dem Thier, indem die mannigfachen Kombinationen und Konflikte der Triebreize dem Intellekt zahlreichere und schwierigere Aufgaben stellen, ihn zu immer höheren Leistungen anspornen und durch Festhalten und allmähliches Ansammeln seiner Errungenschaften im Laufe der Jahrhunderte weit über seine erste Stufe hinausheben. Neben den niederen, den rein animalischen Triebreizen, die im Menschen als ungestüme Forderungen unserer Natur auftreten, finden wir in uns Triebe reinerer höherer Art, die sich den übrigen Lustreizen als die vornehmeren, edleren, als die Werthgefühle gegenüberstellen. Welches aber diese höheren Triebe seien, fügt Goethe vorsichtig hinzu, „wage ich nicht zu bestimmen.“ Als Dichter, als Künstler war Goethe sich besonders klar bewußt, daß eine gedankenmäßige Scheidung, wie etwa des Geistigen vom Sinnlichen, nicht durchführbar ist, wenn ein solcher Schnitt durch die ursprüngliche Einheit der Menschennatur nicht zu einer Verkümmerung wesentlicher Seiten auch des höheren Lebens führen soll. Die sittliche Aufgabe ist, nicht zu trennen, sondern zu verknüpfen und harmonisch zu ordnen. Aus den Schwankungen und Verworrenheiten, zu welchen die Entfaltung des Trieblebens führt, das Leben zu befreien, es charaktervoll und „dauerhaft“ zu machen, ist allein „beständige Gesinnung“ fähig. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste, sagt Goethe. Die Gesinnung, welche dem Menschen die einheitliche, zweckvolle Ausübung seiner sittlichen Thätigkeit verbürgt, ist für ihn die fruchtbare, höheres Leben erzeugende und darum die für ihn einzig giltige und werthvolle Wahrheit.

Das Zentrum unseres Gemüthslebens, in welches der tiefste Gehalt jener Wahrheit sich einsenkt, um als lebendige Kraft dem ganzen sittlichen Streben Richtung zu weisen, ist das Gewissen.

„Sofort nun wende Dich nach innen!
Das Zentrum findest Du dadrinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag;
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne Deinem Sittentag.“

Die Frage ist aber nun: wie und inwieweit können die subjektiven Entscheidungen des Einzelgewissens eine objektive Bedeutung beanspruchen? Wenn das Gewissen jedes Einzelnen sich im Gefühl seiner Selbständigkeit der Regeln entledigen wollte, wo bliebe dann die Sittlichkeit, die, wenn sie überhaupt etwas Wesenhaftes sein und bedeuten soll, doch als objektive, in einer menschlichen Gemeinschaft wirksame Lebensmacht ihre Kraft bethätigen muß? Da giebt es keine andere Antwort, als: die Sittlichkeit ist ebenso wie die höhere Geistesanlage aristokratischer Natur, daher die bessere und edlere zur Beherrschung der niederen berufen; andererseits hat aber auch die Sittlichkeit, wie das höhere geistige Schaffen, sich im Zusammenhang zu halten mit allen edlen Regungen und Besitzthümern des Volksgemüths. In den verschiedensten Wendungen kommt Goethe immer wieder darauf zurück, wie die schöpferische Kraft der Einzelpersönlichkeit bedingt sei durch das Verwobensein eben dieser Einzelpersönlichkeit in den Geist einer weiten Vergangenheit; wie die große Persönlichkeit als eine wunderbare Konzentrirung geheimnißvoll waltender Kräfte hervorbreche aus einer unübersehbaren Geschichte menschlichen Seelenlebens. Eine sittliche Genialität ist da vorhanden, wo eine Fülle edler Seelenkräfte in unermüdlicher Arbeit angespannt wird, um einer hohen Lebensaufgabe in vorbildlicher Weise gerecht zu werden. Mit dem Wechsel der Zeiten ändern sich, wenn auch die tiefere Grundlage bleibt, die sittlichen Empfindungen und Forderungen der Völker. Es ändern sich die sittlichen Ideale und damit auch das sittliche Heldenthum, welches diese Ideale verwirklicht. Ein kirchlicher Schriftsteller erinnert an Franz von Assisi und seine durch die Jahrhunderte nachwirkende Bedeutung und bemerkt dann: „Die Aufgabe dieser Heiligen war es, einem Zeitalter als Gewissen zu dienen und die nach allen Seiten ruhelos und endlos verlaufenden Bestrebungen der Menschheit auf ihr Zentrum zu lenken.“ Können

wir nicht Aehnliches sagen von dem ritterlichen Monarchen, der das große Werk der nationalen Versöhnung der Deutschen vollbracht hat?

Eine fruchtbare, heilsame, das Leben erhöhende Umwerthung der Werthe wird immer von Männern vollzogen, welche, den Normen einer veralteten und kraftlos gewordenen sittlichen Lebensordnung entwachsen, frei nach ihrem Gewissen neue Werthe von positivem Gehalte schaffen; aber nur eine Erziehung und Selbstbildung im Geiste der höchsten Sittlichkeit kann zu solcher Freiheit Befähigung und Recht verleihen.

An der Freiheit sittlicher Bildung, wie sie Goethe verstand, wollte Nietzsche sich nicht genügen lassen, er schritt weiter zum schroffsten Autipsismus. Von keinem Gewissen, keiner Erziehung zum Gewissen sollte beim genialen Menschen die Rede sein. Sein Selbst, ein nicht mehr autonomes, sondern durchaus autokratisches, an keine sittliche Weltordnung gebundenes Selbst diktirt die Gesetze seiner Welt- und Lebensauffassung. Daß dieses Selbst mit dem Ablegen der Kirchenschuhe, ja mit dem ersten Blick ins Mutterauge schon eine von außen in unberechenbarer Weise beeinflußte Entwicklung hinter sich hat, und in keinem Augenblick seines Seins sich als ein wirklich Seiendes, von Zeit und Umständen Unabhängiges, ausweisen kann, wird keiner Beachtung werth gehalten. (Und dies, wie gleich bemerkt sein mag, von einem Manne, der das krankhafte Bedürfniß hatte, je nach Verfluß einiger Jahre seine ganze bisherige Anschauung der Dinge auf den Kopf zu stellen!) Goethe sagt: „Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen viel; ich bin Shakspere, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet.“ Wer irgend selbst gelebt und gedacht hat, der weiß, wie zuweilen ein an sich vielleicht ganz unbedeutendes Vorkommniß, ein zufällig hingeworfenes Wort oder eine scheinbar gleichgiltige Begegnung auf unser inneres Leben den bedeutsamsten Einfluß gewinnen kann, gar nicht zu erwähnen der Bekehrung und Sinneswandlung eines Paulus oder Luther, die sich als eine Reaktion darstellt auf lebhafte von der Außenwelt erhaltene Eindrücke. Was das wichtigste

Verhältniß, in dem der Mensch stehen kann, — sein Verhältniß zu Gott — betrifft, so haben die Deuter der christlichen Religion zu verschiedenen Zeiten das scheinbar ganz Entgegengesetzte gelehrt. Es hat Zeiten gegeben, in welchen überwiegend der Meinung gehuldigt wurde, das eigentliche Wesen und der letzte Endzweck der Religion sei Rettung und Behauptung unseres geistigen Ich, andere, wo die absolute Abhängigkeit des Menschen von Gott, wieder andere, wo das Aufgehen des Einzelnen im Unendlichen als christlich-religiöse Wahrheit gepredigt wurde. Innerhalb der Menschheitsgeschichte gleichen sich solche scheinbare Widersprüche wieder aus, indem sie sich als relative Wahrheiten darstellen, die Zeugniß ablegen von der unendlichen Fülle göttlich-menschlicher Geistes- und Gemüthskräfte, die irgendwo in Tiefen, die wir niemals schauen, sondern nur ahnen können, ihre Einheit finden. In das Leben des Einzelnen eingeschlossen, lassen solche Widersprüche die angemaßte Unfehlbarkeit und Unwandelbarkeit eines gebieterischen Selbst als leeren Wahn erscheinen.

Die krankhafte Originalitätssucht, die dem Gebahren des Autipsismus zu Grunde liegt, wird von Goethe in einem reizenden Verschen verspottet:

> Gern wär' ich Ueberlieferung los
> Und ganz original;
> Doch ist das Unternehmen groß
> Und führt in manche Qual.
> Als Autochthone rechnet' ich
> Es mir zur höchsten Ehre,
> Wenn ich nicht gar zu wunderlich
> Selbst Ueberlief'rung wäre.

Wie weit das Recht der freien sittlichen Selbstbestimmung, die Unabhängigkeit vom objektiv Normativen und damit das Recht zur Umwerthung der Werthe reiche und wodurch es begründet sei, läßt sich am deutlichsten erkennen, wenn wir den Weg betrachten, auf welchem die Größten unter den Befreiern der deutschen Seele, Luther und Goethe, zu der Höhe und Klarheit der Weltbetrachtung gelangt sind, von wo sie zunächst den Volksgenossen und dann der ganzen Menschheit neue, in der Kraft der Freiheit sprossende und blühende Gefilde geistigen Lebens zeigen konnten. Ihre große, starke, reine Seele hat von Jugend auf gerungen mit der Wahrheit, wie in jener ergreifenden Sage der Erzvater Jakob, der die Nacht hindurch mit dem Herrn bis zur Verrenkung seiner Hüfte

rang und zu ihm sprach: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Stärkung in diesem Kampfe verlieh ihnen immer wieder die Berührung mit dem Leben ihres Volkes, wo es am kräftigsten pulsirte, das sinnende Sichversenken in die Tiefen des deutschen Gemüthes und seiner Offenbarungen und der Blick auf die starken, wahrheitsgierigen Seelen, die so wie sie vorher gerungen hatten. Wie Luther sich an St. Paulus und Augustinus erhoben hatte, so Goethe an Shakspere. Wer begnadet ist, an Luther und Goethe sich erbauen zu können, der wird nicht von dem Glauben lassen, daß nur die persönlich erlebte Wahrheit uns zu freien Menschen macht, uns zu edlem Herrenthum erhebt. Er wird aber auch, so wie jene Großen gethan, sich immer und immer wieder prüfen, ob das, was er erlebt zu haben glaubt, auch wirklich tiefgründige und des Bestandes sichere Wahrheit ist. Vor Allem aber sollte es freien Geistern als Gewissenspflicht gelten, nicht mit voreiligen und vielleicht sehr willkürlichen Umwerthungen in das Gemüthsleben der Unfreien und Unbefestigten einzudringen und Werthe zu zerstören, an deren Stelle sie andere und bessere nicht zu setzen vermögen. Denn Alles ist verderblich, was den Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben. Volle Herrschaft über sich selbst können aber nur Diejenigen gewinnen, deren Denken und Fühlen, Dichten und Trachten in Gott begründet ist. Heute wie vor vierhundert Jahren ist nur in Gott gebundene Freiheit, sonst keine andere, wahre sittliche Freiheit, Freiheit des Christenmenschen.

Der Untergang Ludwigs XVI. im Lichte sozialistischer Geschichtsschreibung.

Von

Emil Daniels.

Histoire politique de la révolution française. Origines et développement de la démocratie et de la république. (1789—1804) par A. Aulard, professeur à la Faculté des lettres de l'université de Paris. Librairie Armand Colin. Paris 1901.

Die beiden Darstellungen der französischen Revolution, welche der Gegenwart als die maßgebenden gelten, die Werke von Sybel und von Taine, sind zwar in Bezug auf die persönliche Eigenart ihrer Verfasser sehr verschieden von einander, gehen aber trotzdem von dem gleichen Parteistandpunkte aus, von dem des bürgerlichen Liberalismus. So wenig daran gezweifelt werden kann, daß diese Weltanschauung unschätzbare Bestandtheile der modernen politischen Bildung umfaßt, so nützlich muß es gleichwohl für unsere geistige Aufklärung sein, wenn ein so großes Ereigniß wie die französische Revolution mit ernstem wissenschaftlichen Streben einmal unter anderen Gesichtspunkten als den liberalen betrachtet wird. Nun ist Professor Aulard, dessen Buch hier einer Besprechung unterzogen werden soll, bei aller halb unbewußten Parteilichkeit zu Gunsten des Sozialismus, ein wahrheitsliebender Historiker von einer ganz außergewöhnlichen Spezialgelehrsamkeit. Sein Fachwissen auf dem Sondergebiete der Revolutionsgeschichte, in mehr als zwanzigjährigen Studien erworben, hat ihm ermöglicht, mit ansehnlichem Erfolge an der Lösung einer Aufgabe zu arbeiten, welche schon von Ranke dem Fleiße der Geschichtsforscher gestellt worden war. Es sind nämlich von Aulard zum ersten Male gründlich durchgearbeitet worden: die Zeitungen der revolutionären Epoche, die Protokolle der Volksversammlungen, welche sich, zu einem erheblichen Theile noch un-

veröffentlicht, im Nationalarchive befinden, sodann die Protokolle über die Parlamentsverhandlungen und die Gesetzessammlungen. Von Aulards archivalischen Forschungen seien ferner hervorgehoben seine Beschäftigung mit den Konzepten des Wohlfahrtsausschusses und mit den Papieren des Direktoriums, soweit sich die genannten Akten auf innere Politik beziehen.

Denn nur die inneren Verhältnisse interessiren Aulard so lebhaft, daß er ihnen eine Lebensarbeit widmen mag — diese Weltanschauung ist bei einem Sozialisten beinahe selbstverständlich. Aber andererseits ist unser Autor der Letzte, welcher die Abhängigkeit der inneren Entwicklung der Völker von den diplomatischen und militärischen Ereignissen in Abrede stellen würde. Ganz im Gegentheil! In schroffem Kontraste zu Sybel und Taine betont Aulard, wie der Triumph der radikalen Demokratie in Frankreich ganz überwiegend die Folge der auswärtigen Gefahren und ihre Ueberwindung durch die Revolutionsheere gewesen ist. Der sozialistische französische Geschichtsschreiber unterscheidet sich durch die Reizbarkeit seines Nationalstolzes sehr vortheilhaft von den „Genossen“ anderer Länder. Die französische Armee und ihre Thaten schließt er in seine keineswegs einseitig die Kulturgröße Frankreichs betreffende Vaterlandsliebe aus vollem Herzen ein. Mit dieser verständigen Stellungnahme verbindet sich in dem Aulardschen Buche natürlich eine gründliche Berücksichtigung des sozialen Elementes in der Revolution, welches bisher von den Geschichtsschreibern nicht genügend beachtet worden war, sodaß die alle Klassen der französischen Nation aufwühlende fürchterliche Bewegung vor Aulard fast immer die einseitige Darstellung eines Ereignisses von fast ausschließlich politischem Charakter fand.*) Eine epochemachende Leistung ist das sozialistische Geschichtswerk nichtsdestoweniger nicht, obgleich es unsere Kenntnisse beträchtlich vermehrt und unser Urtheil in wesentlichen Punkten berichtigt. Die Unhaltbarkeit der sozialistischen Weltanschauung hat bewirkt, daß Aulard kein geistig zusammenhängendes Ganze zu schaffen vermochte. Aller Sachkritik geht der Autor instinktiv aus dem Wege, denn wie wäre es ihm wohl möglich gewesen, mit Sachkritik die Wildheit des Konvents zu verherrlichen? Aber bei der Sammlung

*) Lorenz v. Stein: „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich. Leipzig, 2. Aufl. 1847“ enthält schon die richtige Auffassung, aber der abstrakte Stil des Buches hat es für viele Nachlebende ungenießbar gemacht.

von bisher unbekannten wichtigen Quellenstellen und bei ihrer Aneinanderreihung zeigt Aulard viel Sinn und Verstand. In den Einzelheiten liegt der Werth des Buches, dazu in seiner Richtung auf das Soziale, welche dem wohlbegründeten Geschmacke der historischen Wissenschaft unserer Tage genugthut.

Beim Zusammentritte der Generalstände, mit dieser Auseinandersetzung beginnt das Aulardsche Werk, waren die Franzosen noch einmüthig monarchisch gesinnt. Der bedeutungsvolle Schritt, welchen Ludwig XVI gethan hatte, wurde als ein Beweis von hochherziger Gesinnung angesehen und rief überall das Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit hervor. Auch diejenigen Männer, welche später die Führer der republikanischen Bewegung selbst in ihren extremsten Abarten geworden sind, vermochten sich damals den royalistischen Empfindungen des nationalen Gemüthes nicht zu entziehen; Vergniaud, Brissot, Collot d'Herbois, Danton, Robespierre und Saint-Just huldigten am 5. Mai 1789 noch monarchischen Tendenzen. Als der König die Leitung der Revolution nicht in der Hand zu behalten verstand, und am 14. Juli der Abfall der Truppen zu Paris sowie der Bastillesturm erfolgten, ließ sich die erste republikanische Stimme innerhalb der französischen Publizistik vernehmen. Der erste Vorkämpfer unter den Erstürmern der Bastille und spätere Bergparteiler Camille Desmoulins that öffentlich dafür Buße, daß er, durch Ludwigs persönliche Respektabilität für den Köuig eingenommen, eine „Ode an die Generalstände" verfaßt hatte, welche den Geist der Königstreue athmete. Jetzt erklärte der leidenschaftliche junge Mann alle Könige für Volksfeinde und stellte für Frankreich jedes Bedürfniß nach einer Krone in Abrede.

Aber dieser Funke zündete nicht, sondern erlosch aus Mangel an Nahrung. Alle demokratischen Agitatoren einschließlich Dantons und Marats hielten auch nach der Einnahme der Bastille am Königthum fest. Marat veröffentlichte in diesem Zeitpunkte ein Verfassungsprojekt, welches auf der Grundlage der erblichen Monarchie beruhte. Der Verfasser will den König „in die glückliche Ohnmacht versetzen, Uebles zu thun", aber gerade diese den Königen von England auferlegte Machtbeschränkung hatte Friedrich der Große als die feinste Blüthe der politischen Entwicklung in der modernen Welt gepriesen. Unverletzlich will Marat den König gleichfalls: „Der Fürst darf nur in seinen Ministern zur Rechenschaft gezogen werden; seine eigene Person ist geheiligt." Kurz, der spätere Blut-

mensch zeigte sich nach dem Bastillesturm noch als ein korrekter Konstitutioneller.

Am 4. August schaffte die konstituirende Nationalversammlung, durch Bauernaufstände gedrängt, mit einem Schlage das Feudalwesen ab, welches seit unvordenklichen Zeiten die soziale Grundlage des Königreiches gebildet hatte. Einige Tage später „zerbrach die Versammlung den Degen des Königs“, indem die Armee darauf vereidigt wurde, daß sie „der Nation, dem Könige und dem Gesetze“ treu bleiben wolle, und indem die Offiziere noch einmal schwören mußten, ihre Mannschaften nicht gegen Bürger zu gebrauchen, es sei denn, daß die Anweisung dazu erfolge durch eine der neuen populären Gewalten. Diese zweischneidige Maßregel ergriff die Volksvertretung keineswegs bloß aus doktrinärem Radikalismus, sondern auch aus dem Grunde, weil von der reaktionären Umgebung des Königs wirklich das Schlimmste zu befürchten war. Eine wie starke moralische Waffe jener Verfassungseid in der Hand der Nationalversammlung war, dafür haben wir das Zeugniß Napoleons, welcher in seinen späteren menschenverachtenden Jahren betheuerte, damals wäre er in dem Maße von revolutionärem Idealismus durchglüht gewesen, daß er nach der Leistung jenes Eides nimmermehr Hand an irgend einen Vertreter der Volkssouveränität gelegt haben würde. Aber Volkssouveränität und Monarchie sind ja, wie die Praxis in verschiedenen neueren Staaten zeigt, keine absolut unvereinbaren Gegensätze. Auch was die öffentliche Meinung Frankreichs im Herbst 1789 betrifft, so glaubte sie durchaus nicht in Widerspruch mit sich selber zu gerathen, wenn sie mit den geschilderten politischen Tendenzen Anhänglichkeit für den König verband. Nach dem Bastillesturm war völlig unbeschränkte Preßfreiheit eingetreten, aber keine Zeitung, auch nicht der „Patriote“ des später so einflußreichen republikanischen Führers Brissot, forderte die Republik oder einen Thronwechsel. Camille Desmoulins, welcher sehr rasch zu seinen monarchischen Ansichten zurückgekehrt war, redigirte die „Révolutions de France et de Brabant“ in einem Ludwig XVI. ergebenen Sinne. Gelegentlich fand der nachmalige „Staatsanwalt der Laterne“ die wärmsten Töne, um den seine Brust erfüllenden Royalismus zum Ausdrucke zu bringen. So schrieb er einmal: „Ein Weiser hat gesagt, die Völker würden glücklich sein, wenn die Philosophen Könige wären oder die Könige Philosophen. Wir stehen mithin am Vorabende unseres Glückes, denn niemals hat ein Fürst zu seinem Volke

oder von seinem Volke mit so viel Philosophie gesprochen wie Ludwig XVI." So dachten noch Monate lang nach dem Bastillesturm die leitenden demokratischen Journalisten, oder so glaubten sie wenigstens ihre Blätter halten zu müssen, um den herrschenden politischen Geschmack zu treffen. Die ungeheure Flugschriftenliteratur dieser Zeit enthält ebenso wenig irgend welche Bekenntnisse zum Republikanerthum wie die periodische Presse.

Die Weigerung Ludwigs XVI., die Beschlüsse der Nacht vom 4. August und die Erklärung der Menschenrechte zu bestätigen, sowie die offenkundigen Vorbereitungen des Hofes auf einen reaktionären Staatsstreich riefen eine abermalige gewaltsame Umwälzung hervor, indem die Bewegung vom 5. Oktober das Königspaar zwang, von Versailles nach Paris überzusiedeln. Die Nationalversammlung folgte der Krone in die gährende Hauptstadt. Ebenso wenig wie am 14. Juli dachte die Demokratie am 5. und 6. Oktober daran, das Königthum beseitigen zu wollen; einen wie stürmischen Charakter die Ereignisse auch annahmen, es trat in ihnen nicht die Spur von republikanischen Bestrebungen zu Tage. Die demokratischen Elemente von Paris entführten den König und verhängten eine Art von Gefangenschaft über ihn, wie Aulard sagt: „um ihn unter ihrer Kontrolle zu haben und in der Hoffnung, daß er, besser berathen, ein besserer König sein würde. Es handelt sich darum, den König an die Spitze der Revolution zu stellen, ihm die Rolle aufzunöthigen, welcher er sich entzieht; es handelt sich nicht darum, den Thron zu erschüttern. Die Insurgenten sind noch Royalisten." Hierbei verbirgt uns der sozialistische Geschichtsschreiber, daß die Seine-Demokratie doch theilweise aus Royalisten von recht seltsamer Art bestand; gehörten doch zu dem „Volk" — so drückt sich Aulard respektvoll aus —, welches die königliche Familie von Versailles nach Paris geleitete, auch jene blutbespritzten Helden, welche die Köpfe einiger ermordeter Gardes du Corps auf Piken trugen und sie unterwegs in Sèvres frisiren und pudern ließen. Fürst Krapotkin hatte die anarchistischen Theorien noch nicht formulirt, aber ein praktischer Anarchismus trat schon in der Bewegung von 1789 zu Tage und feierte bei der Auflösung aller bisherigen staatlichen Zwangsgewalten fürchterliche Orgien. Aulard ist freilich in Bezug auf diese ihm unangenehmen Dinge von äußerster Schweigsamkeit; er spricht von den terroristischen Verbrechen nur, wenn es gar nicht vermieden werden kann; auf weite Zeiträume hin hat man von seiner Erzählung beinahe den Eindruck,

als ob Sir Robert Peel mit seinem realistischen Ausspruche nicht für alle Fälle Recht gehabt habe, sondern während der französischen Revolution die Politik doch mit Rosenwasser gemacht worden sei. Wenn Aulard um die Erwähnung der demokratischen Schreckensthaten gar nicht herumzukommen vermag, dann zeigt er sich stets bestrebt, sie zu entschuldigen und in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Dagegen hat sich Aulard, wie bereits erwähnt, ein nicht genug zu rühmendes Verdienst um die Wissenschaft erworben durch die umfangreiche Nutzbarmachung der periodischen Presse als Geschichtsquelle. Auf diese beredtes Zeugniß ablegenden historischen Urkunden gestützt, hebt unser Autor immer wieder aufs Schärfste hervor, wie langsam sich auch nach dem Ausbruche der Revolution die monarchische Idee in Frankreich verflüchtigt hat. Die Thatsache war freilich schon vorher bekannt, aber erst Aulard rückt sie in die ihr gebührende Beleuchtung. Am 22. September 1789 beendigte die Nationalversammlung ihre Debatten über die Organisation der neuen konstitutionellen Monarchie; auf den Tag genau drei Jahre vor der Einführung der Republik durch den Konvent. Es ist gewiß von Bedeutsamkeit, sich zu vergegenwärtigen, daß nicht eine einzige Zeitung, auch nicht die Organe Brissots, Barères und Marats, die endgiltige Annahme von konstitutionell-monarchischen Einrichtungen durch die Volksvertretung mit tadelnden, aufgeregten oder abmahnenden Kritiken begleiteten. Die Monarchie wurde von der Nationalversammlung sanktionirt und die Republik ausgeschlossen, ohne daß die zuletzt genannte Staatsform von den Abgeordneten der Ehre einer Debatte, von den übrigen Politikern der Ehre einer ernstlichen Diskussion gewürdigt worden wäre. Um noch auf eine charakteristische Einzelheit einzugehen, so hatte Marat, als die Nationalversammlung mit Stimmeneinheit die Unverletzlichkeit der Person des Königs beschloß, in seinem „Ami du peuple“ zu jenem Vorgang weiter nichts verlauten lassen, als ein dumpfes Knurren darüber, daß die Volksvertreter die Privilegien der Krone vor den Rechten der Nation festgesetzt hätten.

Allerdings verstümmelte die Nationalversammlung die Prärogative des Königs auf das Schwerste, weil man in dem schwachen Fürsten das hilflose Werkzeug der bösartigsten reaktionären Ränke argwöhnte und zwar mit gutem Grunde. Hierzu kam die Unerfahrenheit des französischen Volkes in der praktischen Politik, eine natürliche Folge seiner Unmündigkeit unter der absoluten Staats-

form. Da die Bürger in keiner Weise dazu berufen worden waren, Hand an die öffentlichen Angelegenheiten zu legen, so besaßen sie keine Vorstellung davon, welches Maß von Stärke eine gute Regierung haben mußte, und so schwächte die Nationalversammlung in der beschlossenen Verfassung die ausführende Gewalt weit über Gebühr. Rousseau hatte „die königliche Republik Polen" als das Muster eines freien Staates gerühmt, und in Rousseaus, des allerseits verehrten Idealpolitikers Sinne, beantragte der Deputirte Wimpffen geradezu, in den ersten Artikel der Verfassungsurkunde den Satz aufzunehmen: „Frankreich ist eine königliche Republik." In dieser Bedeutung genommen wurde das Republikanerthum damals von vielen gut königstreu gesinnten Franzosen bekannt; man nannte sich einen Republikaner, wenn man in emphatischer Weise einer leidenschaftlichen Freiheitsliebe sprachlichen Ausdruck verleihen wollte; eine Gegnerschaft wider die monarchische Staatsform lag in dem Worte nicht. Der Gegensatz zu Republik war nach der Denkweise jener Leute nicht Monarchie, sondern Despotismus. Mit voller Berechtigung warnt Aulard diejenigen, welche in Geschichte der Jahre 1789 und 1790 studiren, daß sie sich durch das häufige Vorkommen der bezeichneten emphatischen Redewendung nicht verführen lassen, die Existenz einer noch so kleinen republikanischen Partei anzunehmen. Ja, man kann gewissermaßen sogar sagen, daß es 1789 und bis in den Sommer 1790 hinein keine eigentlich demokratische Partei in Frankreich gegeben habe, sondern daß streng genommen bloß von Antiaristokratie geredet werden sollte. Die Nationalversammlung gab dem Lande ein Wahlgesetz, dem zufolge die Staatsbürger in 4 200 000 Männer mit aktivem Wahlrechte und in ungefähr 3 Millionen ohne solches zerfielen. Das Proletariat wurde also im Widerspruche mit der Erklärung der Menschenrechte von der politischen Gleichberechtigung ausgeschlossen. Es widerfuhr den handarbeitenden Klassen im Jahre 1789 dasselbe, was ihnen nach der Julirevolution von 1830 abermals begegnen sollte; ihr reichlich vergossenes Blut kam nicht der eigenen politischen Macht zu Gute, sondern diente als Kitt für die Errichtung eines Bourgeoisstaates. Erst seit jener gesetzgeberischen Maßregel oder vielmehr von dem Zeitpunkte an, wo ihre Tragweite der gesammten Bevölkerung zum Bewußtsein kam, meint Aulard, dürfe man die Bildung einer positiv demokratischen Partei datiren. Ihre bedeutendsten Führer in der Nationalversammlung waren Robespierre und Pétion, außerhalb der Volksvertretung Marat und der fein-

sinnige Condorcet, hochverehrt als der einzige noch Ueberlebende von den geistigen Vätern der Revolution, den Encyklopädisten.

Besonders der hohe Zensus, an welchen das passive Wahlrecht geknüpft war, erregte den Ingrimm der jungen demokratischen Partei: „Um die ganze Abgeschmacktheit dieses Dekretes klar zu machen", schrieb Camille Desmoulins in seinen „Révolutions de France et de Brabant", „genügt es, zu sagen, daß Jean Jacques Rousseau und Corneille nicht wählbar sein würden. Und Ihr verächtlichen Priester, stupiden Bonzen, seht Ihr nicht, daß Euer Gott nicht wählbar sein würde. Jesus Christus, aus dem Ihr auf den Kanzeln und auf der Tribüne einen Gott macht, ihn habt Ihr zur Kanaille heruntergestoßen! Und Ihr verlangt, daß ich Euch achten soll, Euch, die Priester eines vergötterten „Proletariers", welcher nicht einmal Aktivbürger war. Habt doch Ehrfurcht vor der Armuth, welche er geadelt hat! Was wollt Ihr denn mit dem Worte Aktivbürger, welches Ihr so oft im Munde führt, eigentlich sagen? Die Aktivbürger sind diejenigen, welche die Bastille genommen haben!"

Es giebt also im Sommer 1790 eine demokratische Partei und ihr Feldgeschrei ist das allgemeine Stimmrecht. Aber nicht einmal der leidenschaftlichen Demagogie eines Marat gelingt es, in dem revolutionär aufgewühlten Paris eine Bewegung der Passiv- gegen die Aktivbürger hervorzurufen. Die städtischen Arbeiter, eine damals an Zahl verhältnißmäßig viel geringere soziale Kategorie als in der Gegenwart, forderten zwar das allgemeine Stimmrecht, aber sie äußerten dieses Verlangen noch keineswegs drohend, sondern vorerst mit zurückhaltender Bescheidenheit, wie aus einer Petition der Arbeiter des Faubourg St. Antoine hervorgeht, welche Aulard in den Akten der Nationalversammlung entdeckt hat. Was vollends das Wort Republik anbelangt, so hörte man es in den Vorstädten noch niemals. Ebenso wenig machte der republikanische Gedanke während der ersten Hälfte des Jahres 1790 im Parlamente den geringsten Fortschritt. Als Robespierre sagte, der König sei nicht der Vertreter sondern der Angestellte, der Delegirte der Nation, murrte die Versammlung. Darauf erklärte der Redner, er hätte lediglich von „der erhabenen Aufgabe" reden wollen, den allgemeinen Willen auszuführen, und auch aus seinen weiteren Ausführungen geht hervor, daß er von der königlichen Gewalt mit Ehrerbietung zu sprechen beabsichtigte. Die Bethätigung einer anderen Gesinnung würde ihm in jenem Augenblicke auch ganz unmöglich gemacht

haben, in der Versammlung aufzukommen. Vollzog sich doch unter den Deputirten eine Schwenkung nach rechts, so daß Loustallot in den „Révolutions de Paris“ schrieb, es säßen kaum noch 60 Abgeordnete in der Nationalversammlung, welche mit Muth in nicht den König angehenden Fragen kämpften. Aber, so fährt dieser Radikale fort, „auch die Sechzig verdammen sich zum Stillschweigen, wenn es sich um des Königs Interessen handelt, aus Furcht, ihre Flanke dem oft wiederholten Vorwurfe zu bieten, daß sie eine Oppositionspartei wider den König bildeten und aus Frankreich eine Republik machen wollten“.

Solche weit verbreiteten wohlmeinenden Stimmungen hinderten freilich nicht, daß der zwischen ideologischen Neuerungen und reaktionären Staatsstreichsbestrebungen hin und her gezerrte Staat in immer heillosere Zerrüttung verfiel. Nachdem im Innern die Anarchie eingetreten war, bedrohte die natürliche Feindschaft des feudalabsolutistischen alten Europa gegen das sich in Frankreich entwickelnde moderne Staatswesen auch den äußeren Frieden, zumal Ludwig XVI. heimlich mit den auswärtigen Mächten in Verbindung trat. Vergebens rieth der bedeutendste unter den Staatsmännern Frankreichs, Mirabeau, dem Könige dringend ab, ein ausländisches Heer zu seinem Beistande herbeizurufen, und empfahl er ihm vielmehr, den allem Anscheine nach unvermeidlichen Bürgerkrieg bloß mit seinen inländischen Anhängern zu beginnen. Mirabeaus Programm für den Bürgerkrieg war: Wiederherstellung einer starken Obrigkeit und der Ordnung einerseits, Aufrechterhaltung einer konstitutionellen Verfassung und der modernen sozialen Einrichtungen andererseits. Leider besaßen der König und seine Gemahlin nicht Einsicht genug, um die Unwiderruflichkeit der verfassungsmäßigen und liberalen Institutionen zu erkennen und sich mit einer vernünftigen und loyalen Revision der revolutionären Schöpfungen zu begnügen. Nach der Ansicht Ludwigs und Marie Antoinettes hatte man lediglich zwischen der Anarchie und dem Feudalabsolutismus zu wählen, weil jegliches freisinnige Regiment in Anarchie enden müßte. Das war die einzige Schlußfolgerung, welche der indolente König und die oberflächliche Königin aus ihren ungeheuren Erfahrungen abzuleiten wußten. Der Feudalabsolutismus indessen hatte, das erkannten oder fühlten die Majestäten, ganz Frankreich wie Einen Mann gegen sich; er ließ sich nur mit Hilfe der Emigranten und

der fremden Höfe zurückführen. In diesem Sinne bewarb sich Ludwig XVI. um eine bewaffnete Intervention des Auslandes und bot u. A. England als Entgelt französische Kolonien an!!

Welche Leidenschaften diese Politik wachrufen mußte, davon beschlich das Königspaar nicht die leiseste Ahnung. Es sah nicht, mit wie übermächtigen sozialen Interessen die Ideen von 1789 bereits verwachsen waren und konnte sich auch von der Zaubergewalt des demokratischen Idealismus über die Herzen, welcher sogar Bonaparte damals unterlag, keine Vorstellung machen. Andererseits entging dem Auge der Majestäten, daß sich innerhalb der neu entstandenen demokratischen Gesellschaft der Riß zwischen Bourgeois und Proletariern zusehends zu vertiefen anfing. Mirabeau, welchen gerade in dieser entscheidungsvollen Zeit der Tod hinwegraffte, hatte die Verschärfung des sozialen Gegensatzes zwischen den verschiedenen revolutionären Gruppen kommen sehen und der Krone angerathen, den Ueberlieferungen des französischen Königthums gemäß die Sache der Armen gegenüber der „neuen Aristokratie" der Aktivbürger zu führen. Allerdings gestalteten sich die Dinge darauf so, daß der König, wenn er wieder zu Kräften gelangen wollte, jetzt eher die entgegengesetzte Taktik hätte befolgen müssen, indem er den erschreckten besitzenden Klassen gegen den sich zu regen anfangenden Sozialismus beistand. Schon jene im Tone so sehr maßvolle Bittschrift des Faubourg St. Antoine enthielt doch die echt sozialistische Forderung, daß alle indirekten Abgaben abgeschafft werden sollten, um durch eine einzige direkte Steuer ersetzt zu werden. Der größte Antheil an der allmählichen Verbreitung sozialdemokratischer Gesinnungen unter den Fabrikarbeitern kommt Marat zu: „Was haben wir damit gewonnen", schrieb er im „Ami du peuple", „daß wir die Aristokratie der Adligen zerstört haben, wenn sie durch die Aristokratie der Reichen ersetzt wird? Wenn wir unter dem Joche dieser Parvenüs seufzen sollen, hätten wir besser die bevorrechteten Stände behalten. Väter des Vaterlandes, Ihr seid die vom Glück Begünstigten; heute verlangen wir von Euch noch nicht, daß Ihr Eure Besitzungen theilt, Güter, welche der Himmel der Gesammtheit der Menschen gegeben hat. Wenn Ihr uns aber wegen unserer Armuth das Bürgerrecht verweigert, dann zittert davor, daß wir es uns erobern und Euch das Ueberflüssige wegnehmen. Um uns an Eure Stelle zu setzen, brauchen wir bloß mit gekreuzten Armen still zu stehen. Wenn Ihr dann

darauf angewiesen seid, Euch mit Euren eigenen Händen zu bedienen und Eure Felder zu bearbeiten, werdet Ihr wieder unseres Gleichen sein!"

Marat war der erste unter den Revolutionären, welcher die soziale Frage aufwarf. Er erklärte offen, daß er das Volk nicht für reif hielte, sich aus eigener Kraft der Vornehmen und Reichen zu entledigen, sondern daß die ärmeren Klassen für diesen Zweck anstatt der Freiheit eines Cäsars bedürften. Der „Ami du peuple" fand reißenden Absatz, und es erhob sich in einigen starken Geistern, welche ihrer Zeit voraneilten, die Idee der Bodenverstaatlichung (Loi agraire). Den Kommunismus in Bezug auf das bewegliche Kapital verlangte Niemand, denn erstens war es damals im Vergleiche zu dem unbeweglichen noch geringfügig, und zweitens fürchtete man zu jener Zeit viel mehr als heute, es durch Gewaltmaßregeln aus dem Lande zu treiben. Dagegen verlangten die viel gelesenen „Révolutions de Paris" zu Anfang 1791 kategorisch eine Bodenbesitzreform im kommunistischen Sinne: „Das Volk will nicht bloß Brot", heißt es in dem genannten Blatte, „es vergißt auch nicht seine Eigenthumsrechte. Fordert man ein Agrargesetz? Nein! Das wäre zu gewaltsam. Einige Zeit muß die Ungleichheit der Vermögen noch ertragen werden, aber es handelt sich schon heute darum, zu bewirken, daß sie weniger schreiend ist. Man sage den Reichen, daß es ihr eigenes Interesse ist, diesem Agrargesetze, von welchem man schon spricht, durch Selbstausführung zuvorzukommen. Der Arme hat seit Kurzem eine gewisse halbe Aufgeklärtheit erworben, welche jenen verderblich werden kann, wenn man ihn nicht in den Stand setzt, seine Erziehung zu vervollkommnen. Er wird nie dahin kommen, wenn die Kette der Bedürftigkeit ihn beständig an das Rad der Arbeit fesselt, vom Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang. Es geht nicht an, ihm billiges Brot hinzuwerfen und damit den Mund zu stopfen. Der Arme strebt nicht mehr danach, in der Gestalt von Almosen dasjenige zu bekommen, was er kraft seiner Rechte und seiner Macht fordern kann. Er ist nicht mehr der Narr königlicher oder anderweitiger Wohlthaten, welche man ihm so laut in die Ohren schreit, und er hält sich nicht mehr zur Dankbarkeit gegen diejenigen verpflichtet, welche ihm unter dem Namen der Großmuth etwas anbieten, was nur ein schwacher Anfang von zögernder und erzwungener Rückerstattung ist."

In der französischen Revolution vor der Verschwörung des

Baboeuf keine sozialen sondern bloß politische Kämpfe sehen zu wollen, ist offenbar seit der Aulardschen Arbeit nicht mehr möglich. Umsoweniger, als es in dem angeführten Zeitungsartikel weiter heißt: „Möge jeder Reiche einen Familienvater aus der Klasse der Bedürftigen zum Range eines Eigenthümers erheben, indem er ihm ein Bruchstück seiner Besitzungen abtritt. Mann im Wohlleben! Trenne von Deinen Erwerbungen, welche Du auf Kosten der Nation gemacht hast, einige Morgen für diejenigen ab, welche Dir die Freiheit erobert haben. Unmerklich wird sich die Zahl der Armen vermindern, die der Reichen im Verhältnisse. Und diese beiden Klassen, welche zwei Extreme waren, werden jener süßen Mittelmäßigkeit, jener brüderlichen Gleichheit Platz machen, ohne welche es keine wahre Freiheit und keinen dauerhaften Frieden giebt. Man sage zu den Armen: Beneidet nicht die Schlösser und die Gärten der Reichen, aber Ihr habt das Recht, für jeden Familienvater der bedürftigen Klasse ein kleines Stück Land und eine Hütte zu verlangen. Statt daß man die Armen wie Stücke Vieh in die Arbeitshäuser einpferchт, fordert lieber ein Agrargesetz über die ungeheuren Haiden, diese gewaltigen brach darliegenden Flächen, welche den dritten Theil des Reichsbodens ausmachen. Seid überzeugt, daß die Summe der Auslagen zur Urbarmachung jener großen, in lauter kleine Besitzungen zerschlagenen Gebiete nicht so hoch sein würde, wie die weggeworfenen Unkosten der Notharbeiten, welche für die ihnen anheimfallenden Individuen so erniedrigend sind.“

Derartige Tendenzen, in einer weitverbreiteten Zeitung vertreten, konnten nicht umhin, bei den Besitzenden Sorge und Unwillen zu erregen. Diesen Gefühlen gab der „Mercure de France“ in einem heftigen Gegenartikel Ausdruck. Um zu beweisen, daß die „Révolutions de Paris“ gegen die Meinung der maßgebenden revolutionären Kreise verstießen, führt der „Mercure“ u. A. an, Rutledge, Redner der Cordeliers, sei bei den Jakobinern einstimmig ausgepfiffen worden, als er dort vom Agrargesetz gesprochen habe. Wir können also schließen, daß es damals im Klub der Codeliers Sozialdemokraten gegeben hat.

Die „Révolutions de Paris“ antworteten mit einer entschlossenen Vertheidigung des Agrargesetzes, welche in den drohenden Worten gipfelte: „Das Volk hat seine Rechte zurückgenommen. Noch ein Schritt, und es wird auch seine Güter zurücknehmen.“ Und schon erschienen auch, um dem Volke den bezeichneten Schritt zu empfehlen, die Christlich-Sozialen auf dem Plane. An ihrer Spitze stand der

Abbé Claude Fauchet, welcher die Philosophen verfluchte und alles Heil von dem „nationalisirten Katholizismus“ kommen sah. Auch er behauptete, jeder Mensch hätte ein angeborenes Recht auf ein Stück Land, das er lediglich durch Faulheit zu verwirken vermöchte. Es müßte so regiert werden, meinte der Abbé, daß Alle etwas hätten und Niemand zuviel. Der glaubenseifrige und ehrlich volksfreundliche Mann begründete zur Verbreitung seiner Ideen den „Sozialen Verein“, auf dessen Rednerbühne er mit sehr bedeutendem Talente den christlichen Sozialismus predigte. Derselben Sache diente er auch durch seine weit verbreitete Zeitung „La Bouche de fer.“ Da Paris und die anderen großen Städte damals noch keineswegs dem Atheismus anheimgefallen waren, sondern gerade in Bezug auf die unteren Klassen ihrer Einwohner vielfach an der katholischen Religion nach wie vor ganz fest hielten, so trug die Wirksamkeit der christlich-sozialen Presse und Tribüne nicht unerheblich zu dem Umsichgreifen der Ueberzeugung bei, daß die politische Umwälzung ihre Ergänzung in einer sozialen finden müßte

Hand in Hand mit der proletarischen Agitation ging die Bewegung, welche sich die Gleichberechtigung der Frauen zum Ziele genommen hatte. Schon unter dem Ancien Regime hatten Eigenthümerinnen eines Lehens das Wahlrecht zu den Gemeinde- und Provinzialversammlungen besessen, und durch das Wahlreglement von 1789 war jenen Damen auch das Stimmrecht für die Ernennung der Generalstände eingeräumt worden und zwar nicht, ohne daß sie Gebrauch von ihrem Privileg gemacht hätten. Seitdem waren ganz andere weibliche Elemente auf der politischen Bühne erschienen als die vornehmen Inhaberinnen von Feudalrechten; speziell an der Wegführung des Königspaares nach Paris am 6. Oktober 1789 hatten Arbeiterinnen einen großen Antheil genommen. Als eine Folge der aktiven revolutionären Bethätigung der Frauen gewann die Idee der politischen Gleichstellung beider Geschlechter, welche seit dem Beginne der Revolution theoretisch mit Lebhaftigkeit erörtert worden war, eine praktische Bedeutung. Die demokratischen Führer wußten jene Strömung geschickt für ihre Parteizwecke zu benutzen, indem sie die Begründung von „Brüdervereinen beider Geschlechter“ begünstigten, welche dann mit die furchtbarsten Waffen der radikalen Demokratie im Kampfe wider den zensitären Bourgeoisstaat geworden sind. Es gab im Jahre 1791 in Frankreich zwei scharf von einander gesonderte Gruppen von Vereinen, die Clubs, nach Art des

Jakobinerklubs, denen nur Aktivbürger angehörten, und die sogenannten Popularvereine, welche auch Passivbürger aufnahmen, und von welchen die „Brüdervereine beider Geschlechter" eine weitere Verzweigung bildeten. Obgleich ein so radikaler Staatsmann wie Robespierre ihm angehörte, war der Jakobinerklub eine dem Proletariat gegenüber streng exclusive Bourgeoisversammlung, welche von allen ihren Mitgliedern verlangte, daß sie den Wahlzensus erreichten, und welche hinter verschlossenen Thüren tagte. Den Gegenpol wider die Jakobiner bildeten die Cordeliers. Allerdings ist auch von ihnen zweifelhaft, ob sie Passivbürger und Frauen in ihre Mitte aufnahmen, oder ob diese sich mit der Gewährung bloßer Duldung auf den Zuschauertribünen bescheiden mußten. Aber jedenfalls hielt der Club der Cordeliers seine Sitzungen öffentlich, und es wehte eine scharf demokratische Luft in ihm. Mit Leidenschaft wurde hier das allgemeine Stimmrecht gefordert, und indem man die Popularvereine unter seine Protektion nahm, schuf man sich durch solche Herablassung zu den Proletariern einen gewaltigen Heerbann für die Zwecke seines Ehrgeizes. Je größeren Umfang die Agitation gegen die Zensusverfassung allmählich annahm, desto mehr durften die Cordeliers darauf rechnen, mit Hilfe der ihnen affiliirten Popularvereine den Jakobinern den Rang abzulaufen. Wohin die Entwickelung ging, zeigte deutlich die Gründung des „Vereins der Bedürftigen beider Geschlechter", eine Gesellschaft, welche ihren Statuten zufolge ausdrücklich die Tendenz hatte, den Kampf „gegen die neue Aristokratie der Reichen" zu organisiren.

Was dagegen die republikanische Idee betraf, so war von ihr weder bei den Cordeliers die Rede noch in den Arbeitervereinen, welche sich zur Erringung der Gleichberechtigung des Proletariats zusammengeschlossen hatten. Vielmehr war die Stimmung auch in den niederen Klassen noch ganz überwiegend monarchisch. Wenn der König spazieren ging, pflegten die am Wege arbeitenden Tagelöhner häufig Spalier zu bilden und den Herrscher mit Kundgebungen der Hochachtung und der Liebe zu empfangen. Sogar die wegen ihrer demokratischen Gesinnung bekannten Kohlenträger feierten bei solcher Gelegenheit Ludwig einmal mit der größten Herzlichkeit. Es ist bekannt, daß die Anarchie, welche mit Mord und Todtschlag im Staate herrschte, dem Könige in keiner Weise seinen stets sehr bedeutenden Appetit zu verderben vermochte. Als er sich nun einmal den Magen so stark beschwert hatte, daß Bulletins

ausgegeben wurden, da bezeigte ganz Paris dieselbe lebhafte Antheilnahme an dem Befinden Seiner Majestät wie vor der Revolution. Der überlegte, kalte Robespierre, welcher beständig die Hand an dem Pulse der öffentlichen Meinung zu haben pflegte, hielt sich nach wie vor korrekt monarchisch. Dagegen fingen jetzt einige andere Politiker an, von republikanischen Anwandlungen befallen zu werden, wie Aulard treffend ausführt, unter dem Einflusse der sich hie und da regenden Ahnung, daß der König von Frankreich — oder wie vielmehr sein Titel jetzt lautete, der König der Franzosen — mit dem absolutistischen Auslande gegen die Revolution konspirire und das Land heimlich zu verlassen vorhabe. Als erster wagte sich Marat gegen das Königthum vor, indem er in seiner Zeitung schrieb: „Es ist ein Irrthum, zu glauben, die französische Regierung müsse monarchisch sein; werden wir denn niemals aufhören, die bejahrten Kinder zu spielen?" Das war für Marat eine auffallende gemäßigte Ausdrucksweise; er pflegte sonst andere Töne anzuschlagen, wenn er etwas im Staate umzustürzen plante. Aber er fühlte sich der Popularität des republikanischen Gedankens nicht sicher. Als er dann erkannte, daß sein Angriff auf die monarchischen Institutionen bei den Arbeitern kein Echo fand, und als er gar die royalistische Manifestation der Kohlenträger erfuhr, trug er nicht das geringste Bedenken, anzubeten, was er verbrannt hatte: „Ich weiß nicht", sagte er im „Ami du Peuple", „ob die Contrerevolutionäre uns nicht zwingen werden, die Regierungsform zu ändern, aber ich bin überzeugt, daß die stark beschränkte Monarchie diejenige politische Ordnung ist, welche heute am besten für uns paßt. Ludwig XVI. ist Alles in Allem der König, den wir brauchen (qu'il nous faut). Wir müssen den Himmel segnen, daß er ihn uns gegeben hat."

„Wird man glauben", bemerkt Aulard von seinem Parteigenossen Marat, von welchem er mit einer Mischung von Tadel und Ehrfurcht zu reden pflegt, „wird man glauben, daß Marat jene für Ludwig XVI. so schmeichelhaften Worte geschrieben hätte, wenn sie nicht dem Stande der Meinungen unter den Pariser Arbeitern angemessen gewesen wären?" Der zweite demokratische Führer, welcher mit republikanischen Bestrebungen an die Oeffentlichkeit zu treten wagte, war Brissot. Aber er sprach in seinem „Patriote français" für die Republik nur bedingungsweise und mischte in seine Ausführungen eine starke Dosis Skepsis: „Ist es wirklich opportun, sie einzuführen? Es giebt in Frankreich viel

Unwissenheit, Korruption, Städte, Manufakturen, zuviel Menschen und zu wenig Land u. s. w., und ich habe Mühe, zu glauben, daß angesichts dieser Gründe zur Entartung der Republikanismus sich behaupten würde. Ich wünsche, daß mein Vaterland eine Republik wird, aber ich bin weder ein Sanguiniker noch ein Brandstifter, denn ich wünsche gleichermaßen, daß man weder durch Gewalt noch durch Drohungen denjenigen zur Entsagung nöthigt, welcher in dieser glücklichen Epoche den Thron innehat. Ich will, daß sich das auf dem gesetzlichen Wege machen soll, und ebenso wie man zu Ludwig XVI. gesagt hat: „Setzen Sie sich auf ihn!" so möge man seiner Zeit zu Ludwig XVII. oder Ludwig XVIII. sagen: „Steigen Sie herab, weil wir keinen König mehr wollen; werden Sie wieder Bürger, werden Sie wieder ein Glied des Souveräns!"

Dieser langsichtige Wechsel auf die Republik, dessen Einlösung wenn überhaupt vielleicht erst von Seiten des ungeborenen Sohnes des kleinen Dauphin in Aussicht genommen war, besaß wahrlich geringen praktischen Werth. Immerhin bleibt als eine Konsequenz von Ludwigs persönlicher auswärtiger Politik bemerkenswerth, daß eine so einflußreiche Zeitung wie der „Patriote français" jetzt unternahm, die Republik wenigstens theoretisch zu preisen, während er sich bisher vor irgendwelcher Bekämpfung der Monarchie sorgfältig gehütet hatte. Ebenso sorgfältig hütete er sich allerdings nunmehr, in den Verdacht praktischer republikanischer Politik zu kommen. Als Brissot in der Presse eine solche vorgeworfen wurde, erklärte er, wer sage, daß er keinen König wolle, wäre ein Verleumder. Zwar hege er die „metaphysische Meinung", daß das Königthum eine Geißel sei, aber praktischen Widerstand gegen die monarchische Verfassung, welche die Nationalversammlung nun einmal beschlossen hätte, würde er für ein Verbrechen ansehen. „Nur suche ich zu beweisen, daß den Volksvertretern Macht genug verliehen werden muß, damit die ausführende Gewalt oder der Monarch den Despotismus nicht zurückzuführen vermag. Ich will eine volksthümliche Monarchie, wo der Schwerpunkt immer auf der Seite des Volkes liegt. Das ist meine demokratische Gesinnung. Der geistreiche Cloots sagt mit Recht, daß alle freien Regierungen wahre Republiken sind. Das ist eine so triviale Wahrheit, daß in den alten Generalständen das Königreich Frankreich oft die Republik Frankreich genannt worden ist."

Während Marat und Brissot es für angezeigt hielten, die von

ihnen geäußerten republikanischen Meinungen wieder zu verleugnen, tadelt ein dritter Radikaler, Pétion, in dem „Ami des pariotes“, daß über ein solches Thema überhaupt eine öffentliche Diskussion eröffnet worden war. Monarchie und Republik, so führte Pétion, sich mit Brissot nahe berührend, aus, sind leere Worte ohne greifbaren Inhalt. Oft unterscheiden sich ein monarchischer und ein republikanischer Staat in Bezug auf die Freiheitlichkeit ihrer Einrichtungen weniger von einander als zwei Monarchien. Schließlich gab Pétion die feierliche Erklärung ab, daß die Freunde der Freiheit die Monarchie nicht zu zerstören, sondern auszubauen gedächten. Immerhin erwies sich die Reaktion der öffentlichen Meinung gegen das keimende Republikanerthum nicht kräftig genug, um die Feinde der Monarchie vollständig zu unterdrücken. Es gab fortan einige Zeitungen mit erklärter republikanischer Tendenz und, bezeichnend genug, schlug diese Richtung zuerst der „Mercure national“ ein, welcher mit besonderer Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse redigirt wurde. Der „Mercure national“ wurde von einer Frau geleitet, von Madame Robert-Kéralio, Tochter des Chevalier Guynement de Kéralio, welcher Professor an der Kriegsschule war und daneben Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften sowie Redakteur des „Journal des Savants“. Auch die Mutter war eine sehr gebildete Dame gewesen. Nach ihrem Muster verfaßte Fräulein de Kéralio bis zu ihrem 33. Jahre Romane, Geschichtswerke und Uebersetzungen, um sodann in diesem reifen Alter die Gattin von Franz Robert zu werden, einem eingewanderten Lütticher Advokaten, welcher von ehrlicher revolutionärer Begeisterung erfüllt war, wenn er auch nur über ein bescheidenes Talent verfügte. Dagegen besaß seine Gemahlin unstreitig Bedeutung. Sie hegte den Ehrgeiz, Madame Roland den Rang abzulaufen, welche den besuchtesten politischen Salon in Paris hielt. Madame Roland liebte die Rivalin naturgemäß nicht und spottete über ihre Toilette, nennt sie jedoch in ihren Memoiren gleichwohl: „Eine kleine Frau, geistreich, gewandt und fein.“ An der Fahne, welche sie einmal entrollt hatte, standhaft festhaltend und sie in den Spalten ihrer Zeitung wie in ihrem Salon vertheidigend, wurde sie die Begründerin der republikanischen Partei. Waren doch auch Frauen die Seele der Populargesellschaften und der Bewegung für das allgemeine Stimmrecht, sodaß der „Mercure national“ jetzt schreiben konnte: „Ehre der anziehenderen Hälfte der Menschheit! Bis zum gegenwärtigen Augenblicke hatte sie wenig Antheil an

der Revolution genommen, bis zum gegenwärtigen Augenblick hatte man wenig patriotische Frauen gezählt, aber siehe! Nun sind die Reinheit und die Anmuth auch von der Partie, und ganz gewiß! Nun wird es gehen."

Zwei weitere Zeitungen gingen, dem „Mercure national" nachahmend, zur republikanischen Sache über, „Le Creuset", eines von den verschiedenen Blättern, welche dem Klub der Cordeliers dienten, und ferner jene Vertreterin der Gütertheilung in der Pariser Presse, die „Révolutions de Paris". Auch dieses Organ hatte sich mit Leidenschaft auf die auswärtige Politik gestürzt und forderte als Gegenmaßregel wider die drohende Intervention der Könige die internationale revolutionäre Propaganda. Der Uebertritt der „Révolutions de Paris" zur republikanischen Fraktion bahnte sich an, als der Sohn des Generals Bouillé, eines dem Könige ergebenen Befehlshabers an der Grenze, heimlich in Paris weilte, um die Einzelheiten des Fluchtplanes festzustellen. Unmittelbar vorher hatte das Blatt noch geschrieben: „Unser Herrscher gehört zu der kleinen Zahl derjenigen Monarchen, welche einen Brutus mit dem Königthum zu versöhnen vermöchten. Ein König, welcher neben sich die nationale Freiheit auf dem Thron sitzen läßt, verdient die ganze Treue der Nation. Die Ruhe des Volkes hängt an dem Dasein eines solchen Königs." Zugleich mit der einstweilen noch sehr vorsichtigen, die Rückzugsmöglichkeit wahrenden Verleugnung dieser Ansichten begannen die „Révolutions de Paris" einen wilden Kreuzzug wider die auswärtigen Potentaten zu predigen, und sie beantragten die Formirung eines „Bataillons der Tyrannenmörder", zum großen Kummer des Führers der Christlichsozialen, indessen mußte Abbé Fauchet die betrübende Erfahrung machen, daß in dieser Prinzipienfrage der „Soziale Verein" nicht ihm, sondern den kofessionslosen Demokraten Recht gab. Die Stellungnahme der genannten Gesellschaft ist recht bezeichnend für die Stimmung der französischen Massen gegenüber dem die Intervention planenden monarchischen Auslande. Nach wie vor jedoch machte der Pariser Arbeiter einen scharfen Unterschied zwischen „den Königen" einerseits und dem Könige der Franzosen andererseits. Louis galt dem Pariser nach wie vor als ein guter, ehrlicher Kerl, welcher gewissenhaft die Errungenschaften der Revolution respektiren wollte, nachdem er sie einmal anerkannt hatte. Wenn die Bevölkerung von Paris in die stärkste Gährung gerieth, als Gerüchte von der bevorstehenden

heimlichen Abreise der königlichen Familie sich verbreiteten, so geschah das in richtiger volksthümlicher Witterung aus wohlbegründeter Furcht vor einem reaktionären Mißbrauche der Krongewalt durch die Königin. Als nun Mesdames, die Tanten des Königs, emigrirten, kam es zu erneuten leidenschaftlichen Ausbrüchen des popularen Hasses gegen die Hofgesellschaft, welcher man, gleichfalls mit vollem Rechte, ebenso unheilbaren Einfluß auf Ludwig zuschrieb wie der Gemahlin des Herrschers.

Nach der Auswanderung von Mesdames faßten die „Révolutions de Paris" Angesichts des unbeschreiblich üblen Eindruckes jenes Vorganges auf die öffentliche Meinung den Muth, sich offen zur Republik zu bekennen. Auch die Nationalversammlung wurde von der Besorgniß ergriffen, den König der Revolution die Treue brechen und ihn sich dem Koblenzer Emigrantenthum in die Arme werfen zu sehen. Sie erließ ein Dekret, welches den König, „als ersten öffentlichen Beamten", band, höchstens zwanzig Meilen weit von der Session abhaltenden Nationalversammlung zu residiren. Hielt die Nationalversammlung keine Session, so unterlag der Aufenthalt des Königs jener Beschränkung nicht. Das bezeichnete Dekret erstreckte sich auch auf Königin und Thronerben und traf ferner noch die Bestimmung, daß ein das Königreich verlassen habender und vom gesetzgebenden Körper fruchtlos zur Rückkehr aufgeforderter König so angesehen werden solle, als ob er der Krone entsagt hätte. Die Beschlüsse der Nationalversammlung erregten großes Aufsehen, sowohl weil man sich erlaubt hatte, Ludwig einen „öffentlichen Beamten" zu nennen, als auch wegen der Entwürdigung der Krone, welche darin lag, daß ihrem Träger die Freiheit seiner Bewegung genommen worden war. Aber das Volk von Paris beschloß, den König noch enger an die Hauptstadt zu fesseln und ihm auch die zwanzig Meilen Spielraum nicht zu gestatten. Als die Majestäten sich zur Feier des Osterfestes nach Saint-Cloud zu begeben anschickten, wurden sie von den Parisern gewaltsam an der Abreise gehindert. „Das Volk will den König auch gegen dessen Willen bei sich behalten", so legt Aulard die Gesinnung der stürmisch aufwallenden Faubourgs aus, „als einen Schild, als einen Talisman. Es behandelt ihn rauh und liebt ihn doch. Als Royalisten, nicht als Republikaner regten sich die Pariser Arbeiter damals über die Gerüchte auf, welche in Bezug auf die Fluchtpläne des Königs umliefen. Was sollte aus ihnen

werden, wenn man ihnen ihren Vater und ihren Führer entriß? Allerdings giebt es eine republikanische Partei, aber nicht in den Faubourgs und Fabriken, und ihr Ursprung hat nichts Volksmäßiges. Diese Republik, welche man zu predigen anfängt, stammt von Bourgeois, von halben Aristokraten, von einer schriftstellernden Frau und anderen fein Gebildeten, von einer geistigen Elite, welche so wenig zahlreich ist, daß sie wie die zukünftigen Doktrinäre fast ganz auf einem einzigen Sopha würde Platz gefunden haben, auf dem der Frau Robert."

Die Monarchie durfte, wenn sie sich einer weisen Staatskunst befleißigte, darauf rechnen, nicht allein bestehen zu bleiben, sondern von allen Parteien mit Bündnißanträgen umworben zu werden. Dank der rasch wachsenden popularen Erkenntniß von der egoistischen Einseitigkeit des Zensusregimentes verschärften sich die sozialen Gegensätze täglich und der Ausbruch des Klassenkampfes stand vor der Thür. Auf dem Königthum aber ruhte in den Augen des städtischen Arbeiterstandes noch immer etwas von dem mystischen Zauber, welchen eine vielhundertjährige volksfreundliche Wirksamkeit um die Dynastie des Heiligen Ludwig gewoben hatte. Andererseits erblickte die Bourgeoisie in der bestehenden Verfassung, welche den Wahlzensus mit dem Königthum vereinigte, eine Bürgschaft für Ordnung und Eigenthum. Das Wort Bourgeoisie in seinem modernen Sinn ist damals aufgekommen. Aulard hat es zum ersten Male gefunden in dem folgenden Artikel der „Révolutions de Paris", welcher: „Die Bourgeois von Paris und von anderwärts" betitelt, der Aufmerksamkeit der Stilisten des „Vorwärts" empfohlen sein mag: „Der Bourgeois ist kein Demokrat", heißt es in der genannten Veröffentlichung, „weit gefehlt! Er ist Monarchist aus Instinkt. Die Schafe halten auch an der Autorität eines Einzelnen fest; nichts kann sie von ihrem Hirten trennen, obgleich er sie bis auf die Haut scheert, sie schindet, dem Schlächter verkauft, wenn sie fett sind, oder sie für seine eigene Küche umbringt; aber Schafe ohne Hund und Hirten würden mit sich und ihrer Freiheit nichts anzufangen wissen. Ebenso ist der Bourgeois; auf der Stufenleiter der Wesen müßte man ihm zwischen dem Menschen und dem Esel seinen Platz anweisen. Er hält die Mitte zwischen diesen beiden Gattungen; er ist die Schattirung, welche den Uebergang von der einen zur anderen ausmacht; er hat ziemlich oft den geraden Charakter der

zweiten, und mitunter versucht er sich im Denken wie die erste, aber es gelingt ihm nicht immer."

Zeitungen waren damals so theuer, daß der Pariser Arbeiter sie nicht zu erschwingen vermochte; auch war die Kenntniß des Lesens in den Faubourgs noch sehr selten; aber es fanden sich Agitatoren genug, welche dem „Proletariat" den Inhalt der sozialistischen Blätter durch Vorlesen vermittelte; es war ein häufiger Anblick in den Straßen des damaligen Paris, Gruppen von Arbeitern und Arbeiterinnen um einen wohlgekleideten Mann versammelt zu sehen, welcher — vielleicht bei heftigem Winde — eine Nummer der „Révolutions de Paris" oder des „Ami du Peuple" verlas. Daran knüpfte der Agitator häufig eine leidenschaftliche Rede gegen das Zensusregiment. „Er hat Recht! Er hat Recht" riefen die Zuhörer von allen Seiten, und der Auflauf schwoll immer mehr an. Die in diesen und ähnlichen Formen sich abspielende Bewegung zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts wurde schließlich eine Macht und riß auch so spezifisch großbürgerliche Existenzen mit sich fort wie die Salonlöwin Frau Roland, welche in einem offenen Briefe „die Klasse der Reichen" angriff. Dann warf sich Robespierre zum Anwalt der Agitation gegen die Zensusverfassung auf und erwarb durch den bezeichneten Schritt eine unermeßliche Popularität, während er bisher weder in der Nationalversammlung noch bei der öffentlichen Meinung allzu viel Beachtung gefunden hatte. Es waren jetzt Hunderttausende von Passivbürgern in Popularvereinen organisirt; neben dem dritten Stande erhob sich trotzig der vierte Stand. Der dritte Stand aber blieb unerschütterlich bei der Ueberzeugung, daß die Abschaffung des Zensus den Sturz der Demokratie in die Ochlokratie bedeuten würde. Seitdem hat Europa die Erfahrung gemacht, daß auch bei allgemeinem Stimmrechte Bildung und Besitz den Gesammtausfall der Wahlschlachten sehr wesentlich zu beeinflussen pflegen; damals wußte man das noch nicht und legte deshalb den wahlrechtlichen Streitfragen eine übertriebene politische Wichtigkeit bei. Im Uebrigen befürchtete das liberale Bügerthum von einer Beseitigung des Zensus nicht bloß den Hereinbruch ochlokratischer Zustände sondern auch eine bedeutende Erschwerung seines stillen Krieges mit dem nur scheinbar nachgiebigen Könige. Nicht umsonst hatte die Krone für die Wahlen in die Generalstände dem dritten Stande eine Wahlordnung vorgeschrieben, welche der Sache nach auf allgemeines Stimmrecht hinauskam. Gerade in

den tiefsten sozialen Schichten besaßen die französischen Bourbonen noch eine massenhafte Anhängerschaft, wie sie auch dem neapolitanischen Zweige der Familie bis zum Untergange des Königreichs beider Sizilien treu geblieben ist. Deshalb war für die Wahlen zu den Generalständen von der Regierung nicht nur allgemeines Stimmrecht, sondern auch allgemeine Stimmpflicht verfügt worden, wie sie gegenwärtig in Belgien besteht.

Was die sozialistischen Utopien betraf, speziell die Idee der Verstaatlichung von Grund und Boden, so brauchte sich das Bürgerthum vor der Hand keine Sorgen zu machen: „Es gab keine organisirte sozialistische Partei“, bemerkt Aulard, „und selbst das Wort existirte nicht, weil es damals keine übermäßigen sozialen Leiden gab, weder bei den Arbeitern noch bei den Bauern. Die Sozialisten galten für phantastisch, absonderlich und überspannt.“ In der That kann außer Marat kein hervorragender Mann jener Zeit dem Kommunismus oder Kollektivismus zugerechnet werden. Wenn aber auch die Bourgeoisie einstweilen den Zukunftsstaat des Agrargesetzes nicht zu fürchten nöthig hatte, so stand ihr doch sicher eine Aera schwerer wirthschaftspolitischer Kämpfe mit den Arbeitern bevor. Das Nichtvorhandensein von Proletarierelend hatte ja in den freien mittelalterlichen Kommunen gleichfalls in keiner Weise die heftigsten Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen hintanzuhalten vermocht. Je besser die Pariser Arbeiter genährt waren, desto thatkräftiger wollten sie die von der Revolution begründete Vereinsfreiheit zur Erlangung günstigerer Arbeitsbedingungen benutzen. Das wirksamste Hifsmittel jedoch zur Besserung ihrer materiellen Lage schien den Arbeitern im Jahre 1791 so gut wie heute die Eroberung der politischen Macht zu sein. Daher der Feldzug zur Erringung des allgemeinen Stimmrechts, dessen Tendenz man sehr wohl als eine überwiegend sozialdemokratische bezeichnen darf, trotzdem es weder den sozialdemokratischen Namen noch die sozialdemokratische Theorie schon gab. Praktischer Sozialismus jedoch existirte schon so gut wie praktischer Anarchismus, und die Nationalversammlung stieß, auch abgesehen von der Wahlrechtsfrage, mit echt sozialdemokratischen Bestrebungen unter der Arbeiterschaft sehr bald feindlich zusammen. So schritten z. B. die Pariser Zimmerleute, welche, die neu gewonnene Freiheit wirthschaftlich ausnutzend, einen Fachverein gegründet und zu streiken angefangen hatten, ungesäumt auch zur Bedrohung der arbeitswilligen

Kollegen mit Mißhandlungen fort. Diesen Vorfall nahm die Nationalversammlung zum Anlaß, um die Arbeiterfachvereine ausnahmslos durch Gesetz zu verbieten. Zur Rechtfertigung der bezeichneten Maßregel, welche beiläufig bemerkt, bis vor etwa zwei Jahrzehnten in Frankreich Gesetzeskraft behalten hat, beriefen sich die Gesetzgeber auf die Prinzipien des nationalökonomischen Individualismus, und, gestützt auf dieselben Grundsätze, dekretirten sie auch die Aufhebung der Arbeitshäuser, trotzdem man in Tagelöhnerkreisen die bezeichnete doktrinäre Härte heftig tadelte. Es kann übrigens kein Zweifel daran obwalten, daß auch das Hinwirken der Nationalversammlung auf Atomisirung der Handarbeiter theilweise der Furcht der liberalen Partei vor der Volksthümlichkeit Ludwigs entsprang. Der Monarch war, ebenso wie Ferdinand IV. von Neapel, wegen seiner vulgären Neigungen gerade bei den ungebildeten Leuten sehr beliebt. Wie schon gesagt, rühmte das Volk Ludwigs Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, und auch die Reinheit seiner Sitten wurde von den unteren Ständen mindestens ebenso wohlgefällig wie von den höheren betrachtet. Parallel mit den monarchischen Tendenzen, welche das Erstarken der Sozialdemokratie innerhalb des Bürgerthums hervorrief, ging durch Theile des ungelernten Arbeiterstandes eine royalistische Strömung. So schrieb z. B. die christlich-soziale „Bouche de fer“: „Ich glaube, eine Sache von der größten Wichtigkeit zur öffentlichen Kenntniß bringen zu müssen. Als ich gestern vor Paris spazieren ging, habe ich Tagelöhner, bei den öffentlichen Arbeiten beschäftigt, den „Ami du roi“ lesen sehen. Ich bin auf sie zugegangen und habe gehört, wie sie sich zustimmend äußerten. Es würde von Bedeutung sein, diese 40 000 Mann zu überwachen, welche man gewissermaßen ernährt, um sie im Nothfalle dienen zu lassen, und unsere Munizipalität müßte erröthen über die unanständige Verwaltung dieser Arbeiten, über die Nutzlosigkeit der Beschäftigung, welche sie dieser unnützen und der Korrumpirung ausgesetzten Ansammlung von Menschen giebt.“

Man sieht, wenn die Revolution sich auf Pikenmänner stützen konnte, vermochte der König Lazzaroni aufzubieten. Nur daß die Bereitwilligkeit der proletarischen Piken, sich wie einst am 14. Juli den Machern der Bourgeoisrevolution abermals zur Verfügung zu stellen, durchaus keine ausgemachte Sache war. Das Klassenbewußtsein des vierten Standes bildete sich immer schärfer durch.

Seitdem dieser Anwartschaft auf eine einflußreiche Stellung innerhalb des Gemeinwesens zu haben schien, wurde, nach Robespierres Vorgange, der Ton vieler demokratischer Politiker den Arbeitern gegenüber ein ganz anderer als vorher. Die entschiedenen Demokraten hörten auf, von der Menge mit der Geringschätzung zu sprechen, welche die Encyklopädisten, ihre Lehrer, an den Tag gelegt hatten, und ganz im Gegentheil sang man jetzt in den fortgeschrittenen Zeitungen und Vereinen das Lob der Armen und Unwissenden. Da die Nationalversammlung alle Petitionen um Gewährung des allgemeinen Stimmrechts, bei deren Entwerfung sich Danton hervorthat, in schroffen Formen zurückwies, so drängte, den anarchistischen Zuständen des Landes gemäß, der Streit um das Wahlrecht zu einem gewaltsamen Austrage. Es wurde in dem Salon von Madame Robert eine Verschwörung angesponnen, und darauf trat im Sitzungssaale der Cordeliers unter dem Vorsitze des Gatten der bezeichneten Dame ein Zentralausschuß von dreißig Popularvereinen zusammen. Wenn die Koalition sämmtlicher organisirter Passivbürger zu Stande kam, mußte sich die Nationalversammlung darauf gefaßt machen, daß die Klassen der neuen Gesellschaft sich in einem blutigen Kampfe zerfleischten, bevor der Streit mit der alten Gesellschaft noch erledigt war. Die Regierung beschloß deshalb, Ernst zu zeigen und ließ an das Gebäude der Cordeliers die Siegel legen. Der Zentralausschuß der Popularvereine trat darauf in einem Ballhause von Neuem in Berathung und erließ an alle Popularvereine die Aufforderung, sich unter seiner Führung zusammenzuschließen: „damit die Mittel gefunden werden, um dem Sturme Trotz bieten zu können.“ Aber das Proletariat für sich allein zeigte sich viel zu schwach, um mit dem Zensusregimente fertig werden zu können; die Föderirung der Popularvereine kam nicht zu Stande, nachdem der Jakobinerklub sich für die Sache der Bourgeoisie ausgesprochen hatte: „Die bedeutenden Politiker“, bemerkt Aulard, „schließen sich (dem Zentralausschusse) nicht an. Noch immer Monarchisten, mißtrauen sie diesem Ausschusse, an dessen Spitze ein Republikaner steht. Robespierre und Pétion beharren dabei, ihre politische Aktion in den Bourgeois-Rahmen der Jakobiner einzuschließen.“

Ueberblickt man diesen Wirrwarr verfeindeter Interessen und Meinungen, so erscheint Mirabeau als ein ganz ausgezeichneter

Rathgeber, wenn er für möglich und für nöthig erklärt hatte, daß der König nicht heimlich Paris verließe, sondern, zur Wahrung seiner Würde, bei hellem, lichtem Tage, gedeckt durch eine zu bildende Föderation von bewaffneten Parteigängern. Anstatt dessen flohen Ludwig und Marie Antoinette wie die Diebe in der Nacht (am 21. Juni 1791) und eilten nicht ins Innere des Reiches, sondern den österreichischen Niederlanden zu, um an der Grenze die rachedürstende Emigration des Coblenzer Junkerthums an sich zu ziehen, in dessen Augen Bourgeois, Sozialdemokraten und Christlichsoziale die gleiche Canaille waren.

Eisenbahn- und Staatsfinanzen.

Von

O. Freiherrn von Zedlitz und Neukirch.

Das Rechnungsjahr 1901 stellt nach dem Staatshaushaltsetat den Höhepunkt der glänzenden Entwicklung der Eisenbahnfinanzen seit 1895/96 dar. Man hatte trotz einer Erhöhung des Betriebsaufwandes um mehr als 47 Millionen Mark eine Steigerung des Betriebsüberschusses von rund 548 auf rund 579 Millionen, also um 31 Millionen Mark vorgesehen. Auf diesen hohen Etatsansatz des Betriebsüberschusses, welcher im Vergleich zu dem Betriebsüberschusse des Jahres 1891/92 von rund 318 Millionen Mark ein Mehr von 261 Millionen oder mehr als 82 Prozent bedeutet, ist neben der Dotirung des Extraordinariums der Eisenbahnverwaltung mit dem bisher auch noch nicht annähernd erreichten Betrage von über 102 Millionen Mark die Verwendung von rund 186 Millionen aus dem Eisenbahnüberschusse für die allgemeinen Staatsausgaben, in der Hauptsache also zu Zuschüssen zu den Staatsverwaltungsausgaben in dem Etat gegründet. Da der Reinüberschuß der Steuern, Betriebs- und sonstigen Einnahmeverwaltungen etatsmäßig im Ganzen auf 528,2 Millionen Mark veranschlagt war, berechnet sich der Antheil der Staatsbahnen auf mehr als 35 Prozent. Die Höhe des etatsmäßigen Eisenbahnüberschusses gestattete in erster Linie die Erhöhung der Extraordinarien der Staatsverwaltungen auf 99,4 oder um rund 29,5 Millionen Mark.

Die Wirklichkeit entspricht aber dem glänzenden Bilde des Etats nicht entfernt. Die Betriebseinnahmen der Staatsbahnen bleiben um etwa 80 Millionen und der Betriebsüberschuß bleibt um rund 58 Millionen gegen das Etatssoll zurück. Damit sinkt die Betriebseinnahme wieder nahezu auf den Stand von 1899, der Betriebsüberschuß sogar um etwas unter den Stand von 1897/98. In Folge dieses Ausfalles bei dem Betriebsüberschusse liefert die

Eisenbahnverwaltung denn auch statt 186 nur 128 Millionen Zuschuß zu den allgemeinen Staatsausgaben. Soweit dies Minder nicht durch ein Mehr bei den anderen Ueberschußverwaltungen ausgeglichen wird, bedeutet es einen Fehlbetrag im Staatshaushalt. Der Finanzminister schätzte diesen in seiner diesjährigen Etatsrede auf etwa 40 Millionen Mark, in Wirklichkeit ist er noch um etwa 5 Millionen höher, weil inzwischen die Bilanz der Eisenbahnverwaltung sich noch weiter verschlechtert hat. Jedenfalls ist es eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß die preußische Finanzwirthschaft von einem Ueberschusse von 71,5 Millionen Mark im Jahre 1900 mit einem Schlage zu einem Rechnungsdefizit von 40—50 Millionen Mark im Jahre 1901 gelangt ist und zwar ganz ausschließlich durch den Rückgang der Betriebsergebnisse der Staatsbahnen.

In erster Linie trägt an dieser ungünstigen Wendung die allzu optimistische Veranschlagung der Verkehrseinnahmen in dem Etat für 1901 schuld. Man hat im September und Oktober 1900 auf Grund der günstigen Gestaltung des Verkehrs im Sommerhalbjahr noch mit einer entsprechenden weiteren Steigerung des Verkehrs gerechnet und geglaubt, sich gegenüber den Wetterzeichen an dem wirthschaftlichen Horizonte durch Etatisirung einer hinter dem Durchschnitte der letzten Jahre zurückbleibenden Verkehrseinnahme sichern zu können. Bei der Etatsfeststellung im März 1901 hatte man den mit dem Dezember einsetzenden Rückschlag im Güterverkehr zwar schon vor Augen, aber man unterschätzte Dauer und Umfang desselben auch da noch erheblich. In der That ist der Rückgang des Verkehrs im Rechnungsjahre 1901 eine in der Geschichte der preußischen Staatsbahnen bisher nie dagewesene Erscheinung. Wohl weisen die Jahre 1890/91 und 1891/92 auch beträchtliche Rückgänge des Betriebsüberschusses auf. Aber seit Durchführung der Verstaatlichung hat noch in keinem Jahre ein Rückgang des Istbetrages der Verkehrseinnahmen stattgefunden, die Betriebseinnahme des Jahres 1901 bleibt dagegen um volle 35 Millionen oder über $2^1/_2$ Prozent gegen das Vorjahr zurück. Die Einnahmen aus dem Personenverkehr sind bei dem Rückgange verhältnißmäßig wenig betheiligt; der Ausfall erklärt sich hier überdies aus der außerordentlichen Einnahme des Jahres 1900 wegen der Pariser Weltausstellung, der Ermäßigung der Militärfahrkarten und der Verlängerung der Giltigkeit der Rückfahrkarten unter vorläufiger Beibehaltung der anderen Sonderermäßigungen. In den

letzten Monaten befindet sich die Einnahme aus dem Personenverkehr auch wieder in aufsteigender Bewegung. Der Schwerpunkt der ungünstigen Gestaltung der Betriebseinnahmen liegt beim Güterverkehr und hier sind vorerst auch noch keine Anzeichen einer Wendung zum Besseren wahrzunehmen. Die Ermäßigung der Erz- und Zuckerausfuhrtarife im vorigen Sommer spielt dabei keine Rolle; die Beschwerden der Schiffer über die ihnen damit gemachte übermächtige Konkurrenz lassen vielmehr erkennen, daß die finanziellen Folgen der Verkehrsverbilligung durch Verkehrsvermehrung alsbald wenigstens zum Theil ausgeglichen worden sind. Die Thatsache, daß der Rückgang der Einnahmen aus dem Güterverkehr zu etwa 70 Prozent und mehr auf den Verkehr des Ruhrreviers entfällt, weist dagegen auf eine der hauptsächlichsten Ursachen der Verminderung der Betriebseinnahmen der preußischen Staatsbahnen hin. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Rückgang der Verkehrseinnahmen mit der Preispolitik des Kohlen- und Kokssyndikats ursächlich zusammenhängt. Diese Preispolitik bezweckt bekanntlich, die Preise für Kohle und Koks thunlichst auf der Höhe der Hochkonjunktur zu halten und zwar, indem sie die Wirkungen des Nachlassens der Nachfrage durch Verminderung der Produktion auszugleichen sucht. Ob diese Preispolitik nicht selbst vom privatwirthschaftlichen Standpunkte verkehrt ist, weil sie der Wiedererstarkung der Nachfrage entgegenwirkt, kann dahingestellt bleiben. Sicher ist sie vom volkswirthschaftlichen Standpunkte durchaus verwerflich, weil der unter der Absatzstockung leidenden Industrie die Produktion künstlich vertheuert und ihr so die Ueberwindung der Krisis ungebührlich erschwert wird. Die Preispolitik der genannten Syndikate unterliegt daher genau derselben abfälligen Kritik, wie die von den Privatbahnen bei dem großen Krach nach der Milliardenzeit durchgesetzte Erhöhung der Güterfrachten um 25 Prozent. In Oberschlesien hat die fiskalische Bergverwaltung mit Recht auf eine Verbilligung der Kokspreise hingewirkt, im Ruhrrevier wird sie aber erst später in der Lage sein, wirksam einzugreifen. Vorerst arbeitet namentlich das Kohlensyndikat noch mit Förderbeschränkungen weiter und es läßt sich auch nicht annähernd vorhersehen, wann diese künstliche Beschränkung des Verkehrs und deren Rückwirkung auf die Betriebseinnahmen der Staatsbahnen ihr Ende erreicht haben wird. Wie sehr diese Preispolitik des Kohlensyndikats der Sache der Kartelle und Syndikate im Ganzen schadet, sei hier nur nebenher bemerkt.

Auch für 1902 sind daher die finanziellen Aussichten der Staatsbahnen nicht eben günstig; daß die Betriebseinnahmen das im Etat vorgesehene Mehr von 20 Millionen gegen den Istbetrag von 1900 erreichen, wird selbst von dem Eisenbahnminister nicht mehr angenommen und man wird froh sein müssen, wenn die von ihm ausgesprochene Hoffnung sich bewahrheitet, daß ein etwaiger Einnahmeausfall durch Ersparnisse bei den Betriebsausgaben sich wenigstens zum Theil ausgleichen lassen werde. Bei der Etatsaufstellung für 1903 wird man mit einer weiteren beträchtlichen Verminderung des Etatsansatzes der Betriebseinnahmen zu rechnen haben, wenn das Betriebsergebniß des Sommerhalbjahres nicht erheblich günstiger ausfällt, als es jetzt den Anschein hat, während die Thatsache, daß die Betriebsausgaben für 1902 um 39 Millionen höher als die Istausgabe für 1900, mithin um nahezu doppelt höher als die Steigerung der Betriebseinnahme veranlagt sind, die Möglichkeit einer entsprechend niedrigeren Veranschlagung der Betriebsausgaben mindestens sehr fraglich erscheinen läßt.

Eine weitere Ursache des Fehlbetrages für 1901 liegt darin, daß trotz der bei der Etatsfeststellung unabweisbaren Zweifel, ob der etatsmäßig angenommene Ueberschuß der Staatsbahnen wirklich zu erzielen sein werde, über dessen vollen Betrag zu allgemeinen Staatsausgaben, insbesondere zur Erhöhung des Extraordinariums der Staatsverwaltungen auf beinahe 100 Millionen Mark, verfügt worden ist. Dabei sind vielfach die einzelnen Posten höher bemessen worden, als für das Jahr selbst nothwendig oder auch nur zweckmäßig war. Ich habe bei der vorjährigen Etatsberathung auf die Bedenken hingewiesen, welche diesem Verfahren vom Standpunkte des Verfassungsrechtes wie der Zweckmäßigkeit entgegenstehen, und Beschränkung des Extraordinariums auf den wirklichen Jahresbedarf und Verwendung des Ueberschusses zur außerordentlichen Schuldentilgung empfohlen. Herr von Miquel erblickte aber in der übermäßigen Dotirung des Extraordinariums die wirksamste Bremse gegenüber den Ansprüchen seiner Kollegen auf Vermehrung der dauernden Ausgaben und in der Aufnahme einer Summe zur außerordentlichen Schuldentilgung in den Etat ein unter diesem Gesichtspunkte bedenkliches Wagniß. Hätte er dieses Wagniß unternommen, so wäre das Defizit für 1901 zu vermeiden gewesen, und das letzte Jahr, dessen Etat Miquel vorgelegt hat, hätte nicht zu der mit seinem finanzpolitischen Ziele, das Gleichgewicht im preußischen Staatshaushalt dauernd sicherzustellen, im Widerspruch

stehenden Störung des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe geführt.

Retrospektive Betrachtungen dieser Art haben aber nur geringen praktischen Werth, sofern sie nicht den Ausgangspunkt für Erwägungen von Bedeutung für Gegenwart und Zukunft bilden. In dieser Hinsicht ist allerdings der Rückblick auf das Jahr 1901 nicht ohne Werth. Er ruft die in den reichen Jahren von 1895/1900 bis dahin einigermaßen in Vergessenheit gerathene Thatsache, daß der Eisenbahnüberschuß zu den schwankenden und bis zu einem gewissen Grade unsicheren Faktoren im Staatshaushalt gehört, wieder recht nachdrücklich in Erinnerung. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrzehntes lieferten bei Veranschlagung der Betriebseinnahmen unter vorsichtiger Annahme einer um etwas hinter dem Durchschnitt zurückbleibenden Verkehrszunahme die Eisenbahnen regelmäßig den Etatsansatz übersteigende Erträge, bei gleichartiger nur noch etwas vorsichtigerer Veranschlagung bleibt 1890 die Isteinnahme hinter dem Etatssoll um 80 Millionen oder beinahe 6 Prozent zurück. Die Einnahmen stiegen von Jahr zu Jahr beträchtlich im Höchstbetrage mit 84 Millionen, im Mindestbetrage immer noch mit 53 Millionen, 1901 aber blieben sie gegen das Vorjahr um rund 35 Millionen Mark zurück.

Dabei erwiesen sich die Sicherheitsventile der Miquelschen Finanzpolitik gegen Störungen im Gleichgewicht im Staatshaushalt durch die Schwankungen im Eisenbahnüberschuße nur bedingungsweise und zum Theil als wirksam. Die vorsichtige Veranschlagung der Eisenbahneinnahmen und des Eisenbahnüberschusses sowie die übermäßige Dotirung des Extraordinariums hatten zwar einer allzustarken Vermehrung der dauernden Ausgaben auf die reichen Ueberschüsse der Staatsbahnen hin vorgebeugt und eine beträchtliche außerordentliche Tilgung der Staatsschuld ermöglicht, aber im Augenblicke scharfen Rückganges versagten alle diese Hilfsmittel gänzlich, das Jahr 1901 weist ein Defizit von solcher Höhe auf, wie keines seit dem Niederbruche der Camphausenschen Finanzpolitik. Im Gegensatz zur damaligen Finanzlage hat man es freilich nicht mit einem dauernden Fehlbetrage in solcher Höhe zu thun. Immerhin ist es noch keineswegs wahrscheinlich, daß das Rechnungsjahr 1902 voll halten wird, was es verspricht. Anderseits sind wir auch noch keineswegs am Ende unserer Reserven. Namentlich ist in der Bemessung des Extraordinariums für 1902 mit rund 147 Millionen Mark noch eine solche von einiger Bedeutung vor-

handen, selbst wenn, wie es scheint, das Extraordinarium der Eisenbahnverwaltung wenigstens noch für einige Zeit weniger elastisch sein wird, als man bisher angenommen hatte, weil viele stehende Anlagen der Eisenbahnen, namentlich verkehrsreiche Bahnhöfe, zur Bewältigung eines wieder beträchtlich wachsenden Verkehrs nicht mehr ausreichen und die Eisenbahnverwaltung daher auch auf den im Betriebe befindlichen Bahnen noch auf Jahre hinaus eine lebhafte Bauthätigkeit wird zu entfalten haben, um für eine künftige Periode wachsenden Verkehrs voll gerüstet und, nicht wieder, wie von 1897 ab, genöthigt zu sein, Hals über Kopf mit großen Kosten Versäumtes nachzuholen.

Wenn so das Jahr 1901 die schwankende Natur des Eisenbahnüberschusses wieder erst nachdrücklich in Erinnerung gebracht und zugleich gezeigt hat, daß die Miquelschen Schutzwehren gegen ungünstige Einwirkungen dieser Schwankungen auf die Staatsfinanzen wenigstens in Bezug auf vorübergehende Störungen des Gleichgewichts im Staatshaushalt bei starken Schwankungen versagen, so ist es erklärlich, daß auch die Pläne auf stärkere Sicherung der allgemeinen Staatsfinanzen von Störung durch Schwankungen in den Eisenbahneinnahmen mittelst festerer Abgrenzung beider wieder in Erinnerung gekommen sind. Diese Pläne hatten sich 1894 und 1897 zu Resolutionen des Abgeordnetenhauses verdichtet, dann aber unter dem Eindrucke der stetig aufsteigenden Bewegung der Eisenbahneinnahmen und des Eisenbahnüberschusses bis zum vorigen Jahre geruht, wo sie, allerdings in anderm Zusammenhange, anläßlich der Kanalvorlage wieder zur Sprache gebracht wurden.

Entgegen den bei der Eisenbahnverstaatlichung verfolgten Plänen, nach welchen diese Maßnahme lediglich das Eisenbahnnetz voll in den Dienst der heimischen Volkswirthschaft stellen, nicht aber dem Staate eine neue reich fließende Einnahmequelle eröffnen sollte, hat das sogenannte Eisenbahngarantiegesetz von 1882 bekanntlich durch die Bestimmung, daß auch solche ordentlichen Ausgaben, welche andernfalls aus Anleihen gedeckt werden müßten, auf den Eisenbahnüberschuß angewiesen werden können, einen Blankowechsel für die Heranziehung dieses Ueberschusses zur Bestreitung des allgemeinen Staatsaufwandes ausgestellt. Als in der zweiten Hälfte des ersten Jahrzehnts des Staatsbahnsystems der Eisenbahnüberschuß den Bedarf für die Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschulden zu übersteigen begann, ist man rasch und

stetig auf der schiefen Ebene der Ausnutzung des Staatsbahnbesitzes zur Finanzquelle fortgeschritten. Während im Jahre 1887/88 nur rund 3 Millionen Mark aus dem Eisenbahnüberschusse zur Bestreitung allgemeiner Staatsausgaben herangezogen worden waren, flossen 1893/94 bereits 100 Millionen Mark der Deckungsmittel für den ordentlichen Staatsaufwand aus dieser Finanzquelle. In der Tagung dieses Jahres unterzog die Budgetkommission mit Zustimmung, wahrscheinlich sogar auf Veranlassung des Finanzministers, welcher das Abgeordnetenhaus zur Unterstützung seiner im Reichstage stark bedrohten Reichsfinanzreform nutzbar zu machen gedachte, die Finanzlage Preußens einer eingehenden Untersuchung. Sie gelangte dabei, zweifellos in Uebereinstimmung mit Miquel, zu dem Schlusse, daß die oben geschilderte einseitige und starke Inanspruchnahme der Ueberschüsse der Eisenbahnen für allgemeine Staatsausgaben erheblichen Bedenken unterliege, weil dadurch die Mittel zur Anlegung von Reserven behufs Ausgleichung und Uebertragung ungünstiger Betriebsergebnisse in einzelnen Jahren aufgezehrt und Maßregeln zur Förderung der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes verhindert werden. Die ganze Grundlage der Finanzirung bekomme ferner dadurch in Folge der bei Betriebsverwaltungen unvermeidlichen erheblichen Rückschläge und Abweichungen der wirklichen Betriebsergebnisse von den Voranschlägen ein starkes Element der Unsicherheit. Insbesondere aber werde dadurch die Möglichkeit zu einer namentlich durch das Anschwellen der Reichsschuld so sehr gebotenen wirksamen Verringerung der Staatsschulden genommen. Die Budgetkommission empfahl demzufolge in Uebereinstimmung mit ähnlichen Beschlüssen aus den Jahren 1892 und 1893 eine Aenderung des Eisenbahngarantiegesetzes von 1882 dahin, daß die über einen bestimmten Betrag hinausgehenden Ueberschüsse der Staatseisenbahnverwaltung der Verwendung für allgemeine Staatsverwaltungszwecke entzogen werden. Das Haus nahm den Vorschlag der Kommission unverändert an.

Der Vollständigkeit wegen mag erwähnt werden, daß der Ueberschuß der Staatsbahnen von 310 Millionen Mark im Jahre 1889/90 in den folgenden Jahren auf 296 Millionen Mark gesunken war und erst von 1892/93 ab wieder zunahm, daß mit 1891/92 eine Reihe von Defizitjahren mit Fehlbeträgen von 43, 45, 31 und 8 Millionen Mark einsetzte und daß diese Fehlbeträge zum Theil von dem Zurückbleiben der Eisenbahneinnahmen hinter

dem Voranschlag herrührten. Endlich war 1891 die von dem Landeseisenbahnrathe dringend empfohlene, zur leichteren Ueberwindung der industriellen Krise auch außerordentlich wünschenswerthe Einführung des Rohstofftarifs für Kohlen und andere Brennstoffe an finanziellen Bedenken gegen die dadurch bedingte vorübergehende Verminderung des Eisenbahnüberschusses gescheitert.

Als der Finanzminister 1897 die Rückkehr zur regelmäßigen gesetzlichen Schuldentilgung und in Verbindung damit die Bildung eines Fonds zum Ausgleich von Rechnungsdefizits vorschlug, wurde in der mit der Vorberathung betrauten Kommission der Gedanke des Beschlusses von 1894 von Dr. Sattler und mir wiederaufgenommen und zu formulirten positiven Anträge ausgestaltet. Beide Anträge wurden von einer Subkommission unter Berücksichtigung der dagegen erhobenen Bedenken zu einem Vorschlage verbunden, dieser aber nach lebhafter Bekämpfung durch den Finanzminister mit Stimmengleichheit abgelehnt und in Erwägung, daß die Aufstellung geeigneter Vorschläge über die Verwendung der Eisenbahnüberschüsse ohne Mitwirkung der Staatsregierung fast undurchführbar, und deshalb dieser die Initiative zu überlassen sei, lediglich beschlossen, die ungesäumte Vorlage eines Gesetzentwurfes zu fordern, durch den unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen des Eisenbahngarantiegesetzes von 1882 die Verwendung der Eisenbahnüberschüsse anderweit und zwar im Sinne des erwähnten Beschlusses von 1894 geregelt wird.

Das Abgeordnetenhaus trat diesem Beschlusse bei, die Staatsregierung hat ihm weder Folge gegeben, noch eine entgegengesetzte Entschließung mitgetheilt; er ist vermuthlich ohne Sang und Klang in den Akten des Finanzministeriums verschwunden.

Der mit Stimmengleichheit abgelehnte Antrag der Subkommission bezweckte die periodische Feststellung desjenigen Höchstbetrages, welcher von dem Reinüberschusse der Eisenbahnen in dem Etat zur Deckung des allgemeinen Staatsbedarfs verwendet werden darf, von drei zu drei Jahren. Der Mehrbetrag des Ueberschusses über diesen Höchstbetrag oder, falls dieser für allgemeine Staatszwecke nicht voll in Anspruch genommen wird, über den thatsächlich zur Deckung der allgemeinen Staatsausgaben bestimmten Theil desselben sollte zur Bildung eines Ausgleichfonds von 80 Millionen, nach Füllung desselben, zu außerordentlicher Schuldentilgung verwendet werden. Der Ausgleichfonds ist in Anspruch zu nehmen zur Balanzirung des Etats, falls der Eisenbahnüberschuß niedriger,

als mit dem Höchstbetrage, eingesetzt werden muß, oder zur Balanzirung der Rechnung des Staatshaushalts, falls diese einen Fehlbetrag ergiebt.

Miquel wandte ein, daß die beantragte Regelung den Zweck, auf eine sachgemäße Ordnung des finanziellen Verhältnisses zum Reiche zu drücken, ebenso verfehlen werde, wie den, einer übertriebenen Vermehrung der Ausgaben vorzubeugen, weil bei Bildung eines solchen Fonds und bei außerordentlicher Schuldentilgung nur von einer formellen Unzulänglichkeit der Mittel die Rede sein könne, wohl aber werde sie die im Interesse sachgemäßer Verwendung der Staatseinnahmen unerläßliche Elastizität der Etatsaufstellung bedenklich vermindern. Umgekehrt wurde die Gegnerschaft gegen den Antrag dadurch verstärkt, daß man in ihm einen Gegenschachzug gegen die namentlich vom Zentrum ausgehende Finanzpolitik im Reiche erblickte.

In den folgenden Jahren des Ueberflusses ist unter dem Eindrucke, daß es Miquels Etatspolitik trotzdem gelang, einem allzustarken Anschwellen des dauernden Staatsaufwandes vorzubeugen, im Abgeordnetenhause nicht ernstlich auf jenen Beschluß zurückgekommen worden. Erst bei den vorjährigen Verhandlungen über die wasserwirthschaftliche Vorlage ist wieder daran erinnert worden, aber nur unter dem einen dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte, die Ermäßigung der Güterfrachten, betreffs deren die Mehrzahl der Gegner, wie der Freunde der Vorlage einig waren, finanziell vorzubereiten. Der Rhein-Elbe-Kanal würde einschließlich der schlesischen Kompensationen eine Herabsetzung des Eisenbahnüberschusses um reichlich 70 Millionen Mark bedingen. Dieser Ausfall wäre zwar wohl im vollen Betrage erst nach eine Reihe von Jahren zu erwarten, so daß ein theilweiser Ausgleich durch die inzwischen eingetretene Verkehrssteigerung zu erhoffen wäre. Aber bis zum Eintritt des Beharrungsstandes, bei dem der Ausfall von der Regierung selbst auf die Hälfte jenes Höchstbetrages veranschlagt ist, würde man doch mit einem beträchtlich höheren Manko zu rechnen haben und es ist klar, daß, wenn im gegebenen Falle nicht die Ordnung der Finanzen ernstlich gestört werden soll, man sich von langer Hand darauf einrichten muß. Und zwar umsomehr, als eine entsprechende Herabsetzung der Güterfrachten für die nicht an Wasserstraßen belegenen Produktionsstätten die nothwendige Folge der Herstellung der Wasserverbindung zwischen Rhein und Elbe sein würde, mag man diese planmäßig mit der

Wasserstraßenpolitik verbinden, wie ich für richtig halte, oder das Schwergewicht der Thatsachen allein wirken lassen. Darüber lassen zwei Vorgänge der jüngsten Zeit gar keinen Zweifel. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat auf die Beschwerden der Schiffahrtsinteressenten über die verschärfte Konkurrenz der Eisenbahnen in Folge der Frachtermäßigungen für Ausfuhrzucker erwidert, daß es eine einfache und unabweisbare Forderung wirthschaftlicher Gerechtigkeit sei, den nicht am Wasserverkehr betheiligten Zuckerfabriken annähernd ebenso günstige Frachten nach den Ausfuhrhäfen zu gewähren, wie den an Wasserstraßen belegenen. Ganz ebenso hat er die Einführung sehr niedriger Kohlenfrachten von Oberschlesien nach Stettin und Umgegend mit der Nothwendigkeit begründet, den nicht an der Wasserstraße belegenen dortigen Fabriken wenigstens annähernd die gleichen Produktionsbedingungen zu sichern, wie ihren am Wasserverkehr betheiligten Konkurrenten. Die Nutzanwendung für die tarifarische Behandlung der mit den Anliegern des Rhein-Elbe-Kanals in Mitbewerb stehenden Landestheile und Produktionen liegt auf der Hand. Während 1897, wo man unmittelbar vor der Einführung des Rohstofftarifs für Kohlen und sonstige Brennstoffe stand, die Erwägung, daß eine ständige übermäßige Inanspruchnahme des Eisenbahnüberschusses für allgemeine Staatszwecke auch die volkswirthschaftlich zweckmäßige Ermäßigung der für die heimische Gütererzeugung wichtigsten Güterfrachten erschwert oder gar verhindert, mehr zurücktrat, fällt sie jetzt wieder voll ins Gewicht und steht gleichwerthig neben dem Gesichtspunkte der Sicherung des Gleichgewichts im Staatshaushaltsetat vor Rückschlägen im Eisenbahnüberschusse und vor Fehlbeträgen gegenüber dem Etatssoll.

Wenn so jetzt die Gründe wieder im vollen Maße zutreffen, welche 1894 für die obenerwähnte Resolution maßgebend waren, so tritt als besonderer Grund verstärkend die Nothwendigkeit hinzu, sich für eine Verkehrspolitik mit dem Ziele der Ermäßigung der Produktionskosten durch Herabsetzung der Güterfrachten zu rüsten. Die Regierung hat selbst in der Begründung der wasserwirthschaftlichen Vorlage die Parole ausgegeben, daß die heimische Gütererzeugung einer solchen Ermäßigung ihrer Produktionskosten bedarf, um den Mitbewerb des Auslandes bestehen zu können. Die Auffassung, daß Schutzzölle dazu allein nicht ausreichen, wenn man, wie Deutschland, mit einem starken Ausfuhrbedürfniß namentlich der Industrie zu rechnen hat, sondern daß ihre Wirkung durch

Verbilligung des Güteraustausches zwischen der heimischen Produktion und der heimischen Konsumtion unterstützt werden muß, bricht sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Das Beispiel Rußlands und der Amerikaner weist auch so nachdrücklich wie möglich auf die große Bedeutung einer in den Dienst der Nationalwirthschaft gestellten Verkehrspolitik hin. Eine solche Verkehrspolitik ist aber bei uns unmöglich, so lange unsere Staatsbahnen in immer steigendem Maße als Finanzquelle ausgenutzt werden. Mit dem, was in dieser Hinsicht vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus gesündigt worden ist, wird man sich als mit einem nothwendigen Uebel abfinden müssen. Aber einer weiteren Steigerung desselben muß für die Zukunft vorgebeugt werden, wenn wir in dem ohne Zweifel in naher Zukunft sich noch stark verschärfenden Konkurrenzkampfe nicht auf die Unterstützung durch die Inland-Verkehrspolitik verzichten und so mit sehr ungleichen Waffen in denselben gehen sollen. Herr von Rheinbaben hat zwar bei der letzten Etatsdebatte mir eingewendet, der hohe Zuschuß, welchen die Eisenbahnen zu den allgemeinen Staatsausgaben liefern, sei gar kein Uebel, sondern ein Vortheil, wie man es ja auch als einen solchen ansehe, wenn Kommunen aus ihren gewerblichen Unternehmungen einen reichen Ueberschuß erzielen. Aber der Vergleich trifft doch nur sehr bedingungsweise zu. Wird der Ueberschuß durch gute Wirthschaft, durch Ermäßigung der Selbstkosten ohne Vertheuerung der Erzeugnisse erzielt, so kann man sich dessen unbedingt freuen. Wenn aber eine Gemeinde den monopolartigen Charakter ihrer gewerblichen Unternehmungen dazu ausnutzte, im kommunalfiskalischen Interesse den Bezug von Gas, namentlich auch zu Produktionszwecken, oder die Wasserversorgung ungebührlich zu vertheuern, so wäre das eines der vom volkswirthschaftlichen wie vom Standpunkte der Gerechtigkeit allerschlechtesten Mittel zur Deckung des Ausgabebedarfs. Genau so steht es mit unserem Eisenbahnüberschusse. Soweit er durch gute Verwaltung erzielt ist, wird man ihn unbedenklich als gute Finanzquelle ansehen dürfen. Soweit er aber lediglich auf dem im Wesentlichen nur durch den Mitbewerb des Wasserweges beschränkten Verkehrsmonopol der Staatsbahn beruht, hat er die Natur einer Steuer und muß demzufolge unter denselben Gesichtspunkten wie diese beurtheilt werden. Daß eine Steuer, welche die Produktionskosten erhöht oder nothwendige Lebensbedürfnisse vertheuert, so ungefähr die denkbar schlechteste Steuer wäre, unterliegt bei Theoretikern und Praktikern keinem

Zweifel mehr. Aus Güterfrachten, welche eine solche Wirkung haben, eine lediglich auf dem Verkehrsmonopol beruhende Einnahme herausschlagen zu wollen, ist daher an sich verkehrt. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß die Verkehrsabgabe nicht als solche, sondern in der verschleierten Form der Fracht in Erscheinung tritt. Welcher Theil der Reineinnahmen aus dem Güterverkehr, die bei der Unrentabilität des Personenverkehrs hier allein in Betracht kommt, als Steuer anzusehen ist, läßt sich freilich nicht ziffermäßig darlegen. Das scheitert schon an der Unmöglichkeit einer genauen Berechnung der Selbstkosten. Allein eine solche ziffermäßige Berechnung der in unseren Güterfrachten steckenden Verkehrsabgaben ist aber auch gar nicht von entscheidender praktischer Bedeutung. Muß man mit der Thatsache rechnen, daß, abgesehen von der Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld, ein Theil unseres Ausgabeetats auf den Eisenbahnüberschuß gegründet ist, dieser, soweit dies der Fall ist, mithin ohne Störung des Gleichgewichts im Staatshaushalt nicht entbehrt und daher in dieser Höhe als Finanzquelle nicht aufgegeben werden kann, so wird sicher noch ein Theil der in den Güterfrachten liegenden Verkehrsabgabe der allgemeinen Staatskasse zuzuführen sein und das, was ihr in Zukunft durch festere Abgrenzung der Eisenbahnfinanzen von den Staatsfinanzen etwa entzogen werden kann, wird ausschließlich die Natur der Verkehrsabgabe haben.

Was die nächsten Jahre anlangt, so wird eine solche Beschränkung der Heranziehung des Eisenbahnüberschusses zu dem allgemeinen Staatsbedarfe zwar schwerlich praktische Bedeutung gewinnen, weil die Eisenbahnen, so lange die Verkehrsebbe andauert, wohl nur den zur Balanzirung des Etats unbedingt nothwendigen Zuschuß zu den allgemeinen Staatsausgaben liefern werden. Um so größer aber wird die Bedeutung der Maßregel für die Zeit der Wiederkehr der Verkehrsfluth sein. Die von mir im Maiheft des vorigen Jahres nachgewiesene Tendenz des nach Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschuld verfügbar verbleibenden Theils der Eisenbahnüberschüsse, verhältnißmäßig stärker zu wachsen, als diese selbst, läßt es besonders dringlich erscheinen, daß nicht wiederum das ganze Mehr desselben zur höheren Dotirung des Ausgabeetats benutzt und so der Nutzbarmachung für Verkehrszwecke, insbesondere zur Ermäßigung der die Produktionskosten unwirthschaftlich steigenden Güterfrachten, entzogen wird.

Behufs Festsetzung der Höchstgrenze, bis zu der der Eisenbahn-

überschuß über den Bedarf zur Tilgung und Verzinsung der Eisenbahnschuld hinaus im Etat zur Deckung allgemeiner Staatsausgaben herangezogen werden darf, wird man von dem Nettoetat für 1902 ausgehen können, weil dieser wieder einigermaßen normal gestaltet ist. Danach sind neben den anderen Staatseinnahmen rund 157 Millionen Mark aus dem Eisenbahnüberschusse zu Zuschüssen zu den allgemeinen Staatsausgaben und zur Deckung des Beitrages zu den Kosten des Reiches von 15 Millionen Mark erforderlich, abzüglich des letzteren Betrages zu jenen Zuschüssen allein 142 Millionen Mark. Das also ist ungefähr die Summe, bis zu der jetzt Staatsausgaben auf den Eisenbahnüberschuß gegründet sind. Will man nach den Vorschlägen von 1897 zunächst für 3 Jahre eine Höchstgrenze für dessen Heranziehung zu dem allgemeinen Staatsbedarf ziehen, so wird man nach den bisherigen Erfahrungen mit einer Steigung der dauernden Staatsausgaben um im Ganzen 10 % zu rechnen, mithin auch eine entsprechende Steigerung des Eisenbahnzuschusses vorzusehen haben. Dieser würde also für 1903 auf annähernd 146, für 1904 auf rund 151 und 1905 auf über 156 Millionen Mark im Höchstbetrage zu bemessen sein. Die Elastizität des Extraordinariums, auf welches mit 48 Millionen Mark 1902 reichlich ein Drittel des Zuschusses zu den allgemeinen Staatsausgaben aus der Eisenbahneinnahme entfällt, bietet die Möglichkeit, Schwankungen in den Erträgen der anderen Einnahmequellen und in dem Jahresbedarf für die dauernden Ausgaben auszugleichen. Die von Herrn von Rheinbaben auch noch bei Berathung des Eisenbahnetats gegen die Festsetzung eines solchen Höchstbetrages erhobenen Bedenken sind gegenüber einer derartigen, übrigens auch von dem Redner des Zentrums gebilligten Ordnung der Sache hinfällig. Indem ferner die Festsetzung des Höchstbetrages sich auf den Zuschuß zu den eignen Ausgaben Preußens beschränkt, nicht aber auf den Beitrag Preußens zu den Kosten des Reiches sich erstreckt, bleibt die Möglichkeit offen, auch in der Folge, wie dies für 1902 betreffs des die Ueberweisungen übersteigenden Betrages der Matrikularumlagen von 15 Millionen Mark geschieht, den jenen Höchstbetrag übersteigenden Theil des Eisenbahnüberschusses in erster Linie zur Deckung der Verpflichtungen gegenüber dem Reiche zu verwenden. Damit würde den sachlich begründeten Einwendungen, welche gegen die Festsetzung des Eisenbahnüberschusses aus der jetzigen Unsicherheit des finanziellen Verhältnisses zum Reiche sowohl seitens des Finanzministers, wie in

der Budgetkommission seitens des Grafen Limburg-Stirum erhoben worden sind, in vollem Maaße Rechnung getragen.

Wie sich die Sache bei weiter aufsteigender Bewegung des Eisenbahnüberschusses stellen würde, möge aus folgendem Zahlenbeispiel ersehen werden:

Erreichte im Jahre 1904, was immerhin möglich ist, der nach Verzinsung und planmäßigen Tilgung der Eisenbahnschulden verfügbare Rest des Eisenbahnüberschusses wieder die Höhe von 186 Millionen, welche in dem Etat für 1901 vorgesehen war, so würden 151 Millionen Mark zur Ergänzung der sonstigen Deckungsmittel für den eignen Ausgabebedarf des Jahres herangezogen werden dürfen. Nach dieser Decke würde sich der Finanzminister strecken müssen und ebenso gut auch strecken können, wie Miquel dies 1892—95 gethan hat, als ihm für Balanzirung des Etats nur ein Theil des Ertrages der reformirten Einkommensteuer zur Verfügung stand. Der Rest von 35 Millionen würde in erster Linie zur Leistung eines Beitrages an das Reich zu verwenden, der Rest zu reserviren sein. Wie hoch der zur Ansammlung von Reserven verfügbare Betrag sich stellen würde, hinge also davon ab, ob und wieviel Preußen zu den Ausgaben des Reiches beizutragen haben würde. Erst, wenn eine reinliche Scheidung zwischen den Finanzen des Reiches und Preußens herbeigeführt sein wird, kann mithin auf die volle Wirkung der Maßregel gerechnet werden.

Was die Form der Ansammlung von Reserven anlangt, so wird gegen die Ansammlung eines vorläufig rentbar anzulegenden besonderen Reservefonds eingewendet, daß dadurch die Begehrlichkeit innerhalb der Regierung und des Parlaments nach populären Ausgaben bedenklich angereizt werden würde. Diese Befürchtung ist nach den Erfahrungen bei dem Reichsinvalidenfonds auch nicht ganz abzuweisen. Es verdient unter diesem Gesichtspunkte daher Erwägung, ob nicht zweckmäßiger nach dem Vorgange bei den Mehrerträgen der reformirten Einkommensteuer die betreffenden Summen einfach dem Betriebsfond der Generalstaatskasse zuzuführen sein würden. Sie liegen dort auch nicht brach, sondern tragen, wie die andern Bestände, bis zur Zeit ihrer Verwendung Zinsen. Vor Allem aber wird der Finanzminister durch eine solche Verstärkung seiner Fonds unabhängiger vom Geldmarkt und freier in Bezug auf den Zeitpunkt der Begebung der Anleihen gestellt. Wie überaus werthvoll und finanziell

vortheilhaft eine solche größere Unabhängigkeit vom Geldmarkt ist, hat die Zeit der jüngsten Geldknappheit uns recht eindringlich gezeigt. Konstitutionelle Bedenken, wie sie früher gegen die Belassung großer Summen zur Verfügung des Finanzministers wohl erhoben wurden, stehen, seit wir die konstitutionellen Kinderschuhe ausgelaufen haben, nicht mehr im Wege. Miquel hat zeitweilig mit Wissen und Willen des Landtages mehr als eine Viertel Milliarde allein aus Reserven der Eisenbahnverwaltung zur Verfügung gehabt. Blieben in der Folge dann einmal die für allgemeine Staatsausgaben verfügbaren Ueberschüsse hinter dem Betrage, in welchem auf sie solche Ausgaben gegründet sind, d. h. hinter dem vereinbarten Höchstbetrage für die Balanzirung des Etats zurück, so würden, sofern nicht die anderen Einnahmequellen den Ausfall ausgleichen, die etatsmäßigen Einnahmen durch Einstellung eines entsprechenden Zuschusses aus den Beständen der Generalstaatskasse zu ergänzen sein. Von einer Heranziehung dieser Bestände zur Deckung eines Fehlbetrages in der Jahresrechnung könnte dagegen füglich abgesehen werden, weil durch die Bestimmung des Schuldentilgungsgesetzes, nach welcher sämmtliche Rechnungsüberschüsse ohne Weiteres zur außerordentlichen Schuldentilgung zu verwenden sind, schon für einen ausreichenden Ausgleich gesorgt ist. Eine solche Beschränkung der Zweckbestimmung der Eisenbahnreserven empfiehlt sich aber auch schon aus dem Grunde, weil dadurch der Zeitpunkt, mit welchem man planmäßig an Verkehrserleichterungen herangehen kann, näher gerückt wird. Der Finanzminister hat bei der Debatte über den Eisenbahnetat die Ansammlung solcher Rerserven und die entsprechende Verstärkung des Betriebsfonds der Generalstaatskasse als sehr erwünscht bezeichnet. Wie hoch solche Reserven anzusammeln sein werden, bevor man an eine auf Ermäßigung der Güterfrachten hinzielende Verkehrspolitik denken kann, hängt ganz von der im Voraus nicht mit Sicherheit zu übergehenden Entwickelung der Eisenbahnfinanzen selbst ab. Die künftigen Betriebsausgaben und der Bedarf an einmaligen Ausgaben zum Zwecke betriebssicherer Bewältigung des steigenden Verkehrs entziehen sich der sicheren Schätzung, aber auch in Bezug auf die bisher als ziemlich sicher angesehene Schätzung der Verkehrseinnahme ist in Folge des starken Rückschlages des Jahres 1901 ein erhebliches Moment der Unsicherheit hereingetragen worden. Man kann wohl ungefähr berechnen, daß man sich zur Durchführung einer planmäßig auf die Verbilligung der für die heimische Produktion wichtigsten Güter-

frachten gerichteten Verkehrspolitik auf einen Ausfall von Eisenbahnüberschüssen im Höchstbetrage von 100 Millionen Mark, welcher erst allmählich durch Verkehrssteigerung ausgeglichen werden würde, rüsten muß. Wie vieler Reserven es aber dazu bedarf, hängt wesentlich davon ab, um wieviel der den Bedarf für die Eisenbahnschuld übersteigende Betrag des Eisenbahnüberschusses zu einem gegebenen Zeitpunkte den vereinbarten Betrag des Eisenbahnzuschusses zu den allgemeinen Staatsfinanzen übersteigt.

Für den mehr als wahrscheinlichen Fall einer Verständigung über die Wasserstraßenpolitik würde man etwa nach 15 Jahren auf den Höchstbetrag des Ausfalls an Eisenbahnüberschuß zu rechnen haben. Uebersieht man nach Ablauf der Hälfte dieser Periode, daß der Eisenbahnüberschuß bei normaler Entwickelung diesen Ausfall tragen kann, ohne unter den zur Balanzirung des Etats wesentlichen Betrag herabzusinken, so genügen Reserven von solcher Höhe, daß sie Rückschläge in Folge von Schwankungen des Verkehrs auszugleichen vermögen. Dazu bedarf es im Hinblick auf den Rückschlag von 1901, 35 Millionen Mindereinnahme gegen das Vorjahr, 58 Millionen Minderüberschuß gegen den Etat, an sich schon nicht unerheblicher Summen, aber doch nicht entfernt so viel, als wenn man vielleicht ein Jahrzehnt lang regelmäßig die Deckungsmittel des Etats aus den angesammelten Beständen zu ergänzen genöthigt wäre. Zum Ausgleich von Rückschlägen würden Bestände von 150—200 Millionen wohl sicher ausreichen. Sind diese erst angesammelt, so wird man unzweifelhaft auch über den etwaigen Mehrbedarf ein sehr viel sichereres Urtheil gewinnen können als zur Zeit. Man braucht sich daher den Kopf jetzt darüber nicht unnütz zerbrechen. Es genügt vorerst, durch Festlegung der Höchstgrenze für die Inanspruchnahme des Eisenbahnüberschusses für die allgemeinen Staatsausgaben die Sammlung von Reserven für die Zeit des Wiedereintritts der Fluth in den Eisenbahneinnahmen vorzubereiten und von da ab zunächst eine Reihe von Jahren mit dieser Sammlung fortzufahren. Das Uebrige ist cura posterior.

Eines Gesetzes wird es zu einer solchen Regelung nicht bedürfen. Eine Aenderung des ohnehin schon durch das Schuldentilgungsgesetz seiner praktischen Bedeutung stark beraubten Eisenbahngarantiegesetzes ist zwar an sich wünschenswerth, aber für den vorliegenden Zweck wenigstens nach meiner rechtlichen Auffassung nicht unbedingt nothwendig. Es genügt eine für die Etatsaufstellung bindende Abrede zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, wie

sie früher betreffs der Fortsetzung der planmäßigen Tilgung der Eisenbahnprioritäten nach deren Umwandlung in Konsols bis zur Wiederaufnahme der regelmäßigen Schuldentilgung von Gesetzes wegen bestand und heute noch in Bezug auf die Aufnahme aller einmaligen Ausgaben für die im Betriebe befindlichen Bahnlinien in den Etat besteht. An beiden Abreden ist in fester Uebung in guten wie in schlechten Jahren festgehalten werden. Diese leichtere aber nach diesen Vorgängen als für den vorliegenden Zweck ausreichend sicher anzusehende Form der Durchführung des Gedankens hat vor der gesetzlichen Regelung den Vorzug einmal, daß dazu eine Verständigung zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus genügt, sodann, daß es dabei leicht ist, bei ganz ausnahmsweisen Verhältnissen einmal fünf gerade sein zu lassen, z. B. für den Fall eines etatsmäßigen Defizits, wenn der den vereinbarten Höchstbetrag des Zuschusses zu den allgemeinen Staatsausgaben übersteigende Betrag des Eisenbahnüberschusses im vollen Betrage bei Heranziehung für Balanzirung des Etats entzogen bliebe.

Bei einer solchen Ordnung der Sache ist weder von einer Durchbrechung des Grundsatzes der Einheit der Finanzen, noch von einer Einschränkung der Bewegungsfreiheit des Finanzministers, welche ihn an der zweckmäßigen Vertheilung der verfügbaren Mittel auf die einzelnen Verwaltungen hinderte, die Rede, so wenig, wie einst bei der Kontingentirung der Grund- und Klassensteuer oder bei der Festsetzung eines Höchstbetrages für die Heranziehung der reformirten Einkommensteuer für Balanzirung des Etats durch das Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891. Die Einwendungen, welche Herr von Rheinbaben bei der Generaldebatte des Etats unter diesem Gesichtswinkel gegen meine Anregung erhoben hat, treffen daher wohl betreffs früherer von den Nationalliberalen verfolgter Pläne, nicht aber für den von schädlichem Rankenwerk ganz befreiten Kern des Gedankens zu. Ebenso wird dabei, wie bereits erwähnt, den Bedenken sachgemäß Rechnung getragen, welche im Hinblick auf die Unsicherheit des finanziellen Verhältnisses zum Reiche Seitens der Regierung, wie aus dem Hause erhoben worden sind. Man braucht die sachgemäße Ordnung des Verhältnisses der Eisenbahnfinanzen zu den allgemeinen Staatsfinanzen nicht von dem immerhin ziemlich unsicheren Zustandekommen einer sachgemäßen Reichsfinanzreform abhängig zu machen, sondern kann ohne Verzug ans Werk gehen.

Für ein unverzügliches Vorgehen aber spricht nicht bloß die

Thatsache, daß jetzt alle Voraussetzungen wieder zutreffen, unter denen 1894 Regierung und Landtag über die Nothwendigkeit einverstanden waren, der Heranziehung der Eisenbahnüberschüsse zur Deckung des allgemeinen Staatsbedarfs eine feste Grenze zu ziehen. Noch schwerer fällt dafür ins Gewicht, daß die Nothwendigkeit, sich auf eine beträchtliche Verminderung der Eisenbahnüberschüsse in absehbarer Zeit zu rüsten, sich immer dringlicher und unabweisbarer geltend macht. Die Parole, daß es einer wirksamen Ermäßigung der Produktionskosten durch Herabsetzung der Güterfrachten auch bei wirksamem Zollschutze bedarf, wenn unsere Gütererzeugung den Wettbewerb des Auslandes mit Erfolg bestehen soll, ist von der Regierung selbst bei Begründung der wasserwirthschaftlichen Vorlage von 1901 ausgegeben worden. Diese Parole würde ihre volle Bedeutung behalten, auch wenn die Regierung auf ihre Wasserstraßenpolitik verzichtete. Das aber ist ganz ausgeschlossen und die wasserwirthschaftliche Vorlage wird nicht nur wiederkommen, sondern voraussichtlich, wenn auch mit Abweichungen im Einzelnen angenommen werden, sofern die Regierung sich entschließt, sie in den Rahmen der Gesammtverkehrspolitik mit dem Ziele der Ermäßigung der Produktionskosten durch Herabsetzung der dafür wichtigen Güterfrachten einzuordnen. Die alsdann allein noch verbleibenden Bedenken, welche von der Rücksicht auf die Erhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalt herzuleiten sind, dadurch zu beseitigen, daß man sich rechtzeitig auf den Einnahmeausfall rüstet, liegt in allererster Linie im Interesse der Staatsregierung selbst. Sie weiß so gut wie alle Welt, daß bei der ungünstigen Beurtheilung, welche ihre Wasserstraßenpolitik in weiten Kreisen innerhalb und außerhalb des Landtages findet, die Befürchtung diese Politik sei nicht sowohl der Ausfluß reiflicher, sachlicher Er-, wägung, als subjektiver Liebhaberei, eine sehr große Rolle spielt. Dieses Moment in Verbindung mit der Erwägung, daß es nach dem geradezu unglaublichen Ungeschick, mit dem die Regierung die Kanalkampagne von 1899 geführt hat, es ihre Aufgabe ist, den Siegern im Kampfe die Brücke zur Verständigung zu bauen, weist sie auf das nachdrücklichste darauf hin, den sachlichen Bedenken der Gegner wirtschaftlicher wie finanzieller Natur gebührend Rechnung zu tragen, wenn sie nicht selbst die Schuld an einem dermaligen Mißerfolge und den davon zu gewärtigenden Wirkungen allgemein politischer Natur tragen will. Wie die wirtschaftlichen Bedenken vornehmlich in der Befürchtung gipfeln, daß der Wasserverkehr und

die daran betheiligten Erwerbskreise zu Lasten der lediglich auf den Eisenbahnverkehr angewiesenen bevorzugt werden würden, beruhen die finanziellen Bedenken bekanntlich namentlich auf der Besorgniß, daß der von der Eröffnung des Rhein-Elbekanals zu erwartende Rückgang des Eisenbahnüberschusses zu einer schweren länger andauernden Störung des Gleichgewichts im Staatshaushalt führen werde. Könnte man für die Zukunft auf eine regelmäßige Zunahme dieses Zuschusses, wie in dem letzten halben Menschenalter rechnen, so würde man sich ohne Weiteres über diese Bedenken hinwegsetzen können. Allein die finanziellen Ergebnisse des Jahres 1901 lassen eine solche Annahme nicht mehr als unbedingt zutreffend erscheinen, man wird vielmehr mit der Möglichkeit einer ungünstigeren Entwickelung rechnen müssen. Umsomehr ist es jetzt geboten, sich für alle Fälle rechtzeitig vorzusehen. Das aber kann, so weit ich sehen kann, gar nicht anders geschehen, als daß man sich entschließt, sich in Bezug auf die Ausnützung der Eisenbahnen als Finanzquelle planmäßig weise Selbstbeschränkung aufzuerlegen und zwar wäre es Sache der Regierung, als der Urheberin der Aussicht auf Kürzung des Eisenbahnüberschusses, selbst dazu die Initiative zu ergreifen, genau so, wie Miquel 1891 die Initiative zur Reservirung des Mehrertrages der reformirten Einkommensteuer zur Durchführung der Steuerreform ergriffen hat.

Ueber Kurpfuscherei und die Sekte der christlichen Wissenschaft (Gesundbeter).

Von

F. Hüpeden, Geh. Medizinalrath.

Eine Sekte besonderer, noch nicht dagewesener Art, deren Mitglieder sich Anhänger der christlichen Wissenschaft oder der metaphysischen Heilmethode nennen, ist vor einigen Jahren von Amerika nach Deutschland übertragen worden und hat hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit große Ausdehnung gewonnen. Namentlich in Berlin und Hannover macht sie viel von sich reden. Die Mittheilungen der Presse und die im Publikum verbreiteten Ansichten und Urtheile geben indessen ein zwar richtiges, aber doch unvollkommenes Bild des Wesens der Sekte und der Mittel, welche zur Heilung der Krankheiten angewandt werden. Es dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein, eine nähere Kenntniß des Ursprungs und der Grundlagen dieser neuen Erscheinung auf dem Gebiete der Kurpfuscherei zu gewinnen, um so mehr, als es keineswegs unwahrscheinlich ist, daß wir die Höhe dieser Welle im Strome menschlicher Irrungen noch nicht erreicht haben. Ich theile hierunter Auszüge aus dem Hauptwerke der Gründerin der Sekte mit; auch sind einige kleinere Veröffentlichungen von Anhängern in den Deutschen Monatsheften der christlichen Wissenschaft und metaphysischen Heilmethode, herausgegeben von M. Schön, von mir benutzt worden.

Das genannte Werk hat folgenden Titel: „Science and Health with Key to the Scriptures by Mary Baker G. Eddy, President of Massachusetts Metaphysical College. One hundred forty fifth Edition. Boston 1898.“ (Wissenschaft und Gesundheit mit einem Schlüssel zur Erkenntniß der heiligen Schrift von M. B. Eddy, Präsidentin des metaphysischen Kollegiums in Massachusetts.

Hundertundfünfundvierzigste Auflage. Boston 1898.) Das Buch, welches nicht ins Deutsche übersetzt ist (wahrscheinlich um das Monopol des Verkaufs der Verfasserin zu bewahren), ist gut gedruckt und ausgestattet und kostet in der billigeren Ausgabe 3 Dollars 18 Cents (13 Mark), in der theuern 6 Dollars (24 Mark); ein horrender Preis bei Berücksichtigung des keineswegs sehr großen Inhalts (665 Seiten verschwenderisch großen Drucks). Wenn man erfährt, daß die Verfasserin dies Buch gleichsam als zweite Bibel „der Menschheit zum ewigen Heil und zeitlichen Segen darbietet“, so wird man anerkennen müssen, daß sie ihren eigenen Vortheil nicht vergessen hat. Die große Menge der Auflagen beweist, daß viele Anhänger der neuen Lehre der bemittelten Klasse angehören müssen.

Die Vorrede giebt über die Entstehung des Werks Auskunft. Sie beginnt in gehobenem Tone mit der Prophezeiung einer neuen, besseren Weltanschauung: „Die Weisen folgen dem Stern der göttlichen Wissenschaft, der den Weg zur ewigen Harmonie weist.“ Im Jahre 1866 wurde das System der christlichen Wissenschaft von der Verfasserin entdeckt, erst 1875 der Welt durch Druck bekannt gegeben. Sie war der Ansicht, daß die neue Lehre durch Krankenheilung bewiesen werden müsse, ehe sie mit Nutzen veröffentlicht werden könnte. „Die Heilung wird wie zu Christi Zeit bewirkt durch ein göttliches Prinzip, vor dem Sünde und Krankheit im menschlichen Bewußtsein ihre Wirklichkeit verlieren.“ Die erste Schule wurde im Jahre 1867 mit einem Schüler in Lynn (Massachusetts), dann 1881 das Massachusetts Metaphysical College zu Boston mit staatlicher Konzession eröffnet. Bis zum Jahre 1889, in welchem die Verfasserin sich von der blühenden Unternehmung zurückzog, wurden 4000 Schüler von ihr unterrichtet. „Das Buch wird dem ernst nach Wahrheit suchenden Leser für jetzt und alle Zeiten dargeboten.“

Das Inhaltsverzeichniß weist vierzehn Kapitel auf; dazu als Anhang drei andere, den Schlüssel zur heiligen Schrift enthaltend. Es läßt eine logische Anordnung des Stoffs vermissen. Dem ersten Kapitel mit „Wissenschaft, Theologie und Medizin“ folgt in bunter Reihe Kap. II Physiologie. III. Die Schritte zur Wahrheit (footsteps of Truth). IV. Schöpfung. V. Die Wissenschaft des Lebens (science of being). VI. Christliche Wissenschaft und Spiritualismus. VII. Das Heirathen. VIII. Thierischer Magnetismus. IX. Antwort auf einige Einwürfe. X. Das Gebet. XI. Sühne

und Abendmahl. XII. Praxis der christlichen Wissenschaft. XIII. Wie lehrt man die christliche Wissenschaft? XIV. Rekapitulation.

XV. Genesis. XVI. Apocalypse. XVII. Glossarium.

Ebenso wie im Verzeichniß ist auch im Inhalte der einzelnen Kapitel die logische Gedankenfolge im hohen Grade mangelhaft, dagegen sind widersinnige Behauptungen und unbegründete Schlüsse häufig anzutreffen. Im ersten Kapitel werden die Grundlagen der neuen Lehre dargelegt, finden übrigens in den folgenden vielfache Wiederholung. Die Verfasserin sagt über den Weg, der sie zur Wahrheit und Erleuchtung geführt hat, Folgendes: „Offenbar nahe dem Ende meiner irdischen Laufbahn, schon im Schatten des Todtenthales mich befindend, lernte ich folgende Wahrheiten der göttlichen Wissenschaft: daß alles wirkliche Sein im Geiste und in der Vorstellung Gottes existirt, daß Leben, Wahrheit und Liebe allmächtig und allgegenwärtig sind, daß das Gegentheil von Wahrheit, das man Irrthum, Sünde, Siechthum, Krankheit, Tod nennt, das falsche Zeugniß einer falschen materiellen Sinnesempfindung ist, daß diese falsche Empfindung einen subjektiven und eingebildeten Zustand des sterblichen Geistes herbeiführt, welchen dieser selbe Geist Materie nennt, und damit zugleich die wahre Empfindung des Geistes ausschließt. Meine Entdeckung, daß der irrende, sterbliche, fälschlich sogenannte Geist den ganzen Organismus und die Thätigkeit des sterblichen Leibes bewirkt, brachte meine Gedanken dazu, neue Wege zu wandeln, und führte zu meiner Beweisführung, daß der Geist Alles ist und die Materie nichts, und daß damit der leitende Faktor der Wissenschaft gefunden war." „Die fundamentalen Sätze der christlichen Wissenschaft sind folgende vier, in sich klar und keines Beweises bedürftig: 1. Gott ist Alles in Allem; 2. Gott ist gut, Gott ist der Geist; 3. Gott und Geist sind Alles, die Materie ist nichts; 4. das Leben, Gott der Allmächtige, leugnen den Tod, das Uebel, die Sünde, die Krankheit. — Krankheit, Sünde, Uebel und Tod leugnen Gott den Allmächtigen, das Leben."

Weiter: „Gott ist in gewissem Sinne identisch mit der Natur, aber diese Natur ist geistiger Art und nicht materiell. Der Gesetzgeber, dessen Blitz das betende Kind lähmt oder tödtet, ist nicht das göttliche Ideal allgegenwärtiger Liebe. Gott ist seiner Natur nach gut und stellt sich nur in der Idee der Güte dar, während das Uebel nur als unnatürlich angesehen werden sollte, weil es der Natur des Geistes Gottes widerspricht."

Für den gesunden Menschenverstand wird es schwer sein, sich eine Natur vorzustellen, die nicht materiell ist, und den Blitzschlag als unnatürlich, weil er der Natur des Geistes Gottes widerspricht.

Man würde irren, anzunehmen, daß die Verfasserin als Repräsentantin des Uebels den Teufel verantwortlich machte. Für sie ist der Teufel „das Uebel, eine Lüge, weder etwas Körperliches, noch etwas Geistiges, der Gegensatz der Wahrheit, der Glaube an Sünde, Krankheit und Tod, thierischer Magnetismus, die Fleischeslust."

Die der Verfasserin gewordene Offenbarung ist eine doppelte: „1. Die Entdeckung dieser göttlichen Wissenschaft des Heilens durch eine geistige Auffassung der heiligen Schrift und durch die Lehren des heiligen Geistes, wie sie versprochen wurden durch den Herrn.

2. Der Beweis durch gegenwärtige Demonstration (d. h. durch die wunderbaren Heilungen der neuen Wissenschaft, christian science D. Uebers.), daß die sogenannten Wunder Christi nicht durch eine besondere Gabe Gottes möglich waren, die jetzt aufgehört hat, sondern daß sie ein fortdauernd thätiges göttliches Prinzip darstellen. Die Thätigkeit dieses Prinzips weist für alle Zeiten auf Zweck und Fortdauer der Wissenschaft hin."

„Was jetzt als nützlich und nothwendig für den Organismus und die Gesundheit des Menschen angesehen wird, wird nicht länger unentbehrlich gefunden werden. Im Gegentheil, die entgegengesetzten Bedingungen werden ebenso harmonisirend und zuträglich erscheinen. Weder Unthätigkeit noch Ueberanstrengung der Organe werden gefährlich sein; denn das Eine sowohl wie das Andere wird ebenso normal und natürlich mit dem veränderten sterblichen Geiste Hand in Hand gehen, wie der frühere Zustand, den der Glaube des Menschen geschaffen und sanktionirt hatte."

„So wird die Materie endlich als nichts, als ein sterblicher Glaube sich ausweisen, der völlig unzulänglich ist, die Menschen zu beeinflussen durch die bei ihm vorausgesetzte Wirksamkeit und Existenz."

„Der Ausdruck ‚christian science' bezieht sich besonders auf die Wissenschaft bezüglich des Menschen. Sie offenbart Gott nicht als den Urheber von Sünde, Krankheit und Tod, sondern als göttliches Prinzip, höchstes Wesen, Geist frei von allen Uebeln. Sie lehrt, daß die Materie den Schein, nicht die Wirklichkeit der Existenz bedeutet, daß Nerven, Gehirn, Magen, Lungen als Materie keine Einsicht, Leben oder Gefühl haben."

„Es ist klar, daß Gott keine Drogen oder Hygiene anwendet

oder vorsicht für den menschlichen Gebrauch; sonst würde Jesus sie empfohlen und angewandt haben bei seinen Heilungen."

„Jetzt wie damals geschehen Zeichen und Wunder bei der Heilung körperlicher Krankheit; aber sie dienen nur dazu, ihren göttlichen Ursprung zu beweisen und zu bezeugen die Wahrheit ihrer höheren Mission, der Heilung der menschlichen Irrthümer."

„Daß der sterbliche Geist beansprucht, jedes Organ des menschlichen Körpers zu regieren, davon haben wir überwältigende Beweise. Aber dieser sogenannte Geist ist ein Lügner und muß unter eigener Zustimmung der Wahrheit weichen. Der unsterbliche göttliche Geist nimmt alle angenommene Gewalt hinweg und rettet ihn aus selbstgeschaffener Gefahr."

Ihre Versuche mit der Homöopathie machten die Verfasserin skeptisch bezüglich der materiellen Kurmethoden.

„Die stärkste Verdünnung, die deshalb am wirksamsten sein soll, bedeutet so viel, als daß die Wirkung aus der Materie auf den Geist übertragen wird, und so sollte man einsehen, daß der Geist oder die Metaphysik den Arzt macht, das Arzneimittel aber keine Wirksamkeit hat." „Du sagst: ein Geschwür ist schmerzhaft; aber das ist unmöglich, denn die Materie ohne den Geist kann nicht schmerzen. Das Geschwür beweist nur deinen Glauben an Schmerz durch Entzündung und Anschwellung, und das nennst du Geschwür. Die Thatsache, daß Schmerz nicht vorhanden sein kann, wo kein sterblicher Geist ist, ihn zu fühlen, liefert den Beweis, daß dieser sogenannte Geist sich selbst den Schmerz macht, d. h. seinen eigenen Glauben an Schmerz."

Die Verfasserin vermeidet es, sich selbst zum Experimente anzubieten, um den Beweis der Unwirklichkeit der Schmerzen zu liefern. Die Probe würde leicht auszuführen sein und schwerlich zur Befriedigung der Frau Eddy ausfallen. — Gehen wir nun dazu über, in welcher Weise die Heilung der Krankheiten von ihr angestrebt wird.

„Abhandlungen über Anatomie, Physiologie und Gesundheit befördern Siechthum und Krankheit."

„Um den Kranken zu heilen, sollte der Metaphysiker zuerst alle moralischen Schäden aus sich selbst entfernen, damit er so die geistige Freiheit erlangt, die ihn befähigt, physische Uebel zu entfernen; aber er kann nicht heilen, solange seine eigene geistige Aermlichkeit ihn daran hindert, den Durstigen zu tränken und der Kranken Geist zu erfassen, ja während geistige Armuth Glaube und Hoffnung erstarren läßt."

„Schmerzstillende Mittel, Gegenreize und Blutentziehungen heilen Entzündungen im Sinne der Wissenschaft nicht, aber die Wahrheit des Lebens, ins Ohr des sterblichen Geistes geflüstert, wird Hilfe bringen.“

„Entferne Irrthum und Furcht, die den niedern Sinn beherrschen, und du wirst die Ursache der Krankheit ebenso wohl entfernen wie die krankhafte und aufgeregte Thätigkeit irgend eines Organs. Du wirst auf diese Weise ebenso gut wie funktionelle Störungen auch das entfernen, was organische Krankheit genannt wird.“

„Ueberanstrengungen, Entbehrungen, sonstige ungünstige Verhältnisse können ohne Leiden überwunden werden, wenn sie nicht mit Sünde verbunden sind. Was die Pflicht verlangt, kann ohne Schaden für dich vollbracht werden. Verrenkst du dir eine Muskel oder verwundest du dein Fleisch, so hast du dein Mittel bei der Hand. — Der Geist entscheidet es, ob das Fleisch verfärbt, schmerzhaft, geschwollen oder entzündet sein soll oder nicht.“

„Du sagst oder denkst, daß du durstig sein mußt, weil du salzigen Fisch gegessen hast, und folglich wirst du durstig, während der entgegengesetzte Glaube das Gegentheil bewirken würde.“ „Weil die Menschen behaupten, daß gewisse Zustände der Luft, Katarrh, Fieber, Rheumatismus oder Schwindsucht hervorrufen, treten diese Krankheiten ein — nicht wegen der Veränderungen in der Atmosphäre, sondern weil sie es glauben.“

„Bis die fortschreitende Zeit die Wirksamkeit und Ueberlegenheit des Geistes anerkennt, ist es besser, die Einrichtung von Knochenbrüchen und Verrenkungen den Fingern des Chirurgen zu überlassen, während du selbst dich darauf beschränkst, die Gemüthsruhe wieder zurückzurufen und Entzündung sowie zögernde Heilung zu bekämpfen. Es ist indessen nur recht, zu konstatiren, daß die Verfasserin im Besitze wohl verbürgter Thatsachen ist, welche beweisen, daß durch sie sowohl, wie durch ihre Schüler Verrenkungen der Gelenke und der Wirbelsäule allein durch geistige Chirurgie geheilt werden.“

Behauptungen, wie sie hier gemacht werden, verdienen eine ernsthafte Berücksichtigung nicht. Wäre Frau Eddy von der Richtigkeit ihrer Metaphysik überzeugt, glaubte sie wirklich, daß alle Krankheiten, organische und chirurgische, Verrenkungen und Wunden nur in der Einbildung beständen, so ist nicht einzusehen, weshalb sie mit dem Beweise der Wahrheit ihrer Lehre warten

will, bis die fortschreitende Zeit die Wirksamkeit und Ueberlegenheit des Geistes anerkennt. Dummköpfe würden auch jetzt schon zu finden sein, die ihr glaubten. Offensichtlich ist es ein anderer Grund, der sie veranlaßt, ihrer Kunst Grenzen zu stecken. Die Erklärung ist in der Befürchtung rasch zu Tage tretender Mißerfolge zu suchen. Aus demselben Grunde unterläßt sie es auch wohl, das Geschäft der Todtenerweckung zu betreiben, obgleich nach ihrer Lehre Tod, Krankheit und Sünde in gleicher Weise Einbildungen des sterblichen Geistes sind.

„Heilung der Kranken und Besserung der Sünder bedeutet ein und dasselbe in der christlichen Wissenschaft. Beide Zwecke erfordern dieselbe Methode und sind eins in der Wahrheit. Wollust, Haß und Unredlichkeit machen die Menschen krank, und weder Medizin noch der Geist können ihm auf die Dauer helfen, auch was sein körperliches Leiden betrifft, wenn sie ihn nicht moralisch bessern. Der sterbliche Leib und Geist sind eins. Die Gluth des Hasses, die brutale Neigungen entflammt, schwächliches Nachgeben bösen Regungen und Endzielen gegenüber werden den Menschen (wenn er auch noch über dem niedrigsten Typus der Menschheit steht) zum hoffnungslosen Dulder machen. Sie verzehren den Leib mit dem Feuer der Hölle."

Ueber die Ausübung der neuen Lehre und Heilkunst sagt die Verfasserin Folgendes: „Du mußt klar darüber sein, daß Krankheit ebenso wenig Wirklichkeit besitzt, wie Sünde. Sprich Wahrheit im Gegensatz zu jeder Art von Irrthum. Geschwülste, Geschwüre, Tuberkeln, Schmerz, verkrümmte Wirbelsäule, Alles das sind Traumgebilde, schwarze Bilder sterblicher Einbildungskraft, die vor dem Licht verschwinden werden. Wenn der Fall, den du behandeln willst, Schwindsucht ist, so beschäftige dich mit den hauptsächlichen Erscheinungen dieser Krankheit, insoweit der Kranke durch sie zu leiden glaubt. — Zeige ihm, daß die Krankheit nicht angeerbt ist, daß Entzündung, Tuberkeln, Blutung und Zersetzung Phantasiegebilde sind, sterblichen Gedanken entstammend und seinem Körper aufgepfropft, daß sie nicht menschliche Wahrheit sind, sondern als Irrthum behandelt und aus dem Kopfe geschlagen werden müssen. Dann werden diese Uebel verschwinden."

„Das Lesen der Veröffentlichungen der Verfasserin heilt Krankheit regelmäßig. Wenn Patienten bisweilen durch die Lektüre dieses Buchs kränker zu werden scheinen, so kann der Grund davon in der Aufregung des Arztes (Lesers) liegen oder es mag damit

die Krisis der Krankheit sich zeigen. Im Allgemeinen hat die Fortsetzung der Lektüre vollständige Heilung gebracht."

Die hier mitgetheilte Empfehlung der Lektüre ihrer eigenen Werke sieht einer buchhändlerischen Reklame verzweifelt ähnlich, da ihre Bücher sämmtlich im eigenen Verlage erschienen sind. (Siehe Vorrede des Werks.) Sie fährt dann fort: „Lehre deinen Schüler, daß er sich selber kennen muß, ehe er andere kennen kann und menschlichen Nöthen entgegentreten. Rechtschaffenheit ist geistige Macht. Lug und Trug ist menschliche Schwäche, welche göttliche Hilfe verwirkt. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß der Gebrauch des Tabaks und der berauschenden Getränke nicht mit der christlichen Wissenschaft sich vertragen."

Die Verfasserin schließt das XIV. Kapitel mit folgenden Sätzen, welche ihre Stellung zum Christenthum charakterisiren und hier mitgetheilt werden, weil sie für die Beurtheilung des Ganzen unentbehrlich sind.

„Haben die Jünger der christlichen Wissenschaft ein bestimmtes Bekenntniß? Antwort: Nein, wenn man unter dem Ausdrucke Bekenntniß Dogmen versteht. Das Folgende ist eine kurze Darlegung der wesentlichen Punkte oder religiösen Sätze der christlichen Wissenschaft:

1. Als Anhänger der Wahrheit nehmen wir die heilige Schrift als unsere Führerin zum ewigen Leben.

2. Wir glauben, daß Gott die Sünde vernichten wird und daß Sünde und Leiden nicht ewig sind.

3. Wir glauben an die Versöhnung als Mittel und Beweis göttlicher Liebe, der Vereinigung des Menschen mit Gott und an die großen Verdienste des Wegweisers.

4. Wir glauben, daß der Weg zur Erlösung, der durch Jesus bewiesen ist, die Macht der Wahrheit ist über allen Irrthum, Sünde, Krankheit und Tod, und glauben an die Auferstehung des menschlichen Glaubens und Verständnisses, die großen Möglichkeiten und lebendigen Kräfte des göttlichen Lebens zu erfassen.

5. Feierlich versprechen wir, zu streben, zu wachen und zu bitten, daß der Geist in uns sein möge, der in Jesus Christus war, daß wir einander lieben und sanft, gütig, gerecht und rein sein mögen."

Ueber das Gebet äußert sich Frau Eddy folgendermaßen:

„Gott läßt sich nicht bewegen, durch Lobpreisungen mehr zu thun, als er bereits gethan hat; auch kann der Unendliche nicht

weniger thun, als alles Gute zu gewähren, da er die unwandelbare Weisheit und Liebe ist. Wir können vielleicht durch Bitten für uns mehr thun; aber der Allvollkommene gewährt sie nicht einfach wegen des Lippendienstes, denn er weiß bereits Alles."

„Gebet kann die Wissenschaft des Lebens nicht ändern. Tugend allein beweist die Wahrheit. Die Bitte, ein Anderer möge für uns handeln, erfüllt unsere Aufgabe nicht. Die Gewohnheit, mit dem göttlichen Geiste zu verhandeln, wie man mit einem menschlichen Wesen verhandelt, verewigt den Glauben an Gott nach menschlicher Weise aufgefaßt — einen Irrthum, der unser geistiges Wachsthum verhindert." „Der stete Kampf, immer gut zu sein, heißt unablässiges Gebet. Seine Beweggründe werden offenbar in dem Segen, den sie bringen, — der, wenn er auch nicht in hörbaren Worten anerkannt wird, unsere Würdigkeit beweist, Theilhaber der Liebe zu werden."

„Lange Gebete, Kirchlichkeit und Bekenntnisse haben die göttlichen Flügel der Liebe beschnitten und Religion in menschliches Gewand gekleidet. Sie machen die Anbetung materiell, hindern den Geist und machen es dem Menschen unmöglich, seine Macht zu beweisen."

„Hörbares Gebet kann die feststehende Wahrheit nicht ändern oder sie uns verstehen lassen; aber ein brünstiges, fortdauerndes Verlangen, den Willen Gottes zu erkennen und zu thun, wird uns die ganze Wahrheit offenbaren. Solch ein Verlangen bedarf des gesprochenen Wortes kaum. Sein bester Ausdruck liegt im Gedanken und in der Lebensführung."

„Das Gebet des Glaubens wird den Kranken heilen, sagt die Schrift. Worin besteht diese heilende Kraft? Die bloße Bitte, Gott möge den Kranken heilen, hat keine Macht, mehr von der göttlichen Gegenwart zu gewinnen, als immer zur Hand ist. Der einzige wohlthätige Einfluß eines solchen Gebets auf den Kranken richtet sich auf den menschlichen Geist, indem es ihn befähigt, kräftiger auf den Körper einzuwirken in Folge des blinden Glaubens an Gott. Das heißt aber soviel, als daß ein Glaube den andern vertreibt, der Glaube an das Unbekannte vertreibt den Glauben an die Krankheit."

Ich glaube, daß das vorstehend Mitgetheilte einen genügenden Einblick in die Gedankenwelt der Begründerin der christian science gewähren wird, wenngleich hier nur ein Auszug gegeben werden konnte. Das Buch ist im Tone einer Erbauungsschrift mit vielen

Hinweisungen auf die christliche Religion im Allgemeinen und die Bibel im Besondern in bilderreicher, und wie das Mitgetheilte beweist, oft dunkler Ausdrucksweise abgefaßt. Offenbar liegt der Anschauung der Frau Eddy der Gedanke zu Grunde, welcher bereits durch Plato und die Weisheit der alten Inder seinen Ausdruck gefunden und von den späteren Philosophen besonders Kant und Schopenhauer beschäftigt hat. „Keine Wahrheit ist also gewisser, von allen anderen unabhängiger und eines Beweises weniger bedürftig, als dies, daß Alles, was für die Erkenntniß da ist, also die ganze Welt, nur Objekt in Beziehung auf das Subjekt ist, Anschauung des Anschauenden, mit einem Worte Vorstellung". (Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung"). Bis zur Konsequenz einer Verlängerung des „Dinges an sich" haben sich freilich diese Philosophen nicht aufgeschwungen, wie es Frau Eddy gethan hat. Der alte Kant würde trotz seiner Schrift: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" höchlich erstaunt sein, wenn er heute erführe, daß seine tiefsinnigen Lehren als Ausgangspunkt für die Behauptung der Nichtigkeit von Krankheit, Sünde und Tod gedient haben, deren Existenz lediglich der Einbildungskraft der irrenden Menschheit zugeschrieben werden soll. Einem sokratischen Lächeln würde dieses Erstaunen Platz machen, wenn er sähe, in wie praktischer Weise die neue Philosophie der Frau Baker-Eddy zur Nutzanwendung geschritten ist, indem aus der Leichtgläubigkeit verwirrter Köpfe mit Hilfe angeblicher Wunderheilungen Gold geprägt wird. So weit hatte es bislang noch keine Philosophie gebracht.

Die Unrichtigkeit und Verkehrtheit der Eddy'schen Lehre hier des Weiteren darzulegen, dürfte überflüssig sein. Dem Leser ist durch den mitgetheilten Auszug die Gelegenheit zur Kritik ausreichend gegeben. Ich will indessen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß neben dem grundlegenden Unsinn auch manche Wahrheiten zum Aufbau des Ganzen benutzt worden sind. Sie sind sämmtlich der christlichen Ethik entnommen. Neben dem Wunderglauben haben sie dazu gedient, das Publikum zu dupiren. Was von vielen schlechten Büchern gilt, gilt auch von dem Buch der Frau Eddy. Das Gute in ihm ist nicht neu; das Neue nicht gut. Der Preis der Wahrheit und Tugend erklingt auf jeder Seite. Wenn sie ihren Jüngern Tugend und Wahrheit, Liebe und Rechtschaffenheit als Vorbedingungen erfolgreichen Wirkens in der Krankenbehandlung empfiehlt, wenn sie unter derselben Voraussetzung den

Kranken dauernd Genesung in Aussicht stellt, so ist dagegen bezüglich der letzteren gewiß nichts zu sagen. Ohne Frage würde es für die Kranken ein gar nicht hoch genug zu schätzender Gewinn sein, falls es ihnen gelänge, diesem Rathe nachzuleben; denn daß ein großer Theil menschlichen Leidens und speziell auch der Krankheiten auf ungezügelte Leidenschaften, Laster und Unmäßigkeit zurückzuführen ist, leidet keinen Zweifel. Anders liegt die Sache mit dem Erfolg der guten Rathschläge für die Jünger, welche die neue Lehre weiter verbreiten und in Behandlungen von Kranken praktisch verwerthen sollen. Für sie wäre ein Leben in der Wahrheit ein Widerspruch in sich selbst, da die Grundlage der Lehre Unwahrheit ist. Mit größter Bestimmtheit werden von Frau Eddy Behauptungen aufgestellt, deren Unwahrheit durch die tägliche Erfahrung bewiesen wird und jeden Augenblick durch das Experiment dargethan werden kann.

Man darf vom großen Publikum nicht erwarten, daß es die Eddy'schen Lehren einer gründlichen Prüfung unterzieht, ehe es für sie Partei nimmt. Es wäre deshalb auch thöricht, anzunehmen, daß es ihre Widersinnigkeit von vornherein erkennen sollte. Wohl aber hätte man annehmen können, daß die Mangelhaftigkeit, das häufige Versagen der Heilungen jeden Glauben an die Wahrheit der Lehre sehr bald hätte aufheben müssen. Behauptungen, wie sie oben citirt sind, daß Verkrümmungen der Wirbelsäule Traumgebilde sind, die ebensowohl wie sogenannte organische Erkrankungen durch die neue Lehre geheilt werden können, wären wohl geeignet gewesen, den Glauben von Anfang an nicht aufkommen zu lassen. Ebenso die Behauptung, daß Sünde, Krankheit und Tod der Gegensatz der Wahrheit sind, weder etwas Körperliches noch etwas Geistiges. Dem einfachsten Verstande hätte es einleuchten müssen, daß sämmtliche chronische und sonst für unheilbar gehaltene Krankheiten längst die ersehnte Hülfe bei der Eddy'schen Behandlung hätten suchen und finden müssen, wenn die gewünschten und versprochenen Erfolge einträten. Am guten Willen der Kranken würde es gewiß nicht gefehlt haben. Mißerfolge der mangelhaften Tugend zuschreiben zu wollen, ginge doch wohl nicht an. Kranke pflegen gern tugendhaft zu sein, wenn sie besser werden wollen. Um so weniger dürfte diese Erklärung Stich halten, als erwiesenermaßen viele Kuren angeblich mit Erfolg unternommen werden bei Kranken, die mit der Frau Eddy resp. deren Vertretern persönlich nicht zusammen kommen, also par distance behandelt werden, auch bei

Kindern, bei denen die Vorstellung der Nichtigkeit körperlicher Leiden kaum Eindruck machen und von Tugend nicht die Rede sein kann. Trotz dieser anscheinend der Lehre von Anfang an jeden Erfolg verweigernder Verhältnisse hat dieselbe nicht allein einen sehr großen Anhängerkreis gewonnen, vielleicht den größten, den Kurpfuscherei seit langer Zeit gehabt hat; es hat sich sogar diese jeder Vernunft und Erfahrung ins Gesicht schlagende Afterlehre bereits seit geraumer Zeit, seit mehr als 30 Jahren erhalten, ohne, wie es scheint, an Kraft zu verlieren. Zwar wird in verschiedenen Zeitungsartikeln und wissenschaftlichen Journalen (Nationalzeitung und Deutsche medizinische Wochenschrift) behauptet, der Eddyismus habe sich in Amerika abgewirthschaftet; die hiesigen Vertreter desselben behaupten aber das Gegentheil (Deutsche Monatshefte der christlichen Wissenschaft oder metaphysischen Heilmethode). Jedenfalls scheint in Deutschland der Zeitpunkt des Rückganges noch nicht gekommen zu sein.

Wodurch werden die zweifellosen äußeren Erfolge der christlichen Wissenschaft erklärt und was giebt ihr die besondere Stellung in der Geschichte der Kurpfuscherei?

Daß jede Art der Kurpfuscherei ihre Erfolge aufzuweisen hat, ist Thatsache. Es kann nicht anders sein, da ein großer Theil der Krankheiten ihrem natürlichen Verlaufe nach zur Genesung führt, in nicht seltenen Fällen sogar dann, wenn die angewandten Mittel unzweckmäßige waren. Wer deshalb Gelegenheit hat, eine große Anzahl von Kranken zu behandeln, wird auch vieler Heilungen sich rühmen können. Die Kunst des Kurpfuschers besteht deshalb hauptsächlich in der Art seines Auftretens und der Reklame, welche die Kranken herbeilocken müssen. Von verhältnißmäßig geringem Einfluß sind die Mittel, welche angewandt werden, obgleich man nicht wird leugnen können, daß manche der Verordnungen in passenden Fällen von Nutzen sein können, seien es nun Bäder verschiedener Art oder innerlich und äußerlich angewandte Arzneimittel. Da aber Kurpfuscher aus der Medizin kein Studium gemacht haben, so ist es meist dem Zufall überlassen, ob Nutzen oder Schaden die Folge ist. Der gewöhnliche Verlauf ist der, daß nach einiger Zeit, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist und Mißerfolge in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, der Zulauf der Kranken aufhört, der Pfuscher fortzieht und an einem anderen Orte sein Geschäft von Neuem anfängt.

Die beste Reklame der Pfuscherei ist der Wunderglaube. In

welch mächtiger Weise dieser die Gemüther der sich nach Genesung sehnenden Kranken ergreift, sehen wir an den jährlich sich wiederholenden Wallfahrten katholischer Länder. Daß durch die Anbetung wunderthätiger Muttergottesbilder neben der Heilung solcher Kranken, die auch in der Behandlung gewöhnlicher Kurpfuscher genesen, andere vorkommen, die bisher auch von Aerzten vergeblich versucht waren, wird behauptet und soll nicht bezweifelt werden. Immerhin werden sie zu den Seltenheiten gehören. Der Glaube macht in solchen Fällen nicht allein selig, er macht auch gesund. Niemand hat den Einfluß des Glaubens auf den Kranken durch Suggestion besser geschildert als Zola in seinem „Lourdes". Die Suggestion, die Einpflanzung der Ueberzeugung des sichern Erfolges in die Seele des Kranken, kann in verschiedener Weise wirksam werden. Zunächst ist die große Zahl eingebildeter Leiden, welche der Hypochondrie und Hysterie zugezählt zu werden pflegen, der Heilung durch den Wunderglauben leicht zugänglich, was einer weiteren Erklärung nicht bedarf. Ebenso, wie es eine Menge eingebildeter Krankheiten giebt, giebt es sodann auch eingebildete Heilungen, durch welche die Gläubigen getäuscht werden. Je stärker der Wunsch, geheilt zu werden, ist, je größer der Glaube, um so länger wird der Gedanke der Heilung vorhalten; um so schmerzlicher wird auch die Rückkehr der früheren Leiden empfunden werden. Nicht zu den eingebildeten Krankheiten, wenngleich ihnen nahe verwandt, darf man eine Reihe von Störungen im Bereich des motorischen und sensibeln Nervensystems rechnen, welche sich in Form von Muskellähmungen und Krämpfen, von Schmerzanfällen oder Gefühllosigkeit äußern, ohne durch grobe anatomische Veränderungen bedingt zu sein. Sie werden bei Hysterischen nicht selten beobachtet und spotten oft jeder ärztlichen Behandlung durch Medikamente. Durch psychische Einflüsse werden sie erfahrungsmäßig nicht selten zur Heilung gebracht. Solche Leiden sind für den Wunderglauben ein dankbares Feld.

Es giebt schließlich lokale sowohl wie allgemeine Erkrankungen in Form chronischen Siechthums, welche ihren Grund in Störungen der dem Willensimpulse entzogenen und unbewußt thätigen Organe haben. Hierzu sind das Herz und das Gefäßsystem im Allgemeinen, wie die Lungen, der Verdauungsapparat mit den zugehörigen großen und kleinen Drüsen, auch die Organe der Harnabsonderung zu zählen. Sind diese Störungen wesentlich nervösen Ursprungs und nicht durch vorgeschrittene organische Veränderungen bedingt, so

sind auch sie der Heilkraft des Wunderglaubens zugänglich. Jedermann weiß, wie mächtig Gemüthsaffekte Verdauung, Ernährung und Herzthätigkeit beeinflussen. Kummer und Sorgen stören Appetit, Verdauung, Blutbildung und Ernährung, Schrecken macht Herzklopfen und läßt das Antlitz erbleichen u. s. w. Es ist daher durchaus begreiflich, daß der Glaube an die Wunderkraft irgend welcher Art solche Störungen und damit unter Umständen schwere Erkrankungen heilen und verhüten kann. Ist doch dieser Glaube der Vater der Hoffnung und damit das gerade Gegentheil deprimirender Gemüthsaffekte.

Das Studium der Hypnose hat im Laufe der letzten Dezennien ungezählte Beweise von dem mächtigen Einflusse der Suggestion auf die Heilung von Krankheiten gegeben. Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Wesen dieser Heilmethode einzugehen. Nur das sei bemerkt, daß es sich auf diesem Gebiete um Einwirkungen auf das Zentralnervensystem handelt, die noch vielfach der Aufklärung bedürfen und deren Effekte nicht lediglich Krankheitsbehandlung betreffen. So viel läßt sich jedoch mit Bestimmtheit sagen, daß die Erfolge der Hypnose in der Krankenheilung auf Suggestion zurückzuführen sind.

Den Erfolgen der Kurpfuscherei, mag sie im gewöhnlichen Kleide des nicht approbirten Heilkünstlers oder unter dem geheimnißvollen Gewande des Wunderglaubens oder der Pseudophilosophie der christlichen Wissenschaft einherschreiten, stehen Nachtheile und Gefahren gegenüber, welche vom vertrauensseligen Publikum nicht gekannt und gewürdigt werden; direkte Gefahren, insofern durch Kurpfuscher gar nicht selten zweckwidrige und sogar gefährliche Verfahren eingeschlagen werden; indirekte, indem oft die rechtzeitige Hilfe des Arztes versäumt wird. Wer den Schaden zu tragen hat, pflegt darüber nicht gern zu sprechen, wenn er einsieht, daß er eine Dummheit begangen hat. Erfolge der Kurpfuscherei werden dagegen mit Enthusiasmus verbreitet. — Niemand würde sich wohl einfallen lassen, beim Schneider Schuhe zu bestellen, sich vom Schuster ärztlich behandeln zu lassen, erscheint der Welt nicht widersinnig. Ohne die Einfalt und Leichtgläubigkeit des Publikums würde das nicht möglich sein, — es darf aber nicht verhehlt werden, daß ein anderer und nicht weniger bedeutungsvoller Grund in der zweifellos vorhandenen Unvollkommenheit der ärztlichen Kunst liegt. Trotz aller großartigen Entdeckungen der Neuzeit wird man, wenn man aufrichtig sein will, diese That-

sache anerkennen müssen. Ein Vorwurf gegen die Schulmedizin liegt in ihr nicht. Wer die unendlichen Schwierigkeiten kennt, welche der Erforschung der Wahrheit auf dem Felde der Heilkunde entgegentreten, wird sich nicht wundern, daß trotz Roentgens großartiger Entdeckung die alte Hallersche Wahrheit: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“, noch immer der Sicherheit des ärztlichen Könnens in vielen Fällen entgegensteht. Ist das aber ein Grund, das Errungene — und wahrlich, es ist kein Geringes — zu mißachten? Treten nicht ungelöste Räthsel auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft dem Fortschritt häufig entgegen? Wenn es der Wissenschaft mit heißem Bemühen nur langsam gelingt, dem leuchtenden Stern der Wahrheit sich zu nähern, soll es da Banausen und verwirrten Köpfen, die nicht einmal von den elementarsten Vorbedingungen des Studiums, geschweige denn von Anatomie und Physiologie eine Ahnung haben, erlaubt sein, die edle Heilkunst handwerksmäßig zu betreiben?

Nachgerade ist in Folge einer mangelhaften Gesetzgebung die Kurpfuscherei zu einer öffentlichen Kalamität geworden. Tausend schwindelhafte Existenzen nähren sich auf Kosten der leichtgläubigen Bevölkerung; namentlich ist es der Arme, der ihnen Tribut zahlt. Diesen Mißständen gegenüber sollte die Regierung ihre Augen nicht verschließen. Ob der Hinweis des Justizministers auf das Gesetz den unlauteren Wettbewerb betreffend ein erhebliches Hinderniß des ferneren Gedeihens der Kurpfuscherei sein wird, ist zu bezweifeln. Vielleicht wird es einige Prozesse mehr geben; allein im Großen und Ganzen wird die Sache wohl dieselbe bleiben. Es steht dahin, ob man auf thätige Hilfe der Aerzte bei Verfolgung der Uebertretungen rechnen darf. Ist es mit der Würde des ärztlichen Standes zu vereinen, daß er in einen Konkurrenzkampf mit der Pfuscherei tritt? Im Uebrigen sind es nicht die Interessen der Aerzte, die zu einer Aenderung der Gesetzgebung auffordern sollten, sondern das Wohl der Bevölkerung im Allgemeinen.

Daß jene Kuren, welche durch den Glauben an ein wunderthätiges Muttergottesbild, an besonders heilkräftige Reliquien oder auf sogenanntem metaphysischen Wege durch christliche Wissenschaft stattfinden, für das geistige Leben der Gläubigen nicht ohne Gefahr sind, kann nicht wohl bezweifelt werden. Die epidemische Herrschaft des Irrthums ist eine Krankheit auf geistigem Gebiete. In gewisser Beziehung steht die christliche Wissenschaft bezüglich der Gemeingefährlichkeit in erster Linie; insofern nämlich, als sie zur

Negation des Schmerzes auffordert. Der Schmerz ist in den meisten Fällen ein Warnungsruf der Natur, der darauf hinweist, daß eine ernsthaft zu nehmende Störung der Gesundheit vorliegt. Wird dieser Warnungsruf überhört, so können die Folgen gegebenen Falles dem Patienten Gesundheit und Leben kosten. Die systematische Unterdrückung des Schmerzes findet sich bei keiner andern Form der Kurpfuscherei.

Neben dem Einflusse des Grundgedankens auf die Phantasie des Kranken, des Gedankens der Nichtigkeit aller Leiden, wenden die Eddyisten noch ein anderes und zwar mystisches, und als solches nicht weiter erklärliches Heilmittel an, das sogenannte Gebet. Dies scheint bei der Behandlung die Hauptrolle zu spielen. Die oben mitgetheilte Ansicht der Frau Eddy über das Gebet stimmt insofern mit dieser Praxis nicht überein, als sie dort demselben einen sehr untergeordneten Platz in ihrem System anweist. Allein die von ihr und Anderen vielfach mitgetheilten Heilungsberichte beziehen sich zum Theil auf Kranke, die gar nicht vom Heilkünstler gesehen sind, also in absentia behandelt werden. Bei diesen kann von einem direkten Einfluß der Lehre auf den Geist der Patienten wohl kaum die Rede sein; noch weniger bei Kindern, welche dem Einfluß philosophischer Ideen, mögen sie nun tiefsinnig oder unsinnig sein, nicht zugänglich zu sein pflegen. In solchen Fällen muß der Einfluß des Behandelnden lediglich als ein mystischer angesehen werden, mag er sich nun in einer bestimmten Gebetsformel oder bloß in einer Vertiefung in den Grundgedanken der Lehre bethätigen. Nach einer Erklärung in den Monatsheften der christlichen Wissenschaft ist es gleichgiltig, ob der Patient bei der Behandlung gegenwärtig ist oder nicht, „da der heilende Gedanke, die bewußte Verwirklichung der einen heilenden Macht, mit der Schnelligkeit des Lichtes den Raum durchfliegt.“ An einer andern Stelle wird zur Erklärung der Behandlung in absentia gesagt, daß, da der göttliche Geist überall anwesend sei, wo der Gedanke der Heilung zum Ausdruck käme, es nicht nöthig sei, daß dies beim Patienten selbst geschehe. — Höchst auffallend ist es, daß Frau Eddy über die Heilungen par distance und ohne Mitwirkung der Patienten in ihrem Werke keine weitere Auskunft giebt. Man würde nicht auf den Gedanken kommen, daß sie selbst sich ihrer bedient habe, wenn nicht die beigegebenen Krankheitsgeschichten das Gegentheil bewiesen. Ueber eine plausibele Erklärung dieser Art der Behandlung scheint sie in Verlegenheit gewesen zu sein.

Die Anhänger der Eddyschen Lehre haben in Hannover eine besondere kirchliche Gemeinde gebildet und regelmäßigen Gottesdienst eingerichtet. Es geht daraus hervor, daß der Zweck der neuen Lehre nicht mit der Krankenheilung erschöpft sein soll. Hier näher auf die religiöse Richtung einzugehen, habe ich weder Veranlassung noch Beruf.*) Die oben angeführten Zitate lassen über die Richtung im Allgemeinen keinen Zweifel obwalten. Neben den Heilungen, welche im Vordergrunde stehen, scheint die neue Lehre einen Theil des Erfolges namentlich unter den höheren Klassen der mit den Glaubenssätzen der herrschenden christlichen Bekenntnisse im Widerspruch stehenden Auffassung zu verdanken. Ein großer Theil des Publikums widerstrebt der Festlegung des Bekenntnisses in Dogmen, die, aus früheren Jahrhunderten übernommen, mit modernen Anschauungen vielfach in Konflikt kommen.

Durch die Bildung einer besonderen Gemeinde wird dem gewissenlosen Eigennutze der christlichen Wissenschaft eine scheinbare Rechtfertigung, eine Folie gegeben. Ohne Krankenheilung würde indessen die neue Sekte selbst in den Augen ihrer Anhänger ihre Existenzberechtigung verlieren. In der schönen Hülle von Religion und Moral birgt sich der garstige Kern von Unsinn, Eigennutz und Trug.

Die Frage liegt nahe: Glauben Frau Eddy und ihre Jünger an ihre Lehre oder handelt es sich lediglich um einen amerikanischen Humbug? Es wäre unrichtig, den Eddyisten den Glauben an die eigene Sache absprechen zu wollen, weil sie auf Unsinn beruht. Es giebt keinen Unsinn, den das menschliche Gehirn nicht ausbrüten und für Wahrheit halten könnte. Erfolg und Dauer des Unsinns hängen von günstigen Verhältnissen ab. Ohne diese versinkt er alsbald im Meere des Irrthums auf Nimmerwiedersehen, während die Wahrheit hundert Mal vergessen stets von Neuem zur Oberfläche emportaucht. Zu diesen günstigen Verhältnissen ist vor Allem der Nutzen zu rechnen, den der Unsinn dem Gläubigen bringt. Dieser bewirkt, daß die deutlichsten Beweise des Gegentheils ignorirt werden. Man glaubt nicht allein, was man wünscht, man glaubt auch, was einem Nutzen bringt. Die tägliche Erfahrung läßt das erkennen. So steht es wohl auch mit der Lehre der Frau Eddy.

*) Anmerkung. Während des Druckes kommt mir ein Schriftchen von Karl Trost „Wunderheilung und Gottesglauben, Berlin bei Duncker" zur Kenntniß, dessen Inhalt sich auch mit der religiösen Seite der christlichen Wissenschaft eingehend beschäftigt und dem Leser empfohlen sei. H.

Auf die einfachste Weise wäre den Schäden der Kurpfuscherei im Allgemeinen und der christlichen Wissenschaft im Besonderen erfolgreich entgegenzutreten, wenn man jede gewerbmäßige, das heißt gegen Entgelt stattfindende, Krankenbehandlung von einer staatlichen Prüfung der Vorbildung abhängig machen wollte. Sämmtliche Kurpfuscherei würde dann auf ein unschädliches Minimum zusammenschrumpfen, ohne daß man der berechtigten persönlichen Freiheit zu nahe träte. Sollte der Staat nicht die Verpflichtung haben, vor Gefahren zu schützen, die der Einzelne zu erkennen unfähig ist? Man giebt sich einer verhängnißvollen Täuschung hin, wenn man glaubt, die Bildung der Bevölkerung, einschließlich der höheren Klassen, sei so weit vorgeschritten, daß ein gesetzlicher Schutz gegen den Unfug und die Gefahren der Kurpfuscherei überflüssig sei.

Quousque tandem? Wie man sagt, haben die Schulmeister wesentlich dazu beigetragen, im Jahre 1870 die Franzosen zu besiegen. Der Sieg über Dummheit und Aberglauben wird ihnen so leicht nicht gelingen.

Schule des Lustspiels.

Von

Walter Harlan.

I.

> „Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen,
> Und wenn wir erst in angemess'nen Stunden
> Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
> Mag frei Natur im Herzen wieder glühen."
>
> Goethe, „Sonett".

Die Gefühlselemente.

Den Artisten, der die Hälfte des Künstlers ist, messen wir an seiner Macht, Gefühle zu erzeugen.

Die köstlichste Beigabe, aber doch nur Beigabe, zu Kunstwerken sind die Gedanken, die in den Gefühlen wetterleuchten. Rom ist schöner als Chicago, denn tausend Gedanken leben in dem Gefühl, das beim Anblick der „ewigen Stadt" eine reichere Seele bestürmt. Das Wort „Idee", das wohl hier auf manche Lippen tritt, vermeide ich mit Bewußtsein. Die Philosophen haben es zu Grunde definirt, und wir brauchen es nicht.

Von Kant an bis zu unserem Zeitgenossen Eduard von Hartmann hat jeder Philosoph gemäß seiner neuen „Weltidee" eine fundamental andere Aesthetik geschrieben als sein Vorgänger, regelmäßig unter bitteren Ausfällen auf jenen Vorunsterblichen. Da nun die unpraktische Wissenschaft von der Wahrnehmung und die praktische Kunstlehre leicht verwechselt werden, so steht alles Wissenwollen vom Wesen der Kunst, aller „Kunstseich" heute im übelsten Rufe. Und das ist sehr begreiflich. Kein Künstler kann Vertrauen zu einem System haben, das auf dem Flugsande irgend einer mehr oder minder privaten Weltidee erbaut ist. Als ich zum ersten Male die Ausführungen Schopenhauers über das Lustspiel las (Die Welt a. W. u. V. II, Reclam 414), hatte ich den einzigen Eindruck, dieser Ehrwürdige müsse doch wohl durch irgend ein Körperleiden unheilbar verstimmt gewesen sein.

Verlegen wir aber das höchste Gesetz der Kunst aus dem Reiche der Gedanken in das Reich des Gefühls, so sind wir vom Flugsande auf einen Felsen gekommen, nun mögen die Weltanschauungen wechseln von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, die Gesetze der Psychologie, die Erfahrungsgesetze, nach denen der Mensch erfreut, gerührt, geärgert, belustigt wird, können nur immer exakter formulirt werden, der Pendelschlag der Modephilosophieen wird ihnen im Wesentlichen nichts anhaben.

Ich will lernen, auf der Orgel der Menschenseele zu spielen, ich muß zuerst einen Ueberblick über die Pfeifenreihen gewinnen.

Einen zuverlässigen Ueberblick über das Reich der Gefühle, deren der Mensch und also der Zuschauer im Theater fähig ist, hat mir Wundts „Grundriß der Psychologie" gegeben. Ich las die einschlägigen Paragraphen (7,7 und 13,9) mit dem ganzen Entzücken des Pedanten, der den Grundstein seines Gedankenhauses durch einen berühmten Gelehrten bestätigt findet. Innerhalb der unendlichen Mannigfaltigkeit unserer Gefühle, innerhalb des Reichthums manches einzelnen Gefühls an offenbar verschiedenen Bestandtheilen beobachtete Wundt drei wichtigste „Dimensionen" (Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele", 14) des Gefühls — ein Bild, aber ein vorzügliches! — drei „Hauptrichtungen, die sich zwischen Gefühlsgegensätzen von dominirendem Charakter erstrecken": Lust und Unlust, erregende und beruhigende und endlich spannende und lösende Gefühle. Er führt den Beweis, daß alle unsere Empfindungen, alle unsere einfachen und zusammengesetzten Gefühle entweder Erscheinungen eines dieser sechs paarweise zusammengehörigen Grundelemente sind, oder — fast immer — Amalgame aus mehreren der drei Gefühlsdimensionen. Also: wie ein Körper gleichzeitig lang, breit und tief ist, kann ein Gefühl beispielsweise gleichzeitig lusthaltig, erregend und spannend sein.

Diese Wissenschaft von den menschlichen Gefühlselementen machte ich mir um so lieber zu eigen, als ich in den Begriffen Lust, Erregung, Spannung und Lösung meine vertrauenswürdigsten alten Bekannten aus der Hamburgischen Dramaturgie und aus Goethes, Schillers, Otto Ludwigs, Hebbels, Freytags unexakten Schriften wiedererkannte. Es muß wohl etwas Ewiges an diesen Begriffen sein. Aber, was für mich so werthvoll war: Jener ruhige Erforscher der Menschenseele und alle seine Vor- und Mitarbeiter haben keine wesentlich andern Gefühlselemente gefunden, als

diese sechs! Hierdurch ohne Zweifel kamen sie auf das Bild von den drei Dimensionen, zu denen es ja auch keine vierte giebt. Und jedenfalls habe ich mich bei meiner Arbeit überzeugt, daß sich auf diesen sechs Ecksteinen eine durchaus lückenlose und herrlich einfache Dramaturgie aufbaut.

Alle Künste, die als ein vollkommenes Bild der Wirklichkeit auch in die Zeit fortschreiten, besitzen die Mittel, sämmtliche Gefühlselemente zu erzeugen. Ja, sie sind, aus ihrem Wesen heraus, ohne Lust, ohne Spannung und Lösung, ohne Erregung nicht denkbar.

Die hier vorweggenommenen wichtigen Begriffe werde ich erst später in handliche und hoffentlich einwandfreie Definitionen bringen, einstweilen muß ich annehmen, daß man etwa mit dem Herzen weiß, was Lust, Erregung und Spannung sind.

Das Lebenselement nun aller in die Zeit fortschreitenden Künste, also auch des Bühnenspiels, ist die Spannung. Der Wesensunterschied zwischen Tragödie und Lustspiel aber ist der, daß der Tragödienzuschauer auf eine Haupt-Erregung (auf einen primär erregten Affekt), auf eine Erschütterung, daß aber der Lustspielzuschauer auf eine Haupt-Lust (auf einen primär lusthaltigen Affekt) gespannt ist.

Also ist die dringlichste Aufgabe des Lustspiels: zu spannen, in der zweiten Linie aber ist ihm die Lust wichtiger als die Erregung. Speziell Lust erwartet der Mensch vor dem Vorhang von einem Lustspiel, und darum ist die Lust des Lustspiels spezieller Stil. Aus dem Herzen einer Hauptspannung auf eine Hauptlust soll Lust in alle Organe unseres Werks und bis ins fernste Aederchen der Gespräche pulsen. Und dieses Ganze will sich in der Seele des Zuschauers zu einem Schwall von Gefühlen steigern, der in der Lösung durch eine Hauptlust seine Hochfluth erreichen muß.

Die Lösung.

Lösung und Erfüllung.

Viel wichtiger für das schreitende Kunstwerk als die Lösung ist die Spannung, zu der sie gehört. Dennoch muß mein theoretischer Gang bei der Lösung beginnen, weil durch sie rückwärts zunächst die Spannung, damit aber das ganze Werk am stärksten bestimmt wird.

Es giebt nicht nur eine Lösung im Stücke, sondern viele weil es nicht nur eine Generalspannung, sondern viele Einzelspannungen giebt. Für die Hauptlösung aber gilt ein besonderes Gesetz: sie muß die in der Spannung wachgewordene wesentliche Gefühlserwartung (nicht Ereignißerwartung) erfüllen, die Kadenz des schreitenden Gefühls muß mit der Tonika schließen. Aus diesem Grunde mag die Hauptlösung kurz die Erfüllung heißen.

Erfüllung also ist im Bühnenspiel das abschließende Ereigniß, das im Zuschauer das wesentlich erwartete Gefühlselement auslöst. Diese Gefühlserwartung kann im Grade des erwarteten Gefühls selbstverständlich überboten werden, was also eine starke Kunst immer thun wird. Dieses Ueberbieten aber geschieht, indem ein mächtigeres — also mehr oder minder anderes — Ereigniß eintritt, als erwartet war; mit dem „mächtigen" Ereigniß meine ich hier ein solches, das mächtig ist, Lust, Erregung und Gedanken zu erwecken.

Die beiden Arten der Erfüllung.

Im Erfüllungsgefühl kann nur entweder eine starke Erregung, Erschütterung, oder eine starke Lust vorherrschen.

Ist die Erfüllung gleichzeitig eine Erschütterung, so wird unser Werk eine Tragödie, soll Lust mit der Erfüllung verbunden sein, so giebt es ein Lustspiel. Durch diese begriffliche Scheidung wird die erfreuliche Mannigfaltigkeit unserer Untertitel nicht eingeschränkt. Mit Recht mag einer ein Lustspiel, das auf eine speziell komische Lust hinausläuft, als Komödie bezeichnen, und Ibsens schlichter Gebrauch, seine tragischen Bühnendichtungen Schauspiele zu nennen, hat den offenbaren Vortheil, daß der Theaterzettel sich nicht in etwas mischt, was selbstverständlich Sache der Dichtung selbst ist: in das spannende Ankündigen der Erfüllungsgefühle. Anderen Dichtern erscheint es vielleicht praktisch, das Publikum ganz ungefähr über die Art ihrer Gabe zu benachrichtigen. Leute z. B., die kurz vor dem Theater ausführlich essen, werden für die Warnung „Tragödie!" ohne Zweifel dankbar sein. — Bis auf diese Fragen möchte ich meine Schulmeisterei nicht erstrecken.

Vergeblich hat die Aesthetik von Aristoteles an die offenbarsten psychologischen Phantastereien behauptet, um „das Vergnügen an tragischen Gegenständen" als Lust zu deuten. Was geben sich Lessing, der sonst so klare Zuschauerpsycholog, und viele tüchtige

Philologen für vergebliche Mühe, die flüchtige und unklare Behauptung des Aristoteles von einer κάθαρσις τοιούτων τῶν παθημάτων (Reinigung von diesen Leidenschaften, nämlich Furcht und Mitleid) über Wasser zu halten! Bei den Hegelianern sollte das tragische Vergnügen eine Lust über die Wiederherstellung der „sittlichen Weltordnung" sein. Welches Philistervergnügen! Restitutio in integrum! Es bleibt beim Alten! Wenn ein herrlicher Mensch zu Grunde geht, soll es eine Lust sein, daß es doch gottlob keine Riesen der Seele geben darf! Ja, die Ueberhebung, die ὕβρις, soll Strafe besehen müssen! — Den Künstler Schiller treibt es am Eingange seines Aufsatzes „Ueber die tragische Kunst" zu der schüchternen Erkenntniß von der Bedeutung des „Affekts für sich selbst". „Ein Meersturm", schreibt er u. a., „der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, würde unsere Phantasie ebenso stark ergötzen, als er unser fühlendes Herz empört". Und später: „Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge". Dann denkt der Kantianer Schiller schamroth an die „Kritik der Urtheilskraft", die er mit so vielen Seufzern sich zu eigen gemacht hat, er findet „diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich" und schreibt und schreibt über die „Erfüllung moralischer Gesetze", die das wesentliche Vergnügen am Tragischen ausmachen soll, — eine vollkommene Selbstbeschwindelung!

Erst Schopenhauer hat eine wirkliche Lust im tragischen Gefühl entdeckt, und zwar eine, die nicht Lust an der Erregung sondern eine Lust für sich ist, diese Lust nimmt nur leider bei ihm eine völlig entbehrliche pessimistische Färbung an. (Die Welt a. W. u. V. II, Reclam S. 508 ff.). Am prägnantesten ist vielleicht der Satz: „Im Augenblick der tragischen Katastrophe wird uns, deutlicher als jemals, die Ueberzeugung, daß das Leben ein schwerer Traum sei, aus dem wir zu erwachen haben." Aber das ist doch ein herrliches Gefühl, ganz gleichviel, ob nun das Leben „ein schwerer Traum" ist oder nicht: wir können gehen! Nicht das Leben ist unser Herr, sondern wir des Lebens! Von einer wahren optimistischen Wuth ist der ältere Nietzsche gegen seinen Vordenker erfüllt, „der die Kunst als Brücke zur Verneinung des Lebens nimmt". („Der Wille zur Macht" S. 381). Dem Artisten, der in der einen seiner schwankenden Gestalten Dionysier und in

der andern Pessimist und noch vieles weitere muß sein können, erscheinen gerade die größten Philosophen als gewissermaßen beschränkt, beschränkt durch irgendeine, einseitige, ewig anfechtbare, tyrannische Synthese.

Aber nun beobachte man einmal während einer tragischen Katastrophe das Parquet, — diese vorgelegten Körper und aufgerissenen Augen! Wer das einmal gethan hat, der weiß, daß das Vergnügen dieser Leute Erschütterung heißen muß, und daß die hohe feierliche Lust an der Weltohnmacht gegen unsere Macht, zu gehen, nur ein sehr schöner, selbstverständlich unbewußter Mitklang in ihrem Gefühl ist.

Die Tragödie erschüttert am stärksten, wenn sie den herrlichsten Menschen, den der Dichter zu gestalten vermag, ohne jede Schuld aus der höchsten Fallhöhe in den schwersten Tod stößt.

Die Lustspielerfüllung, von der wesentlich Lust erwartet wird, muß den Sieg einer sympathischen Kraft über eine komische Schwäche darstellen. Hierbei kann das Blickziel unserer Aufmerksamkeit entweder wesentlich die sympathische Kraft (man denke an den Schalk Bolz in Freytags „Journalisten") oder wesentlich die komische Schwäche sein. (Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug".) Es giebt zwei Sorten Lustspiele: wesentlich bewährende und wesentlich blamirende, weil es zwei Hauptsorten Lust giebt, die Lust an der Kraft und die Lust über die Schwäche.

Was ein Lustspiel „besagt", ist so nebensächlich, wie es bei der Tragödie nebensächlich ist. Eine Lust ist es, daß die Widerspänstige bezähmt wird, wozu soll eine so köstliche Lust noch etwas „besagen"? Nach Schopenhauers Meinung (Die Welt a. W. u. V. II, S. 514) „besagt" das Lustspiel „im Resultat, daß das Leben im Ganzen recht gut und besonders durchweg kurzweilig sei". Also: eine bodenlos triviale Halbwahrheit ist das „Resultat" einer dreitausendjährigen Kunst! An den ewig blühenden Rosenbusch tritt ein Philosoph, zwischen tausend Blüthen sitzt eine jämmerliche Hagebutte, „hier", sagt er grinsend, „ist das Resultat". Klingt es nicht manchmal, als ob die Philosophen auf die Dichter neidisch wären? Und glaubte wohl Schopenhauer, daß jemals ein Dichter monatelang mit heißen Schläfen geschrieben hätte, um etwas zu sagen, was er doch, wenn's auf das Besagen ankäme, recht mühelos in zwei Zeilen hätte sagen können?

Die Lösung als Erlösung.

Um keine psychologische Lücke zu lassen, mache ich noch eine Bemerkung, um die sich der ausübende Dichter wohl nicht zu kümmern braucht: Nämlich mit jeder Lösung, also auch mit einer tragischen, und selbst mit einer Enttäuschung, sind wohl die Keime einer gewissen Lust und einer gewissen Beruhigung nothwendig verbunden, die keineswegs immer unter Land bleiben. Ich meine, daß sowohl im Lustspiel als auch in der Tragödie die Lösung auch als eine Erlösung, nämlich vom bangen Zweifel, empfunden wird. Dieses Gefühl des Erlöstwerdens von der Spannung ist selbstverständlich nur eine schwache Zugabe zu dem mächtigen Erfüllungsgefühl.

Die Spannung.

„Ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen."
Minna von Barnhelm. (IV, 6)

Begriff der Spannung.

Zur Erfüllung verhält sich die Spannung wie zur Hochzeit das Werben oder zum Tod das Sterben. Die Spannung ist ein höherer Genuß als die Erfüllung, — wenn es noch nicht geklingelt hat, ist Weihnachten am schönsten.

Der Naturalismus hat das Wort Spannung in Verruf gethan. Besonders der nachbetende. Ich glaube aber nicht, daß etwa Zola, der beispielsweise gelegentlich ein Bergwerk zusammenstürzen und drunten ein liebendes Paar lebendig begraben läßt, der Meinung meines Freundes Franz Adam Beyerlein ist, daß nur „bessere Kriminalromane" spannend sein dürften. Ein Werk der schreitenden Kunst kann ohne Spannung nicht leben, und zwar bedarf es einer um so mächtigeren Spannung, je länger es ist. Aber kaum ein Gedichtchen und kein Takt Musik ist ohne Spannung denkbar. Mit einer winzigen Sehnsucht, aber doch mit einer Sehnsucht erwarten wir die Tonika oder einen Reim oder die Hebung im Versfuße nach der Senkung. Wenn wir den Lessingschen Kategorienamen „Redende Künste", — der sich recht äußerlich an ein beliebig herausgegriffenes Ausdrucksmittel dieser Künste hält und nicht einmal an eins, was allen diesen Künsten gemeinsam wäre, — durch den Namen „Spannende Künste" ersetzen, so bezeichnen

wir den gemeinsamen artunterscheidenden Wesenskern aller Musik, aller Dichtung und aller ihrer Verbindungen.

Spannung ist das begründete und doch zweifelnde Vorahnen eines seinem wesentlichen Element nach bestimmten Gefühls. Wer beispielsweise eine Ohrfeige bekommt, ist gespannt vom Augenblicke des Ausholens an bis zu dem Augenblicke, wo seine Erwartung sich erfüllt, sein Gefühl während dieser Zeit, die Angst, ist ein Amalgam aus Spannung, Unlust, Erregung. Bei mir beispielsweise war der Gefühlsbestandtheil der Spannung besonders vorherrschend, wenn ich auf meinem klösterlichen Gymnasium eine Kiste aus der Heimath erhielt. Als dramatische Musterspannungen will ich Shylocks Messerwetzen nennen und etwa den dritten Akt aus Björnsons „Ueber unsere Kraft", II. Theil, wo eine höchst kunstlose, das heißt gestaltlose, Debatte durch die brutale Spannung getragen wird, daß der Zuschauer mit gutem Grunde eine Explosion des Verhandlungssaales erwartet.

Psychologische Nothwendigkeit für das spannende Kunstwerk ist die Spannung deshalb, weil alle Gefühlselemente außer ihr einen verhältnißmäßig rasch abklingenden Charakter haben. Spannung aber ist das wesentlich dauernde, ja von Natur durch das nothwendige Immernäherrücken der Entscheidung sich nothwendig steigernde Gefühlselement. Spannung ist das Flügelrad des Gefühls, durch sie wird das Gefühl beweglich, vorwärts in die Zeit zu rollen, und zugleich flügge, sich allmählich zur höchsten Intensität zu erheben. So kann Lust ohne Spannung nur eine Lust wie vor einem Bilde sein. Man sieht's und hat's gesehen. Ein schreitendes Kunstwerk, das gewaltsam ohne Spannung auskommen wollte, — was aber bis ins Einzelne durchaus undurchführbar wäre, das Subjekt jedes Sätzchens würde auf sein Prädikat spannen, — könnte nichts weiter thun, als eine sofort abklingende Lust oder Erregung nach der andern darzubieten, hundertmal von Neuem müßte es um unsere Aufmerksamkeit bitten, und also wäre die Aufnahme eines solchen Stücks in tausend Stücken von einer unermüdlichen Güte des Wahrnehmers abhängig.

Aus denselben Gründen ist die Spannung (die Generalspannung) die natürliche Einheit jedes schreitenden Kunstwerks, die Einheiten „der Zeit", „des Ortes", „der Handlung" und alle andern gehen in ihr auf.

Als Gefühlselement ist die Spannung noch einmal zerlegbar, und zwar in zwei, nicht gleich mächtige Bestandtheile, den stärkeren Bestandtheil der Erwartung und den schwächeren des Zweifels.

Nämlich: Die Erwartung eines wesentlich bestimmten Gefühls ist nothwendiger Weise an die Phantasievorstellung eines wesentlich bestimmten künftigen Ereignisses geknüpft. Da nun jedes vorgestellte Künftige möglicher Weise auch nicht eintreffen kann, so ist jede Erwartung mindestens mit der Vorstellung ihrer möglichen Nichterfüllung verbunden. Außerdem kann, was im Kontrastlande der Bühnendichtung das Regelmäßige ist, der Vorstellung des Wahrscheinlichen die Vorstellung eines andern positiven Möglichen beigesellt sein, das im Hinblick auf Lust und Leid in einem polaren Gegensatze zu dem erwarteten Ereignisse zu stehen pflegt. So entsteht in der Spannung ein fortgesetztes Umspringen unserer Phantasie zwischen entgegengesetzten Zukunftsvorstellungen, ein ängstliches Hin und Her unserer Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn wir uns den schwer leidhaften Zusammenstoß zwischen Ibsens Nora und ihrem Mann während des ganzen Schauspiels vorausnehmend vorstellen, so stellt der kluge nordische Techniker neben dieses wahrscheinliche Zukunftsbild doch auch ein entgegengesetztes mögliches: nämlich die Vorstellung, daß Hellmer ja auch möglicher Weise beim plötzlichen Anblick des zurückliegenden, jahrelangen Martyriums seiner Frau das Herrliche an ihrer Schuld erkennen könnte. Das ist die schwache Hoffnung auf das „Wunderbare" in der Heldin und des Zuschauers Seele.

Aber auch ein solches Beispiel soll hier stehen, wo die gespannte Erwartung beinahe ausschließlich auf eine einzige positive Vorstellung gerichtet bleibt: Wenn der Vorhang zu Maeterlincks „l'Intruse" aufgeht, liegt die Mutter im Sterben, und die ganze kleine Dichtung lebt von der Erwartung des beinahe ganz gewissen Todes, der unsichtbar durch den Garten kommt, vor dem die Schwäne auf dem Teiche zurückweichen, unter dessen Füßen der Kies wahrscheinlich geknirscht hat, der unsichtbar in die Stube tritt und die Uhr eines Menschenlebens anhält. — Bei dieser Erwartung ist fast keine Hoffnung und übrigens durchaus keine Lust und fast keine Erregung, soweit nicht mit der Spannung selbst und der Erfüllung selbst diese Gefühlselemente verbunden sind. Gewiß eine herrlich einfache, zarte, wunderbar ruhige Kunst! Aber eine Spannung ohne Zweifel kann wohl nur einen Einakter geben.

Das Gefühlselement der Spannung, wenigstens ganz sicher bei den starken Spannungen der Bühnendichtung, hat einen ihm nothwendig verbundenen Lust- und Erregungsgehalt. In diesem Sinne könnte man von einer Spannungslust und von einer Spannungserregung reden. Die Spannungslust besteht in dem durch die Spannung an sich ausgelösten seelischen Thätigkeits- und also Kraftgefühl, worüber das Kapitel von der Lust ausführlicher handelt. Die Spannungserregung kommt durch das Hangen und Bangen, Schweben und Beben unserer Phantasie zwischen dem wahrscheinlichen und dem möglichen Zukunftsbilde zu Stande, worüber noch im Kapitel von der Erregung zu sprechen ist.

Maßstab der Spannung.

Die Mächtigkeit des Spannungselements im Gefühl scheint mir davon abhängig, wie gründlich folgende Bedingungen erfüllt sind:

1. Die vorgestellten künftigen Ereignisse müssen für das Leben der vorgestellten Gestalt besonders wichtig erscheinen. Dadurch werden die Leute auf der Bühne scheinbar gespannt, wir aber, insoweit ihr Schicksal uns interessirt, mit ihnen, und selbstverständlich ist unsere Spannung eine wirkliche. Der Einsatz muß hoch sein. Ein herrliches Weib, ohne das „er" — nämlich ein uns Sympathischer — nicht leben kann, das ist nun schon das Allermindeste. Zuverlässiger wird eine angeschaute Spannung anstecken, wenn sich's um Tod und Leben handelt. Nämlich auch der Lustspieldichter stellt mit bestem Spannungserfolge die Frage: Tod oder Leben? nur setzt er summa summarum mehr Getrostheit, Hoffnung in's Gefühl des Zuschauers ein, als Furcht, und endlich muß er mit „Leben" antworten. Denn erst, wenn ein Komödienheld thatsächlich und unwiderruflich todt wäre, würden die guten Zuschauer den Zettel wieder aus der Tasche holen und befremdet auf die Artbezeichnung „Lustspiel" blicken.

2. Wichtiger für die Kraft der Spannung ist es, daß die vorgestellten künftigen Ereignisse möglichst brennend die eigensten Interessen des Wahrnehmers berühren. Auch ihm muß dieses vorgestellte leuchtende Glück zuwinken und diese vorgestellte Gefahr zu dräuen scheinen. Welche höchst erregte Spannung der ganzen Welt hat der Kampf des Hauptmanns Dreyfus um seine Ehre verursacht! „Wenn die Unschuld nichts mehr nützt", so fühlten die Leute, „dann kann auch ich morgen von Weib

und Kindern weg auf eine schauderhaft langweilige Insel depertirt werden!“ Absolut dasselbe Gefühl ist es, wenn man nun auf der Bühne einen unschuldigen Major Tellheim um seine Ehre ringen sieht, die Spannung: Was ist stärker auf der Welt, Lüge oder Gerechtigkeit? Hier erweitert sich die bange Frage der Spannung zum Problem. Je brennender die Frage — Tagesfrage, Zeitfrage, ewige Frage — gerade ist, je heiliger die „Interessen“ sind, auf die der Scheinwerfer der Dichtung sich richtet, um so mächtiger wird die Spannung sein. — Hierbei stehe am Pranger das verfluchte Dogma Kants, das ein Jahrhundert lang die Artistik an der Nase geführt hat (K. d. U. I. Th. § 2): „Ein Jeder muß (!) eingestehen, daß dasjenige Urtheil über Schönheit, worin sich das mindeste Interesse mengt, sehr parteilich und kein reines Geschmacksurtheil sei. Man muß (!) nicht im Mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgiltig sein, um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen.“ Richtig, d. h. logisch ist dieses Dogma im Hinblick auf den Kantischen Schönheitsbegriff, dessen Werth ich aber trotz fleißiger Studien nicht eingesehen habe. Für die Kunst jedenfalls ist solche Aesthetik nur ein Irrlicht. Auch Schopenhauer schwamm in der „Seligkeit der willenlosen Anschauung“ (Die Welt a. W. u. V. I, § 38). Und alle Vischers, Carrières, auch wieder von Hartmann (Philosophie des Schönen 1887, S. 34) und Kuno Fischer (Ueber den Witz, 1889, S. 18 ff.) schwimmen hinterher. Wir aber wollen den Menschen, die unseres Gleichen sind, das Herz wärmen, und also muß uns das „Geschmacksurtheil ganz gleichgiltiger Richter“ ganz gleichgiltig sein. Gründlich aufgeräumt hat mit der willenlosen Aesthetik Fechner (Vorschule d. Aesthetik, 1897, allenthalben). Und Nietzsche nennt den „ausgehängten Willen“ ein „skandalöses Mißverständniß Schopenhauers“. (In den nachgelassenen Notizen „Der Wille zur Macht“ S. 381.)

3. Endlich scheint mir die Mächtigkeit des Spannungselements vom Grade der Spannungserregung bedingt. Dieser Grad der Spannungserregung aber wird seinerseits bestimmt durch die Größe des Abstands zwischen der möglichen künftigen Lust und dem möglichen künftigen Leid. Eine unvergleichlich mächtige Spannung muß Andrée während seiner Luftfahrt zum Nordpol genossen haben: Unsterblichkeit oder ein bitterer Tod im besten Mannesalter, das waren seine Spannungspole.

Arten der Spannung.

Da die Erfüllung entweder wesentlich Erregung oder wesentlich Lust ist, kann sich auch die Spannung auf jedes von diesen beiden Gefühlselementen richten. Demgemäß giebt es eine tragische und eine lustige Spannung, je nachdem das wahrscheinliche Zukunftsbild im Gegensatze zu dem nur möglichen Lust oder Leid verheißt.

Das Wörtchen „lustig", um dessen Seele ich heiß gerungen habe, ist auf keine Weise als eine Kategorie der Lust, des Lusthaften, zu verstehen. Dagegen läßt es sich köstlich einfach als eine Sondererscheinung des gespannten Gefühls bestimmen: Lustig ist ein getrost gespanntes Gefühl, — ein Gefühl mit dem unablässigen Beiklang: Es wird schon eine Lust zu Stande kommen! Also — um die Süßigkeit des Definirens auszukosten — ein Lustspiel ist eine Bühnendichtung, die einen getrost gespannten Gefühlsschwall erzeugt. Dagegen erzeugt die Tragödie wesentlich eine bange Spannung und Erregung. Also im Wesentlichen: — „Furcht und Mitleid!" — In jenem Weltrausche einer vermeintlich ersten Kultur hat das Genie des Griechenthums wohl manches solche Wort gesprochen, das für die exakte Erkenntniß nur immer bewundernswerther wird, weshalb man gewiß nicht jedes Lallen der „Alten" für ewige Münze zu nehmen braucht. — Wir sind tragisch gespannt, wenn einen Uriel Acosta die heilige Unfähigkeit, seine Wahrheit zu verleugnen, in den Tod treibt. Wird er gehen? Und wir sind lustig gespannt, wenn Hartlebens Rita Revera ihrem soeben refüsirten sittlichen Brautwerber aus Rudolstadt zusetzt, sich doch von ihr in ihr Schlafzimmer ad absurdissimum führen zu lassen. Wird er gehen? — Wird es diesem Dänenprinzen gelingen, die Welt, die aus den Angeln ist, wieder einzurenken? — Das ist die bange Frage im „Hamlet". Wird Tellheims Ehrenschild wieder blank werden? — Das ist die zuversichtliche Frage in „Minna von Barnhelm".

Der Grund, weshalb ich zwei Paare von Beispielen für die tragische und lustige Spannung angeführt habe, war der, daß die Gespanntheit auf eine Lust, entsprechend der lustbringenden Erfüllung, von zweierlei Art sein kann, nämlich entweder eine Gespanntheit auf die Bewährung einer Kraft, die sich im Weltlaufe durchsetzen soll — so die Ehrenhaftigkeit des braven Tellheim — oder eine auf die Blamage einer Schwäche — der Rudolstädter Sittlichkeit.

Wie entsteht Spannung?

Damit die Spannung entstehe, muß sich unsere Phantasie ein bestimmtes sensationelles Ereigniß vorstellen. Wenn wir sehen, wie auf demselben Geleis zwei Züge sich entgegenfahren, so entsteht die Spannung nicht eher, als durch die Phantasievorstellung des Zusammenstoßes. Also muß auch der Dichter eine solche Phantasievorstellung eines besonders erschütternden oder besonders lustverheißenden Ereignisses rechtzeitig erzeugen. Der naive Euripides besorgte das durch Prologe, da prophezeit ein Gott, man würde einen Helden sehen, dem es zuletzt leider höchst schauderhaft ergehen müsse. Und höchst menschlich natürlich verkündet Beaumarchais dem aufhorchenden Publikum, daß er gekommen sei, um diesen Clavigo, diesen Streber und Verführer eines liebenswürdigen Mädchens, „an einem langsamen Feuer zu braten". An Stelle solcher einfachen Aeußerung kann, wo es der Stil gestattet, die höchste lyrische Kunst treten, man denke an die Gesichte der Kassandra in der Orestie. Ein grober Irrthum der vorlessingischen französischen Dramaturgie war es, daß der Dichter, um der Ueberraschung willen, seine Erfüllung sorgfältig geheim halten müsse. Wir brauchen deshalb durchaus nicht die Ueberraschung aus dem Ausgange des Bühnenspiels zu verbannen. Nur im Erfüllungs-Gefühl ist jede Ueberraschung enttäuschend — ein widerliches Rührstück wäre Ibsens „Nora", wenn „das Wunderbare" etwa geschähe, d. h. wenn der Philister auf einmal ein herrlicher Mensch würde — dafür ist im Erfüllungs-Geschehen und besonders im Ueberbieten des etwa erwarteten Geschehens — jede Ueberraschung um so lustbringender oder erschütternder.

Aber mit dem Ankündigen einer Absicht, und wenn ein Gott es thäte, auch mit der mächtigsten lyrischen Zukunftsschilderung ist der Ring der Nothwendigkeit nicht geschlossen, was allein uns erst beben macht. Die logische Unausbleiblichkeit der lusthaltigen oder erschütternden Katastrophe muß sich erweisen. Und erst in diesem planmäßig schrittweise ad oculos zu führenden Nachweis der letzten Nothwendigkeit besteht die höchste Aufgabe der Spannung. Den Ring zumachen! Zwanzig Thüren in die Freiheit eine nach der andern verschließen, bis der Tragische im Kerker der entsetzlichsten Nothwendigkeit dasteht! Oder den Starken im Lustspiel eine Narrenfestung nach der andern erobern lassen, bis endlich die ganze dumme Großmacht überwunden ist!

Die Etappen des Spannungsverlaufs sind nothwendig folgende: Das künftige sensationelle Ereigniß taucht in der Phantasie auf. Die beiden Züge fahren auf demselben Geleis einander entgegen. Oder der dumme Mephisto macht mit einem über seine Seele doch verfügungsunfähigen Menschen einen Kontrakt über eben diese Seele — muß er sich nicht blamiren? — Die zweite Etappe des Spannungsverlaufs ist das Eintreten des Zweifels. Vielleicht werden die Bremser rechtzeitig aufmerksam! Oder: Dieser Mephisto ist doch ein verdammt Mächtiger! Ob er doch vielleicht den Allmächtigen um diese edle Seele betrügt? — Dritte Etappe: Alle Voraussetzungen der Erfüllung vollziehen sich eine nach der andern, von neuen, zweifelbegründenden Ereignissen planmäßig unterbrochen. Der eine Lokomotivführer schläft ein. Aber ein Passagier zieht die Nothleine und läutet. Dem Führer des andern Zuges zerbricht die Bremsvorrichtung u. s. w. Oder: Der edle Faust begeht eine schwere Sünde, indem er eine Unschuldige verführt. Aber er reinigt sich durch Buße, u. s. w. — Vierte Etappe: Der Ring der Nothwendigkeit schließt sich vollkommen, sodaß die Erfüllung nach Erfahrungsgesetzen eintreten muß.

Für das Handwerk des Bühnendichters ist es eine sehr wichtige Frage, in welchem Tempo die verschiedenen Etappen der Spannung am wirksamsten verlaufen. Vor Allem: Sobald als irgend möglich muß die Generalspannung im Gefühl erscheinen. Wie soll das enden? Das ist der Anfang. Wenn die Leute von einem „unbefriedigenden Schlusse“ schwätzen, so ist der Fehler des Dichters ganz gewiß im ersten Akte zu suchen. Die erste Etappe, man könnte sie die Anspannung nennen, muß also so rasch wie möglich sich vollenden. Praktisch gesprochen: Spätestens am Schlusse des ersten Aufzugs muß die Sache des Narren oder des Tragischen schon oberfaul stehen. Denn eine oberfaule Sache ist vergnüglicher anzusehen, als eine blos faule. Nachher hat das Ermessen des Dichters viel größere, nur durch seinen guten Geschmack begrenzte Freiheit, ob er an seinem lustigen Tempel des Glückes oder seinem tragischen Kartenhaus in den Himmel mal schneller oder mal langsamer zu bauen für gut findet. Auch die letzte Spannungsetappe, die Vollendung der Nothwendigkeit, braucht keineswegs dicht an die Erfüllung heranzurücken, es kann z. B. sehr lustig sein, irgend einen komischen Fisch im völlig dichten Netze noch eine Weile zappeln zu sehen, — man denke nur an die letzten verzweifelten Ausreden des Dorfrichters Adam im „Zerbrochenen Krug“.

Vorbereitung des Ungewöhnlichen.

Die Spannung hat noch einen Nebenberuf. Indem nämlich die wichtigen Ereignisse unserer Dichtung sich rechtzeitig anmelden, gewinnen sie — so dumm ist der Mensch — an Wahrscheinlichkeit. Wenn wir drei Stunden lang mit der transszendenten Seele einer Jungfrau von Orleans gelebt haben, will uns die Erscheinung eines gespenstischen Ritters fast gar nicht mehr befremden. Das ist also die alte Weisheit von der Vorbereitung der Wirkungen. Selbstverständlich bedürfen nur *ungewöhnliche* Ereignisse der Vorbereitung, und außerdem braucht sich ein Dichter, der zu spannen versteht, um die Vorbereitung kaum Sorgen zu machen. Ich glaube, daß die Meisterszenen vor der Erscheinung von Hamlets Vater um der Spannung willen gedichtet sind, und daß sich die Vorbereitung des Ungewöhnlichen hierbei ganz von selbst aufs Beste gemacht hat.

Generalspannung und Einzelspannungen.

Alles, was von der Spannung gesagt wurde, gilt gleichmäßig von der über das ganze Stück hin reichenden Hauptspannung, wie von den Einzelspannungen innerhalb des Spiels. *Jeder* „große Moment“ wird erst dadurch recht ausgenutzt und zur schließlichen Vollwirkung gebracht, daß er schon lange geahnt wurde. Jede Lust, *jede* Erregung, die wir zu geben haben, mag mit Vortheil durch einen Trompetenstoß angekündigt und langsam, schrittweise herbeigeführt werden. Ehe der Major Tellheim und Minna von Barnhelm zum ersten Mal im Stücke zusammentreffen, sagt

Franziska: „Fassen Sie sich, mein Fräulein; — ich höre kommen.“

Und hierauf das *Fräulein*: „Mich fassen? Ich sollte ihn ruhig empfangen?“

Das ist das Signal: Achtung! Große Szene!

Genau denselben Zweck hat es, wenn in Hartlebens „Rosenmontag“ der Kommerzienrath, bevor er an den künftigen Schwiegersohn seine Gewissensfragen richtet, diesem eine Cigarre anbietet. Das heißt: Achtung! Gewitterschwüle!

Die Lust.

Entstehung der Lust.

Lust entsteht mit Nothwendigkeit, so oft irgendeine Kraft irgendeinen Trieb unserer Seele befriedigt. Solche Kraft kann in uns oder außer uns leben. Und unsere Triebe können eigennützige Triebe — vom niedrigsten an bis zum Triebe der Selbsterfüllung — oder Alltriebe — d. h. Triebe zum Nutzen oder zu irgendeiner Vollendung der Menschheit sein. (Hierüber hinaus, zum „Uebermenschen" oder zu sonstigen Erfüllungen ihrer „Weltidee" hat es nur einige Grübler getrieben.) Der Grund der Lust also ist nothwendig ein im Sinne eines Triebes zweckmäßiges Sein oder Geschehen.

Maurice Maeterlinck erzählt, daß „die Kraft" eine „rasende Freude" gehabt habe, als er, Maurice, zum ersten Male Automobil fuhr. Wir übersetzen uns das in Prosa: Maurice, nicht die Kraft, hatte eine rasende Freude. Und das war eine Lust an einer Kraft außer ihm, die den Eigen- und gleichzeitig Alltrieb zu seiner Macht und zur Macht des Menschen über die Naturkräfte befriedigte.

Eine „rasende Freude" habe ich auch erlebt, als im Frühjahr die Thür eines Kälberstalles geöffnet wurde, und als ich die Universität bezog. —

Was einem Triebe zuwider ist, das verkehrte Sein oder Geschehen, die offenbarte fremde oder eigene Schwäche, kann insofern, aber auch nur insofern, zur Entstehung einer Lust aufs trefflichste helfen, als es ein Zweckmäßiges beleuchtet (nämlich eine der wahrgenommenen Schwäche entsprechende Kraft des Wahrnehmers) oder ins Spiel setzt (nämlich eine fremde Kraft, die das Zweckwidrige überwindet). Solches Subjektiv-Zweckwidrige heißt das Komische, worüber noch viel zu sagen ist.

Das zweckmäßigste und also lustbringendste Sein auf der Welt ist die botmäßige Kraft, die unsere Triebe befriedigen kann.

Zuverlässig gehorsam nun ist uns nur unsere eigene Kraft, und darum ist auch die Lust an der eigenen Kraft die stärkste, deren der Mensch fähig ist.

Sie scheint auch besonders schwer verlierbar zu sein. „Einige Blödsinnige", erzählt Darwin („Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen", VIII) „lachen mehr als gewöhnlich, wenn sie umher-

gehen oder eine Muskelanstrengung versuchen.“ Der Mensch freut sich seiner Kraft, bewußt oder gefühlsmäßig, selbst wenn sie noch ruht. Denn jeden Augenblick könnte er durch sie einen Trieb befriedigen. Dichter zu sein ist eine Lust, auch wenn man nicht gerade dichtet.

Die uns nicht botmäßige Kraft in der Welt, also im Wesentlichen alle fremde Kraft gewährt nur dann Lust, wenn wir sie im Dienste unserer gemeineren oder feinsten Zwecke thätig sehen.

Kurz: Lust entsteht, wenn geschieht oder ist, was nach dem Wunsche des Wahrnehmers geschehen oder sein soll. In der „Epistel“, die Schillers Horen einleitete, unterwies Goethe den Dichter:

> „Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
> Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
> Magst Du Geschichten erzählen, worin es wirklich erscheinet,
> Was sie wünschen und was sie selber zu leben begehrten.“

Klingt das nicht, wie eine wörtliche Uebersetzung des Shakspereschen Lustspieltitels: „As you like it“?

Da haben wir die „Aesthetik“ unserer Meister! „Was Ihr wollt“, Ihr Leute, Ihr Könige, Ihr Weisen, das soll Euch im Traumlande der Kunst erscheinen! (Ueber den kastrirten Willen (vergl. S. 319.)

Von der Lust an der Wirklichkeit unterscheidet sich die Lust an der Kunst, d. h. am Traume, am berauschten Wahne, an der Illusion, einzig dadurch, daß sie von allen Schlacken der Wirklichkeit durch irgendeine, bestimmte, besonders festliche Gefühlseinheit gereinigt ist.

Erstickung der Lust.

Alle Lust nun ist von einer wichtigen negativen Bedingung abhängig: Die entstehenwollende oder entstehende Lust darf durch keine übermächtige vorher oder gleichzeitig auftretende Unlust erstickt werden. Die Voraussetzungen einer Lust können in schönster Vollzähligkeit beisammen sein, so wird die Lust doch nicht aufblühen, wenn aus derselben Wahrnehmung oder aus einer gleichzeitigen anderen die Voraussetzungen z. B. eines stärkeren Aergers, Ekels oder sittlichen Abscheus fließen. Keine Summe kann gleichzeitig positiv und negativ sein. Für die komische Lust hat schon Aristoteles dieses Erstickungsgesetz ausgesprochen. Seine Poetik (Kap. 5)

nennt die komische Lust „eine solche Abirrung und Entstellung, welche weder Schmerz noch Schaden bereitet." Genauer müßte es wohl heißen: weder fremden, unheilbaren Schaden noch sonst einen Schmerz für den Wahrnehmer. Aber diese negative Voraussetzung des Komischen geht ja vollkommen im allgemeinen Erstickungsgesetze auf.

Wegen solcher immer drohenden Erstickung der Lust muß der Dichter mit antipathischen Worten, Thaten, Gestalten so sparsam als irgend möglich sein. Der Tod MacKinleys hatte die Wirkung, daß das amerikanische Theaterpublikum nicht die geringste Anspielung auf die Anarchie hören wollte, ja, daß dieses Wort an sich einen Entrüstungssturm erregte. Und wie dankbar sind wir dem Meister Goethe, daß der Barbarenkönig in „Iphigenie" kein wirklicher Barbar ist! Dem Löwen im „Sommernachtstraum", daß er kein wirklicher Löwe ist (Shakspere hat unerschöpfliche dramaturgische Weisheiten in seine Stücke hineingeschrieben, wo sie aber nicht hingehören).

Nur die richtige Umkehrung jenes Gesetzes ist es, daß jede Lust, je stärker sie ist, um so größere Unlust matt zu setzen vermag, die Unlust an Qual und Tod eines höchst sympathischen Menschen wird bekanntlich durch die höchst lusthaltige tragische Erschütterung (Erregung) vollkommen überwunden oder in eine lusthaltige Wehmuth verwandelt. Und jede Unlust an einem vorgestellten Schaden, selbst an einem eigenen, wenn er nur irgendwie (vielleicht transzendent) als heilbar gefühlt wird, kann durch eine stärkere Lust verschluckt werden.

Ich habe das Erstickungsgesetz hier und als ein spezifisch hedonisches aufgestellt, denn allein für die Lust gilt es ohne Einschränkung, aber später, besonders im Gebiete der Erregung, wird sich zeigen, daß wohl jedes stärkere Gefühlselement jedes schwächere entweder umwandelt — wie z. B. der Schmerz beim tragischen Untergange durch die gleichzeitige tragische Erschütterung in eine sanfte Wehmuth verwandelt wird — oder völlig erstickt. — So erstickt schon der kleinste Aerger und auch eine große ernste Freude die Erregung des Lachens.

Gemeinsame Lust.

Gemeinsam nun für eine Vielheit von Wahrnehmern ist eine Lust nur insoweit, als der befriedigte Trieb ein gemeinsamer ist. Solcher vielen gemeinsamen Triebe aber giebt es genug, ja gerade

in unseren mächtigsten, besonders in den spontan erwachenden Trieben sind wir Kinder alle uns erstaunlich ähnlich; wenn einem berittenen Schutzmann der Gaul durchgeht, freut sich Jeder.

Ob ein Künstler die edlen Triebe der Wenigen befriedigt oder die gemeineren der Vielen, ist Sache der Kritik und zwar der Sittenkritik über den Künstler als Menschen, nicht der artistischen.

Werth einer Lust.

Auch der Werth jeder Lust kann nach keinem allgemeinen Geschmacksmaßstabe gemessen werden. Der Werth jeder Lust ist ein Liebhaberwerth. Einem Philosophen mag es die „höchste" Lust sein, wenn die Logicität der Welt sich bewährt, einem Schalk macht vielleicht gerade das Unlogische sein liebstes Vergnügen.

Der Werth einer Lust bestimmt sich in erster Linie durch die Gefühlsstärke und in zweiter Linie durch den mitgeführten Gehalt an Gedanken. Das Gefühl ist um so stärker, je stärker der Trieb ist und je gründlicher er befriedigt wird. Wer den stärksten Trieb einer Menschenseele am gründlichsten befriedigt, wird den höchsten Grad der Lust erzeugen. Eine Lust aber wird nicht nur nach ihrem Grade, sondern auch nach ihrer Vornehmheit, ihrem Adel geschätzt, und dieser freilich richtet sich nach der Höhe, nach der Spannweite der mitgeführten Gedanken.

Die Dramaturgie muß sich dringlicher mit der Mächtigkeit als mit dem Gedankengehalt der Lust beschäftigen. Im Grade der Lust zeigt sich der Dichter, jedes flüchtige Athemstocken oder Lächeln, das wir unseren Zuhörern verschaffen, ist schon ein Verdienst, eine kleine Kunst, gar kein Verdienst aber und an sich gar keine Kunst ist es, den letzten Zweck der Welt vom Himmel oder aus dem Schopenhauer zu holen, mit diesem Griffe pflegt jeder dichtende Sekundaner gleich fertig zu sein.

Wer freilich bedeutsame Zwecke der Menschheit gründlich befriedigt, der ist wohl „das Genie". Es ist keine Hexerei: Man braucht sich nur zu einem möglichst herrlichen Menschen zu erziehen und solches herrliche Menschenthum mit Fleiß und Schläue zu gestalten.

Die Lust an der Kraft.

Wir wollen der Lust „auf den Grund kommen". Die Befriedigung unserer Triebe aber ist in der zur Lust herführenden Kette von Gründen nur der jüngste Grund. Der vorjüngste

ist die Thätigkeit oder das Dasein einer Kraft. (Die Kraft als Urheberin unserer Befriedigung setzt in der Bühnendichtung weiterhin einen Träger voraus, als welchen wir den dramatischen Charakter erkennen, und dieser endlich ist durch seine Triebe bedingt.)

Die Kraft nun als Lustursache unterscheidet sich zunächst in einem sehr wesentlichen Punkte von der jüngsten Lustursache, der Befriedigung: diese ist nur ein innerer Vorgang in unserer Seele, die Kraft aber kann erscheinen. Sie kann — am glücklichsten in Handlungen — sinnlich wahrnehmbar werden. Und so kommt es, daß die Kraft viel lebhafter ins Bewußtsein des naiv Genießenden tritt, als der wichtigste, aber fast ganz im Instinktiven verbleibende Vorgang der Befriedigung. Wenn ein naiver Zuschauer aus dem Theater tritt, wird er selten seiner Freude etwa über den Sieg der Gerechtigkeit Ausdruck geben, sondern regelmäßig wird er seine Bewunderung für die Kraft aussprechen, die solchen Sieg herbeigeführt hat, ja am allerbequemsten ist es ihm, von den Charakteren, den Trägern jener Kraft, zu schwätzen, denn diese hat er in Fleisch und Blut gesehen und reden hören. Er „schwärmt für Egmont“ oder findet „den Falstaff kolossal komisch“.

Außerdem freilich hat es mit der angeschauten Kraft noch eine ganz besondere phänomenale Bewandtniß. Sie ist nicht nur, wie wir bisher sahen, insofern zweckmäßig, als sie dem Zuschauer hinsichtlich des gewünschten Weltlaufes seinen Willen thut, sondern außerdem: — die Kraft steckt an.

Ich kann von einer körperlichen Erfahrung ausgehen. Eines Morgens sah ich einem Hufschmied an der Straße zu, er schwang den riesigen Hammer aufs rothe Eisen und pfiff sich eins, wohl um nicht aus dem Takte zu kommen, — da hatte ich plötzlich die wonnige Wahnvorstellung, als wollten die Muskeln in meinem Oberarme schwellen. Natürlich ein Wahn! Für den Lusterfolg aber hat ein Wahn genau dieselbe Durchschlagskraft wie ein Wirkliches.

Und der Wahn einer seelischen Kraft widerlegt sich nicht so schnell und leicht, er hält viel besser als der einer körperlichen. Ja, es ist ohne Zweifel möglich, daß eine Kraft, die durch Vorstellung in die Muskeln meiner Seele gefahren ist, für immer drin bleibt. Es ist keine „Poesie“, sondern psychologische Thatsache, was Grillparzer in seinem Gedicht „zu Mozarts Feier“ ausspricht:

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
Und sie durch Liebe macht zu seiner eigenen.“

Dasselbe Wunder scheint Nietzsche beobachtet zu haben, nur daß er nicht annähernd so nahe an den Grund kommt wie jene zwei Verse. Im „Willen zur Macht“ (Aph. 357) heißt es: „Alle Kunst wirkt tonisch, mehrt die Kraft, entzündet die Lust, d. h. das Gefühl der Kraft.“

Die Erklärung muß in der „Liebe“ liegen, denn nur die Kraft sympathischer Charaktere steckt an. Sympathische Charaktere aber sind solche, deren wesentlichster Trieb mit einem Triebe des Wahrnehmers sich deckt. Selbst einen Macbeth lieben wir, insoweit wir auch herrschsüchtig sind. Ueber die unmoralischen Zwecke, die wir doch im Rausche des Genusses unbewußt übernehmen, sagt Lessing (Hamb. Dram., 79. Stück) mit klaren Worten: „Ueberall wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsere Neugierde rege; wir warten gerne mit ab, ob er ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt.“ — Wie bitterschade übrigens, daß es Kant wohl nicht für nöthig gehalten hat, Lessing zu lesen! Wie viel schlichter und gesünder und also werthvoller wäre dann die ganze Kunstlehre des vorigen Jahrhunderts geworden!

Allenthalben also, wo im Wahrgenommenen eine Kraft einem sympathischen Zwecke dient, wirken zu unserer Lust Kraftansteckung und Triebbefriedigung zusammen.

Ueberall, wo eine dem Wahrnehmer überlegene, körperliche, intellektuelle, sittliche oder sonstige Kraft sich offenbart, kann seine Seele nicht anders, sie muß sich in die neuerkannte, „erhabene“ Kraft erheben, augenblicklich, wie die Luft in einen luftleeren Raum, der sich daröffnet, hineinstürzen muß. Sie kann ein Höheres über sich nicht dulden. Durch die vorgestellte Erhabenheit ist ihr ad oculos bewiesen, daß es einen klügeren oder edleren Standpunkt giebt, als den von ihr selbst bisher eingenommenen, und sie müßte sich selbst verachten, wenn sie nicht sofort auf den neuentdeckten höheren Gipfel hinüberflöge. Ganz unbewußt, nach ihrer von Kindheit an geübten Gewohnheit, macht sie sich das Erhabene, das ist das Stärkere, sofort zu eigen. Dieser Trieb ist der Menschenseele eingeboren. Der arme Don Quixote, dem die fahrenden Ritter erhaben schienen, ist durch diesen Trieb verrückt geworden.

Das Leibdogma aller Jämmerlinge, daß wir ja doch allzumal Sünder wären, hat seinen getreuen Ausdruck in der den Willen

ausschaltenden Aesthetik gefunden. Kant (Kritik der Urtheilskraft §§ 26 ff.) und alle seine Carrières und Vischers meinen, daß uns daß Große, das „Schlechthin Große" irgendwie bedrücken müsse, — als ob nicht der gesunde, seiner Blüthe zutreibende Mensch nach dem Stärkeren nur immer suchte, um mit einem Jauchzer, wo er's findet, hinauf und hinein zu stürzen. Weist uns einer eine höhere Religion, sodaß wir glauben müssen, so hat unsere Seele den neuen Glauben im selben Augenblicke schon angenommen.

Wie unsäglich müßig ist doch der alte Schulmeisterstreit, ob die Kunst „zum Vergnügen" oder „zur Erhebung" da sei, das Erhobenwerden ist eben das Vergnügen, und es giebt kein Vergnügen der Seele außer diesem. „Res severa verum gaudium", das gilt fürs Lustspiel wie für alle Kunst. Der ausschließende Gegensatz des Lustigen ist das Tragische und ganz gewiß nicht etwa das Ernste. Nur vergesse man niemals, daß die Fittige, die uns zu jenem Gipfel erheben, einzig Gefühle sind. Bloße Gedanken sind Leitern.

Wo die angeschaute Kraft sich soweit erhebt, daß der Wahrnehmende ihr Woher oder ihr Wozu nicht mehr begreift — man denke an die Wunder der Mutterliebe —, da erst empfindet er die Kraft am wonnigsten als „erhaben", durch das Nichtergründenkönnen entsteht eine glückselige Verwirrung in seiner Seele. Und ich wüßte nicht, warum eine unergründliche Weitherzigkeit, Standhaftigkeit, Hoheit, Aufopferung, Frauenkeuschheit, ja, warum das höchste Mysterium im Lustspiel nicht am Platze sein sollte. Das Lustspiel ist nicht dazu da, sich mit den Bagatellen des Lebens zu beschäftigen.

Die Arten seelischer Kräfte, deren Zahl natürlich unbestimmt groß ist, und die sich begreiflicher Weise durch keinerlei scharfe Grenzlinien in Gruppen theilen lassen, will ich für unseren praktischen Gang in die drei Hauptarten der Willenskräfte, Verstandeskräfte und Sittenkräfte einordnen. Wir werden schon nicht vergessen, wie vielfach Wille und Verstand, Wille und Sitte, Verstand und Sitte ineinandergreifen. Diese allererlauchtesten Begriffe sind hier nur Stichworte, um den reichen Umfang des Lustbringend-Zweckmäßigen und entsprechend später des Lustbringend-Zweckwidrigen, also der komischen Schwächen, zu beleuchten.

Willenskraft. Der Wille ist die Triebfeder im Bühnenspiel. Er wird in der späteren Untersuchung des dramatischen Krieges die Hauptrolle spielen. An dieser Stelle ist nur zu sagen, daß

die Erscheinung eines starken Willens Lust bringen kann. Ich erinnere an die herzerquickende Halsstarrigkeit, mit der Don Quixote seinem romantischen Phantom nachreitet. Oder wem etwa dieses Beispiel wegen der komischen Nebenlust verdächtig sein sollte, der beobachte das Parquet, wenn Sardou-Moreaus frische tollkühne „Madame sans gène“ den Kaiser Napoleon um ihren Finger wickelt.

Verstandeskraft. Ich sah auf einer Werft einer Maschine zu, die Panzerplatten zerschnitt. „Als wär's Papier!“ dachte ich schmunzelnd. „Was haben wir doch schon für wundervolle Sachen erfunden!“ — — — Wir? Erst jetzt, wo ich jene Empfindung analysire, wird sie mir einigermaßen komisch, damals empfand ich eine ausschließlich stolze Lust. Eine Lust genau von derselben Sorte, wie wir Alle sie im Augenblick einer eigenen intellektuellen Kraftleistung empfinden. Wie ich Literat sie habe, wenn mir für irgendeine Empfindung das einzig mittheilende Wort einfällt.

Sittenkraft. Im Anblick menschlicher Sittenkraft liegt eine Lust, die den besonderen Beigeschmack des Rührenden hat. Wenn Tellheims Wachtmeister dem verehrten Major den Erlös des verkauften Gütchens aufdrängt, das giebt eine Rührung. Das Rührende ist immer einer Wirkung ins Allgemeine sicher. Der „wahrhaft gute Mensch“ ist ein Lieblingsgegenstand des Lustspiels. Aber freilich ein höchst gefährlicher. Hartleben kann sich mit Shakspere trösten, dessen „Timon von Athen“ auch niemals eine reine Erquickung bringt. Die Grenze zwischen Güte und Gutmüthigkeit wird von den verschiedenen Zuschauern an so verschiedenen Stellen gezogen, und ein gutmüthiger Mensch ist den Meisten unter uns ein so unsympathischer Schafskopf, daß gerade gütige Charaktere durch besondere Vorkehrungen vor einer ungewollten Komik zu schützen sind. Vor Allem: keine Figur auf der Bühne darf ausschließlich gütig erscheinen. Das hat wohl Raimund am glücklichsten vermieden, indem er der Güte seines „Verschwenders“ ein Bacchantisches beimischte, das der Sympathie des in der Regel wohlgelaunten Theaterbesuchers immer sicher ist. Und dann muß auch die Sittlichkeit unserer sympathischen Charaktere nach Originalität streben, sie müssen nicht immer bloß ihr billiges Theatergeld verschenken, sie müssen überhaupt nicht nur „gütig“ sein, sondern neue, immer raffinirtere Edelthaten in allen Verhältnissen unseres Zusammenlebens muß der Dichter für sie erfinden.

Die Ifflande haben das Nurrührende in wohlverdienten Mißkredit gebracht. Wenn einer auf der Bühne auch Hab und Gut

und Leib und Seele verschenkt, so empfindet unser Publikum sehr richtig, daß diese Wohlthaten an sich den Dichter weder Geld noch Geist kosten.

Erscheinung der Kraft. Um als zweckmäßig mit Lust wahrgenommen zu werden, muß die Kraft sich sinnlich offenbaren. Das kann sie erstens durch Handlungen, zweitens indem sie sich leidend bewährt, und endlich durch Worte.

Handlungen der Kraft. Ueber die klaren Begriffe energischer, kluger und edler Handlungen ist nichts weiter zu sagen. Nur eine das Lustspiel ganz besonders angehende Art der zweckmäßigen Handlungen möchte ich an dieser Stelle recht hell beleuchten, die Schalksstreiche.

Schalksstreiche. Nämlich „Schalkheit" heißt uns ein Betrug, den wir nicht übel nehmen. Betrug aber (Strafgesetzbuch § 263) ist „Vorspiegelung", „Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen". Man sieht: Das ist der Athem der Komödie! Und der Betrug muß verzeihlich sein, sonst würde die Verstandeskraft gegen unsere Absicht als Sittenschwäche empfunden werden. Die Mittel, dem Schalksstreiche die ihm unentbehrliche Verzeihung zu erwirken, sind verschieden:

Wir verzeihen dem Schalk entweder im Hinblick auf sonstige Tugenden seiner Seele, die den verübten Betrug reichlich wett machen, — oder weil die zugefügten Irrthümer höchstens ein heilbares Leiden des Anderen im Gefolge haben, — oder wegen des von uns intensiv gebilligten Zweckes, sehr oft, weil wir dem Betroffenen sein Leiden gönnen.

Conrad Bolz hat zu Gunsten seines Freundes den Durchfall des eitlen Obersten in der Wahl herbeigeführt. Aber nun soll der Alte seine Tochter Ida eben jenem Freunde des pfiffigen Journalisten zur Frau geben. Also: der Oberst muß versöhnt werden! Hier finden wir nun das Musterbeispiel eines Schalksstreichs: Wie die Huldigungsbriefe an den erst Gekränkten ankommen. Wie ihm ein Ständchen gebracht wird, das er bärbeißig verflucht und das ihm doch so wohlthut! Und wie der Fackelzug an seinen Fenstern vorbeizieht! Alles von Bolz — höchst zweckmäßig — arrangirt!

Till Eulenspiegel, der bekanntlich für Gesottenes und Gebratenes eine große Vorliebe hat, ist bei den Einladungen zu einem Gastmahl übergangen worden. Um sich zu rächen, bohrt er ein Loch in die Wand zum Speisesaal, während des Mahles dann erleichtert er sich in der Nähe des Loches und treibt den aufsteigenden

Gestank mit einem Blasebalg in den Saal. Wem es bei solcherlei Humor unserer Vorfahren nicht übel wird, dem sind jetzt eben, als er las, die Mundwinkel auseinandergetreten. Diese Art Lust ist die der angeschauten Intelligenz. Die sinnreiche, ausgerechnete Rache ist es, die uns hier belustigt, immer das Zweckmäßige.

Die Verstellung. Wir werden das Generalrezept, nach welchem die Schälke, im Leben wie auf der Bühne, ihre lustigen Siege erringen, am sichersten finden, wenn wir zunächst den gemeinsamen Truc in den ältesten bewährtesten Kriegslisten des Lebenskampfes aufsuchen.

Ein paar Beispiele aus bekannten Dichtungen:

In Gogols „Revisor" giebt sich ein Bruder Studio aus Petersburg in einem korrumpirten Provinznest für einen hohen Ministerialbeamten aus, um sich von all den Jämmerlingen möglichst reichlich bestechen zu lassen. Ebenso läßt es sich ein Luftikus in Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" gefallen, daß er für den König gehalten wird. In Weises „Triumph der guten Frauen", den Lessing für „das beste deutsche Lustspiel" erklärte, gesellt sich eine geschiedene Frau, unerkannt, in Mannskleidern ihrem zärtlich geliebten Mann wieder, bezahlt seine Schulden und begleitet ihn, als ein Schutzengel auf seinen lüderlichen Fahrten, so lange, bis er sie endlich erkennt und die Getreue wieder in seine Arme schließt. In Fuldas „Zwillingsschwester" giebt sich eine vernachlässigte Frau für ihre eigene Schwester aus, um als eine Vermeintlich-Andere und -Neue den Kaltgewordenen zurückzuerobern. In all diesen Fällen, die natürlich beliebig vermehrt werden könnten, giebt sich jemand für jemand Anderen aus.

Minna von Barnhelm stellt sich arm, um Tellheims überfeinfühlige Bedenken zu zerstreuen. Der malade imaginaire stellt sich tot, damit die Erbschleicherin entlarvt werde, der verkannte Komponist in Robert Misch's „Nachruhm" stellt sich tot, um berühmt zu werden, die geriebene „Mutter Wolffen" in Hauptmanns „Biberpelz" stellt sich harmlos, um den Amtsvorsteher Wehrhahn hinters Licht zu führen. Andere kluge Leute erreichen ihr Ziel, indem sie sich blind, dumm, taub, wahnsinnig anstellen. — Das Gemeinsame leuchtet wiederum ein: Verstellung, εἰρώνεια.

Und die Verstellung, entweder in eine andere Person oder in einen anderen Charakter, wird wohl ein ewiger Truc der Bühnenschälke bleiben müssen, schon um der über Alles geschätzten Doppelrollen willen, die dem Schauspieler zwei conträre Haupt-

register zu ziehen erlauben, dann aber auch, weil die Verstellung ewig im Leben ihre Rolle spielen wird, und weil ihre Variabilität ganz zuverlässig nie erschöpft werden kann.

Generalrezept der Schälke. Aber selbstverständlich: mit dem einen Mittel, sich zu verstellen, ist nicht das ganze Rezept der Lustspielschälke gegeben. Dieses lautet: Packe den Menschen bei seiner Schwäche.

Bewährung der Kraft durch das Leiden. Das vorgestellte Leiden kann zur Offenbarung einer Kraft dienen, wie es ja das tragische Leiden immer thut. Erst in der Klemme zeigt sich die wahre Pfiffigkeit, erst in der Nacht der Anfechtung beginnen die Sterne der Tugend zu funkeln, und der heroische Wille der Weiber von Athen, die durch Enthaltsamkeit von der Liebe den Willen ihrer Ehemänner brechen wollen (Aristophanes, „Lysistrata") steigt erst in seiner ganzen lustigen Erhabenheit vor uns auf, wenn wir sehen, wie bitterschwer diese Enthaltsamkeit sie ankommt.

Das die Kraft erweisende Leiden der vorgestellten Gestalt kann entweder aus einer Schwäche dieser Gestalt fließen, beispielsweise wo eine tragische oder sonstige „Schuld" — das heißt eben eine Schwäche — da ist, oder die Prüfung kann von außen kommen, durch Handlungen anderer Menschen oder durch das Schicksal, wie es z. B. bei Tellheims unverschuldetem Leiden der Fall ist. Vorzuziehen ist wohl die erstere Herleitung aus einer Schwäche des Starken, weil in diesem Falle das Leiden einen doppelten Dienst thut. Man denke an die eben angezogenen energischen Athenerinnen. Ihre Kraft und zugleich ihre Schwäche, ihr ganzes Menschenthum wird in diesem Leiden sichtbar.

Erscheinung der Kraft (oder Schwäche) in Worten. Die lustigen Worte als Offenbarung von Kraft und Schwäche haben unter den drei Erscheinungsformen den geringsten Werth zur Gefühlerzeugung. Sittenkraft und -Schwäche, ebenso Willenskraft und -Schwäche können überhaupt durch Worte beinahe garnicht zum Ausdruck gelangen. Man müßte denn daran denken, daß bisweilen ein Feiger seine Schwäche durch bramarbasirende Worte verräth und dergl. Unmittelbar können nur Verstandeskraft und -Schwäche sich durch Worte äußern.

Dialektische Verstandeskraft der vorgestellten Subjekte erscheint entweder im Gehalt oder in der Form ihrer Aeußerungen, am schönsten selbstverständlich, wenn beides sich verbindet. Da wären wir also bei den „Sentenzen", die der doktrinäre Natura-

lismus aller Zeiten mit einem so grimmigen Hasse verfolgt hat. Die ausübenden Bühnendichter, wenn sie selbst Geist hatten, haben auch immer ihren Figuren Geist verliehen, haben sie sammt und sonders zu naiven Lyrikern gemacht. Auf das „naiv" müssen wir freilich den Ton legen. Man darfs nicht merken. Weisheit und Witz dürfen nicht, wie Otto Ludwig den Sentenzen Schillers vorwirft, wie die Aepfel an einem Christbaum hängen. Ohne Zwang muß die rothbackige Frucht gewachsen scheinen.

Lustige Weisheit. Jedes kluge Wort ist selbstverständlich im Theater genau so erquickend zu hören, wie im Leben. Die letzte und reifste Weisheit des Dichters ist nur eben gut genug, um sie etwa einem Schalk in den Mund zu legen, und auch der vollkommenste Narr in unseren Lustspielen kann garnichts Besseres thun, als seine Narrheit mit dem ganzen Geiste des Dichters zu vertreten. Ist es auch Wahnsinn, muß es doch immer Methode haben.

Das Heimlichste und Letzte, was unsere Leute denken, das wollen wir sie nur an schicklicher Stelle recht simpel sagen lassen, dabei wird immer eine relative Wahrheit herauskommen. Und die Wahrheit ist es, die als Weisheit entzückt. Vor Allem macht es immer Freude, wenn einem Narren seine Narrheit im rechten Augenblick auf den Kopf zugesagt wird.

Redeformen. Die Metaphern und alle Kunstformen der Lyrik wären hier zu betrachten. Denn jede einzelne Gestalt des Dramas wird zum lyrischen Dichter, um sich selbst auszusprechen und „die Welt im Spiegel ihrer Seele zu zeigen" (Carrière, „Die Poesie" 2. Aufl. S. 436). Mit diesem schwungvollen Ausspruche will ich mich hier begnügen. Ich nehme an, daß meine Schüler Lyriker sind. Und ist es einer nicht, in dessen Bühnenwerken wird ja doch niemals ein warmes Blut fließen. Nur dem Witze, wohl der unentbehrlichsten Redeform fürs Drama, soll hier noch ein besonderer Blick gegönnt sein.

Der Witz. Wenn ein englischer Theologe (Saladin „Jehovas gesammelte Werke", Kapitel XXXIV) den heiligen Geist des Plagiats beschuldigt, weil er bei der Inspiration der Evangelisten den Talmud und andere frühere Bibeln benutzt habe, so sehe ich in dieser überraschenden Verbindung von Himmel und Erde ein gutleuchtendes Beispiel eines Witzes. Auf die Lachhaftigkeit kommt es hier nicht an.

Der Witz verbindet die Pole zweier möglichst auseinander liegenden Vorstellungen, indem er eine überraschende Beziehung zwischen diesen Vorstellungen herstellt. „Der Witz ist ein spielendes Urtheil“ (Kuno Fischer „Ueber den Witz“ S. 99).

Pole in dem angeführten Beispiel sind Gott und Sünde. Diese beiden Vorstellungen scheinen sich auszuschließen, wie Wasser und Feuer. Wenn nun der heilige Geist ein Plagiator genannt wird, so ist der himmlische Pol mit einem höchst irdischen plötzlich durch einen Draht verbunden, nämlich durch das Urtheil, daß ein Gott Sünde gethan habe, eine Art Wechselstrom entsteht in unserer Seele, ein paar Mal springt die Phantasie zwischen den Polen „Heiliger Geist“ und „Plagiat“ hin und wieder, vergnügt über den neuentdeckten Springweg — das ist das vergnügte Gefühl beim Witz —, ein Amalgam aus Lust und Erregung.

Von den Witzen im Bühnenspiel ist das einzige Besondere zu sagen, daß sie den Leuten, aus deren Mund sie fließen, ähnlich sehen müssen. Denn sie haben die Nebenaufgabe, das Vorstellungsreich der Charaktere zu bestimmen. Und natürlich: Menschen mit engem Horizonte werden ärmer an Witzen sein, je universaler aber der Geist ist, um so mehr Springwege werden ihm wahrscheinlicherweise einfallen dürfen.

(Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Politik.

Deutschland und die große Politik anno 1901. Von Dr. Th. Schiemann, Professor an der Universität Berlin. Berlin, Georg Reimer. 450 S. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Wenn man auf den Berliner Bahnhöfen am Mittwoch eine „Kreuz-Zeitung" kaufen will, so muß man sehr früh kommen oder man erhält die Antwort: „nicht mehr da; die Mittwoch Morgen-Nummer ist immer gleich weg." Diese Mittwoch Morgen-Nummer enthält nämlich die regelmäßige Wochen-Uebersicht über die auswärtige Politik, von der man längst weiß, daß sie aus der Feder des Professors Theod. Schiemann stammt. Der Verfasser hat sich entschlossen, den Schleier des Redaktions-Geheimnisses nunmehr auch offiziell fallen zu lassen, indem er die Uebersichten gesammelt unter seinem Namen herausgegeben hat. 52 Wochen-Uebersichten geben schon einen stattlichen Band und als Einleitung hat der Verfasser seine kurzen Jahres-Uebersichten von 1896 an voraufgeschickt.

Wir pflegen in Deutschland nicht gerade sehr stolz auf unsere Journalistik zu sein. Moralisch steht sie gewiß nicht tiefer, ja man darf sagen, höher als die anderer Länder; an Talent und Intelligenz bietet sie unzweifelhaft mehr als z. B. heute die parlamentarischen Körperschaften. Aber das besagt nicht viel. Zuletzt ist die Presse nur ein Exponent der öffentlichen Meinung, und wo die öffentliche Meinung so wenig bedeutet und so durchaus unreif und urtheilslos ist, wie in Deutschland, da können auch die Journalisten nicht mit den „kommandirenden Generalen" auf eine Stufe gestellt werden.

Zu den hervorragendsten publizistischen Leistungen unserer Zeit, den glänzenden Ausnahmen, gehören zweifellos die Schiemannschen Uebersichtsartikel. Zusammengestellt bilden sie nunmehr eine ganz eigenartige gleichzeitige Geschichtsschreibung. Es ist kein möglichst farbloser objektiver Geschichtskalender und es ist auch keine fortlaufende Erzählung, sondern ein Mittelding, eine Spiegelung der Ereignisse, wie sie nacheinander eingetreten sind, in einer sehr kenntnißreichen und urtheilsfähigen Individualität von bestimmter, scharf markirter Tendenz.

Friedrich der Große sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, er habe die diplomatischen Affairen in der Zwischenzeit zwischen den Kriegen nicht erzählt, denn bloße Verhandlungen, die zu nichts führten, hätten kein Interesse. Unser Autor sagt umgekehrt in seinem Vorwort: „auch gescheiterte Pläne, abgewehrte Anschläge, kurz das scheinbar nicht zur Wirklichkeit Gediehene hat seine sehr wesentliche Bedeutung. In dem steten Kampf, der das innere und äußere Leben bedingt, in dem Ringen der nach Macht strebenden Parteien, Nationen, Rassen kehren die heute gescheiterten Pläne morgen wieder, und Niemand wird mit Sicherheit sagen können, welche Kräfte sich doch den Weg bahnen, der ihnen gestattet, ihren Willen zur Geltung zu bringen."

Wer hat Recht, der König oder der Professor? Vermuthlich Beide. Es kommt darauf an, was man will. Eine leicht und angenehm zu lesende Geschichtserzählung zu schaffen, wie es dem Jünger Voltaires vorschwebte, darf man nicht in die Tiefen der einzelnen diplomatischen Verhandlungen tauchen. Wer aber bis zur völligen Erkenntniß durchdringen will, darf die Mühe nicht scheuen, Bücher, wie das vorliegende, mit all den zufällig auftauchenden Einzelheiten zu lesen.

Ich will einige Punkte von besonderer Wichtigkeit herausgreifen. Im Vordergrunde jeder heutigen politischen Betrachtung muß das Verhältniß Deutschlands zu Rußland und England stehen. Der moderne, nationalgesinnte Durchschnittsdeutsche ist damit sehr schnell fertig. England ist die böse Macht, die uns von je schlecht behandelt hat, und Rußland ist unser natürlicher Bundesgenosse, mit dem wir nirgends auf der Welt Interessenkonflikte haben. Die Regierung tritt diesen Vorstellungen nicht entgegen, nicht weil sie richtig wären, sondern im Gegentheil, weil sie so falsch sind, daß es gefährlich wäre, ganz offen darüber zu sprechen. Lasse man also die öffentliche Meinung bei ihren Illusionen. Aber es muß doch auch außerhalb der Regierung denkende Persönlichkeiten geben, die die internationale Lage so sehen, wie sie wirklich ist. Zu den wenigen Stellen, wo nach solcher Einsicht wirklich gestrebt wird, gehören die Schiemann-Artikel. Immer wieder wird hier mit der größten Energie auf die Elemente bösartigster Feindseligkeiten hingewiesen, die in Rußland gegen uns an der Arbeit sind, und ganz ebenso wird unser Verhältniß zu England ohne Einmischung unklarer Leidenschaft mit ebensoviel nationalem Selbstbewußtsein, wie kühler Berechnung behandelt. Auch in dem wilden Taumel der Chamberlain-Entrüstung bewahrt der Verfasser seine Ruhe und scheut sich nicht (S. 389) sein Bedauern auszusprechen, daß man sich die fragliche Aeußerung des englischen Kolonialministers nicht mit etwas mehr Kritik nach ihrem Wortlaut angesehen habe.

Nicht ganz klar und durchsichtig ist merkwürdiger Weise die Stellung des Verfassers in der Polenfrage. Er hat natürlich von diesen Dingen zu viel Kenntniß, um sich den Illusionen des Hakatismus hinzugeben. Er weiß, wie groß die Gefahr ist und zieht wiederholt die Idee der pan-

slavistischen Versöhnung der Russen und Polen gegen Deutschland in Betracht (S. 18. S. 299). Mit den heutigen Führern der Polen sei nichts zu machen, meint er, aber er zieht in Erwägung (S. 426), daß einmal andere Männer an die Spitze kommen und Anerbietungen machen könnten. Ueber den guten Willen, diese Frage etwas tiefer anzufassen, als es sonst in Deutschland üblich ist, kommt er aber doch nicht recht hinaus. Man wird dabei in Betracht ziehen und zugestehen müssen, daß in einer Zeitung, die aufs Engste mit einer großen Partei liirt ist, in solchen Fragen eine besondere Vorsicht beobachtet werden muß.

Am meisten möchte ich Einspruch erheben gegen die Darstellung, die der Verfasser von dem Uebergang Deutschlands zur Weltpolitik in der ersten seiner Jahresübersichten giebt. Man kann die heutige deutsche Politik nicht voll verstehen, wenn man sich nicht gesteht, daß sie in fundamentalem Gegensatz zur Politik des Fürsten Bismarck steht — wohl verstanden der konkreten Politik des Fürsten Bismarck, nicht dem Geist seiner Politik. Schiemann hat dieses Thema nicht etwa bloß umgangen, sondern den Sachverhalt auch mehrfach nicht richtig dargestellt. Auf diese thatsächlichen Fehler will ich nicht eingehen, man kann vielleicht darüber streiten. Viel wichtiger und eine höchst interessante Erscheinung, ganz allgemein gesprochen, ist das Prinzipielle — daß nicht etwa bloß Professor Schiemann, sondern unsere gesammte Tagespresse darüber einig ist, hier einen Punkt zu haben, über den sie einen Schleier breitet oder ihn wenigstens nicht lüftet. Der Grund ist: die Wahrheit, um die es sich handelt, ist für ein Zeitungspublikum, und sei es auch ein politisch so hochstehendes wie das der „Kreuz-Zeitung", bereits zu schwer. Wer heute in Deutschland in einer Zeitung, einem Parlament, einer Volksversammlung irgend einen Zug der Politik loben will, muß dabei nachweisen oder fingiren, es sei Bismarckische Politik. Wer von vornherein zugiebt, sie sei das Gegentheil davon, würde mit allen Argumenten nichts mehr ausrichten. Nun weiß der Gebildete, daß die wahren Nachfolger Friedrichs des Großen die Männer von 1813 waren, die in Allem das Gegentheil von dem thaten, was der große König für richtig gehalten, und nicht die Männer von 1806, die seine Tradition festzuhalten suchten und mit Treue alle seine Ideen und Vorschriften weiter befolgten. Daß die wahre Nachfolger- und Jüngerschaft nicht in der Nachahmung, sondern in der Fortbildung, die unter Umständen bis zu einem Gegensatz führen kann, bestehe, wird von einem Philosophen oder Historiker kaum bestritten werden. Aber die öffentliche Meinung arbeitet nicht mit philosophischen Begriffen, sondern mit unmittelbaren Anschauungen. Fürst Bismarck war der große deutsche Staatsmann — folglich darf man nicht das Gegentheil von dem thun, was er gethan hat und gethan hätte. Ueber diesen Satz kommt die öffentliche Diskussion nicht hinweg, und deshalb müssen alle journalistischen oder parlamentarischen Vertreter der heutigen deutschen Weltpolitik mit der Fiktion arbeiten, sie sei eine direkte Fortsetzung der Bismarckschen, und

das hat dann natürlich zahlreiche Schiefheiten im Einzelnen im Gefolge. Daß die Gleichsetzung der Bismarckschen und der heutigen Politik nicht richtig ist, könnte ja für unsere Opposition ein dankbares Thema abgeben; sie könnte ja ihrerseits hier einmal die Aufgabe übernehmen, die historische Wahrheit zu vertreten — aber das hat für sie den unangenehmen Beigeschmack, daß sie dann als Vertreterin und Vertheidigerin der Bismarckschen Politik auftreten müßte, und das ist ihr so peinlich, daß auch sie lieber darüber schweigt. Ein einziges Mal hat nach meiner Erinnerung Herr Richter im Reichstag diesen Standpunkt vertreten; einmal hat auch Fürst Herbert Bismarck in diesem Sinne etwas zu frondiren gewagt. Beide aber haben es nicht dankbar gefunden, mit diesem Kalbe zu pflügen, und so kommt es, daß alle Parteien auf allen Seiten darüber einig sind, das größte und wichtigste Ereigniß der deutschen Geschichte der Gegenwart, den Uebergang von der kontinentalen zur Weltpolitik hinter einem ganzen Wald von Legenden und Fabeln verborgen zu halten. Auch in dem vorliegenden Schiemannschen Buche, so viel tiefer es sonst gräbt als die übliche journalistische Behandlung der auswärtigen Politik, findet man hierüber nichts Aufklärendes, theilweise sogar Unrichtiges.

Delbrück.

Agrar- und Industrie-Staat. Die Kehrseite des Industrie-Staates und die Rechtfertigung agrarischen Zollschutzes mit besonderer Rücksicht auf die Bevölkerungsfrage, von Prof. Adolph Wagner, Berlin. 2. großentheils umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Jena 1902, Gustav Fischer. VI. und 223 Seiten, Preis 3 Mark.

Die handelspolitische Literatur in der Gegenwart ist zu einem solchen Umfang angewachsen, daß darunter die Präzisirung der vorhandenen Gegensätze erheblich gelitten hat. Bei einem Streite aber, an dem die Wissenschaft in so hervorragendem Maße sich betheiligt, thut eines vor allem noth, nämlich eine klare Formulirung der zu lösenden Fragen und Probleme. Wir würden nicht so viele oft nahezu werthlose handelspolitische Broschüren, die irgend einen Ausschnitt aus der großen handelspolitische Frage behandeln, zu Gesicht bekommen, wenn über die grundlegenden Prämissen und die eigentlichen Ausgangspunkte der ganzen Kontroverse unzweifelhafte Klarheit vorhanden wäre.

Es ist das Verdienst des Wagner'schen Buches „Agrar- und Industrie-Staat", welches uns in einer zweiten umgearbeiteten und stark vermehrten Auflage vorliegt, daß es gerade die Formulirung jener Fundamentalsätze vornimmt, in denen das ganze Problem begründet liegt. Man kann in allen Konsequenzen, welche Wagner zieht, anderer Meinung sein als er, und wir sind es in den meisten, so muß man ihm doch zuerkennen, daß keiner so scharf und so geistvoll wie er die ganze handelspolitische Frage

auf ihren eigentlichen Kernpunkt zurückgeführt hat, die Bevölkerungsfrage.

Zum Verständniß der Art, mit welcher Wagner seinen Stoff behandelt, muß man sich in seine ethische Auffassung versetzen. Wagner verurtheilt vor Allem die rücksichtslose Befolgung des bloßen ökonomischen Prinzips im persönlichen wirthschaftlichen Leben. Die Befolgung dieses Prinzips darf nach Wagner nicht der einzige Leitstern sein, „weil die wirthschaftlichen Interessen, welche sich um das Moment des ökonomischen Werthes drehen, nicht nur nicht die einzigen, sondern für das ganze Volksleben bei weitem nicht die höchsten sind.“ Wagner zitirt geradezu das Bibelwort: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Nicht das bloße Werthproblem ist das grundlegende, sondern das Problem: wie wirkt Arbeitsart, Maß, Beruf auf die übrigen Lebensseiten der arbeitenden Persönlichkeit und nach der Entwicklung dieser Arbeitsarten, Maße und Berufe im Volke, auf das ganze Volksleben ein? So ist ihm der ökonomische Geist, der durch unsere moderne industriestaatliche Entwicklung geht, durchaus nicht sympathisch. „Der Geist des Handels, will sagen der Händlergeist“, so sagt er, „muß sich daher immer spezifischer, einseitiger, rücksichtsloser entwickeln und mehr und mehr den ganzen Volksgeist infiziren und sich homogener gestalten.“ Die Sucht nach ständiger Ausdehnung des Absatzes, nach Unterbietung der Konkurrenz müßten mit Nothwendigkeit dahin führen, daß Alles von Händlergeist, Händlerauffassungen, Händlerinteressen beherrscht werde.

Neben dieser ethischen Auffassung einher geht die historische. Wagner spricht von den „alten naturgemäßen“ Grundlagen der Wirthschaftspolitik, „wo die bei uns nicht oder nur in ganz ungenügender Menge und Güte erzeugbaren Produkte des Auslandes Gegenstände mehr oder weniger fremder klimatischer und Boden-Monopolverhältnisse allerdings aus dem Auslande bezogen und mit geeigneten heimischen Erzeugnissen in der Ausfuhr bezahlt werden; wo ferner auch in denjenigen Halb- und Ganzfabrikaten . . . , in welchen jedes Land seine besondere Stärke hat, ein großer, bleibender, lohnender, internationaler Austausch im Handel zu allseitigem Vortheil stattfinden kann und selbst begünstigt wird; wo aber diejenigen, namentlich gewöhnlichen Agrar-, jedoch auch Forst- und Montan-Produkte, welche wir nach Klima, Boden, altbestehender Produktion bei uns einmal gewinnen, oder auch durch neuere technisch-ökonomische Entwickelung einmal bei uns eingebürgert haben (Rübenzucker, Tabak) oder leicht einbürgern können, und zwar zu Kosten, welche sich tragen lassen, auch fernerhin möglichst im Inlande gewonnen werden. . . .“ Er bezeichnet ferner jenen Absatz als „uralter, richtiger Arbeitstheilung innerhalb der Nation und der heimischen Volkswirthschaft“ entsprechend, bei welchem „durch einen richtigen Agrarschutz unsere Landwirthschaft und die sie betreibende Bevölkerung in einer Lage erhalten oder wieder in eine Lage versetzt werden, worin sie den Städten, der Industrie u. s. w. den Arbeitern einen entsprechend lohnenden

und dauernd gesicherteren Absatz ihrer Produkte und Leistungen an das heimische Landvolk ermöglichen."

Von diesen Auffassungen ausgehend, erscheint Wagner die neuere industriestaatliche Entwickelung nicht ohne verhängnißvolle Gefahr. Er sieht „in der immer rascheren heimischen Volksvermehrung, in der immer größeren Verschiebung zwischen Land- und Stadtbevölkerung, in der Richtung zu Gunsten letzterer, in der Bildung immer zahlreicherer und immer volkreicherer Großstädte, in der lokalen Zusammenhäufung immer größerer Volksmengen in relativ kleinen Industrie- und Montanbezirken, in der bestenfalls absoluten Stabilität, dem starken relativen Sinken der landwirthschaftlich, der großen absoluten und relativen Steigerung der industriell, montanistisch, merkantil beschäftigten Bevölkerung" keine durchaus günstige Erscheinung. Da diese industriestaatliche Entwickelung auf die starke Bevölkerungsvermehrung in Deutschland überhaupt zurückgeht, so behandelt Wagner diese letztere ausführlich und kommt zu dem Schlusse, daß diese Bevölkerungsvermehrung durchaus nicht etwas lediglich Erfreuliches sei. „Ich vergegenwärtige mir", so schreibt er, „mehr als Andere die Schwierigkeiten, welche aus dieser steigenden Volksdichtigkeit — der springende Punkt — für die regelmäßige Beschäftigung, Ernährung und Zufriedenstellung der immer anspruchsvoller werdenden größeren, immer mehr in den Städten, den Großstädten konzentrirten Bevölkerung unvermeidlich erwachsen." Er weist weiter darauf hin, was es heißt, „im Deutschen Reich jetzt fast jährlich über 800 000 Menschen mehr zu ernähren, zu beschäftigen, aufzuziehen und — zufriedenzustellen." Diese Zufriedenstellung und Zufriedenerhaltung bezeichnet er als das schwerste von allem. Er schließt daraus, daß ein langsameres Tempo der Volksvermehrung Vorzüge habe, daher ein rascheres, wenigstens nicht noch immer künstlich durch die industriestaatliche Wirthschaftspolitik begünstigt werden müsse. Eine Stabilität der Volkszahl hat nach Ansicht Wagners nichts so Schlimmes an sich, sondern kann sogar sehr gute Folgen haben. Bei den näheren Ausführungen hierzu spielt wieder die ethische Auffassung Wagners stark mit. „In der Auferziehung einer sehr großen Kinderzahl, die erste Voraussetzung einer raschen, starken Volksvermehrung, erschöpft sich in der Familie der eigentliche jeweilig erwerbsthätige Theil der Familie, verliert Zeit und Kraft zur Erfüllung seiner eigenen und anderer als mit der Erwerbsthätigkeit verbundenen Lebensaufgaben, wird damit zu sehr Mittel für die Zwecke anderer, der Kindergeneration, und hört zu sehr auf, sich berechtigter Selbstzweck zu sein . . . . . Man bedenke namentlich nur die Lage der Frauen und der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung, der Masse der Mittel- und unteren Klassen. Physisch und psychisch setzen die Frauen bei der häufigen Geburtenzahl in den besten Jahren ihres Lebens ihre Kräfte zu, verlieren die Zeit und Kraft und schließlich selbst den Willen, ein wenig auch sich selbst zu leben. Die Männer aber mühen sich im Erwerbskampf ab um Familien zu gründen und zu erweitern, verzehren dadurch

Zeit und Kraft wie ihre Frauen in der Wochen- und Kinderstube, so sie in der Hast des Erwerbslebens, und verlieren gleichfalls die Fähigkeit und schließlich auch den Willen sich selbst zu leben und sich würdige Lebensaufgaben zu stellen." Nach allem glaubt Wagner den Satz rechtfertigen zu können, daß eine wenigstens relative Stabilität, jedenfalls eine nur langsame und kleinere weitere Zunahme der Bevölkerung in Ländern, welche bereits eine dem Volksinteresse entsprechende genügende Volkszahl und Dichtigkeit haben, kein Unglück, in mancher Hinsicht ein Vortheil wäre.

Stellt man sich auf den Boden der Wagnerschen Grundauffassungen, so folgt aus demselben die agrarische Schutzpolitik gegen die industriestaatliche Entwicklung wie von selbst, darum gilt es, sich mit diesen Grundauffassungen auseinander zu setzen. Wagner giebt uns als einziges Mittel, eine langsamere Bevölkerungszunahme herbeizuführen, das Mittel einer industriefeindlichen Wirthschaftspolitik an. Dieselbe muß, wenn wir ihn recht verstehen, zu einer langsamer fortschreitenden bezw. stabilen Bevölkerung führen. Er hält diese kleinere Bevölkerungszahl für wünschenswerth, damit das Volk sich auch höheren Lebensaufgaben, als denen der bloßen Ernährung hingeben könne. So edel und groß dieser Gedanke ist, so liegt doch die Frage nahe: unter welcher wirthschaftlichen Entwicklung ist das Volk im Stande gewesen, höhere Lebensaufgaben zu umfassen, unter der agrarischen oder unter der industriestaatlichen? Da kann es kein Zweifel sein, daß gerade die industriestaatliche Entwicklung es gewesen ist, welche bis in die untersten Volksschichten hinein, nicht nur das Verständniß für höhere Lebensaufgaben, sondern auch die Möglichkeit ihrer theilweisen Lösung verschafft hat. Aber auch bezüglich der bloßen Art der Ernährung und der materiellen Lebenshaltung ist das Volk unter der industriestaatlichen Entwicklung weiter fortgeschritten als unter der agrarischen. Die Gefahr, welche Wagner sieht, nämlich die der schwieriger werdenden Ernährung ist durch die historischen Thatsachen einstweilen noch in keiner Weise begründet, weder in Deutschland noch sonst in einem anderen Staat. Diese Gefahr liegt also einstweilen nur in der Idee vor. Geben wir einmal ihre Berechtigung zu, so fragt sich nur, wie weit sind wir im Stande, dieser Gefahr zu begegnen und was würde die Konsequenz sein, wenn wir ein langsameres Volksvermehrungstempo bezw. gar Stabilität erreichten? Die industriefeindliche Wirthschaftspolitik, welche Wagner vorschlägt, würde zweifellos nicht sogleich die Geburtenziffer herabdrücken, der Geburtenüberschuß müßte demnach entweder im Inlande mit der Erzeugung neuer Nahrungsmittel beschäftigt werden oder aber er müßte auswandern.

Wagner glaubt nun, daß das erstere zu einem Theile eintreten könne. Er spricht wiederholt von einer Vermehrung der ländlichen Bevölkerung. Eine solche Vermehrung halten auch wir für ganz außerordentlich wünschenswerth, es fragt sich nur sehr, ob die Politik, welche Wagner verfolgt, zu einer solchen Vermehrung führt. Wir sind der Ansicht, daß namentlich

die Getreidezölle nicht diese Wirkung haben. Die Zahlen, welche Gothein in seinem Buch „Der deutsche Außenhandel“ über die Landflucht nach der Einführung der Getreidezölle beigebracht hat, zeigen das Gegentheil, nämlich, daß die Entvölkerung des platten Landes bei hohen Getreidepreisen und namentlich in den Gegenden des größeren Grundbesitzes stärker ist, als in nicht getreidebauenden bäuerlichen Gegenden. Diese Zahlen sind bisher noch nicht widerlegt worden. Wenn es Wagner darauf ankommt, gerade die Gegensätze in der Volksdichtigkeit wenigstens in etwas auszugleichen, so wird er nothwendig eine kleinbäuerliche Bevölkerung schaffen müssen.

Die Auswanderung bezeichnet Wagner als etwas zum Theil günstig Wirkendes. „Sie wirkt wie ein Ventil bei Dampfüberspannung gegen relative Uebervölkerung“. Eine solche Auffassung ist nur möglich, wenn man das Volkswirthschaftsgebiet völlig für sich betrachtet ohne den Zusammenhang mit der Weltwirthschaft. Daß dies aber nicht möglich ist, beweist die Geschichte, nicht einmal durch den Handel sondern durch das, was ihm in der Regel vorhergeht, den Krieg. Der Wunsch, seine Existenz politisch zu behaupten, treibt jeden Staat in die Weltwirthschaft hinein. Nun sagt Wagner wohl, daß wenige Tüchtige oft mehr leisten, als viele Untüchtigere. Das ist ganz gewiß richtig, aber wollte jemand von der deutschen industriestaatlichen Entwicklung behaupten, daß sie Deutschland für den internationalen Wettbewerb untüchtiger gemacht hätte? Es scheint mir äußerst bezeichnend, daß Wagner dort, wo er auf den angeblichen Widerspruch zwischen seiner Stellung zur Flottenpolitik und zur Agrarpolitik eingeht, lediglich mit Worten, nirgends mit Gründen zu argumentiren vermag. Er thut die diesbezüglichen Einwände geradezu mit dem Schlagwort von der Heimathpolitik ab. „Als wäre nicht eine starke gesunde „Heimathpolitik“, sagt er, „die Voraussetzung und Grundlage einer kräftigen und dauernde Erfolge erzielenden Weltpolitik“. „Selbst wenn“, so fährt er nachher fort, „unsere ganze heutige, großentheils über See mit erfolgende Einfuhr von Korn und Fettwaaren &c. aufhörte, was durchaus nicht anzunehmen ist, bliebe ein „großer deutscher Welthandel“ bestehen“. Aber er vermag hierfür auch nicht den Schimmer einer Wahrscheinlichkeit beizubringen. Stellen wir uns aber, wie es historisch begründet ist, in die Weltwirthschaft hinein, so bleibt Delbrücks Argument vom evangelisch-sozialen Kongreß 1896 als zu Recht bestehen, daß, solange wir rings um uns wirthschaftliche und politische Expansion sehen, wir politisch und wirthschaftlich zurückkommen würden, wenn bei uns eine Stabilität der Bevölkerung Platz griffe.

Deshalb liegt in der schnellen Bevölkerungsvermehrung für uns durchaus keine Gefahr, sondern es ist eine Entwicklung, die wir sicherlich nicht bekämpfen dürfen, wenn wir sie auch vielleicht nicht willkürlich zu fördern brauchen. In wieweit dies übrigens möglich wäre, bleibe dahingestellt. Daß die Industriestaatspolitik die Bevölkerungsvermehrung beschleunige,

scheint Wagner anzunehmen, beweist es aber nicht. Wahrscheinlicher dünkt uns, daß die Industriestaatspolitik nur eben eine nothwendige Folge der Bevölkerungsvermehrung ist. Wenigstens wird diese Wahrscheinlichkeit durch die historischen Thatsachen gestützt.

Daß die Bevölkerungsvermehrung, wie wir sie in den letzten Jahren gesehen haben, noch für einen langen Zeitraum hindurch in demselben Maße bestehen bleiben werde, ist gleichfalls mit Hinsicht auf die Geschichte nicht wahrscheinlich; so lange wir aber in den uns umgebenden Reichen und Nationen eine ähnliche Expansion sehen, ist es ein Glück, daß wir mit dieser Expansion gleichen Schritt halten. Die malthusianistische Gefahr, die ja überhaupt nur in der Idee besteht, könnte allenfalls nur für die Erdbevölkerung als Ganzes herangezogen werden. Für eine Nation mit geographischen Grenzen besteht sie insofern nicht, als diese Nation in dem Moment des Eintretens dieser Gefahr über ihre Grenzen hinausbrechen würde, und sie würde das umso erfolgreicher thun können, je zahlreicher sie wäre. Hier tritt der ethischen Auffassung Wagners eine gewisse national-chauvinistische im besten Sinne des Wortes gegenüber. Wenn die Erde bevölkert werden soll, so wollen wir nicht dazu beitragen, daß sie mit Slaven bevölkert werde, sondern mit Deutschen. Wollte Wagner trotz dieser Gedanken an seiner Politik einer verlangsamten Bevölkerungszunahme festhalten, so müßte er sie zum mindesten nicht deutsch-national, sonder international verfolgen.

Was nun die ethische Auffassung Wagners betrifft, so stellen wir uns mit ganzem Herzen und vollem Bewußtsein auf den gleichen Boden. Aber die Schäden, welche Wagner sieht, scheinen uns in ihren Wurzeln nicht richtig dargestellt zu sein. Das Frauenelend, von welchem Wagner spricht, ist doch im deutschen Volke durchaus kein allgemein vorhandenes. Während in manchen Familien, und vielleicht (nicht erwiesenermaßen) gerade in den unteren Klassen, in Folge übergroßer Kinderzahl die Frau an der Verfolgung höherer Lebensaufgaben gehindert wird, läßt in anderen Familien ein sehr geringer Nachwuchs mehr als Zeit genug zur Verfolgung eben dieser höheren Aufgaben. Auch hier also besteht nur ein Problem der Vertheilung. Würde jede Frau in ihren jüngeren Jahren vier oder fünf Kinder haben und mehr wären zur Beibehaltung unserer heutigen Volksvermehrung nicht nöthig, so würde ihr immer Zeit genug zur Beschäftigung mit den höheren Lebensaufgaben bleiben, vorausgesetzt freilich, daß auch die Frage des Werthproblems, wie sie Wagner nennt, besser gelöst würde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Problem der ethischen Lebensauffassung erst dann allgemein gelöst werden kann, wenn das ökonomische Werthproblem seine Lösung gefunden hat. Heute liegen die Thatsachen so in Deutschland, daß auf der einen Seite der weitaus größere Theil der Bevölkerung, vorwiegend die arbeitenden Klassen, unter der industriestaatlichen Entwicklung eine Verbesserung seiner Lebenslage nicht nur in materieller, sondern gerade auch und in Folge dessen in geistiger und

ethischer Beziehung erfahren hat, und diese Errungenschaften wieder preiszugeben, ist jener Theil der Bevölkerung nicht gewillt. Auf der anderen Seite hat ein kleinerer Theil der Bevölkerung in Folge verhältnißmäßig gesicherten Besitzes Veranlassung genommen, das ökonomische Prinzip in den Hintergrund zu drängen und eine mehr ethische Lebensauffassung zur Geltung zu bringen. Würde in dieser Beziehung an einer Ausgleichung der ökonomischen Gegensätze gearbeitet, so würde zweifellos auch in den arbeitenden Klassen die ethische Lebensauffassung in den Vordergrund geschoben werden und das jetzt dort noch überwiegende ökonomische Moment in den Hintergrund treten. Von einem Proletarier aber, in ökonomischem Sinne, ethische Lebensauffassung zu verlangen, ist eine Illusion.

Dr. Hjalmar Schacht.

Literatur.

Romane.

C. Viebig: Die Wacht am Rhein. — Hedwig Dohm: Christa Ruland. — Emil Strauß: Freund Hein. — Paul Mahn: Kreuzfahrt. — Georg Hirschfeld: Freundschaft. — Hermann Bang: Das weiße Haus. — Gustaf af Geijerstam: Das Buch vom Brüderchen.

Es wird sich kaum noch leugnen lassen, daß wir in Clara Viebig nicht nur die bedeutendste unter den schriftstellernden Frauen zu schätzen haben, sondern daß sie überhaupt an der Spitze aller derer steht — auch der Männer —, die in Deutschland Romane schreiben. Vielleicht mag es diesen oder jenen Roman von diesem oder jenem Verfasser geben, der besser ist als einer von denen, die die Viebig geschrieben hat. Man kann nicht alle einzelnen Bücher in der Minute gegenwärtig haben, und über Einzelleistungen läßt sich schließlich noch immer streiten. Es giebt aber bestimmt keinen Schriftsteller, der Schlag auf Schlag und Jahr für Jahr mit unverminderter, ja wohl gar mit zunehmender Kraft Werke von immer hervorragender Güte in die Oeffentlichkeit bringt. Und es darf gar nicht verkannt werden, daß die Quantität der Leistung, die stetige Fruchtbarkeit nicht zuletzt maßgebend ist für die Bedeutung, die einem Schriftsteller oder Künstler schließlich beigemessen werden darf. Was wäre Schiller, wenn er etwa nur den Wallenstein geschrieben hätte? Und wie vielseitig ist Frau Viebig in der Wahl ihrer Stoffe! Stadt und Land, Dienstmädchen und Literaturgrößen, Deutsche und Polen, Militär und Zivil, Gegenwart und Vergangenheit — alles das hat ihre Kunst mit lebensvoller Deutlichkeit vor Augen zu stellen vermocht. Diesmal bietet sie uns in der „Wacht am Rhein“ (Verlag von F. Fontane & Co. Berlin 1902, Preis 6 Mk.) einen historischen Roman, wenn auch nicht aus graueſter Vorzeit, so doch aus Deutschlands jüngster Vergangenheit. Sie hat sich diesmal die vielleicht denkbar schwierigste Aufgabe gesetzt. Der Roman spielt in Düssel-

dorf, am Rhein. Seine Ereignisse setzen im Jahre 1830 ein und finden 1871, im Jahre der deutschen Reichsgründung, ihren Beschluß. Die Zahlen zeigen schon, worauf es ankommt. Darzustellen ist die Entwicklung des Geistes in Deutschland von der Zeit tiefster Erniedrigung bis zur endlichen und endgiltigen Erhebung. Doch es ist schon falsch, was ich sage. So einfach liegen die Dinge garnicht einmal. Von der „tiefsten Erniedrigung" ist im rheinländischen Düsseldorf gar keine Rede. Napoleon ist in der Erinnerung der älteren Leute, die ihn noch leibhaftig vor Augen gehabt haben, der angestaunte und viel bewunderte Held. Und nachdem das „Fremdjoch" abgeschüttelt war, kannten die guten Düsseldorfer kein anderes Glück und keinen anderen Ehrgeiz, denn als unbehinderte und wohlhabende Düsseldorfer „Bürger" ihren Geschäften und ihren Vergnügungen nachzugehen. Daß sie „preußisch" waren, wollte ihrem rheinländischen Sinn sehr wenig einleuchten, und der „aufsteigende preußische Aar" war ihnen ein herzlich gleichgiltiger Vogel. Die große Kunst der Viebig, ihr wahrhaft genialer historischer Sinn liegt darin, daß sie uns zeigt, wie die Düsseldorfer geradezu wider ihren Willen und ohne eine Spur bewußten Verständnisses durch die Macht der Umstände und die geänderten Verhältnisse schließlich nolens volens in gute Deutsche umgewandelt werden. Wenn man sich als Schriftsteller vor eine so große Aufgabe gestellt sieht, so steigt vor Allem — nach meinem Gefühl wenigstens — eine große Angst und Sorge auf: wie wird es möglich sein, ein solches Thema stofflich zu überwältigen und ein Kunstwerk hervorzubringen, das nicht in den „Studien" stecken geblieben ist. In diesem Punkte zeigt sich die Meisterschaft der Verfasserin vielleicht am stärksten. Sie beschränkt sich nämlich dem ungeheuren Stoffmaterial gegenüber auf eine Simplizität, die, weit von Oberflächlichkeit entfernt, vielmehr höchste Genialität verräth. Und wie wunderbar gelungen ist die Schilderung jener revolutionären Nacht im Jahre 1848, in der die aufsässigen Düsseldorfer Bürger von den preußischen Flintenkugeln niedergeschmettert werden! Wie objektiv ist das Recht beider Seiten zur Darstellung gebracht, das Recht nicht etwa im Sinne eines abstrakten und staatsphilosophischen Rechtsstandpunktes, sondern jenes greifbare Recht, das sich als Nothwendigkeit aus den Verhältnissen ergiebt. Die Verfasserin ist überhaupt weit davon entfernt, eine abstrakt historische Entwicklung zu geben und Geschichtsphilosophie zu treiben. Immer nur ist ihr als echter Dichterin am Menschlichen gelegen. Mit derselben großartigen Simplizität, mit der sie des geschichtlichen Stoffes Herr geworden ist, hat sie auch das technische Erforderniß des „Romans", die Handlung, um die sich alles „dreht", bemeistert. Der preußische und evangelische Feldwebel Rinke heirathet aus Liebe die katholische Katharina Zilges, die Tochter eines alteingesessenen Düsseldorfer Bürgerhauses, und zeugt mit ihr Kinder. In dieser Familie nun spielen sich im Kleinen und Persönlichen die Konflikte ab, die im Großen und Politischen auch das ganze Staatswesen erschüttern. Ich

möchte aber immer wieder die sich aufdrängende Vermuthung zurückweisen, daß die Personen zu Trägern der abstrakten Prinzipien Evangelisch und Katholisch, Rheinländisch und Preußisch gemacht werden und daß in den Kindern etwa jene Prinzipien zu vollem Gegensatz ausbrechen oder auch überwunden werden. Ja gewiß, die Personen verkörpern die Prinzipien und die Prinzipien erfahren in den Kindern eine gewisse Umbildung. Aber es kommt der Dichterin auf keiner Seite auf die Darlegung der Prinzipien und der Gesetze ihrer Entwicklung an; es handelt sich immer um Menschen, die ein Schicksal erleiden. Und man kann die Charakteristik aller dieser Menschen nicht genug bewundern. Wie ähnlich und doch wie abschattirt sind der aus Berlin stammende Feldwebel Rinke und der ostpreußische Sergeant Conradi! Wie gelungen ist die Düsseldorferin Katharina, die doch immer eine Zilges bleibt, auch längst noch immer, nachdem sie den Rinke geheirathet hat. Und welchen Humor, „unter Thränen lächelnden" Humor — wie man ja zu sagen pflegt — entwickelt Frau Viebig in der Führung des Lebensganges, den sie Katharina nehmen läßt. Am prachtvollsten gelungen aber ist Josefine, Feldwebel Rinkes und Katharina Zilges Tochter. Diese Fine in ihrer Mischung von Preußin und Rheinländerin ist wirklich gar kein Gebilde künstlerischer Phantasie mehr, sondern ein wahrhaft lebendiges Menschenkind! Den Höhepunkt ihres Daseins und Schicksals erreicht Fine in jenem Augenblick, als sie, formell evangelisch erzogen, neben der Leiche ihres in schuldlosem Selbstmord geendeten Vaters — „Ueber Alles die Ehre!" — in die Kniee stürzt, sich bekreuzigt und Trost und Hilfe erfleht von der schmerzensreichen, der heiligen Jungfrau Mutter Maria. Von unbeschreiblicher Köstlichkeit ist jene ganz kleine Szene, in der die schon alternde Mutter und die längst Erwachsene sich in der Küche im Tänzchen drehen, trotz aller Noth in Zeit und Haus; denn die rheinische Fröhlichkeit läßt sich nicht klein kriegen. So könnte man auf hundert Einzelheiten dieses Buches mit lobenden Worten hinweisen. Ich muß darauf verzichten, und nur noch dies bemerken, das dem Werke nicht seinen geringsten Werth verleiht: Das ganze Werk ist in seiner Totalität von einer tragischen Stimmung durchsetzt, die stark in die Seele greift und das Herz in erhabener Rührung erbeben läßt. Und das ist nur natürlich. Denn bemerken wir doch von Seite zu Seite, wie etwas Kleineres, aber zu seiner Zeit und in seiner Art auch Schönes und Gutes, um eines Größeren und Allgemeineren willen zu Grunde geht, das mit unabwendlicher Kraft sich durchsetzt. Ein Werk, wie diese Dichtung, hat nur eine tiefe Kennerin menschlichen Wesens darum glücklich zu Ende führen können, weil sie gnädig zugleich von der Muse der Geschichte und der der Tragödie geleitet worden ist.

* * *

Für Christa Ruland, deren Wesen und Schicksal Frau Hedwig Dohm in ihrem Roman entwickelt (Verlag von S. Fischer, Berlin 1902, Preis 4 Mk.), habe ich wenig übrig. Für den Menschen bedeutet diese Christa nicht allzu viel, und dem literarischen Kritiker kann das ihr Schicksal behandelnde Buch nicht völlig genügen. Am ehesten wird noch ein gewisses kulturhistorisches und kulturpsychologisches Interesse erregt. Also Christa ist eine moderne Dame aus Berlin W., Thiergartenviertel. Ihr gegenüber muß der kritische Betrachter unterscheiden zwischen dem, was sie sein soll, und was sie ist. Was sie sein soll — — da scheint es mir wirklich am objektivsten, aus dem „Waschzettel" zu zitiren: „Im Mittelpunkt des neuen Werkes steht eine Frau von großer, geistiger und seelischer Begabung. Alten Idealen entwachsen, sucht sie hastig nach neuen. Und wir sehen sie in einem ehrlichen, aber unsicheren Streben nach Allem greifen, was ihren Geist erheben und befriedigen könnte. Trotz aller ihrer Bemühungen kommt sie nicht zur Klarheit, sondern zum Kompromiß, zur Resignation." Das also soll sie sein. Und was ist sie? Eine mit Trüffelpasteten groß gefütterte, im Ueberfluß anämische, sich unendlich langweilende, mit allen Werthen der Welt vom Anarchismus bis zum Christenthum kokettirende, fürs Leben gänzlich überflüssige, leiblich und seelisch sterile Frauensperson. Ich bestreite gar nicht, daß es Damen solcher Art giebt und daß sie in der Berliner Gesellschaft ihre Rolle spielen, z. B. auch in den Theaterpremièren. Sie sind es auch, die vielfach die moderne Frauenbewegung begönnern. Sie sind zu Allem bereit, zu nichts im Stande. Sie sind die tauben Blüthen der Berliner Thiergartenkultur. Gewiß ist es literarisch berechtigt und künstlerisch werthvoll, auch solche Menschen zum Gegenstand dichterischer Behandlung zu machen. Alles, was lebt, darf der Dichter darstellen. Der Fehler in diesem Falle liegt nur darin, daß Hedwig Dohm sich keineswegs über ihre „Heldin" erhebt, sondern von ihrer geistigen Bedeutung überzeugt ist und sie blutig ernst nimmt. Ich glaube, folgende Stelle könnte zugleich für die Verfasserin und ihr Geschöpf als charakteristisch angesehen werden: „Mit Christa ging allmählich eine Wandlung vor. Eine kühle Vornehmkeit kam in ihr Wesen. Ihre Worte, ihre Urtheile wurden klar, kalt, kurz, überhebend . . . Ungescheut sprach sie ihre Meinung aus und — seltsam, man setzte sie nicht auf die Strafbank. Ihre radikalsten Paradoxe, ihre tollsten Umsturzeinfälle trugen ihr keine Mißachtung ein, sie erregte bei den Leuten eine gewisse Scheu. Selbst ihr Verhältniß zu Frank wurde kaum noch glossirt. Man zuckte nur die Achseln über die Phantastin. Man fühlte den Adel ihrer Gesinnung durch und hielt für graue Theorie, was in grüne Praxis zu übersetzen sie keinen Anstand genommen hätte. Ihr geistiger Uebermuth, ihre hochfahrende Haltung hatten etwas Bezwingendes. Sie fühlte sich ganz als Renaissancefürstin! Auch an ihrer äußeren Erscheinung modelte sie. Die herkömmliche Kleidung mit dem straffen Markiren der Körperformen erschien ihr lästig und wenig dezent. Nur lose Gewänder trug sie, phantastische oder

prächtige, oder ganz einfache, wie ihr gerade der Sinn stand." (S. 243.) Alles in Allem: ein geistreichelnder Feuilletonroman, dessen Glanz an Taits-Diamanten erinnert.

* * *

Von Emil Strauß habe ich vor langer Zeit einmal ein Drama „Dom Pedro" besprochen, ein merkwürdiges, nicht ganz eindrucksloses, aber schließlich doch unzureichendes Werk. Darnach lernte ich von demselben Verfasser eine Dorfgeschichte, „Der Engelwirth", kennen, ein Buch voll gesunden und leuchtenden Humors. Im „Freund Hein" (Verlag von S. Fischer, Berlin 1902) zeigt sich Strauß wieder von neuer Seite. Es ist die tragische Geschichte eines Knabenlebens, die mit zu Herzen gehender Wärme in schlichtester Weise erzählt wird. Der Konflikt Heinrich Lindners — so heißt der Knabe — besteht darin, daß er eine angeerbte, wirklich geniale Begabung für Musik besitzt, ihm aber der mathematische Sinn fehlt. Das hat zur Folge, daß er mit Aufgebot aller Energie glatt bis zur Obersekunda kommt, hier bleibt er „wegen Mathematik" „sitzen", dasselbe wiederholt sich dann in Unterprima. Da erschießt er sich. „Dummer Junge" oder „thörichtes Buch", wird mancher ältere Herr vielleicht urtheilen wollen. Ich kann es so thöricht nicht finden, sondern will es als eine Dichtung loben, in der uns mit feiner Kunst ein Menschenherz enthüllt wird. Denn ein Unterprimaner ist doch schließlich auch ein Mensch und hat ein Herz und hat seine Leiden, von denen allerdings oft die Herren Lehrer keine Ahnung haben. Fast möchte ich mich in subjektive Erregung hineinschreiben. Heinrich Lindners Leiden — wegen der Mathematik — ist nämlich in verblüffendster Gleichheit auch mein Leiden gewesen, nur daß ich es besser überstanden habe. Und da ich es überstanden habe, möchte ich jetzt wenigstens meine kleine „Rache" nehmen und ostentativ erklären, allen Mathematik-Lehrern der ganzen Welt zum „Trotz": Meine jetzigen mathematischen Kenntnisse reichen bestimmt nicht weiter, als höchstens und besten Falls bis zum Pythagoreischen Lehrsatz. Und ich erkläre noch Schlimmeres: Ich habe schon oft den Mangel dieser oder jener Kenntniß bereut, es hat mir schon oft Leid gethan, dieses oder jenes Homerische Zitat z. B. vergessen zu haben, noch niemals aber bin ich in die Lage gekommen, theoretisch oder praktisch nach irgend einem der mathematischen Lehrsätze und „Beweise" „Sehnsucht" zu empfinden; ich bin immer herzlich froh gewesen, den ganzen Plunder los zu sein. Damit will ich natürlich nicht das Mindeste gegen die Mathematik an sich gesagt haben, für die ich abstrakt, d. h. wenn ich nichts damit zu thun habe, eine geheimnißvolle und höchste Bewunderung hege, schon weil sie die einzige sichere Wissenschaft mit unveränderlichen Resultaten ist.

Nach diesem „amoenum diverticulum" — wie gut man doch solch' ein Zitat, selbst aus dem Livius im Leben gebrauchen kann! — will ich mich nun wieder auf meine „Würde" als objektiver Kritiker besinnen.

Strauß, in allzu subjektivem Mitgefühl für das Unglück seines jungen Helden, läßt den Lehrern gegenüber die künstlerische Objektivität doch gar zu sehr außer Acht. Weniger auffällig und beleidigend wird dieser Fehler des Buches aber dadurch, daß der tragische Konflikt garnicht in vollem Maße zwischen dem Schüler und seinen Lehrern zum Austrag kommt, sondern zwischen dem Sohn und seinem Vater. Dieser Vater ist ein in jeder Beziehung vornehmer, kluger, liebevoller Mann, voll edler Liebe zu seinem Sohne und nur auf dessen Wohlergehen bedacht. Er hebt mit schwerer und reifer Lebensklugheit dem Sohne gegenüber, der um die auf der Schule verschwendeten Jahre klagt, hervor: „Verschwendung? Verschwendung?! Lieber Sohn, der Werth der Arbeit und des Jahres liegt nicht im unmittelbaren äußeren Erfolg, sondern in dem, was durch die Arbeit und die Erfahrung in Dir, Deinem seelischen Theil und Charakter gereift und gefordert wird. Die künstlerische Reifung setzt eine menschliche Reife voraus, die aber kann Dir nicht auf dem Klavierstuhl oder am Notenpult kommen, sondern nur im Kampfe Deines Willens mit dem des Schicksals, mit der Nothwendigkeit, mit der Härte des Lebens — wie Du sagen willst. Für Dich mit Deiner Neigung, Dich abzuschließen, Dich einzukapseln und nur auf das Dir Wesensverwandte einzugehen, ist vielleicht nichts besser als diese harte Zucht der Gymnasialzeit, und in diesem Betracht scheint es mir kurzsichtig, die Zahl der Jahre anschlagen zu wollen!" Gewiß, dieser Vater hat tausendmal recht — und nur einmal unrecht, eben in dem einen Falle des Sohnes. Der ist ein musikalisches Genie und kann darum wirklich nichts Zureichendes gegenüber der in ihm wohnenden Naturgewalt ausrichten. Es gereicht dem Buche zum besonderem Lobe, daß wir wirklich von der musikalischen Genialität des jungen Lindner überzeugt werden. Vertieft wird der Konflikt zwischen Vater und Sohn in sehr feiner und ergreifender Weise noch dadurch, daß auch der Vater infolge der Musik früher in seinen Studien beinahe gescheitert wäre, aber mit heroischer Energie dem Schiffbruch entging. Der Unterschied ist nur der, daß der Vater für Musik außerordentlich begabt war, der Sohn aber ein Genie ist. Der Vater, in Erinnerung an die eigene, von ihm thatkräftig überstandene Krisis, hat natürlich ein doppeltes Recht — weil er scheinbar und seinem eigenen Bewußtsein nach aus Erfahrung spricht — vom Sohne den gleichen Aufwand von Energie zu verlangen. Er verlangt Unmöglichkeiten. So bleibt dem armen „Heiner" schließlich nur ein rettender Freund noch übrig, „Freund Hein", der liebe Tod. — Die Gestalt des Karl Notwang hätte ich in dem Buche gern vermißt. — In den Händen von Schülern übrigens könnte dieses Buch eine geradezu verheerende Wirkung ausüben, nach der Analogie von Werthers Leiden etwa, Lehrern dagegen wird es keinen Schaden zufügen.

* * *

Ein Genie führt uns auch Paul Mahn in seiner „Kreuzfahrt“ (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin 1902, Preis: 3 Mk.) vor, nur leider ein falsches, ein Pseudogenie. Es ist da also ein junger Mann mit der Aufgabe, sich zu entwickeln, seine Persönlichkeit herauszubilden. Er ist augenscheinlich kolossal befähigt. Denn er wird in jungen Jahren nicht nur ein beinahe berühmter Gelehrter — als Privatdozent —, sondern auch — als Abgeordneter — ein wirklich berühmter Politiker. Wenn die Literaten ihre Helden politisch werden lassen, wird mir immer — aus Kollegialität — himmelangst. Denn es giebt regelmäßig eine scheußliche Blamage. Es ist unglaublich, wie unsere Aestheten und Literaten jedes politischen Sinnes und Empfindens fast ausnahmslos bar sind. Eine Ausnahme macht z. B. Leopold Schönhoff. Wie sollen nun aber diese Literaten Leben und Menschen begreifen und schildern und gar kritisiren — Paul Mahn ist Theaterkritiker der Tägl. Rundschau —, wenn ihnen eine ganze große Seite des Lebens so fremd ist, wie die Oberfläche des Mars etwa. Die Herren glauben das natürlich nicht: sie verstehen nicht nur Alles, sondern sie haben auch Alles überwunden. Also Mahns „Kreuzfahrer“ ist ein großer Politiker. Er bescheinigt es sich in seinen Aufzeichnungen selber, indem er also schreibt: „Ich war auf dem parlamentarischen Abend bei Ihm, dem Großen, dem Alten! Dreimal bin ich Sprecher unserer Partei gewesen, und dreimal hat Er mir geantwortet — — der Große, der Alte! Es ist mir wie eine Erschütterung gewesen. Er trat mir gegenüber an diesem Abende, und Er erkannte mich wieder — Er mich! Er sprach zu mir, mit seinen festen, stahlgrauen Augen mich ansehend, als wolle Er da in mir, da hinter mir etwas suchen, gleichsam den Schlüssel zu meinem „Menschen“ mit einem Blick hinwegnehmen. Glaubte Er aus meinen Reden etwas Verwandtes gespürt zu haben, etwas von Seinem Wesen, von Seiner Art?“ — — Ich habe ein Gefühl, als sei die Weltgeschichte einen Augenblick stillgestanden — um meinetwillen!“ Die Frage, ob „Er“ vielleicht etwas Verwandtes gespürt zu haben glaubte wirkt auf mich so komisch, daß ich mich wirklich erst auslachen muß. Der letzte Satz, der sich an die Frage schließt, wirkt geradezu peinlich. Ich möchte noch mehr zitiren, doch ich genire mich. Ich verweise den Leser auf die Seiten 44 und 45. Ich verweise noch auf Seite 96: „Wenn ich erst Reichskanzler bin“ u. s. w. Und doch: Paul Mahn hat Talent, Paul Mahn ist ein Dichter, wenn er sich nicht „über die Kraft“ versteigt. Die ganze „Kreuzfahrt“ läuft schließlich in zwei Liebesgeschichten aus — und beide sind gut, reizend, im Gefühlsgehalt und in der Darstellung. Warum blieb Mahn nicht in seinen Grenzen? Warum schrieb er den lächerlichen ersten Theil seiner „Kreuzfahrt“? Muß denn heute — im Zeitalter des „Uebermenschen“ — jedes brave Entlein sich als königlicher Schwan geberden? Muß denn der Kreuzfahrer wirklich erst den Gipfel der Unvernunft erklimmen, um schließlich zu der Weisheit zu gelangen,

die gut und schön also ausgedrückt ist: „Worauf wir nach einem langen Leben voll Erfahrungen, voll großer Schmerzen und zerbrochenen Hoffnungen hinauskommen, sind meist die simpelsten Sätze, die wir von Jugend auf „gewußt“, in Sprüchen und guten Lehren mit uns herumgetragen haben.“

* * *

Georg Hirschfeld ist wirklich und noch immer ein Poet. Seine Novelle „Freundschaft“ (Verlag von S. Fischer, Berlin 1902, beweist es. Mit feinstem und eindringendstem Verständniß und zureichendster poetischer Kraft schildert er ein junges norwegisches Mädchen, die nach Berlin verschlagen wird. Diese Mädchengestalt ist so individuell gehalten, daß Hirschfelds künstlerische Gestaltungskraft größten Lobes würdig ist. Und dieses Mädchen ist zugleich so durchaus und unverkennbar Norwegerin, daß man des Dichters Empfindsamkeit für fremdes Wesen garnicht genug bewundern kann. Nach Inhalt und Ausführung hat Hirschfeld eine gleich schöne Dichtung geschaffen.

* * *

Es giebt Bücher, über die man in Worten so gut wie garnicht urtheilen kann. Denn ihre Gestalten sind synthetische Produkte der Künstlerphantasie, die sich der kritischen Analyse widersetzen. Ihre Gestalten greifen uns unmittelbar ans Herz, wir fühlen mit ihnen, wir verstehen sie ahnend, wir lieben sie, wir wissen aber nichts Treffendes von ihnen auszusagen. Zu diesen Gestalten gehört die räthselvolle Frau, die der dänische Dichter Hermann Bang in den Mittelpunkt seines Romans „Das weiße Haus“ (Verlag von S. Fischer, Berlin 1902) gestellt hat. Ich will mit diesen Zeilen auf das merkwürdige Buch aufmerksam gemacht haben.

* * *

Geijerstams „Buch vom Brüderchen“ (Verlag von S. Fischer, Preis 3,50 Mk.) ist voll süßer Traurigkeit. Eine Mutter vermag den Tod ihres jüngsten Kindes, eines holden, blondlockigen Knaben nicht zu überwinden. Ihre Gedanken kommen von dem Geschiedenen keine Minute los, noch lebend weilt sie mit ihm, träumend, im Reich der Schatten und schließlich hindert sie ihre immer schwächer werdende Lebenskraft nicht länger, dem geliebten Blondchen zu folgen. O ja, ich kann es mir wohl vorstellen, daß die Gedanken von einem nicht loskommen können, der einmal mit uns gelebt hat. Wenn man sich's recht überlegt — es ist grauenvoll, zu denken, daß auch die Menschen sterben könnten, die wir lieben. Geijerstam aber beschränkt sich nicht darauf, mit diesem Trauerfall unser Herz zu erschüttern. Er läßt den überlebenden Gatten einen Dichter sein, und dieser Dichter zeichnet den Fall auf, von den ersten Anfängen des ehelichen Glücks. Da leuchtet nun über allem die große, zarte Liebe, die

die Menschen dieser Familie mit einander verband. Die Erinnerung an gewesenes Glück nimmt dem Fall das Verzweiflungsvolle und besänftigt das Herz. — Wenn Geijerstam sein ergreifendes Buch vom Brüderchen auf die Hälfte des verwandten Raumes beschränkt hätte, würde die Stimmungskraft sich noch konzentrirter geltend machen können. Jetzt zerfließt gar Manches in der Breite der Darstellung.

Max Lorenz.

Berichtigung.

Im Aprilheft dieser Zeitschrift wird Georg Brandes' „Björnson“, eine Studie, die in der von mir herausgegebenen Sammlung „Moderner Essays“ erschienen ist, vom Referenten für „eine ganz schlechte, unbrauchbare Arbeit, für die der Herausgeber“ verantwortlich ist“, erklärt.

Als Herausgeber bemerke ich dazu Folgendes. Die Studie ist mit Einwilligung von Georg Brandes, ferner mit Erlaubniß des Verlages Albert Langen, der eine Gesammtausgabe der Schriften von Brandes veranstaltet, durch die autorisirte Uebersetzerin aus der dänischen Originalausgabe angefertigt. Von meiner Seite ist also so korrekt als irgend möglich gehandelt worden. Ich hielt mich nicht für berechtigt, gewisse Widersprüche, die sich in der Originalausgabe vorfinden, zu beseitigen. Es handelt sich also nicht um eine Kompilation, sondern um eine sinngetreue Uebersetzung.

Damit sind zugleich die weiteren Angriffe des Herrn Referenten hinfällig.

Dr. Hans Landsberg.

Diese „Berichtigung“ trifft keine Silbe von dem, was ich wirklich gesagt habe und was Herr Dr. Hans Landsberg in seinem Uebereifer offenbar gar nicht verstanden hat. Ich habe dies gemeint und es bleibt bei dieser meiner Meinung: die in der Sammlung „moderner Essays“ von Georg Brandes verfaßte Arbeit über Björnson ist kein „Essay“, der uns in einleuchtender und einheitlicher Weise den Organismus des Björnsonschen Wesens klar macht, sondern eine zusammenhanglose, zerstückelte, widerspruchsvolle Sudelei, für die allerdings der „Herausgeber“ dem Publikum der „Modernen Essays“ verantwortlich ist. Wenn ein etwa vorhandener unkritischer Autoritätsglauben allein schon durch den Namen „Georg Brandes“ befriedigt wird, so sollte meine Rezension in energischer Weise dagegen Widerspruch erheben.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Der Weg zum Licht. Ein Salzburger Märchendrama von Georg Hirschfeld.

Lessing-Theater: Die todte Stadt. Eine Tragödie von Gabriele D'Annunzio.

Königliches Schauspielhaus: Heinrich IV. (Erster Theil) von Shakspere. — Mutter Anne. Ein Ostermärchen von Marx Möller.

Georg Hirschfelds „Märchendrama" hat weder mit dem Märchen noch mit dem Drama viel gemein. Zu jenem fehlt ihm das Schlichte, Natürliche und Poetische, zu diesem fehlt ihm das Dramatische. Es ist eben das Unglück fast aller unserer Schriftsteller und Poeten, daß sie mit Bewußtsein, aber ohne eigentlich inneren Drang zur Bühne streben. Bei Hirschfeld kommen für dieses Streben sicherlich keine unlauteren Motive in Betracht, bei ihm ist's die Gewohnheit und er hat ein Gewohnheitsrecht an die Bühne. Denn er hat ursprünglich, mit seinen Erstlingen — „Mütter" und „Agnes Jordan" — ein wirklich natürliches Anrecht auf die Schaubühne gehabt, ungeachtet der von Anbeginn feststehenden Thatsache, daß er kein geborener Dramatiker ist. Zwei Sorten von Dichtwerken gehören nämlich auf die Bühne: das eigentliche Drama, von dessen Definition ich hier absehe und das seinem innersten Wesen nach durch und durch undramatische naturalistische Milieudrama, dessen Wirkung auf unmittelbarer Anschauung beruht und darum eben der „Schaubühne" bedarf. Verlassen unsere naturalistischen Bühnendichter ihr eigentliches Kunstgebiet, dann hört ihre Bühnenwirkung auf und sie werden langweilig. Das gilt, zum großen Theil mindestens, von Gerhart Hauptmann, das trifft sicherlich auf Georg Hirschfeld zu. In Hirschfelds „Salzburger Märchendrama" handelt es sich um ein aus Liebe krank gewordenes Fürstenkind, das dem Tode verfallen wäre, wenn es nicht der im Untersberg herrschende Zwerg Hahngikl durch einen Zaubertrank wieder zum Leben führte. Der Zwerg greift nicht ohne eigenes Interesse hilfreich ein. Die wunderschöne Mechthilde hat sich verpflichten müssen, ihm in seine dunkle Bergeshöhle folgen zu wollen. Zum Leben erwacht, erfährt sie auch die Seligkeit der Liebe zu dem Sänger Reinmar von Zweter. Er wirbt um sie und führt sie als sein Ehegemahl zu seinem Schloß. Da tritt Hahngikl auf und macht seinen

Anspruch geltend. Vergeblich sucht ihn Reinmar mit seinen Mannen und seinem Schwert abzuwehren. In höchster Noth will Mechthilde lieber ihr Leben verlieren, als dem Zwerge folgen: sie schickt sich zum Sprung in die Tiefe an, über die Brüstung des Altans hinweg. Hahngikl hält sie auf und erklärt sich für besiegt:

Ein tiefes Räthsel waltet
In euch, ihr Menschenkinder, wenn ihr liebt!
Ihr achtet nicht das Trugbild eurer Schönheit,
Ihr stürzt sie freudig in die Tiefe nieder,
Nur weil ihr wißt, für wen sie untergeht.

Hahngikls Edelmuth bleibt nicht unbelohnt. Nach beweglicher Rede und Gegenrede zwischen ihm und Reinmar tritt mit ihm eine äußerliche Wandlung ein: seine Zwergengestalt wächst, der rothe struppige Bart, die schwarze Kutte sinken zu Boden, seine Züge werden jugendlich rein und veredeln sich, die Augen leuchten und ein schlanker Lichtelb steht in schimmerndem Gewande da. Dieser anscheinend böse Zwerg nämlich ist im Grunde eine edle Seele und vor Allem ein großer Künstler. Er weilt nicht in seiner Bergeshöhle und gräbt, gleich den anderen Zwergen, in schnöder Gier nach Gold, sondern er fertigt aus dem Golde Schmuckstücke von unerhörter Schönheit. „Erst wenn es eine goldene Form hat, dann ist es Gold" — das Gold nämlich. Auch nicht aus sinnlicher Gier verlangt Hahngikl nach den schönen Frauen und schließlich nach der Fürstentochter Mechthilde, sondern es ist sein Künstlerdrang zur lebendigen Schönheit. Er, der die Schönheit liebt, leidet unter seiner äußeren Häßlichkeit. Um dieser Gestalt des Hahngikl willen dürfte das ganze Märchendrama geschrieben sein. In ihr liegt das Konfessionelle der Hirschfeldschen Dichtung. Man mißverstehe mich nicht! Ich will sagen, daß der Dichter im Wesen und Schicksal dieses Berggeistes sich sein Dichterleiden hat von der Seele schreiben wollen, wie Gerhart Hauptmann in der „Versunkenen Glocke" durch den Mund des Meisters Heinrich seine Konfessionen ablegt. So mag ja wohl das Salzburger Märchendrama vom „Weg zum Licht" für den Dichter seine subjektive Berechtigung haben. Eine Dichtung von objectivem Werth ist es nicht. Und doch ist Georg Hirschfeld ein Poet, wie er eben durch seine an anderer Stelle dieses Heftes von mir besprochene Novelle „Freundschaft" bewiesen hat.

* * *

Es wird nur wenige literarisch interessirte Menschen geben, die von D'Annunzio nicht faszinirt werden, wenn sie sich zum ersten Male mit einem seiner Werke beschäftigen. Aber die Wirkung ist nicht von Dauer. Je mehr man ihn kennen lernt, um so weniger mag man ihn und seine überhitzte Kunst, die nicht wärmt, sondern brennt, die nicht leuchtet, sondern gleißt. Man kommt schließlich dahinter, daß es sich gar nicht um Kunst handelt, auch nicht einmal um Künstelei, sondern

um gekünstelte Künstelei. D'Annunzio schafft wie im Fieber. Aber auch das ist nicht einmal wahr. Er thut vielmehr nur so, als ob er von einem verzehrenden Fieber besessen wäre. In Deutschland ist diese Leuchtkugel wohl längst verpufft, die einmal über die Alpen geflogen kam und zunächst wie ein Stern bewundert wurde. Und in Italien —? Der Regenerator der „lateinischen Rasse“ und „romanischer Kultur“ — für den er sich nämlich selber erklärt — ist in seinem Heimathlande meines Wissens mit allen seinen Dramen durchgefallen. Was man dort von seinen Romanen hält, weiß ich nicht. Auch die hingebungsvolle Missionarin D'Annunzioscher Dichtung, Eleonore Duse, wird in solcher Werthung nichts ändern. Jetzt hat sie den Berlinern das neueste Produkt des Dichters vorgestellt, Francesca da Rimini, — vergeblich, ebenso vergeblich, wie vorher schon in Wien und noch früher, ganz zuerst in Italien. Ich muß bekennen, daß ich über diese Dichtung — wie die meisten übrigens, die sie im Theater gesehen haben — kein ganz zureichendes Urtheil habe, wegen mangelhafter Kenntniß des Italienischen nämlich. Eine deutsche Uebersetzung liegt noch nicht vor, an ihrer Stelle ist eine ausführliche Inhaltsangabe herausgegeben worden. Und doch ist es interessant und lehrreich, einmal ein Stück auf der Bühne zu zu sehen, dem man mehr errathend als verstehend gegenübersitzt. Man kann da nämlich eine das Drama im allgemeinen betreffende Beobachtung machen hinsichtlich der Bedeutung des anschaulichen, plastischen Moments im Drama. Es genügt durchaus nicht, daß die Charaktere sich innerlich entwickeln und daß diese Entwicklung in Worten ihren Ausdruck findet. Es ist nöthig, daß jede innere Entwicklung und jeder seelische Zustand auch durch ein Bild nach außen hin seinen sichtbaren Ausdruck findet. Das Drama arbeitet nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge. In jedem Drama soll unter anderem auch eine Pantomime stecken. Man prüfe einmal, wie Shakspere diese Bedingung erfüllt, im Lear z. B. oder in Richard III. Auch Gerhart Hauptmann erfüllt sie, und darauf beruht fast allein seine Bühnenwirkung. Bei D'Annunzio hören wir nichts als Worte, stilisirte Worte, schöne Worte, klingende Worte, auch Worte, die Bilder und Gleichnisse ausdrücken. Ja, D'Annunzio bemüht sich sogar, seine Worte und Szenen auch in Bildern auslaufen zu lassen, er arrangirt Bilder. Aber seine arrangirten Bilder wirken doch nur wie „lebende Bilder“, die bekanntlich wie todt wirken, die sich zur Bildnißkraft Shaksperes verhalten wie etwa ein Oeldruck zum Oelgemälde. Aus dieser Erkenntniß, daß die dramatische Szene auch plastisch fürs Auge wirken muß, ergiebt sich eine weitere allgemeine Folge für das Drama. Lessing ist es bekanntlich, der scharf gegen den falschen Begriff der falschen „Handlung“ im Drama polemisirt und das Publikum angreift, das den sich erklärenden Liebhaber im Kniefall vor der Geliebten zu sehen und das die Kämpfe der Männer mit Kampfgetöse und Schwertgeklirr ausgeführt zu hören wünscht. An Stelle des Begriffes der äußeren Handlung setzt er dann den der inneren: „Handlung ist eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes

ausmachen u. s. w." Mit seiner Definition der dramatischen Handlung hat Lessing zweifellos vollkommen recht. Unrecht aber hat er, wenn er glaubt, daß die Handlung allein für die höchst potenzirte dramatische Wirkung ausreicht. Die dramatische Wirkung von der Schaubühne her verlangt nicht nur Handlung, sondern auch den sinnenfälligen Ausdruck dieser Handlung. So ist der Instinkt des nach beweglichen und bunten Bühnenbildern, nach äußerer Handlung verlangenden Publikums in seiner Grundlage durchaus richtig und nur dadurch irregeleitet, daß es den organischen Zusammenhang zwischen der inneren Handlung, d. h. den psychologischen Vorgängen und deren nach außen gerichteten sinnenfälligen Ausdruck nicht kritisch zu prüfen weiß und schon an der äußeren Beweglichkeit der Bühnenvorgänge Genüge findet. Als ich D'Annunzios Stücke sah, drängte sich mir immer der Gedanke auf, daß ein Shakspereſches Bühnenwerk doch ganz anders wirken würde, auch in englischer Sprache auf den, der des Englischen nicht mächtig ist.

An die „Todte Stadt" — in deutscher Uebersetzung im Verlage von S. Fischer erschienen — ließen sich ganz dieselben allgemeinen Bemerkungen knüpfen. Worte, viel zu viel Worte und mit Künstelei und Aeußerlichkeit arrangirte Bilder. Ein solches Arrangement nur ist auch das zum Schluß, vor der Leiche der ermordeten Bianca Maria. Das Ereigniß des Dramas ist dies: Alessandro ist mit der erblindeten Anna verheirathet. Mit ihnen zusammen leben Leonardo und seine Schwester Bianca Maria. Anna fühlt, daß ihres Gatten Liebe ihr entweicht und sich Bianca Maria zuwendet. Die edle und unglückliche Gattin ist bereit, um des Glückes der Anderen willen stillschweigend mit dem Tode abzugehen. Dieser Fall erfährt seine Steigung durch die Entdeckung Alessandros, daß zu der von ihm geliebten holdseligen Bianca Maria deren Bruder Leonardo in verzehrender, sündiger Liebe entbrannt ist. Um die zugleich mit der Heiligkeit brüderlicher Liebe vergötterte und durch sündige Liebe in Gedanken doch befleckte Schwester zu retten, tödtet Leonardo sie, indem er sie in der „Quelle des Perseus" ertränkt. Träger der psychologischen Handlung ist in der Hauptsache die blinde Anna, indem sie ganz allmählich sich in die Kenntniß des Furchtbaren hineinfühlt, das in den Seelen der sie umgebenden, geliebten Menschen vorgeht. D'Annunzio hat sich sicherlich die antike Tragödie von der Art des Oedipus etwa zum Vorbild genommen, in der ja auch die Handlung in einer sich vollziehenden Enthüllung besteht. Der Ort der Handlung ist „in der durstigen Ebene von Argos, in der Nähe der Trümmer des goldreichen Mykene". Dort weilt Leonardo, um die Gräber der griechischen Helden aus der Zeit des trojanischen Krieges aufzufinden und aufzudecken. Der Fund gelingt ihm — in der Phantasie des Dichters natürlich. Wir haben also, oder sollen haben, eine hypermoderne Nerventragödie auf antik-heroischem Hintergrunde. Es ist kein Zweifel, daß auch dieses Werk seinen fascinirenden

Reiz auf den ausüben würde, der es harmlos kennen lernte, ohne in der Manier D'Annunzios schon bewandert zu sein.

Nach meinem Gefühl ist Eleonore Duse in keiner Rolle ergreifender, als in der der blinden Anna. Sie spielt mit einer persönlichen Hingabe, die geradezu schon Selbstauflösung ist. Ihre Art müßte pathologisch wirken, wenn diese Künstlerin nicht so ganz Seele wäre, und von einer Pathologie der Seele kann doch wohl kaum gesprochen werden. Ob aber solche Darstellungsart nachgeahmt werden und Schule machen darf, ist doch fraglich. Die Virtuosen der alten Schauspielerschule bewiesen ihr Virtuosenthum, indem sie in entgegengesetztesten Rollen sich als Tausendkünstler erwiesen. Im Gegensatz dazu steht die Art der Duse als ein Virtuosenthum des Subjektivismus. Und wer anders als die Duse hätte ein Recht zu solcher neuen Art?

* * *

Was man gegen das Königliche Schauspielhaus auch einwenden mag —, dessen schwierige Lage bezüglich der Wahl der Stücke der objektive Beurteiler nicht verkennen sollte — es ist in Berlin doch die einzige Stätte, in der man öfter klassische Werke in zureichender Darstellung zu sehen die Gelegenheit hat. Die Leser werden es entschuldigen nicht nur, sondern wohl so gut wie selbstverständlich finden, wenn ich über Shakspeares Heinrich IV. nichts Besonderes oder gar Neues zu sagen habe. Ich will aber ein paar Worte über den Darsteller des Falstaff, Herrn Pohl, verlieren. Die Kritik hat seine Leistung sehr gelobt, mit Recht diesmal, während man früher das Treffliche in seinem Richard III. doch wohl nicht genügend anerkannt hat. Dieser Schauspieler verfügt gewiß über keine dämonische Elementarkraft die das Publikum „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ mitreißt. Aber er ist doch ein gebildeter und kluger Könner, der immer eine zureichende Auffassung der von ihm gespielten Rollen ins Treffen zu führen hat. Literarische Leute wird er stets interessiren. Daß aber irgend ein effekthaschender Kulissenreißer der Masse des Publikums einen tosenderen Jubel zu entlocken vermag, ist leicht möglich.

* * *

Das Ostermärchen von Marx Möller ist von der literarischen Kritik übel mitgenommen worden, so gut es dem Publikum zunächst gefallen hat. Ich bin nun nicht in der Lage, mich zum Ritter der Mutter Anne aufzuwerfen. Ich will nur sagen: das Stück ist um nichts schlechter, als das meiste Andere, das wir jetzt an Premièren zu sehen bekommen. Doch nicht um dieser Feststellung willen komme ich mit ein paar Worten auf das Werk zu sprechen. Was mich dazu veranlaßt, ist vielmehr der Umstand, daß es in konservativen Zeitungen geradezu als ein geniales Meisterwerk gepriesen ist. Dagegen möchte ich Einspruch erheben. Um jenes

Urtheil und meinen Widerspruch verständlich zu machen, will ich erst das Thema des Ostermärchens angeben: Der Fürstin stirbt ein holdes und geliebtes Kind. Sie kann den Verlust nicht verschmerzen und betet inbrünstig, ihr Kind nur noch einmal sehen zu dürfen. Die Bitte wird ihr vom Himmel gewährt. Das Kind begegnet ihr als Bettelkind. Sie erkennt es nicht. Ueber ihren Irrthum aufgeklärt, wird ihr klar, worauf es ankommt und was die Absicht des Himmels gewesen ist. Mit der fürstlichen Mutter, die ihr Kind betrauert, geht eine innere Wandlung vor: sie wird zur liebevollen und fürsorglichen „Landesmutter“. Dieser Inhalt macht es ja begreiflich, daß ein konservatives Gemüth für diese Dichtung Sympathien gewinnt. Aber es geht doch nicht an, den Werth eines Werkes — das besten Falls rührend wirkt — nur nach der löblichen Tendenz zu beurtheilen. Die Faktoren, die von jeher den literarischen und künstlerischen Werth einer Dichtung bestimmt haben, dürfen auch von einer konservativ gerichteten Kritik keinen Falls außer Acht gelassen werden. Ich habe mich schon immer gewundert, daß es thatsächlich nicht einen einzigen konservativen Schriftsteller in Deutschland giebt, der wirklich im Stande wäre, unter vollster Wahrung seiner christlichen und konservativen Weltanschauung und Lebensauffassung sich mit der modernen Kunst abzufinden. Auf konservativer Seite hat man nur das Gefühl instinktiver Abneigung und begnügt sich mit der unverständigen Anklage: Die „Modernen“ wühlen im Schmutz und stellen das Häßliche dar, während die Kunst doch gerade das Schöne darstellen und den Menschen erheben soll. Man kann kein oberflächlicheres und im eigenen Interesse schädlicheres Urtheil fällen. Die richtige Stellung ist die: eine konservative Kunstkritik und Literaturbetrachtung muß nachweisen — und sie hätte Recht mit diesem Nachweis — daß die moderne Literatur mit ihrem Naturalismus oder dekadenten Mystizismus der Ausdruck des Tiefpunktes ist, den das bürgerliche deutsche Geistes- und Gefühlsleben erreicht hat; es wäre zu zeigen, daß die im Banne liberaler Bildung sich entwickelnde bürgerliche Literatur, die in Schiller ihren klassischen Ausdruck, ihren Anfangs- und zugleich Höhepunkt gefunden hat, von da an in unaufhaltsam absteigender Linie sich bewegt hat, bis auf den heutigen Tag. Die liberale Bildungsepoche hat überhaupt zu keinem vollgiltigen tragischen Drama geführt und hat aus inneren Gründen gar nicht dazu führen können. Dagegen sind die drei Dichter, in denen zum mindesten die Ansätze zum wirklich klassischen deutschen Drama zu entdecken sind, Kleist, Hebbel und Ludwig, von geradezu antiliberaler Struktur. Letzten Endes und in der Hauptsache aber wäre nachzuweisen, daß gerade die christliche Weltanschauung sehr wohl geeignet ist, die Grundlage einer vollkommenen Tragödie abzugeben. Und zwar ist es das Wesen und der Begriff der Sünde, in dem der Quellpunkt des Tragischen liegt, der Sünde, die das unumgängliche, bewegende Element jeder Weltentwicklung ist, der Sünde, in der das Individuum erst zur

Entfaltung seiner menschlichen und dämonischen Größe gelangen kann, um deren willen es dann aber auch schuldbeladen in seiner individuellen und menschlichen Existenz zusammenbrechen muß, weil der Tod der Sünde Sold ist, d. h. nicht der von außen her gezahlte Lohn der Sünde, sondern ihre innere, logische und psychologische Konsequenz. Daß sich solche christliche Tragik gerade bei dem größten aller Tragiker und Dramatiker, bei Shakspere zum mindesten in vielen, wenn nicht in allen Fällen nachweisen läßt, kann kaum einem Zweifel unterliegen.

Berlin-Karlshorst, 26. April 1902. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

16. April 1902.

Das Schicksal des Ministeriums Körber geht unaufhaltsam seiner Entscheidung entgegen. Die Wirkung der Tauernbahn- und Kanalbauvorlage ist vollkommen erschöpft, Jedermann weiß, daß weitere Geschenke aus dem Staatssäckel, mit denen gleichzeitig alle Parteien befriedigt werden könnten, nicht mehr zu erwarten sind, daß daher auch die Wähler nicht mehr ein so unmittelbar sich äußerndes Interesse an dem Fortgange der Parlamentsverhandlungen haben, und nun wird offenbar, woran wir nie gezweifelt haben, daß man mit Ermahnungen, guten Rathschlägen und — Trinkgeldern den Mangel eines politischen Systems nicht ersetzen kann.

Herr v. Körber hat den Bestand seiner Regierung auf das Vermächtniß des Grafen Clary-Aldringen aufgebaut: die Aufhebung der Sprachenverordnungen für Böhmen; er hat dann ihr Leben über eine Reichsraths-Session hinüber gefristet, von der die Geschäftswelt die Hebung des Verkehrs und der Unternehmungslust erwartete und während der sie bereit war, jede Störung des Parlamentes als eine Bedrohung des erhofften wirthschaftlichen Aufschwunges an den Abgeordneten strenge zu ahnden. Das galt für alle Nationen und alle Parteien, denn verdienen will man doch überall, im Nothfall auch unter nationalen Schmerzen. Der befruchtende Goldregen aus den Tausendmillionen-Bewilligungen ist aber noch nicht niedergegangen. Die Geschäfte gehen so ziemlich überall gleich schlecht. Wenn die Oesterreicher aber bei einer Unternehmung den Nutzen nicht sehr rasch in ihren Taschen wahrnehmen, dann verlieren sie bekanntlich sehr bald das Vertrauen dazu und geben sie auf. Das Geschäft mit dem Parlament hat sich nicht bewährt, also kann man ja auch das Parlament wieder einmal in Frage stellen!

Daß diese Stimmung vorherrschend geworden war, konnte man schon seit Beginn der Budgetberathungen wahrnehmen; die nationale Streitaxt blitzte aus allen dornigen Hecken hervor, die den schmalen, aber fast endlosen Weg einer kontingentirten Debatte mit rund 300 Rednern umsäumen. Es war ganz unmöglich, daß dabei nicht eine oder die andere Partei die Geduld verlieren sollte. Der temperamentvollen „Deutschen Volkspartei“ ist dies zuerst passirt, sie hat dem Ministerium die Freundschaft gekündet und den Weg „schärfster Opposition, wenn nöthig auch der Obstruktion“ betreten.

Der Anlaß war vielleicht nicht sehr glücklich gewählt. In dem vielberufenen Städtchen Cilli in der südlichen Steiermark wurden am Untergymnasium Parallel-Klassen mit slovenischer Unterrichtssprache errichtet, nachdem das Koalitionsministerium durch den Widerstand der Deutschen gegen die betreffende Budgetpost seinerzeit zu Grunde gegangen war. Da es seit jener Zeit kein parlamentarisch bewilligtes Budget gegeben hat, so blieb diese windische Schule in der deutschen Stadt mit ausgesprochen slavischer Umgebung zwar nicht unangefochten, aber doch ungestört. Ihr Besuch ist recht mäßig, er dürfte auch eher ab- als zunehmen, weil den Slovenen die Erhaltung von so vielen mittellosen Schülern in der deutschen Gemeinde, in der sie keine Unterstützung und keine Verwendung als Hauslehrer finden können, mit der Zeit zu theuer kommen muß. Aber auch das glauben die Deutschen nicht abwarten zu können, sie fürchten den Erfolg der Agitation slavischer Gymnasiallehrer und der von ihnen beeinflußten Verwandten der Schüler, sie verlangen die Entfernung der slovenischen Parallelklassen. Diesem gewiß nicht unbescheidenen Verlangen gab die sogenannte Resolution Stürgkh Ausdruck, die der bekannt maßvolle Führer des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, der dem Ministerium schon die werthvollsten Dienste geleistet hat, in der Meinung einbrachte, Herr v. Körber werde den ihm angebotenen Kompromißvorschlag mit Freude ergreifen. Er ging dahin, gleichzeitig mit der Aufhebung der slovenischen Parallelklassen in Cilli und Marburg a. d. Drau ein selbständiges, slovenisches Untergymnasium in letzterer Stadt zu errichten. Es giebt sehr viele Kenner des steirischen Unterlandes, die behaupten, daß die Durchführung der Resolution Stürgkh den Slovenen mehr Nutzen gebracht haben würde als den Deutschen; es giebt außerdem sehr gut national gesinnte Deutsche in Oesterreich, die überhaupt die Gefährlichkeit der slovenischen Ansprüche leugnen und behaupten, man könne den Slovenen auch noch ein vollständiges Gymnasium zugestehen, denn es würde in Steiermark niemals Bedeutung gewinnen, weil es für einsprachige Slovenen weder hier noch sonstwo ausreichende Verwendung giebt. Die moderne Verwaltung lasse sich nicht für so kleine, an Besitz und geistigem Leben arme Völkerbruchtheile besonders einrichten, jede Erweiterung ihrer Thätigkeit auf dem Gebiete von Handel, Industrie, Technik weise die Slovenen auf den Gebrauch einer Weltsprache an, mit einer künstlichen nationalen Abschließung deklassiren sie sich noch viel mehr als die großen Nationen, deren Dünkel sie von der Pflege internationaler Beziehungen abhält. Es giebt auch Deutsche, die ein offenes Zusammengehen mit den liberalen Slovenen gegen den Klerikalismus, der in der südslavischen Bewegung nach Kräftigung sucht, für sehr ersprießlich ansehen würden und es als eine gänzlich verkehrte Politik beklagen, daß gerade die intelligentesten Elemente der slovenischen Jugend durch abstoßende, mitunter verächtliche Behandlung seitens der deutschen Kommilitonen zum Bunde mit den Ultramontanen gedrängt werden, daß der Weg gemeinsamer geistiger Arbeit, seit Jahrhunderten

das sicherste und kräftigste Germanisirungsmittel, wegen der bisweilen allerdings abstoßenden Manieren slavischer Jünglinge verschmäht werde.

Sei dem aber wie ihm sei! Die Resolution Stürgkh war von allen deutschen Parteien angenommen worden, sie hatte sogar die Majorität im Budgetausschusse erlangt, es war ganz unvermeidlich, daß die Deutschen in der Ablehnung derselben einen Beweis der Nichtachtung, boshafter Schadenfreude und unverdienter Zurücksetzung erblicken würden. Das mußte Herr v. Körber wissen, und wenn er es nicht wußte, dann mußte er die Führer der Deutschen über ihre Stellung zu dieser Budgetpost befragen. Er hätte übrigens selbst darauf kommen können, daß die Nachgiebigkeit der Deutschen überhaupt keine weitere Belastungsprobe vertrage, denn er hatte ihnen bereits die Errichtung einer tschechischen technischen Hochschule in Brünn zugemuthet, der Hauptstadt von Mähren, wo das Städtewesen noch vorwiegend deutsch ist, er hatte sie in Troppau und Teschen zu Rückzügen zu bewegen versucht, er hatte sie damit provozirt, daß nur für die tschechische Stadtverwaltung von Prag eine Staatshilfe im Ausmaße von 16 Millionen Kronen ins Budget gesetzt wurde, während die meisten deutschen Provinzhauptstädte und größeren Gemeinden ebenso nothleidend sind wie die böhmische Kapitale. Es ist ja einleuchtend, daß damit der Waffenstillstand auf tschechischer Seite erkauft werden mußte; aber gerade, weil man die Anstrengungen wahrnahm, die auf der einen Seite gemacht wurden, empfand man die Unterlassung jeder Bemühung zu Gunsten der Deutschen um so schmerzlicher.

Es lag in der Macht des Ministeriums, die Niederlage der Deutschen hintanzuhalten. Herr v. Jaworski hätte ihm seine hilfreiche Hand dazu kaum entzogen und auch für Herrn Baron Morsey, der sich neuerlich mit Preisgebung seiner ethisch begründeten katholischen Bestrebungen als Jesuiten-Landsknecht bekannt hat, würde sich ein Versöhnungsopfer gefunden haben; aber es geschah nichts, um die Gefahr abzuwenden. In der letzten Sitzung vor Ostern fand die verhängnißvolle Abstimmung statt: 203 Stimmen wurden gegen, 170 für die Resolution abgegeben. Von der katholischen Volkspartei stimmten 10 Mitglieder (die Gruppe Kathrein) mit den Deutschen, 15 (Gruppe Morsey) entfernten sich. 3 leisteten sogar der Rechten Beistand. Im Namen von 16 Italienern hat Dr. Rizzi die Erklärung abgegeben, sie theilen den Standpunkt der Deutschen, in Kulturstädten mit einer ausgesprochenen nationalen Majorität keine fremden Schulen als Agitationsherde schaffen zu lassen, aber sie müßten dasselbe, was die Deutschen für Cilli fordern, auch für Pisino (Istrien) in Anspruch nehmen, nämlich die Entfernung der slavischen Lehranstalt. So lange die Deutschen sich nicht bereitfänden, für die Sache der Italiener geschlossen einzutreten, würden auch sie ihnen keine Hilfe mehr leisten. Sie stimmten daher ebenfalls mit der Rechten. Gegen diese politische Taktik läßt sich nichts einwenden: sie ist berechtigt und kann den Deutschen zur heilsamen Lehre dienen, daß sie auf Bundesgenossen angewiesen sind und endlich einmal

auf die täppische Reckenlaune, mit aller Welt zugleich im Hader liegen zu wollen, verzichten müssen, wenn sie ernste Politik treiben wollen.

Das Ministerium hat sich aber damit nicht entlastet, daß es nach der verunglückten Abstimmung gegen die Deutschen den Vorwurf erhob, sie hätten es versäumt, die erforderlichen Stimmen durch Kompromisse für sich zu gewinnen. Das Interesse der Regierung an der Beruhigung der Deutschen war viel größer und dringender als das der Deutschen an der Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in Marburg; sie wird auch zuerst ihren Leichtsinn büßen, wenn es ihr nicht noch gelingt, der deutschen Volkspartei goldene Brücken zu bauen. Diese hat vorläufig die engere Verbindung mit den anderen deutschen Gruppen, die in der „Obmännerkonferenz" zur Festsetzung gemeinsamen parlamentarischen Vorgehens gegeben war, gelöst, weil weder die deutschen Großgrundbesitzer noch die Christlichsozialen sich ihrem Beschlusse fügen wollten, in offene Opposition gegen die Regierung zu treten. Die Fortschrittspartei lavirt noch; sie will sich nicht binden, aber es ist für gewiß zu halten, daß der größere Theil ihrer Mitglieder Anschluß an die Volkspartei suchen wird.

Unter diesen Verhältnissen wird das Budget nicht durchzubringen sein, noch weniger hat Herr v. Körber Aussicht, den ungarischen Ausgleich parlamentarisch zu erledigen. Sein System beruht auf eindringlichen Ermahnungen zu patriotischer Entsagung und fortgesetztem Hinweis auf die Loyalität, die von der Regierung im gleichen Maße allen Parteien entgegengebracht werde. Das ist kein politisches System, denn die Loyalität gegen Parteien, die sich gegenseitig heiß bekämpfen, führt zur vollsten Passivität und mit der regiert man nicht. Ein Minister kann sich nicht mit der Rolle eines Vermittlers begnügen, wenn seine Vermittlung nicht angenommen wird, er muß an sich fesseln können, wen er zur Erreichung seiner Zwecke braucht, und er muß über die hinwegschreiten, die sich ihm entgegenstemmen. Dazu bedarf es einer bestimmten Auswahl der Mittel, mit denen, und der Parteien, auf die man wirken will. Herr v. Körber scheint sich in dieser Richtung noch nicht entschieden zu haben, sonst durfte er es nicht darauf ankommen lassen, daß seine besten Truppen in dem bevorstehenden, unvermeidlichen Kampfe ihm den Rücken kehren.

Bei den deutschen Abgeordneten wird es sich nun zeigen, ob sie praktische Politik treiben, oder ob es sich bei ihnen nur darum handelt, parlamentarische Paraden vor den geschätzten Herren Wählern aufzuführen. Verantwortlich sind immer nur die Abgeordneten, niemals die Wähler, denn der Abgeordnete hat bekanntlich keine Instruktionen anzunehmen. Ein Abgeordneter, der nicht auch den Muth hat, wenn er es für nothwendig hält, einmal anders zu handeln, als die Wähler es sich gerade vorstellen, der ist feige und wenn er auch täglich seine Mensurbereitschaft zu erhärten geneigt ist. Es ist also Sache der deutschen Volkspartei, die mit großer Kühnheit die Führung übernommen hat, sich bei ihrem Feldzuge wohl vor Augen zu halten, wie weit sie im Angriff gehen kann, ohne die Deutschen

in eine noch gefährlichere Lage zu bringen als bisher. Ministerien stürzen, ist kein Kunststück, ein Ministerium zu stürzen, ohne zu wissen, wer seine Erben sind, ist zum mindesten unvorsichtig; es zu thun, wenn man weiß, daß die Erben die erbittertsten Feinde derjenigen sind, die ihnen die Bahn frei gemacht haben, das ist eine Dummheit oder ein Frevel.

Angesichts des Falles Ehrhart, des eiligen Rückzuges eines der tapfersten und klügsten katholischen Theologen aus dem Lande, wo er eine große und erhabene Aufgabe erfüllen zu können gehofft hatte, Angesichts aller Anzeichen, daß der Jesuitenorden darauf ausgeht, sich in Oesterreich ein zweites Belgien zu schaffen, Angesichts der an Wahnwitz grenzenden Hingebung, die sich dieser verbissenste Feind des wahren Christenthums in den einflußreichsten und noch immer mächtigen Kreisen unserer Aristo- und Plutokratie zu schaffen verstanden hat, ist es nicht gestattet, um einer Kränkung willen, die noch keine unverbesserliche Schädigung mit sich gebracht hat, die nationale Arbeit von Jahrzehnten aufs Spiel zu setzen. Mit der Abfallsbewegung, wie sie in den letzten Jahren mit so viel Lärm und so wenig thatsächlichem Erfolge in Oesterreich betrieben wurde, kommt man gegen die Gefolgschaft Loyolas in Oesterreich nicht auf. Denn diese beschränkt sich nicht mehr auf die diplomatische Vorbereitung künftiger Siege, sie ist im Begriffe, mit brutaler Hand nach der Herrschaft zu greifen. Es kann sein, daß sie an geistiger Ueberlegenheit eingebüßt hat, daß der Augenblick nahe ist, wo sie sich durch aufreizenden Druck auf den unverdorbenen Seelsorgeklerus selbst die Grube gräbt; aber umso unverantwortlicher wäre es, ihr auch nur auf kurze Zeit die Macht in die Hand zu spielen. Mögen die Leiter der Volkspartei, denen es nicht an staatsmännischer Begabung gebricht, in der Hitze des nationalen Kampfes den Feind nicht aus dem Auge lassen, der Nation gegen Nation auszuspielen gewohnt ist, dem Tyrannei und Freiheit gleich brauchbar erscheinen, um damit seiner Macht Vorschub zu leisten.

Herr v. Körber wird Alles aufbieten müssen, um das Vertrauen der Deutschen wieder zu erwerben, er wird durch unzweideutige Handlungen beweisen müssen, daß die Loyalität, der er sich rühmt, nicht bei den Deutschen aussetzt. So gut er seinen Kollegen Rezek, den eifrigen Förderer des Waffenstillstandes mit den Tschechen, immer wieder zu besänftigen verstand, wenn er schmollte, wird er sich auch der Reverenz vor dem ausgesprochenen Willen der Deutschen nicht entschlagen dürfen. Die Entscheidung über sein Verbleiben im Amte hängt aber dann weiter davon ab, daß er sein Programm für die nächsten parlamentarischen Aufgaben mit der Vertretung der Deutschen im Abgeordnetenhause vereinbart. Verstehen diese die Bedeutung des Augenblicks, dann werden sie das Aeußerste thun, um die Absicht der Regierung zu unterstützen. Es ist der Beruf der Deutschen in Oesterreich, Regierungspartei zu sein, es ist ihre nationale Pflicht, regieren zu lernen, wenn es ihnen auch schwer fallen sollte. *

Die wirthschaftliche Nothlage und der Protektionismus in Rußland.

Die von dem Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ und mir seit einiger Zeit vertretene Anschauung, daß die finanzielle und allgemein wirthschaftliche Lage Rußlands eine in hohem Grade bedenkliche sei und daher sowohl unter politischen als auch unter ökonomischen Gesichtspunkten zu Aufmerksamkeit und Mißtrauen nöthige, soll nach den Urtheilen Mancher durch die mehr als hundertfache Ueberzeichnung der neuesten russischen Anleihe in Deutschland widerlegt worden sein. Zu merkwürdigen Tiraden versteigt sich dabei namentlich der Börsenbericht der „National-Zeitung“. Der dort gebrachte Hymnus auf die russischen Staatsfinanzen läuft darauf hinaus, daß erstens Herr v. Witte überhaupt kein weiteres Geld weder brauche, noch in letzter Zeit gebraucht habe, als die 300 resp. 400 Millionen der neuesten Anleihe; daß zweitens zwischen der Anleihe und der Frage der Getreidezölle nicht der geringste Zusammenhang bestehe, und daß drittens Rußland trotz des „seit Jahren fast systematisch geführten Kampfes“ gegen seinen Staatskredit ungemindertes Vertrauen auf dem Geldmarkt genieße.

Der zweite dieser Sätze wäre interessant, wenn er überzeugend wäre; einstweilen mag aber diese Frage auf sich beruhen bleiben. Der Börsenreferent der „National-Zeitung“ argumentirt hier wesentlich aus dem Selbstgefühl des russischen Finanzministers heraus; in dieser Beziehung wird man annehmen dürfen, daß die $2^{5}/_{8}$ Prozent (= rund 8 Millionen Mark), die Herr v. Witte den Emissionsbanken an Provision für die Unterbringung der Anleihe auf dem deutschen Markt hat zahlen müssen, im Petersburger Finanzministerium ja genügendes Zeugniß dafür abgelegt haben, daß Rußlands Kredit beim deutschen Publikum zwar in der That „ungemindertes Vertrauen“ genießt, daß aber die deutschen Bankiers eine zutreffendere Vorstellung von der Situation Rußlands haben als die „National-Zeitung“.

Die erste Behauptung, Rußland stecke nicht in Geldnoth, erledigt sich gleichfalls damit, daß bereits im vorigen Sommer, gelegentlich des Zarenbesuches in Frankreich, die Aufgabe des Finanzministers dahin ging, 500 Millionen Rubel, d. h. 1100 Millionen Mark zu beschaffen, und daß trotz aller Bemühungen die Zarenreise in finanzieller Beziehung ein vollständiges Fiasko erzielte. In Deutschland hat man sowohl in den oberen politischen Regionen als auch in den leitenden Bankkreisen schon wenige Wochen nach der Abreise des Kaisers Nikolaus von Rheims gewußt, wie die Dinge standen, und man weiß es heute besser als je.

Ich will mich aber nicht auf eine Weiterführung dieser Polemik einlassen, sondern mich im Wesentlichen darauf beschränken, kurz an das zu erinnern, was ich bereits im Januarheft dieses Jahres in dem Aufsatz „Rußland in der Krisis“ über die thatsächliche Lage ausgeführt habe —

indem ich meinen Standpunkt diesmal mit einer Reihe kräftiger russischer Selbstzeugnisse belege. Ich vermuthe, daß sowohl diese als auch mein soeben zitirter Aufsatz dem Referenten der „National-Zeitung" noch nicht bekannt sind.

Zunächst handelt es sich um eine Reihe schlechthin fundamentaler, in offiziellen russischen Publikationen unwiderleglich festgestellter Thatsachen aus dem Gebiet der Agrarwirthschaft. Es sind in Rußland gestiegen von den 70er bis in die 90er Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts:

die Bevölkerung: Von 72 auf 106 Millionen Köpfe;

der Nettoertrag der Getreideerde: Von 400 auf 515 Millionen Hektoliter;

die Getreideausfuhr von 3,1 auf 6,7 Millionen Tonnen.

Das heißt also, während zu Anfang der 70er Jahre auf den Kopf noch $5^1/_2$ hl Getreide (nach Abzug des Saatguts) geerntet wurden, waren es 25 Jahre später nicht einmal mehr volle 5 hl, und dieser Verminderung des Ertrages um 10 Prozent ging parallel eine Steigerung des Exportes um mehr als 100 Prozent! Zu diesen Ziffern bemerkt jetzt die „St. P. Wjedomosti" des Fürsten Uchtomski in ihrer Nummer 57 vom 13. März Folgendes: „Aus solchen beredten ziffernmäßigen Gegenüberstellungen ergiebt sich augenfällig, daß bei dem Sinken des auf den Kopf der Bevölkerung geernteten Kornquantums unser Getreideexport nur in Folge der Verkürzung des nationalen Konsums hat wachsen können. Jetzt wird bereits in Rußland pro Kopf um ein Drittel weniger Brot konsumirt als in Deutschland, abgesehen davon, daß man dort in sehr viel größerer Menge als bei uns neben dem Brote noch Fleisch und Kartoffeln ißt. Wenn man sich in Rußland so gut nähren wollte wie in Deutschland, so hätten wir bei der einmal gegebenen Menge des bei uns geernteten Getreides überhaupt nichts auszuführen." Des Weiteren habe ich schon früher gleichfalls klargestellt, daß der Grund für diese auf den ersten Augenblick ungeheuerlich erscheinende Thatsache, daß die hungernden Bauern ihr Getreide, anstatt es zu essen, lieber für den Export verkaufen, kein anderer ist, als die absolute Nothwendigkeit für die Regierung, einerseits zu ihren Steuern zu kommen, andererseits die Zahlungsbilanz des Landes, koste es was es wolle, aufrecht zu erhalten. Sobald die russische Regierung durch ein Nachlassen der Steuerschraube aufhörte, diesen unnatürlichen und die bäuerliche Existenz des sogenannten russischen Zentrums bis ins Mark hinein zerrüttenden Getreideexport gewaltsam zu forciren, würde mit einem Schlage die passive Zahlungsbilanz offenbar werden und das in aller Welt zusammengeborgte Geld in förmlichen Katarakten über die Grenze ins Ausland zurückfließen. Damit ist dann der Zusammenbruch der russischen Währung da.

Jeder Versuch, die wirthschaftliche Lage Rußlands in einem besseren Lichte, als in diesem hier, darzustellen, ist also von vorn herein verfehlt und einer Widerlegung überhaupt nicht werth, so lange er diese offen-

kundige und von Niemandem, am allerwenigsten von den russischen Nationalökonomen selbst bestrittene Thatsache nicht befriedigend erklärt, daß die russische Regierung durch die schwere Besteuerung des Bauernstandes und die stets sofort nach Einbringung der Ernte in höchster Eile forcirte Eintreibung der Auflagen das Brot, das ihre Unterthanen essen müßten, zwangsweise auf den ausländischen Markt wirft. Eine solche Handlungsweise ist trotz aller, sei es gutgläubig, sei es wider besseres Wissen vorgenommener Schönfärbereien ein Akt der Verzweiflung, der unter keiner anderen Voraussetzung verständlich ist, als der, daß bei der Rückkehr zu vernünftigen wirthschaftlichen Prinzipien der Zusammenbruch sofort eintreten würde.

In Rußland hegt man über die eigentliche Wurzel dieser Nothlage, von der merkwürdiger Weise im Handelstheil der „National-Zeitung" keinerlei Kenntniß existirt, eine sehr bestimmte Meinung — eine Meinung die gerade jetzt fortgesetzt weitere Kreise ergreift. Hören wir weiter. „Wir sind also", so heißt es in den „St. P. W." an der zitirten Stelle, „zu einem trostlosen Resultat gekommen. Aber was ist zu thun, wenn die Wirklichkeit so beschaffen ist?! Es erhebt sich nunmehr die Frage: Was hat das Alles für eine Beziehung zu dem System des Protektionismus? Antwort: Die allerunmittelbarste!

„Das System des Protektionismus hat es vor allen Dingen in hohem Maße verschuldet, daß in Folge der Vertheuerung der landwirthschaftlichen Geräthe unsere landwirthschaftliche Technik so weit zurückgeblieben ist, und daß in Folge dessen die Verstärkung unseres Getreideexports nicht durch die Vergrößerung der Produktion, sondern durch Verkürzung des ohnehin sehr kärglichen Konsums, d. h. durch Unterernährung des Volkes, bewirkt wurde. Es ist zweitens schuldig darin, daß es das Leben des Bauern bedeutend vertheuert und viele nothwendige Dinge für ihn völlig unerreichbar gemacht hat, daß es ihn veranlaßt, um jeden eisernen Nagel zu geizen, mit hölzernen Achsen zu fahren, hölzerne Geräthe zu brauchen u. s. w. — alles wegen der Theuerung des Eisens. Es ist drittens schuldig daran, daß für die treibhausmäßige Kultivirung der einheimischen Industrie Milliarden verwandt und aus diesem Grunde die Steuern wachsen und das Getreide forcirt ausgeführt werden muß. Alles dieses liegt jetzt schwer auf den Bauern. Aus denselben Motiven entsprang dann die fieberhafte Erweiterung des Eisenbahnnetzes, was mit Nothwendigkeit das Streben nach Herstellung der Zahlungsbilanz um jeden Preis, d. h. den gewaltsamen Getreideexport nach sich zog.

„Wenn die Milliarden, die dazu verwendet worden sind, die Industrie in den Mistbeeten des Protektionismus künstlich zu treiben, auch nur zu einem Theil zur Hebung der Lage des Bauernstandes angewendet worden wären, dann hätte sich die landwirthschaftliche Technik bei uns verbessert und unsere Landwirthschaft wäre jetzt im Stande, die aktive Bilanz durch

Erhöhung der Produktion anstatt durch Verkürzung des Konsums aufrecht zu erhalten. Gleichzeitig hätte dann auch die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes den fehlenden inneren Markt für unsere Industrie geschaffen.

Hiermit sind wir bei der Frage, die gegenwärtig die Diskussion innerhalb Rußlands über die wirthschaftliche Lage des Reiches absolut beherrscht, der Frage, ob der Krisis, die das Land durchlebt, überhaupt noch abzuhelfen ist, und wenn es möglich sein sollte, mit welchen Mitteln. Auf dieses so gestellte Problem giebt es in allen nicht entweder vom Finanzministerium direkt abhängigen, nicht mit der Eisenindustrie verknüpften oder national=ökonomisch überhaupt urtheilslosen Kreisen Rußlands nur noch eine Antwort: Fort mit dem System des Protektionismus, zum mindestens, sofern es die Landwirthschaft auf die jetzige Weise niederhält und aussaugt!"

„Die Masse unserer Bevölkerung", heißt es an einer anderen Stelle in dem Uchtomskischen Blatt, „die Bauern befinden sich leider bei Weitem nicht auf solch einer Stufe des Wohlstandes, um als ernsthafte Konsumenten der Erzeugnisse unserer Großproduktion aufzutreten. Dazu kommt, daß unsere Großindustrie zu ihrer Entwicklung ungeheure Ausgaben für Eisenbahn= und Hafenbauten erfordert hat. Das hat seinerseits zu einem raschen Anwachsen der Staatsausgaben geführt und unser Budget bis auf zwei Milliarden Rubel gesteigert. Die Folge war die Erhöhung der Steuern, die bei uns zum größten Theil auf dem Bauernstande lasten, und das hat seinerseits ohne Zweifel die Mittel dieses Theils der Bevölkerung, die als Ressourcen für den Kauf von Industrieprodukten hätten dienen können, noch weiter erschöpft. All dies im Zusammenhang betrachtet ergiebt, daß unser innerer Markt überhaupt keine günstigen Bedingungen für das Aufblühen einer Großindustrie darbietet."

„Dieses Bewußtsein beginnt jetzt sowohl in der Gesellschaft als auch in den regierenden Kreisen durchzudringen; es zeigt sich auf das Entschiedenste in unserer periodischen Presse und es zeigt sich in der Einberufung solcher berathender Versammlungen, wie die jetzt tagende „Landwirtschaftliche Kommission" und die „Konferenz der Interessenten für die Kleinindustrie", die eben geschlossen ist. Man darf hoffen, daß die Stimme der Presse und die Stimme der Vertreter der lokalen Interessen, die den Grund der gegenwärtigen ökonomischen Krisis aufklären, nach der Richtung wirksam werden, daß das Schwergewicht unserer Wirthschaftspolitik jetzt auf das flache Land mit seiner steuernden Bevölkerung von 100 Millionen übertragen werden wird . . ."

Der nächste praktische Schritt zur Herstellung erträglicher Verhältnisse wäre nach dem jetzt in Rußland außerhalb des Finanzministeriums und der Eisenwerke herrschenden Gesammturtheil die Herabsetzung oder womöglich gleich die Aufhebung der Eisenzölle, um den Bauern die Beschaffung rationeller Ackergeräthe und damit die erste Vorbedingung zur Steigerung ihrer Getreideproduktion zu ermöglichen. Professor von Schulze=

Gävernitz,*) dessen Werk für die Fragen des modernen russischen Wirthschaftslebens überhaupt ausgezeichnetes Material bietet, theilt unter Anderem mit, daß man in landwirtschaftlichen Kreisen Rußlands den Mehrertrag pro Hektar, falls statt des alterthümlichen, fast ganz aus Holz bestehenden russischen Hakenpfluges ein eiserner Pflug angewendet würde, auf 85 Kilo schätzt. Das heißt also, daß schon bei der in Rußland als Minimum des Rationellen angenommenen Größe der Wirtschaftseinheit von 7 Hektar der Mehrertrag pro Bauerngut bei Benutzung eiserner Pflüge beinahe den Jahresbedarf zweier Köpfe an Brotkorn als reines Plus liefern würde! Wird nach dem Pflügen anstatt mit dem herkömmlichen hölzernen Instrument mit einer eisernen Egge geeggt, so hebt sich natürlich der Ertrag des Landes um einen weiteren Bruchtheil. Mit eisernen mehrschaarigen Pflügen kann man vollends das Land viel schneller bestellen, als mit der altrussischen Socha, und diese Beschleunigung kann unter Umständen bei den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen der Aussaatperiode in vielen Gegenden Rußlands für den Ausfall der Ernte entscheidend werden. Bei den unter Einwirkung des Hochschutzzolles herrschenden Preisen für Eisen und Eisenwaren kann aber der russische Bauer an eine Ersetzung der gegenwärtig von ihm benutzten Ackergeräthe durch eiserne nicht im Entferntesten denken. Das Eisen in Rußland ist erstens zu theuer, und zweitens gemäß dem hohen Preise auch in viel zu geringer Quantität vorhanden. Nach dieser Richtung hin hat meine politische Korrespondenz über Landwirtschaft und Schutzzölle in Rußland im Märzheft unserer Jahrbücher eine Polemik zwischen verschiedenen Interessenten in der Riga'schen Düna-Zeitung hervorgerufen, die seinerzeit meine Ausführungen zum Abdruck brachte. Ich kann mich hier nicht in eine ausführliche Erörterung alles dessen einlassen, was in der Düna-Zeitung theils mir zustimmend, theils gegen mich polemisirend vorgebracht worden ist. Nur auf die am meisten interessirende Frage komme ich mit einigen Worten zurück, nämlich wie es sich mit der Vertheilung der russischen Eisenproduktion auf die russische Landwirtschaft und Industrie und mit dem Eisenkonsum des russischen Bauern verhalte. Ich kann mich auch hierfür wiederum auf russische Zeugnisse berufen. Herr P. Kosmin, Ingenieur-Technologe, schreibt in Nummer 80 der St. P. W. vom 5. April in einem Artikel „Maßregeln zur Hebung der Eisenkleinindustrie" unter Anderem:

„Da es zur Zeit bei uns keine statistischen Daten über den bäuerlichen Eisenkonsum giebt, so muß ich auf indirektem Wege zu einigen Angaben in dieser Frage, die ich für außerordentlich wichtig halte, kommen: Wie viel Eisen auf die Kleinindustrie entfällt, die unsere bäuerliche Landwirthschaft mit Werkzeugen versorgt. Nach den letzten endgültig festgestellten statistischen Daten wissen wir, daß im Jahre 1899 die Gesammtproduktion

*) Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland. Leipzig 1899.

Rußlands (ausgenommen Finnland) an Eisen 163 Millionen Pud beträgt. Hiervon wurden 96 Millionen Pud ausschließlich für den Eisenbahnbau verbraucht. Ferner haben wir an Fabriken, die Eisen verarbeiten .... im Ganzen 826 Großbetriebe. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese Fabriken beinahe alles Eisen verschlingen, was von den Regierungsbestellungen noch übrig bleibt ... Auf der letzten Konferenz der südlichen Grubenindustriellen, an der ich in der Sektion für landwirthschaftlichen Maschinenbau theilnahm, ergab es sich, daß in 11 Städten 20 Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen ihre Thätigkeit eingestellt hatten, weil das Rohmaterial, das Eisen, zu theuer geworden war. Unsere Metallindustrie existiert unter dem Schuß des Hochprotektionismus und lebt fast ausschließlich von Regierungsbestellungen. Bekanntlich wurde auf der 16. Konferenz der südlichen Grubenindustriellen um den Bau neuer Eisenbahnlinien und um Regierungsbestellungen für die großen Betriebe petitionirt. In dieser Petition drückt sich deutlich der Wunsch nach Fortsetzung jenes ökonomischen Systems aus, welches unsere große Eisen- und Metallindustrie auskömmlich existiren, aber den kleinen Konsumenten darben läßt. Ungeachtet dessen, daß die Eisenproduktion sich bei uns in den letzten 20 Jahren um mehr als das Sechsfache vermehrt hat, hungert das Volk nach Eisen und muß seine Zuflucht nach dem Auslande nehmen, trotz der schweren Last des Zolles. In der Periode der stärksten Entwickelung der metallurgischen Industrien bei uns, d. h. während des letzten Jahrzehnts, ist die Einfuhr von Metall und Metallprodukten aus dem Auslande zu uns um 445 Prozent gewachsen.

Im Jahre 1899 wurden von Gutsbesitzern und Bauern im europäischen Rußland inklusive Polen 107 Millionen Desjatinen (eine Desjatine annähernd ein Hektar) besät. Wenn man auf die Desjatine ein Jahreskonsum an Eisen von einem Pud (16,4 Kilo), bei minimalsten Anforderungen an die technische Ausrüstung des Ackerbauers nur mit Pflug und Egge, stellt, so sehen wir, daß allein die Landwirthschaft von rechtswegen jährlich 107 Millionen Pud Eisen nöthig hätte. In jenem Jahre blieben aber für den Privatkonsum überhaupt nur 67 Millionen Pud frei, die sammt und sonders für gewerbliche und landwirthschaftliche Großbetriebe draufgingen. Es ist also klar, daß für den bäuerlichen Konsum nichts übrig blieb! Unser ganzes bäuerlich-landwirthschaftliches Rußland bearbeitet sein Land mit dem Hakenpflug und der hölzernen Egge, wie in der Urzeit, und selbst wenn es wollte und die Mittel hätte, eiserne Pflüge und Eggen zu kaufen, so würde es solche auf dem inneren Markt überhaupt nicht finden. Schaffen wir aber für die Kleinindustrie billiges Eisen, so wird sie die Werkzeuge für die Bauernwirthschaft, wenn auch schlechter als eine große Fabrik, so doch doppelt so billig herstellen. Der einzige Weg ist also dieser: Man muß unseren Kleinindustriellen die Möglichkeit geben, Eisen und Stahl, sowie die Werkzeuge zur Bearbeitung des Materials zollfrei zu beziehen."

Ich glaube, diese Ausführungen werden genügen, um den Erweis zu liefern, daß es sich hier für Rußland wirklich um mehr handelt, als ein Spiel mit Worten und namentlich Ziffern die, man mag sie drehen und wenden wie man will, doch nie dazu gebracht werden können, zu bezeugen, was sie nicht bezeugen können, nämlich, daß die russische Eisenproduktion für die normalen Bedürfnisse des inner-russischen Marktes, soweit er für die bäuerliche Landwirthschaft in Betracht kommt, hinreiche, und daß das Eisen in Rußland für die Bauern immer noch billig genug sei.

Im gegenwärtigen Augenblick ist, in Folge der Krisis, das Eisen in Rußland an einzelnen Orten allerdings ebenso billig wie im Auslande, aber diese Billigkeit bedeutet eben, wenn es bei ihr bleiben soll, den Zusammenbruch des größten Theils der russischen Betriebe für Eisenerzeugung. Gerade mit Rücksicht hierauf bemerkt Herr Kosmin, daß, wenn auch im Augenblick „wegen Verminderung der Regierungsbestellungen 10 bis 20 Millionen Pud Eisen auf dem Markte frei geworden sind, nichtsdestoweniger in aller Kürze der Sturm auf die Konsumenten und die Regierung, der auf der letzten außerordentlichen Tagung der südlichen Grubenindustriellen organisirt worden ist, die Eisenpreise sicher bald wieder auf die gewöhnliche „Norm" hinauf treiben wird." Diese „Norm" aber bedeutet, wie in einem Artikel der Düna-Zeitung sehr richtig bemerkt wird, daß, während in England und Deutschland Geschäfte bei einem Preise von 70 bis 90 Kopeken pro Pud Eisen schon für lohnend gehalten werden, man in Rußland bei einem Preise von 135 bis 150 Kopeken bereits über Krisen klagt.

Ich glaube, das wird einstweilen genügen, um den dringenden Rath unsererseits zu rechtfertigen, erstens bei uns keine Loblieder auf die wirthschaftliche Lage Rußlands ohne genauere Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse zu singen, und zweitens, zumal die Frage der neuen Handelsverträge brennend ist, der auf Freihandel — mindestens auf partiellen — hindrängenden Strömung in Rußland und den Triebkräften, die sie erzeugen, die ernsteste Beachtung zu schenken. Paul Rohrbach.

Belgien. — Der Abg. Dr. Lieber als Minister-Kandidat. — Der afrikanische Friede, England und Rußland.

Das Königreich Belgien schien in diesem Monat nicht nur am Vorabend, sondern mitten in einer Revolution zu stehen. Die öffentliche Meinung Europas hat sich darüber wenig erregt. Die großen Bewegungen können zuletzt doch nur von den großen Nationen ausgehen; selbst eine siegreiche Revolution in Belgien würde für Europa wenig bedeuten, es sei denn, daß sie zu Einmischung der Nachbarn und internationalen Verwicklungen führte, was aber an dieser Stelle heute Niemand besorgt. Die Bewegung hat sich sehr schnell wieder beruhigt. Ihre Wirkung aber hat

sie gehabt und wird ihr Ziel, die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts wohl in absehbarer Zeit erreichen. Fortwährende leidenschaftliche Agitation, zuweilen Emeuten mit Blutvergießen, ungeheure Demonstrationen ohne eine wirkliche Revolution sind ja auch der Weg gewesen, auf dem das englische Volk es allmählich so ziemlich bis zum allgemeinen Stimmrecht gebracht hat. Die diesjährige Bewegung ist in Belgien nur eine Etappe weiter auf dem Wege auf dem das Land sich schon seit längerer Zeit befindet; erst vor zwei Jahren hat es eine Reform des Wahlrechts gehabt. Es bietet für die allgemeine Betrachtung kaum ein besonderes Interesse, unter welchen Zwischenfällen und Erscheinungen im Einzelnen es endlich beim allgemeinen Wahlrecht anlangen wird.

Das Interessante an diesen Ereignissen liegt an einem ganz andern Punkt. Die Belgier sind das einzige katholische Volk auf der Welt, das wirthschaftlich blüht, gedeiht und vorwärts schreitet. Von Spanien und den amerikanisch-katholischen Staaten braucht man nicht zu reden. Frankreich und Italien haben sich politisch und geistig sehr weit vom Katholizismus emanzipirt, dem sie formell noch angehören, gehören aber doch nicht zu den voll prosperirenden Nationen. Oesterreich ist zerrüttet. Mit unvergleichlich größerer Kraft als alle katholischen dringen die vorwiegend protestantischen Reiche, Deutschland, England, die Vereinigten Staaten vor. Da ist es merkwürdig genug, daß ein kleines, nicht bloß katholisches, sondern auch katholisch regiertes Land wie Belgien ganz allein an diesem Blühen und Gedeihen, zunächst wirthschaftlicher Natur, theilnimmt.

Diejenige Partei, die sich in Belgien der Einführung des allgemeinen Stimmrechts widersetzt, ist die klerikale. In Deutschland ist eben diese Partei seine stärkste Beschützerin; es wäre uns längst wieder genommen worden, nach dem berühmten Muster im Königreich Sachsen, wenn nicht das Zentrum es hütete. In Belgien haben sich die Liberalen mit den Sozialdemokraten vereinigt, das allgemeine Wahlrecht zu fordern. In Preußen scheitert jede Erweiterung des Landtags- oder kommunalen Wahlrechts an der Besorgniß der Nationalliberalen, daß dadurch in den rheinisch-westfälischen Kommunen die Ultramontanen ans Ruder kommen.

In Deutschland sind wir, wenn wir ehrlich sein wollen, der Partei des Zentrums sehr erheblichen Dank schuldig für unsere soziale Gesetzgebung. Fürst Bismarck hätte sie nicht durchführen können, wenn er nicht abwechselnd das Zentrum und die Nationalliberalen davor zu spannen vermocht hätte. Hat auch das Gros des Zentrums zuletzt gegen die Altersversicherung gestimmt, so gingen doch so viele über, daß das Gesetz gerade durch diese Stimmen noch gerettet wurde. Oft genug hat man bei uns darauf hingewiesen, daß die katholische Geistlichkeit, meist aus den unteren Ständen hervorgehend, ein starkes soziales Empfinden habe. In Belgien ist die klerikale Partei jetzt 17 Jahre am Ruder und hat gerade auf dem sozialen Gebiete schlechterdings nichts geleistet.

Man erkennt aus alledem, wie sehr die Parteien in ihrem konkreten

Thun und Streben nicht sowohl durch eine innerste prinzipielle Anlage, sondern durch die praktische Politik, die Ereignisse, die Taktik, die Bedürfnisse der jedesmaligen Lage bestimmt werden: die klerikale Partei in Belgien scheint beinahe das gerade Gegentheil der klerikalen Partei in Deutschland zu sein. Gerade so ist es mit den Gegnern. Das, was wir die konservative Partei nennen, existirt in Belgien nicht: ihre Elemente gehören theils zur klerikalen, theils zur liberalen Partei. Die alten belgischen Liberalen entsprechen etwa unseren konservativ gestimmten Nationalliberalen. Wie würden diese Herren sich bekreuzigen und besegnen, wenn man ihnen zumuthete, Arm in Arm mit den Sozialdemokraten in eine Agitation für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts einzutreten!

Wie ist es nun gekommen, daß sich in Deutschland jetzt der Liberalismus mit der sozialreaktionären Richtung verbunden hat, in Belgien der Klerikalismus? Ich weiß wohl, daß in dieser Form die Frage etwas zu scharf formulirt ist. Der Liberalismus in Deutschland ist nicht durchaus sozialreaktionär und hat namentlich auf Grund positiver Leistungen auf diesem Gebiet ein gewisses Recht auf eine Ruhepause. In Belgien wiederum giebt es in der Kirche auch eine gewisse christlich-soziale Richtung. Aber hinüber und herüber die nöthigen Vorbehalte gemacht, so bleibt doch eine erstaunliche Umkehrung der Standpunkte in den beiden Nachbarländern und es bleibt namentlich, daß sich der Klerikalismus in Belgien auf höhere Schichten, in Deutschland gerade auf das allgemeine gleiche Stimmrecht stützt.

Diese Erscheinungen vollständig zu erklären, müßte man eine Geschichte Deutschlands und Belgiens schreiben. Einige Punkte aber seien herausgegriffen. Das Bündniß der belgischen Liberalen mit den Sozialdemokraten entspringt der äußersten Verzweiflung und Empörung über das katholische Unterrichtswesen. Wir haben das Seitenstück dazu gehabt, als unsere Nationalliberalen in die Gefolgschaft der Sozialdemokraten eintraten, um schließlich durch Obstruktion im März 1900 die lex Heinze zu Fall zu bringen. Was hier bei uns einmal singulär geschehen ist, ist unter dem Druck einer langdauernden ultramontanen Herrschaft in Belgien zur Konstanz gekommen. Vom deutschen Standpunkt können wir uns nichts Besseres wünschen. Daß wir dem Zentrum eine mehr und mehr steigende Nachgiebigkeit beweisen, entspringt ja ganz wesentlich der Vorstellung, daß mit den Sozialdemokraten doch niemals aktive Politik zu machen sei. Wenn nun, nachdem Frankreich schon seit Jahren ohne Schaden einen Sozialdemokraten im Ministerium hat, in Belgien, wie anzunehmen, in Kurzem das Experiment eines liberal-sozialdemokratischen Koalitions-Ministeriums von Neuem zeigen wird, daß dieses Monstrum im Leben viel harmloser ist, als in der angsterfüllten Phantasie, so wird das auch bei uns für die Emanzipation von der Zentrumsherrschaft einen ganz wirksamen Präzendenzfall abgeben. Wir werden den Präzendenzfall nicht nachmachen, da wir ja glücklicher Weise überhaupt kein Parlaments-Ministerium

bilden, aber es sind denn doch Kombinationen in die Nähe gerückt, die jetzt noch ganz phantastisch zu sein scheinen.

Ob übrigens in Belgien die Sozialdemokraten und Liberalen mit dem so heftig ersehnten allgemeinen gleichen Stimmrecht die Herrschaft der Ultramontanen wirklich brechen werden, erscheint noch keineswegs so ganz sicher. Das jetzige Plural-Stimmrecht, das die Belgier haben, ist vom gleichen Stimmrecht doch nur um wenige Grade verschieden; in dem Augenblick, wo die eingefügten Stufen herausgenommen sind, werden auch die belgischen Klerikalen wie die deutschen sich darauf besinnen, daß die katholische Kirche eine starke demokratische Ader hat, und welche Demagogie zuletzt die Oberhand behält, die sozialistisch-materialistische oder die kirchlich-transzendentale muß erst die Erfahrung lehren. Ohne das Bündniß mit den Liberalen und die Mäßigung, die ihnen dieses Bündniß auferlegt, sind die belgischen Sozialdemokraten jedenfalls nicht im Stande den Kampf zu bestehen. Auch in den stärkst-industriellen Gebieten ist es immer nur eine sehr knappe Majorität, die mit den Sozialdemokraten geht: eine von den Wahrheiten, die die Scharfmacher-Presse bei uns immer zu unterdrücken und wegzulügen bestrebt ist.

* * *

An die Erörterung der belgischen Verhältnisse läßt sich sehr gut eine Betrachtung anschließen über die merkwürdige Behauptung, daß dem verstorbenen Zentrumsabgeordneten Dr. Lieber ein Minister- oder Staatssekretärposten angeboten, aber von ihm abgelehnt worden sei. Von wem und in welcher Art das Angebot erfolgt ist, wie weit es ein wirkliches Angebot war, wie weit ein bloßes In-Aussicht-stellen, ist nicht nach allen Seiten aufgehellt worden. Es kommt auch nicht viel darauf an. Weshalb mir die Sache erörternswerth scheint, ist überhaupt weniger das Angebot, als die Auffassung, die die Enthüllung in unserer Presse gefunden hat und zwar sowohl auf der zentrumsfreundlichen wie auf der zentrumsfeindlichen Seite. Auf jener hat man die Ablehnung Herrn Lieber als einen Akt der Selbstverleugnung, einer edelmüthigen Hintanstellung des eigenen Interesses angerechnet, auf dieser hat man Entrüstung gezeigt, daß man einem Ultramontanen solche Belohnung in Aussicht gestellt und sich mit dem Zentrum in solche Handelsgeschäfte eingelassen habe. Hüben und drüben wird also das Ministerwerden als eine persönliche Angelegenheit betrachtet, als eine Sache der Macht, der Ehre, des Einkommens. Herr Lieber, urtheilen seine Freunde, hat auf Alles verzichtet um seiner Partei willen. Die Feinde aber sagen: was ist das für eine Politik, die einem Ultramontanen als Belohnung für gute Dienste bei einer Flottenbewilligung ein Ministerium anbietet!

Sind solche Urtheile wirklich haltbar?

Das Ideal jeder Partei ist, daß ihre Ideen im Staate herrschen möchten — nun wird dem Führer einer Partei angeboten, selber Minister

zu werden: der Augenblick ist da, wo das Ideal sich verwirklichen soll. Es kann für eine Partei nichts Höheres geben, als zur Regierung zu gelangen. Da lehnt der Führer die Berufung ab und seine Partei erklärt diese Ablehnung nicht für Fahnenflucht und Feigheit, sondern windet ihm ihm dafür den Kranz des selbstlosen Edelmuthes.

Was würde die Welt sagen, wenn der König der Belgier morgen einige Liberale und Soziale zu Ministern beriefe, und sie in aller Stille ablehnen wollten? Es ist möglich, daß der König der Belgier an eine solche Berufung Bedingungen knüpfe und das Ministerium nicht zu Stande komme, weil man sich über die Bedingungen nicht einigen könnte, aber ganz unmöglich ist es, daß irgend Jemand in der Welt die Annahme oder Ablehnung bloß unter dem Gesichtspunkt des persönlichen Streberthums betrachtete.

So geschieht es thatsächlich in Deutschland, und nicht heute zum ersten Mal. So oft bei uns eine Partei Aussichten hat oder zu haben glaubt, ins Ministerium zu kommen, so erscheint das der öffentlichen Meinung nicht als die natürliche Konsequenz der parlamentarischen Arbeit, sondern als eine nicht ganz einwandfreie Kletterei. Man erinnere sich, wie früher einige Herren der freisinnigen Vereinigung mit solchen Nachreden verfolgt worden sind. Der unbedeutendste Regierungspräsident kann bei uns ohne Weiteres Minister werden, aber ein Mann wie Herr von Bennigsen ist auch in der Fülle seiner Kraft davon ausgeschlossen geblieben.

Es hat aber alles zuletzt doch seinen guten Grund. Warum hat denn Herr Lieber seine glänzende Anerbietung ausgeschlagen? Weshalb hat er seine Partei um den höchsten Preis aller Kämpfe, um die Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt in ihrem Sinne gebracht, man möchte sagen, betrogen?

In Preußen hat das Ministerium eine solidarische Verantwortlichkeit. Zwar wird auch innerhalb des Staatsministeriums nach Majorität und Minorität abgestimmt, aber auch die in der Minorität gebliebenen Mitglieder sind darum nicht von der Verantwortlichkeit frei. Nach außen erscheint das Ministerium stets als Einheit. Ein Mitglied des Zentrums als Minister müßte also die Mitverantwortung für Dinge tragen, z. B. die Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes, manche Grundsätze unserer Schulpolitik, die es, ohne sich zu prostituiren, schlechterdings nicht auf sich nehmen könnte. Ein ultramontaner Minister ist bei uns unmöglich, so lange nicht unser ganzes Regierungssystem fundamental verändert ist.

Wenn nicht Minister, so kommt der Staatssekretär in Betracht. Der Staatssekretär ist Untergebener des Reichskanzlers; im Reiche existirt die solidarische Verantwortung der preußischen Minister nicht. Aber eben deshalb hat ein solcher Posten für die Parteien nicht die Bedeutung. Der Staatssekretär empfängt seine Anweisungen vom Reichskanzler und muß sie ausführen. Die Einzelheiten, die er selbständig entscheidet, sind nur untergeordneter Art.

Noch stärker ist das bei den Oberpräsidenten der Fall. Männer wie

Graf Zedlitz oder Herr von Goßler als Oberpräsidenten können gewiß eine große Wirksamkeit ausüben, um so mehr und je näher sie innerlich dem ganzen Geiste der Regierung verwandt sind. Ein Ultramontaner als Oberpräsident, der seinen Partei-Tendenzen nachleben wollte, würde bald durch den vorgesetzten Minister des Innern eines Besseren belehrt werden.

Herr Lieber hat also wohl noch mit mehr Klugheit als Selbstlosigkeit gehandelt, indem er alle jene Ehrenstellen ausschlug. Wie konnten sie ihm denn aber angeboten werden?

Wenn Herr Lieber klug genug war, nein zu sagen, so war derjenige, der ihm die Ehre anbot, ganz gewiß nicht weniger klug. Man sieht es ja jetzt an der ganzen ultramontanen Presse, wie wohl es ihr gethan hat, wie sie schmunzelt, wie selbstgefällig sie den Fall nach allen Seiten erörtert, daß einem Führer der Katholiken einmal eine solche Ehre zu Theil geworden ist, einen Ministerposten — ausschlagen zu dürfen. Nun wohl: das können auch wir uns gefallen lassen. Preußen und das Reich sind heute, da wir eine konstitutionelle Verfassung haben, und unser Volk die Zentrumsherren in besonders dichten Schaaren in die Parlamente sendet, ohne ein gewisses Hände-Schütteln mit diesen Herren nicht zu regieren. Einmal ist es eine historische Professur, ein anderes Mal ein Kirchenbau, das dritte Mal eine Ordens-Niederlassung: diesmal war es ein Ministerposten — aber nicht ein wirklicher, das wäre nicht angängig, sondern bloß ein — abzulehnender. Kann man es billiger machen? Und kann das deutsche Volk nicht ganz zufrieden mit dem Ereigniß sein? Den Professor Spahn haben wir, der Minister Lieber war nie etwas Anderes als ein süßes Wort oder ein böser Traum. Die Katholiken freuen sich, daß Herr Lieber einmal beinahe hätte Minister werden können, und wir freuen uns, daß er es nicht geworden ist. So kann alle Welt zufrieden sein und das deutsche Reich hat nebenbei seine Flotte gekriegt.

* * *

Das große Ereigniß des Monats ist der südafrikanische Friede. Noch ist er nicht abgeschlossen, und alle Burenfreunde der Welt spähen mit Furcht und Unruhe nach irgend welchen Kennzeichen oder Erscheinungen, die diese ganzen Verhandlungen als ein englisches Trugbild oder gar als ein englisches Verlegenheits-Manöver erklären lassen möchten. Von den Burenvertretern in Holland wird noch fortwährend die Möglichkeit einer Unterwerfung in der energischsten Weise abgeleugnet. Aber was soll es nützen, die Wahrheit noch einige Tage länger zu verhehlen? Trotz der erstaunlichen Erfolge, die noch in den letzten Wochen einzelne Burenkommandos über recht erhebliche englische Detachements erfochten haben, spricht doch Alles dafür, daß die englischen Meldungen richtig und daß die Führer der Buren bereit sind, die englischen Bedingungen anzunehmen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Masse der Kämpfenden oder ein Theil dieser Kämpfenden die Führer schließlich verleugnet und fortkämpft, so daß der

endgiltige Friede doch noch nicht erreicht ist, aber einen sehr großen Fortschritt, der die moralische Kraft der Buren lähmen muß, haben die Engländer jedenfalls erzielt, indem die Burenführer mit ihnen in Verhandlungen eingetreten sind, ohne daß die Engländer von den früher bereits gestellten Bedingungen etwas nachgelassen hätten.

Die Aufhebung der burischen Unabhängigkeit und die Errichtung der englischen Souveränität auf der einen Seite, eine finanzielle Unterstützung der Buren bei dem Wiederaufbau ihrer Farmen auf der anderen gelten als abgemacht. Die Hauptschwierigkeit bildet die Amnestie für die Kap-Holländer, die sich den Buren angeschlossen haben. Sie sind staatsrechtlich Rebellen, die die Waffen gegen ihren eigenen Souverän getragen haben, sachlich Buren, die in dem großen Kampf der Nationalitäten in Südafrika für die Sache ihres Volkes auf die Schanze getreten sind. Wie ein kluger Staatsmann in solchen Konflikten nach dem Siege mit dem Unterlegenen verfahren soll, ist eine der schwersten Aufgaben der Politik. Wenn die Engländer einfach allgemeine Amnestie bewilligen, ist das nicht geradezu Aufforderung zu Wiederholung des Aufstandes bei günstigerer Gelegenheit? Wenn sie es aber nicht thun und Strafgerichte walten lassen, wird dann nicht die Erbitterung, der Haß, die Feindseligkeit bis ins Unendliche fortleben? In der deutschen Geschichte hat man sich bisher auf den strengeren Standpunkt gestellt. Die Revolutionäre von 1848 wurden in der Reaktionszeit mit der größten Härte verfolgt; von den Gefangenen in Rastatt sind 1849 viele erschossen worden, und Patrioten, die nach 1866 die besten Stützen des neuen Reiches geworden sind, haben damals das Vaterland meiden müssen. Mit der äußersten Rigorosität unterdrückt man heut bei uns jede national-polnische Regung, auch wenn gar nicht nachgewiesen ist, daß es sich um eine politische Bestrebung handelt, sondern zunächst bloß eine Pflege des Nationalgeistes in Frage steht. Umgekehrt sind die Amerikaner nach Beendigung des Konföderations-Krieges verfahren: sobald der Süden unterworfen war, wurde ein Strich unter die Vergangenheit gemacht und der furchtbare Bürgerkrieg als eine bloße politische Aktion angesehen, mit der der Strafrichter nichts zu thun hatte. Man muß sagen, daß die Vereinigten Staaten bei dieser Politik sehr gut gefahren sind. Erstaunlich schnell ist der grimmige Haß, der die Bürger gespalten und zu vierjährigem blutigen Kampf gegen einander entflammt hatte, dahingeschmolzen und verschwunden. Es ist doch wohl wahrscheinlich, daß die Engländer, wenn sie vielleicht auch kein formelles Versprechen geben, sich zu dieser Praxis entschließen werden; jedenfalls wäre es sehr thöricht von ihnen, bloß an diesem Punkte etwa den Friedensschluß scheitern und den Kriegsjammer noch fortdauern zu lassen. Da es ja ohnehin dem englischen Regierungssystem widerspricht und das holländische Element im Kaplande auch viel zu stark ist, eine Politik gewaltsamer Entnationalisirung zu verfolgen, so sind die Engländer von vornherein darauf angewiesen,

auf Versöhnung und Ausgleich mit den unterworfenen Buren hinzuarbeiten. Je weniger Strafe und Rache, desto mehr Aussicht eines Gelingens.

Kann es aber überhaupt gelingen? Ist nicht etwa bloß die augenblickliche Erbitterung, sondern auch der nationale Gegensatz zwischen dem holländischen und englischen Element viel zu stark, als daß je eine wirkliche innere Friedsamkeit und Unterwerfung der Buren unter die englische Krone zu erwarten ist?

Wer will eine solche Frage mit Sicherheit beantworten? Das englische Staatswesen und das englische Volksthum haben unzweifelhaft eine sehr große Anziehungs- und Absorptionskraft; seine kulturelle Ueberlegenheit über das Burenthum ist unermeßlich groß. Aber auch das Burenthum ist gewaltig zähe und hat das in diesem Kriege wieder gezeigt. Selbst wenn es sich jetzt dem Engländerthum unterordnen muß, sich vielleicht wirklich mit ihm versöhnt, so mag das Burenthum seine Nationalität darum dennoch behaupten. Ich erinnere noch einmal an den schon öfter herangezogenen Vergleich der Unterwerfung der Sachsen unter Karl dem Großen; es war ein unvermeidliches Schicksal; dieser kleine Rest des Germanenthums konnte nicht isolirt im Heidenthum verharren, sondern mußte in die große romanisch-germanische christliche Kulturgemeinschaft eintreten. Unter dem stärksten Zwang fügten sie sich endlich, gaben sich aber darum doch noch nicht selbst auf und nach hundert Jahren waren sie es, die aus den Trümmern des Karolingerreichs einen neuen Staat, den deutschen aufrichteten. Wer weiß, was den Holländern in Südafrika noch beschieden ist, da sie nunmehr die Möglichkeit erlangen, nicht mehr zersplittert in englische Unterthanen und selbständige Republiken, sondern einheitlich zusammengefaßt innerhalb der englischen Kolonialherrschaft ihre Nationalität zu vertreten.

Doch das sind ferne Zukunftsphantasien. Näher liegt uns jetzt die Frage, was werden die englischen Staatsmänner thun, nachdem sie die Buren wirklich unterworfen haben?

Die deutsche Presse hat ganz vorwiegend die Meinung vertreten und sie zur vorherrschenden in unserem Volke gemacht, daß der südafrikanische Krieg Englands militärische Schwäche zu Tage gebracht und selbst die so überaus kräftige Finanzmacht dieses Landes sehr stark heruntergedrückt, beinahe verbraucht habe. Einen stärkeren Beweis, wie gering das Wissen und die Urtheilslosigkeit in unserer Journalistik im Allgemeinen ist, kann es kaum geben. Der afrikanische Krieg hat England bisher 3200 Millionen Mark gekostet. Nehmen wir an, es werden mit Allem was noch nachkommt, 4 Milliarden. Das ist die Summe (5 Milliarden Franken) die Frankreich uns 1870 gezahlt hat; dazu hat Frankreich seine eigenen Kriegskosten, sein Retablissement und die ungeheuren Festungsneubauten getragen. Das Alles hat den Reichthum Frankreichs nicht geknickt; es ist seitdem nur noch immer wohlhabender geworden, und England ist ein noch viel, viel reicheres Land als Frankreich: da malen uns deutsche Journalisten Bilder

von der finanziellen Erschöpfung Englands an die Wand! Für Englands Finanzen bedeutet dieser afrikanische Krieg so wenig, daß der Finanzminister eigentlich den Plan hatte, den ganzen Krieg aus laufenden Einnahmen durch vorübergehende Steuererhöhungen zu decken. In diesem Sinne hat er bei seiner letzten Budgetrede von einem Defizit von 45 Millionen Pfund gesprochen und auf das Wort „Defizit" sind die klugen deutschen Journalisten hereingefallen. 900 Millionen Mark Defizit! Wie das klingt! In Wirklichkeit sind diese 900 Millionen die diesjährigen Kriegskosten, von denen nicht mehr als 640 durch Anleihe gedeckt werden sollen. Bis zu diesen Kriegsnöthen hat England noch 90 Millionen Mark Schulden jährlich abbezahlt; diese Schuldentilgung wird jetzt suspendirt und nachdem schon im vorigen Jahr und vor zwei Jahren einige hundert Millionen Mark neue Steuern eingeführt sind, sind abermals jetzt 100 Millionen an einem Tage beantragt, am nächsten angenommen, am dritten eingeführt worden. Während wir einen Getreidezoll von 3,50 Mark haben und dazu Salz, Zucker, Petroleum, Reis hoch besteuern, haben die Engländer ohne an Salz- oder Petroleumsteuer nur zu denken, erst jetzt eine mäßige Zuckersteuer und einen Getreidezoll von 50 Pfennigen, einem Siebentel des deutschen, eingeführt. Dabei aber haben sie die Einkommensteuer energisch angezogen, auf fast das Doppelte des deutschen Normalsatzes, und noch mehr die Erbschaftssteuer, mit der wir in Deutschland noch immer die großen Vermögen so freundlich verschonen.

Ganz ebenso ist es mit der englischen Kriegsmacht. Im Anfange des Krieges konnte man sehr wohl zweifeln, was England zu leisten im Stande sein würde, und die nie genug zu bewundernde Zähigkeit der Buren in ihrem Widerstande konnte auch immer wieder von Neuem zu einer geringen Einschätzung der Engländer führen. Aber auch die größten Buren-Enthusiasten sollten bedenken, daß je verächtlicher sie von den Engländern reden, sie desto mehr die Leistung der Buren herabsetzen. In Wirklichkeit sind die Kriegsthaten der Buren gerade deshalb so sehr zu bewundern, weil sie es mit einem zwar öfter unbeholfenen und ungeschickten, im Ganzen aber sehr tapferen, nicht bloß sehr zahlreichen, sondern auch tüchtigen Gegner zu thun hatten. Die militärischen Beurtheiler des Krieges sind sich hierüber durchaus einig.

Schon vor anderthalb Jahren (Oktober-Heft 1900) schrieb ich in diesen „Jahrbüchern": „Das Trauerspiel in Transvaal geht zu Ende. Während vor zehn Wochen, beim Ausbruch der chinesischen Wirren, der Feldmarschall Roberts noch erklärte, daß er kein Bataillon für Ostasien abzugeben habe, wird England nächstens im Stande sein, auf jedem transozeanischen Kriegsschauplatz mit 100 000 Mann ganz vorzüglicher, kriegsgeübter Truppen aufzutreten. Keine andere Großmacht ist auch nur entfernt im Stande, das zu leisten, weder die Russen in Ostasien, so lange die sibirische Eisenbahn nicht vollständig funktionirt, noch die Franzosen, denen die Engländer die Seewege verlegen können. Mögen die Russen auch jetzt schon an die

100 000 Mann in Ostasien haben; ganz abgesehen vom japanischen Eingreifen, können sie sie mangels genügend starker Flotte doch nicht so zusammenwirken lassen wie die Engländer. England ist in der Weltpolitik die schlechthin stärkste Macht, nur in Schranken gehalten durch die Möglichkeit einer europäischen Koalition, die es in der Heimath bedrohte. Wie sehr hat sich doch die öffentliche Meinung in Deutschland und fast die ganze deutsche Presse über die Kraft Englands geirrt, als das Zünglein der Wage im Burenkriege eine Zeitlang zu schwanken schien! Man glaubte schon von dem Anfang des Endes, von der Auflösung der britischen Weltmacht sprechen zu dürfen. Der Verlust Südafrikas schien auch den Verlust Indiens nach sich ziehen zu müssen. Ganz umgekehrt ist die englische Macht gestärkt und gefestigt aus der harten Probe hervorgegangen."

Die alle Erwartung übertreffende Ausdauer der Buren hat das „nächstens"in diesen Sätzen sehr weit hinausgeschoben. Jetzt aber ist es nun doch wohl eingetreten. Aber nicht ohne daß diese Zeitverschiebung auch in der Sache wesentliche Veränderungen nach sich gezogen hätte. Als der Transvaalkrieg ausbrach, hatte man in Deutschland die Besorgniß und mußte sie haben, daß wenn England erst mit den Buren fertig geworden sei, es auch die deutschen Besitzungen in Afrika erst zu seinen Enklaven machen und endlich verschlingen werde. Diese Gefahr scheint jetzt, wenn nicht für alle, so doch absehbare Zeit beseitigt. Die Feindschaft und die Kraft des holländischen Elementes in Südafrika haben sich als so starke Potenzen erwiesen, daß England für sehr lange Zeit sich hüten wird, sich in der Nachbarschaft dieses Brandherdes noch andere Feinde zu erwerben. Fast noch wichtiger aber ist, daß sich auf einem anderen sehr bedeutenden Gebiet in Ostasien mittlerweile eine sehr starke auf die Dauer angelegte Interessengemeinschaft zwischen England und Deutschland gebildet hat. Nur das Zusammengehen dieser beiden Mächte hat es verhindert, daß Rußland sich gelegentlich der chinesischen Wirren der Oberherrschaft über ganz China bemächtigt hat.

Die Frage ist, welche Saiten England, wenn es nunmehr seine Truppen aus Südafrika wirklich frei bekommt, gegen Rußland aufziehen wird. Die Russen sind offenbar in der größten Besorgnis. Sobald die Engländer sahen, vermuthlich infolge der Vermittlungsvorschläge des holländischen Ministers Kuyper, daß es mit dem Widerstande der Buren zu Ende gehe, schlossen sie das Schutz- und Trutzbündnis mit den Japanern, und sobald dies Bündnis bekannt gemacht war, schloß Rußland auf das Schleunigste ein Schutz-Abkommen mit Frankreich und einen Vertrag mit China, in dem es sich verpflichtete, die Mandschurei wieder zu räumen. Der Vertrag ist sehr geschickt abgefaßt. Rußland spielt den Edelmüthigen und giebt den Chinesen ihr Land zurück; die Räumungs-Termine sind ganz bestimmt festgesetzt. England und Japan haben keinerlei Vorwand mehr, irgendwie zu drohen, zu fordern oder auch nur zu wünschen. Einige Klauseln aber sind in dem Vertrage, die es den Russen, wenn

dennoch eine günstige Gelegenheit sich bieten sollte, in jedem Augenblick erlauben, ihn für ungiltig zu erklären.

Sollten nun etwa Japan und England trotz aller augenblicklichen Nachgiebigkeit der Russen, um zukünftigen Gefahren vorzubeugen, zum Angriff schreiten?

Wir sind wieder an dem Punkt, auf den eigentlich jede Betrachtung der internationalen Politik hinauslaufen muß: wie steht es im Innern des russischen Staats? Nothstand, Bauernunruhen, wilde Bewegungen an allen Universitäten, Ermordung eines Ministers, brutale Vergewaltigung und einmüthiger tapferer Widerstand in Finland: gehört das Alles so zu dem herkömmlichen Wesen des russischen Staates oder sind das Zeichen der Zersetzung? Es ist kein Zweifel, daß alle diese Ereignisse und Erscheinungen in Rußland nichts Neues sind, sondern immer wieder dagewesen und immer wieder überwunden. Der Jammer, den die Finländer jetzt durchmachen, haben vorher die Livländer und Polen durchlebt. Unruhen der verschiedensten Art, barbarische Unterdrückung, Antwort mit Attentaten haben von je die Geschichte Rußlands erfüllt. Ein Unterschied gegen früher aber möchte sein, daß Rußland in viel höherem Maße als jemals ehedem vom ausländischen Kredit abhängig ist. Nur durch eine ganz regelmäßige jährliche Zufuhr von auswärtigen Anleihen können die russische Industrie, die russischen Eisenbahnen, die russische Währung, die russischen Finanzen aufrecht erhalten werden. In dem Augenblick, wo dieser auswärtige Kredit einmal versagt, bricht das russische Wirtschaftsleben und damit vermuthlich auch die heutige russische Großmachtstellung zusammen.

27. 4. 02. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bigelow, P.,— Die Völker im kolonialen Wettstreit. Brosch. M. 5,–, geb. M. 5,80. Berlin, Georg Reimer.

Bücher, K. — Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. M. 7,–. Leipzig, B. G. Teubner.

Büchler, Max. — Das Verhältnisse des Sozialismus zur Arbeiterschutzgesetzgebung. (Separatabzug a. d. „Schweiz. Blättern f. Wirthschafts- u. Sozialpolitik.") Bern, C. Sturzenegger.

Calwer, R. — Handel und Wandel. Jahresberichte 1901. (350 S.) Berlin-Bern, Akadem. Verlag f. soz. Wissenschaften (Dr. J. Edelheim).

Cauer, Paul. — Woher? und Wohin? Sechs Reden zur Entlassung der Abiturienten. (45 S.) M. 1,—. Düsseldorf, L. Voss & Cie.

Dähnhardt. — Heimathklänge aus deutschen Gauen. II. (185 S.) M. 2,60. Leipzig, B. G. Teubner.

Dalber, Dr. A. — Eine Australien- und Südseefahrt. Geb. M. 7,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Dulmchen, Th. — Mittel und Wege. (304 S.) Berlin, Johannes Räde.

Fester, R. — Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Grossen. Preis M. 4,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fitger, E. — Die wirthschaftliche und technische Entwicklung der Seeschifffahrt. (141 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Flügel, O. — Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschafticher Begriffe. M. 2,60. Cöthen, Otto Schulze.

Fried, A. H. — Der Theaterdusel. (117 S.) M. 1,60. Bamberg, Handels-Druckerei.

Giesenhagen, Dr. K. — Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Geb. M. 10,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Goethe-Briefe. — Herausgeg. v. Philipp Stein. Lf. 1. 50 Pfg. Berlin, Otto Elsner.

Gorki, M. — Die Kleinbürger. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Bruno Cassirer.

Gosse, Edmund. — Walt Whitman. (27 S.) M. 0,50. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Hart, Heinrich u. Julius. — Neue Gemeinschaft. 2 Hefte. Berlin-Treptow, W. Mieschel.

Vorläufiger Jahresbericht der **Handelskammer zu Köln** für 1901. (104 S.) Köln, Druck v. M. du Mont-Schauberg.
Hermann, Gottlieb. — Die Sünder an unserer Sprache. Zur Warnung und Belehrung. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.
Hoffmann, J. — Mariae Traum. Ein Gedicht. Preis M. 1.—. Berlin. Karl Siegismund.
Hutter, F. — Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun. 8⁰. (XIII 578 S.) Braunschweig, Vieweg & Sohn.
Die Internationale Vereinigung für Arbeiterschutz. Herausgeg. v. Stephan Bauer, Heinrich Scherrer, Theodor Curti. No. 1 (275 S.) Jena, Gustav Fischer. Bern, Schmidt & Francke.
Kapper, Dr. A. — Mittheilungen a. d. k. k. Statthaltereiarchive zu Graz. Graz, Historische Landes-Commission.
Kircheisen, F. — Bibliographie Napoleons. (188 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Leipzig, F. Kircheisen.
Krones, Fr. v. — Styriaca und Verwandtes im Landespräsidial-Archiv u. i. d. k. k. Studienbibliothek zu Salzburg. Graz, Historische Landes-Commission.
Laehr, Dr. H. — Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie. M. 2,—. Berlin, Georg Reimer.
Lange, Konrad. — Das Wesen der künstlerischen Erziehung. (34 S.) Ravensburg, O. Maier.
Larsen, Karl. — Dragon Njels Kjeldsen og Hans Drabsmand. (63 S.) Kopenhagen. Ernst Bojesen.
Leo, Fried. — Rede zur Feier d. 150jähr. Bestehens der K. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen am 9. Nov. 1901. (19 S.) Göttingen, Dieterich'sche Univers.-Buchdruckerei.
Müller, Johannes. — Der Beruf und die Stellung der Frau. (160 S.) Grossoktav M. 2,—. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter, Johannes Müller.
Jahrbuch der **Musikbibliothek Peters** für 1901. Achter Jahrgang. Herausgegeben von Rud. Schwartz. Leipzig, Verlag von C. F. Peters.
Palaestra XII. — Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. Berlin, Mayer & Müller.
Petersen, Dr. Julius. — Das Deutschthum in Elsass-Lothringen. (138 S.) M. 2,40. (Der Kampf um das Deutschthum, Heft 5.) München, J. F. Lohmann.
Rehmke, Prof. Dr. — Die Seele des Menschen. M. 1,—, geb. M. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 36. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
v. Samson-Himmelstjerna, H. Die gelbe Gefahr als Moralproblem. M. 8,—. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag, (G. Meinecke).
Scheffer, Th. — Die preussische Publizistik im Jahre 1849 unter dem Einfluss des italienischen Krieges. M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Schlichting. — Gegensätze auf dem Gebiete der grossen Truppenführung. (54 S.). München, Verlag d. Allgem. Ztg. Leipzig, Kommissionsverlag von G. F. Steinacker.
Schmidt, Dr. L. — Geschichte der Vandalen. M. 5,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Schneider, Robert. Text und Uebersetzung zum gallischen Kriege des Caius Julius Caesar. I. Buch. (III 65 S.) M. 1,—. Halberstadt, J. Schimmelburg.
Schroeder, Otto. — Vom papiernen Stil. 5. Aufl. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Schurtz, H. — Altersklassen und Männerbünde. M. 8.—. Berlin, Georg Reimer.
Schwemer, Dr. R. — Restauration und Revolution. Geh. 1.—, geb. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 37. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
Seraphim, Dr. E. — Im neuen Jahrhundert. Baltische Rückblicke und Ausblicke. (63 S.) M. 1,50. Riga, Jonck & Poliewsky.
Simmern, Heinr. Frhr. Langwerth v. — England in Südafrika u. d. grossen germanischen Weltinteressen. (54 S.) Wiesbaden, Lützenkirchen & Broecking.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck. Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Eduard von Hartmann und das Christenthum.

Von

Max Christlieb.

„Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten."

Dieses Urtheil des kindlichen Gemüthes über eine philosophisch-poetische Aussage drängt sich einem Jeden auf, der die Systeme der neueren Philosophie durchmustert und jedes auf sein Verhältniß zum Christenthum hin prüft. Gerade die starken und maßlosen Angriffe, die heute das Christenthum von zwei so verschiedenen philosophischen oder halbphilosophischen Standpunkten aus erfährt, wie sie Häckel und Nietzsche einnehmen, haben die Zusammengehörigkeit und wesentliche Einheit unserer abendländischen, ganz besonders aber unserer deutschen Philosophie mit dem Christenthum wieder ins hellste Licht gestellt. Es ist in der That die ganz natürliche Fragestellung, mit der doch wohl die meisten Leser philosophischer Schriften an einen Philosophen herantreten: wie stellt er sich zum Christenthum? Wenn es zunächst scheinen könnte, als ob damit ein fremder und unrichtiger Maßstab an einen Denker herangebracht werde, so muß man doch zugeben, daß von allen geistigen Erscheinungen der Weltkultur das Christenthum die größte und mächtigste ist, und daß mit ihm jeder sich auseinandersetzen, zu ihm jeder Stellung nehmen muß, dessen Gedanken über Gott, Welt und Mensch wir ernst nehmen sollen. Ob seine Stellung zum Christenthum positiv oder negativ ist, ob er dessen wesentlichen Inhalt bejaht oder verwirft, das wird für die Beurtheilung eines Philosophen vorläufig immer am stärksten ins Gewicht fallen. Eine solche Auffassung der Philosophie liegt uns Abendländern recht eigentlich im Blute, und die asiatische außerchristliche Philosophie wird uns bei allem Interesse, das besonders die spekulativen Ge-

danken der rasseverwandten Inder in uns erwecken, immer nur als ein Seitentrieb am Baum der Erkenntniß erscheinen, mit dem wir keinen rechten Zusammenhang verspüren. Die griechische, vorchristliche Philosophie hat diesen Zusammenhang dadurch gewonnen, daß das Reis der christlichen und damit der abendländischen Gedankenentwicklung ihrem Stamm aufgepfropft wurde; dadurch ist freilich der ganze Baum im innersten Trieb und Saft so verändert worden, daß seine ursprüngliche Wildlingsform — wenn dieser Ausdruck bei einem so edlen Gewächse gestattet ist — nur noch ein historisches Interesse für uns besitzt.

Es ist deshalb auch ganz natürlich, daß die Philosophen selbst, und unter ihnen ganz besonders die deutschen, sich alle gründlich und ernstlich mit dem Christenthum auseinandergesetzt haben. Das Resultat war fast in allen Fällen positiv, das heißt, der Philosoph erklärt, daß Alles, was am Christenthum wesentlich sei, sich in seinem System ebenfalls finde, und zwar entweder in seinem Mittelpunkt oder doch nahe bei ihm, daß er am Christenthum nur zwei Veränderungen vorgenommen habe: das Unwesentliche wegzulassen und das Wesentliche in der Sprache der Philosophie auszudrücken und daß er also dasselbe sage, wie der Pfarrer, nur mit ein bischen anderen Worten. Den Höhepunkt dieses Glaubens an die wesentliche Uebereinstimmung, ja Identität zwischen Philosophie und Christenthum stellte das Hegelsche System dar: aber auch durch die große Abrechnung, die David Friedrich Strauß in dem Schicksalsjahre der Theologie, 1835, gehalten hat, ist dieses Verhältniß nicht von Grund aus geändert worden. Zwar ergab sich als Folge dieser Abrechnung, wenn auch nicht, wie Strauß meinte, der Bankerott des Christenthums, aber doch wenigstens der Bankerott der alten Meinung, daß die Hegelsche oder irgend eine andere Philosophie im Stande sei, den Vorstellungsgehalt der christlichen Religion in die Sphäre des Begriffs zu erheben und so mit dem Christenthum eigentlich ein und dasselbe zu sein. Aber auch seither haben, sogar wenn man von den eigentlich „christlichen" Philosophen, wie Baader, J. H. Fichte, Rosenkranz, Weiße, Günther u. A. absieht, doch fast alle deutschen Philosophen ausdrücklich ihre wesentliche Uebereinstimmung mit dem Christenthum betont, so, um nur die bekannteren zu nennen, Krause und Herbart, Fechner und Lotze, Carriere und Frohschammer. Allerdings die berufenen Vertreter der Theologie haben diese Uebereinstimmung nicht immer anerkannt, sie haben statt

des oben zitirten Wortes lieber den andern Ausspruch Gretchens auf die Philosophen angewandt:

> Steht aber doch immer schief darum,
> Denn du hast kein Christenthum,

weil sie, wenn die Philosophen das „Wesen des Christenthums“ bestimmt hatten, häufig das wesentlichste noch vermißten. Aber das beweist nichts gegen meine Behauptung. Denn einmal haben wir, wie die neuesten Verhandlungen über Harnacks Buch unwiderleglich darthun, nicht bloß keine endgiltige Instanz, die festsetzte, was denn das Wesen des Christenthums sei, sondern es ist auch noch keine Spur von Uebereinstimmung bei uns darüber vorhanden. Und sodann bleibt auf alle Fälle die subjektive Absicht dieser Philosophen bestehen, das was sie nun eben, sei's mit Recht oder mit Unrecht, für wesentlich am Christenthum halten, in ihr System aufzunehmen; und man kann also von allen diesen Männern ruhig behaupten, daß sie zum Christenthum ein positives Verhältniß gehabt haben.

Dieses Verhältniß sind wir Deutschen recht eigentlich an unsern Philosophen gewöhnt, und die Ausnahme bestätigt nur die Regel, das heißt die Ausnahmen fallen uns so stark auf, daß wir uns erst recht bewußt werden, wie wir an die Regel gewöhnt sind.

Wenn wir von Strauß und Feuerbach, Dühring und den Materialisten absehen, so ist die bekannteste unter allen diesen Ausnahmen Schopenhauer. Unter den mancherlei Gründen, mit denen man die Thatsache erklärt, daß — wenigstens was die Zahl derjenigen betrifft, die für einen Philosophen so viel Interesse und Sympathie haben, daß sie einige seiner Hauptschriften lesen, — Schopenhauer ein größeres Publikum gefunden hat, als alle übrigen zusammen, unter diesen Gründen ist gewiß seine offene Gegnerschaft gegen das Christenthum fast an erster Stelle zu nennen. Denn das hat alle diejenigen angezogen, die gerade wegen eines mehr oder minder deutlich empfundenen Widerspruchs gegen das Christenthum in der Philosophie Ersatz suchten und nun freilich etwas ganz anderes hören wollten, als „was der Pfarrer sagt“.

Während aber Schopenhauer das Christenthum — mit Ausnahme seiner pessimistischen und asketischen Elemente und seiner Mitleidsmoral — mit scharf geschliffenen, manchmal auch recht ungeschliffenen Waffen bekämpfte, ist die Stellung, die der sonst so

vielfach mit Schopenhauer verwandte, ja oft genug mit ihm verwechselte **Eduard von Hartmann** zum Christenthum einnimmt, sehr viel schwerer zu beschreiben. Er bekämpft das Christenthum nicht eigentlich, er ignorirt es natürlich auch nicht, aber er erklärt ausdrücklich, daß er in seiner Philosophie das Wesentliche am Christenthum verwerfe, und daß er über das Christenthum hinausgeschritten sei. Daneben steht er einer Theologie, die die Weltanschauung des Christenthums wissenschaftlich rechtfertigen will, näher als irgend ein anderer Philosoph, aber das scheint den Gegensatz nur zu verschärfen, den er immer wieder betont, denn „die Gegensätze werden um so schärfer empfunden, zwischen je verwandteren Erscheinungen (Arten oder Varietäten) sie Platz greifen." Dieser allgemeine Satz Hartmanns scheint mir überhaupt die Lage am besten zu bezeichnen, in der die christliche Theologie Hartmann gegenüber sich befindet. Auf einer ganzen Reihe von Gebieten sind die Lehren unserer modernen Theologie den Hartmannschen Anschauungen außerordentlich nahe verwandt. Sehen wir einmal von der eigentlichen Gotteslehre ab, so lauten nicht bloß ganze Sätze, sondern ganze Abschnitte aus Hartmanns Büchern völlig christlich — natürlich im Sinne der freien Auffassung unserer modernen Theologie. In der Religionsphilosophie, besonders im zweiten Bande der „Religion des Geistes", lesen sich ganze Kapitel fast wie wenn sie aus Pfleiderer oder Biedermann wären; aus dem Buch über den Pessimismus wollte ich mich anheischig machen, halbe Seiten wörtlich in eine Predigt herüberzunehmen, ohne daß jemand den Ursprung merken sollte. Und wie vieles, das eine ausdrücklich am Christenthum sich orientirende Philosophie behauptet, wie vieles von dem, was die moderne Theologie in dem heutigen Kampf um die Weltanschauung gegenüber dezidirtem Nichtchristenthum verficht, findet man bei Hartmann klar aufgestellt und glänzend vertheidigt. Der Kampf für die Teleologie gegenüber oder vielmehr neben dem einseitig als Lösung der Welträthsel angepriesenen Kausalmechanismus, die dynamische an Stelle der materialistischen Naturanschauung, die Betonung der Selbständigkeit des Geistigen gegenüber dem Materiellen, die Beurtheilung der Religion als der höchsten Form der menschlichen Geistesbethätigung und als des wichtigsten Faktors der Kulturentwicklung, — alles das finden wir Theologen bei Hartmann. Ja, es ist schon vielfach bemerkt worden, daß die Uebereinstimmung Hartmanns mit dem Christenthum heute viel deutlicher hervortrete, als im Anfang, daß sein System einen viel

stärkeren christlichen Einschlag aufweise, als man dies nach der „Philosophie des Unbewußten“ habe erwarten können.

Woher kommt das? Es giebt zwei sehr verschiedene Antworten auf diese Frage. Voraussetzung für beide ist die selbstverständliche Thatsache, daß Hartmann als ein Deutscher der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich dem Einfluß des Christenthums gar nicht entziehen konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. Denn so ganz bloß und ausschließlich, wie Nietzsche behauptet, athmen wir Europäer auch auf den Höhen des Denkens doch noch nicht die Luft des reinen Atheismus. Man kann es nun im Wesentlichen hierbei bewenden lassen und sagen, daß in das meinetwegen unchristlich oder antichristlich konzipirte System Hartmanns eben durch alle Poren christliche Gedanken eingedrungen seien, da ja eine ganz rein logisch fortschreitende Induktion unmöglich ist. Außerdem gehört ja auch das Christenthum selbst zu dem Induktionsmaterial, aus dem der Philosoph des Unbewußten „spekulative Resultate nach induktiver Methode“ gewinnt. Schon weil in den früheren Systemen, an die Hartmann bewußt anknüpft, sich so viel christliche Elemente finden, muß seine „Synthese von Hegel und Schopenhauer“ ein gutes Stück christlicher Ideen enthalten. Ganz vom Christenthum sich frei machen, das geht nur auf dem Wege, auf dem Nietzsche es versucht hat, — und auch da geht es nicht.

Aber es lassen sich heute auch andere, recht gewichtige Stimmen vernehmen — ich weiß nicht, ob sie schon an das Ohr des Philosophen selbst gedrungen sind —, die sagen, Hartmann sei viel „christlicher“, als er selbst Wort haben wolle, ja er dürfe eigentlich seinen Gegensatz zum Christenthum gar nicht mehr so hervorheben, als er es thue. Nach dieser Anschauung stellt sich das Verhältniß Hartmanns zum Christenthum ungefähr so dar. Hartmann hat in einer Art von genialer Unbewußtheit — oder wie andere wollen, stark von Schopenhauer beeinflußt — sein Programmwerk hingeschrieben. Bei späterer gründlicher Durcharbeitung seines Systems mußte sich ihm die Unhaltbarkeit einiger dort aufgestellten metaphysischen Theorien aufdrängen, vor allem des Pessimismus und des Dualismus zwischen Idee und Willen im Absoluten. Aber wie es so zu gehen pflegt, er konnte sich nicht entschließen, diese Eierschalen seiner ursprünglichen Konzeption — vielleicht stammen sie auch noch von dem Schopenhauerischen Ei, das er ausgebrütet — bei seiner späteren Entwickelung abzustreifen, und so hängen sie ihm in einer ziemlich unorganischen Weise immer noch an. Ja, die

Vertreter dieser Anschauung sagen: Wenn der Philosoph den Muth fände, ganz aufrichtig zu sein, so müßte er eine Reihe seiner Aufstellungen geradezu zurücknehmen. Nach der Berechnung derer, die den seltsamen Lauf dieses Irrsterns am Fixsternhimmel der christlichen Philosophie beobachtet haben, müßte er jetzt an einem Punkte erscheinen, der nicht außerhalb, sondern innerhalb des Kreises der christlichen Gedankenentwickelung liegt.

Ich vermag diese Meinung nicht zu theilen. Vor Allem deshalb nicht, weil ich einem Mann, der mir soviel sittliche Hochachtung abnöthigt, wie Eduard von Hartmann, eine solche innerliche Unehrlichkeit nicht zutrauen kann. Mir scheint so etwas auf intellektuellem Gebiet wirklich die unvergebbare Sünde wider den heiligen Geist zu sein, an die ich bei einem Philosophen, also einem Freund der Weisheit und — trotz Nietzsche — auch der Wahrheit, nicht denken kann. Es mag ja in der Hitze der Polemik hin und wieder einmal vorkommen, was Karl Vogt cynisch von sich bekennt, daß „der Kitzel, die Pfaffen zu ärgern", einen Dinge behaupten läßt, die er nicht im Ernste vertreten möchte, aber etwas Derartiges ist doch hier ganz ausgeschlossen. Nun weiß ich ja wohl, daß jene Anschauung nicht so böse gemeint ist. Man will nicht behaupten, daß Hartmann Ueberzeugungen, die ihm innerlich unhaltbar geworden sind, mit bewußter Unehrlichkeit äußerlich festhalte. Aber selbst wenn ich den Umfang recht weit bemesse, in dem ein derartiges Festhalten von eigentlich überwundenen Gedanken unbewußt und mit voller subjektiver Ehrlichkeit geschehen kann, so erscheint mir doch das System Hartmanns viel zu geschlossen, als daß ich an einen solchen Riß in seiner Anschauung glauben könnte. Zum allermindesten die Ethik und die Aesthetik hängen bei ihm so unauflöslich mit seiner Metaphysik zusammen, vor Allem mit seinem axiologischen Pessimismus und dem durch den Dualismus im Absoluten bedingten, rein negativen Endziel der Weltentwicklung, daß man da keinen einzigen Stein herausbrechen kann, ohne daß das ganze Gebäude einstürzte. — Es wäre vielleicht ganz gut, wenn Hartmann selbst sich über diese Frage einmal entscheidend aussprechen wollte. — Damit will ich natürlich durchaus nicht leugnen, ja ich werde im Verlauf meiner Ausführungen ausdrücklich darauf hinweisen, daß ein Denker, und zwar je konsequenter er ist, um so stärker, in gewissem Sinne gebunden wird durch das, was er in früheren Werken niedergelegt hat, daß er sich durch bestimmte Gedankengänge selbst gegen andere Gedankenreihen

borniren kann — das Wort im etymologischen Sinne genommen. Aber im Ganzen gehe ich in der folgenden Untersuchung davon aus, daß Hartmann Recht hat, wenn er behauptet, außerhalb des Christenthums zu stehen, und wende mich eben gegen diese Stellung.

Auf alle Fälle besteht aber die außerordentliche Verwandtschaft vieler Hartmannscher Gedanken mit solchen einer christlichen Philosophie als Thatsache zu Recht, und diese Verwandtschaft begründet zugleich ihre große Verwendbarkeit für die christliche Theologie und Philosophie. Wenn ich vorhin gesagt habe, solche Gedanken finden wir christlichen Theologen bei Hartmann, so sollte ich allerdings richtiger sagen: wir könnten sie finden, wenn uns durchschnittlich Hartmann bekannter wäre, als er es ist. Und diese Unbekanntschaft unserer Theologen mit Hartmann hat zwei üble Folgen. Zunächst versäumen wir, von ihm zu lernen. Wenn das alte siegesfrohe Wort noch gilt: πάντα τὰ πρὸς ὑμῖν καλῶς εἰρημένα ἡμῶν τῶν Χριστιανῶν ἐστίν (Alles, was bei Euch gut gesagt worden ist, gehört uns Christen), so ist sicher, daß die Früchte, die auf Hartmanns Feldern wachsen, und die wir kraft des auf geistigem Gebiet unbeschränkt geltenden Rechtes der Eroberung jederzeit ernten dürfen — zumal ein Theil ihres Samens ohnehin aus dem Vorrath des Christenthums stammt —, auf diese Weise nicht eingebracht werden und ihr Nutzen für uns verloren geht. Auf der andern Seite stärken diese Früchte unsern Gegner — denn das ist Hartmann — ganz außerordentlich. Denn eben dadurch, daß Hartmann in seiner Gedankenwelt nicht, wie so manche Andere, die als Gegner des Christenthums aufgetreten sind, entweder einseitig verstandesmäßige oder einseitig künstlerische oder einseitig gemüthliche Bedürfnisse befriedigt, sondern mit einer großartigen Vielseitigkeit „Allen etwas bringt“ und vieles von dem, was sonst unsere Stärke bildete, ebenfalls besitzt, eben dadurch wird er ein besonders gefährlicher Gegner der christlichen Weltanschauung, ja, wie ich meine, der gefährlichste, wenn erst einmal seine Zeit gekommen ist; und dann wird sich die Unterschätzung dieses Gegners, deren ich unsere Theologen anklage, schwer rächen.

Mit dem Materialismus hat sich die Theologie eifrig auseinandergesetzt: er war freilich ihr Antipode in jedem Sinn, und es war im Ganzen nicht allzu schwierig, ihn zu „überwinden“ — obwohl in diesem Kampfe die Philosophie sicher mehr geleistet hat als die Theologie. Gegen Nietzsche hat man bei den Theologen wacker gestritten; manches Gute — freilich auch manches ganz

besonders Verständnißlose — ist von theologischen Federn gegen ihn geschrieben worden; aber ich möchte auch hier ebenso sagen: weil er so ganz und gar als unser Antipode auftrat, weil er in seiner Polemik gegen das Christenthum so ganz ausnehmend unverständig und maßlos, und um eine seiner eigenen Kategorien gegen ihn zu brauchen, so ganz und gar „unvornehm" gepoltert hat, so war es gewissermaßen ebenfalls leicht, an ihm zum Ritter zu werden. Damit will ich gewiß nicht behaupten, daß die Theologie schon ganz mit ihm abgerechnet hätte. Im Gegentheil; wenn Gallwitz, zum Theil in diesen Blättern, versucht hat zu zeigen, was gerade die Theologen von ihm lernen könnten, so ist das noch recht wenig beherzigt worden. Aber ich behaupte, nicht Materialismus und nicht Nietzsche sind unsere gefährlichsten Gegner. Wenn man etwas summarisch verfahren und beide etwas grob zusammenfassen wollte, so könnte man wohl sagen: es waren billige Lorbeeren, die in diesen Kämpfen geholt wurden, es war viel Geschrei und wenig Wolle, sowohl bei unsern Gegnern, als auch bei dem ganzen Kampf gegen sie.

Aber Hartmann gegenüber — das ist meine feste Ueberzeugung, und das möchten diese Zeilen beweisen — da heißt's für uns Theologen: Hic Rhodus, hic salta! In Hartmann ist der christlichen Weltanschauung ein Gegner erstanden, der um so gefährlicher ist, als er das Christenthum nirgends maßlos angreift, nirgends schmäht — was das Schmähen und die Polemik betrifft, so könnte er manchem Theologen geradezu als Muster dienen. Er bekämpft es überhaupt nicht, sondern kühl und wohlwollend behandelt er es als werthvolle, aber überwundene Vorstufe, als nothwendigen, aber von der Entwicklung überschrittenen Durchgangspunkt zu einer höheren und reineren Weltanschauung. Ich sage ausdrücklich: zu einer höheren und reineren. Denn nicht wie Hegel seiner Zeit, will er nur in den Formen des philosophischen Begriffs dasselbe sagen, was die christliche Religion in der populären Form der Vorstellung sagt. Das will er zwar auch thun, aber er will noch mehr: seine Weltanschauung soll die Bausteine — und doch wohl auch den Grund- und Eckstein — zu einer Religion der Zukunft enthalten, die das Christenthum an religiöser Tiefe und Innigkeit und auch an sittlicher Höhe und Reinheit ebenso hoch überragen werde, wie es selber etwa die Religionen der Wilden übertrifft. Das Alles wird nicht bloß etwa keck behauptet, sondern ausführlich, in ganzen Bänden, aus einem fabelhaft reichen Induktionsmaterial kritisch herausgearbeitet und sachlich begründet.

Hartmann seinerseits hat sich mit uns Theologen ausgiebig auseinandergesetzt. Er hat über den „liberalen Protestantismus" allzu summarisch, und darum gewiß ungerecht, geurtheilt, in seiner Schrift: „Die Selbstzersetzung des Christenthums in der liberalen Theologie", 1874; aber wer wollte leugnen, daß von dem, was er damals gesagt hat — nota bene vor 28 Jahren — vieles ganz richtig war? Er hat dann die spekulative Theologie Biedermanns und Pfleiderers völlig objektiv gewürdigt; aber ich gestehe, es hat mir der Form nach stets den Eindruck gemacht, wie wenn ein gereifter Mann einen ideal strebenden Jüngling würdigt: er erkennt an, daß das Streben auf dem rechten Weg und in der rechten Richtung erfolgt, aber er sieht auch, von wie vielem der Jüngling sich nur noch nicht losgelöst hat, und berechnet schon den Augenblick, in dem diese Loslösung erfolgen muß. Hartmann redet hier durchweg wie von dem höheren Standpunkt herab, der den niederen wohl einschließt und darum versteht, aber nicht von ihm eingeschlossen wird.

Er hat seither Alles, was Theologen gegen ihn geschrieben haben, in eigenen Aufsätzen — die dann wieder in irgend einem seiner Sammelbände abgedruckt wurden — geprüft und in seiner leidenschaftslosen, rein sachlichen Weise, mit seinen logisch hintereinander aufmarschirenden Sätzen und festen Begriffen — von seinem Standpunkt aus — widerlegt. Fast scheint es, als ob er für jede Kritik, ja für jeden Angriff dankbar sei, weil er dadurch Gelegenheit erhält, seine Anschauungen wieder von andern Ausgangspunkten und mit andern Worten darzulegen. Daß er aber auch nur im Mindesten seine Ansichten modifizirt, geändert, eingeschränkt hätte — einiges allzu Programmatische der ersten Auflage der „Philosophie des Unbewußten" vielleicht ausgenommen —, das habe ich trotz ausdrücklichen Suchens nicht entdecken können.

Was sollen wir Theologen mit einem so hartnäckigen Gegner anfangen? Vorläufig ignoriren wir ihn einfach. Das gilt natürlich nicht von unsern Koryphäen, wie Biedermann, Lipsius, Pfleiderer oder Dorner: die haben sich gründlich mit Hartmann auseinandergesetzt und ihn sozusagen „ernst genommen". Aber da, wo doch sonst so manches gelesen, so vieles geschrieben und noch viel mehr geredet wird, in den Kreisen der Pfarrer, oder auch in den theologischen Zeitschriften — da hört man kaum je ein Wort über Hartmann. In den vielen Vorträgen, Referaten und Besprechungen der theologischen Kreise wird fast niemals ein Thema auf die

Tagesordnung gesetzt, das etwas mit Hartmann zu thun hat. Es scheint, daß man hier Hartmann für „abgethan“ hält mit den großen Schlachten, die in den siebziger Jahren gegen seinen Pessimismus und seine „Selbstzersetzung des Christenthums“, und in den Achtzigern gegen seine „Religion des Geistes“ geschlagen worden sind. Aber in den zwanzig Jahren, die seit jenen Schlachten vergangen sind, hat Hartmann ganz neue Truppen aufmarschiren lassen, die zwar keine neue Stellung genommen, aber die alte nach allen Regeln der Kunst dermaßen befestigt haben, daß ein Angriff heute ganz anderen Schwierigkeiten begegnet, als damals.

Es scheint, die Theologen haben sich einfach gedacht: Wir lassen diese Festung ruhig liegen und gehen unseres Weges unbekümmert um sie. Und in der That, die moderne Theologie ist zeitweilig Wege gegangen, auf denen sie diese Festung garnicht mehr zu Gesicht bekam: der „spekulative Rationalismus“, wie Harnack sagt, ist für eine Zeit lang von der Avantgarde abgetreten und eine andere, ebenso berechtigte und ebenso einseitige Gruppe, die man in Ermangelung eines besseren Ausdrucks unter dem äußerst unvollkommenen Sammelnamen „Ritschlianismus“ zusammenfaßt, hat vorläufig die Spitze genommen. Diese Theologie marschirt und operirt allerdings in einem Gelände, wohin ihr die Hartmann'schen Truppen weder folgen noch auch nur sie aus der Ferne beschießen können.

Aber, um das Gleichniß zu verlassen: haben wir wirklich mit Hartmann nichts mehr zu verhandeln? Ist die Streitfrage „Pantheismus oder Theismus“ wirklich aus der Welt geschafft? Wahrhaftig, angesichts eines Buches wie Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ erhebt sie sich in alter Stärke wieder von Neuem. Hie arisch-mythischer Pantheismus — hie jüdisch-historischer Theismus, so lautet dort das Feldgeschrei und nur die Person Jesu wird von beiden Lagern beansprucht, freilich aber auch in beiden in der denkbar verschiedensten Weise verstanden. Hier ist der Punkt, wo wir wieder auf Hartmann und seine unerhörten Ansprüche stoßen.

Schon eine Weile hat das Rassenprinzip an die Thür der Theologie gepocht.

Was der prophetische Geist Lagardes mit schneidender Schärfe ausgesprochen, was von ganz verschiedenen Seiten her Friedrich Lange und Arthur Bonus versucht haben, was Chamberlain mit

einem vorläufig wenigstens extensiv erstaunlichen Erfolg predigt — alles das hat Hartmann schon vorausgenommen. Er will ausdrücklich arische und semitische Religiosität verschmelzen, aber mit Ueberwiegen des arischen Elements. Man könnte in seinem Sinne den Gegensatz wohl so formuliren: In beiden Religionen handelt es sich um Erlösung, aber in der semitischen soll der Mensch erlöst werden, in der arischen wird Gott erlöst. Mit dem tiefsten religiösen Gedanken des Germanenthums, der Götterdämmerung, will Hartmann den tiefsten Gedanken des alt-orthodoxen Christenthums verbinden: der „leidende Gott" war die Idee, mit der das junge Christenthum die alte Welt überwunden hat, der „leidende Gott" im Hartmann'schen Sinne soll wiederum das Zeichen sein, in dem die Religion der Zukunft siegen wird. Und nehmen wir dazu noch den Anspruch, den er erhebt, daß er den tiefsten Forderungen unserer germanisch-pantheistischen Mystiker, — die von ihnen selbst mehr empfunden, als wirklich ganz verstanden wurden —, völlig gerecht werden will, und gar noch den andern, den Strom der arisch-indischen Religionsentwickelung, der nach Jahrtausenden jetzt wieder für uns an die Oberfläche getreten ist, ebenfalls in das Bett der Zukunftsreligion zu leiten — wahrlich, man möchte schwindeln ob solchen Ansprüchen, man möchte sich gerne mit dem Ausruf trösten: „Deine große Kunst macht Dich rasen" — wenn nur nicht so viel Nüchternheit und Besonnenheit hinter diesen grandiosen Ansprüchen stände!

Was sollen wir christlichen Theologen dazu sagen? Wer auf dem angeblichen Felsengrunde der Orthodoxie steht, der freilich spricht kühl das heute wieder recht beliebt gewordene Wort des großen Kämpfers für das orthodoxe Dogma: „Nubecula est, transibit", das sich schon so oft — nicht bewährt hat, der glaubt es abwarten zu können, bis die aus den Drachenzähnen der heidnischen Philosophie immer wieder neu erstehenden Kämpfer sich untereinander zerfleischt, bis die grausamen Löwen sich gegenseitig aufgefressen haben, ohne den Schäflein, die hinter den schützenden Mauern der Kirche geborgen sind, ein Leides zu thun. Alle Achtung vor dieser Zuversicht. Aber wir Andern können sie in dieser Weise nicht haben, wir, die wir das Christenthum nicht dogmatisch, sondern historisch auffassen, die wir glauben, daß es seine Vollkommenheit nicht in seiner Unveränderlichkeit, sondern grade in seiner Anpassungsfähigkeit zeigt.

Bei konsequentem Vorwärtsgehen in diesen Kämpfen kommen

wir aber jedenfalls ganz direkt wieder in jene Gegend, die von der Festung der Hartmann'schen Anschauungen beherrscht wird. Und wenn diese Anschauungen auch wohl nicht als System ihre meisten Anhänger finden werden, so wird es doch vielen mit einzelnen ihrer Gedankenkreise gehen, wie es Reinke gegangen ist, und man wird so nicht bloß das Geschlossene dieser Weltanschauung wieder würdigen, sondern auch ihre Metaphysik wohlwollend prüfen lernen.

Dann werden auch wir Theologen uns mit ihm auseinandersetzen müssen. Aber ich glaube nicht, daß es sich dann noch um Streitfragen der Terminologie handeln wird, ob man's Theismus oder Pantheismus heißen soll, ob man die Geistigkeit, die wir Gott beilegen, noch, oder schon nicht mehr, Persönlichkeit nennen darf. Das ist in gewissem Sinn wirklich ein Wortstreit, eine reine Definitionssache, und es wirkt fast komisch, wenn Hartmann und Pfleiderer in den Repliken und Dupliken ihrer, was den Ton betrifft, geradezu mustergiltigen Polemik sich gegenseitig die Terminologie beanstanden. Nein, dann wird sich der Streit auf die Grundfrage zuspitzen: Sind wir noch Christen? Haben wir mit unserer so modern differenzirten Theologie, die vom Urchristenthum und von jeder Art der Orthodoxie, der altkatholischen sowie der altprotestantischen, ja so wenig man es Wort haben will, auch von der Frömmigkeitsstimmung Luthers in der Form so radikal abweicht, haben wir mit dieser Theologie noch ein Recht, uns nach dem Namen dessen zu nennen, auf den das Christenthum doch nach unserer Auffassung in allem Wesentlichen zurückgeht? Ist unsere moderne Gottesanschauung wirklich noch die, die Jesus gehabt hat? Ist unsere Ethik eine ununterbrochene gradlinige Fortsetzung der Gebote der Bergpredigt? Oder giebt es nicht eine Elastizitätsgrenze, über die hinaus das Band der Kontinuität nicht mehr angespannt werden darf, ohne zu reißen?

Das sind Fragen, die eine Erscheinung wie das philosophische System Eduard von Hartmanns uns stellen wird. Und sie werden um so gebieterischer Antwort verlangen, als der, der sie uns stellt, selber ganz unbefangen einräumt, daß er zwar dankbar auf den Resultaten der christlichen Entwickelung fußt, aber aus ihrem Kreis selber hinausgetreten ist. Den Theologen aber, die ihm in ihren Gedanken am nächsten kommen, sagt er sanft belehrend, daß sie es nur noch nicht gemerkt, in Wirklichkeit aber schon eine ganze Weile aufgehört haben, Christen zu sein, daß ihre Religion zwar etwas

viel Besseres und Höheres als das Christenthum, aber eben doch kein Christenthum mehr sei.

Es kann mir nicht beikommen, mich jetzt schon für diesen zukünftigen Kampf als Schiedsrichter aufspielen zu wollen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß in der Frage: Sind wir noch Christen? das Problem, das Strauß ganz richtig gestellt, aber höchst oberflächlich oder vielmehr gar nicht gelöst hat, von Hartmann unvergleichlich viel schärfer und zwingender formulirt und die Straußische negative Antwort unvergleichlich viel tiefer begründet worden ist. Und gerade wegen seiner inneren Freiheit ist Hartmanns Stimme hier zum allermindesten äußerst beachtenswerth. Was ich im Folgenden geben will, ist also keine Entscheidung dieser Frage, sondern nur einige Gedanken zu der nach meinem Dafürhalten schon jetzt unumgänglichen Auseinandersetzung unserer modernen Theologie mit Hartmann.

Für Hartmann ist nun allerdings die Konsequenz, sich als außerhalb des Jüngerkreises Jesu stehend zu betrachten, natürlicher und leichter als für uns. Auf der einen Seite befindet er sich ganz im Einklang mit der Orthodoxie, wenn er sagt, daß der Maßstab des „Christlichen“ das Bekenntniß zur metaphysischen Gottheit Christi sei, wie es von Paulus anfangend in der christlichen Kirche allmählich geprägt worden ist. Von diesem Standpunkt aus nennt er die Rückkehr zum „Evangelium Jesu“ reaktionär und beschränkt, und erklärt Harnacks Darstellung vom Wesen des Christenthums nicht bloß für unchristlich, sondern für unterchristlich.

Auf der anderen Seite hat er aber selber eine Anschauung von Jesus, die mir geradezu hinter der Entwickelung unserer kritisch-historischen Theologie zurückgeblieben erscheint. Jesus ein kleiner Reformjude," ähnlich wie Hillel, und sogar von diesem abhängig, der nur zufällig und ganz unverdient zu der Ehre gekommen ist, der künftigen Weltreligion seinen Namen zu geben, weil er die Gelegenheitsursache für den Durchbruch der Anschauungen dessen war, der der eigentliche Begründer der christlichen Erlösungsreligion gewesen ist, des Paulus — ist das wirklich alles? Sind unsere modernen historischen und kritischen Theologen, sind Weizsäcker und Holtzmann, Harnack und Jülicher wirklich alle nur durch die Tradition bornirt, die uns den Glorienschein, der das Haupt des Gottmenschen umgab, immer noch erblicken läßt, obwohl er zu dem Haupte des Juden — oder wie Chamberlain will, des Ariers — Jesus aus Galiläa gar nicht mehr paßt? Wie seltsam,

hier bei Hartmann dieselben Anschauungen zu finden, die sonst mit Vorliebe von jüdischen — ungetauften und getauften — Historikern vertreten werden. Sollten wirklich diese allein die Unbefangenen, wir anderen alle die Befangenen sein? Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie so gründliche und so kritische Darstellungen, wie sie etwa Holtzmann in seiner Neutestamentlichen Theologie giebt, so ganz ohne Eindruck auf Hartmann bleiben, daß er auch nicht die geringste Aenderung seiner Anschauungen für nöthig hält. Oder sollte am Ende der Philosoph hier der Befangene sein, befangen in dem, was er nun einmal als Bestandtheil seines Systems und als Träger seiner Konstruktionen aus sich herausgesetzt hat? Ich meine, wie gesagt, nicht, daß er zu eigensinnig oder zu eitel sei, um öffentlich Gesagtes auch öffentlich zurückzunehmen, sondern ich meine es in dem objektiven Sinn, in dem jedes System seine Gläubigen — und wie vielmehr seinen Urheber — unempfindlich macht gegen Eindrücke, die der einmal gefaßten oder vorgefaßten Meinung widersprechen. Hier scheint mir die augenfälligste Schwäche von Hartmanns Position zu liegen, weil ihr historische Thatsachen direkt entgegenstehen, wenigstens in der Deutung, die sie von den berufensten Sachverständigen erfahren.

Der zweite Punkt, an dem die Kritik gegen Hartmann naturgemäß immer einsetzen wird, ist seine metaphysische Gotteslehre, und darauf möchte ich hier etwas ausführlicher eingehen. Hartmann sagt zwar, daß diese spekulative Lehre das Schlußresultat der Induktion sei, daß sie gleichsam nur die oberste Spitze der Pyramide des Systems bilde und daß es daher Jedermann freistehe, sie abzulehnen, ohne daß er deshalb das Andere zu verwerfen brauche. Aber das kann ihm nicht helfen. Erstens ist das mit der angeblichen Induktion nur eine Selbsttäuschung: bei einem philosophischen System ist, wie bei einer poetischen Produktion, das Ganze früher als die Theile da, und es wird auch hier das Wort Geltung haben, daß es „von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorliegt", mit dem Goethe die Konzeption seines Faust beschreibt.

Und zweitens muß doch Hartmann selbst die Schlüsse, die ihn auf induktivem Wege zu diesem spekulativen Resultat geführt haben, für zwingend halten und kann mir deshalb das Mitgehen nicht erlassen, ohne meine Logik für ungenügend und mein Verwerfungsurtheil daher für unbegründet zu erklären. Ich kann daher in diesen Anschauungen, wie schon gesagt, nicht bloß die Eierschalen sehen, die

ihm von seinem Ursprung her noch anhaften sollen, sondern muß sie für das Grundlegende und Wesentliche an seiner Philosophie ansehen. In jenem auffallenden Zugeständniß des Philosophen hat man, glaube ich, nur eine Art von entgegenkommender Akkomodation an die Sympathien und Antipathien seiner Leser, oder derer, die er sich zu Lesern wünscht, zu erblicken, etwa wie Buddha den ganzen schroffen Nihilismus seines „Nirwana“ nirgends ausgesprochen hat, sondern ihn im Hintergrunde verhüllt läßt — wenn nämlich Nirwana wirklich das Erlöschen der Existenz, das Nicht-mehr-sein, bedeutet.

Welches ist nun Hartmanns Gotteslehre? Ich will Allbekanntes und Vielbespottetes kurz und objektiv zusammenfassen. — Im absoluten Geist ist die logische Idee mit dem alogischen Willen zusammengeschmiedet.*) Der Wille, der Anfangs im Zustand der bloßen Potenzialität ist, also nichts will, erhebt sich plötzlich aus eigener, seiner unvernünftigen Natur nach grundloser Initiative zur Aktualität. Dadurch muß etwas entstehen: was aber entsteht, das wird durch die logische Idee bestimmt: es ist die Welt. Und zwar ist der Gedankengang, wenn man so sagen darf, der die Idee bei dieser Bestimmung leitet, der folgende. Diese Aktualität des Willens muß um jeden Preis wieder rückgängig gemacht werden, denn der unendliche Wille ist durch die nun entstandene endliche Welt nicht befriedigt, es bleibt in ihm ein unendlicher Ueberschuß leeren, unerfüllten Wollens, der dem Absoluten unendliche Qual verursacht, die es natürlich loswerden möchte. Die Idee hat aber selbst gar keine Kraft, etwas auszurichten, sie wirft nur dem Willen Partialideen hin, die er blind drauf los realisirt; und durch eine Art List leitet sie ihn so, daß er in sich gespalten wird und seine einzelnen Theile einander vernichten. Eines der Hauptmittel dazu ist das Bewußtsein, das dem absoluten Geist bekanntlich fehlt. So ist der Weltprozeß das Mittel, dessen sich das Absolute bedient, um die Höllenqual seiner außerweltlichen Unseligkeit loszuwerden; und zu diesem Zweck nimmt es die ganze ungeheure Summe des Weltleides gerne auf sich. Der Weltprozeß ist die Passionsgeschichte Gottes und zugleich der Weg zu seiner Erlösung. Unsere Sittlichkeit besteht in der Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges. Das letzte Ziel der Sittlichkeit, das nur durch Mitarbeit am Kulturprozeß erreicht

*) Diese etwas despektirlich klingenden Worte gebraucht ein so überzeugter Anhänger Hartmanns, wie Arthur Drews, selber.

werden kann, ist die Vernichtung alles vom Willen Geschaffenen, die Zurückschleuderung alles dessen, was Gott aus sich herausgesetzt hat, ins Nichts. Der axiologische Pessimismus Hartmanns, das Urtheil, daß die Existenz der Welt ein Uebel ist und die Summe des Leides in ihr die der Lust überwiegt, ist so verknüpft mit einem evolutionistischen Optimismus, nämlich mit der Hoffnung, daß diese Welt im Lauf der Entwicklung zwar nicht besser, aber sammt allem Leid endlich aufgehoben wird. Aber Hartmanns Pessimismus geht noch weiter als bloß bis zu diesem zwar negativen, aber doch von seinem Standpunkt aus wünschenswerthen Ziel aller Weltentwicklung: er ist wirklich radikal. Denn der alogische Wille hat aus dieser ganzen Entwicklung, wenn sie vorüber ist, nichts gelernt, und die entsetzliche Wahrscheinlichkeit, daß er die ganze trostlose Geschichte aus grundloser Initiative wieder von vorn anfängt, verhält sich zu der entgegengesetzten wie 50 zu 50 — das heißt, wir haben nicht den mindesten Grund zu einer positiven Hoffnung auf die endgiltige Erlösung Gottes.

Auch bei allem ehrlichen guten Willen wird es doch den Meisten ergehen, wie mir: man kann diesen Lehren eben keinen Geschmack abgewinnen.

Von Anfang an ist ihnen der Vorwurf des gnostischen Dualismus gemacht worden, und er drängt sich in der That auf. Indessen gilt es, bei diesem Vorwurf vorsichtig zu sein. Ich sehe dabei von der alten Theologensünde ganz ab, den Gegner mit aufgewärmten Ketzernamen vernichten zu wollen. Eine solche Uebereinstimmung mit dem Gnosticismus und anderen alten Phantasien würde an sich einem modernen philosophischen System noch keineswegs zur Schande gereichen, sie könnte eher beweisen, daß es nicht subjektive Einfälle, sondern wie Drews mit kühner Begeisterung sagt, „Urgedanken der Menschheit“ darbietet und verarbeitet.

Auch das dualistische Element, das diese Vorstellungen enthalten, ist an sich keineswegs zu verwerfen. Wenn überhaupt, so kann man sicherlich nur durch einen ganz gründlichen Dualismus hindurch zu einem berechtigten und haltbaren Monismus kommen: so einfach, wie Häckel mit seinem wahrhaft vorsintflutlichen Handwerkszeug von Begriffen es machen will, die noch aus dem philosophischen Steinzeitalter herstammen, ist der „Monismus“ nicht herzustellen. Diese Schwierigkeit uns deutlich gezeigt zu haben, ist nicht das geringste Verdienst der pessimistischen Philosophie: der Optimismus bedarf heute einer sehr viel tieferen Begründung als früher.

Auch die Zurückführung alles Gegebenen auf die zunächst unvereinbaren Gegensätze des Logischen und des Alogischen ist zwar durchaus anthropomorphistisch, aber erstens schadet das gar nichts, wie wir gleich nachher sehen werden, und zweitens bleibt sie gewiß, wie Drews sagt, die letzte Abstraktion, deren der menschliche Geist fähig ist. Der Eindruck des „Gnostischen" drängt sich nur deshalb auf, weil die beiden Subjekte, die da gegen einander handeln, die Idee und der Wille, uns als so selbständige Wesen entgegentreten, daß man nicht recht begreift, wie sie beide doch noch Attribute Einer Substanz, Kräfte oder Eigenschaften — oder wie man es nennen soll — des Einen absoluten Geistes bleiben können. Indessen am Ende ist auch dies nur eine Sache der Definition, und wir müssen es dem Erzeuger dieser beiden Kinder wohl zugestehen, daß er sie besser kennt und besser weiß, was er ihnen zumuthen darf, als wir.

Nein, der Grund, aus dem wir heute derartige Darstellungen ablehnen, ist ein ganz anderer. Wir können, wenn von Gott oder dem Absoluten die Rede ist, uns auf solche ins Einzelne gehende und einzelne Vorgänge im Absoluten beschreibende Anschauungen überhaupt nicht mehr einlassen, wir zweifeln und verzweifeln als moderne Menschen von vornherein so radikal an der Möglichkeit, innere Bewegungen in diesem höchsten Wesen adäquat vorstellen oder gar darstellen zu können, daß es uns wenig Unterschied macht, ob es der Widerstreit zwischen Zorn und Liebe, oder Gerechtigkeit und Gnade, oder auch Idee und Wille ist, der das Objekt dieser Darstellung bildet. Ja sogar, ob die Darstellung apodiktisch auftritt, wie im christlichen Dogma, oder nur hypothetisch, wie bei Hartmann, macht unserem Empfinden gegenüber eigentlich gar keinen Unterschied. Unter „gnostisch" verstehen wir in diesem Zusammenhang gerade die Zusammenkoppelung fest umrissener Begriffe, und das Hervorgehenlassen von Bewegungen und Produkten aus solchen Zusammenkoppelungen oder Syzygien, wie die alten Gnostiker es nannten, alles das angewendet auf das metaphysische Gebiet. Und darum kann man die Bezeichnung „Agnostisch" auf die moderne Empfindung gegenüber solchen Vorstellungen in einem viel konkreteren Sinne anwenden als der ist, in dem das Wort heute gewöhnlich gebraucht wird.

Ich will einmal kühn werden und versuchen, philosophischer als der Philosoph zu sein. Der „Kampf zwischen Christenthum und moderner Weltanschauung", der heute auf der ganzen Linie

entbrannt ist, ist doch seiner größten Ausdehnung nach gar nicht eigentlich ein Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, sondern zwischen zwei theoretischen Weltanschauungen: der gewöhnlich sogenannten „modernen“, und denjenigen Bestandtheilen der antiken Weltanschauung, die unserem christlichen Dogma in seinem Welt- und Himmelsbild zu Grunde liegen. Und Eines können wir doch wohl sicher als das bisherige Resultat dieses Kampfes feststellen: die Ueberzeugung, daß nicht bloß das alte Dogma den überweltlichen Dingen und Verhältnissen gegenüber, über die es so bestimmte Aussagen macht, inadäquat ist, sondern daß jedes neue Dogma, oder besser gesagt, jede neue Terminologie genau unter derselben Inadäquatheit leidet und der Natur der Sache nach leiden muß. Bildlich ausgedrückt: wenn wir „die Sprache der Engel“ reden könnten, dann wäre es uns möglich, über Gottes Wesen zutreffende Aussagen zu machen; in menschlicher Sprache bleibt es unmöglich.

Ist nun ein solcher „Agnostizismus“ wirklich der Tod der Religion? Ist Religion nur möglich, wenn der unbedingte Glaube an die völlige Adäquatheit unserer Terminologie vorhanden ist? Hartmann antwortet: Allerdings; denn jede verstandesmäßig überwundene Form der Vorstellung ist von dem Augenblick ihrer Ueberwindung an unfähig, dem religiösen Bewußtsein zu dienen, und deshalb müssen alle geschichtlichen Formen der religiösen Vorstellung durch neue Formen ersetzt werden, die entweder dem Inhalt wirklich adäquat sind oder doch bis auf Weiteres dafür gehalten werden. — Wenn ich das nun prinzipiell leugne, stehe ich dann wirklich nicht auf der Höhe „derjenigen Menschen und Zeiten, die einmal zu einem solchen Grade des Wissens und der Reflexion gelangt sind, daß eine andere Vorstellungsbasis des religiösen Lebens, als die von den Widersprüchen jeder vorstellungsmäßigen Aussprache gereinigte und somit völlig adäquate Fassung des geistigen Gehalts der religiösen Ideen unzulänglich und untergrabend für das religiöse Leben selber erscheint?“*) Wie aber, wenn ich sage: ich halte überhaupt keine Fassung für adäquat? Wenn ich Ernst mache mit dem Goethe'schen Spruch: Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth, denn alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß? Bin ich dann zu jeder Religion unfähig? Und kann ich so nicht zu den Jüngern dessen gehören, von dem es heißt: „durch viele

*) Die Krisis des Christenthums 1880, S. 31 und 35. Ich habe einige Sätze zusammengezogen.

Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, nach dem sie es hören konnten, und ohne Gleichniß redete er nichts zu ihnen?"*)

Kann mir gerade ein Philosoph es verdenken, wenn ich sage: ich weiß nichts von dem „An-sich" Gottes? und kann mir der wahrhaft Fromme es verdenken, wenn ich sage: ich halte mich an das „Für-mich" Gottes? Es bleibt doch ewig wahr und fromm zugleich: finitum non capax infiniti, ich kann das Meer nicht in ein Grübchen schöpfen, ich sehe das Ewige nur im Spiegel — und noch dazu in einem Hohlspiegel, dessen Krümmungsradius zusammenfällt mit dem Radius meines eigenen menschlich persönlich beschränkten Geistes, und der mich darum alles in menschlichen Maßen und Formen erblicken läßt. Ich trage — nicht eine farbige Brille, die könnte ich ja ablegen, — sondern einen Farbstoff im Auge, etwa wie ein Gelbsüchtiger, und darum erscheint mir Alles in dieser subjektiv bedingten Farbe. Die Aerzte haben es zwar herausgebracht, daß es nur ein Farbstoff im Auge ist, aber sie können ihn nicht entfernen, alle Menschen haben ihn, ja die Aerzte haben ihn selber. Und so kann ich zwar annehmen, daß nicht alles so einförmig aussieht, als es mir vorkommt; aber wie es in Wirklichkeit aussieht, das kann ich nicht wissen, ja nicht einmal ahnen, und niemand, wirklich niemand kann es mir sagen. — Es liegt auf der Hand, daß hier der tiefe Graben ist, der uns moderne Menschen von denen trennt, die sich wirklich noch vorstellen zu können glauben, daß „der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooße war", adäquate Aussagen über Gott gemacht habe.

Soll ich nun deshalb wirklich in allen religiösen Dingen mir den Mund verbieten — oder gar durch die verbieten lassen, die noch nicht einmal von der Entdeckung dieses Farbstoffes etwas gehört haben und ganz naiv noch behaupten, die Dinge sehen genau so und so aus und Gott oder das Absolute seien genau so und so beschaffen? Soll ich es etwa machen wie Buddha, der, wenn seine Jünger ihn mit Fragen nach transzendenten Dingen quälten, die nichts mit den vier heiligen Wahrheiten zu thun hatten, einfach eine Zeit lang stillschwieg, und auf die Frage, warum er nicht antworte, zur Antwort gab: ich habe ja eben geantwortet? Trotz der allerradikalsten Skepsis gegen die Adäquatheit jeder Aussage über das Wesen Gottes glaube ich doch nicht, daß wir in dieser Zwangslage sind.

*) Marc. 4, 33 f.

Man kann die Situation, in der wir modernen Menschen uns dieser Frage gegenüber befinden, nicht treffender zeichnen, als Goethe es in den Worten gethan hat:

„Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife —
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?"

Weil uns eben nur die Sprache des Gleichnisses gegeben ist, schweifen wir in der That durch die ganze Welt und greifen nach den höchsten Worten, die wir da finden, um sie als Gleichnisse für das Ueberweltliche zu gebrauchen. So hat es die suchende Menschheit von jeher gemacht. Von jenen Tagen an, da unsere arischen Vorfahren das von den Himmelskörpern entlehnte Gleichniß Deva, das Glänzende, das Lichtartige, auf die Götter angewendet haben, geht ein ununterbrochenes Greifen nach immer höheren Worten durch die Geschichte unseres religiösen Lebens. Wir haben eine auf ganz fremdem Stamm erwachsene Religion angenommen, im letzten Grund doch wohl deshalb, weil uns die Bezeichnung des Göttlichen in ihr zutreffender und mehr unseren Bedürfnissen entsprechend erschien als unsere eigenen, selbst gefundenen Gleichnisse. Und dies Urtheil war insofern ganz richtig, als die Gleichnisse der jüdischen und der christlichen Religion für Gott nicht mehr aus der Sphäre des Unbelebten, sondern aus der unserer eigenen menschlichen Persönlichkeit hergenommen sind. Und wenn wir heute diese Entwicklung kritisch prüfend überschauen, so können wir dem Geschehenen nur völlig zustimmen. Denn sie beruht auf dem ganz richtigen, ja wie ich behaupte, einzig möglichen Grundsatz: Das Höchste, das wir bei unserem Schweifen durch die Welt gefunden haben, ist uns eben gut genug, um für das noch Höhere, das wir über der Welt ahnen und glauben, als Gleichniß zu dienen. Wohl sind wir heute überzeugt, daß es nur ein Gleichniß ist, und wir würden gewiß gern in derselben Richtung der Entwicklung fortschreiten und es für ein noch besseres Gleichniß umtauschen — wenn man uns ein besseres zeigen wollte. Aber vorläufig kennen wir kein besseres und können uns auch gar keines vorstellen, und wir sind überzeugt, daß auch das bessere nur darum besser wäre, weil es deutlicher, greifbarer, wirksamer sein könnte, weil es unserer

heutigen Art zu denken und zu empfinden besser entspräche, als die früheren, — aber nicht weil es adäquat wäre.

Und wenn wir nun bei solch radikaler Kritik gegenüber allen „dogmatischen“ Aussagen über Gott rein auf uns selber angewiesen sind, ist es da nicht das Einfachste, wir machen es in der Religion ganz ebenso wie auf allen anderen Gebieten, wir lassen uns von einem überragenden Genius die Wege weisen? Und der Genius, den wir als unseren Wegweiser und Führer auf dem religiösen Gebiete verehren, das ist Jesus von Nazareth. Frei schaltend mit allem, was andere religiöse Genien seines Volkes, die Propheten, von Moses an bis zu Jeremias, mit immer mehr sich steigernder subjektiver Innigkeit an Gleichnissen für Gottes Wesen und sein Verhältniß zu uns geschaffen haben, hat er nun das höchste Gleichniß für Gott ausgesprochen: Unser Vater in dem Himmel, und das höchste für das Verhältniß zwischen ihm und uns: Liebe. Man wende dagegen nicht ein, daß wir damit wieder auf den Standpunkt der alten Indogermanen zurücktreten, die — wenn der Schluß aus der bei Indern, Griechen und Römern erhaltenen Formel Dyaush-pitar, Zeus pater und Ju-piter richtig ist — schon vor Jahrtausenden dasselbe Gleichniß vom „Himmels-Vater“ gebildet haben. Denn einmal würde diese Uebereinstimmung, wie schon früher ausgeführt wurde, eher für als gegen die Sache sprechen, und dann hat doch dieser Ausdruck im Geiste Jesu einen solchen Zuwachs an Innerlichkeit erfahren, daß er mit dem früheren Sinn fast unvergleichbar geworden ist.

Und noch viel weniger darf man einwenden, die Gleichnisse „Vater“ und „Liebe“ seien anthropomorphisch. Natürlich sind sie das — aber was sollen sie denn sonst sein? Daß wir in ihnen wirklich „nach den höchsten Worten gegriffen haben“, das beweisen sie eben dadurch, daß sie anthropo-morphisch sind, und nicht etwa zoo-morphisch, oder gar — man verzeihe das ad hoc gebildete Wort — anorgano-morphisch. Das heißt doch nichts Anderes, als daß sie aus der Sphäre des Menschlichen genommen sind, und nicht etwa aus der untermenschlichen Natur.

Um kein Haar anders steht es mit der alten Streitfrage der Theologen und Philosophen, mit dem Ausdruck „Persönlichkeit Gottes“. Auch das ist ein anthropo-morphisches Gleichniß und eben diese Eigenschaft ist das Vortreffliche an ihm. Die Persönlichkeit ist nicht bloß das „höchste Glück der Erdenkinder“, sie ist auch das Höchste, was wir an irdischen Erscheinungen kennen, das

höchste und oberste Stück der Erfahrungswelt. Und eben darum ist dieses Wort das einzige Gleichniß, das uns hoch genug erscheint, um auf Gott angewendet werden zu können, denn Persönlichkeit ist wirklich das „höchste Wort“, nach dem wir zu greifen vermögen. Natürlich ist es nicht adäquat. Gottes Wesen wird sicherlich von keinem menschlichen Gleichniß erreicht, denn alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß des Unvergänglichen.*) Persönlichkeit wäre darum sicherlich nicht das höchste Wort in der „Sprache Gottes“ — wenn er selbst sein Wesen bezeichnen wollte, aber es ist das höchste Wort in unserer menschlichen Sprache, und darum das einzige, das uns hoch genug ist, um in dieser unserer menschlichen Sprache Gott zu bezeichnen.

Alle anderen Wörter — Kraft oder Gesetz, oder Ordnung, oder auch Intelligenz oder Wille, sind niedriger, denn sie alle enthalten, bei Lichte besehen, nur Theile der Vorstellung der Persönlichkeit; das Ganze aber ist größer als jeder Theil.

Etwas anders steht es heute mit dem Ausdruck „Bewußtsein Gottes“, der freilich der religiösen Terminologie fremd ist. Wir kennen heute, zwar noch nicht genau und scharf, aber doch in ungefähren Umrissen etwas, das höher ist als Bewußtsein: das intuitive Schauen und zum Theil bewußtlose Schaffen des Genies. Wenn also „unbewußt“, wie Hartmann öfter versichert, so viel sein soll als „überbewußt“, „mehr-als-bewußt“, so wollen wir das als Schilderung von Gottes Wesen gern gelten lassen, und den Namen „das Unbewußte“ nur so lang noch zurückstellen, bis er im Sprachgebrauch eine solche Höhe erreicht hat, daß er als „höchstes Wort“ für Gottes Geistesart erscheint. Bis jetzt ist das noch nicht der Fall: bis jetzt muß man jedem zunächst erst ausführlich beweisen, daß „unbewußt“ mehr ist als „bewußt“, ehe er

*) Anmerkung. Von diesem tiefsinnigen Wort lassen sich zwei weittragende Folgerungen ableiten. Die eine ist die, die schon Lagarde aufgestellt hat, und die jetzt Chamberlain wieder so glänzend vertritt: daß wir die religiöse Wahrheit nicht in historischer, sondern in mythischer Form aussprechen sollen. Denn in der mythischen Form — oder wie Sabatier in seiner „Theologischen Erkenntnißtheorie“ es nennen will, im Symbol — haben wir eben ein Gleichniß des Unvergänglichen in der Form des Vergänglichen, zugleich mit der Freiheit der Deutung. Die andere, bisher weniger beachtete, Folgerung ist die, daß nicht bloß im Allgemeinen das Symbol, der Mythus oder das Gleichniß, sondern ganz besonders die Gleichnisse Jesu deshalb so ausgezeichnete Vehikel der religiösen Wahrheit sind, weil auch von ihnen, wie von jedem künstlerischen Symbol — das Wort in dem Goetheschen Sinne genommen — gilt, daß wir im Symbol mehr haben, als in seiner Ausdeutung. Trotz Jülicher möchte ich deshalb behaupten: das Gleichniß enthält mehr, als in seiner Auslegung entfaltet wird.

es für Gott gelten lassen will; er wehrt sich gegen die Anwendung aus dem ganz richtigen Instinkt, daß eben nur das höchste Wort hoch genug ist, um als Gleichniß für Gott verwendet werden zu können.

Und nun steht es doch wieder ähnlich mit dem Ausdruck Persönlichkeit. Sobald überzeugend nachgewiesen wäre, daß ein Begriff existirt, der höher ist als Persönlichkeit, so wäre ich der erste, ihn auf Gott anzuwenden; und wenn ein Wort dafür geprägt wird, das nicht so einfach negativ lautet, wie „unbewußt" oder „unpersönlich", sondern ebenso positiv lebensvoll, wie „Persönlichkeit", so werden wir dieses Wort gern in die religiöse Sprache aufnehmen: aber erst dann, wenn das neue Wort verhältnißmäßig anerkannt und populär geworden ist. Bis dahin bleiben wir wirklich ganz ruhig bei der populären Behauptung „Gott ist persönlich". Für alle die, die sich über diese Frage Skrupel machen, bin ich jederzeit — nur nicht gerade in der Predigt — bereit, mich höchst entgegenkommend so auszudrücken, daß ich sage: Gott ist „mindestens" persönlich, und für den Fall, daß es etwas Höheres giebt, ist er — eben dieses Höhere.

In allem Ernst: mindestens bewußt, mindestens persönlich, mindestens väterliche Liebe — ich denke, das ist positiv religiös und kritisch philosophisch genug. Aber was ich damit beweisen will, ist gerade das Umgekehrte von der Behauptung Hartmanns wir können diese bisherigen Formen der Vorstellung prinzipiell ganz ruhig in dem Sinne für „überwunden" halten, daß wir ihre Inadäquatheit einsehen, und sie können trotzdem nach wie vor nicht bloß unserer religiösen Sprache, sondern auch wirklich unserem religiösen Bewußtsein — wenn ich es nicht mit einem Philosophen zu thun hätte, würde ich noch lieber ganz direkt sagen: unserem religiösen Leben — als Voraussetzung dienen, weil eben dieses religiöse Bewußtsein, sammt dem religiösen Leben, ob wir wollen oder nicht, doch stets innerhalb der Schranken der Vorstellung sich bewegt.

Und zwar, das möchte ich ausdrücklich hier bemerken, ist dies durchaus nicht etwa bloß bei dem populären Bewußtsein, auf Deutsch bei den Ungebildeten, der Fall, sondern bei jedem, auch bei dem theologisch Gebildeten.

Ein Beispiel aus einem andern Gebiete kann dies deutlich machen. Man kann es mit einiger Mühe dahin bringen, daß einem beim Sonnenuntergang ganz deutlich die Sonne als still-

stehend und die Erde als sich heraufdrehend erscheint — aber für gewöhnlich ist das nicht der Fall: auch der gewiegteste Astronom sieht ebenso simpel als ich die Sonne sich hinunterbewegen, all seinem besseren Wissen zum Trotz. Und jedenfalls haben sich die Astronomen, sogar wenn sie ganz unter sich sind, wie in ihren Büchern und Tabellen, darein ergeben, auch nach Kopernikus, ganz wie vorher, einfach vom „Untergang der Sonne“ und nicht vom „Heraufsteigen des Erdhorizontes“ zu reden, das heißt das alte, längst als unzutreffend erkannte Gleichniß beizubehalten. Nicht anders ist es mit den „philosophisch geläuterten Begriffen“. Sie sind schön und gut, nützlich und nothwendig, aber im gewöhnlichen Leben beherrschen nicht sie unser Bewußtsein, sondern die nun einmal in unserer Sprache niedergelegten und festgewordenen mangelhaften Vorstellungen, die zum allergrößten Theil Gleichnisse sind. Und nun vollends das religiöse Leben ist etwas so Unmittelbares und nach aller Erfahrung von der objektiven oder transsubjektiven Richtigkeit seiner Vorstellungen so vollkommen Unabhängiges, daß es gar nicht nach Begriffen fragt, sondern auch in uns „gebildeten“ Theologen mit unsern „reinen Begriffen“ sich genau so darstellt wie in unsern Glaubensgenossen von geringerer oder gar keiner philosophischen Bildung — heißt das, wenn es beidemal gleich lebendig ist. Und wenn es bei uns Theologen lebendig ist, so ist dies gewiß nicht wegen, sondern eher trotz unserer theologischen Kenntnisse der Fall.

Die Bedeutung der Phantasie für die Religion ist noch viel zu wenig erforscht, aber ganz wird heute auch der Orthodoxeste nicht mehr leugnen, daß allen unsern religiösen Vorstellungen ein Element anhaftet, das aus der Phantasie herstammt — ohne daß er deshalb eine Abnahme der Lebendigkeit seiner Religiosität verspürt. Jedermann stellt sich doch ohne Weiteres Gott männlich vor, oder wie man vielleicht schärfer sagen muß, auf keinen Fall weiblich, und Jedermann ist beim ersten Nachdenken überzeugt, daß dies ein ganz unberechtigter Anthropomorphismus — oder eigentlich Andromorphismus — ist, ohne daß die Lebendigkeit seines religiösen Verhältnisses dadurch den geringsten Abzug erleidet. Aber von dem Verlangen christlicher Neger, daß der Teufel nicht mehr schwarz, sondern weiß dar- und vorgestellt werden solle, bis zu unserer naiven Vorstellung Gottes als Vater — die vielleicht im Lauf der Entwicklung der Frauenbewegung auch noch einmal angefochten wird, und erst noch gar nicht ganz mit Unrecht, denn

ein noch höheres Gleichniß wäre doch „Vater und Mutter"*) — und wieder von hier bis zu der „letzten Abstraktion, deren der menschliche Geist fähig ist", die nach Drews in der Hartmannschen Konstruktion Gottes erreicht ist, geht eine Leiter von unmerklich kleinen Stufen in der Abnahme des Anthropomorphismus, und man ist eigentlich erstaunt, in der „letzten Abstraktion" noch so durchaus anthropomorphische Dinge wie „Idee" und „Wille" und „Unlust" anzutreffen. Der Vorwurf des Anthropomorphismus gegen unsern christlichen Gottesbegriff, der von jenem Standpunkt aus erhoben wird, klingt fast komisch: wer in einem Glashause sitzt, auf dessen Scheiben in weithin sichtbaren Buchstaben die Worte Intelligenz, Allweisheit, Wille, Unlust geschrieben stehen, darf mit diesem Steine nicht werfen. Wie so oft, geschieht auch hier nur, was längst geschah: was nur ein Unterschied des Grades ist, wird zu einem Unterschied der Art übertrieben.

Ich gehe also direkt so weit, meine Anschauung dahin zu formuliren: Es ist unnöthig, daß wir uns gegen den Vorwurf des Anthropomorphismus, den die Philosophen zu allen Zeiten der Religion gemacht haben, mehr oder minder verschämt wehren. Im Gegentheil: wir geben ihn zurück, nicht als Vorwurf, sondern als Urtheil über die „Theologie" unserer Gegner, und für uns selbst erklären wir freimüthig, daß bewußter Anthropomorphismus unser Standpunkt ist. Denn es giebt diesen letzten Fragen gegenüber, wie die Erfahrung zeigt, bei Theologen wie bei Philosophen, nur einen Standpunkt: eben den Anthropomorphismus. Daß wir uns aber dessen bewußt sind, das unterscheidet uns radikale Theologen auf der einen Seite von den Philosophen, die in dieser Hinsicht zu allen Zeiten „Philosophen des Unbewußten" gewesen sind, auf der andern Seite von den unphilosophischen Menschen, die noch an die Adäquatheit der religiösen Vorstellungen mehr oder weniger naiv zu glauben vermögen.**)

---

*) Erst nach Abschluß des Aufsatzes lese ich, daß in der That die von der Frau Eddy gegründete Sekte der „Christlichen Wissenschaft" von einem „Vater-Mutter-Gott" spricht.

**) Dies ist auch der Sinn der ganz vorzüglichen Ausführungen Friedrich Theodor Vischers in dem viel zu wenig gelesenen Buche: Auch Einer, wo er von der Nothwendigkeit des „Pigmentes" in jeder Religion redet. Auch die Travestie des württembergischen Konfirmationsbüchleins in der Pfahlbaugeschichte hört auf, frivol zu sein, wenn man in ihr den freilich halbsatirischen Versuch Vischers sieht, zu zeigen, daß das, was er unter Religion versteht, der Glaube an eine sittliche Weltordnung, mit jedem „Pigment" zusammen bestehen kann, auch mit dem ausgesucht närrischen der Schnupfen-Religion. Das Wesen der Intoleranz hat er jedenfalls ausgezeichnet definirt, wenn er sagt: „Der

Ein solcher radikaler Standpunkt führt nun zu zwei Konsequenzen. Auf der einen Seite macht er nicht bloß praktisch tolerant, sondern er giebt uns zugleich die tiefste Begründung aller Toleranz. Weil ich meine eigene Unzulänglichkeit so lebhaft empfinde, darum soll ich im Sittlichen mild über Andere urtheilen, — daß ist doch gewiß einer der Kernpunkte der Ethik Jesu. Dies vom sittlichen auf das intellektuelle Gebiet zu übertragen, wird gerade den eifrigsten Christen am schwersten — weil sie glauben, daß sie sich auf diesem Gebiet unbeschadet aller Demuth für „unfehlbar" halten dürfen, natürlich nicht aus eigener Macht, sondern mit Berufung auf die Quelle der unfehlbaren Wahrheit, aus der sie schöpfen, heiße diese nun Papst oder Bibel. Hierauf beruht jene seltsame Mischung sittlicher Demuth und intellektueller Unduldsamkeit, die wir bei den streitbaren Vertretern des Kirchenthums so oft finden, bei der freilich nur der unbefangene und unbetheiligte Beobachter das erste Element, die sittliche Demuth, konstatiren kann; deshalb wird es meist ganz übersehen und das Bild solcher Männer dann zu Karikaturen verzerrt.

Der Standpunkt des bewußten Anthropomorphismus aber erlaubt, ja erzwingt die vollkommen analoge Uebertragung der Toleranz auf das intellektuelle Gebiet: weil ich meine eigene Unzulänglichkeit so lebhaft empfinde, darum soll ich über die unzulänglichen Vorstellungen eines Anderen von Gott und göttlichen Dingen milde urtheilen. Wenn ich wirklich weiß, wirklich bewußt bin, daß all meine Vorstellungen des Ueberweltlichen nichts als irdische, inadäquate Gleichnisse sind — wie kann ich da andere, vielleicht noch etwas inadäquatere, verdammen wollen? Es ist doch gewiß nie etwas adäquateres von Gott ausgesagt worden, als was der dreiundzwanzigjährige Goethe „allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien" zu bedenken giebt: „ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeist zu behaupten."*)

Fluch der Pfaffen auf uns heißt, richtig übersetzt: seid verdammt, weil ihr vom Uebersinnlichen nicht sinnlich denkt wie wir!" — Sein Wunsch nach einer „reinen Religion" ohne Pigment hängt noch mit seinen Hegelschen Anschauungen zusammen.

*) Rezensionen in den „Frankfurter Anzeigen" (Hempel 29, 22). Die radikale Energie, mit der Goethe diese Anschauung ausspricht, zeigt sich darin, daß er sie unbedenklich auf die sittlichen Eigenschaften Gottes ausdehnt, und auch vom Zürnen und Vergeben sagt, daß sie doch bei diesem Wesen „nichts als Vorstellungsart" seien. — Es ist deshalb ein kindlicher Standpunkt, zwar

Ich erinnere mich noch lebhaft des tiefen Eindrucks, den es mir machte, als Max Müller mir im Sommer 1892 in Oxford, jedenfalls mit absichtlicher Hindeutung auf meine bevorstehende Missionsthätigkeit, die schöne Parabel Jellâleddin Rûmis vorlas, die er dann im nächsten Jahr in seinen Giffordvorlesungen veröffentlichte, und die ich hier einfügen möchte, weil sie deutlicher als alle abstrakten Ausführungen ausspricht, was ich sagen will. „Moses hörte einst einen Schäfer also beten: O Gott, zeige mir, wo du bist, damit ich dein Diener werde. Ich will deine Schuhe putzen, dir das Haar kämmen, deine Kleider nähen und dir Milch holen. Als Moses ihn in dieser sinnlosen Weise beten hörte, tadelte er ihn, indem er sprach: O du Thor, obgleich dein Vater ein Muselmann war, bist du ein Ungläubiger geworden. Gott ist ein Geist und bedarf so grober Dienstleistungen nicht, wie du in deiner Unwissenheit annimmst. — Der Schäfer war beschämt über diesen Vorwurf, zerriß seine Kleider und floh in die Wüste. — Da ward eine Stimme vom Himmel gehört, die rief: O Moses, warum hast du meinen Diener hinweggescheucht? Dein Amt ist es, meine Leute mit mir zu versöhnen, nicht sie von mir wegzutreiben. Ich habe jedem Volke verschiedene Gebräuche und Formen gegeben, mich zu preisen und anzubeten. Ich bedarf ihrer Lobpreisungen nicht, da ich über alle solche Bedürfnisse erhaben bin. Ich sehe nicht auf die Worte, die gesprochen werden, sondern auf das Herz, das sie darbringt. Ich brauche nicht schöne Worte, sondern ein glühendes Herz. Mannigfach sind die Wege der Menschen, mir Andacht zu beweisen, so lange aber die Andachtsbezeigungen echt sind, werden sie angenommen.“ — Kann man die Worte vom glimmenden Docht, das man nicht auslöschen soll, schöner auf das Gebiet der Glaubensvorstellungen übertragen? Freilich, es ist ein Mystiker, der diese Worte spricht, das ist außerordentlich bezeichnend, und das führt uns zu der zweiten Konsequenz des bewußten Anthropomorphismus.

Diese ist freilich eine solche, die den meisten Theologen unbequem genug ist, so unbequem, daß man, wie mir scheint, geflissentlich die Augen geschlossen hat, um sie nur nicht klar sehen zu müssen. Bei den oben angegebenen radikalen Voraussetzungen

---

die Lehre vom „Zorn Gottes“ als „Anthropomorphismus“ einzusehen und darum zu verwerfen, dagegen die Konsequenz für die Lehre von der „Liebe Gottes“ abzulehnen. — Es kann sich hier überhaupt nicht um „Verwerfen“ handeln.

wird sie aber so deutlich, daß man sie vielleicht dann auch von andern Standpunkten aus erblickt.

Nicht bloß von den religiösen Philosophen, sondern wie gesagt, auch von den ganz unphilosophischen Religiösen unterscheidet uns die Bewußtheit, mit der wir die Inadäquatheit unserer Gleichnisse für Gottes Wesen zugeben. Folgt daraus nun nicht nothwendig, daß wir Theologen eine Art von esoterischer, die andern, die „Laien", eine Art von exoterischer Gemeinschaft bilden? Ich meine, es folgt ganz selbstverständlich daraus. Man sträubt sich in allen Lagern der protestantischen Theologie aufs äußerste gegen die Anerkennung dieser Sachlage, und es sind die ehrenwerthesten, sittlichsten Gründe, aus denen man sich sträubt. Aber seien wir doch ehrlich gegen uns selbst: seit es eine christliche Theologie giebt, besteht auch der Unterschied zwischen Pistis und Gnosis, zwischen der einfach schlichten Annahme einer autoritativen Lehre und ihrer individuellen Durchdringung und persönlichen Verarbeitung. Schon der erste Theologe des Christenthums, schon Paulus kennt diesen Unterschied, wenn er ihn auch noch nicht ganz so formulirt. Er hat wahrhaftig seinen geförderten Lesern recht schwierige theologische Gedankengänge zugemuthet, und wir möchten manchmal ernstlich bezweifeln, ob das, was uns heute noch so viel Mühe macht, von den Römern oder Korinthern oder Galatern wohl überhaupt einer ganz verstanden hat. Aber er ist sich dieser Schwierigkeit auch bewußt, er erinnert einmal die Korinther daran, wie er bei seiner Ankunft zu ihnen nicht wie zu Geistesmenschen, sondern nur wie zu natürlichen Menschen, wie zu Kindern geredet habe: „Milch habe ich euch gegeben, nicht feste Speise, die konntet ihr noch nicht vertragen, ja ihr könnet sie auch jetzt noch nicht vertragen" (1. Kor. 3, 1—3), was ein späterer, ebenfalls stark theologisirender Mann, der Verfasser des Hebräerbriefes, dann im einzelnen ausführt (Hebr. 5, 11—14).

Die klare Konsequenz, daß zwischen den Glaubensvorstellungen der Ungelehrten und denen der philosophisch Gebildeten ein Unterschied obwalte, der eben mit den Worten Pistis — gläubige Ueberzeugung — und Gnosis — Erkenntniß — zu bezeichnen sei, hatte eine andere Gruppe von Theologen gezogen, die dann freilich außerhalb der Kirche zu stehen kamen, die Gnostiker, die ja davon sogar den Namen tragen.

Diese Konsequenz haben die Theologen der alexandrinischen Schule nur übernommen; Clemens und Origenes haben „mit

Bewußtsein zwischen kirchlichem Glauben und kirchlicher Theologie scharf geschieden, anders zu dem Volke sprechend, anders zu den Wissenden". (Harnack). Origenes fühlt sich durchaus als Esoteriker: wer den einfältigen Glauben hat, der hat die Wahrheit, die selig macht, aber es giebt eine tiefere, befriedigendere Fassung, und diese ist für die Gebildeten. Daß das Christenthum den Bedürfnissen der einfachen Gläubigen wie der Denkenden Genüge thut, das ist für ihn der Beweis seiner Ueberlegenheit über alle anderen Ausdrucksformen der Wahrheit. Ueber das Bedenkliche, das in dieser Unterscheidung liegt, hat er sich hinweggeholfen mit der freilich unlogischen Auskunft, das Christenthum sei die einzige Religion, die auch in mythischer Form Wahrheit ist. Das hieße auf Deutsch, wenn man es ganz ernst nehmen wollte: die Gleichnisse, in denen die schlichte Glaubenslehre vom Zorn, von der Versöhnung, von der Liebe Gottes redet, seien adäquat — während doch die ganze Theologie des Origenes nichts ist, als ein Versuch, diese als inadäquat erkannten Gleichnisse durch adäquate zu ersetzen, oder — um mit Hartmann und Drews zu reden — durch solche, die vorläufig für adäquat gehalten wurden, weil sie die damals denkbar höchste Abstraktion enthielten. — Die Vorstellungsformen des Origenes haben nicht in ihrem ganzen Umfang in der Kirche Bürgerrecht erhalten, aber darin waren doch alle „Theologen" bis zum heutigen Tage mit ihm einig, daß es eine reinere philosophischere Fassung der Glaubenslehre giebt, als die ist, die im Kopfe des Ungebildeten lebt.

Wenn ich nun also zugeben muß, daß auf meinem Standpunkt — mit dem ich doch wahrhaftig nicht glaube, eine neue Wahrheit entdeckt zu haben — allerdings diejenigen eine Art von esoterischem Kreis bilden, die die Inadäquatheit der christlichen Gleichnisse erkennen, so ist es doch dreierlei, was uns damit versöhnen kann, daß diese Konsequenz unabweislich ist.

Fürs Erste ist dies doch, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, gar kein neuer Zustand der Dinge, sondern einer, der immer bestanden hat, seit es eine wissenschaftliche Theologie giebt — nur daß man ihn eben nicht zugegeben hat und eigentlich auch heute noch nicht recht zugeben will.

Man wirft uns „liberalen" Theologen auf der Gegenseite so gern vor, wir spielen uns als die Esoteriker auf, was dann je nach der sittlichen oder intellektuellen Unbildung vergröbert wird zu dem nackten Vorwurf der Lüge: Wir reden anders als wir meinen. Soweit dieser Vorwurf von ungebildeten Leuten, gleichviel ob

religiösen oder irreligiösen, ausgesprochen wird, können wir milde sagen: sie wissen nicht, was sie thun. Wenn er aber von theologisch gebildeten Männern erhoben wird, so weiß man oft wirklich nicht, ob man ihnen diese Entschuldigung noch zubilligen kann. Denn es scheint doch manchmal ganz unbegreiflich, daß sie unsern Balken im Auge tadeln, wo doch ganz beträchtliche Splitter in ihren Augen stecken. Ich gebe gewiß zu, daß unser Balken, unsere Abweichung von der einfachen Pistis, von den ganz populären Vorstellungen, größer ist — jene aber thun, als ob sie gar nicht abwichen, als ob nicht ein bloßer Gradunterschied vorläge, sondern als ob sie der Art nach von uns verschieden seien: sie sind ortho-, wir hetero-dox. Und doch kann man hier gewiß sagen: Sie sind allesammt abgewichen. Ja, wenn sie noch wirklich orthodox wären im alten Sinn, wie die Gerhard und Quenstedt — da hätten sie wirklich ganz Recht mit ihrer Behauptung; diese Männer waren wirklich noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, so scharfe Denker sie auch waren. Aber was ist denn die angebliche Orthodoxie jener strengen Ketzerrichter? Ein System von Kompromissen, weiter nichts. Und wo einmal eine Persönlichkeit auftritt, die mit der orthodoxen Position ernst macht, ein Knak oder ein Zahn — da beeilt man sich, die Gemeinschaft mit dem enfant terrible aufzukündigen. Was ist denn die Orthodoxie unserer sich mit Vorliebe konservativ und rechtgläubig nennenden Professoren gegenüber derjenigen so vieler Pfarrer? Schlecht verhüllte Ketzerei. „Wellhausen ist ein Ketzer, weil er die vier ersten Bücher Mosis für nachexilisch erklärt — ich bin keiner, denn ich setze sie gerade noch vor das Exil, oder unter Hiskia, oder unter Salomo oder gar schon kurz vor David, und ich schreibe mindestens noch zwanzig, oder doch noch zehn Kapitel, oder doch allermindestens noch den Dekalog, Mose selber zu." So wird der Titel der Orthodoxie gewissermaßen auf dem Submissionswege vergeben, wenn nur bestimmte, rein willkürlich und conventionell festgesetzte Minimalgrenzen eingehalten werden.*) Es giebt aber sogar noch eine weitere Steigerung: was ist die durch die theologische Schule gegangene

*) Daß ein Mann wie Bernhard Weiß noch für rechtgläubig passiren kann, wäre dabei völlig unbegreiflich — wenn es nicht so überaus begreiflich wäre! Seine Neutestamentliche Theologie ist jedenfalls ein trefflicher Maßstab, um zu sehen, wie weit man von der Normallinie abweichen darf, ohne die Approbation als „rechtgläubig" zu verlieren. Genau dieselben Ansichten würden aber bei Holtzmann z. B. schon nicht mehr als rechtgläubig gelten. Si duo faciunt idem, non est idem.

Orthodoxie überhaupt gegenüber der sogenannten Gemeindeorthodoxie? Fadenscheinig bis zur Durchsichtigkeit! Was würde unsere ungebrochene Gemeindeorthodoxie sagen, wenn sie hörte, was Stöcker öffentlich ausgesprochen hat — und wenn sie für möglich hielte, daß er es zustimmend gesagt hat —: Die wörtliche Inspiration der Bibel sei heute in der Theologie allgemein aufgegeben? Was würden unsere süd- oder norddeutschen, von keinem Weltanschauungszweifel angefochtenen Pietisten zu der Orthodoxie derer, die da für Säulen gelten, sagen — wenn sie sie kennten?

Man kann wirklich nur die Achseln zucken über die Anmaßung von Leuten, die in so unmerklich größer werdenden Graden von uns verschieden sind und doch mit Emphase behaupten, wir hätten einen andern Geist als sie. — Was ich damit beweisen will, ist nur, daß der Unterschied von Esoterisch und Exoterisch überall und bei jeder „Theologie" besteht. Und dieser Unterschied beruht ganz genau auf der Einsicht in die Inadäquatheit der Gleichnisse. Wir Liberalen sollen bekanntlich läugnen, daß Christus Gottes Sohn sei. Wir halten dieses Gleichniß sogar für ein vortreffliches, aber freilich für ein inadäquates, besonders wenn es durch antike metaphysische Begriffe adäquater gemacht werden soll. Wir deuten es auf das sittliche Verhältniß Jesu zu Gott, den er mit dem höchsten erreichbaren Gleichniß als Vater bezeichnet hat. Und womit erklären es denn die andern? Mit den Worten einer alten Formel: „Vom Vater in Ewigkeit geboren", also wieder — mit einem Gleichniß. Und so weiter, wirklich in infinitum.

Woher kommt denn aber dieser unvermeidliche esoterische Charakter jeder Theologie? Das ist das zweite, was uns über das Bedenkliche der Situation weghelfen kann: er kommt, wie schon aus dem bisherigen ersichtlich ist, einfach von dem Einfluß des wissenschaftlichen Denkens als solchen. Die absichtlich bewirkte oder unbeabsichtigt sich einstellende „Reinigung unserer Begriffe" durch das wissenschaftliche Denken, die wissenschaftliche Bildung rein als solche macht uns schon in gewissem Sinn, ganz abgesehen von allem Religiösen, zu einem esoterischen Kreis gegenüber denen, die diese Bildung völlig entbehren, und zwar ob wir wollen oder nicht, ob wir uns darauf etwas einbilden oder ob wir es beklagen.

Und hieran schließt sich gleich das Dritte. Die Wissenschaft bildet wohl aus ihren Jüngern eine Art von esoterischer Gemeinschaft, aber diese ist nicht abgeschlossen, wie etwa eine Priesterkaste, sie ist offen für Jeden, der eintreten will, freilich nur, wenn er

eintreten kann, wenn er soweit vorbereitet ist, daß er wissenschaftliche Begriffe, Gedankengänge und Methoden versteht. Und die bloße Existenz einer solchen esoterischen Gemeinschaft, wie die heutige Wissenschaft es ist, bewirkt schon, daß der Zugang zu ihr beständig erleichtert wird, daß ihre Grenzen einigermaßen verschwimmen, auch hier gleichviel ob wir das beklagen oder uns drüber freuen.

Ganz ebenso ist es in der Theologie und Religion. Wohl wissen wir uns als die Esoteriker, aber wir schließen Niemand aus, im Gegentheil, wir sagen mit Paulus: ich wollte, Ihr Alle wäret wie ich; aber wenn wir doch nicht, was uns — gewiß nicht ins Ohr — gesagt worden ist, auf den Dächern predigen, so unterlassen wir das bloß und ausschließlich deshalb, weil nicht Jeder die Gaben und die Veranlagung dazu und, was freilich von liberalen Pfarrern öfters übersehen wird, auch gar nicht Jeder das Bedürfniß danach hat. Es hat in der That durchaus nicht Jeder den Drang nach einer einheitlichen Weltanschauung, nach Auflösung der Widersprüche, nach Aufklärung der pietätvollen Dämmerung, die ihm eben lieb und vertraut geworden ist. Gewiß ist dies ein Zeitbedürfniß, Tausende haben es, bei denen wir's irrthümlich gar nicht voraussetzen, aber andere Tausende, denen wir's zugetraut hätten, haben es nicht. Und es ist in jedem Fall nicht unsere erste Aufgabe, direkt „aufklärend“ zu wirken. Das wird heutzutage so ausgiebig von Anderen besorgt, daß es viel wichtiger ist, wenn wir die Heilmittel für die verwüstenden Wirkungen der Aufklärung darbieten, denn „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu verleihen, ist vom Uebel“. Aber schon die bloße Existenz von zahlreichen Christen, die die Inadäquatheit unserer gangbaren religiösen Gleichnisse durchschauen und dennoch fortfahren, fröhlich ihres Glaubens zu leben, bewirkt, daß der Zutritt zu diesem Standpunkt immer mehr erleichtert wird, ohne daß seine Gefahren sich vergrößern.

Diese polemische oder apologetische Ausführung war nur scheinbar eine Abschweifung. Denn so seltsam verschlingen sich die Wege der Gedanken, daß Hartmann hier gegen uns denselben Vorwurf erhebt wie unsere orthodoxen Gegner, so daß wir uns damit zugleich gegen beide Anklagen Hartmanns vertheidigt haben: wir liberalen Theologen seien nicht philosophisch genug und wir seien nicht christlich genug, wir müßten entweder auf den naiv unphilosophischen Standpunkt der Pistis zurück — oder auf den bewußt

unchristlichen der Gnosis im Sinne Hartmanns hinübertreten. Ich meine aber, nur auf dem hier angedeuteten Wege können wir uns gegen diese scharfen Angriffe des Philosophen vertheidigen, indem wir unsere Ablehnung seiner spekulativen Resultate in der Gottesidee auf die Weise begründen, daß wir zeigen, er laborirt an denselben Schwierigkeiten wie wir, weil diese in der Natur unseres endlichen Geistes begründet sind: wir kommen in keiner Weise über den Anthropomorphismus hinaus. Der Glaube an die Adäquatheit des Anthropomorphismus steht und fällt mit der Annahme der absoluten, buchstäblichen Inspiration der Bibel und der in ihr enthaltenen Selbstoffenbarung Gottes: sowie wir auch nur das kleinste menschliche Element in dieser Offenbarung zugeben, so wird sie „allzumenschlich"*), so wird sie ein Versuch, das Göttliche in menschlicher Sprache auszudrücken — und das eben ist Anthropomorphismus. Ja genau genommen wäre auch auf dem Standpunkt der wörtlichen Inspiration doch immer noch die Annahme äußerst naheliegend, daß Gott zwar direkt zu uns gesprochen habe, daß er aber, wenn wir ihn verstehen sollten, eben in unserer menschlichen Sprache zu uns sprechen, also sein göttliches Wesen gleichsam ins menschliche übersetzen mußte — und damit sind wir wieder beim Bild und Gleichniß angelangt.

Gerade Hartmann gegenüber, der so streng, und zwar gerade von sittlichen Erwägungen aus, mit dem Anthropomorphismus ins Gericht geht, giebt es wohl kaum eine andere Möglichkeit der Vertheidigung, als diesen Anthropomorphismus einfach zuzugeben, aber als psychologische Nothwendigkeit zu erweisen, und zwar auch für ihn selber. Ich will dies nur an einigen wenigen Beispielen noch andeuten. Wenn er z. B. den Begriff einer positiven transzendenten Seligkeit Gottes letzten Endes einen Rest anthropopathischer Idealdichtung nennt, so hat er damit ganz sicher einfach

*) Dies wird auch auf der andern Seite zugegeben, wo nicht die Todfeindin aller vernünftigen Ueberlegung, die Parteileidenschaft, die Geister verwirrt. Auf der Synode der Brüdergemeinde, dieser im schönsten Sinne des Wortes „gläubigen" Christen, ist 1897 ohne Widerspruch gesagt worden: „Die Frage, wie stellst du dich zur heiligen Schrift, dürfen wir schon deshalb nicht zum Maßstab nehmen, weil sich derselbe nur auf dem Boden der Verbalinspiration sicher handhaben ließe. Erkennt man die Schrift als ein gottmenschliches Buch an, dann ist es für eine Kirche unmöglich, eine objektiv giltige Grenze festzustellen, die angiebt, inwieweit die Bibel als göttlich eine absolute und als menschlich nur eine relative Autorität hat." Jeder Schritt über diesen Standpunkt hinaus führt — zum Katholizismus.

Recht. Diese Aussage ist nichts als ein Gleichniß, das wir brauchen, um uns von dem Zustand Gottes eine mindestens „menschenwürdige“ und damit annähernd gotteswürdige Vorstellung zu machen, ein Gleichniß, das offenbar dem menschlichen Denken äußerst naheliegen muß, wenn es unabhängig von einander in Indien, Griechenland und Palästina gebildet wurde.*) Aber über seine Inadäquatheit müssen wir uns doch völlig klar sein, denn was können wir von dem Zustand Gottes wirklich *wissen*? Nichts. Also ist Alles, was wir darüber aussagen, nur Vermuthung und Gleichniß. Und nicht mit Unrecht spottet Hartmann über den Versuch Biedermanns, dieses populäre Gleichniß dadurch zu retten, daß er es der Kategorie des „In-sich-seins“ gleichsetzt. Diese „philosophische“ Erklärung zeigt uns ganz deutlich die absolute Unfähigkeit unseres Geistes, über das Gleichniß hinauszugehen; denn was scheint abstrakter, als In-sich, An-sich, Außer-sich und wie sie alle heißen, diese „höchsten Abstraktionen“ der Philosophie, und was sind sie in Wahrheit? Gleichnisse, nur statt psychologischer sind es geometrische, d. h. statt menschlicher sind es untermenschliche Analogien.

Aber — erscheint es nun nicht nahezu unbegreiflich, daß Hartmann zwar die Seligkeit Gottes als anthropopathischen Rest bezeichnet, dagegen seinem Absoluten dafür *Unseligkeit* zuschreibt — als ob das weniger anthropopathisch wäre? Ich weiß wohl, daß Hartmann erklärt, zur Empfindung der Lust gehöre Bewußtsein, dagegen zur Empfindung der Unlust nicht im selben Maße; aber ich kann nur immer wieder fragen, woher wollen wir denn *wissen*, wie in jenen Sphären die Gefühle beschaffen sind, außer durch anthropomorphische Schlußfolgerungen und Gleichnisse — und da kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger nicht an, wenn sie alle inadäquat sind. Und wenn Hartmann sagt, man dürfe doch dem Absoluten nicht die einfachsten psychischen Funktionen absprechen, so sind wir ja damit ganz einverstanden, wenn nur hinzugefügt wird: in unserer analogischen, gleichnißmäßigen, aber eben deshalb inadäquaten Ausdrucksweise dürfen wir sie ihm nicht absprechen. Ja, wir sprechen ihm — mit demselben Vorbehalt — nicht bloß die niedrigsten, sondern sogar die höchsten psychischen Funktionen

*) In Griechenland bei Aristoteles, in Palästina z. B. in dem Spruch: Der Selige und allein Gewaltige (1. Tim. 6, 15), in Indien in der Formel Sat-cit-ananda, wo als „höchste Abstraktion“ die drei Anthropomorphismen *seiend*, *intelligent* und *selig* erscheinen.

zu, die wir kennen, indem wir eben einfach statt der Partialgleichnisse „Wille“ oder „Idee“ das Totalgleichniß „Persönlichkeit“ gebrauchen.*) Wir bleiben uns nur dabei stets bewußt, daß das nicht der adäquate Ausdruck seines Wesens sein kann. Der Geist, von dem Paulus sagt, daß er auch die Tiefen der Gottheit erforscht, ist nicht der menschliche, sondern eben der göttliche Geist. Und wenn wir auch den Satz, daß wir Geist von Gottes Geist sind, als ein treffliches Gleichniß gelten lassen, so wissen wir doch nicht, wie weit das metaphysisch adäquat ist, oder vielmehr, wir sind überzeugt, daß es auf keinen Fall adäquat ist, und unsere Vorstellungen von Gott sind und bleiben auf alle Fälle eben nur menschliche.

Ganz auf derselben Linie scheint mir die einzige Möglichkeit der Widerlegung eines anderen Hartmannschen Gedankens zu liegen, der uns die Kühnheit und Konsequenz des Philosophen recht deutlich zeigt. In einem Aufsatz der Ethischen Studien**), der den ausgezeichnet gewählten Titel führt: „Oberhalb und unterhalb von Gut und Böse“, konstruirt Hartmann zu den schon bisher in der Ethik verwertheten Sphären des Untersittlichen und des Sittlichen noch eine dritte, die des Uebersittlichen, und weist diese übersittliche Sphäre dem Absoluten oder Gott zu. Er zieht damit nur die letzte Konsequenz dessen was immer als die am schärfsten trennende Differenz des Pantheismus vom Theismus empfunden worden ist: die sittlichen Kategorien dürfen nicht mehr auf Gott angewandt, Gottes Thun darf nicht mehr mit unsern sittlichen Maßstäben gemessen werden.***)

*) Das πρῶτον ψεῦδος bei Hartmann liegt hier, wie so häufig, in der Minimaltheorie: die niedersten psychischen Funktionen — das gilt nicht mehr als anthropomorphisch. Was nur ein Unterschied des Grades ist, wird zu einem Unterschied der Art überspannt.

**) Leipzig, Hermann Haacke, 1898. S. 1 ff. Besonders instruktiv ist die am Schluß des Bandes S. 228 ff. gegebene Zusammenfassung der Religionsphilosophie in 68 kurze Thesen.

***) Zu dieser letzten Konsequenz ist auch der scharfe religiöse Denker Schrempf in seinem neuesten Buche „Martin Luther aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt“ fortgeschritten: nur von ihr aus werden seine Gedankengänge verständlich. — Ich möchte übrigens darauf hinweisen, daß das religiöse Denken auch sonst schon innerhalb des Christenthums auf eine ganz ähnliche Folgerung geführt worden ist: die Prädestinationslehre, die doch in vollem Ernste nur „zur größeren Ehre Gottes“ erdacht worden ist, schließt ausdrücklich die Beurtheilung nach menschlich-sittlichen Maßstäben aus; ja für unser, durch die christliche Entwickelung geläutertes sittliches Empfinden scheint schon die absolute Souveränität, mit der Gott das Opfer Christi an unserer Statt annimmt — eine Idee, die freilich aus anderer Wurzel

Auch hier kann der Streit sich nicht eigentlich um die Wahrheitsfrage drehen. Diese kann ja niemals objektiv ausgemacht werden. Das Problem ist vielmehr auch hier dasselbe, wie im ganzen Verlauf unserer Untersuchung: können wir uns etwas vorstellen, das höher ist als unsere Idee des Sittlichen? Können wir die Kategorie „Uebersittlich" als etwas in diesem Sinne höheres anerkennen? Dann freilich würde dieselbe Nötigung eintreten, die wir oben bei der Frage nach der Bewußtheit Gottes zugegeben haben: dann müßten wir diese höhere Idee des „Uebersittlichen" als ein adäquateres, oder wenigstens als ein minder inadäquates, Gleichniß für Gott gelten lassen. Aber ich meine, es verhält sich hier nicht so, wie bei dem Wort „unbewußt": dieses ist allerdings, so wie Hartmann es gebraucht, gleichbedeutend mit „Ueberbewußt", und bedeutet trotz seiner negativen Form nicht „weniger als bewußt", sondern „mehr als bewußt". Das Wort „übersittlich" wird aber, glaube ich, dem unbefangenen Nachdenken immer als gleichbedeutend mit „unsittlich" erscheinen, es wird sich mit ihm trotz seiner positiven Form immer die Idee verbinden, daß es nicht „mehr als sittlich", sondern „weniger als sittlich" bedeute. Wenn Hartmann für Gott eine übersittliche Sphäre konstruirt, so möchte ich sagen, daß dies eben nur die nothwendige Folge seines Gottesbegriffes ist, denn sowie wir uns auf den menschlichen Standpunkt stellen, auf dem wir das Weltleid eben an unserem eigenen Leibe empfinden, so handelt das Hartmann'sche Absolute einfach egoistisch, wenn es diese Leiden über uns verhängt, um seine unendliche Unseligkeit damit abzukürzen. Wenn Hartmann selbst die Kategorie des Sittlichen als die höchste für unsere menschliche Sphäre aufstellt, so glaube ich, daß es nur ein falscher formaler Schein ist, wie es deren in der Logik und noch mehr in der Grammatik manche giebt, daß die ideale Linie, die von dem Begriff „untersittlich" zu dem Begriff „sittlich" gezogen wird,

stammt — aus der Sphäre unserer menschlich-sittlichen Kategorien heraus zu fallen, und es ist nicht ganz selten, daß Orthodoxe, durch solche Einwände bedrängt, sich in einer Art von Verzweiflung darauf zurückziehen, daß Gott nicht mit menschlichem Maße gemessen werden dürfe. Ich vermag aber schlechterdings nicht einzusehen, wie ich in einem meinerseits sittlichen Verhältniß zu einem Wesen stehen kann, das eine Sittlichkeit besitzt, die nicht etwa meiner eigenen himmelhoch überlegen ist — das versteht sich von selbst — sondern die ganz anders geartet ist, als die meine, das heißt aber doch nach menschlichen Begriffen eben keine Sittlichkeit ist. Ich meine, hier gilt entschieden Vischers bekanntes Wort: „Das Moralische versteht sich immer von selbst".

fortgesetzt werden kann und dann auf den Begriff „übersittlich“ führt.

Noch ein letztes Beispiel will ich anführen. Wenn wir das Gefühl der liebenden Hingabe als das höchste ansehen, das wir kennen, warum sollen wir es da nicht auf unser Verhältniß zu Gott als Gleichniß anwenden? Weil es anthropomorphisch ist? Es kann aber nie ein höheres gefunden werden, weil das Gebiet unserer psychologischen Empfindung durch keine neuen grundlegenden Erscheinungen mehr bereichert werden kann. Das Gleichniß, das in dem Wort „Liebe“ liegt, ist aber nur anwendbar, wenn wir zugleich an dem anderen Gleichniß für Gott festhalten, das in dem Wort „Persönlichkeit“ enthalten ist; ja, es hat nur dann einen Sinn, wenn wir noch weiter im Anthropomorphismus gehen und auch die „Gegenliebe Gottes“ oder vielmehr den noch höheren Gedanken hinzudenken, den diejenige Schrift des Neuen Testamentes ausspricht, in der die christliche Erkenntniß und damit auch die christliche Terminologie sich zu ihrer höchsten Höhe erhebt, der erste Johannesbrief, wo es heißt: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“. Daß der Pantheismus nicht im Ernst von solcher „Liebe Gottes“ reden kann, liegt auf der Hand*), denn die ganze Vorstellung wird aufgehoben, sobald sich nicht mehr zwei „Persönlichkeiten“ gegenüberstehen. Und wenn Hartmann sagt, daß gerade der Pantheismus, und er allein, das tiefste Bedürfniß der Liebe befriedige, nämlich die Sehnsucht nach dem vollständigen Einswerden mit dem Geliebten, so möchte ich das fast als einen Mißbrauch der Sprache bezeichnen. Es ist ein völlig unvollziehbarer Gedanke, daß die Liebe im Ernst ein Aufgeben der eigenen Persönlichkeit wünscht; hier führt uns die natürliche Unfähigkeit der aus dem Intellekt gebildeten Sprache, den eigentlichen Inhalt eines Gefühles zu dolmetschen, einfach irre, wenn wir glauben, dies als das Wesen der Liebe ansehen zu müssen. Eher möchte ihm eine vollständige gegenseitige Durchdringung der Geister oder Persönlichkeiten entsprechen, die wir freilich mit unsern sinnlichen Vorstellungen gar nicht mehr erfassen können, wenn wir es nicht etwa

*) Es war nur ein Mißverständniß Goethes, wenn er meinte, das Wort Philines: „Wenn ich dich liebe, was gehts dich an?“ sei eine Uebersetzung des Ausspruches seines geliebten Spinoza: „qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet“. Spinozas amor Dei intellectualis hat mit dem christlichen Gedanken der Liebe Gottes nichts gemein als den irre führenden Namen.

in der Weise Fechners thun wollen. Auch hier bleibt uns bloß die Wahl zwischen bewußtem, vollem Anthropomorphismus oder aber vollständigem Verzicht auf Aussprache und Vorstellung.

Ich komme zum Schlusse. Ob man diesen Standpunkt neukantisch heißen will oder sonst wie, das verschlägt nichts. Denn wenn er auch in dieser Bewußtheit vielleicht erst nach Kant formulirbar ist, — dazu hat man doch am Ende keinen Kant gebraucht, um einzusehen, was das instinktive Gefühl aller religiösen Menschen seit alters gewesen ist: Gott ist unerforschlich, und unser Wissen ist Stückwerk. Als der junge Goethe eine Zeit lang sich „mit geflissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache" ausdrücken wollte, da blieb ihm nur übrig, Gott „das liebe unsichtbare Ding" zu nennen.*) Als er auf der Höhe seiner Mannesjahre stand, kurz ehe er nach Italien ging, schrieb er an Jakobi: „Vergieb mir, daß ich so gerne schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur aus den rebus singularibus erkenne."**) Die Weisheit seines Alters legte er nieder in dem Gedicht Proömion***), wo er redet von

„der Völker löblichem Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt."

und es ganz direkt ausspricht:

„So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug."

Und die Summe seiner Gottesanschauung hat er ein Jahr vor seinem Tode im Gespräch mit Eckermann†) gezogen: „Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen? Wollte ich es gleich einem Türken mit hundert Namen nennen, so würde ich doch

*) Tagebuch 30. Okt. 1775 und öfter.
**) 12. Januar 1785.
***) Gedichte, Abtheilung „Gott und Welt".
†) 8. März 1831.

noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Ich denke, als Theologen, als Philosophen und als Christen können wir uns an diese Gottesverehrung halten. Von dem spekulativen Philosophen aber nehmen wir mit Bewunderung seiner Leistungen und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Theologen sich recht eingehend mit ihm auseinandersetzen möchten, Abschied, indem wir alles Gesagte noch einmal mit den Worten Goethes zusammenfassen*): „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist."

---

*) Sprüche in Prosa. Ethisches III N. 216 (1823).

Zur Getreidezollfrage.

Von

Conrad von Seelhorst, Göttingen.

Bei dem Kampf, der bei Berathung der Zolltarifvorlage über die Getreidezölle aller Orten in Deutschland geführt wird, lassen sich in der Hauptsache die Ansichten in vier Gruppen theilen.

In der ersten Gruppe verwirft man die Getreidezölle ganz, in der zweiten will man sie in der jetzigen Höhe beibehalten. Eine dritte Gruppe stellt sich auf den Boden der Regierungsvorlage und die vierte endlich wünscht eine über diese mehr oder weniger weit hinausgehende Erhöhung der Zölle.

Im Folgenden sollen lediglich einzelne Aeußerungen und Argumente der Anhänger der beiden ersten Gruppen einer Besprechung unterworfen werden. Es wird sich, wie ich hoffe, dabei ergeben, daß diese scheinbar für die Ideen, welche sie vertreten, schwerwiegenden Momente ganz und gar nicht beweisend sind.

Ich wende mich zunächst einigen Argumenten des freihändlerischen Standpunktes zu, welche in dem „Freihandelsargument" von Brentano*) vertreten werden. Ich betone, daß ich nur einige Argumente besprechen will, welche für den Freihandel angeführt werden, daß ich aber weit davon entfernt bin, die oft behandelte Frage des Freihandels im Ganzen einer Betrachtung zu unterziehen.

Auf S. 17 seines Vortrages behandelt Brentano die Frage: Wie verhalten sich die Kosten des Getreidebaues in Deutschland zu denen in seinen Konkurrenzländern. Dabei führt er ganz richtig aus, daß diese Kosten in allen Ländern aus der Verzinsung des Bodenwerthes, aus Kapitalzins, Arbeitslohn und Steuern bestehen.

Bezüglich der Steuern sagt er: „Niemand kann behaupten, daß eine unverhältnißmäßig hohe staatliche Besteuerung die Ursache ist, warum die deutschen Getreidebauern nicht auf ihre Kosten

---

*) Das Freihandelsargument. – Erweiterter Vortrag von Geh. Hofrath Dr. Lujo Brentano, ord. Prof. a. d. Universität München. Berlin-Schöneberg. Buchhandlung der Hilfe (Fr. Naumann) 1901.

kommen." Um die staatliche Besteuerung allein handelt es sich aber nicht. Zu dieser kommen die kommunale und provinzielle Besteuerung, die zusammen in nicht wenigen Fällen sehr hohe Summen betragen, und die Aufwendungen, welche die deutsche Landwirthschaft für die Unfall-, Kranken- und Alters- und Invalidenversicherung zu machen hat.

Brentano bemüht sich dann nachzuweisen, daß auch die Höhe des Arbeitslohnes in dieser Beziehung nicht ausschlaggebend sei. Scheinbar ist dieser Nachweis sehr einfach. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse aber nicht so einfach, wie er ausführt. Der individuelle Arbeitslohn, oder einfacher gesagt, der Tagelohn ist ja bei uns allerdings bedeutend geringer als z. B. in Argentinien. Es kommt aber bei Vergleich der Produktionskosten, soweit sie durch die Arbeit bedingt werden, nicht allein auf die Höhe des Arbeitslohnes, sondern auch auf die Menge der auf die Herstellung des Produktes verwendeten Arbeit an. Mit anderen Worten: Es ist die Summe der Arbeitslöhne, welche in dem Produkt stecken, bei einem solchen Vergleich das Maßgebende. Diese Summe ist bei uns in Folge der Intensität des Betriebes, zum Theil auch in Folge der allgemeinen, besonders der klimatischen Verhältnisse, unter denen wir wirthschaften, eine relativ hohe. Es ändern sich mithin auch in dieser Beziehung die scheinbar so einfach liegenden Verhältnisse bei näherem Zusehen bedeutend.

Aehnliches gilt für das, was Brentano über den Zinsfuß und über den Bodenwerth sagt. Aus seinen Ausführungen folgert er dann mit Bestimmtheit*): „Es liegt also in der Höhe des Bodenwerthes, wenn der deutsche Getreidebau heute mit dem amerikanischen und russischen nicht zu konkurriren vermag. Er beträgt und betrug in Deutschland um das Doppelte bis Fünfzehnfache mehr als in den Konkurrenzländern. Kein Wunder, wenn nach den Erhebungen des deutschen Landwirthschaftsrathes zur Feststellung der Ergiebigkeit der Landwirthschaft „nur 16 Prozent oder ein Sechstel der ermittelten Betriebe eine Verzinsung des Gesammtwerthes mit über 3 Prozent aufweisen können" und „bei 50 Prozent der (ermittelten) Betriebe überhaupt eine Verzinsung des Bodenkapitals oder eine Grundrente**) nicht ermittelt worden sei." Wenn der er-

*) S. 18.
**) Die Trennung des Grundkapitals in Bodenkapital und Gebäudekapital und die getrennte Berechnung der Verzinsung halte ich nicht für glücklich und leicht zu falscher Auffassung führend. Siehe darüber meine Besprechung der Arbeit von Huschke in der „Deutsch. landw. Presse" 1902 Nr. 7.

zielte Getreidepreis bei uns einen Grundwerth verzinsen soll, der um das Doppelte bis Fünfzehnfache höher ist als bei unseren Konkurrenten, kann das Ergebniß ein anderes sein?"

Es lohnt sich wohl, diese Ausführungen Brentanos, welche am meisten beweisend zu sein scheinen, einer etwas näheren Betrachtung zu unterziehen. Brentano stellt, ich greife den niedrigsten Grundpreis von 60 Mark, welchen er für Argentinien angiebt, zum Vergleich heraus, diesen und den Grundpreis von 800 bis 900 Mark in Deutschland einander gegenüber. Zunächst soll davon abgesehen werden, daß diese Preise volkswirthschaftlich ganz etwas Anderes bedeuten. — Der für Argentinien angegebene Preis ist der für den Boden gezahlte Preis, der für Deutschland angegebene umfaßt die dem Boden einverleibten und die zu seiner Benutzung nothwendigen Kapitalien, das Gebäudekapital und das Betriebskapital. — Sie sollen einfach gleichgestellt werden, und dann untersucht werden, ob der Schluß von Brentano richtig ist. Die Preisdifferenz des Landes betrage rund 800 Mark. Das entspräche bei einer vierprozentigen Verzinsung einer Mehrbelastung des produzirten Korns von 32 Mark. In Wirklichkeit würde diese Mehrbelastung nicht ganz so hoch ausfallen, da die 60 Mark Grundwerth in Argentinien zu einem höheren Zinsfuß verzinst werden müssen als die 860 Mark Grundwerth in Deutschland. Nehmen wir nun an, daß dort, wo der Grundwerth 860 Mark beträgt, der Durchschnittsertrag pro Hektar 20 dz Weizen sei, dann würde der Doppelzentner Weizen nur um 1,60 Mark, der Zentner also um nur 80 Pf. durch die Mehrgrundrente vertheuert worden sein. Diese Produktionskostendifferenz wird aber dadurch mehr wie ausgeglichen, daß wir das pro Zentner Weizen geerntete Stroh zu einem höheren Preise als 80 Pf. in der Wirthschaft verwerthen, während es im Großen und Ganzen in Argentinien werthlos ist.

Der Unterschied in den Bodenpreisen kann also nicht, wie Brentano annimmt und mit so großer Sicherheit behauptet, der Grund sein, aus dem der heimische Weizenbau mit dem argentinischen nicht konkurriren kann, wenn auch selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß er bis zu einem bestimmten Maße dazu beiträgt, die deutsche Weizenproduktion zu vertheuern.

Nein, es ist vor Allem die Wirthschaftsart, die die Produktionskosten bedingt. Brentano vergißt, daß die argentinische Wirth-

schaftsweise — ich nenne immer diese, da die argentinische Weizenproduktion vor allen Dingen gefährlich ist — ein Raubbau, daß dagegen die deutsche Landwirthschaft als eine hochentwickelte Industrie anzusehen ist, daß die argentinische Landwirthschaft zwar große Mengen von Weizen für den Export produzirt, dagegen sehr wenige Menschen in und durch die Landwirthschaft ernährt. Die deutsche Landwirthschaft fesselt dagegen wie jede Industrie die Menschen. Sie hält sie auf dem Lande, sie ernährt sie. Sie giebt ihnen jahrein jahraus das Brot. Als Industrie-Wirthschaft ist sie zwar theurer, die Ernährung der in ihr arbeitenden Leute verursacht große Aufwendungen, die Kapitalien, welche sie verwendet, muß sie verzinsen und amortisiren. Dafür produzirt sie aber auch im Vergleich mit der argentinischen Landwirthschaft eine sehr große Menge von Rohwerthen auf der Flächeneinheit. Und diese Rohwerthe sind volkswirthschaftlich von der allergrößten Bedeutung. Sie würden dem Nationalwohlstand verloren gehen, wenn die Produktion eingeschränkt werden müßte in Folge des Fallens des Zollschutzes, wenn der jetzige intensive landwirthschaftliche Betrieb wieder primitiver, extensiver gestaltet werden müßte. Die Zahl der in der Landwirthschaft Beschäftigten müßte enorm zurückgehen. Aber nicht nur das. Opferte man die Zölle, um billigeres Brot für die Industrie zu erhalten und damit diese zu immer größerer Entwicklung zu bringen, dann würde vielleicht das Gegentheil erreicht werden von dem, was beabsichtigt ist. Denn die Industrie würde im Inland ein großes Absatzgebiet verlieren, für das im Konkurrenzkampf der Nationen schwer oder gar nicht ein Ersatz im Ausland geschaffen werden könnte. Denn einmal würde die Industrie in der extensiven Landwirthschaft nicht mehr Absatz finden für die Materialien, welche zur Intensivirung des Betriebes benutzt werden. — Außer Maschinen und Geräthen, die in deutschen extensiven Betrieben in geringerer Mannigfaltigkeit gebraucht werden, kommen besonders künstliche Düngemittel und konzentrirte Futtermittel in diesen in Fortfall. — Dann aber, was noch wichtiger ist, der Absatz der Industrieprodukte, welche von der landwirthschaftlichen Bevölkerung direkt gebraucht und verbraucht werden, würde in demselben Verhältniß zurückgehen, wie diese selbst zurückgegangen ist, und ein Ersatz dafür in der neuen industriellen Bevölkerung wäre nicht ohne Weiteres gefunden. Das Fallen der Zollschranken würde also nicht nur landwirthschaftlich, sondern auch

ganz allgemein den Ruin der deutschen Volkswirthschaft herbeizuführen geeignet sein.

Durch das eben Gesagte ist bis zu einem bestimmten Grade noch ein zweiter Irrthum Brentanos widerlegt. Brentano behauptet, daß die deutsche Landwirthschaft dem Ausland gegenüber im Vortheil sei, weil in Deutschland der Kapitalzins bedeutend niedriger sei als dort, daß dieser Vortheil aber durch die hohen deutschen Bodenpreise wieder mehr als wett gemacht würde. Er vergißt nur dabei, daß es sich nicht nur um den Zinsfuß an sich, sondern gleichzeitig um die Höhe der im Betrieb investirten Kapitalien und um die Eigenart ihrer Verwendung handelt. Ist die Menge der auf die Flächeneinheit oder auch auf die Produktionseinheit zur Verwendung kommenden Kapitalien sehr hoch bei verhältnißmäßig geringem Zinsfuß, so kann der pro Flächeneinheit respektive pro Produktionseinheit entfallende Zinsbetrag doch sehr viel größer sein als bei hohem Zinsfuß, falls bei diesem das zur Verwendung gekommene Kapital gering ist.

Nun ist die Menge der in der Landwirthschaft verwendeten Kapitalien in Deutschland sehr viel höher als in Argentinien. Wir gebrauchen Gebäude in einem ganz anderen Umfange wie die Argentinier, die Betriebskapitalien, die pro Flächeneinheit zur Verwendung kommen, erreichen bei uns eine Höhe, welche die Höhe der in Argentinien verwendeten Betriebskapitalien um ein Vielfaches übersteigt. Die gesammte pro Flächeneinheit aufzuwendende Zinsenquote ist deshalb auch bedeutend größer in Deutschland als in Argentinien.

Dazu kommen die Kosten, welche die Amortisation und die Reparaturen sowie die Versicherung dieser höheren Werthe bedingen.

Aber noch mehr fällt in das Gewicht, daß das sogenannte umlaufende Betriebskapital, welches beim Betrieb ganz verschwindet, um im Produkt wieder zu erscheinen, welches also nicht nur verzinst, sondern auch im Laufe eines Jahres, oder falls es sich um Erzeugung bestimmter Thierkategorien handelt, doch im Laufe weniger Jahre ganz amortisirt sein will, in Argentinien nur in geringer Höhe zur Verwendung kommt, in Deutschland dagegen bei der Produktion eine sehr bedeutende Rolle spielt. Man kann annehmen, daß im Durchschnitt die Höhe des auf Saatgut, konzentrirte Futtermittel und künstliche Düngemittel entfallenden Betriebskapitals 20 bis

30 Prozent der Gesammtausgaben eines deutschen landwirthschaftlichen Betriebs und in vielen Fällen noch mehr beträgt. Alle diese Aufwendungen für die in der Landwirthschaft investirten und verbrauchten Betriebsmittel sind es, die die Höhe unserer Rohproduktion bedingen und den privatwirthschaftlichen Reinertrag herabdrücken. Der Bodenwerth spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle.

Die Ansichten einer zweiten Gruppe gehen, wie Eingangs festgestellt wurde, dahin, daß die Getreidezölle zwar in der bisherigen Höhe beibehalten werden müssen, daß aber jede weitere Erhöhung über die bisherigen Sätze vom Uebel sei. Zu den Angehörigen dieser Gruppe und zugleich zu ihren bedeutendsten Vertretern gehört Herr G. R. R. Conrad in Halle a. S. Erscheint er doch theils wegen seiner eigenen landwirthschaftlichen Praxis, theils wegen seiner nahen verwandschaftlichen Beziehungen zum Grundbesitz als ein besonders kompetenter Beurtheiler der agrarischen Verhältnisse. Deshalb verdient sein Aufsatz in dem 2. Heft 1902 der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik „Die Agrarzölle in der Zolltarifvorlage im Deutschen Reich", in welchem er sich gegen die Erhöhung der Getreidezölle ausspricht, eine besondere Berücksichtigung von Seiten der Freunde einer Zollerhöhung, zu denen der Schreiber dieses gehört. Eine sehr sorgfältige Prüfung der Ausführungen von Conrad hat aber nicht vermocht, meine Ansicht, daß eine Erhöhung der Agrarzölle absolut nothwendig sei, zu erschüttern, sie hat mich vielmehr in meiner gemäßigt agrarischen Gesinnung bestärkt.

Bevor ich auf die Begründung des eben Gesagten eingehe, möchte ich zweierlei hervorheben:

1. daß ich die Frage der Handelsverträge*) bei meiner Betrachtung ganz außer Acht lassen will. Mir kommt es nur darauf an, die Nothwendigkeit der Erhöhung der Getreidezölle zu beweisen resp. darzuthun, daß die von Conrad dagegen geltend gemachten Gründe als beweiskräftig nicht angesehen werden können;

2. daß ich vollständig mit Conrad darin übereinstimme, daß

*) Daß Handelsverträge wünschenswerth sind, scheint mir fraglos zu sein, vorausgesetzt, daß bei ihnen die heimische Landwirthschaft einen solchen Schutz findet, daß sie bestehen und blühen kann. Zu diesem gehört aber neben einer angemessenen Höhe der Getreidezölle eine ebensolche der Zölle auf die hauptsächlichsten thierischen Produkte. Der prinzipielle Schutz eines jeden landwirthschaftlichen Erzeugnisses — die Aufstellung eines lückenlosen Zolltarifs — will mir dagegen nicht absolut nothwendig, ja nicht einmal ganz durchführbar erscheinen.

es sich nicht um ein „Entweder, Oder" handeln kann, sondern nur um ein „Wieweit".

Conrad will eine weitere Erhöhung, wie schon erwähnt, nicht. Einmal, weil er annimmt, daß diese auf die Grundpreise steigernd wirken wird; dann, weil nach ihm die Arbeiterbevölkerung die Last der Erhöhung zu tragen haben würde. Es sei aber gleichzeitig erwähnt, daß Conrad eine Erhöhung der Zölle nicht für direkt gefährlich für die gesammte Volkswirthschaft ansieht. Er sagt in dieser Beziehung*): „Erlangen die projektirten Agrarzölle aber die Realisation, so vermögen wir doch nicht die Wirkung so pessimistisch zu beurtheilen, wie es von anderen Gegnern derselben geschieht. Man muß anerkennen, daß, so gut Frankreich die hohen Zölle erträgt, dieses auch für Deutschland möglich sein wird und besonders, weil, wie vom Bundesrathstische wiederholt betont wurde, wir höhere Getreidepreise längere Zeit gehabt haben, und zwar bei einem geringeren Wohlstand, niedrigeren Zöllen und sehr viel niedrigeren Löhnen. Sobald daher die gegenwärtige Arbeitslosigkeit . . . . überwunden ist, wird auch die Arbeiterbevölkerung die Last zu tragen im Stande sein. Wir werden sie als eine ungerechte beklagen und fortdauernd bekämpfen; darum einen Stillstand oder gar einen Rückgang in unserer wirthschaftlichen Entwicklung zu befürchten, liegt kein Grund vor."

Conrad bekämpft ferner die Erhöhung deshalb, weil er glaubt, daß durch sie die nach ihm abnorm hohen Preise des Grundbesitzes eine angemessene Reduktion nicht erfahren, ja wohl gar erhöht werden würden, wodurch die jüngere Generation der Landwirthe nicht eine verbesserte, sondern eine ebenso schwierige Stellung haben würde, wie die jetzige, so daß nach Ablauf des Handelsvertrages mit derselben Bestimmtheit zur Erhaltung der Landwirthschaft eine abermalige Erhöhung gefordert werden würde, wie in der Gegenwart.**) Trete dagegen eine entsprechende Reduktion des Grundpreises ein, dann würde die Kalamität überwunden werden, wie dies in England der Fall sei. Er sagt wörtlich***): „Hierin liegt es, daß die gegenwärtige Landwirthschaft in England ihren blühenden Charakter im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Ansicht in Deutschland im Großen und Ganzen nicht eingebüßt hat, trotzdem dort der Preisrückgang der landwirthschaftlichen Produkte weit

*) a. a. O. S. 192.
**) a. a. O. S. 174.
***) a. a. O. S. 175.

größer und allgemeiner gewesen ist als bei uns. Die Grundbesitzer haben an Pachteinnahmen sehr bedeutende Einbußen erlitten, die Farmer haben sich in ihrer Wirthschaftsmethode den Verhältnissen angepaßt und die Kalamität längst überwunden. Wenn die Statistik zeigt, daß der Getreidebau eingeschränkt ist, die Weideflächen ausgedehnt worden sind, so bedeutet dies, wie Jeder weiß, der englische Verhältnisse kennt, nicht wie bei uns einen Uebergang zum extensiven Betriebe, sondern nur eine andere Art der Nutzung des Grund und Bodens, da die Grasnutzung auf Grund der Rayolung des Landes und mit besonderem Aufwand von Dünger und sorgfältiger Behandlung des Landes stattfindet, während der stärkere Viehstand gleichfalls mehr Material in Anspruch nimmt. Wir verweisen in Bezug hierauf auf die Arbeit von König in diesen Jahrbüchern, sowie auf die Schriften von Stillich und König über die englische Landwirthschaft, die in Jena 1898 und 1899 erschienen sind und sich auf die Agrarenquete in England beziehen."

Zunächst muß ich hervorheben, daß ich, falls ich als Folge der Erhöhung der Zölle eine Erhöhung der Grundpreise annehmen würde, ebenso wie Conrad sie verwerfen würde. Aber eine Erhöhung der Grundpreise bei einer Einführung von den Zollsätzen, welche Conrad bekämpft, ist meines Erachtens absolut ausgeschlossen.*) Ich glaube vielmehr, daß durch diese Erhöhung lediglich dem rapiden Sturz der Gutspreise und einem Rückgang der landwirthschaftlichen Produktion vorgebeugt werden kann und werden wird. Und beides droht um so mehr, als wir meiner Ansicht nach noch nicht auf dem niedrigsten Niveau des Weltmarktpreises für Weizen angelangt sind. Beides würde aber nicht nur verderblich für die Landwirthschaft, sondern auch für die gesammte Volkswirthschaft sein. Ja ich gehe noch weiter, ich glaube, daß selbst wenn die Getreidezölle in der angegebenen Weise erhöht werden, trotzdem noch ein weiterer Rückgang der Grundpreise eintreten wird, da auch dann noch die Rentabilität der Landwirthschaft im Ganzen eine geringe bleiben wird. Doch über die Art und Höhe der heutigen Rentabilität später mehr. Hier möchte ich nur noch hinzufügen, daß ein langsamer und geringer Rückgang der Grundpreise auch von mir als ein großes Uebel nicht angesehen werden

*) Die Erörterung der Frage, von welchem Zollsatz an eine solche Erhöhung der Grundpreise voraussichtlich eintreten würde, lasse ich, als aus dem mir gesteckten Rahmen herausfallend, außer Betracht.

kann — da auch meines Erachtens die Grundpreise in den siebziger und achtziger Jahren aus den verschiedensten Gründen zu hoch gestiegen waren.

Dann muß ich gestehen, daß ich nicht im Stande bin, aus den von Conrad angeführten Schriften das herauszulesen, was Conrad angiebt. Im Gegentheil beurtheile ich nach ihnen die Lage der englischen Landwirthschaft recht ungünstig. Sie ist absolut nicht, wie Conrad sagt, in einem blühenden Zustande, sondern eher im Verfall. Dies allerdings nur, wenn man sie als Ganzes betrachtet. In begrenzten Gegenden, in solchen, die durch vorzügliche Absatzgelegenheit und guten Boden begünstigt sind, und in solchen, die durch ihre Boden- und klimatischen Verhältnisse besonders für die Viehzucht geeignet sind, finden wir die Landwirthschaft in höchster Blüthe. Hier überwiegt die Gunst der natürlichen Produktionsfaktoren die ungünstigen Verhältnisse, welche durch die Konkurrenz des Auslandes geschaffen werden. Durch diese allerdings im höchsten Maße in die Augen fallenden günstigen Ausnahmen wird der nicht schärfer Zusehende leicht dazu geführt, die Lage der englischen Landwirthschaft als eine gute anzusehen und ungünstige Lage auf die Untüchtigkeit der Wirthe zurückzuführen. Tieferes Eindringen muß dem Beobachter aber bald zeigen, daß die günstigen Verhältnisse nur die Resultante aus ganz besonders günstigen Produktions- und Absatzbedingungen sind, daß aber, wo diese fehlen, die Lage der englischen Landwirthschaft eine ziemlich trostlose ist.

An der englischen Landwirthschaft lassen sich die Gesetze von Thünens isolirtem Staat in großer Klarheit sehen. Fruchtbarer Boden ermöglicht die Produktion noch bei Preisen, bei welchen der unfruchtbare Boden versagt. Die Stadtnähe, und eine große Zahl der englischen Wirthschaftsbetriebe befindet sich in unmittelbarster Nähe ihrer Absatzgebiete, wird weniger unter dem Preisrückgang zu leiden haben, da sie freie Wirthschaft treibt, als die entfernteren Lagen. Je weiter die Entfernung, um so stärker wird und muß der Preisrückgang wirken.

Ich berufe mich auf dieselben Schriften wie Conrad und behaupte dabei fast das Gegentheil von Conrad. Ich kann deshalb nicht umhin, meine gegentheilige Meinung durch Zitate aus diesen Schriften zu belegen.

Stillich faßt den ersten Abschnitt des I. Kapitels seines Buches,

welcher die geographische Verbreitung der landwirthschaftlichen Krisis behandelt, in folgenden Sätzen zusammen:*)

„Die zahlreichen Aussagen und speziellen Untersuchungen ergeben als erstes Resultat, daß die Agrarkrisis in ihrer Verbreitung und Wirkung die einzelnen Theile Großbritanniens sehr ungleich mitgenommen hat, daß die ökonomische Situation der Landwirthe große Differenzen aufweist. Zweitens aber kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Eigenthümer und Besitzer, auf deren Lage im Folgenden noch näher eingegangen werden soll, in denjenigen Grafschaften am schwersten unter dem Druck der Krisis leiden und gelitten haben, wo der Schwerpunkt des Betriebes im Acker und Kornbau liegt, und das ist größtentheils im Osten und partiell auch im Südosten von England und Schottland der Fall. Dort, wo einst die Landwirthschaft einem Paradiese glich, dehnen sich jetzt große Flächen aus, auf denen der Pflug ruht, weil sie eine Bestellung nicht mehr lohnen. Am undankbarsten erweisen sich die extremen Bodenarten, d. h. die leichten Sand- und die schweren Thonböden. Man kann sagen: Je schwerer oder je leichter im Allgemeinen der Boden und je größer der Antheil am Ackerland auf einem Gute, desto energischer die Krisis."

Stillich sagt dann weiter, daß die wirthschaftlich bevorzugten Lagen weniger gelitten haben, wie dies ja vorher auch im Allgemeinen erwähnt ist.

In Bezug auf die Wirkung der Krise auf die einzelnen landwirthschaftlichen Klassen sagt Stillich S. 23, „daß die Kommission die Lage der englischen Grundherren . . . . für die denkbar ungünstigste ansieht. Die Krisis lastet auf ihren Schultern mehr, denn auf denen einer anderen Klasse." Und was das heißt, ergiebt sich am besten aus den Aeußerungen über die Lage dieser Klassen. Seite 25 schildert Stillich die Lage der Pächter mit folgenden Worten: „Diese zuletzt erwähnten (NB. relativ günstigen) Aussagen ändern aber nicht viel an der Thatsache, daß die gesammte Pächterschaft im Allgemeinen, mit nur wenigen Ausnahmen, von der Krisis betroffen und theilweise derartig mitgenommen ist, daß der Ruin bereits eingetreten ist oder nahe bevorsteht. Daher erklärt sich auch der vorherrschende Mangel an Betriebskapital und die schwere Verschuldung gegenüber den Grundherrn, den Dünger- und Samenhändlern u. s. w." Und schließlich heißt es S. 29: „Daß die

*) Die englische Agrarkrisis, ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel. Jena. Gustav Fischer 1899. S. 14 u. 15.

selbständigen Eigenthümer, die Yeomen sowohl als die Small free holders in Folge ihrer totalen Verschuldung unter den gegenwärtigen ungünstigen Zeitverhältnissen sich entschieden in einer schlechteren Position befinden als die großen Pächter, und daß sie unter dem Druck der Krisis ebenso gelitten haben, als irgend eine andere Klasse. Ihre Zahl vermindert sich fortgesetzt und das ist tief zu beklagen."

So sieht also nach Stillich die englische Landwirthschaft aus. Betrachten wir nun den Inhalt des zweiten von Conrad als Beleg für seine Ansicht genannten Buches*) etwas näher.

In diesem kommt entschieden die Tendenz zum Ausdruck, die landwirthschaftlichen Verhältnisse in England in günstigem Lichte zu sehen respektive darzustellen. So sagt er auf S. 411: „Aus unseren Ausführungen wird klar geworden sein, daß die landwirthschaftliche Krisis in England, wenn auch nicht vorbei, doch zum großen Theil überstanden ist, und daß die Landwirthschaft auf gesunder Basis steht." Nein, das ist nicht richtig. Aus der Summe der Detailausführungen geht genau das Gegentheil hervor. König erblickt eine Gesundung der Verhältnisse vor allen Dingen in einer Abnahme der Brache und in einer Zunahme der Weidefläche. Meines Erachtens wird aber die Abnahme der Brache richtiger darauf zurückgeführt, daß einmal in Folge der Verringerung der Ackerfläche naturgemäß auch der auf die Brache entfallende Antheil derselben sich vermindern mußte, und dann darauf, daß besonders die weniger ertragreichen Ländereien, auf denen die Brachhaltung hauptsächlich verbreitet ist, zu permanenter Weide niedergelegt sind, deren Fläche von 12,9 Millionen Acres im Jahre 1869 auf 18,4 Millionen Acres im Jahre 1894 gestiegen ist. Wenn König nun diese Zunahme der Weidefläche im Ganzen als einen Kulturfortschritt, als ein Zeichen vermehrter Intensität des landwirthschaftlichen Betriebes in England angesehen haben will, und wenn Conrad sich ihm anschließt (siehe oben S. 431), dann geben sich Beide einem Irrthum hin, der als aus einem diesbezüglichen Wunsch entsprungen anzusehen ist. Ja dort, wo die natürlichen Verhältnisse die Weidewirthschaft und den Weidewuchs begünstigen, kann unter Umständen der Uebergang zu dieser privatwirthschaftlich und volkswirthschaftlich ein Vortheil sein. In sehr vielen, ja in

*) Die Lage der englischen Landwirthschaft unter dem Drucke der internationalen Konkurrenz der Gegenwart u. s. w. von **Dr. E. Ph. König.** Jena. Gustav Fischer 1896.

den meisten Fällen ist aber ganz gemäß unserer deutschen Auffassung auch in England der Uebergang zur Weidewirthschaft in jeder Beziehung als wirthschaftlicher Nachtheil anzusehen, bedeutet eine traurige Extensivirung des Betriebes und damit einen Verlust der nationalen Produktion. Dies ergiebt sich auch, wenn man die Einzelbeschreibungen der wirthschaftlichen Zustände, aus denen König seinen Schluß, wie ich finde, trüglich aufbaut, einer näheren Betrachtung unterzieht.

Man unterscheidet in England zwischen grazing counties, d. h. die Grafschaften, deren natürliche Verhältnisse auf Weidewirthschaft hinweisen, und corn counties, d. h. solche, die sich mehr zum Kornbau eignen.

Aus den grazing counties und zwar aus deren Hauptgrafschaft Wiltshire berichtet nun König, daß die Pachten in den letzten Jahrzehnten um 30—50 Prozent zurückgegangen seien. Für eine größere Anzahl von Gütern sind dann die Prachtpreise 1881 und 1896 aufgeführt. Daraus berechnet sich eine durchschnittliche Pachtreduktion um 47 Prozent. Von Details seien noch folgende angeführt: „Ein Fall ist bekannt, wo ein Gut von 1260 Acres, welches im Jahre 1874 für 1350 Lstr. verpachtet war, jetzt für 500 Lstr. gepachtet ist, also eine Differenz von 75 Prozent.*) Das Gut hat sogar 80 Acres Rieselwiesen und liegt zwei englische Meilen von der Bahnstation und gilt als kein schlechtes Gut.“ Aehnlich viele andere Beispiele.

S. 58 heißt es: „Auf vielen Farmen sind die Pächter von ihren wohlwollenden Verpächtern gehalten worden. Nur in einem Theil von Wiltshire „Amesbury Union“ findet man Güter ohne Pächter; im südlichen Theil der Grafschaft sind wenige Wechsel vorgekommen, allein die Verpächter haben theilweise selbst die Güter in Regie übernehmen müssen. Im nordöstlichen Theile der Grafschaft sollen die Hälfte der Pächter in den letzten 13 Jahren gewechselt haben. Ein Gut von 600 Acres soll in 20 Jahren sechs Pächter gehabt haben .... Von den Pächtern hat einer in vier Jahren 2000 Lstr. zugesetzt und alle haben mehr oder weniger verloren. Ein sehr guter Beweis für die Nothlage der Landwirthschaft ist der, daß auf den Gütern das schlechteste Land, das höchstgelegene Land auf den Downs nicht mehr die Kultur lohnt. Während früher ein großer Theil des hochgelegenen Downbodens

*) Hier liegt ein Rechenfehler vor. Es muß heißen 63 Prozent.

vom Pfluge bearbeitet wurde, ist derselbe jetzt zur permanenten Weide niedergelegt", und weiter S. 59: „Die Farmer der Market Lavington-Gegend in South Wiltshire sind der Meinung, daß wenn die heutigen Getreidepreise anhalten, die ganze Grafschaft mit der Zeit zur Weidewirthschaft übergehen würde. Im Mere-Distrikt ist dies schon geschehen."

Welchen Kulturrückschritt und nicht -Fortschritt dies bedeutet, zeigt das folgende Beispiel. S. 59: „Es handelt sich um ein Gut von 732 Acres, wovon vor 20 Jahren 550 Acres Ackerland bildeten. Das ganze Gut ist jetzt zur Weidewirthschaft eingerichtet und bietet jetzt Weide für eine Heerde von „Blackfaced"- und „Cheviot"-Schafen. Folgende kurze Uebersicht zeigt uns deutlich die Ausgaben des Gutes für das Jahr 1893 im Vergleich zum Jahre 1874, die vom Pächter gegeben werden.

	1874	1893
Pacht	650 Lstr.	160 Lstr.
Arbeitslohn	700 „	110 „
Zehntabgaben	105 „	75 „
Gemeindeabgaben	90 „	25 „
Steuern	15 „	10 „
Dünger künstl. und Handwerker	250 „	20 „
Haus	100 „	—
Diverse	100 „	—
	2010 Lstr.	400 Lstr.

Auf dem Gute sind acht Arbeiterwohnungen, die früher alle gebraucht wurden; jetzt sind nur noch zwei bewohnt, in denen der Schäfer und sein Gehilfe hausen; diese sind die einzigen Arbeiter auf dem Gute."

Die Angaben über die Lage der Landwirthschaft in Wiltshire und das Beispiel zeigen deutlich, daß der Uebergang zur Weidewirthschaft sehr, sehr häufig eine trostlose Extensivirung der Wirthschaft bedeutet und nicht, wie von König und Conrad in der Hauptsache angenommen wird, als wünschenswerth angesehen werden kann. Das angeführte Gut hat 1700 Lstr. jährliche Ausgaben weniger als vor 20 Jahren gehabt. Um so viel wenigstens muß auch die Rohproduktion gefallen sein. Das ist ein geradezu verhängnißvoller Rückschritt im Betrieb der Landwirthschaft und im Nationalwohlstand.

Liegen, wie ich eben aus den Königschen Angaben zu zeigen gehabt habe, die Verhältnisse selbst in den grazing counties — NB. ich möchte immer wieder hervorheben, sobald die Boden- und Absatzverhältnisse nicht günstig sind — schwierig, so sind sie in den corn counties im Großen und Ganzen geradezu trostlos. Natürlich giebt es auch hier durch die natürlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse relativ begünstigte und daher relativ blühende Distrikte. Je ungünstiger aber diese Verhältnisse sind, um so mehr hat die Landwirthschaft zu leiden. Auf den schweren Lehm- und Thonböden der nördlichen und mittleren Theile der Grafschaft Lincolnshire finden wir in Folge dessen, daß das altbeliebte Vier-Feldersystem — der sogenannte Norfolker Fruchtwechsel — nicht mehr so genau eingehalten wird. Die Farmer lassen ihren Klee jetzt länger liegen, sogar oft bis zu vier Jahren, um an Arbeit zu sparen. Daß die Weidenutzung im dritten und vierten Jahre nicht viel werth ist, ist klar. Daß König selbst die Nothlage in Lincolnshire anerkennt, geht aus folgenden Worten hervor S. 124: „Nun wollen wir zu den Ursachen der Nothlage der Lincolnshire Landwirthschaft übergehen und die Beweise für die große Nothlage vorführen."

Auf die Wiedergabe dieser Beweise verzichte ich, um nicht zu breit zu werden. Ich kann mich ja auch mit der Konstatirung des Faktums begnügen, daß in Königs Buch nach seinen eigenen Worten die Beweise für die große Nothlage in Lincolnshire zu finden sind. Er spricht sich übrigens häufiger in ähnlichem Sinne aus. So heißt es S. 140: „Die Farmer geben zu, daß die Pachtnachlässe im Verhältniß zum Rückgang der Preise stattgefunden haben. Hätte man gleichzeitig die Produktionskosten in demselben Verhältniß vermindern können, so wäre wahrscheinlich heute keine Krisis vorhanden; die Produktionskosten sind eher gestiegen als gefallen, die Abgaben und Steuern sind auch nicht weniger als zu den Zeiten, wo der Farmer die doppelte Pacht zahlte und Geld verdiente. England*) hat sich billige Nahrungsmittel verschafft auf Kosten der englischen Gutsbesitzer und Pächter. Das Land ist das Opfer der Nation geworden und hat in gar keiner Form vom Staate eine Entschädigung erhalten." So spricht König unter dem unmittelbaren Eindruck der von ihm angeführten Einzeldaten. Man wird ohne Weiteres zu-

*) Von mir unterstrichen.

geben müssen, daß die von ihm gezogene, oben angegebene und von Conrad acceptirte Schlußfolgerung damit nicht in Einklang gebracht werden kann.

Ich könnte hiermit diese Betrachtungen schließen. Doch möchte ich als recht drastisches Beispiel für die Lage der englischen Landwirthschaft noch das anführen, was König über die altberühmte Grafschaft Norfolk berichtet. S. 206: „In Bezug auf die Landwirthe und Pächter sagt Mr. Rew: „Vor 20—30 Jahren gab es in England keinen stolzeren Mann als den „Norfolk-Farmer" ... Die meisten Landwirthe, mit denen ich in Berührung kam, sprachen oft in trostloser Weise über ihre finanzielle Lage. — „Geldverlust" und „Vom Kapital zehrend" waren alltägliche Ausdrücke, und zahlreich waren die Fälle von Farmern, die ruinirt waren, und das unter betrübenden Umständen . . . Bis zum Jahre 1893 war die landwirthschaftliche Krisis in Norfolk immer schlimmer geworden, allein im Jahre 1894 entstand unter den Norfolk-Farmern nahezu eine Panik, und unter zehn Farmern sahen sich wohl neun dem Bankerott gegenüber."

„Die Krisis, die im Jahre 1894 fast zur Panik überging, ist heute überstanden, allein es existirt noch eine derartige Krisis, daß Ursache zu den schlimmsten Befürchtungen auf Seiten der landwirthschaftlich Interessirten herrscht."

Und der von König zitirte Mr. Rew sagt weiter: „Pachterlasse von 20—60 Prozent haben manche Besitzer ruinirt (namentlich solche, die stark verschuldet waren), ohne den Pächtern viel helfen zu können. Viele der ältesten Pächter, die Generationen hindurch dieselbe Scholle und den besten Boden bearbeitet hatten, haben ihren Verpächtern gekündigt und wollen unter keinen Umständen weiter wirthschaften. Sie haben jede Hoffnung aufgegeben und haben gar kein Vertrauen mehr. Viele der besten und bekanntesten Farmer sind ruinirt worden und viele werden noch denselben Weg gehen müssen."

Nun ist sowohl im König wie auch im Stillich eine Notiz darüber, daß die Jahre 95 und 96 besser gewesen sind als die vorhergehenden. Aber auf eine Gesundung der englischen Landwirthschaft daraus schließen zu wollen, scheint mir sehr gewagt. Der Ausfall der Ernten und die Höhe der Preise bestimmen die Reinerträge von Jahr zu Jahr. Sie können im günstigen, sie können im ungünstigen Sinne zusammen wirken, oder eins von

beiden kann günstig, das andere kann ungünstig sein. So wird sich auch die landwirthschaftliche Lage verschieden gestalten, bald etwas besser, bald etwas schlechter sein. Durch gute Ernten und höhere Preise kann die momentane Noth etwas abgeschwächt werden. So ist dies in England in den beiden Jahren im Gegensatz zu den beiden besonders ungünstigen Jahren 1893 und 1894 der Fall gewesen. Aber eine dauernde Besserung ist nicht erzielt. So sieht auch trotz der momentanen Besserung die englische Agrarkommission trübe in die Zukunft: „Wir fürchten, daß in nächster Zukunft keine Aussichten vorhanden sind, daß der Druck, den der fremde Wettbewerb auf die englische Landwirthschaft ausübt, dauernd nachlassen werde.“ *)

Daß diese Meinung in England eine allgemein verbreitete ist, geht auch aus den Publikationen von Mr. Williams hervor, die in England großen Beifall gefunden haben sollen. Er sagt in der Einleitung zu seinem Buche**): „I have never yet come across a man genuinely earnest for the prosperity of British Agriculture who was not either aggressively or passively Protectionist. Agriculture, above all other industries, cries aloud for Protection, and will not be prosperous until it gets it.“

Und ich füge die von so gesundem Menschenverstande zeugenden Worte hinzu, die den Standpunkt des Freihandels so schlagend widerlegen, und die ich Wort für Wort unterschreibe. Seite 9: „The cheap loaf is well enough, but some of its cheapness has to be paid for dearly. To an agricultural labourer cut off from a living by the abondonmont of the fields where he has hitherto worked, it is poor consolation to know that his bread is a halfpenny a loaf less than it was, by reason of the foreign competition, which has forced those fields out of tillage. To the artisan and the factory hand, whose employment is made more precarious and is worse paid because out of work villagers are flocking to the towns, the advantages of cheapened bread are seriously discounted. To the middle-class man a halfpenny a loaf does not (unless his household be a big one), mean the difference of a sovereign either way on the years bread bill; but the prosperity of the countries chief industry and indirectly of its

---

*) Stillich a. a. O. S. 68.

**) The foreigner in the farmyard by E. E. Williams. fellow of the royal statistical society Author of „Made in Germany“, etc. London, Heinemann 1897.

other industries, means a considerably greater difference than that.“ *)

So ist England nicht ein Beispiel naturgemäßer Gesundung der Landwirthschaft in dem Sinne, wie wir sie für Deutschland aus volkswirthschaftlichen Gründen wünschen müssen, sondern der Anpassung an die Verhältnisse durch Extensivirung des Betriebes. Es lohnte wohl der Mühe, zusammenzustellen, in welchem Umfang die englische landwirthschaftliche Rohproduktion in Folge dieser Anpassung abgenommen hat, um danach zu bemessen, wie sehr der Nationalwohlstand mit Nothwendigkeit mit der Zeit dadurch abnimmt. Es würden dabei Zahlen herauskommen, die auch dem freihändlerischst gesinnten Volkswirth einen Schrecken einflößen müßten.

Das Beispiel Englands ist deshalb meines Erachtens das beste Mene tekel, das nicht übersehen werden darf. Will man die Landwirthschaft erhalten, so muß man sie in den Zeiten schützen, in denen das Ausland die Waaren auf den Markt wirft zu so geringen Preisen, zu denen die heimische Landwirthschaft entsprechend ihrer ganzen Entwicklung und entsprechend den äußeren Produktionsbedingungen, besonders dem ungünstigen Klima, sie nicht produziren kann. Nicht nur in ihrem eigenen Interesse, sondern auch im Interesse der Gesammtheit muß man den Zollschutz fordern.

Nun sagt Conrad, der Zollschutz ist in Deutschland hoch genug, und führt zum Beweise dieser Behauptung Folgendes aus: „Von besonderer Bedeutung ist nun natürlich, zu zeigen, daß bisher die Landwirthschaft einen Rückgang nicht erfahren habe. Wer irgend

*) Ich bin nie einem Mann begegnet, dem das Heil der britischen Landwirthschaft wirklich am Herzen lag, der nicht entweder aktiver oder passiver Schutzzöllner war. Die Landwirthschaft ruft vor allen anderen Industrien laut nach Schutz und wird nicht eher prosperiren, bis sie ihn erhält . . .

Billiges Brot ist eine gute Sache, doch etwas von seiner Billigkeit muß theuer erkauft werden. Für einen Landarbeiter, der seinen Lebensunterhalt verloren hat wegen Aufgabe des Anbaus der Felder, auf denen er bisher gearbeitet hatte, ist es ein armseliger Trost, zu wissen, daß sein Brot einen halben Penny der Laib billiger ist, als er es war, in Folge des auswärtigen Wettbewerbes, welcher seine Felder außer Kultur gesetzt hat. Der Handwerker und der Arbeiter, dessen Beschäftigung unsicherer geworden ist, und der schlechter bezahlt wird, weil die arbeitslose Landbevölkerung nach der Stadt strömte, muß die Vortheile des verbilligten Brotes theuer bezahlen. Für den Angehörigen der Mittelklasse — vorausgesetzt, daß sein Haushalt nicht groß ist — erhöht oder erniedrigt ein Preisunterschied von einem halben Penny für den Brotlaib seine Jahresberechnung für Brot um einen Sovereign. Aber das Wohlergehen der hauptsächlichsten Industrie des Landes und indirekt dadurch aller anderen Industrien bedeutet doch wohl einen bedeutend größeren Unterschied als dies.“

mit offenen Augen die deutschen ländlichen Verhältnisse in den letzten Dezennien verfolgt hat, kann doch darüber nicht in Zweifel sein, daß nicht nur der landwirthschaftliche Betrieb bis zur Gegenwart hin beständige Fortschritte gemacht, sondern daß auch der Wohlstand in den ländlichen Distrikten, und zwar nicht nur in den östlichen Provinzen, sondern auch in dem übrigen Deutschland, speziell von der Provinz Sachsen ganz zu schweigen, außerordentlich gestiegen ist."

Conrad erinnert dann ferner daran, daß die Landwirthe immer geklagt haben: „Wenn man sich der hochtrabenden Tiraden erinnert, welche schon im Jahre 1879 nicht nur in den landwirthschaftlichen Vereinen, sondern gerade von dem Bundesrathstische aus, von dem damaligen Adjutanten des Fürsten Reichskanzlers, von Tiedemann ertönten, zu einer Zeit, wo die Preise noch thatsächlich außerordentlich günstige und nur nicht auf der exorbitanten Höhe der vorhergehenden Jahre waren, welche kein Verständiger schon damals als normal ansehen konnte. Wenn man ferner in diesen mehr als 20 Jahren dieselbe Redensart von dem unausbleiblichen Ruin der Landwirthschaft mit aufmerksamen Ohren verfolgt hat, und demgegenüber jetzt das Bekenntniß auch in der Vorlage entdeckt, daß von einem thatsächlichen Rückgang der Landwirthschaft in keiner Hinsicht gesprochen werden kann, so verliert denn doch dieser Nothschrei an Wirksamkeit, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß die Mißernte des Jahres 1901 bei niedrigem Preise die pessimistischen Auffassungen ebenso zu unterstützen angethan ist, wie der Preisaufschwung des Jahres 1891 die optimistische Stimmung gefördert hatte."

Schließlich sei noch erwähnt, daß Conrad das Ergebniß der Agrarenquete, welches eine nur 2,1 prozentige Rente der Landwirthschaft zeigt, gering anschlägt.

Er sagt darüber S. 152: „Wenn Lotz die Bedeutung der Enquete gering veranschlagt, welche von dem Landwirthschaftsrathe unternommen ist, so können wir ihm darin nur beipflichten. Allerdings erstreckt sich dieselbe auf 1524 Landwirthschaftsbetriebe mit 207 000 ha. Indessen repräsentiren dieselben hauptsächlich Großbetriebe, bei welchen eine durchschnittliche Verzinsung von nur 2,1 Prozent berechnet ist, und wenn für das Gebäudekapital 3 Prozent, für das bewegliche Betriebskapital 5 Prozent abgezogen werden, bleiben nur 0,7 Prozent als reine Grundrente übrig, wonach eine Verzinsung etwaiger Hypothekenzinsen unmöglich wäre.

Da nun dieselbe thatsächlich erfolgt ist, so muß entweder die Berechnung unrichtig sein, oder die Grundbesitzer waren in der Lage, auf eine entsprechend hohe Verzinsung der übrigen Kapitalien zu verzichten. Daß das Gesammtergebniß aber, wenn es richtig ist, als ungünstig bezeichnet werden muß, soll nicht bestritten werden."

Bei näherer Betrachtung der angeführten, von Conrad gegen eine weitere Erhöhung der Zölle geltend gemachten Gründe kommen wir zu dem Resultate, daß sie als stichhaltig nicht angesehen werden können.

Bezüglich des ersten Punktes ist Conrad zuzugestehen, daß der landwirthschaftliche Betrieb in Deutschland bis zur Gegenwart Fortschritte gemacht hat. Daß aber der Wohlstand außerordentlich gestiegen ist, kann man nur zugeben, wenn man, wie Conrad ja auch thut, die Gegenwart mit länger zurückliegenden Zeiten vergleicht. In der letzten Zeit hat aber im Vergleich mit der unmittelbar vorangegangenen der Wohlstand entschieden abgenommen. Ich habe bei dieser Behauptung natürlich nur die Landwirthschaft im Allgemeinen im Auge und verweise diesbezüglich auf das oben Gesagte.

Die technischen Fortschritte sind unzweifelhaft groß gewesen. In immer weitere Kreise sind die Errungenschaften der Wissenschaft gedrungen. Hierauf ist es zu einem Theil zurückzuführen, daß die deutsche Landwirthschaft, soweit wie sie es gethan, dem Anprall der ausländischen Konkurrenz hat Widerstand leisten können. Aber allein wären die technischen Fortschritte nicht im Stande gewesen, dies zu bewirken. Es hat dazu ferner geholfen: einmal die immer weitere Vervollkommnung der inneren Kommunikationsmittel, wodurch eine sehr bedeutende Anzahl von Wirthschaften in bessere Produktionsbedingungen gerückt ist, und vor allen Dingen der Zollschutz, welchen die deutsche Landwirthschaft in den letzten Jahrzehnten gehabt hat. Alles dies hat zusammengewirkt, um die äußere Gestalt der Landwirthschaft als fortgeschritten erscheinen zu lassen. Es hat aber nicht genügt, um den inneren Wohlstand zu heben. Dazu sind die Preise trotz des Zollschutzes in dem letzten Jahrzehnt zu gering gewesen. Die fortgeschrittene Technik und der Ausbau des Verkehrsnetzes haben dem Preissturz nicht das Widerpart halten können.

Wenn dies nicht deutlich in die Erscheinung tritt, so liegt das daran, daß einmal häufig vom Kapital gezehrt wird, daß die Ver-

schuldung in anderen Fällen in starkem Maße zunimmt, oder daß wenigstens ein Theil oder sämmtlicher durch den Wirthschaftsbetrieb erzielter Zins des Betriebskapitals, ferner der Arbeitslohn des Unternehmers in die Wirthschaft gesteckt wird, respektive daß auch häufiger an den nothwendigen Erneuerungsausgaben und Verbesserungen gespart wird. Gerade diese Ersparungen, ich erinnere besonders an die nothwendigen Amortisationsquoten für Gebäude und theuere landwirthschaftliche Maschinen, können auf den ersten Anblick nicht in die Augen fallen. Ich komme auf diese Verhältnisse noch einmal zurück.

Die zweite der gegen die Erhöhung der Zölle von Conrad gemachten Angaben, daß die Landwirthe immer geklagt hätten, auch bei hohen Preisen, und daß deshalb auch der jetzige Nothschrei nicht so ernst genommen zu werden brauchte, muß in ihrem ersten Theil als richtig anerkannt werden. Die aus ihr gezogene Folgerung erscheint aber nicht zutreffend, so nahe sie liegt. Das Klagen der Landwirthe ist übrigens auch früher nicht stets unberechtigt gewesen. Der Preisrückgang der landwirthschaftlichen Produkte setzte Ende der siebziger Jahre ein. Es war vorauszusehen, daß er ein dauernder sein würde.*) Den Klagen der Landwirthe darüber verdanken wir die Einführung und Steigerung der Agrarzölle, denen wir in der Hauptsache zuschreiben müssen, daß die deutsche Landwirthschaft heute nicht das Bild der englischen Landwirthschaft zeigt.

Und trotz dieser Zölle haben wir mit der Unterbrechung der Jahre 1891 und 1892, in welchen die Preisbildung eine ganz abnorme war, einen immer weiteren Rückgang der Preise zu verzeichnen. Was Wunder, daß die Klagen nicht verstummen, sondern immer lauter werden. Es scheint mithin nicht gerechtfertigt, sie, weil sie früher einmal grundlos gewesen sind, auch jetzt als grundlos und übertrieben anzusehen. Man braucht einfach die Getreidepreise in den sechziger und siebziger Jahren mit den heutigen Preisen zu vergleichen und kann dabei ganz von dem Vergleich der Produktionskosten in den beiden Zeitperioden, der, wie allgemein bekannt, sehr zu Ungunsten der Heutzeit ausfällt, absehen, um schon daraus entnehmen zu können, daß die Klagen begründet sind.

Conrad will schließlich der Agrarenquete eine Beweiskraft für die Nothlage der Landwirthschaft nicht zuerkennen. Er meint, daß

*) C. von Seelhorst, Der Roggen als Werthmaß landwirthschaftlicher Berechnungen. Jena. G. Fischer 1888. S. 73.

entweder die Berechnung unrichtig sei, oder daß die Grundbesitzer in der Lage sein müssen, auf eine entsprechend hohe Verzinsung der übrigen Kapitalien zu verzichten.

Ein Jeder, welcher die Schwierigkeiten kennt, welche dem Veranstalter von landwirthschaftlichen Rentabilitätsberechnungen sich entgegenstellen, welcher weiß, daß eine ganze Reihe von Schätzungen bei diesen nicht zu vermeiden sind, wird sich darüber klar sein, daß eine Enquete über die Rentabilität der Landwirthschaft, sie mag unternommen sein von wem es auch sei, immer nur ein annähernd richtiges Bild zu geben im Stande ist. Ob die vorliegende Enquete das Mögliche geleistet hat, darüber positiv zu urtheilen, ist man leider nicht im Stande, da die Details der Enquete immer noch nicht veröffentlicht sind. Nach Einzelheiten, welche an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, kann man über die Art der Aufnahme hier und da anderer Meinung sein. Im Großen und Ganzen wird man aber nach der Art und nach den Organen der Veranstaltung schließen können, daß das Möglichste gethan ist und daß die Enquete wenigstens ein annähernd richtiges Bild der Lage der Landwirthschaft im Ganzen giebt. Ich bin da auch anderer Ansicht, wie sie z. B. auch in dem gezeichneten Artikel der „Grenzboten" vom 28. Oktober 1900 S. 146 zum Ausdruck gekommen ist. In diesem wird der Enquete vorgeworfen, daß sie eine Statistik der Interessenvertretungen sei, da sie von dem deutschen Landwirthschaftsrath mit Hilfe der Landwirthschaftskammern und der landwirthschaftlichen Vereine angestellt ist, und daß sie deshalb nicht objektiv sei. Eine derartige Statistik hätte nach Ansicht des Artikelschreibers, um ein objektives Bild durch sie zu erhalten, eine amtliche Statistik sein und deshalb dem statistischen Bureau übertragen werden müssen. Ich verschließe mich keineswegs der Möglichkeit, daß in manchen Fällen der Interessentenstandpunkt in der Statistik zum Ausdruck gekommen ist, ja, ich bin sogar davon überzeugt, daß dies ab und zu der Fall gewesen ist. Das kann mich aber nicht dazu führen, anzunehmen, daß das Gesammtbild, welches sie giebt, ein falsches ist. Nein, ich glaube vielmehr und dafür bürgen mir gerade die genannten Körperschaften, daß in der Regel objektiv verfahren ist. Ich bin sogar im Gegensatz von Z davon überzeugt, daß diese Statistik ein richtigeres Bild von der Lage der Landwirthschaft zu geben im Stande ist, als eine vom statistischen Bureau aufgestellte hätte geben können. Denn wenn nicht eine sehr gründliche landwirthschaftliche Sachkenntniß vor-

handen ist, wie sie erst durch langjährige landwirthschaftliche Erfahrung erlangt werden kann, werden die landwirthschaftlichen Zustände erfahrungsgemäß meist falsch beurtheilt. Und zieht die landwirthschaftlich nicht erfahrene Behörde landwirthschaftliche Sachverständige heran, wie es Z will, dann läuft sie Gefahr, von den landwirthschaftlichen Sachverständigen im Sinne der Interessenvertretung ebenso beeinflußt zu werden, wie es Z der vorliegenden Enquete zum Vorwurf macht.

Diese Betrachtung hält mich übrigens nicht ab, mit Z zu beklagen, daß „über die Fragebogen mit den Erläuterungen, ebenso wie über die Methode der Kontrole und der Aufbearbeitung des Urmaterials bei den Landwirthschaftskammern und schließlich beim Landwirthschaftsrath" bisher gar nichts veröffentlicht ist. Bezüglich der Fragebogen möchte ich übrigens erwähnen, daß Interessenten sie zu erlangen im Stande gewesen sind. Gegen ihre Abfassung, die sich an die von der Wissenschaft für Rentabilitätsberechnungen aufgestellten Grundsätze anschließt, wird im Ganzen kaum etwas einzuwenden sein.

Z fragt nun: Doch abgesehen davon, wie sind solche minimalen Reinerträge, mit der doch oft und laut genug von agrarischer Seite betonten und in gewissem Grade auch unzweifelhaft vorhandenen Ueberschuldung der Güter vereinbar? Es deckt sich dies ungefähr mit dem oben erwähnten Gedankengang von Conrad.

Nehmen wir im Großen und Ganzen das von der Enquete ermittelte Ergebniß als richtig an, dann bleibt nur die zweite von Conrad angegebene Möglichkeit: „Die Besitzer waren in der Lage, auf eine entsprechend hohe Verzinsung des übrigen Kapitals zu verzichten." Und dies wird in der That in der Mehrzahl der Fälle der Fall gewesen sein, in dem Sinne, wie ich das schon oben S. 443 bei Besprechung des ersten Conradschen Einwurfs gegen die Nothlage ausgeführt habe.

Aber gerade dies Moment ist so wichtig, daß ich es an einem Beispiel noch näher illustriren möchte.

Es handele sich um ein Gut im Gesammtwerthe von 100 000 Mark. Von diesem Werthe mögen 30 Prozent, also 30 000 Mark auf das Gebäudekapital und 20 Prozent, also 20 000 Mark auf das Betriebskapital entfallen. Im Ganzen sei entsprechend der von der Enquete angenommenen Durchschnittsverzinsung von 2,1 Prozent ein Ertrag von 2100 Mark erzielt. Diese 2100 Mark würden genügen, um die 4 Prozent Zinsen

einer Hypothekenforderung von 52 500 Mark zu decken. Durch eine solche Hypothek wäre das 80 000 Mark betragende Grundkapital zu 65,6 Prozent also schon ziemlich hoch verschuldet. Wäre die Verschuldung eine noch größere, so würde der der Mehrbelastung entsprechende Zinsbetrag zunächst voraussichtlich aus dem Arbeitslohn des Unternehmers gedeckt werden.*) Im vorliegenden Fall sei er zu 1500 Mark (incl. Wohnung, Verpflegung u. s. w.) angenommen. Von diesen wären 500 Mark durch Einschränkung zu ersparen. Es könnten damit dann weitere 12 500 Mark in Summa also 52 500 + 12 500 = 65 000 Mark verzinst werden. 65 000 Mark Hypothekenschulden entsprächen einer Verschuldungshöhe von 78¾ Prozent. Ginge die Verschuldung noch weiter, dann könnten zunächst die Amortisationsquoten für die Gebäude 1 Prozent von 30 000 = 300 Mark, dann weiter die Amortisationsquoten für die theueren Maschinen und schließlich die Summen für Gebäude- und zu allerletzt für Geräthereparaturen zur Deckung des weiteren Zinsbetrages herangezogen werden.

Man wird ohne Weiteres aus diesem Beispiel entnehmen können, daß auch bei der geringen, durch die Enquete ermittelten Verzinsung des gesammten, in der Landwirthschaft investirten Kapitals, ja selbst bei einer noch geringeren Verzinsung der äußerliche Zustand der Landwirthschaft zunächst noch nicht geändert ist, ja, daß die Landwirthschaft noch blühend erscheinen kann, wie dies von Conrad konstatirt wurde. Bei hoher Verschuldung kann dieser Schein aber längere Zeit nicht aufrecht erhalten bleiben, denn es wird auf Kosten der Substanz des Gutes, auf Kosten des Inventars gewirthschaftet. Die in der Wirthschaft investirten Werthe nehmen ab. Es wird Raubbau getrieben, der sich allmählich auch durch den Zustand der Gebäude, durch den Zustand des lebenden und todten Inventars und durch den Zustand der Felder dokumentiren

*) Es wird häufiger bemängelt, daß bei Reinertragsberechnungen in die Ausgaben ein Arbeitslohn für den Unternehmer eingestellt wird. Handelt es sich aber um die Feststellung der absoluten Rentabilität eines landwirthschaftlichen Betriebes mit Ausschaltung aller persönlicher Verhältnisse, dann ist diese Ausgabenposition nicht zu umgehen. Ohne Wirthschaftsleiter ist die Führung einer Wirthschaft unmöglich. Und dieser muß natürlich in entsprechender Weise bezahlt werden. Deshalb zweifele ich nicht daran, daß auch bei der Enquete ein entsprechender Arbeitslohn in die Ausgabe gestellt ist. Es geht mir dies auch aus der Publikation von Hudhke: Landwirthschaftliche Reinertragsberechnungen, Jena, Gustav Fischer, 1902, hervor. Privatwirthschaftlich liegen ja die Verhältnisse praktisch sehr häufig anders. Der Arbeitslohn wird ohne besondere Spezifizirung in dem Wirthschaftsergebnisse verrechnet werden.

muß. Bei geringerer Verschuldung dagegen genügt eventuell schon der Arbeitslohn des Besitzers zur Deckung des Ausfalls. Bei noch geringerer wird schließlich der geringe Gesammtzins genügen, um die Hypothekenzinsen bezahlen zu können. Aber selbst dieser relativ noch günstige Zustand ist absolut ein recht trauriger und vor allen Dingen ohne Hoffnung auf Besserung auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten. Wer irgend in der Lage dazu ist, wird sich von der Landwirthschaft ab- und einem anderen Berufe zuwenden oder gar die Hände in den Schooß legen. Der Anreiz zur Erhaltung der gegenwärtigen Rohproduktion oder gar zur Erhöhung dieser fehlt. Wir bekommen schließlich, wenn die Preise so niedrig bleiben, oder gar noch niedriger werden, bis zu einem gewissen Grade zweifellos englische Zustände.

Und Hoffnung auf Besserung besteht vorläufig nicht, wie ich schon oben ausgeführt habe. Vor allen Dingen wird es Argentinien sein, welches die Hebung der Preise verhindern und in Verbindung mit einem weiteren Rückgang der Frachtpreise vielleicht sogar ein weiteres Fallen derselben veranlassen wird.

Da erscheint es nothwendig, durch Erhöhung der Zölle dem Uebelstand wenigstens etwas abzuhelfen resp. der Vergrößerung des Uebels vorzubauen. Zölle in der Höhe, wie sie die Regierungsvorlage vorschlägt, bedingen nach der eben gemachten Betrachtung noch lange nicht die Gefahr der Erhöhung der Gutspreise. Diese werden vielmehr noch weiter hinuntergehen. Aber das Herabgehen wird ein ganz allmähliches und nicht zu großes sein, da natürlich die Besitzer streben werden, die heutigen Preise auch unter Opfern zu halten, wie wir sie oben geschildert haben. Am schwersten wird dies bei Verpachtung gelingen, da der Pächter naturgemäß nicht geneigt sein wird, aus den Zinsen des Betriebskapitals und aus seinem Arbeitslohn die Grundrente nach den alten Preisen zu bezahlen. Deshalb werden die Pachtpreise auch in stärkerem Maße zurückgehen als die Grundpreise. Aber auch hier wird durch die Zölle verhindert, daß derartige Umwälzungen eintreten, wie sie England erlebt hat.

Nun hat Conrad weiter die Behauptung aufgestellt, daß die 1524 landwirthschaftlichen Betriebe resp. die 270 000 ha, auf welche sich die Enquete erstreckt hat, hauptsächlich Großbetriebe seien. Die Lage der Bauern wäre wesentlich besser. Er führt ferner, sich auf Lotz berufend, an*), „daß nach den betreffenden Erhebungen die

*) a. a. O. S. 153.

Bruttoeinnahmen aus Getreide nur 26,4 Prozent der Gesammteinnahmen ausgemacht haben, 16,3 Prozent aus Zuckerrüben und Kartoffeln, 40,6 von Thieren und thierischen Produkten erzielt wurden", daß dagegen in Württemberg bei 94 typischen Landwirthschaftsbetrieben auf die Einnahmen aus Verkauf von Vieh und thierischen Produkten 55,8 Prozent, aus Verkauf von Getreide nur 19,6 Prozent der Einnahmen herrührten." Er erkennt dabei ganz richtig an, daß „der Reinertrag, der allein maßgebend ist", ein anderes Ergebniß liefern würde, „weil eben zur Viehzucht und Erzielung der thierischen Produkte weit größere Unkosten erforderlich sind, als für den Getreidebau." Aber er schließt doch, daß für den süddeutschen bäuerlichen Betrieb „mit Sicherheit gesagt werden kann, die Vortheile der Erhöhung der Getreidepreise durch die Zölle, wie sie beabsichtigt sind, kann dem Bauern, dessen Bruttoeinnahmen aus Getreide im Durchschnitt nur 15—26 Prozent der Gesammteinnahmen ausmachen, keinen durchgreifenden Nutzen bringen und steht in keinem Verhältniß zur Last, welche der übrigen süddeutschen Bevölkerung aufgelegt wird."

Ich kann nicht kontroliren, wie weit die Behauptung von Conrad gegründet ist, daß die Enquete hauptsächlich nur Großbetriebe umfaßt, möchte dies aber bezweifeln. Einmal weil der Theil der Enquete, welche durch die Publikation von Huschke uns zugänglich geworden ist, das Gegentheil besagt, dann aus ganz allgemeinen Gründen. Die Enquete hatte zur Aufgabe, ein Bild von der Lage der Landwirthschaft in Deutschland zu geben, und da ist es eigentlich undenkbar, daß man sie einseitig veranstaltet hat, daß man nicht die verschiedenen Besitzklassen in entsprechender Weise berücksichtigt hat, schon aus dem Grunde, weil sie sich glänzend blamirt haben würde, wenn sie anders verfahren hätte, was auf die Dauer doch nicht zu verheimlichen gewesen wäre.

Aber gesetzt den Fall, es wäre richtig, was Conrad behauptet, und gesetzt den weiteren Fall, daß die Gesammtbruttoeinnahmen des Bauern zu 6 Prozent weniger aus dem Kornverkauf stammten, als die des größeren Besitzers, was will das besagen? Ist daraus wirklich abzuleiten, wie es Conrad thut, daß in Folge dessen ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem Bauern und dem größeren Besitzer bezüglich des Interesses am Getreidezoll? Ich vermag dies nicht zu thun und möchte versuchen, diese meine Ansicht wieder an einem Beispiel zu begründen.

Nehmen wir an, die Roheinnahme eines Bauern betrage 10 000 Mark. 20 Prozent derselben, also 2000 Mark, sollen aus dem Getreideverkauf stammen. Der Getreidepreis verhalte sich nach der Zollerhöhung zu dem Preis, welcher entstehen würde, wenn die Zölle nicht erhöht würden, wie 9 : 8, dann würde die Steigerung aus dem Erlös des Getreides $^1/_8$ von 2000 Mark, also 250 Mark betragen, die gleichzeitig die Erhöhung des Reinertrags um diese Summe bedeutete. Das ist immerhin die Verzinsung von 6250 Mark, mithin ein bedeutendes Objekt in einer bäuerlichen Wirthschaft.

Hätte der Bauer dagegen wie der größere Besitzer 26 Prozent seiner Bruttoeinnahmen aus dem Getreideverkauf erzielt, so betrüge der Erlös in dem vorliegenden Beispiel 2600 Mark. Eine Steigerung dieses Erlöses um $^1/_8$ repräsentirte einen Mehrerlös von 325 Mark. Der Bauer hätte also im Vergleich mit dem ersten Fall durch die Steigerung der Preise einen Mehrnutzen von 325 — 250 Mark = 75 Mark. Daß diese Summe einen so fundamentalen Unterschied bedeutet, kann man nicht behaupten.

Dies Ziel der Wirthschaft ist nun aber nicht ein hoher Brutto-, sondern ein hoher Reingewinn. Dieser wird, wie Conrad S. 153 sagt, zu einem höheren Prozentsatz aus dem Getreideverkauf resultiren als aus dem Viehverkauf, oder deutlicher ausgedrückt, der Getreidebau erfordert weniger Unkosten als die Viehzucht, wirft deshalb relativ mehr ab. Die naturgemäße Folgerung ist, daß der Schwerpunkt der Wirthschaft auch der bäuerlichen doch noch bedeutend mehr auf Seite des Getreidebaues liegt, wie dies nach den von Conrad angegebenen Prozentzahlen für die Zusammensetzung des Gesammtbruttoertrags zu sein scheint.

Conrad führt ferner gegen die Getreidezölle an, daß die Zollauflage eine gewisse Staatsgarantie für den Erwerb der grundbesitzenden Klasse darstelle, daß man aus ihr die Konsequenz ziehen könne, auch eine Staatsgarantie für die Inhaber der verkrachten Hypothekenbankobligationen oder Aktien resp. für das Verdienst des Arbeiters zu fordern. Dieses Argument hat mir früher schwere Bedenken gemacht. Heute bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nicht stichhaltig ist. Der Zoll soll meines Erachtens in erster Linie nicht den Besitzer schützen, sondern er soll die heimische landwirthschaftliche Produktion auf ihrer bisherigen Höhe halten

und damit ein Mittel der Sicherung des nationalen Wohlstandes sein.

Daß er gleichzeitig die landwirthschaftliche Bevölkerung schützt, halte ich nicht für einen Nachtheil, sondern vielmehr für einen Vortheil. Oefter zwar wird ein Gegensatz konstruirt zwischen der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Bevölkerung. Man sagt, die Landwirthschaft sei gesund und blühend, nur die landwirthschaftliche Bevölkerung leide. Dieser Gegensatz kann aber nur theoretisch konstruirt werden. Praktisch besteht er nicht. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist nicht von ihrem Beruf zu trennen, und die Landwirthschaft ist ohne die eingesessene Landbevölkerung nicht denkbar. Man sagt ferner, die kranke (verarmte) landwirthschaftliche Bevölkerung müsse durch eine andere, gesundere (kapitalkräftigere) ersetzt werden. Wer das sagt, kennt die praktische Landwirthschaft kaum vom Hörensagen. Der landwirthschaftliche Beruf ist der beschwerlichste und anstrengendste von allen Berufsarten. Dies gilt selbst für den größeren, wohlhabenderen Landwirth, der seinen Beruf ernst nimmt, der in ihm aufgeht. Der mittlere und kleine Bauernstand, der das Gros der landwirthschaftlichen Bevölkerung in Deutschland ausmacht, hat ein überaus schweres Leben. Die unermüdlichste Thätigkeit und Sorge vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in Hitze und Kälte, in Schmutz und Regen ist erforderlich, um den Betrieb in Gang zu halten und zu fördern.

Wahrlich, es gehört ein großes Maß von Liebe zur heimischen Scholle und Gewohnheit von früher Jugend an dazu, wenn der Landmann seinem Berufe treu bleibt. Der durchschnittliche Stadtmensch ist absolut unfähig dazu, diese Mühen und Lasten auf sich zu nehmen. Er kennt bessere Tage.

Und gilt das Gesagte von dem Bauer, so gilt es in noch höherem Maße von der Bäuerin. Sie hat eine noch größere Arbeitslast zu tragen als der Bauer. Jahrein jahraus ohne Unterbrechung ruhen die Sorgen und Lasten der inneren Wirthschaft auf ihr. Kein Wunder, daß es jetzt, wo die Kenntniß der Annehmlichkeiten des Stadtlebens sich immer mehr verbreitet, das Streben so vieler Landmädchen ist, vom Lande fort und in die Stadt zu kommen, vor allen Dingen aber zu vermeiden, einen kleinen Bauern zu heirathen. Und da sollen Stadtmädchen die Landmädchen ersetzen!?

Daß die heimische Landwirthschaft erhalten werden muß, selbst unter Erhöhung von Zöllen, wenn diese nöthig sein sollten, spricht auch Conrad mit großer Entschiedenheit aus. Der Unterschied in unserer Auffassung besteht nur darin, daß Conrad den Nachweis vermißt, daß die Erhöhung von Zöllen nothwendig sei und davon überzeugt ist und dies zu beweisen sucht, daß die heutigen Zölle ausreichend sind, während ich den Nachweis der Nothwendigkeit der Erhöhung der Zölle für geliefert halte und die von Conrad gegen diese gebrachten Argumente als beweisend nicht ansehen kann. Die vorliegende Arbeit hat meine Gründe dafür und dawider entwickeln sollen.

Der Untergang Ludwigs XVI. im Lichte sozialistischer Geschichtsschreibung.

Von

Emil Daniels.

II.

Ich führte in meinem ersten Aufsatze die Erzählung bis zu dem Momente, wo das Königspaar heimlich aus Paris entwich, um sich nach der belgischen Grenze zu begeben. (Am 21ten Juni 1791). Als das Ereigniß in der Hauptstadt bekannt wurde, glaubte Jedermann, daß der Ausbruch des Krieges mit dem Auslande unmittelbar bevorstände. Um die allgemeine Unruhe noch zu vermehren, veröffentlichte das royalistische: „Journal général de la cour et de la ville" einen Artikel, welcher seine Freude über den bevorstehenden Anmarsch der fremden Heere aussprach und erklärte: „daß Frankreich nur in einem Blutbade wieder zu Kräften kommen kann." Zählten die Revolutionäre dem gegenüber ihre Schaaren, so vermochten sie sich unmöglich der Erkenntniß zu verschließen, daß ihre Herrschaft auf schwankendem Grunde ruhte, daß sie inmitten des nach Ordnung und Ruhe zurückbegehrenden Landes zu einer Minoritätspartei geworden waren. Als vor einer Reihe von Monaten die Sektionen von Paris die Verwaltungsbeamten, Richter und — der Zivilkonstitution des Klerus gemäß — die Geistlichen des Departements zu wählen gehabt hatten, war zu den Urwählerversammlungen durchschnittlich nicht mehr als ein Neuntel der Aktivbürger erschienen. Ihres moralischen und physischen Terrorismus ungeachtet hatten die Revolutionäre keine stärkere Wahlbetheiligung erzielen können. War die Gesinnung des Volkes so, wie sie sich in jener statistischen Zahl spiegelte, dann mußte die Nationalversammlung dem Kriege wider den König mit schweren Beklemmungen entgegensehen. Zudem zeigte sich auf der Stelle wieder

der soziale Zwiespalt zwischen den bürgerlichen und den proletarischen Anhängern der Revolution. Während die Nationalgarde, eine nur den besitzenden Klassen entnommene Truppengattung, alle Straßen und Plätze besetzte, organisirte Santerre eine Kolonne von 2000 Pikenmännern: „Nicht die Aktivbürger und die blauen Röcke des Königs hatten die Ehre des Tages," so drückte sich ein Artikel in den „Révolutions de Paris" aus; „die Wollmützen kamen wieder zum Vorschein und überstrahlten die Bärenmützen." Die Sektion des Théâtre-Français, in welcher schon vorher ein halb sozialistisch gesinntes Kleinbürgerthum die Oberhand besessen hatte, machte den Versuch, in ihrem Bezirke auf revolutionärem Wege das allgemeine Stimmrecht einzuführen. Sie beschloß, in ihren Schooß jeden Bürger ohne Rücksicht auf seine Steuerleistung aufzunehmen, wofern er nur 25 Jahre alt wäre und einen festen Wohnsitz besäße. Ferner änderte die Sektion eigenmächtig den Bürgereid ab, indem sie die Worte „aktiv" und „König" strich und der Bourgeoisie dadurch deutlich zeigte, in welcher engen Verbindung sich die Interessen des höheren Mittelstandes mit dem Königthum befanden.

Im Brennpunkte des öffentlichen Lebens aber, im Jakobinerklub, fühlten sich sämmtliche vertretene Richtungen angesichts der drohenden gemeinsamen Gefahr solidarisch. Wie einst durch sein rechtzeitiges Eintreten für das allgemeine Stimmrecht so verstand Robespierre jetzt zum zweiten Male, eine führende Stellung zu gewinnen. Mit Selbstgefühl sprach er zu der Versammlung von dem besonderen Hasse, welchen er, als einer der radikalsten unter den Demokraten, der contrerevolutionären Partei einflöße, und erklärte, sich mit der Möglichkeit des Sterbenmüssens abgefunden zu haben. Bei diesen Worten Robespierres gerieth der Klub in die leidenschaftlichste Bewegung, und unter einhelligem Beifalle wurde dem Redner zugerufen: „Wir sterben alle vor Dir!" Die Begeisterung für den Verfechter des allgemeinen Stimmrechtes pflanzte sich von den Jakobinern auf andere Körperschaften fort; die Sektion „des Halles et de la liberté" stellte dem Tribunen, welcher von der Gefahr seiner Hinschlachtung gesprochen hatte, eine Leibwache zur Verfügung. Die sicherste Bürgschaft indessen gegen die Reaktion erblickten die Revolutionäre in dem festen Zusammenschluß ihrer bisher so arg mit einander verfeindet gewesenen Gruppen. Die Demokraten Robespierre und Danton, die von den Brüdern Lameth geführten gemäßigten Demokraten,

die ausgesprochenen Bourgeois Barnave, La Fayette und Siéyès, welcher noch eben zu Gunsten des Zweikammersystems aufgetreten war, nahmen in der bezeichneten Sitzung des Jakobinerklubs zusammen folgenden Antrag an: „Der König, durch verbrecherische Rathschläge irre geführt, hat sich von der Nationalversammlung entfernt. Seien wir ruhig! Alle Spaltungen sind vergessen, alle Patrioten einig. Die Nationalversammlung bleibt unser Leitstern, die Verfassung unser Schlachtgeschrei."

Die Verfassung, welche nach wie vor das Schlachtgeschrei der Jakobiner blieb, war eine monarchische, und in dem monarchisch-konstitutionellen Rahmen hielt sich auch trotz ihrer Wildheit die Straßenagitation Dantons, welcher dem Volke zurief, die Minister wären Verräther. Von dem unverantwortlichen Könige sagte Danton als korrekter Konstitutioneller das nicht. Dieser beste Kopf der demokratischen Partei war damals von der Nothwendigkeit, um der Eintracht der Revolutionäre willen an der monarchischen Staatsform festzuhalten, so überzeugt, daß er den Herzog von Orléans als Gegenkönig wider Ludwig ins Auge gefaßt zu haben scheint, eine Kombination, welche bekanntlich im Jahre 1830 praktisch geworden ist, indem zu dieser Zeit des Herzogs von Orléans Sohn, Louis Philipp, den gleich seinem Bruder Ludwig XVI. entthronten Karl X. als Herrscher ersetzte.

Die politische Disziplin, welche Danton bewährte, ist um so höher zu achten, als der vom Könige gethane Schritt in manchen Kreisen der Pariser Bürgerschaft eine republikanische Stimmung hervorgerufen hatte. Das Mitglied des Jakobinerklubs, der Deutsche Oelsner, berichtet darüber: „Republik! Republik! Wir wollen keinen Meineidigen, keinen Verräther zum Könige! war das laute Geschrei alles Volkes." Bezeichnend für die Erschütterung des monarchischen Prinzips war das Eintreten des christlich-sozialen Preßorgans für die Republik, wobei es allerdings rathen zu müssen glaubte, daß die neue Staatsform nicht mit ihrem wahren Namen, sondern mit dem nichtssagenden Titel Nationalregierung bezeichnet werden solle. Aehnlich hatten einst die Puritaner für die englische Republik die Benennung „Commonwealth" gewählt, weil der Ausdruck Republik bei dem britischen Volke die Erinnerung an die schrecklichen Bürgerkriege des alten Rom geweckt hatte. In einem Artikel, überschrieben: „Rath an die Piken des 14. Juli", sagte die „Bouche de fer": „Keinen König mehr, keinen Protector, keinen Herzog von Orléans! Mögen die 83 Departements sich

konföderiren und erklären, daß sie weder Tyrannen, noch Monarchen, noch Protectoren, noch Regenten wollen. Man führe das allgemeine Stimmrecht ein!"

Der Konkurrenzverein der Jakobiner, die Cordeliers, versuchte die republikanische Tagesströmung auszunutzen, um durch sie dem älteren und vornehmeren Klub den Rang abzulaufen. Im Auftrage der Cordeliers wurde überall in Paris ein Plakat angeschlagen, welches Ludwig für einen Meineidigen, den Vertrag zwischen der Dynastie und dem Volke für zerrissen und die fluchwürdige Institution des Königthums für abgeschafft erklärte. Zum Schlusse des Maueranschlags betheuerten die Cordeliers, daß sie ebensoviel Tyrannenmörder wie Mitglieder zählten, und daß jeder Angehörige des Klubs für sich besonders geschworen hätte, die Tyrannen zu erdolchen, welche die französische Grenze angreifen oder irgendwie die Verfassung verletzen würden.

Das waren Phrasen; gleichwohl machte die Manifestation bedeutenden Eindruck, denn sie sprach in tönenden Worten eine ziemlich weit verbreitete Stimmung aus. Allerseits wurde die Kundgebung so ernst aufgefaßt, daß sie den eben erst begrabenen Hader zwischen den revolutionären Parteien wieder zu erwecken drohte. Die Popularvereine pflichteten ihrer Muttergesellschaft bei, die ausschließlich die Aktivbürger enthaltenden Sektionen mißbilligten alle oder so gut wie alle das Vorgehen der sozialdemokratisch schillernden Cordeliers. Diese jedoch beschlossen auf den Antrag des Gatten der Frau Robert eine Bittschrift an die Nationalversammlung, betreffend die Begründung der Republik. Robert, welcher die Petition in der Hauptsache abgefaßt hatte, wurde mit drei anderen Mitgliedern beauftragt, die Urkunde dem Jakobinerklub zu überbringen und diese Körperschaft um ihren Beitritt zu ersuchen. Auf dem Wege dorthin bemerkte Robert, wie die Nationalgarde Leute verhaftete, welche mit der Anschlagung des Tyrannenmörder-Plakates beschäftigt waren. Er mischte sich ein, wurde selber verhaftet, zum Polizeikommissariat geführt und hier von Offizieren der Nationalgarde beschimpft und schließlich auch geschlagen. Einer von diesen schrie ihn an: „Du bist ein Brandstifter, ein Spitzbube, ein Taugenichts, und, verflucht! Du sollst es büßen!" Hiezu kam es nun freilich nicht; die Lage des Gemeinwesens war zu kritisch, als daß der persönlichen sozialen Gehässigkeit hätte freier Lauf gelassen werden können. Die Jakobiner und verschiedene Sektionen for-

derten Roberts Loslassung, und die Bourgeois der Nationalgarde mußten den Brandstifter, im Uebrigen ungezüchtigt, freigeben.

Er begab sich sofort zur Erledigung seiner unfreiwillig unterbrochenen Mission in den Jakobinerklub, erzählte hier, natürlich noch in großer Aufregung, das ihm widerfahrene Abenteuer und sagte sodann, er wäre der Träger einer Petition um Abschaffung der Monarchie. Weiter kam er nicht, denn schon unterbrach ihn, von stürmischem Unwillen ergriffen, die Versammlung und wollte nichts mehr hören: „Die Monarchie steht in der Verfassung! Das ist eine Ruchlosigkeit!“ rief man dem Vertreter der Cordeliers und der Popularvereine zu. Ein Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung wurde eingebracht und mit mehr als Vierfünftelmajorität angenommen.

Die Flucht der königlichen Familie mißlang nicht, wie man wohl liest, in Folge von Ungeschicklichkeiten oder widrigen Zufällen, sondern weil General Bouillé von seinen Truppen in Stich gelassen wurde. Nachdem die Nationalversammlung das freie Avancement der Unteroffiziere dekretirt hatte, war die Begeisterung des Heeres für die Revolution noch über das frühere Maß hinausgewachsen. Ehre und Interesse banden jetzt jeden tüchtigen Soldaten an die dreifarbige Fahne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ahnend, daß sie zum Werkzeug contrerevolutionärer Pläne mißbraucht werden sollten, meuterten die Regimenter Bouillé's, welcher mit knapper Noth die belgische Grenze erreichte. Der König wurde mit seiner Gemahlin zu Varennes verhaftet und nach Paris zurückgeführt. Wären die Beiden überhaupt belehrbar gewesen, so würden sie nach der letzten furchtbaren Erfahrung mit der Armee auf der erzwungenen Rückreise gelernt haben, daß die von ihnen erstrebte Wiederherstellung des Feudalabsolutismus unerreichbar war. Das Departement Meuse, in welchem Ludwig in Haft genommen worden war, grenzte unmittelbar an das Departement Vosges, wo Domrémy lag, die Heimath der Jungfrau von Orléans. Einst hatte die Bevölkerung dieser Bezirke das Königthum beinahe mit derselben Inbrunst wie die Kirche verehrt, jetzt erregte Ludwigs Fluchtversuch den bewußten und entschlossenen Haß Aller. Massenweise strömte der Bauernstand der östlichen Departements herbei, um die Abführung des gefangenen Fürsten gegen etwaige Befreiungsversuche zu decken. Hatte doch die Nationalversammlung wie den Soldaten so auch den Landmann

für die Ideen von 1789 enthusiasmirt, indem in der Nacht des vierten August zwar noch nicht die dinglichen, wohl aber die persönlichen Feudallasten ohne Entschädigung abgeschafft worden waren. Selbst in dem Milieu von Domrémy wollte man die Erneuerung der Feudallasten um keinen Preis. Die Flucht des Königs gehörte zu den wenigen Ereignissen der Revolution, welche das ganze französische Volk wirklich bis in seine tiefsten Schichten hinein erfuhr und empfand. Nach Maßgabe der hundertfachen Einzelforschungen, welche der fleißige Aulard in den Zeitungen und Versammlungsprotokollen angestellt hat, gehören, abgesehen von der Zusammenberufung der Generalstände, nur fünf bis sechs Ereignisse und Ereignißreihen in die bezeichnete Kategorie, nämlich der Bastillesturm mit seinen unmittelbaren Konsequenzen, der Anmarsch des Herzogs von Braunschweig und der Krieg, die Hinrichtung Ludwigs XVI., die Wirksamkeit der Revolutionsausschüsse und die Entwerthung der Assignaten. Dagegen ist keineswegs sicher, meint Aulard, daß die berühmten und auch wahrhaft großen Begebenheiten der Beseitigung des Königthums (10. August 1792), des Sturzes der Girondisten (31. Mai 1793), des Sturzes der Terroristen (9. Thermidor II), des napoleonischen Staatsstreiches (18. Brumaire VIII) im vollen Sinne des Wortes sämmtlichen Franzosen bekannt geworden und von ihnen mit einiger Intensität nachgefühlt worden sind. In Bezug auf die Flucht des Königs jedoch unterliegt das keinem Zweifel, obgleich alle bisherigen Geschichtschreiber der Revolution bei der Schilderung dieses Vorganges erheblich schwächere Farbentöne als etwa beim 9. Thermidor aufzusetzen für richtig fanden. Erst unser sozialistischer Historiker hat ein treffendes Bild von jenem weltgeschichtlichen 21. Juni 1791 zu Stande gebracht, an welchem die trotz alledem noch immer königstreuen Franzosen anfingen, sich von der Monarchie Ludwigs des Heiligen und Jeanne d'Arcs loszulösen, nicht mit keltischer Leichtfertigkeit, sondern zögernd, widerstrebend, unter schrecklichen Krämpfen des Volkskörpers.

Das Wiederauftauchen der wollenen Mützen und der Piken zusammen mit der drohenden Form, in welcher von der Sektion des Théâtre-Français das allgemeine Stimmrecht gefordert worden war, sowie das Plakat der Cordeliers hatte, wie wir sahen, in der Nationalgarde eine starke Gereiztheit gegen die Republikaner hervorgerufen. Schon war von der Sozialdemokratie jene Steuerreform durchgesetzt worden, welche die in meinem ersten Aufsatze erwähnte

Petition der Arbeiter aus dem Faubourg St. Antoine verlangt hatte. Es bestanden fast gar keine indirekten Steuern mehr, und es wurden, zu großer Unzufriedenheit der besitzenden Klassen, dafür desto mehr direkte erhoben. Die sozialdemokratische Partei schien dem Bürgerthum schon so gefährlich zu sein, daß die Nationalgarde die Cordeliers und Popularvereine heftiger verabscheute als den treulosen König und dessen österreichische Gemahlin. Das ist der Sinn des gewöhnlich ganz anders ausgelegten Inserates, welches man unmittelbar vor Ludwigs Rückkehr nach Paris in allen Zeitungen las: „Wer dem Könige Beifall klatscht, bekommt Prügel, wer ihn insultirt, wird gehängt.“ Außer durch die Presse wurde jene Warnung auch noch durch Maueranschläge verbreitet, aber auf dem zuletzt genannten Wege bezeichnenderweise nur im Faubourg St. Antoine. Im Jakobinerklub konnte man auch nach dem jüngsten ungeheuren Fehler Ludwigs von der Republik garnicht zu sprechen wagen, wenn der Redner nicht die allergrößte Vorsicht beobachtete, etwa wie Réal, welcher sich auf der Tribüne des Klubs folgendermaßen vernehmen ließ: „Der Presse giebt man jede Freiheit, welcher sie bedarf, aber in diesem Saale, in diesem Tempel der Freiheit engt man die Meinungsäußerung ein. Das Wort Republik erschreckt die trotzigen Jakobiner. Ich will es auch heute nicht aussprechen. Es ist das Brod der Starken, die Nahrung, von welcher Rousseau spricht, welche indessen zu ihrer Verdauung anderer Mägen als der unsrigen bedarf. In zwanzig Jahren wird unsere Jugend (Volks)-Unterricht haben, unsere Greise werden keine Vorurtheile mehr haben, alle werden gute Sitten haben, und dieser Name, welcher heute Nervenzufälle verursacht, diese Regierung, welche der Sache nach in unserer Repräsentativverfassung schon existirt, wird zweifellos die französische Staatsform sein, vielleicht die Staatsform sämmtlicher europäischer Völker. Vertagen wir also die Frage der Republik auf einige Jahre und diskutiren wir heute auf der Grundlage der Monarchie.“

Aber die Monarchie, auch die stark verstümmelte der neuen französischen Verfassung, brachte für den Herrscher Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit mit sich, machte also, wenn man ihr Wesen einigermaßen rein halten wollte, unmöglich, Ludwig für seine Entweichung und für seine verfassungsfeindlichen, verrätherischen Gewaltpläne zur Rechenschaft zu ziehen. Die Nationalversammlung zeigte sich auch entschlossen, die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs zu proklamiren und aus Ludwigs Flucht

keine weitere Konsequenz zu ziehen, als daß die Kontrole der Krone durch die Volksvertretung noch sorgfältiger und mißtrauischer als bisher ausgeübt werden müßte. Die aus der Provinz einlaufenden Adressen bestärkten die Nationalversammlung in ihrer korrekt konstitutionellen Haltung, denn die Kundgebungen aus sämmtlichen Departements athmeten zwar Treue zu den Ideen von 1789, aber auch unverminderte Anhänglichkeit an das Königthum. An das Königthum, wohlverstanden nicht an den König, denn Ludwigs persönliche Beliebtheit hatte durch das Ereigniß von Varennes einen starken Stoß erlitten.

Kein Billigdenkender kann es den Führern der Demokratie, Robespierre, Danton und Brissot, als einen Beweis von Ruchlosigkeit anrechnen, wenn sie dem von der Nationalversammlung für maßgebend erachteten formalen Staatsrecht keinen entscheidenden Einfluß auf ihre Ansichten und Empfindungen einräumten. Nach diesen Staatsmännern durfte der König, nachdem er sich mit Coblenz und mit fremden Dynastien in eine Verschwörung gegen das konstitutionelle Frankreich eingelassen hatte, auf seinen dunkeln und krummen Schleichwegen ertappt, die Krone nicht länger tragen. Da der König ein Dummkopf oder ein Verbrecher wäre, sagte Danton im Jakobinerklub (Ausfällen gegen den König, nicht gegen das Königthum, gewährte der Klub seit Ludwigs Flucht eine gewisse Toleranz), so müßte man den Träger der Krone absetzen und für den minderjährigen Dauphin eine Regentschaft ernennen. Robespierre und Brissot nahmen den Dantonschen Gedanken auf, und die Demokratie verlangte nun einen vom Volke gewählten Regentschaftsrath, also ein Mittelding zwischen dem nordamerikanischen Präsidenten und dem Bundesrathe der modernen Schweiz, ferner Bürgschaften für die Erziehung des Dauphins oder, wie sein modernisirter Titel lautete, des Kronprinzen im Sinne konstitutioneller Weltanschauung. Für eine derartige Lösung der durch Ludwigs Flucht aufgeworfenen Frage war auch unter den Jakobinern Stimmung, und die Cordeliers faßten den Antrag der radikalen Demokraten als einen für sie annehmbaren Kompromißvorschlag auf. In dem Sinne der Cordeliers erging eine Petition an das Parlament, welche gegen die Wiedereinsetzung des Königs in sein Amt so lange Verwahrung einlegte, bis der Wille der Nation hinsichtlich des ferneren Schicksals Ludwigs XVI. festgestellt worden wäre. Unterzeichnet hatten die Bittschriften 55 Vorsitzende von Popularvereinen und 45 „Frauen und römische Schwestern“.

Wie stark die republikanische Partei noch mit monarchischen Instinkten des Volkes zu rechnen hatte, beweist u. A. eine damals erschienene Flugschrift republikanischer Tendenz und von so heftiger Tonart, daß sie Ludwig XVI. als ein mit Dreck gemästetes Schwein bezeichnete. Trotz seiner sich in diesem Ausdrucke spiegelnden Gesinnung schlug der Verfasser vor, daß das Staatsoberhaupt fortfahren solle, König zu heißen; nur erblich dürfte der König nicht sein. Der Autor beabsichtigte also für Frankreich eine Staatsform, wie sie Rom in der ersten Epoche seiner Geschichte gehabt hatte. Indessen sagt Aulard mit Recht, daß ein großer Theil der Massen auch in Paris mit Nachdruck an der alten historischen Monarchie festgehalten habe. Allerdings machten diese Pariser Kleinbürger und Arbeiter für ihre Loyalität zur Bedingung, daß sich ein König fände, welcher Frankreich gleichermaßen vor der Contrerevolution wie vor der Anarchie zu bewahren wüßte, ein thatkräftiger, aber auch ein volksfreundlicher und ehrlich liberaler Monarch. Die bezeichneten, noch immer recht lebenskräftigen Ideen versinnbildlichten sich in einer heimlichen, nächtlichen Kundgebung an der Statue Heinrichs IV., welchem unbekannte Hände eine dreifarbige Schärpe anlegten und eine Bürgerkrone aufsetzten; der Degen des Herrschers wurde mit der Nationalkokarde geschmückt.

Nach dieser Richtung hin bewegten sich starke populäre Unterströmungen, was aber die gemeinsame Aktion der Radikalen und der Sozialdemokraten, betreffend die Absetzung Ludwigs XVI., anbelangte, so ging sie beinahe schon von dem Momente ihrer Entstehung an wieder in die Brüche. Robespierre erkannte und äußerte auch ganz offen, daß seine Beliebtheit beim Proletariate ihn in den Augen der Nationalversammlung kompromittire. Wie schon öfter, so erklärte er dem Parlamente abermals, daß er kein Republikaner wäre: „Das Wort Republik", sagte er, „paßt auf jedes Gemeinwesen freier Menschen, welche ein Vaterland ihr eigen nennen. Man kann frei sein mit einem Monarchen so gut wie mit einem Senat." Auch in Privatgesellschaften, unter lauter Gesinnungsgenossen, drückte sich Robespierre nicht anders aus. Leute, welche damals mit ihm verkehrten, haben ihn noch nach Jahren mit Augen zu sehen geglaubt, wie er, an den Nägeln kauend, dasaß und die republikanischen Schwärmer mit spöttischem Grinsen fragte: „Eine Republik? Was ist das denn eigentlich für ein Ding?" Aber auch an der Bewegung für eine Volksabstimmung über Ludwig XVI. betheiligte sich der genannte Politiker nur mit großer Zurückhaltung,

indem er die vom Gesetze gezogenen Schranken aufs Korrekteste respektirte. Nach der Verfassung war es nicht erlaubt, die Agitation für eine Volksabstimmung fortzusetzen, nachdem die Nationalversammlung die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs ausgesprochen hatte. Kaum waren die ersten Artikel des betreffenden Dekretes angenommen worden, so sagte Robespierre und mit ihm Pétion zu den Vertretern der Volksmassen, welche das Sitzungslokal umstanden, die Agitation für Absetzung des Königs hätte als ungesetzlich auf der Stelle aufzuhören. Die Menge nahm auf die bezeichnete Botschaft hin eine drohende Haltung an und pfiff den heraustretenden Robespierre aus; so wenig war dieser in der hier beschriebenen Zeit der Mann der äußersten Linken.

Etwas radikaler ging Danton vor, als der Vater der Regentschaftsidee, und Brissot sowie Camilles Desmoulins hielten sich auf der gleichen Linie. Brissot entwarf eine Bittschrift an die Nationalversammlung, in welcher behauptet war, Ludwig XVI. hätte durch seine Handlungsweise am 21. Juni implicite abgedankt. An diese staatsrechtlich zu weitgehende, politisch aber ganz gut zu vertheidigende These knüpfte die Petition die Forderung, die Nationalversammlung solle „mit allen konstitutionellen Mitteln“ die Ersetzung des Trägers der Krone herbeiführen: „Die Unterzeichneten erklären, daß sie niemals Ludwig XVI. als ihren König anerkennen werden, es sei denn, daß die Mehrheit der Nation eine dem Inhalt der Petition entgegengesetzte Willensmeinung an den Tag legt.“ Die fortgeschrittensten unter den Jakobinern verlangten also bloß, daß auf verfassungsmäßigem Wege die Person des Königs geändert werden möchte; die Abschaffung des Königthums beantragten sie mit nichten. Recht charakteristisch war, daß Choderlos de Laclos, der Vertrauensmann des Herzogs von Orléans, im Jakobinerklub die radikalsten Vorschläge zur Beseitigung Ludwigs XVI. machte. Er rieth, eine Monsterpetition mit zehn Millionen Unterschriften herbeizuführen, indem man auch Passivbürger, Frauen und Minderjährige unterschreiben ließe. Robespierre widersprach dem Antrage von Choderlos de Laclos, soweit er sich auf Frauen und Minderjährige bezog, besonders entschieden opponirte er aber überhaupt dem ganzen Monsterpetitionsprojekte als unklug. So hielt er sich in jeder Beziehung zu den Ordnungsparteien; erst der fortgesetzte Landesverrath der Krone hat ihn wie die meisten Blutmenschen der späteren Zeit in andere Bahnen fortgerissen.

Was den Herzog von Orléans selber anbetraf, so hatte er sich gleich nach des Königs Flucht in den Jakobinerklub aufnehmen lassen. Daß der Prinz ein Mann von 600000 Livres Rente war, that seiner Position in dem Bourgeoisverein der Jakobiner wahrlich keinen Abbruch. Der älteste Sohn des Herzogs von Orléans, der Herzog von Chartres, zählte ebenfalls zu den Mitgliedern des Klubs, dessen damalige soziale Zusammensetzung ziemlich denselben Regenschirm-Charakter aufwies wie die Kreise, welche 1830 den gewesenen Herzog von Chartres zum Könige der Franzosen gemacht haben. Der zweite Sohn Philipp von Orléans', der Herzog von Montpensier, that als Gemeiner Dienst in der Nationalgarde, freilich als ein Gemeiner, von welchem die Zeitungen Notiz nahmen, wenn er „mit Säbel, Patronentasche und Gewehr“ auf Wache zog. Philipp von Orléans selber zeigte sich in diesen Tagen, welche für seinen Vetter Ludwig XVI. so besonders kritische waren, mit einer gewissen Ostentation in der Oeffentlichkeit. In einem Break, nur von einem einzigen Lakaien begleitet, fuhr er langsam auf und ab vor jenen Tuilerien, deren erlauchtem Bewohner er so gern seine Dornenkrone abgenommen haben würde. Ewig lächelnden Mundes, überallhin aufs Egalitärste grüßend, schien er jeden Augenblick eine Demonstration zu seinen Gunsten zu erwarten. Aber die Volkskundgebungen blieben vollständig aus, wie Aulard meint, weil der Herzog den bürgerlichen Klassen zu liederlich war, als daß er bei ihnen hätte populär sein können. Immerhin erreichte Philipp, daß das Palais Royal in Palais Orléans umgetauft wurde. ein Symptom, welchem deshalb eine gewisse Bedeutung zukommt, weil die in ihm versinnbildlichten orléanistischen Tendenzen, wie schon bemerkt, die Sympathie keines Geringeren als Dantons genossen zu haben scheinen. Dieses wäre vielleicht der richtige Mann gewesen, um eine noch schwache Partei zu einer mächtigen zu machen, wenn ihr eine innere Berechtigung zukam. Und es ist nicht zu leugnen, daß die nach Varennes zweifellos hie und da aufgetauchten Bestrebungen, die jüngere Linie auf den Thron zu setzen, der in den Dingen liegenden Vernunft entsprachen. Denn der Einfluß Marie Antoinettes hielt den König nach wie vor davon ab, ohne Hintergedanken auf das neue bürgerliche Wesen einzugehen. Wer weiß, ob nicht die konstitutionelle Maschinerie in Frankreich in leidlich geordneten Gang gekommen und in ihm geblieben wäre, wenn man Philipp von Orléans bloß hätte die dreifarbige Schärpe und die

Nationalkokarde anzulegen brauchen, um aus ihm einen modernen Heinrich IV. zu machen?

Kehren wir zu jener Brissot-Dantonschen Petition zurück, welche durch verfassungsmäßige Mittel das Land von dem contrerevolutionären Herrscher zu befreien erstrebte. Die Aussicht, die Jakobiner zum Anschlusse an die Bittschrift zu bestimmen, erschien als gering; so konservativ zeigte sich der Klub. Deshalb verlegten Danton und Brissot ihre, wie schon bemerkt, nach Robespierres Auffassung nicht mehr streng gesetzliche Agitation auf die Straße. Auf dem Marsfelde, wo sich der kolossale Altar des Vaterlandes erhob, faßten Danton und drei andere Agitatoren an den vier Ecken des Altars Posto und verlasen vor Tausenden von Menschen von beiden Geschlechtern und aus allen Ständen unzählige Male die Petition. Aber der republikanische Theil der Volksversammlung wollte jetzt von dem Kompromisse mit den radikalen Jakobinern nichts mehr hören, denn die Vereinbarung besaß keine praktische Bedeutung mehr, seitdem die Nationalversammlung in der Sakrosankt-Erklärung Ludwigs begriffen war. Andererseits war kein einziger namhafter Jakobiner, weder Danton noch Brissot noch Camilles Desmoulins, bereit, die von Robert abgefaßte Petition um Einführung der Republik zu unterschreiben, und zwar um so weniger, als die Nationalversammlung das Dekret über die Sakrosankterklärung des Königs inzwischen vollständig angenommen hatte. Ließ doch die Regierung verkünden, wenn in der erledigten Sache die nunmehr gesetzwidrige Agitation ihren Fortgang fände, würde General Lafayette als Befehlshaber der Nationalgarde nach Proklamirung des Kriegsgesetzes und Entfaltung der rothen Fahne die Petenten gewaltsam auseinandertreiben. Gleichwohl versammelten sich die Cordeliers, „der Verein der Bedürftigen“ und ein Theil der anderen Populargesellschaften auf dem Marsfelde und bedeckten die Robertsche Petition mit etwa 6000 Unterschriften. An der Spitze standen die Namen Hébert, Hanriot und Santerre. In den Vereinssitzungen, welche der Kundgebung auf dem Marsfelde vorangegangen waren, hatte man sich in tönenden Phrasen berauscht, beispielsweise zum heimlichen Mitbringen von Messern aufgefordert, mit welchen den Pferden der Kavallerie die Kniekehlen durchgeschnitten werden sollten. Wirkliche Kraft war jedoch in den paar tausend Sozialrevolutionären, welche bei Weitem nicht den ganzen Pariser Arbeiterstand darstellten, und welche von verhältnißmäßig unbedeutenden Männern geführt wurden, nur in geringem Maße

enthalten. Zwar sind die Manifestanten unschuldig an zwei feigen anarchistischen Mordthaten, welche vor der republikanischen Demonstration am Altare des Vaterlandes begangen wurden, aber der Nationalgarde hatte das rebellische Proletariat nichts entgegenzusetzen als ohnmächtige Schmähungen und Steinwürfe. Die Gewaltsamkeiten, welche die Cordeliers und ihr Anhang gegen die Nationalgarde ausübten, bleiben weit hinter denen zurück, welche wir soeben in Belgien in den gleichfalls um das allgemeine Stimmrecht ausgefochtenen sozialen Kämpfen gesehen haben. Gleichwohl ließ La Fayette scharf schießen; eine einzige Salve, welcher ungefähr zwölf Menschenleben zum Opfer gefallen sind, genügte zur vollständigen Dämpfung der Unruhen. (Am 17. Juli 1791.)

Während der letzten aufgeregten Tage und speziell um die Zeit des bewaffneten Zusammenstoßes war von der sozialen Frage nicht die Rede gewesen, vielmehr hatte sich der Streit ausschließlich um die Staatsform zu drehen geschienen. Indessen konnte kein Zweifel daran sein, daß alle an dem Sturze des Königthums arbeitenden Elemente sozialdemokratischer Natur waren, und daß dem Gelingen der republikanischen Pläne die Verwirklichung der Hauptforderung in dem vorläufigen Programm der Sozialdemokraten, welche in dem allgemeinen Stimmrecht bestand, auf dem Fuße gefolgt sein würde. Im Sinne des leidenschaftlichen Hasses wider die sozialistischen Tendenzen sagte Staatsanwalt Bernard, welcher für die Verfolgung der Ausschreitungen vom 17. Juli zuständig war, in seinem Berichte an den Justizminister: „Um die Geister auf die große Explosion vorzubereiten, sind Leute, welche kein heiles Hemd und kein Paar Strümpfe auf dem Leibe haben, angeworben worden . . . Man hat sich Mühe gegeben, die Arbeiter aus den Arbeitshäusern um die Fahne der Anarchie zu schaaren, indem man ihnen die Güter des Klerus versprach, und alle Briganten durch die aufrührerischen Versprechungen des Aktivbürgerrechtes und der Landgütertheilung. Was die Marsfeld-Petition anbelangt, so würde ihr Erfolg den Krieg mit dem Auslande nach sich gezogen haben, den Bürgerkrieg, den Staatsbankrott und jedes andere Unglück. Jenes sind die gefährlichsten Feinde der Verfassung, Menschen, erdrückt von Schulden, ohne Unterkommen und ohne Eigenthum."

Trotz dieser temperamentvollen Einleitung durch Staatsanwalt Bernard, und trotzdem man die Strafverfolgung sogar auf Danton erstreckte, welcher sich für kurze Zeit nach England flüchtete, wurde der Prozeß von Seiten der Exekutive ohne Nachdruck durchgeführt

und verlief sich schließlich im Sande. Wie hätte die Nationalversammlung auch wagen dürfen, rücksichtslos gegen die radikalen und sozialistischen Elemente vorzugehen, wo diese doch ihre unentbehrlichen Bundesgenossen waren im Falle einer abermaligen Schilderhebung des Königthums gegen die Verfassung! Im Uebrigen wußte sich die Bourgeoisie für die ihr entgehende persönliche Rache schadlos zu halten, indem sie zu ihren Gunsten eine organische Verfassungsänderung in rückschrittlichem Sinne vornahm. Der Zensus für die Wahlmänner wurde nämlich wesentlich erhöht, trotzdem Robespierre in einer talentvollen Oppositionsrede darauf hinwies, daß unter dem neu einzuführenden System Jean Jacques Rousseau der Ehre, Wahlmann zu sein, nicht hätte theilhaftig werden können. Barnave antwortete dem Führer der radikalen Demokratie auf eine Art und Weise, welche deutlich zeigt, wie scharf die sozialen Gegensätze innerhalb der Revolutionspartei geworden waren: „Unter den Wahlmännern“, so sagte Barnave, „welche nicht mindestens 30—40 Franken Steuern zahlen, da sieht man nicht den einfachen Arbeiter, den Tagelöhner, den ehrlichen Handwerker, welcher emsig arbeitet, um das Nothdürftige zu erwerben, sondern Intriguanten, welche Nichts haben, und welche nicht verstehen, in ehrlicher Arbeit sich zu ernähren. Diese Individuen suchen eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, in welcher die Intrigue den Platz der Redlichkeit einnimmt, ein bischen Geist den Platz des gesunden Menschenverstandes und das Sonderinteresse den Platz des allgemeinen und stabilen Wohls der Gesellschaft. (Lebhafter Beifall.) Sind Diejenigen, welche weniger als 30—40 Franken bezahlen, Arbeiter? Nein! Sind sie Bauern? Nein! Sind sie Verfasser von Schmähartikeln, sind sie Journalisten? Ja!“ (Lebhafter Beifall.)

Wie schon bemerkt, triumphirte Barnave in Bezug auf die reaktionäre Revision der Verfassung, aber der Jakobinerklub ging über diesen unnöthigen sozialen Hader in die Brüche, indem die Mehrheit ausschied und den Klub der Feuillants begründete, zur Abwehr „der glühenden und unruhigen Neuerer“. Es war leicht vorauszusehen, daß die geschilderte rückläufige Bewegung, staatsklug benutzt, für die Wiederbefestigung der Krone großen Vortheil bringen konnte. Unmittelbar nach dem 17. Juli hatte Thomas Lindet geschrieben: „Der Haß gegen den König persönlich erzeugte den Wunsch nach Abschaffung des Königthums; die Furcht vor Unordnung wird mit dem Königthum aussöhnen und vielleicht mit

dem Könige persönlich." Genau so verlief die Entwicklung. Indem kein Zweifel mehr daran war, daß Ludwig XVI. demnächst den Eid auf die Verfassung ablegen würde, ging ein warmer Hauch von Royalismus durch das französische Bürgerthum, welches an den Betrug des Königs und seiner österreichischen Gemahlin schlechterdings nicht erinnert sein wollte. Die allgemeine Stimmung wahrnehmend, spielten die Pariser Theater fast nur noch erzroyalistische Stücke, wie „Gaston et Bayard", „Henri IV. à Paris", „Richard coeur de Lion" und andere romantische Bühnenwerke mehr. Und als der König nun wirklich die Verfassung beschwor, als er vor der Nationalversammlung noch einmal das feierliche Gelöbniß ehrlicher konstitutioneller Gesinnung ablegte, da schaarte sich die Nation, von aufrichtiger und tiefer Sehnsucht nach dem endlichen Abschlusse der nunmehr länger als zwei Jahre andauernden Revolution erfüllt, abermals in vollständigem Einmuthe um den uralten Thron. Freilich hing die Treue Aller von der gewissenhaften Erfüllung der Bedingung ab, daß das Königspaar sein hundertfach verpfändetes Wort endlich hielt und jedwede auf einen reaktionären Staatsstreich gerichtete Intrigue mied. Den glücklichsten Ausdruck für diesen, von der öffentlichen Meinung einstimmig gemachten Vorbehalt, fand ein kleiner Pariser Seifenhändler, welcher bei der Illumination zu Ehren der vollendeten Verfassung ein Licht in sein Schaufenster stellte hinter Oelpapier mit der Aufschrift:

> Achtet den König! So ist es gebührlich, —
> Wenn er es ehrlich meint natürlich.

Die Legislaturperiode der Nationalversammlung war abgelaufen, und es wurde eine neue Nationalversammlung gewählt, welche in der Geschichte „die Legislative" heißt, um ihr normales, auf die laufende gesetzgeberische Arbeit bezügliches Mandat zu kennzeichnen. Den Gegensatz zu der „legislativen" Nationalversammlung bildet einerseits die konstituirende von 1789, andererseits der Konvent, welcher der Ausdrucksweise der Zeit gemäß eine Revisionskammer bedeutet, und durch den die monarchische Verfassung abgeschafft worden ist. In die Legislative gelangten ganz überwiegend Abgeordnete von gemäßigter, verfassungstreuer Gesinnung. Die Wahlmänner ernannten mit besonderer Vorliebe solche Kandidaten, welche als gewählte Beamte der Departements und der Bezirke schon Erfahrung im öffentlichen Leben erworben hatten. Unter den Deputirten von Paris befand sich auch der republikanisch

gesinnte Marquis von Condorcet, aber der Marquis wurde nicht als Republikaner, sondern als pietätvoll verehrter Encyklopädist und Freund Voltaires gewählt. Auch als solcher erhielt er wegen der an den Tag gelegten Gesinnung nur 351 Stimmen gegen 347, und er maß selber seinen republikanischen Idealen eine so geringe Aktualität bei, daß er in seiner Dankrede seine Bereitwilligkeit ausdrückte, eine Verfassung zu vertheidigen, unter welcher ein freier Mann, aller Rechte sicher, sich glücklich fühlen könnte, zu leben.

Das war nicht als eine Redensart gemeint, welche die Unterschiede verwischen sollte, denn sogar den umgestalteten, ausschließlich noch aus Demokraten zusammengesetzten Jakobinerklub erfüllte ein ehrlicher konstitutioneller Royalismus. Die Jakobiner setzten damals einen Preis von 25 Louisdors für den besten patriotischen Almanach aus. Für diesen Wettbewerb verfaßte Collot d'Herbois seinen „Almanach du père Gérard“, welcher im Klub vorgetragen wurde und den Preis erhielt. Der Verfasser, welcher dereinst nach der Einnahme Lyons als Konventskommissar bis über die Knöchel im Bürgerblute waten sollte, zeigte sich in jener Schrift noch als ein warmer Lobredner der konstitutionellen Monarchie und sprach von der Einwilligung Ludwigs XVI. in die genannte Staatsform mit förmlicher Rührung. Die Idee der Einsetzung einer Regentschaft war auch unter den Demokraten vollständig erloschen, und Robespierre hielt es um seines öffentlichen Ansehens willen für nöthig, in einer Flugschrift auseinanderzusetzen, daß der demokratische Regentschaftsfeldzug nach des Königs Flucht nur der Person Ludwigs XVI. gegolten hätte, nicht „streberhaften republikanischen Zwecken“. Seine Stellung zur Frage der Staatsform präzisirt Robespierre in jener Broschüre folgendermaßen: „Ich habe den Schrecken nicht getheilt, welchen der Königstitel fast allen freien Völkern einflößt. Wenn die Nation nur an den Platz des Königs gestellt wurde, und wenn man dem durch die Natur unserer Revolution erzeugten Patriotismus einen freien Aufschwung gestattete, so fürchtete ich das Königthum nicht und auch nicht die Erblichkeit der königlichen Funktionen in ein und derselben Familie Die Republik Venedig gleicht mehr dem türkischen als dem französischen Regimente, und das gegenwärtige Frankreich gleicht mehr der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika, als der Monarchie Friedrichs oder Ludwigs XIV. Jeder freie Staat, in welchem

die Nation etwas bedeutet, ist eine Republik, und eine Nation kann auch mit einem Monarchen frei sein."

Schwungvolle, aber doch vernünftige und gemäßigte Worte, und so sprach der Führer der radikalen Minderheit in der überwiegend erheblich konservativer gerichteten zweiten Nationalversammlung! Von Herzen gönnte die Volksvertretung, als das Organ eines Landes, welches endlich wieder ungestört dem Erwerbe und dem Lebensgenusse nachgehen wollte, dem konstitutionellen Könige sein Recht und seine Ehre. Als Ludwig gegen das Ende der Legislaturperiode der ersten Nationalversammlung aber vor seinem Schwure auf die Verfassung, in der Volksvertretung erschienen war, hatten sich die Deputirten gesetzt und bedeckt, bevor sich der König setzen und bedecken durfte. Der ihm hingestellte Sessel hatte sich in nichts von dem Sessel des Präsidenten unterschieden. Seitdem war durch den Eid, welchen der Träger der Krone auf die Verfassung geleistet hatte, für die Revolutionäre das Bedürfniß weggefallen, das neue Staatsrecht der Volkssouveränität bei jeder Gelegenheit und auch in Aeußerlichkeiten hervorzukehren. Unter lebhafter Zustimmung der öffentlichen Meinung kam die Legislative auf das hergebrachte höfische Zeremoniell zurück, und als Ludwig in der Versammlung erschien, bedeckten und setzten sich die Abgeordneten erst, nachdem Ludwig sich bedeckt und auf einem mit goldenen Lilien durchwirkten Sessel Platz genommen hatte. Erleichtert aufathmend vernahmen alle Parteien, in welche der dritte Stand zerfiel, aus dem Munde des Staatsoberhauptes, daß die Revolution zu Ende wäre, und Bourgeois wie Demokraten klatschten Beifall, als der König dem Wunsche Ausdruck verlieh, daß Frankreich nunmehr seinen alten glücklichen Nationalcharakter wieder annehmen möchte. Noch wollten die Franzosen nicht mit ihrer Geschichte brechen: „Die republikanischen Prinzipien treten nicht wieder hervor", schrieb Fabre, Deputirter des Departements Aude, an seine Wähler; „die Jakobiner selbst scheinen sie zu mißbilligen, wenn in ihren Satzungen davon die Rede ist. Die öffentliche Meinung hat sich gänzlich der monarchischen Regierungsform und der Aufrechterhaltung der Verfassung zugewendet." Mit den Jakobinern wetteiferten die Girondisten in loyaler Gesinnung. So erklärte Isnard das Königthum in seiner erblichen Form für einen wirksamen Schutzwall gegen den Ehrgeiz der großen Bürger und gegen die Ränkesucht der Fraktionen. Zwar gäbe es Republikaner

in Frankreich, bemerkte der Redner: „aber sie sind sehr gering an Zahl; sie bilden keine Partei; sie beschränken sich auf theoretische Wünsche."

Leider hing die Beendigung der Revolution nicht allein von den Revolutionären, sondern ebenso sehr von den Contrerevolutionären ab, den Emigranten und den eidweigernden Priestern. Wie ich schon hervorhob, bewies die geringfügige Wahlbetheiligung, daß die Revolutionäre die Minderheit im Lande bildeten; die Mehrheit war, bei aller latenten Liebe zu den Ideen von 1789, von derselben Stimmung beherrscht, welche sich nach 1848 des preußischen Volkes bemächtigte. Da die Geschäfte stockten, die Staatspapiere und die Assignaten fielen, so hatte sich die aura popularis von den einst vergötterten Revolutionsmännern abgewendet und wünschte die Rückkehr der vorher herrschend gewesenen Klassen in die Gewalt. Daß sie daneben die Emanzipation des dritten Standes nicht angetastet wissen wollte, war unlogisch gedacht, aber die Analogie zu Erscheinungen, welche die preußische Geschichte in der Manteuffelschen Reaktionsperiode aufweist, liegt auf der Hand. Um den Kampf, welchen ihr die unversöhnten ehemals bevorrechteten Stände aufzwangen, fortzuführen, erließ die Legislative gegen die leitenden Verfechter der contrerevolutionären Tendenzen, die Emigranten und die eidweigernden Priester, zwei Dekrete. Das eine bedrohte diejenigen Emigranten mit Todesstrafe, welche nicht zurückkehren, sondern fortfahren würden, mit dem Auslande gegen Frankreich zu konspiriren. Das andere entzog den eidweigernden Priestern ihre Pensionen und stellte sie unter Polizeiaufsicht. Von der Königin berathen, that Ludwig, was die englische Krone seit dem Jahre 1707 nicht mehr gewagt hatte, wo Königin Anna die schottische Milizbill verwarf; er legte gegen die Beschlüsse des Parlaments sein Veto ein. Bei den verfassungsfeindlichen Antezedentien des Königs war das ein verwegener Schritt, aber der Erfolg schien Marie Antoinette Recht zu geben, denn die öffentliche Meinung beruhigte sich der verdächtigen Handlungsweise des Staatsoberhauptes gegenüber mit der formalistischen Auslegung, daß der König über die Art und Weise, wie er seine verfassungsmäßige Prärogative ausübe, Niemanden Rechenschaft abzulegen hätte.

Wie wenig auch die fortgeschrittensten Demokraten zu Beginn des schicksalsschwangeren Jahres 1792 an den Umsturz des Thrones dachten, zeigt folgender Zwischenfall. Der oben erzählte Konflikt zwischen der Krone und der Legislative inspirirte den Jakobiner

Carra zu einem Vortrage, welchen er im Jakobinerklub über das Thema hielt, wie man sich im Falle einer abermaligen Flucht des Königs zu verhalten haben würde. Carra meinte mit nichten, daß die Republik eingeführt werden sollte, wenn der König abermals den Ideen von 1789 offen den Handschuh hinwürfe, sondern er schlug vor, einer derartigen Eventualität dadurch zu begegnen, daß man an Stelle Ludwigs XVI. einen englischen Prinzen, den Herzog von York, zum König der Franzosen wähle. Den Jakobinern war jedoch diese Erörterung eines Dynastiewechsels trotz ihres theoretischen Charakters so fatal, daß man den Redner nicht aussprechen ließ und ihn zur Ordnung rief. Und noch immer ruhebedürftiger und monarchischer wurde die Stimmung. Endlich kapitulirte sogar die publizistische Hochburg der republikanischen und sozialdemokratischen Bestrebungen, die „Révolutions de Paris“: „Möge der König fortfahren, zu regieren, wenn er ehrlich ist!“ schrieb die genannte Zeitung, „und was das Vergangene anbetrifft: „Schwamm drüber!“ (Passons l'éponge!)

Inzwischen schrieben die Königin und der von ihr beherrschte König Briefe über Briefe an die Herrscher und Herrscherinnen Europas und erbaten sich ein internationales feudalabsolutistisches Heer gegen das konstitutionelle Frankreich. Die Einzelheiten der bezeichneten Intrigue sind in diesen Jahrbüchern von Max Lenz urkundlich beschrieben worden.*) Wirklich führte das Schicksal den Weltbrand herbei, welchen Marie Antoinette zu schüren für klug hielt. Fast alle Politiker Europas glaubten, daß der bevorstehende Krieg für Frankreich sehr unglücklich verlaufen würde. Ein so bedeutender Staatsmann wie Kaunitz, welcher einem Eroberer wie Friedrich dem Großen erfolgreich Schranken gezogen hatte, hielt für ausgemacht, daß die Koalition in ein paar Wochen die Jakobiner niedergeschlagen haben würde. War doch die französische Armee durch die Emigration fast aller Offiziere anscheinend so gut wie aufgelöst. Coblenz war in den Augen der gewiegtesten Politiker des Welttheiles der Magnetberg, welcher die Nägel aus dem französischen Staatsschiffe zog. Und auch im Lager der radikalen französischen Demokratie empfand man die schwersten Sorgen um den Ausgang des Kampfes, denn man war sich sowohl der Zerrüttung des Heeres als auch der politischen Müdigkeit des Volkes wohl bewußt. Wenn die Revolutionäre, welche schon im

*) Im 78. Bande. Jahrgang 1894.

Frieden zur Bewahrung ihrer Herrschaft des Terrorismus nicht zu entrathen vermochten, sich im Kriege behaupten wollten, that offenbar Einigkeit dringend noth. Deshalb zeigten sich Demokraten und Sozialdemokraten bereit, mit den Gemäßigten in jeder Beziehung Hand in Hand zu gehen, wie sie sich schon in der Frage der Staatsform den konservativen Gesichtspunkten untergeordnet hatten. Die „Révolutions de Paris" veröffentlichten einen Artikel von Pétion, in welchem es hieß: „Die Bourgeoisie, diese zahlreiche und begüterte Klasse, trennt sich vom Volke und stellt sich höher; sie glaubt sich auf einem Niveau mit dem Adel, welcher sie verachtet und nur auf den günstigen Augenblick lauert, um sie zu demüthigen." Bourgeoisie und Volk, so fährt Pétion in seinen Auseinandersetzungen fort, sind von den gleichen Feinden bedroht, nämlich von den gewesenen Privilegirten, und gegen diese Feinde müssen sie sich vereinigen. Der ganze dritte Stand muß sich zusammenschließen wie 1789: „oder er wird bald vernichtet sein." Wir müssen ein und dasselbe Feldgeschrei haben: „Bund der Bourgeoisie und des Volkes!" oder, wenn das besser gefällt, „Einigkeit des dritten Standes gegen die Privilegirten!" Bedingungen für die Wiederherstellung des sozialen Friedens stellen die „Révolutions de Paris" nicht; wie sie schon der konstitutionellen Krone gegenüber großmüthig „Schwamm drüber" gesagt haben, so wollen sie im Hinblick auf die äußere Lage sich auch mit dem rechten Flügel der Verfassungspartei vertragen, ohne etwa als Kompensation für diese Opfer das allgemeine Stimmrecht zu verlangen. Ja nicht einmal die Zurücknahme der reaktionären Wahlreform verlangten sie, welche die Bourgeoisie dem Tumulte auf dem Marsfelde hatte folgen lassen; so schwer bedrückte auch die Sanskülotten der gründlich erwogene und richtig erkannte Ernst der Stunde.

Die lauernde Schadenfreude, mit welcher der Hof dem Zusammenstoße des Landes mit den fremden Mächten entgegensah, entging der Legislative nicht, und wenn die Versammlung auch nicht über urkundliche Beweise für den Landesverrath der Königin verfügte, so fühlte doch jeder Deputirte, daß die von der Volksvertretung erstrebte Versöhnung Marie Antoinettes mit der Verfassung mißlungen war. Konnte die Legislative den Krieg führen, ein ausländisches Koalitionsheer vor sich, und hinter sich eine Landesmutter, welche für die Volksvertretung das Nessusgewand des Staatsstreiches wob? Angesichts der Erkenntniß von der reaktionären Unbelehrbarkeit des Herrscherpaares, begann die Königs-

treue der Legislative zu versagen, denn, wenn der Feudalabsolutismus im Felde siegreich blieb, dann ließen die Koblenzer Junker die hervorragendsten Verfechter der Ideen von 1789 das Schaffot besteigen. Mit furchtbarstem Ernste setzte eine Parlamentsrede Vergniauds der Königin auseinander, wohin ihre Intriguen die Dinge zu treiben drohten: „Von diesem Fenster aus", so sprach der girondistische Führer, „erblickt man den Palast, in welchem perfide Rathschläge den König irre führen. Furcht und Schrecken sind oft von diesem Palaste ausgegangen; heute sollen sie im Namen des Gesetzes in ihn eintreten! Mögen alle seine Bewohner sich klar machen, daß nur der König unverletzlich ist, daß das Gesetz dort unterschiedslos alle Schuldigen treffen wird, und daß kein Haupt, welches des Verbrechens überführt ist, seinem Schwerte zu entrinnen vermag." Auch abgesehen von solchen Gedanken der Rache oder der Sühne, warfen Manche in ganz ruhiger und sachlicher Weise die Frage auf, ob nicht wenigstens bei schlechtem Verlaufe der militärischen Operationen die Monarchie abgeschafft werden müßte, um der Revolution den Rücken zu decken.

Vorläufig freilich brauchte die Königin die Drohungen Vergniauds nicht zu fürchten, denn die Gruppe Vergniaud war entzweit mit der äußersten Linken, welche die Revolutionen machte, indem sie die Pikenmänner in der Hand hatte. Aus Haß und Mißtrauen gegen die Girondisten vertheidigten Robespierre und die Seinigen die durch Vergniauds Rede in ihrem Ansehen schwer erschütterte Monarchie. Sie äußerten den unbegründeten Verdacht, die Girondisten, mit Brissot an der Spitze, konspirirten mit La Fayette, um den Krieg unter der republikanischen Staatsform durch einen militärischen Diktator führen zu lassen. In seiner neu begründeten Zeitung: „La Tribune des patriotes" richtete Camille Desmoulins, der ultraradikale Bastillestürmer, einen heftigen Angriff auf die Republikaner. Der fanatischste Royalist, schrieb Desmoulins, würde lieber unter der aristokratischen Republik La Fayettes leben und unter seiner militärischen Regierung, welche Frankreich drohe, als unter der bestehenden Verfassung, denn diese gäbe einen Schusterjungen einem französischen Prinzen zum Pair und setzte sie zusammen auf dieselbe Geschworenenliste. Deshalb gehörten die wahren Jakobiner zur Partei der Konstitutionellen, indem sie nicht den Namen der Republik wollten, sondern die Sache: „Der Himmel behüte uns vor der Republik La Fayettes! Das Wort Republik, welches Cromwell beständig im Munde führte, imponirt mir nicht mehr."

Brissot vertheidigte sich im „Patriote français" mit der Behauptung, daß es eine republikanische Partei überhaupt gar nicht gäbe. Das Phantom des Republikanismus hatte so wenig Realität, daß die wüthendsten Demokraten sich sofort einen anderen Herrscher wählen würden, wenn ihnen die Absetzung des konstitutionellen Königs möglich wäre. Nun hegte ja aber Robespierre die Ansicht, daß die Republikaner gar nicht auf der äußersten Linken, sondern im Gegentheil unter den mehr konservativen Revolutionären zu suchen wären. Um die Feinde des Königthums, welche Robespierre in den Girondisten erkannt zu haben glaubte, wirksamer bekämpfen zu können, schuf auch er sich ein neues Preßorgan, den „Défenseur de la constitution". In seinen Beiträgen dokumentirte sich Robespierre als einen theoretischen Freund der radikal demokratischen Republik aber Vernunftmonarchisten in der praktischen Politik: „Ich liebe Cromwell nicht mehr als Karl I. Was kümmert es mich, zum Teufel, wenn angebliche Patrioten mir die nahe Aussicht auf ein mit Blut besudeltes Frankreich zeigen, um uns des Königthums zu entledigen, wenn sie nicht die nationale Souveränität und die bürgerliche und politische Gleichheit auf seinen Trümmern begründen wollen?"

Also vorläufig hielt Robespierre entschlossen an der konstitutionellen Monarchie fest, und das war Mäßigung genug von einem so radikalen politischen Denker, besonders wo der Träger der Krone sich immer so gehässig gegen die Konstitutionellen benommen hatte; zuletzt noch durch zweifache Einlegung seines Vetos. Und der König verfolgte die treulose Staatskunst seiner Gemahlin beharrlich weiter. Oesterreich den Krieg zu erklären, was die Legislative wegen erfolgter beleidigender Einmischung jener schon damals erzreaktionären Macht in innere französische Verhältnisse verlangte, weigerte sich Ludwig allerdings nicht. Hatte er doch unter dem Einflusse und unter eifriger Mitwirkung seiner Gemahlin lange daran gearbeitet, Oesterreich zu jener Intervention zu drängen. Marie Antoinette konnte den Tag nicht erwarten, wo eine Armee ihrer österreichischen Verwandten ihr Luft machen und ihr die Aufhebung der nicht nur in den Einzelheiten sondern noch mehr in ihren heilsamen Prinzipien boshaft gehaßten konstitutionellen Verfassung ermöglichen würde. Für die Wiederherstellung ihrer faden Amüsements von Trianon in voller Unumschränktheit war die Königin der Franzosen auch bereit, Abtretungen in Elsaß-Lothringen oder sonst wo zuzugeben, soweit sie behufs Erreichung jenes Zweckes

unvermeidlich sein würden. Zu großer Zufriedenheit des Hofes begann der Krieg an der belgischen und an der sardinischen Grenze mit mehreren Schlappen der französischen Streitkräfte. Diese Mißerfolge riefen eine gewaltige Aufregung hervor, nicht nur in der Hauptstadt, sondern fast noch mehr in den östlichen und südöstlichen Departements, welche von Deutschland und Italien her der Invasion zunächst ausgesetzt waren. Die allgemeine Nervosität theilte sich auch der Legislative mit, und sie faßte den brutalen Beschluß, daß die eidweigernden Priester nach Cayenne deportirt werden sollten. Zugleich verfügte sie durch ein anderes Dekret die Zusammenziehung von 20 000 Mann bei Paris. Das bezeichnete Korps sollte aus gewählten Vertretern der Nationalgarde des ganzen Landes bestehen und je nach den Umständen entweder der Feldarmee zur Reserve dienen oder einen Staatsstreich des Hofes niederschlagen helfen.

Ludwig XVI. legte gegen beide Beschlüsse der Volksvertretung sein Veto ein; hinsichtlich des Priesterdekretes mit Recht, obgleich der römische Klerus tückische landesverrätherische Wühler in sehr bedeutender Zahl umfaßte. Dagegen durfte die Zusammenziehung eines aus der gesammten französischen Nationalgarde genommenen Föderirtenkorps von einem ehrlich konstitutionellen Herrscher unter den obwaltenden Umständen nicht verhindert werden. Man muß sich, um über die bezeichnete folgenreiche Angelegenheit zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, von dem weit verbreiteten Vorurtheil losmachen, als ob die damaligen Föderirten Schurken und Mörder gewesen seien. Die Nationalgarde enthielt, wie wir gesehen haben, den Abschaum der Gesellschaft überhaupt nicht in sich, sondern setzte sich durchweg aus den besseren Klassen zusammen. Die blutigen und feigen Ausschreitungen der Föderirten gehören ganz überwiegend der späteren ochlokratischen Epoche der Revolution an, deren Eintritt nur durch die Fehler und Sünden der Krone möglich geworden ist. Im konstitutionell-monarchischen Zeitalter der Revolution bildeten die Föderirten nicht den Auswurf, sondern im Gegentheil einen ganz ausgezeichneten Bestandtheil des französischen Bürgerthums. Ihrer Zweitausend kamen, sich über das Veto der Krone hinwegsetzend, als Vertreter provinzieller Nationalgarden nach der Hauptstadt, um sich der Legislative sowohl zur Abwehr eines Staatsstreiches als auch gegen die Invasion zur Verfügung zu stellen. Von den Offizieren, welche jene Zweitausend sich wählten, und welche allerhöchstens 200 an der Zahl gewesen sein können, haben in den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches nicht weniger

als 46 die Rangstufe eines Divisionsgenerals oder Marschalls erklommen. Es gehörten dazu Masséna, Mortier, Oudinot, Souham, Gouvien Saint-Cyr, Jourdan, Brune, Championnet, Maison, Lannes und Moreau.*)

Der Einspruch des Königs gegen die Formirung des Korps von 20 000 Mann eröffnete die für geschlossen erklärte Revolution von Neuem. Die Arbeiter der Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau veranstalteten eine öffentliche Kundgebung, nicht um die Monarchie zu stürzen, sondern um dem Träger der Krone zu drohen, und um ihn zu einer verfassungstreuen und nationalen Politik zu drängen. Der Maire Pétion, welcher so besonders nachdrücklich für die Einigkeit des gesammten dritten Standes eingetreten war, erwirkte für die Arbeiter das von diesen in durchaus gesetzlicher Weise nachgesuchte Recht, bewaffnet demonstriren zu dürfen. Am Jahrestage des Schwures im Ballhause (dem 20. Juni 1792) versammelten sich Tausende aus den unteren Klassen; Männer, Frauen und Kinder, und zogen, die einen mit Piken und sonstigen primitiven Waffen, die anderen mit grünen Zweigen, Blumensträußen und Kornähren in harmlos vergnügter Stimmung und in guter Ordnung zur Nationalversammlung. An der Schranke der Volksvertretung las einer aus der Menge eine Petition vor, welche kein Wort von Republik enthielt, sondern nur dem wahren Sachverhalt gemäß erklärte, daß Frankreich nach allem Vorangegangenen keine andere Form der Monarchie mehr zu ertragen vermöchte als die ehrlich demokratische: „Wir verlangen, daß der König keinen anderen Willen als den des Gesetzes haben soll. Ein Einzelner darf den Willen von 25 Millionen Menschen nicht beeinflussen. Wenn wir ihn aus Rücksicht auf seinen Posten lassen, thun wir das unter der Bedingung, daß er ihn konstitutionell ausfüllt. Wenn er davon abweicht, ist er nichts mehr für das französische Volk. Paris hat sich erhoben; es wird Blut fließen, wenn die Verschwörer nicht entlarvt werden. Und wenn die Unthätigkeit unserer Heere von der ausführenden Gewalt kommt, so vernichte man diese!"

Der Präsident der Legislative betheuerte dem Volke, daß man die Verbrechen der Verschwörer zu verhindern wissen würde, und ermahnte die Bittsteller zu gesetzlichem Verhalten. Die Ansprache des Vorsitzenden wurde von den Manifestanten günstig aufgenommen,

*) Vgl. Oncken „Zeitalter der Revolution" 1,1 : 455.

und die Menge zog sich befriedigt zurück, um sodann die Richtung nach den Tuilerien einzuschlagen. Hier drang sie ein, ohne sonderlichen Widerstand zu finden oder nennenswerthen Unfug anzurichten. Von Raub insbesondere war keine Rede, ebensowenig wie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten des 18. und des 19. Jahrhunderts, als die Arbeiter von Paris sich gewaltsam die Schlösser ihrer Könige öffneten. Im Nu hatten sich die Manifestanten auch in das Gemach ergossen, wo der König weilte. Er hatte eine größere Zahl von Priestern um sich, darunter einige in Weiß. Die Geistlichen verschwanden, sobald das Volk erschien, bewaffnet mit Piken, Sicheln, Heugabeln, Sensen, Sägen und mit Messern, welche an Stangen aufgebunden waren. Indem eine immer dichtere Schaar in das Zimmer quoll, zog sich der König bis an den Rand des Raumes zurück und setzte sich, von einigen Nationalgardisten umgeben, auf ein Fensterbrett. Hier wurden von den Eindringlingen die Tafeln mit den Menschenrechten vor ihn hingestellt. Er schwenkte seinen Hut und rief: „Es lebe die Nation!“ Vielstimmige lärmende Mißbilligung antwortete ihm. Man vernahm u. A.: „Wählen Sie zwischen Coblenz und Paris! Jagen Sie die Pfaffen weg! Sanktioniren Sie die Dekrete!“ Ludwig drückte den Nächsten die Hände und versuchte, den Hut schwenkend, zu Worte zu kommen. Als ihm das nicht gelang, ließ er sich von einem Sanskülotten, welcher eine rothe Mütze in der Hand trug, die genannte Kopfbedeckung geben und setzte sie auf. Die rothe Mütze war zu jener Zeit noch nicht das Abzeichen der ochlokratischen Mörder, sondern das Symbol der ehrlichen, anständigen Arbeiterpartei. Unbeschreiblich war die Sensation, welche die Freiheitsmütze auf dem Haupte des Monarchen hervorrief, zumal Ludwig sogar aus einer ihm gereichten Flasche auf die Gesundheit seiner ungebetenen Gäste trank: „Der König trinkt! Der König hat getrunken!“ wurde gerufen, „ . . . Er trägt die Freiheitsmütze auf dem Haupte. O! könnte er die Freiheit in dem Herzen tragen!“

Die Leute, welche bei dem Träger der Krone ohne Erlaubniß eingetreten waren, stammten aus früher recht königstreu gewesenen sozialen Schichten. Wie die „Révolutions de Paris“ berichten, nahmen „alle Kohlenträger, alle Starken der Halle“ an der Demonstration Theil. In meinem ersten Aufsatze habe ich erzählt, wie eine dem Könige dargebrachte Ovation der Kohlenträger auf Marat einen solchen Eindruck machte, daß er seine republikanischen Anwandlungen öffentlich verleugnete. Eben jene Menschenklasse,

und was ihres Gleichen war, empfingen, indem sie erbittert in das Schloß des Königs stürmten, von Ludwig wiederum einen sehr günstigen Eindruck. Er hatte den Tumultuanten gegenüber eine Art, welche Kaltblütigkeit mit Gutmüthigkeit aufs Glücklichste verband. Er trank mit den Sansküllotten und trug ihre Kopfbedeckung, aber er versprach die Sanktion der Dekrete nicht. Die Volkskundgebung fand ihren Abschluß in einem mehrstündigen Vorbeimarsch der Theilnehmer bei dem Könige, der Königin und dem Kronprinzen. Mehrfach ertönten aus der Kolonne grobe und drohende Zurufe zu dem Königspaare und besonders zu Marie Antoinette hinüber, aber es überwog doch der naive Ausdruck der Anhänglichkeit und der Ehrfurcht. Befriedigt gingen die Massen auseinander. Sie hatten wieder einmal gesehen, daß Louis trotz alledem ein braver Kerl war, und die Königin hatten sie gewarnt. Alles in Allem genommen war die Monarchie an diesem aufgeregten Tage nicht von Neuem erschüttert, sondern eher gekräftigt worden.

Sieben Wochen später wurde das Königthum beseitigt. Das Heer der ausländischen Könige hatte inzwischen seinen Aufmarsch beendigt. Aulard weist überzeugend nach, daß nicht abstrakte Freiheits- und Gleichheitsschwärmerei die Ursache zum Sturze Ludwigs XVI. gewesen ist, sondern lediglich das Bedürfniß der Landesvertheidigung. Solange es die militärischen Interessen irgend erlaubten, hielten alle Revolutionäre, Bürger wie Arbeiter, den Thron aufrecht. Als sie jedoch die Kugeln des Herzogs von Braunschweig in der Front und den Staatsstreich im Rücken hatten, da entledigten sie sich des Königthums, so sehr die konstitutionelle Monarchie allen Vertretern der Ideen von 1789, auch den radikalsten, nach wie vor erwünscht gewesen wäre. Bei dem Angriffe auf die Tuilerien (am 10. August 1792) fochten in den vordersten Reihen jene Föderirten, welche in der Folgezeit Napoleons I. Marschälle und Generale geworden sind. Ludwig XVI. hätte diese jungen Männer ebenso gut haben können, wenn er als ein ehrlich konstitutioneller Herrscher hätte das Land gegen das internationale contrerevolutionäre Junkerthum vertheidigen wollen. Aber die Königin hatte immer wieder die Aussöhnung ihres Gemahles mit den Konstitutionellen hintertrieben, denn die banale Frau wollte um jeden Preis den netten, anständigen, ihrer Herkunft angemessenen Hof wieder haben, welchen sie sich nur im Rahmen des Feudalabsolutismus vorzustellen vermochte. Daß die

Politik der französischen Krone vorzugsweise auf jenes Ziel gerichtet sein müßte, kam der Königin ganz selbstverständlich vor; in dieser Hinsicht beschlich sie nie der leiseste Zweifel.

Wie man sich das bei einem Sozialisten denken kann, huldigt Aulard der Ansicht, daß die Geschichte von den Massen, nicht von einzelnen Persönlichkeiten gemacht wird. Indessen läßt unser Historiker in Bezug auf die französische Revolutionszeit zwei Ausnahmen zu, Napoleon und Ludwig XVI. Diese Zusammenstellung klingt im ersten Augenblicke paradox, aber sie ist gleichwohl richtig. Trotz der so sehr bescheidenen Gaben des Königs war Ludwigs Haltung von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung für den Gang der Revolution und zwar lediglich wegen seines ihm angeborenen Ranges, welcher länger als man gewöhnlich glaubt, allerseits mit außerordentlichem Respekt betrachtet worden ist. Die Folgerungen, welche die Geschichtsschreibung aus jenem Satze Aulards zu ziehen vermag, sind von so großer Tragweite, daß allein um seinetwillen die ganze Geschichte der Revolutionszeit wird neu geschrieben werden müssen. Seitdem Aulard mit seinem Buche hervorgetreten ist, liegt deutlich auf der Hand, wie wenig Sybel und Taine als abschließende Darstellungen der betreffenden weltgeschichtlichen Perioden gelten können. Im Einklange mit Sybel und Taine sagte Treitschke einmal, daß alle ernsten politischen Denker ein sehr hartes Urtheil über die französische Revolution zu fällen genöthigt wären. Nun! diese Strenge dürfte ermäßigt werden müssen. Wenigstens scheint der jetzt erreichte Stand der Wissenschaft darauf hinzudeuten, daß früher oder später ein der Aufgabe völlig gewachsener Geschichtsschreiber kommen und zeigen wird, wie auch die radikalsten Maßregeln der Revolutionäre zu einem erheblichen Theile durch die unversöhnliche Feindschaft der Königin zu rechtfertigen sind. Andererseits wird aus demselben Grunde die stets so scharf getadelte Haltung des französischen Adels viel milder zu kritisiren sein. Es ist ein der menschlichen Natur widersprechendes und deshalb unbilliges Verlangen, daß die französische Aristokratie dem demokratischen Umbau des Staates zustimmen sollte, ohne von Seiten der Krone irgendwelchen Druck erfahren zu haben. Wenn nicht eine gewisse Pression durch das Königthum stattgefunden hätte, würde sich auch der preußische Adel niemals den Stein-Hardenbergschen Gesetzen unterworfen haben, ebensowenig wie das Haus der Lords einer Königlichen Drohung mit einem Pairsschube zu entrathen vermochte, um sich zur Annahme der

Parlamentsreform bekehren zu können. Die bevorrechteten Stände in Frankreich jedoch wurden von der Krone in keiner Weise dazu angehalten, an der konstitutionellen Verfassung, deren Zustandekommen die Jakobiner so ehrlich und inständig wünschten, auch ihrerseits loyal mitzuarbeiten. Im Gegentheil! Zu den gehässigsten contrerevolutionären Ränken wurde der Adel von der ebenso falschen wie nichtigen Königin angereizt. Die Konstitutionellen aber sahen sich in der Nothwehr gewungen, immer weiter zu gehen und der extremen Unvernunft der Herrscherin ein extremes Vernunftrecht entgegenzustellen.

Trotz der materialistischen Lehre von der geschichtsbildenden Kraft der Massen kann es sich auch in Gegenwart und Zukunft immer wieder ereignen, daß eine frivole Persönlichkeit auf dem Throne den redlichen politischen Idealismus einer großen und edlen Nation in ungewollte unheimliche Bahnen drängt. Ist doch das Prinzip der Erblichkeit ebenso gut ein Lotto wie das Prinzip der Volkswahl. Der ungeheure Einfluß, welchen eine Marie Antoinette auf das Schicksal nicht bloß Frankreichs, sondern der Welt auszuüben vermochte, bildet eine sehr niederschlagende Erinnerung für die Menschheit, welche ewig den Sisyphusblock des politischen Fortschrittes wälzt.

Schule des Lustspiels.

Von

Walter Harlan.

II.

Die komische Lust.

Komische Lust ist ein Kraftgefühl, das durch die Blamage einer Schwäche entsteht. Das Komische ist der häufigste (nicht der einzige) Grund des körperlichen Lachens. Nämlich wir lachen, wenn die angegebenen Voraussetzungen komischer Lust plötzlich eintreten. Was sonst noch dazu gehört, damit gelacht werde, kann ich erst später sagen, denn das körperliche Lachen ist nicht wesentlich Lust, sondern wesentlich Erregung.

Der früheste Grund der komischen Lust ist also eine Schwäche, der zweite, daß sie sich blamirt, der dritte das Kraftgefühl des Wahrnehmers. Diesem Alter nach sollen die drei Voraussetzungen der komischen Lust beleuchtet werden.

Die Schwäche. Eine Seeleneigenschaft, die in den Augen des Wahrnehmers irgend einem Zwecke der menschlichen Glückseligkeit oder etwa einem höheren Zwecke zuwiderläuft, nennt er eine Schwäche. Selbstverständlich ist hierbei auch der Begriff „Glückseligkeit" subjektiv aus der Vorstellung des Wahrnehmers zu verstehen. Für einen braven Hausbesitzer wäre ein großer Philosoph, der etwa seine Vermögensverhältnisse vernachlässigte, möglicherweise eine komische Figur, ein Lebensstümper.

Eine komische Handlung kann gleichzeitig als das untaugliche Mittel zum eigenen Zwecke des Narren erscheinen, und begreiflicherweise werden die Glückszwecke des vorgestellten und des wahrnehmenden Subjekts sehr oft sich ungefähr decken, aber das Wesen des Komischen liegt immer in der sichtlichen Unfähigkeit des vorgestellten Subjekts, die Zwecke zu erreichen, die der Wahrnehmende für die höchsten hält.

Arten der komischen Schwäche. Jean Paul sieht die Dummheit für das einzige (wie er pathetisch statt Schwäche sagt) „Unendlich-Kleine“ an. (Vorschule der Aesthetik, § 28:) „Im moralischen Reiche giebt es aber nichts Kleines, denn die nach innen gerichtete Moralität erzeugt eigene und fremde Achtung und ihr Mangel Verachtung, und die nach außen gerichtete weckt Liebe und ihr Mangel Haß; zur Verachtung ist das Lächerliche zu unwichtig und zum Hasse zu gut. Es bleibt also für dasselbe nur das Reich des Verstandes übrig und zwar aus demselben das Unverständige.“ Ich meine aber, daß wir — unter derselben Einschränkung der verschwimmenden Grenzen, die ich vorhin für die Eintheilung der seelischen Kräfte gemacht habe — genau entsprechend das Reich der Schwächen in die drei Gebiete der Willensschwächen, Verstandesschwächen und Sittenschwächen eintheilen dürfen. — E. v. Hartmann redet von einer „sich selbst aufhebenden Verkehrtheit des Denkens oder Wollens“ („Aesthetik“, II, 260). — Thatsächlich kann nicht nur der Unverstand komisch wirken, sondern täglich können wir wie im Leben so im Theater beobachten, wie etwa über eine Phlegmatische oder über einen Lügner gelacht wird. So edel, daß wir auch die geringste Unsittlichkeit nur verachten könnten, so edel sind wir nicht.

Willensschwäche. Der malade imaginaire leidet ausschließlich an einer Willensschwäche. Faulheit und Feigheit u. s. w. gehören zu den schätzbarsten seelischen Requisiten für das dramatische Kampfspiel.

Verstandesschwäche. Es giebt zwei Sorten Dummheit, akute und chronische, es giebt Irrende und Narren.

Irrthum. Die Komik der Irrthümer ist wohl die äußerlichste und also die billigste. Die Verwechselungen von Personen oder Sachen, die Mißverständnisse, die falschen Schlüsse, das sind Irrthümer. Wenn Briefe vertauscht werden. Wenn sich Sancho Pansa eine Nacht lang in der Schwebe über einem Graben hält, weil er den Graben für einen Abgrund ansieht. Wenn Minna von Barnhelms brave Franziska ihrem braven Wachtmeister plötzlich als die Geliebte des Majors erscheint. Zu messen ist die Komik eines Irrthums an dem Abstande zwischen Vermeintem und Thatsächlichem. Wenn Hartlebens „Gastfreier Pastor“ nun auch mal bei seinen Gastfreunden auf Logirbesuch ist und in der Gottesfrühe ein Stündchen im Fenster liegt, seine Morgenpfeife rauchend, und wenn er dann erfährt, daß es ein Bordell ist, wo er da logirt, so ist diese starkwirkende Komik auf den anscheinend unüberbrück-

baren Kontrast zwischen den Vorstellungen „Pastor“ und „Bordell“ zu schieben. Jeder (in Handlung oder Leiden angeschaute) Irrthum ist fähig, die vielen Kinder zu belustigen, denen es schon eine stolze Wonne ist, irgendwas zu wissen, was irgendwer nicht weiß.

Narrheit. Würziger freilich wird die Komik des Irrthums erst dadurch, daß sie sichtlich aus einer dauernden Schwäche, aus einer Narrheit des Irrenden herfließt.

Ein Narr ist, wer sich dauernd etwas einbildet. Es giebt aber nur eine Narrheit auf der Welt, in der alle anderen hunderttausend Narrheiten enthalten sind: nämlich das in den Augen des Wahrnehmers zu nahe gesteckte Ziel. Also darf ich die Definition des Narren enger und unterrichtender so fassen: Ein Narr ist, wer nicht mindestens aufs Ganze der Glückseligkeit geht. (Jean Paul, „Vorschule der Aesthetik“ § 28:) „Daher bereitet sich der Mensch, der sich über das Leben und dessen Motive erhebt, das längste Lustspiel, weil er seine höheren Motive den tieferen Bestrebungen der Menge unterlegen und dadurch diese zu Ungereimtheiten machen kann; doch kann ihm der Erbärmlichste das Alles wieder zurückgeben, wenn er dem höheren Streben seine tieferen Motive unterschiebt.“

Und schmunzelnd, sanft erregt, sehe ich den Narren im Fegefeuer des dramatischen Leidens braten. Warum glaubt er nicht an meine Religion!

Nicht komisch nach dem Erstickungsgesetze (S. 325) ist die krankhafte Verstandesschwäche, was Grillparzer bei der ersten Aufführung von „Weh dem der lügt“ bitter erfahren mußte. (Vgl. H. Laube, Nachwort zu „Weh dem der lügt.“) „Der wirkliche Trottel“ Galomir ist noch heute ein Gram der Regisseure und des Publikums. Max Halbe bedient sich bisweilen des Idioten, um gegen Ende des Theaterabends die noch störenden Personen wegzuknallen.

Sittenschwäche. Alle Sittenschwäche ist freilich zugleich Verstandesschwäche. Narren und „Sünder“ waren dem mittelalterlichen Christenthum ohne Weiteres dasselbe, und das war nicht nur eine fromme Begriffsmogelei, noch heute empfindet jeder Denkende alles Unrecht gegen Mensch oder Menschheit, also das Unsittliche zugleich als Narrheit. „Alles Laster, Verbrechen ist schlechte Logik.“ (F. Th. Vischer, „Auch Einer.“) Und höchstwahrscheinlich, sicherlich aber für den Dichter, ist alles Laster zugleich böser Wille.

Dennoch hat auch die komische Sittenschwäche eine hedonische

Besonderheit, wir müssen hier mit besonders deutlichem Bewußtsein zwischen leichten und schweren Narren, zwischen Lümpchen und Lump unterscheiden. Lümpchen, d. h. wer sich nur einbildet, man könnte auch mit einem nicht so ganz reinen Gewissen seines Lebens froh werden, kommt noch in den komischen Himmel, er ist nicht anders komisch, als irgend ein klugredender Dummkopf oder ein bramarbasirender Feigling. Er hat sich durch die dargebrachte komische Lust unsere Gnade erwirkt. Soll aber etwa die Gewissenlosigkeit und Lotterjustiz eines Dorfrichter Adam gestaltet werden, so müssen wir uns bewußt werden, daß wir hier im Reiche der Satire stehen. Lump kommt in die Hölle unserer Verachtung, womit durchaus nicht gemeint ist, daß die Satire irgendeine Strafe gleich auf der Bühne vollziehen müßte. Wer ein Lump ist, der ist bestraft genug.

Die Satire ist spezifisch die Dichtung für Pessimisten, denn die einzige Lust, die von ihr ausgeht, ist die Befriedigung des pessimistischen Verstandestriebes, daß sich die Welt als überwiegend schlecht herausstellt. Im Uebrigen ist nicht Lust, sondern Erregung die wesentliche Absicht der Satire, — wie auch der Tragödie. Nämlich von der Befriedigung des pessimistischen Verstandestriebes kann kein Bühnenspiel auskömmlich leben, die wenigen wirklichen und gründlichen Pessimisten, die es giebt, kommen nicht ins Theater.

Wo liegt nun aber die Grenze zwischen Komik und Satire? Ich antworte: keinen Unwillen erregend, also komisch sind nur die Laster, deren der Wahrnehmende auch selbst fähig ist oder war oder bei gegebener Gelegenheit wäre. Diese verzeiht und belacht er. Im Hinblick auf das normale Theaterpublikum könnte ich antworten: die bürgerlichen Laster. Molières „Geizigen" wird Niemand, den „Tartuffe" wird wohl Jeder als Satire empfinden.

Bei der Mischung eines Charakters steht selbstverständlich nichts im Wege, einen schweren Verbrecher zugleich als kleinen, als Lümpchen erscheinen zu lassen. Bei der köstlichsten satirisch-komischen Figur, Falstaff, ist eine grimmige Satire durch die verschwenderisch beigegebene Komik zum Gipfel einer würzigen Lust erhoben.

Die Blamage ist ein Wort, das vom heutigen deutschen Sprachgefühl ohne Weiteres in seinem ganzen Gehalte aufgenommen wird; der Erweis einer Schwäche, — also: deductio ad absurdum intuitiva, — stupiditatis ad oculos demonstratio, — das ist die

Blamage. Und bei jeder Blamage ist das unser Gefühl: siehste, das kommt davon! —

Auch das nothwendige blamirende Subjekt liegt im Worte, man kann nur „sich blamiren,“ allenfalls kann ein Schalk das Seine dazu thun, man kann den Leuten, die irgend einen Ast unter ihrem Poder absägen, dringend dazu rathen, man kann auch mit bester Lustwirkung durch Handlungen ihre Absicht erst erzeugen, aber ihr Wille muß frei bleiben, — sonst würde ein lustloses Leiden entstehen, nie eine Blamage. Das Wörtlein giebt auch den zuverlässigsten Maßstab für das Vorhandensein der komischen „Schuld“ oder „fahrlässigen Schuld“ (von Hartmann Aesth. II 324), wovon die Aesthetiker sehr viel Richtiges geschrieben haben, — wer nichts dafür kann, blamirt sich nicht. Der psychologische Grund aber solches Ausbleibens der Blamage ist der, daß nur einer Schuld ein Verdienst gegenüber stehen kann, daß unser Kraftgefühl ausbleibt, wenn die erwiesene Schwäche durchaus unverschuldet war. Uebrigens pflegt es der naive Wahrnehmer mit der komischen Schuld nicht allzu logisch zu nehmen, wie wir an manchen Beispielen, freilich nur solchen niederer, die geringsten Kraftgefühle auslösender Komik, ersehen können; vor einem Kinde blamirt sich ein stolpernder Blinder; und der nächtliche Angriff der Maikäfer auf Maxens und Moritzens Onkel ist auch nur etwa auf die allgemeine „Schuld“ zurückzuführen, daß er ein Onkel ist.

Schwäche, ehe sie sich blamirt, kann nicht komisch sein, weil sie nicht erscheint. Erst wenn der Dummkopf mindestens sagt, er habe Aussicht, Reichskanzler zu werden, oder wenn er Schritte thut, um eine neue Religion zu stiften, fängt die Dummheit zu leuchten an.

Das Wesen der Blamage nun liegt darin, daß etwas anders wahrgenommen wird, als es gedacht war. „Inkongruenz zwischen einem Begriff und den realen Objekten!“ (Schopenhauer „Die Welt a. W. u. V. I. 13 und II. 8.) Im Bühnenspiel ist das „reale Objekt“ das Geschehen. Religion stiften und dieser vor uns stehende bewährte Schafskopf! Oder: wenn wir den Sittlichen aus Rudolstadt mit Rita Revera in ihr Schlafzimmer gehen sehen, so widerspricht diese Wahrnehmung unseren bisherigen durch die kleine Komödie sorgsam genährten Begriffen just von der Rudolstädter Sittlichkeit. Offenbar ist das Hin- und Herspringen unserer Seele zwischen zwei weit entfernten Vorstellungspolen, der begrifflichen und der wahrgenommenen Vorstellung, eine lebhafte physische

Thätigkeit und dadurch an sich Grund eines Kraftgefühles, es wäre sagar denkbar, daß eine künftige Physiologie hier einen körperlichen, nervischen Lustgrund nachwiese, — ich muß mich mit jenem Bilde von der zwischen zwei Polen umspringenden Seele begnügen, an das ich aber glaube.

Solches Umspringen, also der Widerspruch zwischen Gedachtem und Andersgeschehendem, den die um das Interesse kastrirte Aestethik für den jüngsten Grund des Komischen ausgeben mußte, kann aber an sich nur eine schwache Lust sein, den sie wird durch den alltäglichsten kleinen Aerger erstickt, vor Allem durch jede Enttäuschung.

Wie es kommt, daß aus jenem Widerspruch überhaupt Lust entspringt, kann erst später vollkommen klar werden, nur das Nöthigste sei hier vorweggenommen: das Umspringen der Seele zwischen den beiden Vorstellungspolen ist Erregung, und jede Erregung enthält an sich eine Lust, nämlich die Lust an der Lebens- oder Nerventhätigkeit; aber diese verhältnißmäßig schwache Erregungslust, die ja durch jedes Ungewöhnliche mit der Erregung erzeugt wird, kann keineswegs das herzhafte Vergnügen am Komischen ausmachen. Dieses kann nur aus dem ausgelösten Gefühl einer im Wahrnehmer lebenden der fremden Schwäche gegenüberstehenden Kraft erklärt werden, wovon alsbald zu reden ist.

Vollziehen kann sich die Blamage auf dreierlei Art: durch Worte, durch Handlungen, durch Leiden.

Durch Worte. Besonders die intellektuellen Schwächen lieben dieses Mittel, sich zu offenbaren. Der Mutterunwitz ist bisweilen köstlicher als sein Gegentheil, die naive Verstandeskraft; und jeder Auchlustspieldichter weiß es, daß seine Dummen statt Gallus Matthiae regelmäßig Galli Matthias sagen und fortwährend falsche Fremdwörter gebrauchen müssen. Alles Mundartsprechen wurde wohl ursprünglich von dem „gebildeten“ Theaterpublikum als Bildungsschwäche empfunden. Allenfalls wäre hier noch anzumerken, daß der jeweilig bornirteste Unsinn grundsätzlich in die feierlichsten Worte zu kleiden ist.

Komischer noch, als wenn er nur die Welt für überwiegend unlustig erklärt, wird der Gernekrank durch Handlungen, also wenn er sich z. B. ins Bett legt. Es kann Jemand komisch werden, ehe er leidet, und selbst ohne daß der Wahrnehmer auf ein Leiden gespannt wäre, allein durch die blamirenden Worte oder Handlungen. Wenn Piepenbrink mit dem Journalisten Bolz, der ihn

soeben so köstlich aufgezogen hat, Brüderschaft trinkt, so tritt die komische Wirkung einzig durch diese blamirende Handlung ein. Piepenbrink geräth überhaupt in keinerlei Leiden, auch später nicht, wir sind auch nicht etwa fälschlich auf ein Leiden gespannt, weil wir uns irgend ein künftiges Leiden Piepenbrinks ahnungsweise vorstellten, etwa seinen Aerger, falls er der Hinterlist des Stimmenjägers später mal auf die Sprünge kommen sollte. — Weder in dieser Szene noch im Verlaufe des ganzen Freytagschen Lustspiels merkt Piepenbrink, daß er zum gehorsamen Narren eines Schalks geworden ist. Der Onkel aus Sachsen in Hartlebens „Erziehung zur Ehe“ und ganz ebenso der Rudolstädter in der „Sittlichen Forderung“ blamiren ihre Weltanschauung, ohne zu leiden, beide ausschließlich durch eine Handlung. Ja, indem sie sich blamiren, gehen sie ihrem liebsten Vergnügen entgegen.

In diesen Fällen verzichten die Dichter auf die erregende und lustig spannende Darstellung, wie der Narr sein Netz, in dem er zappelt, erkennt, und eben auf die erregende Darstellung des Leidens selbst.

Meist freilich in der Komödienliteratur erscheint die blamirende Handlung der Schwäche als Ursache und lustige Vorstufe der Blamage durch das Leiden. Der Dichter kann wohl nichts Besseres thun, als seine komischen Gestalten durch alle drei Höllen der Blamage secundum ordinem zu führen.

Soweit das dramatische Leiden nicht zur Blamage einer Schwäche dient, gehört es in das künftige Kapitel von der Erregung.

Die jüngste Voraussetzung der komischen Lust ist das Kraftgefühl des Wahrnehmers. Ein Landsmann und Zeitgenosse Shakspeares, Thomas Hobbes, scheint als der erste die komische Lust „aus dem Stolze“ hergeleitet zu haben. Diese Ableitung ist seit hundert Jahren so erbittert bestritten worden, daß sie schon hierdurch beinahe bewiesen ist, denn eine verdammt lebendige psychologische Thatsache muß es doch sein, was zehn Philosophen wider die Idee gegangen ist. Ed. v. Hartmann (Aesthetik II, 325) bringt es fertig, das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit für eine „prinzipielle“ (!) „Störung der ästhetischen (!) Lust“ zu erklären. Der verehrte Denker mag es mir verzeihen, daß ich das empörend nenne. Was sollen wir denn mit seiner „ästhetischen Lust“? Wenn das Herz uns lacht, ist es uns durchaus gleichgültig, ob es ästhetisch lacht oder sonstwie. Warum

hat er denn solche Prinzipe, daß der Mensch, wenn er ins Theater oder ins Museum geht, zu Hause seinen lieben Willen einschließen müßte? Keinen, keinen von seinen Trieben schaltet der naiv genießende Mensch aus, und wenn nun ein Geschehen gleichzeitig zwei oder siebzehn Triebe befriedigt, so hat er durchaus nichts dagegen. Offenbar befriedigt jede wahrgenommene Blamage zugleich den Vernunfttrieb und die Eigenliebe. Also, die komische Lust ist auch eine „objektive, auf die Einrichtung des Weltlaufs bezügliche“ Lust, die große Kinderfreude aber, die das Komische zu machen pflegt, kann ich mir nur erklären, wenn ich mir eine solche Vorstellung in gerader Linie auf mich „bezüglich“ denke. Das Komische ist eine so besonders starke Lust, nur weil es stolz macht. Und wir hätten keinen Maßstab des Komischen, wenn wir es nicht an der Berechtigung oder Eitelkeit solches Stolzes messen könnten. Wenn die Rudolstädter Sittlichkeit zu Falle kommt („Sittliche Forderung“), wie freut sich da das großstädtische Parquet über seine, höhere Sittlichkeit! So herrlich bin ich! das zu fühlen, ist ein uns allen höchst natürliches Vergnügen, aber zu jubeln: So logisch ist die Welt! das ist wohl mehr ein Philosophenvergnügen. Und löst ein Unlogisches, z. B. daß ein Faust „Unmögliches“ begehrt, oder Wallensteins oder Macbeths Schwäche kein überlegenes Kraftgefühl, sondern tragische Gefühle in uns aus, so ist die angeschaute Selbstvernichtung überhaupt nicht komisch. Das sahen natürlich die Aesthetiker mit dem ausgehängten Willen auch und also fingen sie an, ihre schäbige Definition durch ein Ausgenommen zu schmücken: Komisch ist die Selbstvernichtung des Unlogischen, — ausgenommen wenn sie tragisch ist! Als ich dieser Begriffsflickerei zum ersten Male begegnete, erklang sofort ein schüchternes „Schon faul!“ in meiner berlinischen Seele.

Erhebung durch das Komische. Die Blamage der fremden Schwäche zeigt uns zunächst nur unser, vielleicht längst erworbenes, Haben an Kraft in festlicher Beleuchtung. Fähig indessen ist auch das Komische zur Erhebung des Wahrnehmers über sich selbst hinaus, nämlich in dem Falle, wo uns eigener oder fremder Schaden klug macht, also wo wir ein vermeintes Zweckmäßiges, weil es zum Leiden führt, als doch zweckwidrig empfinden. Ein Beispiel aus niederer Sphäre: Wenn ein Zuschauer vielleicht die Pfiffigkeit einer Ausrede bewundert, um im nächsten Augenblicke zu erkennen, daß man sich auch mit der besten Ausrede doch immer

irgend wie hineinredet, so hat ihn ein Komisches über ihn selbst erhoben. Auch alle die Fälle gehören hierher, wo einer über sich selbst als komisches Objekt lachen muß. Wenn das Wort Humor einen eigenen Sinn haben soll, so kann es nur das durch komische Lust Erhebende bedeuten.

Maßstab des Komischen. Der Grad einer komischen Wirkung richtet sich wesentlich nach dem Werthe der eigenen korrespondirenden Kraft in der Schätzung des Wahrnehmers. Die Vorvoraussetzungen des Komischen sind nicht annähernd so ausschlaggebend, wie diese letzte.

Welche von unseren Kräften nun sind uns die liebsten? Die unseren Zwecken am besten zu dienen scheinen. Und Jeder, dem sein Leben ein froher Gang zur Vollendung ist, bildet sich unwillkürlich und wohl sehr oft irrthümlich auf die zuletzt errungenen Kräfte am meisten ein. Aus unwillkürlichen Einbildungen aber fließen die Gefühle. Wer vielleicht eben erkannt hätte, daß ehrlich wirklich am längsten währt, dem wäre nichts komischer als die Lüge. Worüber wir uns nur eben erst erhaben fühlen, das ist das Komischste. Und wir schreiten vorwärts nicht nur Jeder für sich, sondern auch alle zusammen. Wer also das Menschenleben mitlebt, der Allmensch, der wird auch an die Schwächen der Menschheit jenen selben Maßstab anlegen. Allemal über die zuletzt abgesetzten Götter lacht sich's am vergnügtesten. Im Uebrigen wahre ich mir das Recht, nicht nur über gestern überwundene Weltanschauungen, sondern auch mit den Kindern über die dummen Schildbürger zu lachen, die das neue Rathhaus ohne Fensterlöcher gebaut hatten. Ein annehmbares Paradoxon, aber ein zu enges Gesetz ist es, das Fr. Th. Vischer in seinem Büchlein „Ueber das Erhabene und Komische“ aufstellt: „Die echte (?) Komik greift die wahre Größe an.“ Ja, — aber die Komik, die etwa die angemaßte Größe angriffe, könnte doch auch recht vergnüglich sein. Derselbe Vischer setzte sich später hin und dichtete seinen Faust, den dritten Theil, — einen Angriff auf die wahre Größe! — Ich kann aber nicht einsehen, warum nun z. B. dieser mattgerathene literarische Scherz echte und etwa Kortums oder Buschs „Jobsiade“ unechte Komik sein sollte.

Die Erregung.

Begriff der Erregung.

Erregung und Beruhigung bilden die dritte, die wesentlich physiologische Dimension des Gefühls. Von Hauptmanns „Fuhrmann Hentschel" stellten die Berliner mit Entzücken fest: das ginge an die Nieren! Auch Lust und Unlust, Spannung und Lösung sind von charakteristischen inneren und äußeren Ausdrucksbewegungen begleitet, ja ohne Zweifel könnte man den physiologischen Grad eines gespannten oder lusthaltigen Gefühls, z. B. durch Athmungsmessungen, bestimmen, — aber — dann hätte man niemals etwa die Lust oder Spannung, sondern nur immer die Spannungs-Erregung oder die Lust-Erregung gemessen. Die überirdische Lust der Mutter, ihr Kind an die Brust zu legen, wird beinahe nur durch einen stillen Glanz in den Augen reflektirt. Das Wesen der Erregung liegt also in ihrem Erfolge: Die Erregung ist dasjenige Gefühlselement, welches das Nervensystem und durch die Wellenschläge der Nervenkraft unsere Muskeln ins Spiel setzt. Erregung ist die Kohlensäure im Weine des Gefühls. Mit jeder Erregung ist wohl nothwendig ein ihr eigenes Lustgefühl verbunden, denn jede empfundene Lebensthätigkeit unseres Körpers oder unserer Seele muß das warme Besitzgefühl der ursächlichen zweckmäßigen Kraft auslösen. Fechner (Vorschule", II, S. 253) stellt einige Beispiele zusammen: „Niemand wird wohl in Abrede stellen, daß die Berichte von ungeheuren Katastrophen, Verwüstungen durch Erdbeben, Vulkane, Wasserfluthen, Stürme, Mordthaten, je mehr sie von gewisser Seite unser Mitgefühl für die dadurch Betroffenen in Anspruch nehmen, von anderer Seite doch um so lieber gelesen werden, je Ungeheuerlicheres sie berichten, was bloß in einem Reiz der dadurch bewirkten starken rezeptiven Erregung liegen kann, wodurch die Unlust der Vorstellung des Unglücks überwogen wird, um so leichter, je weniger uns die davon Betroffenen angehen."

Der dimensionale Gegenpol der Erregung, die Beruhigung, hat kein artistisches Interesse. Sie wird — bis zu einem gewissen Grade — durch die Lösung mitherbeigeführt, außerdem könnte es ja dem Komödienschreiber nur recht sein, wenn auch die ganze Erregung mit auf die Straße hinausginge. Die erhitzten Köpfe wieder abzukühlen, das mag draußen der Nachtwind besorgen!

Die Mittel zur Erregung.

Das Ungewohnte erregt.

Erregung kann ihren wesentlichen Grund entweder schon in der Vorstellung oder erst im Gefühl haben. Also z. B. sie kann aus der Vorstellung herfließen, daß ein geliebter Sohn Unterschriften gefälscht hat, oder sie kann erst daher kommen, daß im Gefühl verschiedene Elemente, z. B. Spannung und komische Lust, zusammenstoßen.

Weiterhin erscheinen die aus Vorstellungen fließenden Erregtheiten in zwei wesentlich verschiedenen Sorten. Entweder weisen sie auf eine einzelne erregende Vorstellung zurück, wie im Beispiele von den gefälschten Unterschriften, oder sie sind aus einer Mehrheit von irgendwie gegensätzlichen Vorstellungen herzuleiten, z. B. — wie ich im Kapitel von der Spannung schon zeigen mußte — aus der Doppelvorstellung irgend einer Glückschance und irgend einer gegenüberstehenden Gefahr. Selbstverständlich können auch zu einer Erregung eine Einzelvorstellung und ein Vorstellungsgegensatz zusammenwirken. So dem komischen Leiden gegenüber, wo das Leiden als Einzelvorstellung erregt und gleichzeitig die angeschaute Wirklichkeit und der blamirte Begriff als Doppelvorstellung.

Erregende Einzelvorstellungen.

Es besteht ein merkwürdiger Gradunterschied in der Erregung durch lustbringende und der durch leidbringende Vorstellungen; ein kleiner Aerger erregt stärker als eine große Freude, und eine kleine Gefahr erregt stärker als eine große Hoffnung. Ja, die niedere Sprache scheint der Meinung zu sein, daß man überhaupt nur über etwas Leidbringendes „sich aufregen" könne. Was selbstverständlich falsch ist.

Erregung durch lustbringende Ereignisse. Schon eine feierliche Stille kann erregen. „Wollte einer das Schweigen im Walde in Musik setzen, er würde Posaunen brauchen." (Harlan, „Die Dichterbörse", S. 311.) Die Einsamkeit in einem Dom kann erregen. Ebenso die Fermate auf einer musikalischen Pause. Eine starke Erregung des Publikums habe ich bei einer „Othello"-Aufführung beobachtet, als der schwarze Held nach langer Kriegstrennung in die Arme der heißentbehrten jungen Gattin eilte. Jedes „Wiedersehen", — gleichviel, ob es mit Lust oder Unlust

verbunden erscheint, — ist eine Erregung, auch das Wiedererkennen, die ἀναγνώρησις, die von einer kurzsichtigen Erfahrungsdramaturgie so oft als ein besonders wunderbares ästhetisches Phänomen behandelt worden ist. Jedes für einen dargestellten Menschen offenbar wichtige Ereigniß, jeder „große Moment" ist erregend für den Zuschauer; also ist auch vor Allem die gründliche Lust, in die ein Lustspiel ausklingen muß, immer erregend.

Erregung durch leidbringende Ereignisse. Die stärkste Erregung, deren wir fähig sind, pflegt durch die Vorstellung eines Leidens zu Stande zu kommen. Mit dieser besonders starken Erregung ist füglich auch eine besonders starke Erregungslust verbunden. Nebenher mag durch die Wahrnehmung des Leidens wohl meist eine sehr menschliche Lust an der eigenen zweckmäßigen Freiheit von dem wahrgenommenen Leiden sich einstellen. Das Amalgam der Erregungslust und dieser Lust an der Freiheit vom Schaden heißt die Schadenfreude. Die Schadenfreude wird von jedem Edelmenschen als eine sehr geringwerthige Lust empfunden, denn beide Triebe, die sie erfüllt, sind auf ein sehr nahes Allerweltsziel gerichtet: je plebejischer ein Mensch ist, um so erfreulicher ist ihm das bloße Lebens- (Nerven-) Gefühl, um so mehr sucht er die grobe Erregungslust auf (nur das niedrigste Volk drängt sich z. B. zu einer Hinrichtung); und nur die begründetste Bescheidenheit kann schon aus dem Gefühl irgend eines Nichtgeprügeltwerdens den Honigtropfen der Befriedigung saugen. Bei Nietzsche aber („Der Wille zur Macht", S. 398) las ich: „Es sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden" . . . In diesem Wortgepränge müßte man das Adjektiv „tragisch" dreimal unterstreichen, dann kommt ein richtiger Sinn zu Tage: dadurch, daß ein wahrgenommenes Leiden einem höheren Zwecke zu dienen scheint, wird die Erregung veredelt. Unsere Grausamkeit hat eine Ausrede.

Der naive Mensch liebt die Erregung so sehr, daß er um ihretwillen sogar eine bestimmte Dosis Unlust gern mit in Kauf nimmt. Es hat ja Leute gegeben, die sich selbst ziemlich schwere Körperschmerzen zufügten, aus dem einzig wahren Grunde, weil eine gewisse inbrünstige Ekstase ihnen diese Schmerzen werth war. Nun gar die Unlust über fremdes Leid ist so schwach, daß auch bei der bloßen Hypothese einer jenseitigen Entschädigung des Dulders

naive Seelen sich gern beruhigen, um sich nur ja möglichst unbedenklich der Erregung hingeben zu dürfen. Es giebt ein ehrliches französisches Sprichwort: „Fremdes Leid ist nur Traum“ (Mal d'autrui n'est que songe). Das wirkliche fremde Leid! Das durch die Kunst vorgestellte imaginäre Leid ist nur der Schatten eines Traums. Die ausgelöste Erregung aber ist wonnige Wirklichkeit. Die Inbrunst, mit der ein Frommer sich vorstellt, wie seinem liebsten Heiland die Nägel durch die Hände geschlagen werden, ist lauter Erregung. Hätte Christus weitere dreißig Jahre gelebt und wäre er noch herrlicher, noch mehr Gott geworden, als er war, wäre dann aber eines Tages an Altersschwäche gestorben, so gäbe es heute keinen Christen. Nun aber muß die Golgathatragödie ihre Gefühlsmacht solange behalten, wie es Menschen giebt.

Das vorgestellte Leiden ist der zuverlässigste Bestandtheil jeder Bühnendichtung, und die blinde Uebung mancher Theaterliteraten kommt schlecht und recht mit dem einzigen Grundsatze aus, daß irgend ein Pechvogel immer aus einer „Situation“ in die andere zu treiben sei. In einem gutgeheizten Raume, in einer rothgoldenen Pracht will der verkleidete Pöbel auf einem Plüschpolster sitzen und alle Abende dieselbe Komödie sehen: wie einer da vorne aus dem Regen in die Traufe oder durch ein schmerzenreiches Leben zu Tode kommt. Den Lustspielhelden aber, die zu einem endlichen Glücke geführt werden, muß es doch bis zum vorletzten Augenblicke so übel als möglich ergehen.

Erregend ist das Leiden jeder Art, am rohesten natürlich das körperliche. Kotzebue brachte es fertig, seinen „Pachter Feldkümmel“ von einem Pensionsmädchenschwarm mit Stecknadeln überfallen zu lassen, und den Theatererfolg dieses Leidens hielt er für so bombensicher, daß er einen Aktschluß daraus machte. Wir aber (warum?) ziehen es vor, uns bei seelischen Folterungen aufzuregen. Wahrscheinlich bilden wir uns ein, daß das Vergnügen an seelischen Schmerzen weniger roh wäre. Zuzusehen, wie ein Edler, dem es recht weh thut, sich in inneren Kämpfen verzehrt, das ist uns etwa das Liebste. Wenn wir uns doch nicht für so viel vornehmer halten wollten als die Leute, die an jener Stecknadelschlacht sich ergötzten!

Wegen des Verhältnisses der tragischen Leiden zu denen im Lustspiel (es sind nicht nur die lächerlichen, sondern auch zweckmäßige) mag eine leider nur flüchtig stilisirte Stelle aus Goethes Shakspere-

studien („Shakspere und kein Ende“ II. Abs. 4) hier stehen, die mir mancherlei im Kerne zu enthalten scheint, was ich auch, — nur mit mehr Umständen und dafür unterrichtender, — sage:

„Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen den einem Jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.“

Und wenn Beaumarchais im zweiten Akt des „Clavigo“ — ich zeigte schon die Entstehung der Gespanntheit an diesem Beispiel — ankündigt: „O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten!“ so hört das ganze Parquet mit Schmunzeln das Versprechen des Dichters: Es wird einer an einem langsamen Feuer gebraten! Und ein halbverdächtiger Streber!! der ein braves Mädchen sitzen lassen will!!! Ein ungetrübtes Vergnügen muß das geben.

Tragisch oder lustig oder komisch ist das Leiden an sich überhaupt nicht, sondern einzig erregend. Tragisch oder lustig wird ein Leiden erst dadurch, daß eine Kraft sich darin bewährt, und komisch ist nur das Leiden, wodurch eine Schwäche sich blamirt.

Das Leiden unserer Lustspielgestalten braucht also keineswegs nothwendig auf eine komische Schwäche zurückzuweisen. Denn, mag nun eine komische Lust mit ins Gefühl fließen oder nicht, — erregt zu sein ist ein Vergnügen an sich. Insbesondere mit einem Narren, über den der Zuschauer einmal den Stab gebrochen hat, können Schalk und Schicksal bis an die Grenze der Heilbarkeit machen, was sie wollen. Wer uns ein Leiden ist, der soll auch seinerseits leiden! Der Polizist! Mir kommt eben eine Knabenerinnerung aus Kasperltheater. Der Polizist braucht garnichts verbrochen zu haben, er kann auch gleich, wenn er auftritt, ein paar Ohrfeigen kriegen! Alle Obrigkeit bedeutet unserm naiven Freiheitsbedürfniß Unlust von vornherein, schon durch ihr Dasein. Kleistens Dorfrichter Adam ist der Sohn und Hauptmanns Amtsvorsteher Wehrhahn ist der Enkel des Polizisten aus

dem Kasperltheater. Wie oft haben uns doch solche Kerle geschuhriegelt, — da können wir mal den verhaltenen Ingrimm uns aus der Seele lachen! (Wäre hier eine „Reinigung von Leidenschaften" nicht viel einleuchtender, als auf tragischem Gebiete?) Da nun die Erregung durch das Leiden für alle dramatische Kunst so ausschlaggebend ist, muß sich der Lustspieldichter so gut wie der Tragiker zu einer raffinierten Grausamkeit erziehen. Er muß wissen, was am wehesten thut. Und insbesondere muß er sein Opfer individuell foltern. Hier gilt nun als erster Grundsatz: Nicht die eigentlichen (passiven) Leiden der Seele sind die schmerzhaftesten, sondern die aktiven: daß einer etwas thun muß. Und zweitens: Jeder muß das thun, was ihm von allen menschlichen Thätigkeiten am gründlichsten gegen den Strich geht. Ein paar Musterbeispiele hierzu hat Otto Ludwig (Dramatische Studien, Shakspere und Schiller) zusammengestellt: „Der König in jedem Zoll, der geborene Gebieter muß betteln, der Betrübte scherzen (Narr im Lear), der Sanfte muß gewaltsam sein (Brutus), der Redliche falsch (Pisanio, Isabella), der Melancholiker und tiefst Getroffene muß Possen reißen, — der Mensch, der die Arglosigkeit selbst ist, muß in Eifersucht wüthen (Othello), der Asket wird von sündiger Begier gepackt (Maß für Maß), der Neoptolem bei Sophokles muß lügen, Herakles muß jammern u. s. w." — Und nicht nur, was der Natur des Thunmüssenden zuwiderläuft, thut besonders wehe, sondern Alles, was in einem augenfälligen Gegensatz zu seinem Mögen steht. So wird jedes Leiden auf's glücklichste verschärft durch Verlegung auf eine Zeit oder an einen Ort, wo der Glückseligkeitstrieb besonders stark ist. Ich erinnere an die Leiden des Rentier Giesecke in Blumenthals „Weißem Rößl". In einem Gasthaus in Tyrol, wo man „mal ausspannen" will, sich von früh bis Abends ärgern zu müssen, das ist gewiß noch schauderhafter, als wenn man sich nur in Berlin im Geschäft ärgert. Auch eine Komödie in der Hochzeitsnacht würde den Gegensatz zwischen Müssen und Mögen bestens ausbeuten können. Oder den Engeln im Himmel müßte es einmal recht heidenmäßig schlecht gehen, daß sie für nichts und wieder nichts fromm gewesen wären!

Und nun: Paprika in die Wunde! Zu jedem dramatischen Leiden gehört das schlechte Gewissen, das Bewußtsein der Schwäche. Nachdem Shakspere im Macbeth alle Erschütterungen unserer Seele erschöpft hat, folgt als Trumpf das Nachtwandeln

der Lady; und restlos lustig ist unsere Erregung, wenn die Gogolschen Dorfbeamten ins Bockshorn laufen. Solches gemeinsame schlechte Gewissen mehrerer Narren mit dem gegenseitigen Mißtrauen, das ist nun die Höhe! So einer dürfte getrost mit dem „Verheiratheten Philosophen" des naiven Destouches ins Parquet fragen: „Ma situation est elle assez cruelle?"

Eine Grenze der Grausamkeit, ein Maß des Leidens liegt nur eben in der Forderung der Gemüther, daß jedes dramatische Leiden als heilbar erscheinen muß, und zwar wird vom Lustspiel bekanntlich eine irdische Heilung erwartet.

Also: dasjenige Lustspielleiden erregt am schönsten, das eine Gestalt in die allerschauderhafteste Seelennoth (Situation) bringt, das aber gerade noch auf's allerglücklichste geheilt werden kann. Ein solches Leiden ist ein Kleinod des Stoffes.

Insbesondere ist es auch tragisch oder gemeine Unlust, wenn Jemand, ohne just zu sterben, einen schwer entbehrlichen Theil seiner selbst unwiderbringlich verliert oder verloren hat, etwa sein Augenlicht oder seine Ehre. So erweckt z. B. die taube alte Frau in Hartlebens Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch" meines Erachtens reine Unlust. (Vergl. das Erstickungsgesetz S. 325.)

Andererseits: So unerquicklich oder erschütternd es ist, wenn Jemand stirbt, so lustig kann es sein, z. B. an einen komischen Todten zu denken. Denn das Gestorbensein ist begreiflicher Weise überhaupt kein Leiden. In einer Ballade des Schweden Bellman läuten am Grabe eines Trinkfesten die Glocken der köstlichsten Komik, genau wie in dem wonnigen Berichte der Frau Hurtig über Falstaffs Tod (Heinr. V. II. Akt, 3), und unsere Lustigkeit an Jean Pauls Erzählung von den versammelten Erben, die sich zu weinen bemühen, weil der Haupttreffer des Testaments die erste Thräne belohnen soll, wird ganz gewiß nicht durch die Vorstellung des „armen Todten" gestört. Wer todt ist, dem ist wohl.

Noch weiter darf ich unsern Spielraum ausdehnen, so weit, daß das Maß des Leidens nun fast gar keine Beengung des Lustspieldichters mehr ist: das Unheilbare selbst versagten wir uns vorzustellen, dafür aber soll nun die Einbildung dieses Unheilbaren gerade unser liebster Tummelplatz werden. Gerade die ewige Weltgebundenheit, die Todes-Angst der Narren ist ja unser Allerlustigstes. Aus Angst vor „Rad und Galgen" muß der Dorfrichter Adam über die Stoppeln davonlaufen, und auch ein Tell-

heim muß sich allen Ernstes einbilden, daß es wirklich um seine Ehre ginge. Der Zuschauer weiß ja doch, daß der König Friedrich, der liebe Gott und der Lustspieldichter einen so wackeren Offizier niemals im Stiche lassen.

Erregende Vorstellungsgegensätze.

Noch viel stärker, als durch irgend eine Einzelvorstellung wird ein Gefühl durch das gleichzeitige Auftreten mehrerer, irgendwie gegensätzlicher Vorstellungen in der Menschenseele zu einem erregten. Dies ist das Umspringen des inneren Blicks, der Aufmerksamkeitsstellung, zwischen zwei Vorstellungspolen, worauf ich schon mehrmals hinweisen mußte. In der Spannung fand sich das Hin und Her zwischen Erwartung und Zweifel, in der komischen Lust zwischen Wahrnehmung und Begriff, und der Witz zeigte sich als eine intellektuelle Kraft, einen wahrgenommenen Pol mit einem widersprechenden begrifflichen zu verbinden. Soeben noch haben uns Goethe und Otto Ludwig auf den Vorstellungskontrast zwischen Müssen und Mögen hingewiesen, und den wohl bedeutsamsten artistischen Gegensatz lernten wir bei der Betrachtung der Lust kennen: den zwischen der vorgestellten fremden Kraft oder Schwäche und dem eigenen Kraftbesitz des Wahrnehmers. Aber diese wichtigen Fälle sind keineswegs die einzigen, wo gegensätzliche Vorstellungen zugleich im Gefühl sind und also erregen.

Ja, ich behaupte, daß jede Vorstellung irgend eines Gegensatzes mindestens den Keim einer Erregung enthalten muß. Sehr richtig hat Jean Paul bemerkt, daß es kein Vergnügen wäre, eine schwarze und eine weiße Kugel neben einander zu sehen, aber das liegt einzig an der Alltäglichkeit der Erscheinung, gegen die wir völlig abgestumpft sind, heirathet ein Mohr eine schöne blasse Venetianerin, so beginnt dieser Gegensatz zwischen schwarz und weiß sofort und sehr merklich, unsere Seele zu beschäftigen.

Einen doppelten artistischen Beruf erfüllen die vorgestellten Gegensätze zu den vorgestellten Kräften und Schwächen, denn erstens erregen sie und zweitens wirken sie wie Scheinwerfer, die auf jeden gefühlweckenden Vorgang ihr allerhellstes Licht werfen können. Für die Hervorhebung der Kraft durch eine kontrastirende Schwäche und der Schwäche durch eine kontrastirende Kraft, und also für solche durch ihren Gegensatz erregende Doppelvorstellungen sind folgende Möglichkeiten denkbar:

Beleuchtung der Kraft durch eine kontrastirende Schwäche.

Die Vorstellung einer Kraft kann gesteigert werden:

1. durch die Vorstellung einer in einer anderen Figur verkörperten Schwäche. Das ist die billige, allbeliebte und unentbehrliche Technik, Helden und Schwächlinge nebeneinander zu stellen;
2. durch die Vorstellung einer Schwäche des Starken. Das kann eine thatsächliche Schwäche sein oder eine, die der Starke aus Bescheidenheit sich andichtet.

Eine thatsächliche Schwäche ist es, die eine angeschaute Kraft beleuchtet, z. B. in den Fällen, wo ein Kind (Walter Tell) muthig ist. Auch der Dichter, der eine starke That von Frauenhänden verrichten läßt, ist nicht etwa nur galant, sondern zugleich sehr pfiffig. Und wenn uns mal eine echt goldene Weisheit einfallen sollte, so wollen wir dies Köstlichste möglichst nicht einen Philosophen, sondern ein naives Menschenkind sagen lassen.

Die als Bescheidenheit (in Worten oder Handlungen) vorgestellte Schwäche eines Starken kann entweder ehrliche Einbildung oder liebenswürdige Lüge sein. Wirkungsvoller ist selbstverständlich die ehrliche Bescheidenheit. Wenn ein Weiser die ehrliche Erklärung abgiebt: „Ich weiß, daß ich nichts weiß", so macht das wirklich über Jahrtausende hin einen recht guten Eindruck, aber auch, wenn der Journalist Bolz von seinem „Taschenherzen" redet, was ich für eine zielbewußte, kokette Lüge halte, so wird das gute Publikum ohne Zweifel die Empfindung haben: was ist er doch für ein prächtiger Mensch!

Beleuchtung der Schwäche durch eine kontrastirende Kraft.

Genau entsprechend dem eben über die Beleuchtung einer Kraft Gesagten kann eine Schwäche beleuchtet werden:

1. durch die vorgestellte Kraft einer anderen Figur;
2. durch die Vorstellung einer Kraft des Schwachen.

Diese Kraft des Schwachen kann wiederum eine thatsächliche oder eine eingebildete oder eine geheuchelte sein.

Eine thatsächliche. Ich erinnere an die ehrwürdige Komödienfigur des zerstreuten Professors. Diese Gehirnschwäche hat dadurch so oft ein besonders vergnügtes Lachen entfesselt, weil mit der Vorstellung „Professor" eine Vorstellung besonderer und zwar thatsächlicher, intellektueller Kraft verbunden ist. Auch an die gegen-

sätzliche Verbindung verschiedenartiger Kräfte und Schwächen in einer Menschenbrust ist hier zu denken, etwa an die Verbindung von Verstandskraft und Sittenschwächen &c. Von den dramatischen Innenkonflikten, die sich aus solchen Charaktermischungen ergeben, ist später zu reden.

Eine eingebildete. Wie die Wirkung der Kraft durch Bescheidenheit, so wird die der Schwäche durch Dünkel gesteigert. Der dünkelhafte Schwache meint entweder, daß er von seiner Schwäche frei sei, oder er hält diese Schwäche für eine Tugend.

Zum Punkte Freifühlen von einer Schwäche gehört die dramaturgische Banalität, daß unsere Narren immer ein Auftrittslied haben müssen: „Denn ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht.“ Jedoch kann der steigernde Kontrast auch ebenso wirkungsvoll der That des Schwachen nachfolgen: Kaum hat der herzensgute Eskalus in „Maß für Maß“ den Zuhälter und seine Kunden in Gnaden laufen lassen, so redet er Weisheit über den Werth der Strenge.

Wo aber der Narr seine Schwäche sehen muß, da wird er sie zuversichtlich für eine hohe Tugend halten. Mit Würde trägt er sie in Handlungen, Worten und Geberden zur Schau und erreicht erst hierdurch den Gipfel der Lächerlichkeit. Ich empfahl vorhin, die goldenste Weisheit in den naivsten Mund zu legen, nun rathe ich, den blühendsten Unsinn durch einen ordentlichen Honorarprofessor so feierlich wie möglich vortragen zu lassen. Narrheit und Würde gehören wohl nothwendig zusammen.

Eine geheuchelte. Wohl jedes Lustspiel behandelt in einem oder mehreren Narren das Thema: Das seid Ihr und das wollt Ihr scheinen!

Die vorgestellten Gegensätze als Parteien. Die stärkste Erregung muß entstehen, wenn die Gegensätze im Vorgestellten nicht nur nebeneinander stehen, sondern einem inneren Drange folgend sich in die Haare fahren. Und da wäre ich denn beim Kampfe, der die Seele des Bühnenspiels ist. Wenn sich zwei Gegenspieler des Lebens oder unserer Dichtung in ihrem Heiligsten beleidigen, sodaß der Kampf aufs Messer als unausbleiblich sich offenbart, das nannte schon Gustav Freytags Technik des Dramas „das erregende Moment!“ Vom dramatischen Kampfe, — der Nutzanwendung alles bisher Gesagten, — wird das nächste Hauptkapitel handeln.

Erregende Gegensätze im Gefühl.

Auch dadurch, daß verschiedene Gefühlselemente gleichzeitig oder in plötzlichem Wechsel lebendig werden, können bestimmte, sehr mächtige Erregungen entstehen. In die rührende Erfüllung des Shakspereschen Heinrich V. klingt fortwährend die entzückend komische Lust der radebrechenden Käthe. Und das reichste, bunteste Gefühl, das ich kenne, ist die Mischung aus komischer Lust und Erschütterung, die durch ein gründliches und gleichzeitig gründlich blamirendes Leiden eines Narren zu Stande kommt. Auch an den raschen Wechsel der verschiedenen Sorten eines Gefühlselements mag hier gedacht werden, z. B. an die Abwechselung zwischen der Lust am Zweckmäßigen und der über das Zweckwidrige, oder zwischen einer stillen lyrischen und einer plötzlich bewegten dramatischen Lust.

Das Lachen.

Auch die unwillkürliche und zwecklose Muskelbewegung des Lachens, die ja wohl dem Komödienschreiber besonders wichtig ist, wird durch eine gesetzmäßige Verbindung von Gefühlselementen — erregt.

Das körperliche Lachen ist gewiß nicht der Gipfel aller Wonne. Wenn wir uns verlieben, lachen wir nicht. Jedoch enthält es eine sehr starke, höchst angenehme Erregungslust, befördert die Verdauung und wird unter allen Umständen vom Lustspiel erwartet.

Der allgemeine Grund des Lachens, um den die Psychologie seit Cicero und höchstwahrscheinlich schon länger heiß gerungen hat, scheint nun endlich doch festzustehen. Ohne wesentliche Abweichung von der psychologischen Bestimmung Kants: „das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts" hat die Physiologie des vorigen Jahrhunderts — ich zitire zwei Stellen aus Herbert Spencers „Physiology of Laughter" (1863), die Darwin ohne Widerspruch sich angeeignet hat („Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen", Kap. VIII) — das Lachen „aus einer plötzlich in ihrem Abflusse gehemmten nervösen Energie" erklärt. „Eine bedeutende Menge nervöser Energie wird plötzlich in ihrem Abflusse gehemmt, anstatt daß ihr gestattet würde, sich in der Erzeugung einer äquivalenten Menge von neuen Gedanken und Erregungen, welche im Entstehen begriffen waren, auszubreiten" . . . „der Ueberschuß muß sich in irgend einer anderen Richtung Luft machen. Es erfolgt daher ein Ausfluß durch die motorischen

Nerven auf verschiedene Klassen von Muskeln, und hierdurch werden die halb konvulsivischen Thätigkeiten erzeugt, die wir Lachen nennen."

Ich gebe die Formel: Das Lachen tritt ein, wenn eine Spannung sich plötzlich in eine unerwartete Lust auflöst. Das Lachen aus Unlust, Wuth und dergleichen, geht die Artistik nichts an, sonst hätte ich statt unerwartete Lust „unerwartetes Gefühl" sagen müssen. Uebrigens tritt das bittere Lachen bei Enttäuschungen auch nur verhältnißmäßig selten ein. Wenn ich meine Frau an der Bahn erwarte, und der Zug braust an und hält, die Waggonthüren fliegen auf, nun die vorletzte, nun die letzte — aber das Coupée entläßt nur einen grilligen Handlungsreisenden, so ist meine „gespannte Erwartung plötzlich in nichts aufgelöst", aber ich lache keineswegs.

An die Auflösung einer Spannung „in nichts" kann ich übrigens durchaus nicht glauben, denn erstens ist ein absolut gefühlsleerer Zustand unserer Seele wohl undenkbar, und zweitens muß das lösende Ereigniß doch wohl immer ein so bedeutsames sein, daß es eine eigene Lust oder sonst ein Gefühl nothwendig mitbringt.

Die unerwartete Lust kann eine Lust am Zweckmäßigen oder komische Lust sein. Ich habe in Monaco gesehen, daß die meisten Leute beim Gewinnen lachen. (Nur bei großen Summen werden sie ernst, weil dann das lachende Gefühl durch gleichzeitig auftretende viel stärkere Gefühle erstickt wird.) Zuverlässiger tritt das Lachen ein, wenn die unerwartete Lust eine komische ist. Der Schafskopfspieler ist viel vergnügter als der Roulettespieler, weil er beim Gewinnen zugleich seine Gegner für Schafsköpfe halten kann.

„Unerwartet" muß die plötzlich im Gefühl erscheinende Lust deshalb sein, weil nur durch die Ueberraschung jene Hemmung der nervösen Energie stattfindet, eine Voraussetzung, die wohl ewig am besten dadurch erfüllt wird, daß wir den Zuschauer auf eine erhabene Lust spannen, um ihn „plötzlich" mit einer komischen zu bedienen. Doch auch, wenn wir ihn auf einen Aerger spannen und mit irgend einer Befriedigung überraschen, wird sein Lachen uns wahrscheinlich danken.

Durchaus unentbehrlich für das Eintreten des physiologischen Phänomens ist die Voraussetzung einer Gespanntheit. Schopenhauer (Die Welt a. W. u. V. II, Kapitel 8) warf die kantische Formel verächtlich bei Seite („Ihre Unrichtigkeit nachzuweisen, halte

ich für überflüssig") und stellte das Lachen auf die einzige Voraussetzung einer „plötzlich wahrgenommenen Inkongruenz zwischen dem Abstrakten und dem Anschaulichen." Das ist eine Bestimmung des Plötzlich-Komischen, — ich habe sie auch im Absatz von der komischen Lust angeführt, — nicht des Lachens. Das Plötzlich-Komische ist freilich so mächtig, zum Lachen zu helfen, daß wohl die minimale Spannung, die immer in uns lebt, der Tonus, sehr oft schon die körperliche Erscheinung hervorruft, aber deshalb fällt die Spannung als Voraussetzung des Lachens doch ganz gewiß nicht fort, und durchschlagend psychologisch gerechtfertigt wird wohl die kantische Voraussetzung durch das jämmerliche Verblassen jeder Nachwirkung beim Wiederholen desselben Scherzes, wo ja die Voraussetzung der Falschgespanntheit nothwendiger Weise wegfällt. Wenn ein Klown zum Sprunge über 12 Pferde muthig anläuft, dann aber an der Höhe des Sprungbretts stehen bleibt und sich feige umsieht, so besteht das Komische, die Inkongruenz, zwischen dem gedachten Sprunge und der wahrgenommenen Feigheit, in der Blamage, versucht er nun den Sprung zum zweiten Mal vergeblich, so vergrößert sich seine Blamage, das Lachen aber wird genau um so viel schwächer, als die Spannung schwächer wurde. Darwin notirt auch, daß die deutschen Soldaten vor Paris unter der kolossalen Spannung gegenwärtiger Todesgefahr über sehr geringe Witze unbändig gelacht hätten.

Aus diesem Falle ersehe man gleichzeitig, daß die zum Lachen nöthige Spannung nicht immer eine lustige sein muß. Aber freilich besorgt eine lustige Spannung wohl auch ein lustigeres Lachen als eine bange. Lacht erst das Herz, so lacht der Mund gerne. Homer beschreibt das Lachen der Götter als der „Ausbruch ihrer himmlischen Freude nach ihren täglichen Mahlzeiten."

(Schluß folgt.)

70 Jahre in der Provinz Posen.

Beobachtungen eines alten Staatsbeamten.

Die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen Polen und Deutschen, die neulich sogar die vornehme Stille des preußischen Herrenhauses erschüttert haben, vergegenwärtigen mir lebhaft, wie anders doch in meiner Jugend Polen und Deutsche zusammen lebten. Und aufs Neue bewegt mich die Frage, ob die gegenwärtig betriebene und bei den nationalen Parteien, — zu denen ich mich von ganzem Herzen rechne — beliebte Politik wirklich den Fortgang des Deutschthums fördert und nicht vielmehr einem früher ganz unbekannten, ja kaum mehr erwarteten Machtgewinn des Polenthums die Wege ebnet.

Ich habe 70 Jahre in der Provinz Posen gelebt und dort im Unterschiede von vielen preußischen Beamten, die sich nur auf Zeit in die Provinz versetzen lassen, ein Heimathsgefühl gehabt, zumal schon mein Vater und Großvater dort ihr ganzes Leben zugebracht hatten. Meine Familie war seit Generationen mit der Geschichte des Deutschthums und der evangelischen Kirche in der Provinz verwachsen. Mein Vater war ein begeisterter Patriot und thätiges Mitglied der evangelischen Gemeinde. Er besaß ein großes Haus an einer der damals vornehmsten Straßen der Stadt Posen, in welchem wir Kinder eine sorglose Jugend verlebten. Ich erinnere mich deutlich, wie mein Vater mit seiner polnischen Nachbarschaft freundlich verkehrte und besonders dem Prior des Dominikanerklosters nahe stand. Meine Mutter kleidete ihre beiden Knaben sogar in polnische Nationaltracht. Wir kamen uns stolz vor in den Schnurenröcken (czamarka), mit der konfederatka, der viereckigen Ulankamütze auf dem Kopfe. Andrerseits trugen die vornehmen polnischen Damen jahrelang aus Begeisterung für die Königin Luise von Preußen, die bei ihrem Besuche in Posen hochgefeiert worden war, ein weißes Tüchlein um den Hals, wie sie es bei der Königin gesehen hatten.

Nach Absolvirung der Vorschule brachten uns die Eltern auf das polnische Mariengymnasium, weil dort die Disziplin nicht so stramm sein sollte, wie auf dem erst 1833 gegründeten deutschen Friedrich Wilhelms-Gymnasium. Wir waren dort etwa zu 10 Proz. deutsche, zu 90 Proz. polnische Schüler. Jüdische fehlten ganz; diese besuchten ausschließlich das deutsche Gymnasium. Die polnischen Mitschüler gehörten zum allergrößten Theile dem Adel an. Vielleicht trug deshalb unser Gymnasium den Charakter der Herrenschule. Schon von der Quarta ab wurden wir von den Lehrern mit „Sie“ angeredet, worauf wir sehr stolz waren, zumal die Schüler des deutschen Gymnasiums erst in den obersten Klassen dieser Auszeichnung gewürdigt wurden. Die niederen polnischen Stände stellten nur wenig Schüler. Von diesen war ein Theil in dem Alumnat des Gymnasiums untergebracht, welches zur Erziehung zukünftiger Kleriker bestimmt war.

Das polnische Sprichwort Dopóki swiat bedzie swiat, nie bedzie polak z niemcem brat (So lange die Welt Welt sein wird, wird der Pole nicht des Deutschen Bruder sein) fand auf uns junge Leute noch keine Anwendung. Die polnischen Mitschüler waren sämmtlich der deutschen Sprache mächtig und so war diese auch unsere Umgangssprache. Nationale Konflikte gab es nicht, materielle Interessen trennten die Jugend noch nicht, und so schieden wir in Eintracht vom Gymnasium, ein Jeder seinen eigenen Weg suchend, und mancher Deutsche blieb mit manchem Polen noch lange durch Freundschaft verbunden. Der Unterricht wurde je nach den verschiedenen Fächern theils in deutscher, theils in polnischer Sprache ertheilt. Den der polnischen Sprache weniger mächtigen Schülern war es gestattet, statt polnischer Aufsätze nur Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Polnische zu liefern. Der Religionsunterricht wurde selbstverständlich in der Muttersprache ertheilt. Für die geringe Minderheit von 20 bis 30 deutschen evangelischen Schülern geschah dies durch einen Geistlichen der evangelischen Grabenkirche, für das Gros der polnischen katholischen Schüler durch den Regens des schon erwähnten Alumnats.

Wie sehr damals noch der nationale Gegensatz zurücktrat, zeigt auch, daß die fürstlich R.'sche Familie sich einen deutschen und evangelischen Gelehrten als Erzieher ihrer Kinder ins Haus nahm und immer mit ihm in freundlichster Beziehung blieb. Auch heiratheten Deutsche vielfach in polnische Familien hinein und umgekehrt. In der Frage der Kindererziehung nahm die katho-

lische Kirche noch nicht eine so rigorose Stellung ein, wie später. Die Söhne wurden nach des Vaters, die Töchter nach der Mutter Religion erzogen. Ich denke dabei an zwei bekannte Beamtenfamilien, deren Söhne zeitlebens Protestanten und gute Deutsche blieben, während die Töchter sich als Katholikinnen und Polinnen fühlten und bei der späteren Entfremdung der Nationalitäten sich sogar von ihren Blutsverwandten absonderten. Selbstverständlich besuchten Polen wie Deutsche harmlos das damals einzige deutsche Theater.

Die Polen sind an sich fast durchgängig liebenswürdige Menschen; sie haben etwas Höfliches und Zuvorkommendes an sich, das den Verkehr mit ihnen angenehm macht. Sie pflegen auch eine reiche Gastlichkeit. Wir Deutschen wurden aufs Herzlichste bei ihnen aufgenommen, wie ich selbst erfahren habe, wenn ich in amtlicher Eigenschaft zu reisen hatte und auf die Güter kam. Der amtliche Verkehr mit den polnischen Kollegen blieb übrigens bis in die letzte Zeit hinein der angenehmste. Doch hielten sich ihre Familien mehr und mehr zurück. Man lernte sie nicht mehr kennen. Ja, selbst einen Gruß auf der Straße vermieden die Damen.

Von einem polnischen Mittelstande konnte man bis in die 50er Jahre kaum reden. Auf der Bildfläche erschienen nur Adel und im Uebrigen meist proletarisches Volk. Als Handwerker kamen vornehmlich in Betracht: Fleischer, Fischer, Brotbäcker und Schuhmacher. Das übrige Handwerk und der Handel befanden sich in deutschen Händen, bei denen natürlich auch die polnischen Konsumenten kauften.

Durch seinen Hang zum Wohlleben und seine Luxusliebe verarmte der vormals reiche Adel zum großen Theile. Gut charakterisirt diesen polnischen Zug die Redensart, Dobrze zyemy, dobrze piimy, ale d . . . naga, d. h. wir leben gut und trinken gut, aber zur Bekleidung reicht's nicht. Zur sogenannten Johannis-Verfur, welche 10 Tage dauerte, wimmelte es in der Stadt Posen von polnischen adligen Familien, welche vierspännig und mit Dienerschaft angefahren kamen. Die wenigen Hotels reichten zu ihrer Aufnahme bei Weitem nicht aus, und so richteten zahlreiche Familien Absteigequartiere ein, was für sie eine wünschenswerthe Quelle des Erwerbes war. Das war eine Zeit rauschender Vergnügungen. Theater, Concerte, Bälle, Schmausereien und Zechgelage lösten einander ab. Im Februar zum Karneval gab sich

der polnische Adel wiederum ein Rendez-vous in der Stadt, wobei es hoch herging und ein großartiger Glanz entfaltet wurde.

Das niedere Volk stand auf einer sehr tiefen Stufe und vegetirte in völligem geistigen Stumpfsinn dahin. Der Alkohol, fast als einzig erschwingliches Genußmittel, that das Seine, um es im Elend zu erhalten. Das Volk strömte Sonntags in die Kirchen, die es bis auf den letzten Platz füllte, und gleich nachher waren die naheliegenden Branntweinschenken in gleicher Weise besetzt, die man oft erst sinnlos betrunken verließ. Selbst betrunkene Frauen sah man nicht selten. Das Landvolk kam auf einfachen Korbwagen, bespannt mit flinken, aber dürftigen und schlecht geputzten Pferdchen, nicht höher als ein Pony, deren Schwänze fast den Erdboden streiften, Sonntags oder zum Markt in die Stadt, um dann ebenso dem einzigen Lebensgenuß zu fröhnen und ihren Verdienst in Branntwein umzusetzen. Das gesammte Arbeiter- und Dienstpersonal war polnisch und ist es zum großen Theil bis auf den heutigen Tag, womit namentlich die Hausfrauen garnicht unzufrieden sind. Gerade hierbei zeigt sich, wie leicht sich die niedere polnische Bevölkerung führen läßt, wenn nur die richtige Führung da ist. Ein polnisches Dienstmädchen, selbst aus den armseligsten Verhältnissen, erlernt nicht nur schnell die ihr zufallende Arbeit, sie verrichtet sie auch bald mit einer Geschicklichkeit und Anmuth, wie man sie bei einer Deutschen nach so kurzer Lehrzeit vergeblich suchen würde, und zeichnet sich außerdem durch Bescheidenheit und fast unterwürfige Formen aus. Dies Alles freilich nur, wenn ihre an Fanatismus grenzenden religiösen Gefühle geschont werden, sie alle vorgeschriebenen Fasten halten und Sonntags und an den unzähligen Feiertagen womöglich zweimal die Kirche besuchen darf. Kommt man ihr darin entgegen, so konnte man zum Dank dafür wiederholt die Versicherung hören, daß sie lieber bei deutschen als bei polnischen Herrschaften diene, weil diese sie weniger gut behandeln.

Etwa von den 60er Jahren ab verlor sich das friedliche Einvernehmen zwischen den beiden Nationalitäten. Nach dem mißglückten Aufstande Anfangs der 60er Jahre trugen die polnischen Damen lange Zeit tiefe Trauer. Viele Polen erhofften von dem deutsch-französischen Kriege durch den Sieg Napoleons die Wiederherstellung ihres Reiches. In den 70er Jahren setzte dann die Bismarck'sche Polenpolitik ein. Es ist leicht zu sehen, daß die große Veränderung der Lage in Polen wesentlich durch die preußische

Politik herbeigeführt ist. Wenn sich jetzt in Handel und Industrie ein blühender Mittelstand präsentirt, so haben sie dies allein der preußischen Regierung zu danken, welche für alle ihre Staatsangehörigen ohne Unterschied der Religion und Nationalität die gleiche kulturelle Fürsorge geübt hat. Durch die Volksschulen und den Schulzwang hat die Regierung Licht und Leben in das niedere Volk gebracht und dessen reiche natürliche Begabung geweckt. Während früher Leichtsinn und Stumpfsinn unter den Massen herrschte, ist jetzt ein Ringen und Streben nach Besitz und Herrschaft erwacht. Der Klerus fand früher seinen Rückhalt fast ausschließlich bei den polnischen Damen, da der männliche Adel vielfach im Genußleben aufging und das Proletariat zu bedeutungslos war. Jetzt hat er gerade in dem strebenden Mittelstande eine Achtung gebietende Reservetruppe gewonnen. Die durch die preußische Schulpolitik geschaffene günstige Lage hat außerdem zielbewußt neben manchem andern, namentlich der Marcinkowski'sche Verein, ausgenutzt. Er heißt so zum Andenken an den, in den 40er Jahren verstorbenen, bei Polen und Deutschen hochangesehenen Arzt dieses Namens. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gestellt, die ärmere polnische Jugend durch Stipendien zu unterstützen, um ihr höhere wissenschaftliche Laufbahnen zu erschließen. Viele Geistliche, Mediziner und Juristen haben ihre Ausbildung allein diesem Vereine zu verdanken.

Insonderheit hat die Sprachenpraxis der preußischen Regierung zur Hebung des Polenthums beigetragen. Ich sehe nicht ein, daß es im Interesse des Deutschthums liegt, wenn der Staat den Polen die deutsche Sprache aufzwingt, der sie unbegreiflicher Weise und zu ihrem eigenen Schaden widerwillig gegenüber stehen oder zu stehen vorgeben. Im Verhältniß zum heutigen Weltverkehr ist die polnische Sprache eine todte, völlig ungeeignet, den Verkehr mit andern Nationen zu vermitteln. Außerhalb der Grenzen der früheren polnischen Landestheile müßten die Polen, lediglich auf ihre Sprache angewiesen, verstummen, das heißt Niemcy werden, insofern diese Volksbezeichnung (für die Deutschen!) von dem polnischen Eigenschaftswort niemy = stumm abzuleiten ist. Ich habe es selbst erlebt, wie vollständig verloren auch gebildete Polen im Auslande waren, und wie sie nur durch meine zufällige Vermittelung aus großen Verlegenheiten befreit wurden. Die Ausbreitung des Polenthums nach Berlin und den westlichen Provinzen wäre sicherlich ohne die aufgezwungene Doppelsprachigkeit unmöglich gewesen.

Aber auch für den wirthschaftlichen Wettbewerb in der Provinz selbst wird ihnen durch die zweisprachige Bildung eine scharfe Waffe und ein wirksames Uebergewicht in die Hände gegeben. In Handel und Wandel erfreuen sich die Polen einer Bevorzugung, da sie beide Landessprachen beherrschen. Nur deutschsprechende Kommis oder Ladnerinnen kann kein Kaufmann in Posen brauchen; ebenso ist es im Handwerk und Kunstgewerbe.

Viel wichtiger, als daß die Polen deutsch lernen, schien mir, daß die Deutschen polnisch lernen. Liegt der Vortheil der Doppelsprachigkeit schon im wirthschaftlichen Leben auf der Hand, so sollten doch auch die Beamten, die höheren sowohl als die subalternen, vor allen Dingen angehalten werden, sich der polnischen Sprache zu befleißigen. Nur so können sie das Vertrauen und die Führung der niedern polnischen Bevölkerung gewinnen, die heute noch ausschließlich beim polnischen Klerus und Adel liegt. Wir verlangen doch auch von jedem Missionar, Lehrer, Beamten, der im Auslande das Deutschthum fördern soll, daß er sich die Sprache seiner Umgebung aneignet. Früher, noch in den 60er Jahren, war in allen deutschen Schulen der polnische Sprachunterricht obligatorisch. Heute werden nur wenige deutsche Beamte sein, denen die polnische Sprache geläufig ist. Ich habe es in angenehmster Erinnerung, mit welchem Vertrauen mir die Polen, Reich und Arm, Hoch und Niedrig in einem nahezu 50jährigen amtlichen Verkehr entgegen kamen, da ich ihre Sprache beherrschte. In solchem Falle ist der Pole sehr leicht zu behandeln. Viel lieber wollte ich mit einem polnischen, als mit einem deutschen Bauern zu verhandeln haben. Es würde sich gewiß empfehlen, auf die Kenntniß der polnischen Sprache Prämien zu setzen, wie sie früher den polnisch sprechenden Richtern deutscher Abkunft durch eine Gehaltszulage zu Theil wurde oder staatliche Kurse einzurichten. Wie kann man Herr der Situation sein, wenn man erst durch den, vielfach auch nicht auf der vollen Höhe stehenden Dolmetscher erfährt, worum es sich handelt. Ich habe meinen polnischen Kenntnissen viel zu verdanken und würde sie jedem jungen aufstrebenden Manne wünschen, der in der Provinz Posen das Volk verstehen, richten oder regieren lernen will. Außerdem ist die Sprache so schön, daß es eine Freude ist, sie zu hören und zu sprechen, ganz abgesehen von dem Herrschaftsgefühl, das ihre Kenntniß verleiht.

Die preußische Sprachenpolitik hat dem Polenthum noch einen andern unerwarteten Vortheil gebracht: sie hat ihm auf billigste

Weise zu Märtyrern verholfen. Die ursprüngliche Ursache, welche zu dem bekannten Wreschener Schulkrawall die Veranlassung gegeben hat, war ja die Renitenz der polnischen Kinder gegen den Gebrauch der deutschen Sprache im Religionsunterricht. Um sich ein Urtheil darüber zu bilden, liegt es nahe zu untersuchen, wie sich die Sprachenfrage beim Eide stellt. Bei dem Eide steht der Schwörende äußerlich seinem irdischen Richter gegenüber, innerlich aber, — und darauf kommt es an, wenn der Eid von Bedeutung sein soll — seinem Gott, zu welchem er nur in seiner Muttersprache betet. Ist der Eid nun ein Akt des Verkehrs des Menschen mit Gott, so ist es naturgemäß, daß auch hierfür nur die Muttersprache der zu gebrauchende Ausdruck ist. Es würde auch meinem Innersten widerstreben, wenn ich mutatis mutandis trotz meiner geläufigen Kenntniß der polnischen Sprache einen Eid in dieser Sprache leisten müßte. Wenn also der polnische Zeuge auch im Stande ist, sich bei seiner Aussage in deutscher Sprache verständlich zu machen, so erscheint es doch als ein berechtigter innerer Wunsch von ihm, den Eid in polnischer Sprache leisten zu dürfen. Das gegentheilige Verlangen muß verbittern. Nicht anders liegt die Sache beim Religionsunterricht der Kinder, der sich auch nicht lediglich an den Verstand, sondern vornehmlich an das Gemüth und das seelische Empfinden derselben wendet. Dieses drückt sich aber nur in der Muttersprache aus.

Die Strenge des Gnesener Urtheils hat, weil dieses Gefühl mit dabei in Frage kam, die Schaffung eines Märtyrerthums zur Folge gehabt, das ein höchst willkommenes Material zu Agitationszwecken lieferte. Uebrigens haben die Polen kein Recht, die preußische Justiz als solche für diesen Richterspruch verantwortlich zu machen. Die Erfahrung lehrt, daß sich bei verschiedenen Gerichten eine verschiedene Praxis einbürgert, was bei den Strafgerichten darauf hinausläuft, daß das eine eine härtere, das andere eine gelindere Strafe über ganz gleich liegende Strafthaten verhängt. Das Gnesener Gericht scheint sich nun jener strengeren Richtung angeschlossen zu haben. In dem vorliegenden Falle dürfte vielleicht aber auch der Umstand eingewirkt haben, daß die Sache vor einem Gericht in einer kleinen Kreisstadt zur Verhandlung gekommen ist, wo sich das Leben in engeren Grenzen vollzieht, daher eine Sache leicht zu einer cause célèbre auswächst, welche vor einem Gericht in einer größeren Stadt einfach als res inter ceteras behandelt worden wäre. —

Daß durch die Handhabung der Sprachenfrage im Religionsunterricht so viel billiges Martyrium geschaffen wird, hängt aber auch mit dem, gerade in dem Prozeß zu Tage getretenen und vom Klerus eifrig geschürten Glauben des niederen Volkes zusammen, daß das Christenthum in dem Polenthum inkarnirt sei. Diese Anschauung ist bei den niederen Ständen allgemein verbreitet, und die Zeugenaussagen in dem Gnesener Prozeß haben mir unwillkürlich einen Vorgang aus meiner Schulzeit ins Gedächtniß gerufen. Eines Tages kam der Sohn des polnischen Gymnasial-Hausknechts mit der Mittheilung aus seiner Schule, der Lehrer habe gesagt, daß Christus ein Jude gewesen sei. Darauf gab ihm der entrüstete Vater handgreiflich fühlbar zu verstehen, daß Christus ein Pole gewesen sei. Ein andermal hörte ich von einem polnischen Mädchen den Ausruf: Wie können die Bayern katholisch sein, sie sprechen ja nicht polnisch.

Auch die Thätigkeit der Ansiedlungs-Kommission hat den Polen unwissentlich aufgeholfen. Wie ich schon erwähnte, war der polnische Adel durch seinen Hang zum Wohlleben und Luxus zum großen Theile am Verarmen und viele große Herrschaftssitze der Subhastation nahe. Da wurden die preußischen Millionen flüssig gemacht, um polnische Güter mit Deutschen zu besiedeln. Die verschuldeten Magnaten drängten sich herzu, bekamen ihren Besitz gut bezahlt, kauften sich entweder neu an oder legten ihr Geld in städtischen Häusern oder industriellen Unternehmungen an. Ich kann mir nicht anders denken, als daß sie im Herzen das Werk der Regierung segnen, wenn sie auch pro publico in den Parlamenten die Ansiedlungs-Kommission aufs Bitterste anklagen, welche die Polen verdränge, um den Deutschen Platz zu machen, während wahrscheinlich in keinem einzigen Falle die Initiative zum Erwerb eines polnischen Gutes von ihr ausgegangen ist.

Jetzt ist ja darin ein erfreulicher Wandel geschaffen, daß auch deutsche Besitzer ihre, in polnischer Gegend liegenden Güter, wenn sie sie nicht halten können, an die Kommission zu verkaufen Gelegenheit haben. Es wird sich vielmehr lohnen, die nothleidenden deutschen Landwirthe zu stärken, als nothleidende polnische Landwirthe von ihren Gütern zu befreien. So weit aber deutsche Kleinbesitzer angesiedelt werden sollen, hat diese Maßregel meines Erachtens nur dann einen Zweck, wenn man Protestanten wählt. Polnisch und katholisch ist in der Provinz Posen nun einmal identisch; dafür sorgt schon der katholische Klerus, welcher mit

sporadischen Ausnahmen nur aus Polen besteht. Noch ist nirgends der Beweis erbracht, daß sich deutsche Katholiken auf die Dauer dem polonisirenden Einfluß des Klerus zu entziehen vermocht haben.

Der Versuch einer direkten Bekämpfung des Polenthums verspricht nach allen bisherigen Erfahrungen wenig Erfolg. Dagegen wird eine kluge und vorurtheilslose Politik eine wirthschaftliche Stärkung des Deutschthums herbeiführen können. Dadurch wird das Polenthum zwar nicht beseitigt, was ein utopischer Gedanke wäre, aber dem Deutschthum der führende Einfluß in der Ostmark gesichert werden.

Notizen und Besprechungen.

Pädagogik.

Die höheren Lehranstalten und ihr Verhältniß zur Wissenschaft.

Von Wilhelm Halbfaß.

I.

Unter dem Titel „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt" hat Professor Friedrich Paulsen, der berühmte Vertreter der Philosophie an der Berliner Hochschule, der gelehrte Verfasser der „Geschichte des gelehrten Unterrichts in Preußen" und der mannhafte Vorkämpfer der Interessen der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten unter den akademischen Lehrern im Dezemberheft 1901 der Preußischen Jahrbücher das im Laufe des letzten Jahrhunderts sich allmählich verschiebende Verhältniß des höheren Lehrerstandes zur Wissenschaft und zur gelehrten Welt ebenso scharfsinnig wie umspannend beleuchtet und von Neuem dadurch bekundet, wie warm sein Herz für unseren Stand schlägt und wie genau er mit den guten und schlechten Seiten der heutigen höheren Schulen vertraut ist.

Das Resultat seiner Betrachtungen ist einfach das: die Bedeutung der Gymnasiallehrer in der gelehrten Welt nimmt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr ab.

Wiewohl man im Großen und Ganzen den Erörterungen Paulsens durchaus beipflichten muß, sowohl hinsichtlich des Thatbestandes, wie der Ursachen desselben und der Vorschläge zur Besserung dieser traurigen Thatsache, so mag es einem Angehörigen des höheren Lehrerstandes, der seit 20 Jahren im Amt und auch der Wissenschaft nicht ganz fern steht, vergönnt sein, auch seinerseits seinen Standpunkt zu vertreten und auf einige Einzelheiten aufmerksam zu machen, die von Paulsen nicht stark genug betont sind, weil sie naturgemäß nur demjenigen zum Bewußtsein gelangen können, der mitten im Schulleben steht und tagtäglich am eigenen Leibe spürt, wie weit das Ideal von der Wirklichkeit entfernt liegt und wie schwer sich häufig Wissenschaft und Schule vereinigen lassen. Auch hinsichtlich der Mittel, welche dazu führen können, den Antheil der Lehrer

an der wissenschaftlichen Arbeit wieder zu heben, hat eine langjährige praktische Erfahrung mich zu einer Gedankenreihe geführt, welche theilweise von derjenigen Paulsens abweicht.

II.

Zunächst leidet es nicht den geringsten Zweifel, daß der Zusammenhang der höheren Schulen mit der rein wissenschaftlichen Arbeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer loser geworden ist, trotz der zahlreichen Unterrichts- und Ferienkurse, die in den meisten Gymnasialfächern seit etwa einem Dutzend Jahre allerorten abgehalten werden. Es kann ferner kaum bezweifelt werden, daß an dieser Thatsache hauptsächlich zwei Dinge die Schuld tragen: Auf der einen Seite die mehr und mehr zunehmende Spezialisirung der Wissenschaft, welche es dem Einzelnen immer mehr erschwert, mit einem bestimmten Zweig der Wissenschaft im engsten Connex zu bleiben und ihn durch eigene Arbeit zu fördern, auf der anderen Seite die Ueberlastung des Lehrers an höheren Unterrichtsanstalten durch anstrengenden Unterricht in überfüllten Klassen vor minderem Schülermaterial und Angesichts gesteigerter Anforderungen hinsichtlich des zu erreichenden Klassenziels und der daraus resultirenden Schwierigkeit, daneben noch Leistungen auf einem wissenschaftlichen Gebiete zu vollbringen.

Daß es viel schwieriger ist als noch vor 30 Jahren, in einem Spezialfach Arbeiten hervorzubringen, die vor dem Forum strenger Wissenschaft als wirkliche Förderungen derselben bestehen können, ist ohne weiteres zuzugeben, denn abgesehen von der enorm zunehmenden Zersplitterung der Wissenschaft und der damit allerdings verbundenen Vertiefung derselben steht eine zahlreiche Schaar von Privatdozenten und Assistenten an Universitätsinstituten, denen das gesammte Untersuchungsmaterial unschwer zur Verfügung steht, bereit, ein bestimmte wissenschaftliche Frage mit allen den zahlreichen Hilfsmitteln zu bearbeiten, über welche natürlich der Lehrer einer höheren Unterrichtsanstalt, selbst wenn sie in einer Großstadt liegt, nicht verfügen kann.

Dennoch zeigen zahlreiche Beispiele auch aus der heutigen höheren Lehrerwelt, daß, die nöthige Energie und geistige Begabung vorausgesetzt, auch abseits der Universitäten und technischen Hochschulen höchst achtungswerthe wissenschaftliche Resultate sich erzielen lassen.

III.

Was nun die Ueberbürdung und dadurch verursachte Arbeitsmüdigkeit der Lehrer angeht, so stehe ich auf dem von der allgemeinen Annahme etwas abweichenden Standpunkte, daß diese Ueberbürdung keineswegs überall so groß ist, daß sie eine wissenschaftliche Thätigkeit des Lehrers unmöglich machte.

Auch als ich vor 30 Jahren Schüler war, waren die Klassen groß,

die Korrekturlast des Lehrers gewiß nicht gering, die Zahl der Lehrstunden meist größer, die hygienische Einrichtung der Klassenräume durchschnittlich weit schlechter als jetzt, das Klassenziel war häufig weit höher gesteckt als heut zu Tage. Und dennoch hatte ich das Glück, Männer zu Lehrern zu haben, die, wenn sie auch auf meine speziellen Neigungen keinen besonderen Einfluß ausübten, in der Wissenschaft, wie ich später merkte, einen guten Klang besaßen und wiederholt Berufungen als Universitätslehrer erhielten und zum Theil auch annahmen.

Wie ist diese merkwürdige Erscheinung zu erklären? Auf einen Theil dieser Gründe ist Paulsen mit gewohnter Gründlichkeit und Treffsicherheit eingegangen und hat sie in seinem Aufsatz auseinandergesetzt, aber ich meine doch, er hat das richtige Wort nicht genannt, es ist der „subalterne“ Geist, der — Gott sei es geklagt — heute der großen Mehrzahl der höheren Schulen — ich sage nicht, der höheren Lehrer — als Stempel aufgedrückt ist und aufgedrückt wird. Im Verwaltungsbureau eines großen Gemeinwesens mag der Mechanismus wohl am Platze sein, da die einzelnen Beamten wie die Räder einer Uhr genau ineinander greifen müssen, um den gesammten Apparat in Gang zu halten, vorausgesetzt, daß ein Oberbürgermeister da ist, der außerhalb oder vielmehr über der Maschinerie steht und dafür aufzukommen hat, daß nicht bloß das Uhrwerk seinen Lauf geht, sondern auch, daß das Gemeinwesen, dem der Verwaltungsapparat dient, vorwärts schreitet. Die höhere Schule ist aber keine bloße Verwaltungsmaschine, die nach den Direktiven des Oberbürgermeisters arbeitet, sie ist ein lebendiger Organismus, in dem jedes einzelne Glied denkt und arbeitet und am besten denkt und arbeitet, wenn das geistige Haupt mitten unter ihnen ist und, weithin hörbar, bei jeder Gelegenheit den Ton angiebt, dem jeder willig folgt, weil er fühlt, daß er, die einzelnen Dissonanzen auflösend, sie harmonisch zu einem Ganzen fügt. Aber hier hapert es in der gemeinen Wirklichkeit sehr! Gewiß verlangt der komplizirte Bau des Schulkörpers eine ausgedehnte Verwaltung, eine gewaltige Inanspruchnahme von Zeit, um nachzusehen, ob alle Theile der Maschine im Gang sind und die vorgeschriebene Tourenzahl machen, der Maschinendirigent ist häufig bloß noch Kontroleur, kein Konstrukteur mehr!

Darin ist eben, wie auch Paulsen mit Recht hervorhebt, ein gewaltiger Unterschied gegen früher nach und nach fühlbar geworden. Der geistige Leiter einer Anstalt ist zu einem Verwaltungsbeamten herabgesunken, der den Mechanismus der Schule in Gang halten muß und in sehr vielen Fällen schon froh ist, wenn ihm diese Aufgabe wenigstens einigermaßen gelingt. Wo sind die gelehrten Direktoren und Schulräthe hin, die noch vor 50 und 30 Jahren eine Zierde der Gelehrsamkeit bildeten? Geht man in einem statistischen Handbuch die Namen der heutigen Direktoren durch, so findet man nur selten solche, die sich auf irgend einem Gebiet der Wissenschaft hervorgethan haben und dementsprechende literarische Leistungen

aufzuweisen haben, worunter ich natürlich hier nicht die Abfassung irgend eines Leitfaden der Geschichte oder der Geometrie, die Herausgabe eines deutschen Lesebuches oder eines lateinischen oder französischen Autors mit Anmerkungen verstehe. Solche Arbeiten, die aus dem praktischen Schulleben hervorgehen, sind natürlich pädagogisch häufig sehr nützlich, sie werfen auch nicht selten ihrem Autor einen erklecklichen Gewinn ab, aber Niemand wird sie im Ernst als wissenschaftliche Leistungen hinstellen wollen.

Die Thatsache nun, daß die bei weitem große Mehrzahl der Direktoren wissenschaftlich nicht hervortritt, giebt den klaren Beweis dafür, daß andere Faktoren bei der Wahl und Berufung derselben, wie z. B. pädagogische Takte, Herrschertalent ꝛc. den Ausschlag geben. Ich verkenne keinen Augenblick, daß diese Eigenschaften für den Direktorberuf außerordentlich wichtig, ja entscheidend sind, aber sind die gelehrten Direktoren früherer Jahrzehnte denn ganz und gar unpraktische und unfähige Schulmänner gewesen? Wird man das z. B. von Johannes Classen sagen können, dem langjährigen Direktor der großen Gymnasien in Frankfurt a. M. und Hamburg, den auch ich als Schüler meinen Direktor nennen durfte?

Es ist jetzt so ziemlich dahin gekommen, daß, wenn Jemand auf einen Direktorposten aspirirt, er ja keine wissenschaftlichen Leistungen producirt oder wenigstens sein literarisches Licht unter dem Scheffel stellt, denn diese Seite seiner Thätigkeit empfiehlt ihn heut zu Tage für einen Direktor entschieden nicht. Wenn aber derjenige, der an der Spitze eines Lehrerkollegiums steht, nicht mehr fähig ist, die Mitglieder desselben geistig zu befruchten, unter denen es vielleicht solche giebt, welche den Direktor durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten geistig weit überragen und dadurch nicht selten Anlaß zu Reibereien und Eifersüchteleien geben, wenn endlich die höheren Lehrer sehen, daß ihre Stellung zur Wissenschaft ihnen in ihrer amtlichen Stellung nichts nützt, sondern häufig direkt Schaden bringt, dann kann es, wie nun einmal die menschlichen Regungen sind, nicht Wunder nehmen, wenn gelehrte Leistungen der Lehrer immer seltener und seltener werden und schließlich vielleicht einmal gänzlich ausstürben, wenn es nicht immer noch einzelne Naturen giebt, in denen die heilige Flamme der Wissenschaft durch keinerlei widrige Umstände sich ersticken läßt. Selbstverständlich wird jeder den Satz Paulsen's unterschreiben, lebendige Menschenseelen sind wichtiger als Abhandlungen und Bücher und Lehrer, die in der Förderung des Schulzweckes und in der Leitung der Einzelnen ihre ganze Lebensaufgabe sehen, sind gewiß ein wahrer Schatz für eine Schule. Aber es ist ein verhängnißvoller Irrthum, dem sich manche hingeben, zu glauben, daß ein wissenschaftlich thätiger Lehrer kein Herz für die Jungen in der Schule haben sollte. Wissenschaftliche Arbeit und Liebe zur Jugend schließen sich gegenseitig keineswegs aus, sonst müßte ja jeder Gelehrte, der Kinder besitzt, ein wahrer Rabenvater sein.

IV.

Im Interesse einer innigeren Verbindung von Gymnasiallehramt und Wissenschaft wäre es daher dringend zu wünschen, wenn bei der Berufung und Ernennung von höheren Lehrern zu Direktoren und wir können gleich hinzufügen von Provinzialschulräthen gefragt würde, ob er neben den nöthigen pädagogischen Fähigkeiten auch zur Wissenschaft in näherer Beziehung steht und entsprechende Leistungen aufzuweisen hat. Es muß ihm dann freilich auch Muße gewährt werden, seine Beziehungen zur Wissenschaft weiter zu pflegen. Der erste Schritt dazu besteht meines Erachtens in der Abschaffung der großen Doppelanstalten mit 18 und mehr Klassen, den sogenannten Elephantengymnasien und Realgymnasien und in der Normirung von 400 Schülern als Maximalzahl einer einzelnen Lehranstalt, damit der Direktor nicht reiner Verwaltungsbeamter und Listenführer ist, sondern das wissenschaftliche Haupt einer Lehrergemeinde werde, welcher er durch seine eigenen Leistungen als leuchtendes Beispiel vorangehen kann. Dem Direktor muß also Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten gelassen werden. Das Zweite ist, daß dem Lehrer Zeit und Gelegenheit dazu gegeben werde. Ich meine, daß es garnicht nöthig sein wird, deswegen die Stundenzahl erheblich herabzusetzen, wenn nach vollendetem 12. Dienstjahr nicht mehr als 22, nach 24. Dienstjahr höchstens 20, und nach 30 Dienstjahren höchstens 18 Stunden wöchentlich zu geben sind, dann ist das im Allgemeinen durchaus nicht zu viel, vorausgesetzt, daß die Theilung übervoller Klassen überall gewissenhaft durchgeführt wird. Natürlich müßte daneben eine gewisse Liberalität in Beurlaubungen zu wissenschaftlichen Zwecken, die übrigens in Preußen im erfreulichen Gegensatz zu einigen anderen deutschen Bundesstaaten stets vorhanden gewesen ist, beibehalten werden, welche ja bei dem augenblicklichen großen Lehrermangel häufig mit großen Schwierigkeiten wegen geeigneter Vertretung zu kämpfen hat, wenn aber die jetzige Ebbe einer Hochfluth gewichen sein wird, auch praktisch leicht geübt werden kann. Voraussetzung bei solchen der Zeit nach nicht zu kärglich zu bemessenden Beurlaubungen müßten aber schon vorhandene wissenschaftliche Leistungen sein und die Gewißheit, daß auch eine gewisse Frucht des Urlaubs zu erwarten steht.

Indessen weit wichtiger für den wissenschaftlichen Geist der höheren Lehrer als die Herabsetzung der Stundenzahl und die Gewährung von Urlaub ist ein anderer Gesichtspunkt; die Forderung nämlich nach größerer Freiheit beim Unterricht, größerem persönlichen Vertrauen seitens der vorgesetzten Behörden, daß der tüchtige Lehrer auch, ohne daß ihm Tag für Tag, Woche um Woche vorgeschrieben wird, welchen Abschnitt des Pensums, welchen Paragraphen des Lehrbuches er durchzunehmen hat, sein Klassenziel mit der Mehrzahl der Schüler erreichen kann. Nichts wirkt so deprimirend auf das geistige Leben eines Lehrers, als wenn er automatisch wie eine Maschine nach den gegebenen „Weisungen" seinen Unterricht ab-

haspeln soll, nichts so erfrischend als das Bewußtsein, nach eigenem besten Ermessen eine Zeit lang einer bestimmten Seite seines Unterrichts vornehmlich seine Kraft widmen zu dürfen, wenn auch dadurch andere Seiten momentan vernachlässigt werden, seine Lehraufgabe einmal von einem Standpunkt aus beleuchten zu dürfen, der nicht in den „Reglements“ verzeichnet steht. Der Lehrer ist in erster Linie ein individuell entwickelter Mensch und nicht eine Lehrkraft, um diesen abscheulichen, leider auch in amtlichen Bekanntmachungen zu findenden Ausdruck zu benutzen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einen sehr bedeutsamen Unterschied im Unterrichtsbetrieb früherer und jetziger Zeit aufmerksam machen, der ein helles Licht auf die Ursachen der Lockerung zwischen Schule und Wissenschaft wirft: früher wurden in erster Linie die fähigen Schüler gefördert und den weniger fähigen wurde es überlassen, entweder sitzen zu bleiben oder abzugehen und eine Schule mit bescheideneren Zielen aufzusuchen; heutzutage wird vor allen Dingen darauf gesehen, wie Paulsen sagt: „Eine Masse von Schülern in einer Menge von Fächern leidlich in gleichem Schritt vorwärts zu bringen.“ Wodurch kann das anders geschehen als durch Drillen? Dieses „Drillen“ oder „Einpauken“ gehört auch zu dem subalternen Milieu, in dem sich heute unsere höheren Schulen bewegen. Ich stehe keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich der früheren Auffassung des Unterrichts zuneige und daß mein pädagogisches Glaubensbekenntniß kurz dahin lautet, daß die Starken der Unterstützung weit mehr bedürfen als die Schwachen.

V.

Das Prinzip, die Mittelmäßigkeit zu heben auf Kosten der besseren Vorbereitung der Begabteren scheint mir auch wiederzukehren bei dem Bestreben in den wissenschaftlichen Prüfungskommissionen die Hochschullehrer allmählich durch Lehrer und Leiter von höheren Schulen, auch wohl durch Provinzialschulräthe an ihrer Spitze, zu ersetzen. Wie auch Paulsen hervorhebt, ist die natürliche Folge dieses Vorgangs, daß auf die allgemein encyklopädische Ausbildung der Kandidaten bei der Prüfung mehr Werth gelegt wird als auf ihre spezialistisch-wissenschaftliche. Nun mag ohne Weiteres zugegeben werden, daß zu der Zeit, als noch Hochschulprofessoren ausschließlich die Mitglieder der Prüfungskommissionen bildeten, die wissenschaftlichen Ansprüche vielfach zu hoch gespannt und Spezialkenntnisse von den Prüflingen gefordert wurden, die außer allem Zusammenhang mit den in höheren Schulen getriebenen Studien standen. Aber die jetzige Methode, Schulmänner nur deshalb am Prüfungsgeschäft zu betheiligen, weil sie zufällig an einer höheren Lehranstalt am Sitz einer Prüfungskommission unterrichten, scheint mir doch sehr bedenklich und einer derjenigen Ursachen zu sein, wodurch die höhere Schule immer mehr den Zusammenhang mit der Wissenschaft verliert. Das Examen pro facultate docendi hat doch in allererster Linie den Zweck festzustellen, ob sich der Kandidat in den-

jenigen Fächern, in denen er später unterrichten will, tüchtige grundlegende Kenntnisse angeeignet hat, die ihn befähigen, den Fortschritten der gewählten Disziplin im Ganzen zu folgen und ob er den Lehrstoff soweit beherrscht, daß er souverain über ihm steht und nicht Sklave irgend eines zufällig eingeführten Lehrbuches ist. Gewiß giebt es auch heut zu Tage noch Schulmänner, die diesen Forderungen als Examinatoren völlig entsprechen, aber man kann doch wohl verlangen, daß die in einem Fach examinirenden Schulmänner in denselben auch werthvolle wissenschaftliche Leistungen aufweisen können, sonst könnte sich doch leicht der Fall ereignen, daß der Examinandus in seinem Prüfungsfach tiefere Kenntnisse besitzt als der Examinator, und beide schließlich ihre Rolle mit einander tauschen, wie es sicherem Vernehmen nach in einer preußischen Prüfungskommission unlängst vorgekommen ist. Es liegt die Gefahr sehr nahe, daß durch das neuerdings eingeschlagene Verfahren das Ansehen der Prüfung pro facultate docendi erheblich herabgesetzt wird und an die Stelle echt wissenschaftlicher Durchbildung nur aus allgemein zugänglichen Handbüchern geschöpfte Kenntnisse treten, die den späteren praktischen Schulmann nicht befähigen, mit der Wissenschaft Schritt zu halten und sie, sei es auch nur in einem engumgrenzten Spezialgebiet, zu fördern.

Daher darf neben der Forderung, bei der Ernennung von Leitern höherer Unterrichtsanstalten auch Gewicht auf ihre wissenschaftlichen Leistungen zu legen, den Lehrern ein größeres Maß der Freiheit im Unterrichten und in geeigneten Fällen zu wissenschaftlichen Arbeiten Zeit zu gewähren auch die nicht fehlen: bei der Prüfung pro facultate docendi nur diejenigen Schulmänner beim Prüfungsgeschäft heranzuziehen, die in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang besitzen.

Archäologie.

Mittheilungen der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 9—12. August 1901—April 1902.

Vor einem Jahre sandte ich aus Babylon eine kurze Darstellung des damaligen Standes und der leitenden Grundideen der gegenwärtig dort vor sich gehenden Ausgrabungen an die Jahrbücher. Ich glaube, es wird unsere Leser interessiren, nunmehr an der Hand der fortlaufenden Berichte, die in den Mittheilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft über den weiteren Fortgang und die Ergebnisse der Grabungen enthalten sind, zu erfahren, wie sich das Ergebniß der Arbeiten in dem seit meinem Besuch verflossenen Jahre gestaltet hat.

Als das Wichtigste kann man wohl hinstellen, daß die Vermuthung Dr. Koldeweys in Bezug auf das Wesen der in den Inschriften öfters genannten beiden Festungswerke Imgur-Bel und Nimitti-Bel sich glänzend bestätigt hat, und daß damit der Legende von den beiden riesenhaften konzentri-

schen Umfassungsmauern des angeblichen herodoteischen Babylon endgültig der Todesstoß versetzt worden ist. Imgur-Bel und Nimitti-Bel sind nunmehr inschriftlich als die beiden Theile von „Babylon“ im engeren Sinne, d. h. der Zitadelle, nachgewiesen. Imgur-Bel ist die Südburg, Nimitti-Bel die Nordburg; die Ueberbleibsel beider stecken in dem gewaltigen Ruinenhügel des sogenannten Kasr, in dem immer noch das Zentrum der Ausgrabungen liegt.

Die Bauthätigkeit Nebukadnezars erscheint nunmehr nach dem, was wir jetzt wissen und von Tag zu Tag deutlicher erfahren, in einem geradezu großartigen Lichte. Der alte Königspalast von Babylon, den Nebukadnezars Vater Nabupolassar erbaut und bewohnt hatte, wurde von ihm durch die gewaltige Neuanlage der Festung und des Königsschlosses vollständig überdeckt und begraben. Ungeheure Aufhöhungen von Erdmassen und kompaktem Mauerwerk schufen auf dem alten Alluvialboden eine ganz neue hoch erhabene Grundlage für die Nebukadnezarbauten. Die massive Mauermasse, die Nebukadnezar in einem Theile der Nordburg hat aufführen lassen, um als Basis für einen dort zu errichtenden neuen Palast zu dienen, betrug nach Koldeweys Berechnung an 650000 Kubikmeter, d. h. sie macht einen gemauerten Ziegelberg von 15 Metern Höhe und 300 Schritten Länge und Breite aus. Auf diesem Unterbau standen dann erst die Mauern des eigentlichen Palastes, die, wie ich schon seinerzeit ausführte, jetzt fast vollständig verschwunden sind. Koldewey glaubt, daß auch die Einführung des Kalkmörtels in den späteren Bauten der Festung Babylon im Gegensatz zu den früheren allein gebrauchten Bindemitteln, Asphalt und Lehm, eine Erfindung Nebukadnezars ist. In der Südburg Imgur-Bel ist ein großer Hof ausgegraben worden, an den ein mächtiger, von gewaltig dicken Mauern umgebener rechteckiger Raum stößt: nach allen Anzeichen der Thronsaal Nebukadnezars, mit einer Nische für den Thron in der Südwand und drei Thüren in der Nordwand. An dieser saßen prachtvolle Ziegelornamente, von denen Koldewey schreibt: „Diese in farbigem Ziegelemail hergestellten Ornamente stehen bisher einzig in ihrer Art da. Nirgends haben wir deren ähnliche bisher kennen gelernt. Namentlich eindrucksvoll ist die Idee der ornamentalen Wiedergabe einer Säulenstellung mit den mächtigen Volutenkapitellen, wenn man berücksichtigt, daß für die Säule selbst in diesen Palästen keine Stelle ist; überall, wo man dies erwarten könnte, so besonders an der Front des „Thronsaals“ selbst, stehen statt dessen einfache Thüren“. Merkwürdig ist, wie oft Nebukadnezar offenbar während des Baues der Nordburg den Plan hat ändern lassen. Ursprünglich sollte eine einzige, 17 Meter dicke massive Ziegelmauer die Burg Nimitti-Bel nach Norden umschließen. Dann wurde diese Idee aber kassirt und über die Riesenmauer hinweg eine Erhöhung und Abgleichung des ganzen Terrains vorgenommen, um einen neuen Palast darauf stellen zu können. Dieser ist aus besonders guten, hartgebrannten Ziegeln gebaut gewesen und daher von den späteren Ziegel-

räubern sehr ausgiebig und tiefgehend zerstört worden. Ja man hat die Ruine zuletzt durch tiefliegende Tunnels unterhöhlt, um die Steine noch von unten herauszuholen, nachdem oben alles bereits zu einer einzigen wüsten Schuttlandschaft geworden war. Diese Tunnels hatten dann wiederum das Bersten, Sinken und Stürzen der oberen verschütteten Mauerzüge zur Folge, so daß, wenn aller Schutt aus den unterirdischen Gängen fortgeräumt wird, die oberen Mauermassen oft auf so schwache Grundlage zu stehen kommen, daß man ihren völligen Zusammenbruch befürchten muß.

Gegenwärtig befindet sich die Grabung auf einem besonders interessanten Punkte, nämlich dort, wo die beiden Hälften der Doppelzitadelle, Imgur-Bel und Nimitti-Bel, an der Ostseite des Kasr zusammenstießen. An jener Stelle lagen offenbar die Hauptthore der Festung. Von ihnen sagt Nebukadnezar in einer Inschrift: „Mit glänzenden uknu-glasirten Ziegelsteinen, welche mit Stier- und Schlangendarstellungen geschmückt waren, baute ich das Innere (der Thoreingänge) kunstvoll aus.“ Diese Stier- und Schlangendarstellungen kommen in ihren Ueberresten an der vermutheten Stelle jetzt bei der Ausgrabung zu Tage, und zwar zum Theil noch an der Mauer selbst, zum Theil in Gestalt gewaltiger Massen buntglasirten Ziegelschutts. Was aber aus diesen fast zu Atomen zertrümmerten Ziegelfragmenten noch wieder hergestellt werden kann, das beweist am besten die bewunderungswürdige, den Mitgliedern der Deutschen Orientgesellschaft bereits vor längerer Zeit in vortrefflicher Reproduktion zugegangenen Arbeit Andraes, des Gehilfen Koldeweys', der „Löwe von Babylon.“ Hier ist ein vollständiges Exemplar eines der 60 Löwen, welche die große Prozessionsstraße des Gottes Marduk an der Ostseite des Schlosses schmückten, aus lauter erhaltenen echten Fragmenten in all seiner leuchtenden Farbenpracht und großartig majestätischen Wirkung wiederhergestellt.

Wir können Koldewey seine Arbeit gar nicht genug danken. Sein Verdienst ist es vorwiegend, wenn wir dieses Mal bei der Ausgrabung von Babylon ein wirkliches Bild davon erhalten, was die Babylonier zur Zeit Nebukadnezars waren und was sie konnten. Es ist unendlich viel wichtiger, in mühevoller vieljähriger und entsagungsreicher Arbeit uns erfahren zu lassen, wie das Königsschloß und der Reichstempel von Babylon ausgesehen haben, wie sie gebaut und geschmückt waren, welche Dimensionen, welch eine Technik und welch eine Kunst bei ihnen zur Anwendung gelangten, als an vielen Stellen den Boden des Landes aufzuwühlen, hundert Löcher in ein Dutzend oder mehr der zahllosen Ruinenstätten zu machen und am letzten Ende doch nicht mehr zu erreichen, als eine Schiffsladung voll Einzelfunde, die uns zwar, wenn das Glück gut ist, wichtige historische Aufschlüsse geben können, aber niemals im Stande sind, uns die Kultur Babylons in ähnlicher Weise in geschlossenem Bilde auf ihrem letzten Höhepunkt zu zeigen, wie die Ausgrabung des Nebukad-

nezar-Schlosses und des Marduk-Tempels es vermögen. Die topographische Grabung, d. h. die Freilegung der erhaltenen Reste von Gebäudemassen in einem Umfange, daß sich das Bild des Ganzen, wie es einstmals war, sei es Tempel, Palast oder Stadt, mit genügender Wahrscheinlichkeit rekonstruiren läßt — eben das, was Koldewey in Babylon thut, und so viel man weiß auch von französischer Seite in Susa geschieht, ist überhaupt in den alten Kulturländern des Orients die in Zukunft allein berechtigte wissenschaftliche Arbeitsmethode. Es wäre hoch zu begrüßen, wenn es Koldewey gelänge, resp. wenn er die Möglichkeit erhielte, nach dieser Richtung hin Schule zu machen. Der Stab von jungen, praktischen „Archäologen des Spatens", den er jetzt in Babylon um sich hat und in wahrhaft genialer Weise schult, der bedeutet für unsere wissenschaftliche archäologische Zukunft in den Ländern am Euphrat und Tigris ein unschätzbares Kapital. Man braucht nur gesehen zu haben, wie unverantlich planlos in Mesopotamien und Babylonien von englischer und anderer Seite bisher gewühlt worden ist, um zu ermessen, wie noth hier eine grundlegende Aenderung thut. Man kann schon jetzt sagen, daß die Ausgrabungen von Babylon uns den Weg zu einem ganz neuen Verständniß wichtiger, ja grundlegender Stücke der sassanidischen und der sogenannten „arabischen" Kultur vermitteln, und je weiter die Aufdeckung der alten Nebukadnezar-Stadt vorschreitet, desto größer werden neben den zeitgeschichtlichen und nach rückwärts gewandten Erkenntnissen auch diese von der Nebukadnezar-Zeit vorwärts blickenden Erkenntnisse werden. Daß es jetzt so kommt, ist ein Verdienst von Koldewey's Einsicht und Konsequenz.

Außer im Kasr und im Marduk-Tempel, im Stadtgebiet von Babylon wird gegenwärtig auch noch im „Birs" gegraben, der Ruine des Nabu-Tempels von Borsippa. Borsippa käme nach den Angaben Herodots und seiner Nachfolger, sowie nach dem phantastischen Rekonstruktionsplan der Mauern Babylons von Oppert aus den fünfziger Jahren annähernd zwischen die beiden angeblichen Mauern der großen Stadt, der äußeren und der inneren, zu liegen. Thatsächlich ist es zu allen Zeiten mehrere Meilen von Babylon entfernt gewesen. Die Ruine der „Zikurrat", das ist der großen Etagenpyramide Nabus zu Borsippa, ist gegenwärtig das am höchsten aufragende Ueberbleibsel aus dem babylonischen Alterthum. Die Grabung ist in die Cella des „Ezida" genannten Haupttempel vorgedrungen. An der Rückwand ist die gewaltige Nische mit dem aus Ziegeln gemauerten Postament davor bloßgelegt worden, wo das Gottesbild stand.

Außerdem ist jetzt die Erlaubniß von Seiten der türkischen Regierung eingetroffen, außer in Babylon und Umgegend auch noch in zwei anderen, weiter südwärts gelegenen Trümmerhügeln, Fara und Abu-Hatab, von Seiten der Deutschen Orient-Gesellschaft Grabungen zu veranstalten. Möglicherweise stehen dort größere Funde an Inschriften u. dgl. bevor. Das neue Eisenbahnmaterial zur Vergrößerung der seit Beginn der Grabungen für die Wegräumung des Schutts funktionirenden kleinen Feldbahn, nach dessen

Eintreffen ein schnelleres Tempo der Arbeiten erhofft werden darf, wird jetzt wohl bereits an Ort und Stelle sein.

Ich möchte diese Zeilen nicht schließen, ohne Alle, die sich für die deutsche Arbeit auf dem Boden des alten Babylons interessiren, auf den Beitritt zur deutschen Orientgesellschaft hinzuweisen. Zuschriften sind zu adressiren an den Schriftsteller der Gesellschaft, Herrn Dr. Bruno Güterbock, Berlin W., Victoriastraße 33.

Paul Rohrbach.

Volkswirthschaft.

Dr. Kurt Wiedenfeld. Die Sibirische Bahn in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung. Mit einer Uebersichtskarte. Berlin 1900. Verlag von Julius Springer. 202 S.

Etwas nachträglich möchte ich noch unsere Leser auf diese ganz vortreffliche und in den anderthalb Jahren seit ihrem Erscheinen noch keineswegs veraltete Schrift aufmerksam machen. Es ist das Beste, was bisher in deutscher Sprache über die sibirische Bahn geschrieben worden ist, und das erscheint um so auffälliger, als der Verfasser, wie er selbst angiebt, ohne Kenntnis des Russischen gearbeitet hat. Namentlich ist das Buch kritisch im besten Sinne gehalten, d. h. es ermöglicht dem Leser ein wirkliches Urtheil sowohl über den Bau und den Betrieb, als auch die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung der Bahn. Sehr dankenswerth ist die auf S. 51 ff. gegebene Kostenberechnung für die ganze sibirisch-mandschurische Linie. Darnach verhält sich der anfangs veranschlagte zu dem bis zur Vollendung des ganzen Werkes verausgabte Betrag ungefähr wie 1 : 3. Von 350 Millionen Rubel hatte man gesprochen und an 1000 Millionen (über 2 Milliarden Mark) kostet die fertige sibirisch-mandschurische Eisenbahn. Auf der andern Seite dient es zu einer gerechten Würdigung der augenblicklich auf der sibirischen Bahn noch herrschenden Verhältnisse, wenn Wiedenfeld daran erinnert, daß auf der ersten Pacificbahn Omaha—San Franzisco anfangs auch nur mit einer Geschwindigkeit von ca. 30 km in der Stunde gefahren wurde (die sibirische Bahn leistet jetzt 25—28, mit Ausnahme der erst provisorisch betriebenen Strecken) und daß auf der bereits seit den 80er Jahren bestehenden kanadischen Pacificbahn der schnellste Zug, der „imperial flyer“, selbst heute nur eine mittlere Stundengeschwindigkeit von 47 Kilometern erreicht.

Gut ist namentlich auch der Abschnitt S. 66 ff. „Besiedlungseignung“ der einzelnen Gebiete Sibiriens. Sehr richtig wird ausgeführt, wie selbst nach amtlicher russischer Angabe im ganzen Einflußbereich der sibirischen Bahn nicht mehr als 1½ Millionen Quadratkilometer — das dreifache Deutschlands — zur landwirthschaftlichen Benutzung geeignet sind. Ich hätte allerdings an der betreffenden Stelle noch darauf hingewiesen, daß auch

dort auf lange hinaus nur an eine ganz extensive Bewirthschaftung gedacht werden kann und daß die Fruchtbarkeit des Bodens, selbst da, wo man in Sibirien von Schwarzerde spricht, weit hinter den mittelrussischen Gouvernements vor ihrer Erschöpfung durch den Raubbau der letzten Jahrzehnte zurückbleibt.

Am ausführlichsten sind die beiden Kapitel über die Bedeutung der Bahn für den sibirischen und für den internationalen Handel. Hier ist das Material erschöpfend zusammengetragen und gesichtet. Nur einen Punkt scheint mir Wiedenfeld nicht genügend zu berücksichtigen: den Abfluß des ostrussischen Getreides nach den baltischen Häfen und seine Ersetzung an Ort und Stelle durch sibirisches. Auf diese Weise könnte bei einer geeigneten Tarifpolitik das sibirische Korn doch noch auch für den Weltmarkt von größerer Bedeutung werden.

Paul Rohrbach.

Literatur.

Peter Michel. Ein Roman von **Friedrich Huch.** Hamburg 1901 bei Alfred Janssen. Preis: brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Was heute in der Literatur Gutes geleistet wird, liegt fast durchweg auf dem Gebiete des Romans. Fast zu oft schon kommt der Kritiker in die Lage, erklären zu müssen: Dieses oder jenes Buch ist gut und empfehlenswert. Denn wenn so viele gute Romane geschrieben werden, erscheint das Romanschreiben schon gar nicht mehr als eine ganz besondere Kunstleistung, von der besonderes Aufheben zu machen wäre. „Peter Michel“ jedoch darf auch unter der Fülle des Guten einen hervorragenden Platz behaupten. Friedrich Huch hat ein viel, ein sehr viel versprechendes Erstlingswerk geschrieben. Es handelt sich, wie es beim Roman eigentlich der Fall sein soll, um ein breit angelegtes und ausgeführtes Lebensbild, das in seiner Ausführung am ehesten vielleicht an die Manier Raabes erinnert. Damit soll aber gar nicht gesagt werden, daß Huch sich in Abhängigkeit von Raabe befindet. Es soll vergleichsweise im Leser nur eine Vorstellung erweckt werden, was er etwa zu erwarten hat. Welcher Art Peter Michel ist, sagt schon der Name: ein Peter und ein Michel. Es steht in der Zusammenstellung dieser beiden für bestimmte Züge deutschen Wesens kennzeichnenden Namen etwas von jugendlicher Uebertreibung des Autors, wie man sie einem Erstlingswerk zu gute halten darf. Ein anderer aber könnte im Gegentheil auch meinen: Die Zusammenstellung sei ein glücklicher Einfall, denn Peter Michel — das vergißt sich nicht mehr, das haftet im Gedächtnis und erfüllt die Phantasie. Peter Michel ist der Sohn eines Dorfschusters und Enkel eines Dorflehrers. Er wird selber auch Lehrer, aber höherer Lehrer am Gymnasium irgend einer kleinen Stadt. Es ist merkwürdig an diesem Werke, daß uns Verhältnisse und

Oertlichkeiten mit eindringendster Deutlichkeit vor die Augen gestellt werden; wo aber solche Verhältnisse und Oertlichkeiten in Wirklichkeit liegen könnten, davon vermögen wir uns keinen Begriff zu machen. Wie deutlich z. B. sehen wir das Gymnasium mit seinem Direktor und seinem Lehrerkollegium vor uns, an dem Peter Michel wirkt. Vergleichen wir dieses Gymnasium aber mit denen, die wir aus der Wirklichkeit her kennen, so finden wir keine Aehnlichkeiten. Etwas Gleiches gilt — wie von den Oertlichkeiten und Verhältnissen — auch von den Menschen und Charakteren. In diesem Buche ist nichts wirklich und alles wahr, eben weil das Buch eine Dichtung ist. Max Lorenz.

Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders von Wilhelm Holzamer. Verlag von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig. — Im Dorf und Draußen. Neue Novellen von Wilhelm Holzamer. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1901. Preis brosch. 3,00 Mark.

Beide Bücher weisen den gleichen Zug des Verfassers auf: im Kleinen das Bedeutende zu erfassen und mit großer Klarheit darzulegen. In dieser Klarheit der Darlegung liegt ein gewisser künstlerischer Fehler. Holzamer steht immer seinen Wesen als Betrachter gegenüber, durchschaut sie und verwendet sie mit vollem Bewußtsein zur Darstellung. Ich habe das Empfinden, daß dem Autor das Unbewußte fehlt und seinen Gestalten dadurch das Triebkräftige mangelt. In der Kunst und Dichtung giebt es Gestalten, die einfach da sind, vor uns stehen, auf uns wirken, ohne daß sich uns die Frage aufdrängt: woher und mit welchem Recht seid ihr da? Holzamers Gestalten sind gewiß in höchstem Maße lebenswahr und verdienen, von uns gekannt zu werden. Sie treten aber nicht unmittelbar vor uns; sondern der Schriftsteller Wilhelm Holzamer stellt sie uns nach seiner Auswahl vor. Man vergleiche einmal in Beziehung darauf Holzamers Peter Nockler mit Huchs Peter Michel und man wird den qualitativen Unterschied des künstlerischen Eindrucks begreifen, den der Dichter Huch und der durch und durch geistvolle Holzamer erzielen!

Max Lorenz.

Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman von Sophie Hoechstetter. Berlin 1902. Verlag von Gebrüder Paetel. Preis geb. 5,00 Mark.

Die Aufmerksamkeit meiner Leser habe ich zunächst aus Anlaß des schönen Romanes „Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung“ auf die Verfasserin gelenkt. In dem darauf folgenden Roman „Der Dichter“ schien mir die Verfasserin zu sehr in ihrer Manier erstarrt, so daß ich ihn ablehnen mußte. In „Dietrich Lanken“ hat die Verfasserin ihre Eigenart

behauptet und ihren künstlerischen Charakter nicht verleugnet, sich aber von einer Manier doch freigehalten. Es ist ein künstlerisch und sittlich schönes und gutes Buch, romantisch in jeder Zeile, aber doch wahr und darum wirksam, weil die Dichterin uns offenbar das giebt, was sie wirklich empfindet. Der hervorstechendste Zug im Wesen Sophie Hoechstetters ist eine potenzirte Weiblichkeit, ja vielmehr noch eine potenzirte Mädchenhaftigkeit, so daß selbst ihre Männer Mädchenseelen haben. Das gilt auch von dem jungen Grafen Dietrich Lanken, der mit seiner Mädchenseele allerdings aus der nur gar zu männlichen Art seines Geschlechtes geschlagen ist. Die Lankens stammen nämlich in Folge irgendwelcher ehelichen Verwickelungen von den Stuarts her. Und ihre Manier wird gekennzeichnet durch ein Schriftstück, das der verstorbene Graf seinem Sohne Dietrich als eine Art Testament hinterlassen hat, in dem es heißt: „Da soll mein Sohn finden, daß uns die königlichen Ahnen, unsere lieben Stuarts, doch ein Erbe hinterlassen haben: das Erbe, geliebt zu werden, auf der Erde sovie Frauenliebe zu finden, daß kein König von England reicher sein kann.“ Er weiß es auch aus dem Familienbuch: Jeder Lanken hat einen Sohn gehabt. Damit läßt er sich genügen. Was er sonst noch ins Leben setzt, das möge nur dunkel seine Herkunft ahnen. So schädigt es uns nicht an unserer Kraft und wenig an unserem Vermögen. „Dietrich Jakob, mein einziger Erbe, aber nicht erstes, nicht letztes Kind, soll seinem Vater danken, daß er seinetwegen die Mühsal einer Ehe auf sich nahm. Er muß es auch — und zwar nicht zu spät — um unserer Ahnherren, um unserer alten Tradition willen. Er soll sich von dem Tugendgefasel seiner Zeit nicht anstecken lassen. Er soll sich freihalten von einer Knechtsmoral und nie vergessen, daß es sein königliches Vorrecht und Erbe ist, so zu genießen, als sei noch ein Jakob auf dem Throne.“ Es fügt sich nun aber, daß Jungdietrich nicht der Sproß der Stuarts, sondern der Sohn seiner Mutter ist und garnicht daran denkt, im Sinne des väterlichen „Testaments“ von den „uneingeschränkten, königlichen Mannesrechten“ Gebrauch zu machen. Er freit in jüngsten Jahren aus zartester Liebe ein holdes Mägdelein und beide leben in einem Paradies der Ehe dem zu erwartenden Kinde, „daß es schön und stark würde und eine andächtige Seele bekäme und einen Geist, der auf das Große und das Erhabene gerichtet war. Denn sie fühlten beide die große Verantwortung.“ Es ist im Grunde der weibliche Zug im Wesen Jungdietrichs, durch den das Geschlecht der Grafen Lanken von der ererbten Stuartsünde erlöst wird. Zum Theil ganz wunderschön sind die eingestreuten Gedichte. Ganz subjektiv will ich bekennen, daß ich eigentlich für den romantischen Feminismus der Sophie Hoechstetter herzlich wenig übrig habe. Aber ihre dichterische Kraft ist groß genug, daß ich als Kritiker mich ihrer Wirkung nicht entziehen kann.

Max Lorenz

Der Gottüberwinder. Roman von Gertrud Franke=Schievelbein. Berlin 1902. Verlag von F. Fontane & Co. Preis 3,50 Mk.

Ein gutes und ernstes Buch. Ein zeitgemäßes Buch. Der Gottüberwinder ist ein weltberühmter Naturwissenschaftler. Er glaubt nur an das und hält nur das für vorhanden und wahr, was der Erkenntniß der Sinne zugänglich ist. Sein Evangelium ist das der Lebensfreude, die durch Wissenschaft und Kunst ihre höchste Weihe erhält. Dieses großen Gelehrten Gattin ist gläubigen Sinnes, und zwar ist es besonders der Tod eines geliebten Kindes gewesen, der ihren Glauben wieder geweckt und gestärkt hat. Von den erwachsenen Kindern besitzt Erika die Lebenskraft des Vaters, aber gepaart mit der Gläubigkeit der Mutter. Der Sohn Kurt hat sich in seinen jungen Studienjahren bereits so sehr allen Genüssen des Lebens nach der vermeintlichen Lehre des materialistischen Vaters ergeben, daß er frühzeitiger Dekadenz in jeder Beziehung verfallen ist. Ein Konflikt wird dadurch herbeigeführt, daß der in der ungebrochenen Rüstigkeit reifster Manneskraft stehende fünfundfünfzigjährige Gelehrte, der seiner seit zwanzig Jahren siechen Frau ohne Zaudern bisher „aus Selbstachtung" die Treue gehalten hat, von leidenschaftlicher Liebe zu einer begabten, jungen, schönen und über alle Maßen modernen und raffinirten Sängerin ergriffen wird. Da seine eheliche Frau ihn aber nicht frei giebt — denn was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden — bleibt der Professor zunächst gebunden. Gesteigert wird der Konflikt dadurch, daß auch der Sohn die junge Sängerin liebt und zur Gattin begehrt. Das Ende vom Liede ist: Selbstmord des Sohnes, Tod der Gattin, persönlicher und auch wissenschaftlicher Zusammenbruch des großen Materialisten. Nur die Tochter Erika wird gerettet, in ihrer Liebe zu einem jungen Gelehrten, der aus dem Lieblingsschüler des alten Meisters zum Erforscher und Verkündiger eines neuen Idealismus geworden ist.

Ich habe den Eindruck, daß man diesen Stoff in seiner Nacktheit der Geschehnisse roh nennen möchte: Ein allerdings vorhandenes Zeitproblem ist zu einem Roman „ausgeschlachtet". In Wahrheit aber weist das Buch keine Spur von Rohheit auf. Denn der Stoff ist von einer zarten und doch kraftvollen Frauenhand gemeistert. Die Verarbeitung zeugt von künstlerischem Können und das Ganze ist von einem hohen ethischen Pathos durchweht, das ergreift, ohne sich aufzudrängen. Die Anlage der Charaktere ist auch so, daß nicht nur Puppen hin= und hergeschoben werden, die ein Prinzip zu tragen haben. Es handelt sich wirklich um Menschen und um menschliche Geschehnisse, deren Charakter, deren Besonderheit allerdings durch das Zeitmilieu bestimmt ist. Nach der Absicht der Verfasserin ist der berühmte materialistische Gelehrte der Quell= und Ausgangspunkt aller Konflikte und leidvollen Geschehnisse. Denn seine Lehre gestattet ihm das Recht auf Leben, also auch das Recht auf Liebe. Nach seiner Lehre glaubte der Sohn zu handeln, als er sich durch frühzeitige Genüsse zu Grunde richtete. An den Folgen dieser Lehre erleidet die edle und fromme Frau

des Professors den Tod. Es ist der Fluch des Materialismus, der sich hier offenbart. Ich würde nun nicht anstehen, das oberflächlich und roh zu nennen. Dem tiefer dringenden Blick aber bietet die Verfasserin etwas ganz Anderes und ich weiß nicht, ob sie dabei von bewußter Absicht oder von unbewußt schaffendem künstlerischen Instinkt geleitet wird. Der Materialismus nämlich ist in Wahrheit nur Verkleidung der Personen, worunter sich rein menschliche Leidenschaften regen und menschliche Konflikte abspielen. Der Materialismus ist nur die Manier, wie die betroffenen Personen sich ihre Sache verstandesgemäß zum Bewußtsein bringen. Daß der Sohn z. B. durch und durch dekadent ist, hat seinen eigentlichen Grund nicht in den Lehren des Vaters, sondern in der Zeitstimmung, von der die junge Gereration ergriffen ist. Die Dekadenz des Sohnes wäre auch möglich, wenn der Vater z. B. ein eifriger und frommer Protestant wäre, nur würde sie sich dann anders zeigen, etwa als moderner Mystizismus oder als eine gewisse Art von mystischem Neukatholizismus. Der Sohn ist dekadent, nicht weil sein Vater Materialist ist, sondern weil er seiner Generation angehört. Und der materialistische Vater ist im Grunde ein edler nicht nur, sondern sogar ein frommer Mann, der Materialist auch in der Hauptsache nur unter dem Einfluß einer seine Werdezeit beherrschenden Strömung geworden ist. Frömmigkeit oder Gottlosigkeit sind im letzten Grunde keineswegs Produkte einer menschlichen Lehre, sondern ureingeborene Eigenschaften der Seele. Wenn nun die Seele von Gott ist und die Welt göttlichen Geistes voll, so kann die Frömmigkeit auch nur zeitweilig von der Gottlosigkeit überwuchert werden, um schließlich doch immer wieder sieghaft durchzubrechen. Und ein Sieg Gottes über die List der Welt ist es auch, was das eigentliche Thema dieses Romans bildet.

Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

„Meisterspiele“.

Vom vierten bis zum siebenundzwanzigsten Mai haben sogenannte „Meisterspiele“ stattgefunden. Veranstaltet sind sie allem Anschein nach von dem Prager Theaterdirektor und Theaterindustriellen Angelo Neumann in Verbindung mit dem Generalintendanten der Berliner Königlichen Hoftheater, dem Grafen Hochberg. Wie weit aber Graf Hochberg mit verantwortlich ist oder ob er gar für die Schauspiele — daneben gingen auch noch die sogenannten Verdi-Festspiele — in erster Linie verantwortlich ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Stattgefunden haben die Spiele zum Theil im Krollschen Etablissement, das jetzt „Neues Königliches Opernhaus“ genannt wird, zum Theil im Königlichen Schauspielhaus. Gegeben sind Werke von Shakspere, Schiller, Goethe, Grillparzer, Otto Ludwig, Anzengruber, Raimund. Von wirklich und mit Recht berühmten Schauspielern sind allein Sonnenthal und Baumeister vom Wiener Hofburgtheater aufgetreten, neben denen noch die junge, in Wien bereits hochgefeierte und jetzt auch in Berlin zu Ruhm gelangte Frau Lotte Medelsky als „Meisterspielerin“ zu nennen wäre. Nicht unerwähnt darf bleiben die über alle Maßen aufdringliche Mitwirkung einer berufsmäßigen Claque, deren Vorhandensein von der gesammten Presse festgestellt worden ist. Diese Meisterspiele, für die dem Publikum um das Doppelte erhöhte Preise abgenommen worden sind, haben in der ganzen Zeitungskritik ausnahmslos die denkbar schärfste Verurtheilung gefunden. Und es ist in der That unglaublich, was man dem Publikum zu bieten gewagt hat. Jene Kritik, die unter Zitirung des Strafgesetzbuches diese Meisterspiele als Betrug bestraft wissen wollte, ist natürlich zu weit gegangen. Als gewissermaßen symbolischer Ausdruck einer berechtigten Entrüstung aber läßt sich selbst diese Kritik begreifen. Wenn ich sage: es ist eine Schande gewesen, dann gehört dieses Urtheil zu den milden unter allen denen, die gefällt worden sind. Die Vorbereitung der Spiele ist so schlecht gewesen, daß man nicht einmal die angekündigten Werke thatsächlich hat aufführen können, obwohl sämmtliche Spiele dem Publikum zum Abonnement angeboten worden sind. Man hat einen „Faust“ gespielt, wobei der Hauptdarsteller nach unwiderrufenen Mittheilungen in der Presse erst drei Stunden vor

der Aufführung von Wien hier eingetroffen ist. Die Vorstellung wies in der Inszenirung und im Arrangement und auch in der Darstellung wohl solche Mängel auf, daß das Publikum offen revoltirte. Man hat die Stücke zum großen Theil im Krollschen Saal gegeben, der in Folge seiner Bauart Plätze in großer Anzahl aufweist, von denen aus weder etwas zu sehen noch zu hören ist. Während in diesem Etablissement Goethe und Schiller mißhandelt worden sind, hat man am selben Abend im Königlichen Schauspielhause das „große Licht“ des Herrn Felix Philippi leuchten lassen. Kurzum also und nochmals: es ist eine Schande gewesen. Niemals ist offener und rücksichtsloser das Theater bloßem Geldinteresse geopfert worden. Und das Peinliche, worüber man geradezu erröthen muß, ist, daß unter Mitbetheiligung unserer Königlich preußischen Schauspiele die klassischen Dichter einem bloßen Geschäftsinteresse zum Opfer gebracht worden sind. Ich wiederhole nochmals, daß darüber in der ganzen Theaterkritik, von der „Kreuz-Zeitung“ bis zum „Vorwärts“, nur eine Meinung zum Ausdruck gebracht worden ist.

* * *

Diese traurigen Spiele als Anlaß zu einer die einzelnen Stücke und ihre Darstellung behandelnden, eingehenden Kritik zu machen, dafür liegt natürlich gar kein Grund vor. Es ist wohl nicht mehr als billig gewesen, auf den Besuch der Meisterspiele möglichst bald überhaupt zu verzichten. Ich beschränke mich darauf, in Hinsicht auf solche Spiele ein paar Betrachtungen allgemeiner Art anzustellen.

Was hätten solche Spiele bei würdiger Inszenirung und entsprechender Darstellung für sich? Könnten sie unter günstigen Umständen zur Förderung des Theaterwesens etwas beitragen? Könnten sie wirklich in den Dienst der Kunst gestellt werden?

Ich stehe gar nicht an, diese Fragen zu bejahen. Ich glaube allerdings nicht, daß der Schwerpunkt eines solchen Unternehmens in die schauspielerische Seite zu legen ist. Man hat dieses Mal von interessirter Seite das Publikum vielfach bei seiner Neugier und Sensationslust gepackt und gerufen: Kommt doch einmal sehen, wie die Münchener spielen — denen wir übrigens diesmal die einzig gute Vorstellung zu danken haben, Ludwigs „Erbförster“ — oder welcher Art das Dresdener oder Stuttgarter Ensemble ist! Das hat gar keinen Zweck. Zunächst einmal liegen die Verhältnisse thatsächlich so, daß die Berliner Theaterkunst es wirklich nicht nöthig hat, von Dresden oder Stuttgart etwas zu lernen. Und dazu kommt noch, daß in Wahrheit jedes Theaterensemble eng mit dem Boden und der Bevölkerung verwachsen ist, auf dem und in der es gewohnheitsmäßig seine Kunst ausübt. Was in Dresden sehr gut sein kann, darf in Berlin mißfallen, nicht darum, weil in Berlin ein absolut höherer und besserer Maßstab angelegt wird, sondern weil Berliner Art und Berliner Lebensführung und Lebensauffassung etwas Anderes ist. Und das wirkt

ganz deutlich auch auf die Kunstauffassung. Wenn unser Deutsches Theater, wie jetzt eben wieder, zu einem Ensemblegastspiel nach Wien geht, so ist das ein etwas anderer Fall. Das Deutsche Theater verkörpert einen ganz besonderen, nur ihm eigenthümlichen Kunststil. Den kennen zu lernen, kann Wien ein gewisses Interesse haben. Und doch ist es begreiflich, wenn in Wien selbst das Deutsche Theater nicht in demselben Maße und gleich gerichtete Anerkennung erfährt, wie in Berlin. Solche Ensemblegastspiele haben gar keinen Werth. Man möge uns also in Zukunft damit verschonen.

Es bliebe also übrig, berühmte Schauspieler aus allen deutschen Gauen, wirkliche Meister zu den Meisterspielen heranzuziehen. Auch das wäre verfehlt, aus doppelten Gründen. Das theatralische Virtuosenthum fängt allerdings an, wieder sehr modern zu werden. Auch im Bühnenleben ist man des unpersönlichen Naturalismus müde geworden und sehnt sich nach der „großen Persönlichkeit“. Aber der herumreisende Virtuose bietet doch nur das Surrogat der großen künstlerischen Persönlichkeit. Es läßt sich fast stets die Erfahrung machen, daß ein Bühnenkünstler, der darauf „verzichtet, ein Engagement anzunehmen“ und nur noch Gastspiele geben will, sehr bald entartet und für die Kunst verloren geht. Meisterspiele zu dem Zweck arrangiren, um große Künstler vorzuführen, heißt den Künstler verderben und den schlechten Instinkten des Publikums dienen. Wenn irgendwo ein großer Schauspieler den Hamlet oder Faust oder Wallenstein in besonders bedeutsamer Weise zu verkörpern in der Lage ist, dann kann er allenthalben in einem ganz gewöhnlichen „Gastspiel“ seine Kunst zeigen, ohne daß es des umständlichen Apparates besonderer Meisterspiele bedürfte.

Wollte man aber Meisterspiele arrangiren, in denen jede Rolle von einem „Meister“ gegeben wird, so wäre das so verfehlt wie möglich. Ein Meister in der Kunst ist nur, wer seine ganz besondere Eigenart besitzt, wer anders ist, wie jeder Andere. Ein klassisches Stück von lauter Meistern dargestellt, wäre das Kurioseste und Stilwidrigste, was sich denken ließe. Man hat schon diesmal einen Anflug davon erleben können, in der Elisabeth und der Maria Stuart, die sich in Schillers Werk gegenüberstanden.

Die Grundlage von Meisterspielen darf und kann nicht das Spiel, sondern soll und muß das Werk sein. Die Darstellung eines klassischen Werkes, indem sein Gefühls- und Ideengehalt aufs vollkommenste erschöpft wird und indem jeder Darsteller, auch der Darsteller der kleinsten Rolle an der Peripherie des Stückes in den Dienst der dem Stücke eigenthümlichen Zentralidee gestellt wird, wäre ein wahres Meisterspiel. Man müßte eine klassische Dichtung mit derselben zielbewußten Stileinheit zur Darstellung bringen, mit der ein naturalistisches Werk nach der Gewohnheit des „Deutschen Theaters“ gegeben wird. Es ist das eigentlich eine selbstverständliche Forderung, die in Anbetracht ihrer Selbstverständlichkeit gar nicht gestellt werden soll. Sie muß aber doch darum gestellt werden, weil sie thatsächlich nicht erfüllt wird und am allerwenigsten an Stellen,

denen ihre Erfüllung besonders obliegen sollte. Da werden z. B. Festspiele arrangirt, zu denen mit größten Kosten Kostüme von denkbar größter historischer Treue hergestellt werden müssen. Ist damit etwa irgendwelchem „Idealismus“ in der Kunst gedient? Keineswegs! Was ist diese Kostümkunst eigentlich, diese genaueste Hingabe an eine Wirklichkeit, die einmal gewesen ist? Sie ist nichts anderes, als historischer Naturalismus, im Gegensatz zum bürgerlichen; sie ist der Naturalismus einer an hoher Stelle stehenden, historischen Persönlichkeit, die durch geschichtliche und persönliche Beziehungen genau so in der Vergangenheit gegenwärtig und zu Hause ist, wie der gewöhnliche Bürger in der Gegenwart. Um es kurz und deutlich zu sagen: der kostümtreue Historizismus auf der Bühne ist der Naturalismus der Könige und Fürsten. Auch sie opfern dem Zeitgeist und wissen nicht wie. Durch solchen Naturalismus wird der den klassischen Werken innewohnende Idealismus nicht flüssig gemacht, sondern materialisirt.

* * *

Ich bin der entschiedenen Ansicht, daß wir in der dramatischen Kunst zu den Klassikern zurückkehren müssen. Der Naturalismus mit seinem Gefolge von Mystizismus und Symbolismus ist bankrott, darüber herrscht jetzt nur eine Meinung. Daß wir in unserer Zeit zu einer originalen dramatischen „Höhenkunst“ gelangen, halte ich für ausgeschlossen. Das Beste unserer Zeit und der Menschen unserer Zeit liegt in der Innerlichkeit, nicht in der Kraft. Auch Nietzsches eigentliche Größe liegt ja in der Psychologie und nicht in der Philosophie des „Uebermenschen“. Weil unser Bestes die Innerlichkeit ist, werden heutzutage viele gute Romane geschrieben, denen Ebenbürtiges im Gebiet des dramatischen Schaffens nicht zur Seite steht. Darum müssen wir zu den Klassikern zurückkehren, zu Shakspere besonders!

Ich meine diese Rückkehr keineswegs in dogmatischem Sinne. Ich will durchaus nicht haben, wir sollten gutgläubig uns den Werken der Klassiker beugen in dem Sinne, wie Lessing und Genossen sie uns dargestellt und aus ihnen „ewige“ Kunstgesetze abstrahirt haben. Ich widerspreche auch entschieden der Ansicht, daß uns ein historisches oder gar philologisches Interesse zu den Klassikern führen sollte. Zu ihnen in solchem Verhältniß zu stehen, ist ausschließlich Sache gelehrter Fachmänner und hat für die Kunst und das künstlerische Genießen geringste Bedeutung. Ich meine vielmehr dies: wir sollen uns zunächst einmal ohne jedes Wissen und Deuteln mit nackter Seele der unmittelbaren Wirkung einer Shaksperesschen Dichtung aussetzen und prüfen, ob wir eine Wirkung verspüren. Die Frage ist die: Wie wirkt Shakspere auf die moderne Seele des kunstempfänglichen Menschen unserer Tage? Wir Menschen der Gegenwart sollen also unsere Seele nicht verleugnen. Nicht wir, sondern Shakspere soll eine Probe ablegen, die Probe, ob er auf uns noch elementare und rein künstlerische Wirkung auszuüben vermag.

An sich ist das doch gar nicht selbstverständlich. Da Shakspere einer ganz anderen Epoche angehört, den Gedanken, Gefühlen, Stimmungen, Menschen, Verhältnissen ganz anderer Tage Ausdruck giebt, läge es thatsächlich zunächst nahe — was auch der Literarhistoriker dagegen sagen mag — daß er uns nicht mehr in besonderer Weise zu ergreifen vermag. Warum ist es überhaupt möglich, daß ein Dichter vergangener Zeiten moderne Menschen noch zu ergreifen vermag? Und wie vermögen moderne Menschen mit den Dichtern und Künstlern vergangener Zeiten fertig zu werden, ohne ihrer Seele, ihrem unmittelbaren und natürlichen Empfinden Gewalt anzuthun?

Das große Kunstwerk aller Zeiten bringt nichts Anderes zum Ausdruck als die elementaren Leid- und Lustgefühle der Menschheit. Das ist eine Selbstverständlichkeit. So lange die Elemente der Gefühle die gleichen bleiben, wirkt der Dichter. So wirkt z. B. wohl noch Shakspere, aber nicht mehr oder nur wenig noch Aischylos; so wirkt auf uns norddeutsche Protestanten z. B. auch noch der spanische Calderon, aber weniger als der Engländer Shakspere. Je weniger ein Dichter an seine Zeit gebunden ist, und je mehr er auf die Elemente des Seelenlebens zurückgreift, von um so längerer Dauer ist seine Wirkung, um so extensiver wirkt er — einerseits. Andererseits aber: Je mehr er mit seiner Zeit behaftet ist, seiner Zeit Ausdruck giebt, um so stärker ist seine Wirkung auf die Zeitgenossen, um so intensiver wirkt er. Die höchste Fülle der Wirkung ist da vorhanden, wo jenes Allgemeine und dieses Besondere vereinigt auftritt. Daß Shakspere auf die Elemente des Seelenlebens zurückgeht und seinen Werken doch der spezielle Charakter des Elisabethischen Zeitalters ganz brutal aufgeprägt ist, hat dem Dichter seine Stellung unter seinen Zeitgenossen verschafft. Wenn nun ein Shakspere auf uns immer noch durch den allgemein menschlichen Elementargehalt seiner Werke wirken würde, wäre diese Wirkung nur halb und unvollkommen. Was in Shaksperes Werken dem Zeitalter aufs Konto zu schreiben ist, empfinden wir gerade als roh und abstoßend. Und dennoch haben auch wir noch immer die Möglichkeit, sowohl die extensive wie eine intensive Wirkung Shakspereſcher Werke an uns zu erfahren. Wie diese Möglichkeit zu Stande kommt, mache ich am besten durch einen anderem Gebiet entnommenen Vergleich klar. Von Plato bis Schopenhauer könnte man einen inneren und logischen Zusammenhang der philosophischen Systeme konstruiren. Alle philosophischen Systeme haben sogar etwas Gemeinsames und Verwandtes. Das kommt daher, weil ihnen allen das gleiche Material zu Grunde liegt, nämlich die im Wesen immer gleiche Welt, das Weltbild. Was sich ändert und was den Unterschied der Systeme ausmacht, ist die Auffassung des Weltbildes, die vom Charakter der Zeit abhängig ist. Man kennt den Satz: Der Philosoph giebt seine Zeit, in Gedanken gefaßt. Der Satz ist doch nicht ganz richtig und er trifft eigentlich nur auf den Modephilosophen zu. Besser sollte er wohl heißen: Der Philosoph giebt die Welt, in die Ge-

danken seiner Zeit gefaßt. Mit dem Dichtwerk verhält es sich so: Der Dichter giebt die Welt, ein treues Abbild der Welt, d. h. der Welt menschlichen Lust- und Leidgefühls. Er kann sie nun geben in ihren Grundlagen, in ihren Elementen. Dann schafft er gewissermaßen — wie man schon öfter gesagt hat — im Bilde noch einmal, was Gott in Wirklichkeit geschaffen hat. Wie der Philosoph nun vor die wirkliche Welt tritt, um sie „zeitgemäß" in Gedanken zu fassen, so kann der Kritiker vor die Welt der Dichter treten, um sie zeitgemäß zu begreifen, sie intensiv für sein Zeitalter, für den modernen Menschen nutzbar zu machen. Shakspere enthält solch eine elementare Welt, die darum der Kritiker jeder Zeit „zeitgemäß" genießen kann. Schiller ist in einer Person Dichter und Kritiker; er giebt darum keine elementare Welt, der der Charakter der Zeit wie bei Shakspere nur roh und darum abwischbar aufgeprägt wäre, sondern er giebt eine Legirung, die gebildet ist aus gewissen elementaren Bestandtheilen und dem in Schillers Tagen modernen Zeitgeist. Schillers philosophische und kritische Ueberlegenheit involvirt seine dichterische Schwäche und Vergänglichkeit.

Daß meine Auffassung Shaksperes nicht nur im Bereiche des Möglichen, sondern des Wirklichen liegt, läßt sich beweisen. Einmal: bisher hat noch in jeder Zeit jede ästhetische Auffassung und jede Weltanschauung behauptet: Shakspere sei ein Musterbeispiel für sie. Shakspere läßt sich eben von jedem Standpunkte „auffassen", wie die Welt immer wieder „verphilosophirt" werden kann. Ferner: Fast jede Zeit hat bisher in Hamlet ihren charakteristischen Helden erblickt.

Wie muß denn nun unsere Zeit Shakspere auffassen?

Ich habe oben vorher bemerkt, daß das Beste unserer Zeit und unserer besten Menschen die Innerlichkeit sei. Es ist allerdings eine Innerlichkeit, anders als die des Werther-Zeitalters, es ist eine Innerlichkeit, an der auch das Hirn seinen Antheil hat; es ist eine zum Bewußtsein erhobene Innerlichkeit, die für unsere Zeit sozialen Mitempfindens charakteristisch ist. Entsprechend dieser bewußten Innerlichkeit hätten wir die Charaktere Shaksperes zeitgemäß aufzufassen. Ich mache mich anheischig, den Hamlet Zug für Zug in solcher Auffassung dem Verständniß der Zeitgenossen als „modernsten Menschen" nahe zu bringen. Der Behauptung wird kaum einer widersprechen wollen.

Ja — aber wie sollte denn das etwa mit einem Richard III. möglich sein? In diesem Falle habe ich es ja bereits als möglich erwiesen, als ich vor ein paar Monaten an dieser selben Stelle den Charakter analysirte. Ich habe damals ausgeführt, Richards Fähigkeit, mit allen Menschen seiner Umgebung fertig zu werden, sei begründet in seiner Menschenkenntniß, in seinem Vermögen, mit Allen alles innerlichst mitzuempfinden, weil er gewissermaßen alle diese Charaktere auch in sich selber trage. Mit Bewußtsein handhabe er diese seine Menschenkenntniß und werde mit den Menschen, indem er sie durchschaue, fertig, mit jedem gerade in dessen Art. Nun —

das ist doch im höchsten Maße eine ins Bewußtsein erhobene Innerlichkeit des psychologischen Verhältnisses, in dem Richard zu den Personen des Stückes steht. Und Richards Wesen und Schicksal auf diesem psychologischen Grundzuge aufzubauen, entspricht in der That einer durchaus zeitgemäßen Auffassung, die der modernen Seele besonders nahe liegt. Uebrigens ließe sich auch auf Richards völlige Gottentfremdung, auf seine absolute Verkörperung des Gottlosen ein modernes Wort anwenden; man könnte nämlich in diesem Falle sehr wohl von dem sprechen, was man in der modernen Literatur als Satanismus zu bezeichnen pflegt.

* * *

Das Alles hat mit den „Meisterspielen“ nichts zu thun. Aber es könnte sehr viel damit zu thun haben, wenn das Königliche Schauspielhaus sich zum Versuch solcher Auffassung der Klassiker verstehen wollte. Natürlich ist keineswegs eine Beschränkung auf Shakspere nöthig. Auch andere Dichter sind solcher Auffassung zugänglich. Vor Allem ist Hebbel geradezu der klassische Dichter der bewußten Innerlichkeit. Man denke nur z. B. an das Verhältniß Mariamnes zu Herodes! Ein Cyklus Hebbelscher Stücke — das wäre ein Thema, würdig zum „Meisterspiel“!

Ich begreife es und billige es sogar, daß das Königliche Schauspielhaus spezifisch modernen Dichtern und besonders auch den Werken des Naturalismus seine Pforten nicht öffnet. Daß es aber ein vielleicht berechtigtes Manko durch Philippi, Blumenthal und Lubliner wett zu machen sucht, läßt sich nicht entschuldigen. Die Königliche Bühne könnte Großes und Bedeutsames leisten, wenn sie sich an der Aufgabe versuchte, klassische Werke in moderner Auffassung zur Darstellung zu bringen und so in höherer Vereinigung das Klassische mit dem Modernen zu verschmelzen. So etwas könnte, sollte und müßte geschehen. Ich glaube aber nicht — und Niemand glaubt es wohl — daß es geschehen wird.

Berlin-Karlshorst, 28. V. 1902. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Persien, Arabien und die internationale Politik.

Das bevorstehende Ende des südafrikanischen Krieges und die Anwesenheit des Schahs Musaffer-ed-Din in Europa legen nahe, daß sich die politische Aufmerksamkeit rechtzeitig einem Gebiete zuwendet, wo sich möglicher Weise schon in nächster Zeit bedeutsame Vorgänge abspielen werden, ja theilweise bereits im Gange sind: Südwest-Asien. Es handelt sich dort einerseits um eine neue Phase des englisch-russischen Gegensatzes in Persien, andererseits aber, in unmittelbarem Zusammenhange damit, um große und weitaussehende Ideen der englischen Weltpolitik überhaupt.

So lange der Krieg zwischen England und den Buren dauerte, ohne daß sich ein vorläufiges Ende der Festlegung Englands in Südafrika absehen ließ, hat die russische Politik in Persien unzweifelhaft große Fortschritte gemacht. Der erste kritische Moment seit längerer Zeit für die dort betheiligten Mächte trat im Herbst des Jahres 1898 ein. Die „Imperial Bank of Persia“, ein englisches Finanzinstitut, forderte sofortige Zurückerstattung ihrer Vorschüsse in Höhe von 150 000 Pfund Sterling, oder Verlängerung des kurz vorher provisorisch von persischer Seite zur Sicherung der Schuld zugestandenen Kontrolrechts englischer Agenten über die Zolleingänge der Häfen im Golf auf 6 Jahre. Dieses scharfe Anziehen der Schraube trieb die persische Regierung in die Arme Rußlands. Angeblich sollen Unruhen im Volke „wegen der Einmischung der Fremden, d. h. der Engländer, in die inneren Angelegenheiten des Reiches“ ausgebrochen sein. Es wurde natürlich behauptet, daß an diesen Unruhen oder doch an ihrer Aufbauschung Rußland selbst nicht ganz unschuldig gewesen sei. Jedenfalls bequemte sich Persien zur Verpfändung der Einnahmen aller nördlichen Zollämter und der Fischereigerechtsame am Kaspischen Meer an Rußland, wogegen es einen russischen Vorschuß von $1\frac{1}{2}$ Millionen Rubel gleich ca. 150 000 Pfund Sterling zur Befriedigung der Bank erhielt. Ein Jahr später zeigte es sich, daß der Appetit auf beiden Seiten beim Essen gewachsen war: Rußland und Persien schlossen einen Vertrag über ein Darlehen von $22\frac{1}{2}$ Millionen Rubeln, als dessen Unterpfand alle Zölle Persiens dienen, ausgenommen die Einkünfte der Zollämter der Provinz Farsistan (die alte Persis) und sämmt-

licher Häfen des Golfs. Da bei der vordem bestehenden Lodderwirthschaft in den Zollämtern unter einheimischer Verwaltung die Sicherung des Dienstes dieser Anleihe fraglich erschien, so wurde die ganze Zollverwaltung mit Hilfe einer Anzahl aus Belgien berufener Beamten neu geordnet, was von der vortheilhaftesten Wirkung für die persische Staatskasse war und auch noch gegenwärtig ist.

Die Verwirklichung dieses außerordentlichen politischen Erfolges der Russen, der großen persischen Anleihe, hatte indessen an einem Haare gehangen. Gerade in den Tagen, da es gelang, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, im Winter 1899 auf 1900, standen die Dinge in Südafrika besonders kritisch. Währenddessen war aber unter den Auspizien des energischen und auf die Erhaltung der Stellung Englands in Persien weit mehr als die Reichsregierung selbst bedachten Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, die Frage der Befriedigung des persischen Geldbedarfs bis in alle Einzelheiten bereits im englischen Sinne geordnet: eine Gruppe englischer Bankiers hatte sich im Einverständniß mit der Imperial Bank of Persia bereit erklärt, 2 Millionen Pfund vorzuschießen, unter der Voraussetzung, daß sie von dem Londoner Kabinet die Zusicherung des eventuellen Eintretens der Regierung für die Sicherheit ihres Geldes erhielten. In diesem Moment erhielt die russische diplomatische Vertretung in Teheran Wind von dem Bevorstehen des Abschlusses der Anleihe mit England, und gleichzeitig traf in London die Nachricht von der Niederlage Bullers bei Colenso ein. In Folge dessen verlor man dort zeitweilig über der südafrikanischen Sorge alles andere dermaßen aus den Augen, daß Lord Curzon und die Banken erst überhaupt keine Antwort erhielten, dann kopflos weggeschickt wurden, und diesen Augenblick benutzte Rußland, um die britische Interessenvertretung in Teheran aus dem Sattel zu heben. Persien erhielt 22½ Millionen Rubel unter der Bedingung, hiermit alle seine früheren auswärtigen Anleihen zu tilgen und vor Rückzahlung des Geldes an Rußland ohne russische Zustimmung überhaupt keine internationalen Anleihen mehr aufzunehmen. Selbstverständlich blieb dabei das russische Eisenbahnmonopol im Lande, das schon kurz vorher auf weitere 10 Jahre verlängert worden war, ausdrücklich gewahrt.

Da wie gesagt ein großer Theil der russisch-persischen Anleihe von 1900 für die Rückzahlung älterer finanzieller Verpflichtungen vorgesehen war und außerdem die Reise des Schahs nach Europa sehr bedeutende Summen verschlungen hatte, so war schon Ende 1901 die Geldverlegenheit in Teheran wiederum groß, und das Resultat ist denn auch, gemäß dem Vertrage von 1900, der Persien bis zur Rückzahlung jener Schuld für alle künftigen Geldbedürfnisse von vornherein an Rußland verweist, der jetzt eben erfolgte Abschluß eines neuen Anleihevertrages über 10 Millionen Rubel gewesen. Persiens Schuld bei Rußland beträgt also jetzt bereits ca. 70 Millionen Mark, und damit die Regierung in Teheran nicht etwa auf den Gedanken käme, sich anderswo, z. B. von England, das Geld zu

borgen, um Rußland zu befriedigen — eben der Coup, der den Russen Anfang 1900 gegenüber den anderen fremden Gläubigern Persiens gelungen war — so ist in den betreffenden Verträgen ausdrücklich stipulirt, daß die Tilgung der ersten russischen (5prozentigen) Anleihe nicht vor 1910, die der zweiten nicht vor 1912 beginnen dürfe. So weit also wirkten auf persischem Boden die Tage von Colenso und Spionkop.

Ich habe nun bereits bei Gelegenheit der Schilderung meiner Reise durch Persien im Frühling des vorigen Jahres in den „Jahrbüchern" auseinandergesetzt, daß die direkte Sphäre der „vitalen" Interessen Rußlands in Persien — vorläufig — nach Süden über die ungefähre Mittellinie des Landes, speziell in der Osthälfte nicht über die Landschaft Sejistan, hinausreicht. Sejistan ist aus dem Grunde für die russische Politik von besonderer Wichtigkeit, weil es (so schon zur Zeit Alexanders des Großen) die von der Natur gegebene Operationsbasis für einen Vormarsch durch Südafghanistan über Kandahar auf Indien bildet. Auf Sejistan zielt dementsprechend auch die von den Russen bereits in Bau genommene Eisenbahn von Aschabad nach Meschhed durch das östliche Chorassan ab. Natürlich hat die anglo-indische Regierung die Bedeutung dieser Landschaft schon seit langem ebenso gut erkannt wie die Russen, und entsprechend dem impulsiv vorgehenden Charakter der Politik Lord Curzons ist denn auch der Gegenzug gegen Rußland an dieser Stelle bereits erfolgt: Indische Truppen haben in dem Winkel, wo Beludschistan, Afghanistan und Persien zusammenstoßen, mehrere strategisch-politisch wichtige Punkte besetzt, und zwar unter Verletzung des persischen Territoriums. Eigenthümlicher Weise war es das französische „Journal des Débats", das die Meldung hiervon zuerst auf den Kontinent brachte und hierdurch die gesammte russische Presse sofort in Harnisch versetzte. Die militärische Besetzung jenes wichtigen Gebietes muß aber im Zusammenhang mit einer Ende März publizirten, aber bereits am 16. August vorigen Jahres in Teheran unterzeichneten englisch-persischen Telegraphen-Konvention gewürdigt werden. Darnach erklärt sich die persische Regierung bereit, gegen Auszahlung des erforderlichen Fonds von englischer Seite, eine Telegraphenlinie zwischen Kaschan, südlich der Hauptstadt Teheran, wo der Anschluß an die „indoeuropäische" Linie Batu - Eriwan - Tobris - Teheran - Ispahan - Schiras - Persischer Golf erreicht wird, und dem nordwestlichen Grenzwinkel von Beludschistan über die Städte Jesd und Kirman zu erbauen. Bis an die Beludschistangrenze ist der Telegraph bereits von Indien her über Quetta fertiggestellt — aber nicht nur eine Telegraphenlinie läuft hier, sondern auch eine überaus wichtige, von den Engländern in letzter Zeit angelegte Handelsstraße. Sie beginnt bei Quetta und führt durch Beludschistan eben bis in jene von den indischen Truppen kürzlich besetzte Region: von dort zweigt sich ein für den Karawanenverkehr gleichfalls bereits hergerichteter und stark begangener Arm nach Norden ab und führt durch Sejistan nach Meschhed. Eine Folge der Schaffung dieses Weges ist unter Anderem die, daß die

aus Indien kommenden Waaren, vor allen Dingen als wichtigster Posten der indische Thee, selbst auf dem Bazar von Meschhed, das nur wenige Tagereisen von der Transkaspischen Eisenbahn entfernt und durch eine fahrbare Straße mit Aschabad verbunden ist, die Artikel russischer Provenienz mit dem gefährlichsten Wettbewerb bedrohen.

Es erweist sich also auch hier, daß es für Rußlands Handel und Industrie so gut wie unmöglich ist, auf fremdem Boden, selbst unter den günstigsten äußeren Verhältnissen, die fremde Konkurrenz, auch wenn diese mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aus eigener Kraft zu bestehen. Die Zeitung des Fürsten Uchtomski hat eben über dieses Thema eine sehr lehrreiche Berechnung gegeben. Darnach exportirt Rußland nach Persien jährlich Waaren im Werthe zwischen 50 und 60 Millionen Mark — aber von diesen kommen fast 90 Prozent auf Artikel, für welche die russische Regierung entweder eine Ausfuhrprämie bezahlt, z. B. Zucker, Thee und Manufakturwaaren, oder, um den Export zu ermöglichen, auf die im Lande erhobene Accise verzichtet; so bei Petroleum, Zündhölzern, Spirituosen und Tabak. Auf diese Weise bezahlt der russische Staat, theils in baar theils durch Accisenachlaß, für den Export nach Persien jährlich ca. 20 Millionen Mark, d. h. ein starkes Drittel vom Gesammtwerth der Ausfuhr! Es ist also kein Wunder, daß die neue Straße für den anglo-indischen Handel durch Sejistan und Chorassan nach Meschhed den Russen ein Dorn im Auge ist, und möglicher Weise hatte der englische Parlamentarier Gibson Bowles mit seinem Verdacht durchaus Recht, als er am 25. März den Unterstaatssekretär Cranborne interpellirte, ob die Regierung davon unterrichtet sei, daß unter den Bedingungen Rußlands für die Gewährung der letzten Anleihe an Persien auch der Paragraph figurire: „Persien solle einen Theil der Anleihe zum Bau von Forts verwenden, welche die neue Handelsstraße von Indien nach Nordpersien beherrscht?“

Nicht genug mit diesem englischen Erfolge, setzte am 2. April die Londoner „Morning-Post“ eine aus Bagdad datirte telegraphische Nachricht in die Welt, wonach ein gewisser Mr. Darcy, „ein australischer Millionär“, von der Regierung in Teheran eine Konzession zur Erschließung einer Reihe von Petroleumquellen im südwestlichen Persien erhalten habe. Thatsächlich befinden sich im Thale des Kercha (der alte Choaspes, der Fluß von Susa) sowie im nördlichen Theil der Ebene des Karun sehr bedeutende Petroleumlager, die offenbar in einem gewissen Zusammenhang mit den Naphthaquellen auf türkischem Gebiet bei Kerkuk und südlich davon in den Vorketten des Iranischen Randgebirges stehen. Auch weiter nach Westen setzt sich bekanntlich diese Naphthazone durch Mesopotamien bis an den Euphrat fort. Mr. Darcy soll auch bereits Studien haben anstellen lassen, wonach sich ergäbe, daß die Petroleumreviere im Thal des Kercha durch eine Röhrenleitung, sei es südwärts nach Mohammera am Schatt el-Arab, sei es westwärts nach dem Unterlauf der Dijala auf türkischem Gebiet, ohne all zu hohen Kosten gewinnbringend auszubeuten seien.

Diese Nachricht, deren thatsächliche Bedeutung, wenn sie sich bestätigen sollte, sehr groß wäre, schlug bei der russischen Presse dem Faß den Boden aus. „Bis jetzt" — schrieb die „Nowoje Wremja" — „war es uns gelungen, Persien vor dem heftigen Andrang der ausländischen Unternehmer zu behüten. Wir erreichten das durch unsere Eisenbahnkonvention, die die Möglichkeit, daß irgend Jemand sonst eine Eisenbahnkonzession in Persien erhielte, beseitigte. Alle anderen Unternehmungen in Persien, zu deren Verwirklichung Versuche gemacht wurden, hatten keinen ernsten praktischen Erfolg. Diese Sachlage gab uns die Möglichkeit, in den Besitzungen des Schah keine aktive Politik zu betreiben, sondern Persien gleichsam für die Zeit aufzusparen, wo sich bei uns ein Ueberfluß an Kräften und Mitteln angesammelt haben würde. Die englisch-persische Telegraphenkonzession hat bereits den Beweis geliefert, daß unsere Maßregeln zur Beschützung Persiens vor dem Andrang des ausländischen Einflusses ihrem Zweck nicht völlig entsprochen haben. Diese Konzession war eine direkte Beeinträchtigung unserer Interessen, und trotzdem gelang es uns nicht, ihren Abschluß zu verhindern. Sollen wir noch andere erwarten? Das Unternehmen des australischen Millionärs hat deshalb für uns eine besondere Bedeutung, weil es sich auf das reichste Gebiet Persiens bezieht, dem sich die Blicke der englischen Kapitalisten schon längst zugewandt haben. Die Entwicklung dieses Gebietes steht, da es in den von der Bagdad-Bahn bedienten Rayon gehört, mit dem Bau der genannten Bahn in engem Zusammenhang. Das wird der Punkt sein, an dem die Interessen der in Süd-west-Persien arbeitenden englischen Kapitalisten mit den Interessen jener Kapitalisten, die ihr Geld im Unternehmen der Bagdad-Bahn anlegen, in Verbindung treten. Gleichzeitig wird durch die Festigung des ausländischen Einflusses in Thälern des Karun und Kercha der südliche Bezirk der Bagdad-Bahn von unserem Einflusse abgeschnitten. Bevor wir zur Bagdad-Linie gelangen, müssen wir auf englisch-australische Unternehmungen stoßen. Indes, die russische Diplomatie in Persien hat einen ungeheueren Ueberfluß an Mitteln zur Beeinflussung; besonders günstig sind in dieser Beziehung die geographischen Verhältnisse. Wenn wir diese Vorzüge in gehöriger Weise ausnützen, so würden wir aus Persien keinerlei Ueberraschungen zu hören bekommen, in der letzten Zeit haben aber solche Ueberraschungen gar zu häufig die Engländer über ihre südafrikanischen Enttäuschungen zu trösten begonnen."

Nicht lange darnach verstieg sich dasselbe Blatt zu der direkten Drohung an die Adresse Englands, Rußland werde nunmehr, durch das britische Vorgehen gezwungen, die Sejistanfrage in aller Form „auf die Tagesordnung setzen" — d. h. doch wohl sich direkt gegenüber den anglo-indischen Detachements auf persischem Boden militärisch etabliren. Solche Drohungen sind natürlich höchst platonisch in einem Zeitpunkt, wo die Finanzlage Rußlands sich in einem so kritischen Zustande befindet, wie heute.

Der anglo-indische Einmarsch in die Grenzdistrikte von Sejistan muß vielleicht noch als eine Maßregel angesehen werden, für die in erster Linie Lord Curzon die Verantwortung trägt und der gegenüber jetzt abzuwarten bleibt, ob die Reichsregierung die möglicherweise entstehenden politischen Folgen auch ihrerseits auf sich zu nehmen willens ist. Die wahre Bedeutung des damit angeschnittenen Problems erhellt aber erst, sobald man sich den nachgerade deutlich werdenden Plan Englands oder wenigstens der angloindischen Politiker vom Schlage Curzons vergegenwärtigt: Den Bau einer indo-arabischen Eisenbahn von Quetta nach Ismailija oder einem anderen geeigneten Punkte am Suezkanal, und die Errichtung des englischen Protektorats über Arabien.

Dieser Plan ist kein Hirngespinnst mehr, keine vage Idee unverantwortlicher Politiker, sondern er ist fertig, und daß die indische Regierung sich jetzt bereit macht, die Hand auf Sejistan zu legen, zeigt, daß sie vollkommen begriffen hat, an welcher Stelle gehandelt, ungesäumt gehandelt werden muß, wenn der Gedanke einer britischen Eisenbahn vom Indus zum Nil nicht von vornherein eine Chimäre bleiben soll. In Sejistan schneiden sich die beiden Magistrallinien für das Vordringen Englands und Rußlands in Persien. Durch Sejistan muß die zukünftige Bahn zum indischen Ozean gehen, längs der allein an ein Vordringen der russischen Macht bis ans offene Meer im Süden zu denken ist. In Sejistan erreicht Rußland eine weitere Etappe erster Ordnung, um von dort aus seinen militärisch-politischen Druck in der Richtung auf Indien eventuell zu verstärken. Sejistan im Besitz oder innerhalb der direkten Machtsphäre Rußlands legt, neben der Bedrohung Kandahars und Indiens, aber auch allen Vorschiebungsgedanken der englischen Macht von dieser Seite her in der Richtung nach Persien hinein und durch Persien nach Arabien und dem Nil einen unüberwindlichen Riegel vor. Umgekehrt muß Rußland den Gedanken, je das südliche Meer ohne entscheidenden Waffengang, ohne Sorge vor einem stets paraten, gefährlichen Stoß in seine linke Flanke zu erreichen, fahren lassen, sobald das Durchgangsgebiet in Sejistan in englischen Händen, durch englische Truppen besetzt oder unmittelbar gedeckt ist.

Lord Curzon hat den Russen die Methode, durch strategische Eisenbahnbauten dem Gegner Schach zu bieten, vortrefflich abgesehen. Der Bahnbau durch Nordbeludschistan auf Sejistan zu, der jetzt gemäß seiner Initiative begonnen ist und für den die Anlegung jener Handelsstraße offenbar nur eine Vorarbeit war, ist ein politisches Meisterstück. Er bedeutet einerseits den praktischen Beginn mit der Ausführung des großen indo-arabischen Projekts, und er sichert andererseits — wenn die sonstige politische Lage es der englischen Politik erlaubt, bei der Ausführung der wie gesagt von ihrem Gesichtspunkt aus vortrefflichen Idee zu verharren — die Möglichkeit, dem russischen Vordringen, sobald es erforderlich scheint, ein schärferes Paroli zu bieten, als es anderswo möglich wäre.

Es ist übrigens deutlich, daß auch die Telegraphenkonvention zwischen England und Persien bereits mit Rücksicht auf den Plan der großen Südbahn abgeschlossen ist. Der Verlauf der für diese in Aussicht genommenen Trace ist folgender: 1) Von Quetta in Nord-Beludschistan, das bereits seit lange mit dem indischen Bahnnetz verbunden ist, nach Nuschki, ca. 120 Kilometer. Diese Strecke ist bereits im Bau. 2) Von Nuschki bis an die Westgrenze Sejistans (das zwischen Persien und Afghanistan getheilt ist) ca. 600 Kilometer. Bis hierher reichen schon der Telegraph und die Kette der anglo-indischen Posten, deren westlichste wie gesagt bereits auf „persischem" Territorium stehen. Die Autorität des Schahs ist in jenen Grenzbezirken von jeher eine höchst minimale. 3. Von Sejistan bis Kirman, in einem südwärts die „Nackte Wüste" (Deschti-Lut) umgehenden Bogen, 500 km. 4. Von Kirman bis Jesd, 350 km. Bis Jesd fällt die neue Telegraphenlinie mit der zukünftigen Bahntrace zusammen. Aehnlich wie im Sommer 1900 eine russische Expedition die Trace von Meschhed durch Sejistan bis zum Golf, so hat der englische Major P. Molesworth Sykes in vierjährigen Kreuz- und Querzügen 1897—1901 dieses ganze Gebiet bis ins Detail erforscht und die nothwendigen Aufnahmen gemacht (The Geographical Journal, XIX, 2. Febr. Le Mouvement Géographique, 30. März). 5. Von Jesd über Ispahan nach Burudjird am Beginn der bequemsten Paßstraße nach Süden durch die Gebirgsregion der Randketten des Hochlandes, 600 km. 6. Von Burudjird über Choremabad und Disful nach Schuschter am (bis hierher aufwärts schiffbaren) Karun, 250 km. 7. Von Schuschter durch die Alluvialebene nach Muhammera, das an einem in den Schatt el-Arab führenden Kanal liegt, 200 km. 8. Von Muhammera, mit Ueberbrückung des Schatt el-Arab zum Golf von Kuweit, dem projektirten Endpunkt der Bagdad-Bahn, 100 km. 9. Vom Golf von Kuweit durch die syrisch-arabische Wüste zum Suezkanal, 1600 km. Die ganze Länge der gedachten Linie beträgt also rund 4300 km — in Wirklichkeit bei den vielfach nothwendig werdenden Abweichungen von der geraden Führung wohl noch erheblich mehr. Es handelt sich also um eine Strecke fast von der doppelten Länge der Bagdad-Bahn.

Die ganze Idee könnte phantastisch erscheinen — wenn nicht, außer den Anzeichen in Persien, auch die zwar schon längere Zeit hindurch verfolgte, seit kurzem aber besonders aktiv gewordene Politik Englands in Arabien in die entsprechende Richtung wiese.

England greift die arabische Halbinsel gegenwärtig konzentrisch von allen ihm zugänglichen Seiten an, und namentlich hat es, mit Ausnahme der offiziell und unbestritten zum türkischen Reichsgebiet gehörigen Territorien, die ganze Küste zu seiner besonderen „Interessensphäre" gemacht. Von Aden an sind in Hadramaut, Oman, Bahrein und selbst dem staatsrechtlich ohne Zweifel türkischen Gebiet el Hasa die großen und kleinen Schechs und Sultane durch Verträge in die Stellung von „Alliirten Seiner

Majestät König Eduards“ gebracht und mit allen möglichen Titeln von „His Highness“ anfangend bis zur „Majesty“, welche Bezeichnung z. B. dem Sultan von Maskat zukommt, ausgezeichnet worden. Der österreichische Reisende Eduard Glaser, der 1892 fast den ganzen Süden der Halbinsel (es war seine vierte große Reise in Arabien) durchzog, schildert die englische Politik unter diesen arabischen Stammesfürsten sehr anschaulich. Man verleiht ihnen regelmäßige Jahresapanagen, die öfters — der Oeffentlichkeit gegenüber — scheinbar gering bemessen sind, in Wirklichkeit aber sehr hoch, „da außer den vertragsmäßigen Geldleistungen noch eine ganze Reihe von geheimen Extragratifikationen verabfolgt werden, so besonders zu allen wichtigeren mohammedanischen Festtagen (sogenannte Ikramijas oder Ehrengaben), ferner absichtlich hoch bemessene Spezialbelohnungen für die geleisteten Dienste u. s. w. Gerade diese nicht in den Verträgen gekennzeichneten Subventionen und Geschenke scheinen ganz kolossale Dimensionen zu haben. Das ist englische Politik in Arabien — wie man sieht, die denkbar wirksamste und jedenfalls trotz ihrer momentanen Kostspieligkeit sehr geeignet, der späteren Effektivbesitzergreifung des Landes vorzuarbeiten.“ Soweit Glaser der, wie gesagt, bereits vor zehn Jahren schrieb. Ganz neuerdings war in der Kreuzzeitung eine ähnliche anschauliche Schilderung der englischen Politik in Arabien nach neuesten Quellen zu lesen.

Diejenigen Punkte, von denen aus England am energischsten für seine arabischen Zukunftspläne arbeitet, sind Aden, Maskat und in jüngster Zeit Kuweit. Daran, daß diese Landschaft mit dem südlich sich daran schließenden Küstenstrich 1872 unter dem Generalgouvernement Midhad Paschas in Bagdad und Basra in aller Form ans türkische Reich gekommen ist, kann gar kein Zweifel bestehen, wenngleich die Pforte nie besondere Anstrengungen gemacht hat, um die Ausübung ihrer Hoheitsrechte am westlichen Ufer des Persischen Golfes thatsächlich zu dokumentiren. Von dem Augenblick an, wo es wahrscheinlich wurde, daß die Bagdadbahn ihre Ausmündung an der Bai von Kuweit erhalten würde, begannen aber die englischen Versuche, sich des Platzes zu versichern. Zu dem Zweck war die Fiktion nothwendig, daß der Schech Mubarek ein selbständiger Fürst und als solcher in der Lage sei, nach Belieben Verträge mit England zu schließen. Es existirt also jetzt ein formelles Schutz- und Trutzbündniß zwischen England und Kuweit; die Stadt ist in den letzten Monaten gegen Norden mit unter englischer Leitung aufgeworfenen und durch englische Schnellfeuergeschütze armirten Verschanzungen umgeben worden; in der Bai liegen mehrere englische Kriegsschiffe vor Anker, und den Türken ist in aller Form erklärt worden, einem Versuch, von Basra aus die Hoheit der Pforte durch eine militärische Machtentfaltung zur Geltung zu bringen, würde mit gewaffneter Hand entgegentreten werden. Ganz dasselbe Spiel ist die englische Politik übrigens am Werke auch an der Mündung des Schatt el-Arab, und zwar auf persischem Gebiete, anzuzetteln. Dort liegt der wichtige Hafenplatz Muhammera, der möglicher

Weise in zweiter Linie als Endpunkt der Bagdadbahn oder doch einer Zweiglinie in Betracht kommen könnte. Muhammera ist unzweifelhaft persisches Territorium, es steht aber, ähnlich wie Kuweit, unter einem eigenen, arabischen, Schech. Diesem war es bisher nicht eingefallen, seine Unterthanenstellung gegenüber dem Schah von Persien zu bestreiten. Im weiteren Verfolg der gegenwärtig unter belgischer Leitung im Gange befindlichen Reorganisationsarbeit an den persischen Zöllen sandte daher zu Anfang des Jahres die Regierung in Teheran einen ihrer Beamten, den Belgier Waffelaert, zur Einrichtung des Zollamtes nach Muhammera. Lord Curzons Agenten gelang es aber, den Schech Chasal von Muhammera soweit aufzuhetzen, daß dieser erklärte, sich der Errichtung des Zollamtes als einem Eingriff in seine Rechte gewaltsam widersetzen zu wollen, ja er bedrohte Waffelaert direkt am Leben. Es ist also klar, daß die anglo-indische Politik es überhaupt darauf abgesehen hat, die etwa in Betracht kommenden Ausmündungsstellen der Bagdadbahn unter allen Umständen, sei es direkt, sei es indirekt, in ihre Machtsphäre zu bekommen. Sie scheut hierzu keine Kosten, wie unter Anderem die eben erfolgende Legung eines speziellen Telegraphenkabels von Kuweit nach der Kabelstation Dschask, am äußeren Eingang der Straße von Ormus, beweist. Diese Kabelverbindung mit Kuweit wird als so wichtig betrachtet, daß der Draht wie gesagt direkt an die Küste von Mekran geführt ist, wo der Ueberlandtelegraph nach Indien beginnt, anstatt daß die Verbindung auf dem zwanzigmal kürzeren Wege durch einen Anschluß nach der Kabelstation Fao an der Mündung des Schatt el-Arab, von wo ein Kabel nach Dschask geht, hergestellt worden wäre. Fao aber liegt auf türkischem Gebiet, und die Pforte hat jetzt endlich mit Rücksicht auf die steten Machinationen in Kuweit beschlossen, das bisher nur mit einigen Salutkanonen ausgerüstete „Fort“ von Fao zu einer wirklichen Befestigung auszugestalten und es mit Kruppschen Schnellfeuergeschützen zu armiren.

Was Maskat anbetrifft, so ist es ja bekannt, welch einen Abfall dortselbst vor einigen Jahren der französische (vielleicht darf man sagen französisch-russische) Versuch erlitt, die Abtretung einer Kohlenstation zu erlangen. Auch von Maskat aus ist jetzt eine direkte Kabelverbindung nach der gegenüberliegenden Küste des persisch-beludschistanischen Mekran fertiggestellt worden. Diese ausgedehnten und kostspieligen Kabellegungen legen besser als alles Andere Zeugniß von der vorausschauenden Energie ab, mit der Lord Curzon sich auf den Moment rüstet, wo etwa eine politische oder militärische Krisis an den Ufern des Persischen Golfs ausbrechen könnte. Von Maskat aus wird das ganze Innere Omans durch englische Agenten mit englischem Gelde bearbeitet; auch die Bahreininseln sind neuerdings von England, trotz türkischen Protestes, ausdrücklich unter britischen Schutz gestellt, will sagen annektirt worden.

Neben Kuweit arbeitet die anglo-indische Politik gegenwärtig am intensivsten von Aden aus in der Richtung nach Norden. Auf Grund der

Behauptung, die nördlich von Aden wohnenden Araberstämme gehörten nicht zum Gebiet der türkischen Provinz Jemen, sondern seien unabhängig, wird das als englisch beanspruchte Territorium immer weiter vorgeschoben, und es ist durchaus möglich, daß, wie in Konstantinopel geargwöhnt wird, das stete Wiederaufflackern des Aufstandes in Jemen, der allmählich die türkischen Kräfte in einer geradezu bedenklichen Weise in Anspruch zu nehmen beginnt, auf englischen Einfluß, namentlich auf Waffenlieferungen, zurückgeht. Die türkische Herrschaft in Arabien steht überhaupt auf schwachen Füßen, und zwar wird das in erster Linie durch die verkehrte Haltung der Türken selbst veranlaßt. Arabien, namentlich die Südprovinz Jemen, gilt in Konstantinopel als eine Art Verbannungsort, wohin man mißliebige Elemente schickt, theils um sie direkt zu beseitigen, theils um sie vom Halse zu haben. Von dem schlechten türkischen Beamtenmaterial kommt regelmäßig das Schlechteste dorthin. In Folge dessen sind die allgemeine Mißwirthschaft und insbesondere die Ausraubung durch die Beamten und die Truppen in Jemen fast schlimmer, als irgend wo anders im türkischen Reich. Dabei ist das Land von der Natur in mehrfacher Hinsicht außerordentlich begünstigt, und unter einer verständigen Verwaltung könnte es ein Plantagengebiet ersten Ranges werden. Südwestarabien ist eines der alten Kulturländer der semitischen Welt; noch heute legen seine uralten Mauerbauten und Ruinen, seine jetzt großentheils verfallenen, in Felsen gehauenen Bewässerungsanlagen davon Zeugniß ab.

Nördlich von Jemen beginnt die türkische Herrschaft in Wirklichkeit erst wieder in der Gegend von Dschidda und Mekka; das dazwischen liegende Gebiet Asir ist nur nominell türkische Provinz. In Mekka selbst steht die türkische Herrschaft auch keineswegs auf festen Füßen. Ueber die dortigen Zustände hat neulich Friedrich Dukmeyer in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ höchst interessante Mittheilungen nach den Memoiren eines moslemischen Pilgers aus Samarkand im russischen Turkestan gemacht. Neben der lebendigen Schilderung der Vorgänge beim Hadsch, der Pilgerfahrt, ist es insbesondere bedeutsam, im Ganzen wie im Einzelnen zu ersehen, wie gering die Autorität der Regierung und ihrer Beamten sowohl in der Stadt selbst, als auch auf den durch Arabien nach ihr hinführenden Pilgerstraßen ist, selbst auf dem kurzen Wege nach der Hafenstadt Dschidda, wo sogar europäische Konsulate existiren. Thatsächlich ist denn auch die Angst um Mekka in Konstantinopel groß, und ein Ausfluß der Befürchtungen um den Besitz der heiligen Stätten, an denen für den Sultan die Würde des Khalifats hängt, ist auch der wahnwitzige Plan einer Eisenbahn von Damaskus durch das Ostjordanland und Hedschas nach Medina und Mekka. Bekanntlich giebt man vor, die Mittel für dieses Unternehmen durch freiwillige Spenden in der ganzen islamischen Welt aufbringen zu wollen, und nach einer jüngst von Konstantinopel ausgegangenen Mittheilung haben die Beiträge bis jetzt etwas über 50 Millionen Piaster (nicht ganz 10 Millionen Mark) ergeben. Das ist besten=

falls ein Zehntel, wahrscheinlicher aber noch nicht ein Zwanzigstel von dem, was eine Bahn, wie die geplante, kosten würde. Ich habe auch hierüber mich etwas ausführlicher bereits in meinen Reiseberichten im vorigen Jahre aus Bagdad ausgesprochen.

Was die Türkei fürchtet und was der tiefste Grund ihres jetzigen Mißtrauens gegen die englische Politik ist, das sind Zettelungen Englands unter den arabischen Stämmen, die sicher darauf hinauslaufen, das ganze türkische Arabien von der Herrschaft des Sultans loszureißen, die Halbinsel vollständig unter Protektorat zu nehmen und in Mekka ein nominelles Khalifat unter englischem Schutze zu errichten. Merkwürdiger Weise tauchte zu Anfang des Jahres in der Wiener „Politischen Korrespondenz", die bekanntermaßen auch Beziehungen zu dem Londoner Auswärtigen Amt hat, ein Artikel auf, in dem ausgeführt wurde, gegenwärtig seien die englisch-türkischen Beziehungen derart gute, daß diese Besorgnisse in Konstantinopel nunmehr gehoben seien; man sei auch türkischerseits überzeugt, „daß England schon wegen des südafrikanischen Krieges an ruhigen Verhältnissen in Jemen und Hedschas aufrichtig interessirt sei". Das sollte so klingen, als ob es von türkischer Seite käme; thatsächlich aber hat der Sultan gerade im vergangenen Winter und Frühjahr die äußersten Anstrengungen machen lassen, um den Bau der Mekkabahn zu fördern. Nach neueren Nachrichten sollen wirklich südlich von Muzerib im Ostjordanlande, bis wohin die französische sogenannte Hauranbahn von Damaskus führt, über 50 km Erdarbeiten fertig sein und auch mit der Schienenlegung soll begonnen sein. Natürlich ist das Alles weggeworfenes Geld und nutzlose Arbeit; die Schwierigkeiten werden sowohl in Bezug auf das Terrain als auch von Seiten der Beduinenstämme unüberwindlich werden, sobald erst die eigentliche arabische Wüste erreicht ist — aber man kann daraus entnehmen, wie weit entfernt von Vertrauensseligkeit gegenüber England die wirkliche Stimmung am Bosporus ist.

Was Deutschland betrifft, so wird es nicht schwer sein, uns in Persien, unter Ausnutzung des englisch-russischen Gegensatzes dortselbst, wenigstens eine wirthschaftliche Position zu schaffen. Rußland ist durch seine Finanznoth gegenwärtig und auf absehbare Zeit hinaus in Persien unfraglich England gegenüber der schwächere Theil, und wenn die großen russischen Zeitungen davon reden, Rußland müsse mit seinen persischen Eisenbahnen auf jeden Fall den Golf früher erreichen, als die Deutschen mit „ihrer" Bagdadbahn, so ist das eitel Renommage. Im Uebrigen haben wir am West- und Ostufer des Golfes keine Interessen, nur daß uns dort unter den gegenwärtigen Umständen jede Verzögerung des englischen Vordringens, sei es durch Rußland, sei es durch sonst Jemanden, erwünscht sein muß. Wenn es wahr ist, was die anglo-indisch offiziöse „Times of India" in Bombay schreibt, daß der russische Dampfer „Kornilow" in diesem Winter 60 000 (!) Gewehre in Bender-Abbas zur Bewaffnung der Grenzstämme gegen Indien gelandet hat, so wäre das z. B. ein solches Moment.

Direkt interessirt sind wir nur an der Mündung des Schatt el-Arab. Wenn England sich in Kuweit wirklich fest etablirt, so bedeutete das doch wohl, daß die Bagdadbahn dort nicht enden darf.

Noch viel ernster als die persischen Dinge, bei denen es jetzt wirklich nur auf etwas geschickte Diplomatie und auf die geschäftliche Initiative einiger großer deutscher Exportfirmen ankommt — das Klügste wäre, von betheiligter Seite ungesäumt eine geeignete Kraft zum Studium der Absatzverhältnisse nach Persien zu entsenden — sind aber vom Standpunkt der deutschen Interessen aus die Vorgänge in Arabien zu beurtheilen. Die Lage in Jemen scheint in allerletzter Zeit eine für die Türkei sehr bedrohliche Wendung genommen zu haben. In russischen Blättern, deren mehrere in Aden besondere Korrespondenten unterhalten, erregt gegenwärtig ein Telegramm der „Nowoje Wremja“ aus Aden große Beunruhigung.

Darnach sollen die Aufständischen täglich Erfolge erringen, die türkischen Truppen eingeschlossen haben — und mit Henry Martinigewehren sowie Kruppschen (!) Geschützen ausgerüstet sein. Die Hinterlader und Kanonen sind ihnen natürlich über Aden, d. h. von englischer Seite, geliefert worden. Was die angebliche Herkunft der Geschütze anbetrifft, so genügt es darauf hinzuweisen, daß in der Türkei die Begriffe „Krupp“ und „Kanone“ nach allgemeiner Vorstellung untrennbar zu einander gehören. Die Hauptsache ist hier nicht, wo die Kanonen herstammen, sondern wer die arabischen Rebellen gelehrt hat, sich ihrer zu bedienen, und hier unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Instrukteure in Aden sitzen. Von großer Wichtigkeit ist auch eine unlängst von der „Köln. Ztg.“ gebrachte, jetzt von anderer Stelle („Schles. Ztg.“ vom 27. Mai) bestätigte Nachricht, wonach die türkischen Truppen Mitte Mai sogar die Hauptstadt von Jemen, Sana, haben räumen müssen! „Die Nachricht hiervon“, schreibt der betreffende Gewährsmann, „macht auf die hiesigen Regierungskreise einen tiefen Eindruck, die sich vorläufig keinen anderen Rath wissen, als Alles abzuleugnen. Seit zehn Tagen ungefähr sind auf der Hohen Pforte keinerlei Nachrichten aus Jemen mehr eingelaufen, ein Zeichen, daß die telegraphische Verbindung mit dem Innern unterbrochen ist, dagegen erhält die englische Botschaft fortwährend Depeschen von dort unten, welche sie in der „liebenswürdigsten“ Weise der türkischen Regierung zur Kenntnißnahme übermittelt. Diese ist sich nicht im mindesten im Zweifel darüber, daß die Engländer von Aden aus den Aufstand der Araber schüren, um auf diese Weise in den Besitz Westarabiens zu gelangen.“

Zur Zeit ist Hassan Halid, Bibliothekar im Palaste und Sohn des einflußreichen Araber-Schechs Abul-Huda, nach Jemen unterwegs, um die aufrührerischen Schechs zu besänftigen; er sieht sich vor einer schwierigen Aufgabe, und er wird den ganzen Einfluß seines Vaters aufbieten müssen, um seiner Mission gerecht zu werden. Ob gerade diese Mission eine glückliche zu nennen ist, erscheint fraglich. Das Telegramm

der „Nowoje Wremja" spricht davon, daß gerade am Hofe zu Konstantinopel unter den — zum Theil zwangsweise — dort lebenden arabischen Schechs im Geheimen starke Sympathien mit Hamid ed-Din, dem Führer des Aufstandes in Jemen, vorhanden sind. Die „Münchener Allg. Ztg.", die das Verdienst hat, mit aller Energie auf die englischen Machenschaften in Arabien hinzuweisen, sieht in Folge dieser Ereignisse bereits ganz Jemen in englischer Hand. Angeblich hätten sogar englische Truppen die Aufständischen bei der Einnahme von Sana unterstützt. Ueber alle diese Dinge bleibt Bestätigung abzuwarten; durchaus den Nagel auf den Kopf trifft der Korrespondent der „Allg. Ztg." mit seinem Schlußpassus:

„Lord Curzon of Keddleston hat im Jahre 1898 die Ueberfahrt von England nach seinem Vizekönigreich Indien nicht vergeblich an Bord der „Arabia" gemacht. Der Name des Schiffes war sein Programm. Er hat es durchgeführt. Jetzt können Lord Salisbury und Mr. Chamberlain abtreten: Der kommende Mann nicht in Great Britain und nicht in Greater Britain, sondern in All Britain, ist Lord Curzon of Keddleston. 1903 läuft seine indische Amtszeit ab. Bis dahin ist sein arabisches Werk vollendet. Dann tritt er als Lord Curzon of Keddleston of Sanaa and of Mekka die Weltpremierschaft an."

Das braucht noch nicht wörtlich genommen zu werden; die Persönlichkeit aber, die diese Politik vom Golf von Bengalen bis zum Rothen Meere betreibt, ist in der That Niemand anderes, als der gegenwärtige Vizekönig von Indien. Hier aber werden Deutschlands vitale Interessen mitberührt. Die Erhaltung der gegenwärtigen türkischen Machtstellung in Vorderasien ist für unsere Politik ein Axiom von fundamentaler Bedeutung. Auch abgesehen davon, bedeutete die Etablirung der englischen Herrschaft — offen oder verdeckt — über Jemen und damit in Kürze über Mekka die Sicherung eines unter keinen Umständen zu duldenden Einflusses der britischen Politik in der gesammten muhammedanischen Welt.

Paul Rohrbach.

Der nordatlantische Schifffahrtstrust.

Bei der jetzt abgeschlossenen und im Allgemeinen bekannten Bildung des großen Schifffahrtstrustes haben von vornherein zwei Entwickelungsreihen zusammengewirkt.

Zunächst der nationale Wunsch und das allgemein-wirthschaftliche Interesse der Vereinigten Staaten von Amerika, wieder einen Einfluß auf den atlantischen Verkehr zu gewinnen, wie sie ihn früher besessen haben.

Die ersten regelmäßigen Schifffahrtslinien, die für den Atlantischen Ocean und damit für die außereuropäischen Verbindungen überhaupt eingerichtet worden sind, sind von amerikanischen Unternehmern ausgegangen und segelten unter amerikanischer Flagge (Black Ball Line vom Jahre

1816, die ältere Red Star Line von 1821 und die Newyork-Havre-Linie von 1822). Wenn dann in der ersten Zeit des Dampferbetriebes für den Verkehr zwischen Amerika und England britische Linien den Vorrang erlangten, so war doch auch bei dieser Betriebsart die Verbindung mit dem europäischen Festland zuerst in amerikanischen Händen (die 1847 mit dem Geld deutscher Regierungen gegründete, aber unter amerikanischer Leitung stehende Ocean Steam Navigation Company zwischen Newyork und Bremen und die 1848 ins Leben getretene Newyork-Havre-Linie). Aber all diese Schifffahrtsverbindungen amerikanischer Flagge sind in der zweiten Hälfte der 50er Jahre, als keine Subventionen mehr bewilligt wurden, zusammengebrochen; im Jahre 1858 ist das Sternenbanner für 1½ Jahrzehnte vom Atlantischen Ocean vollständig verschwunden. Erst 1871 bildete sich wieder eine kleine amerikanische Ocean-Schifffahrtsgesellschaft, die American Line für die Fahrt Liverpool-Philadelphia, und diese Linie ist bis zum heutigen Tage die einzige, die auf dem Atlantischen Ocean die Flagge der Vereinigten Staaten führt.

Unter amerikanischer Leitung, wenn auch unter fremder Flagge, fahren allerdings noch einige andere Linien. So hat die American Line in den 80er und 90er Jahren einige englische Linien aufgekauft, und auch die neuere Red Star Line, die unter belgischer Flagge von Antwerpen nach Newyork und Philadelphia fährt, ist in ihrem Besitz. Ferner hat sich 1886 die Atlantic Transport Line in London gebildet, die unter englischer Flagge von London aus nach den Vereinigten Staaten fährt und sich ebenfalls durch Aufkauf einer englischen Linie inzwischen erweitert hat; sie ist, nebenbei bemerkt, die einzige regelmäßige Verbindung, die von London selbst aus nach Newyork besteht. Endlich hat im Frühjahr 1901 Pierpont Morgan die Liverpooler Leyland Line insoweit aufgekauft, als sie von Liverpool nach Nord-Amerika ihren Betrieb führte.

Sonst durchkreuzt keine Linie unter amerikanischem Einfluß den Atlantischen Ocean. Der europäische Verkehr wird vielmehr bei weitem überwiegend von deutschen und englischen Gesellschaften besorgt; nach der Levante haben neuerdings die deutsche Hamburg-Amerika-Linie und Levante-Linie gemeinsam eine direkte Verbindung eingerichtet. Südamerika und die Antillenwelt wird von englischen und deutschen Linien bedient. Nach Südafrika und Indien fahren englische Dampfer. Nach Ostasien endlich, durch den Suezkanal, hat wieder die Hamburg-Amerika-Linie gemeinsam mit einer anderen deutschen und einer englischen Rhederei eine direkte Linie eingerichtet. Nur auf dem Stillen Ocean nimmt die amerikanische Flagge eine bedeutsame Stellung ein, nicht auf den übrigen Meeren.

Es ist begreiflich, daß dieser Zustand das in den letzten Jahren übermächtig angeschwollene Nationalgefühl der Amerikaner verletzt; und man wird einräumen müssen, daß es für die amerikanische Wirthschafts-Expansion von erheblichster Bedeutung ist, wieder Einfluß auf die Gestaltung des atlantischen Schifffahrtsverkehrs, auf die Schifffahrtsfrachtpreise zu

gewinnen. Politisches und allgemein-wirthschaftliches Bestreben führen daher zu demselben Ziele, auf das auch die privat-wirthschaftlichen Interessen der großen Eisenbahnen der Union hinweisen. Hat nun auch dieses Sonderinteresse der Eisenbahnen aller Wahrscheinlichkeit nach den Anlaß zu der Bildung des Schifffahrtstrusts gegeben, so haben Morgan und seine Hinterleute doch aus jenem Allgemein-Interesse ein gut Theil ihrer Kraft gezogen, wie denn bekannt ist, daß Präsident Roosevelt mit seinem Einfluß und wohl auch mit Kapital hinter der neuen Gesellschaft steht. —

In der Regel wird als Ursprung der neuesten Trustbildung das Interesse bezeichnet, das der riesige Stahltrust daran haben soll, für die Ausfuhr seiner Fabrikate stets genügenden Schiffsraum zu angemessenem Preise zur Verfügung zu haben. Ich glaube, daß es nicht so unmittelbar der Stahltrust ist, daß es vielmehr die Eisenbahnen sind, die auf die Bildung des Syndikats gedrängt haben. Allerdings ist ja Morgan in Europa hauptsächlich als Finanzleiter des Stahltrusts bekannt geworden. Seine Hauptthätigkeit liegt jedoch schon seit langen Jahren auf dem Gebiet von Eisenbahngründungen und Eisenbahnverschmelzungen; es sei nur daran erinnert, daß mit seiner Finanzhilfe die riesige Northern Securities Company zu Stande gekommen ist, die seit 1901 die meisten der sogenannten Ueberlandbahnen, d. h. fast das Gesammt-Eisenbahnnetz westlich der Mississippi-Missouri-Linie beherrscht. Der Stahltrust hat gerade jetzt, wo bekanntlich die amerikanische Produktion den eigenen Bedarf nicht deckt, weniger dringend Veranlassung, auf die Sicherung zukünftiger Ausfuhr bedacht zu sein. Dagegen hat es für die Eisenbahnen unmittelbaren Gegenwartswerth, die schwimmende Fortsetzung des Schienenweges in die Hand zu bekommen.

Alsbald, nachdem in den 60er Jahren die Haupt-Eisenbahnen von den großen Hafenplätzen der Ostküste in das Innere geführt waren, begannen auch zwischen ihnen Tarifkämpfe um die wichtigsten Ausfuhrartikel: Weizen Mais Baumwolle; Tarifkämpfe von einer solchen Heftigkeit, daß selbst sehr kapitalkräftige Bahnen, wie die Vanderbilt'schen, an den Rand des Bankerotts geführt wurden. Schon früh begann man daher Einigungsversuche zu machen (Saratoga-Abkommen vom Dezember 1875); aber all diese Verträge wurden bald wieder gebrochen, oft erneuert und immer wieder aufgehoben. Erst in der allerletzten Zeit, Ende 1899, ist es endlich gelungen, und zwar unter finanzieller Mitwirkung Morgans, hier im Osten zwei große Gruppen zu bilden, die in enger Fühlung miteinander stehen, insbesondere in der Tarifpolitik Hand in Hand vorgehen; es sind das die Vanderbilt-Morgan-Gruppe und die Pennsylvania-Gruppe, denen zwischen Chicago und St. Louis einerseits, Portland und Norfolk andererseits nur noch die den Goulds gehörende Wabash-Bahn selbständig gegenübersteht. Ebenso sind seit diesem Frühjahr, seitdem Morgan die Finanzkontrole der Louisville-Nashville-Bahn zu der schon lange in seiner Hand befindlichen Southern Railway hinzuerworben hat, die hauptsächlichen Linien im Südosten der Union zu einer thatsächlichen Einheit verschmolzen und mit jenen

Gruppen des Nordens in enge Fühlung gebracht, sodaß einstweilen von sämmtlichen Häfen der Atlantischen und der Golfküste nur New-Orleans und Galveston nicht von den Eisenbahnen Morgans und seiner Hinterleute beherrscht werden. Aber auch deren Einflußbereich ist im Innern sehr eingeengt, da die Northern Securities Company alles Land nördlich der Linie St. Louis-Franzisko ausschließlich beherrscht und durch die zu ihr gehörige Southern Pacific Railroad tief nach dem Süden hineingreift.

Nun ist es weniger der Eigenbedarf der Hafenplätze, der den Bahnen ihren Güterverkehr zuführt, als vielmehr die Ausfuhr. Für den Wettkampf um die Beförderung war daher nicht so sehr die Eisenbahnfracht nach den amerikanischen Häfen, sondern die Gesammtfracht nach den europäischen Einfuhrplätzen entscheidend. Deshalb haben die amerikanischen Bahnen schon seit dem Beginn jener Tarifkämpfe Werth darauf gelegt, mit großen Schiffahrtsgesellschaften feste Tarifverträge abzuschließen; einer der ältesten dieser Verträge ist z. B. der zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Baltimore-Ohiobahn, der Ende der 60er Jahre zu Stande gekommen ist, und die Gründung der American Line ist sogar direkt von der Pennsylvaniabahn ausgegangen. Die Bahnen erwarben dadurch nicht nur den Vortheil, daß sie in der Festsetzung ihrer Tarife mit festen Oceanfrachten rechnen konnten, sondern darüber hinaus auch noch den Vortheil, daß sie den binnenländischen Versendern direkte Frachten bis Europa aufgeben und die Spediteure der Hafenplätze ausschalten konnten. Fast noch stärker aber, als die im Wettbewerbe gegeneinander stehenden Einzelbahnen, sind jetzt die geeinigten Unternehmungen daran interessirt, in ihrer Tarifpolitik nicht durch Maßnahmen der großen Schiffahrtsgesellschaften gestört zu werden. Und dies Interesse ist es, was den unmittelbaren Anlaß zum Schifffahrts-Syndikat gegeben hat. Der Zusammenhang tritt recht deutlich hervor in der Art, wie Morgan sich beim Ankauf der Leyland Line verhalten hat; er hat nämlich von diesem Unternehmen nur den Theil aufgekauft, der sich auf die Fahrt zwischen Liverpool und Nordamerika bezieht, dagegen die anderen Linien der Gesellschaft, die von Liverpool nach dem Mittelmeer und von Antwerpen nach Kanada führen, nicht mit erworben. Ferner ist es auch aus dieser Interessenverbindung heraus zu verstehen, daß das Syndikat den Newyork-Ostasien- und den Newyork-Westindien-Verkehr der Hamburg-Amerika-Linie vollständig überlassen hat; denn beide Verbindungen können nach anderen Häfen der Vereinigten Staaten über Syndikatsbahnen abgelenkt werden, und diesen Bahnen würde dadurch, wenn — wie anzunehmen — Häfen der Golf- und Westküste bevorzugt werden, ein beträchtliches Beförderungsquantum auf lange Strecken zuwachsen.

Andererseits ist es auch nur die Verbindung mit den Eisenbahnen, die den Vätern des Schifffahrts-Trusts die Macht gegeben hat, ihre Wünsche den europäischen Gesellschaften gegenüber durchzudrücken. Denn wenn die amerikanischen Bahnen Werth darauf legen müssen, mit den Dampferlinien

in Vertragsverhältniß zu stehen, so bedeutet es doch auch für die Schifffahrtsgesellschaften ein Lebensinteresse, sich durch die Bahnen regelmäßig Verkehr zuführen zu lassen: gerade für Dampferlinien, die nach festem Fahrplan laufen und deshalb auf die Sammlung genügender Fracht nicht warten können, ist es von großem Werth, auf sichere Zufuhr der Bahnen rechnen zu können, umsomehr, als die direkte Verfrachtung vom inneren Produktionsgebiet bis zu den europäischen Einfuhrhäfen sich in immer steigendem Maße durchsetzt. Morgan konnte daher in der That damit drohen, daß die jetzt vereinigten Eisenbahnen die mit ihnen kartellirten Schifffahrtsgesellschaften ausschließlich berücksichtigen würden; und den freien Gesellschaften wäre dann sicherlich wohl der größere Theil ihres Güterverkehrs abgeschnitten worden. —

Das Jahr 1901 ist den Bestrebungen Morgans in unerwarteter Weise zu Statten gekommen. Es ist bekannt, daß in den letzten Jahren der aufsteigenden Konjunktur allenthalben die Schifffahrtsgesellschaften ihren Schiffsbestand ganz gewaltig vergrößert hatten; als nun der Verkehr im Allgemeinen abflaute und noch dazu die schlechte Maisernte Amerikas ungewöhnlich geringe Mengen zur Ausfuhr übrig ließ, da entstand ein solches Ueberangebot von Schiffsraum, daß ein Theil der Schiffe außer Fahrt gesetzt werden mußte und daß der finanzielle Abschluß des Jahres 1901 überall hinter den Vorjahren beträchtlich zurückgeblieben ist. Schwächte diese Entwickelung den Widerstand der Rhedereibetriebe, so hat sie auf die Schiffbau-Unternehmungen geradezu verheerend gewirkt; große Werften, wie insbesondere auch die von Harland & Wolf in Belfast, haben jetzt fast nur noch alte Aufträge abzuwickeln und mußten schon mit der Nothwendigkeit weitestgehender Betriebseinschränkungen rechnen — eine Gefahr, die den Leiter und Hauptaktionär der genannten Schiffbau-Anstalt, Mr. Perrie, dazu gebracht hat, sich den Bestrebungen der Amerikaner zur Verfügung zu stellen und seinen gewichtigen Einfluß, dem die enge Finanzverbindungen seiner Gesellschaft mit der White Star Line noch besonderen Nachdruck verleiht, für die Trustbildung einzusetzen.

Im Herbst 1901 tauchten daher schon in England die ersten Gerüchte davon auf, daß Morgan zu seiner Leyland Line noch die White Star Line und die großen deutschen Gesellschaften hinzugekauft habe. Diese Gerüchte, denen wohl thatsächliche Bestrebungen zu Grunde lagen, sind dann allerdings nicht in vollem Umfang Wahrheit geworden. Die Vereinigung ist in etwas anderer Weise zu Stande gekommen, als man damals auch in Deutschland fürchtete. —

Das Syndikat, das Morgan zu Stande gebracht hat, umfaßt nach zuverlässigen Mittheilungen folgende Gesellschaften: Die White Star Line und die Dominion Line, beide unter englischer Flagge und englischer Leitung von Liverpool nach der Ostküste Nordamerikas fahrend, die White Star Line auch — doch mehr nebensächlich — Australien bedienend und an einer den Stillen Ozean durchquerenden Linie betheiligt; ferner die Leyland

und die Atlantic Transport Line, die unter englischer Flagge, aber amerikanischer Leitung stehen; sodann die American Line, die nach Flagge und Leitung amerikanisch ist; endlich die Red Star Line, die als Annex der American Line unter belgischer Flagge von Antwerpen nach Newyork und Philadelphia ihre Schiffe gehen läßt. Dazu zu rechnen ist wohl auch die Cunard Line, die, im Jahre 1840 gegründet, die älteste der nach Amerika verkehrenden Dampfschifffahrtsgesellschaften und deshalb jedem Engländer besonders ans Herz gewachsen ist; dagegen scheint die unter niederländischer Flagge und Leitung gehende Holland-Amerika-Linie, die einzige, die zwischen Rotterdam und Newyork einen regelmäßigen Betrieb unterhält, von dem Trust und den beiden deutschen Gesellschaften gemeinsam aufgekauft werden zu sollen. Endlich ist mit der Schiffbau-Firma Harland & Wolf das Abkommen getroffen, daß diese in Zukunft nur noch für das Syndikat und die Hamburg-Amerika-Linie, falls dadurch ihre Einrichtungen voll ausgenutzt werden, bauen darf, daß das Syndikat sich dagegen verpflichtet, in Europa keine andere Werft zu benutzen, sich das Heranziehen amerikanischer Werften jedoch vorbehält.

Die Form des Syndikats ist dieselbe, die sich schon in Amerika bei der Trustbildung bewährt hat; d. h. es ist eine Finanzgesellschaft gebildet worden, die von jeder der Schifffahrtsgesellschaften so viel Kapital erwirbt, daß sie die Leitung in die Hand bekommt, während formell die einzelnen Unternehmungen selbständig bleiben. Ebenso wird an der Flagge nichts geändert werden. Denn einmal steht einer Amerikanisirung der Schiffe das amerikanische Gesetz entgegen, wonach nur in Amerika gebaute Schiffe das Sternenbanner führen dürfen. Zweitens und vor Allem hat das Syndikat auch kein wirthschaftliches Interesse daran, die Flagge zu wechseln; denn wenn auch im Verkehr mit weniger entwickelten Gebieten, wie z. B. Ostasien oder Australien, die Flagge des Schiffs ein sehr wirksames Mittel zur Hebung des Handels des von ihr repräsentirten Landes unzweifelhaft darstellt, so fragt bei so ausgefahrenen Gleisen, wie sie dem Verkehr zwischen Europa und Nordamerika zur Verfügung stehen, kein Kaufmann danach, unter welcher Flagge die Waaren hin und her gehen. Im Gegentheil hat das Syndikat Werth darauf zu legen, daß die alte Flagge jeder einzelnen Unternehmung erhalten bleibt, da anderenfalls es auf die Beförderung der englischen, belgischen und holländischen Post verzichten und ein noch sehr viel stärkeres Aufflammen der englischen Volksstimmung befürchten müßte, da ihm dann auch unzweifelhaft die jetzt der White Star- und der Cunard-Line für die Bereithaltung ihrer schnellsten Dampfer als Hilfskreuzer gezahlten Staatsunterstützungen entgehen würden; es ist ja bekannt, wie sehr man bemüht ist, gerade durch den Hinweis auf die Erhaltung der Flagge die Entrüstung Englands zu besänftigen. Die Möglichkeit eines solchen Vorgehens ist aber gegenüber dem englischen Schifffahrtsgesetz in dem formell selbständigen Fortbestand der einzelnen Gesellschaften gegeben; denn

diese in England registrirten Unternehmungen bleiben Eigenthümer der Schiffe, nur daß ein Theil der Aktien den Besitzer wechselt.

Welche Preise für die übernommenen Antheile der Einzelunternehmungen vom Syndikat gezahlt sind, ist vorläufig nicht bekannt. Es ist wohl selbstverständlich, daß ebenso, wie Morgan s. Z. die Leyland Line über ihren damaligen Verkehrswerth hinaus bezahlt hat, so auch diesmal eine Ueberkapitalisirung stattfindet. Zu berücksichtigen ist dabei jedoch, daß die Zahlung nicht in baar, sondern hauptsächlich in Syndikatsantheilen geschieht, daß also das Risiko der Ueberkapitalisirung zu großem Theil auf die Verkäufer abgewälzt wird; ein Verfahren, das zugleich die riesigen Summen, die auf dem Papier als Kapital des Trusts angegeben werden, als thatsächlich sehr viel geringer erscheinen läßt, das den Kapitalmarkt und die Kapitalbildung auch nicht annähernd in einer dem formalen Betrage entsprechenden Stärke berührt.

Wichtiger als die Frage nach der Höhe des in dem Syndikat zusammengeballten Kapitals ist vom Verkehrsstandpunkt aus die Frage nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Linien, und darüber stehen zuverlässige Angaben zu Gebote. Es umfaßt der Schiffspark:

White Star	265 634	Reg.-Tonnen
Dominion	73 749	„
Leyland	276 653	„
American und Red Star . . .	184 291	„
Atlantic Transport	78 798	„
Cunard	120 146	„
zusammen	999 271	Reg.-Tonnen.

Nur zwei dieser Gesellschaften rechnen also zu den wirklich großen Schiffahrtsunternehmungen der Welt, die Leyland und die White Star Line; alle übrigen halten sich in kleineren Grenzen. Und auch das Gesammtergebniß von rund einer Million Reg.-Tonnen Schiffsgehalt verliert seine erschreckende Höhe, wenn man bedenkt, daß jede der beiden deutschen Gesellschaften für sich allein mehr als die Hälfte, beide zusammen also beträchtlich mehr als das Syndikat ihr Eigen nennen, nämlich 661 355 plus 587 070 gleich 1 248 425 oder rund $1^1/_4$ Million Reg.-Tonnen. —

Außerhalb des Syndikats stehen von englischen Amerika-Linien vor Allem die Firma Elder Dempster & Co. mit 396 680 Reg.-Tonnen, ferner die Harrison Line mit 120 000 Reg.-Tonnen, die Allan Line mit 155 154, die Anchor Line mit 144 396 Reg.-Tonnen. Davon finden jedoch — und das ist bezeichnend — Elder Dempster & Co. das Hauptfeld ihrer Thätigkeit nicht im Verkehr mit Nordamerika, sondern in dem mit Afrika, und ebenso stützt sich die Harrison Line hauptsächlich auf ihren Südamerika-, nicht Nordamerika-Dienst; die beiden andern Unternehmungen, die von

Glasgow aus geleitet werden, unterhalten ebenfalls neben ihren Unionfahrten noch regelmäßige Verbindungen mit andern Gebieten, die eine mit Kanada, die andere mit Indien.

Ferner sind die französischen Gesellschaften, die Compagnie Générale Transatlantique und die Chargeurs Réunis, nicht in den Trust einbezogen worden. Es scheint -- und das ist sehr bezeichnend für die geringe Bedeutung, die man diesen unglaublich schwerfälligen Unternehmungen nur beimißt —, daß die Leiter des Syndikats es nicht für der Mühe werth gehalten haben, trotz der hohen Staatsprämien, darauf Rücksicht zu nehmen.

Endlich und vor allen Dingen haben sich die deutschen Gesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, die Selbständigkeit des Unternehmens soweit gewahrt, daß sie in den bekannten Vereinbarungen dem Syndikat als ebenbürtige Partner gegenüberstehen. Der Hauptgrund dieses Vorrangs vor den im Trust aufgegangenen englischen Linien dürfte darin liegen, daß unsere Linien in einer so hervorragenden Weise ihren Betrieb technisch ausgestaltet haben, daß für die nächsten Jahre sie einem Wettbewerb der Syndikats-Linien mit verhältnißmäßiger Ruhe entgegensehen konnten. Beide Gesellschaften ferner, der Norddeutsche Lloyd noch sehr viel mehr als die Hamburg-Amerika-Linie, stützen sich und ihre Rentabilität zu gutem Theil auf den Personenverkehr, in dem Schnelligkeit und Komfort die entscheidende Rolle spielen; es mag nur daran erinnert werden, daß die englischen Linien in den allerletzten Jahren auf den Bau von wirklichen Schnelldampfern verzichtet haben und wieder zur Einstellung von kombinirten Personen- und Güterdampfern übergegangen sind. Hierzu kommt, daß beide Unternehmungen, namentlich in den letzten Jahren, offensichtlich bemüht gewesen sind, das Schwergewicht ihres Betriebes von dem Nordamerikawege abzurücken; sie haben ihr Schifffahrtsnetz nach allen Richtungen der Erde ausgedehnt und außerdem dafür gesorgt, daß durch zahlreiche Anschlußlinien ihren Hauptlinien auch zur See Verkehr zugeführt wird. Das sind alles Momente, die von den englischen Rhedereien vernachlässigt worden sind; die übertriebene Arbeitstheilung, wie sie in England vorherrscht, hat hier recht deutlich einen Beweis ihrer Schwäche gegeben. Es ist eitel Selbstbetrug, wenn in England jetzt, wie schon früher, die Erfolge der deutschen Schifffahrtsunternehmungen auf staatliche Hilfe zurückgeführt werden; es muß England und Frankreich gegenüber immer wieder betont werden, daß die beiden Gesellschaften — mit Ausnahme der recht geringen Postsubvention, die sie für den Verkehr mit Ostasien und Australien erhalten und die durch die vom Reich dafür geforderten Leistungen mehr als aufgewogen wird — keinerlei staatliche Unterstützung, auch nicht indirekt, insbesondere nicht für den amerikanischen Verkehr, erhalten, während Frankreich seinen Linien nicht nur sehr hohe Postsubventionen, sondern auch ganz allgemein Schifffahrtsprämien gewährt und während auch England durch die ausschließliche Benutzung für die Postbeförderung, sowie durch mancherlei Hafenerleichterungen seine Gesellschaften begünstigt. Man muß

in der That — auch angesichts z. B. der Thatsache, daß die elektrische Industrie in England keinen eigenen Boden gefunden hat, und angesichts der unzureichenden Verhältnisse des Londoner Hafens — **behaupten, daß die Initiative auf den Gebieten des Verkehrswesens** wenigstens im englischen Mutterlande sehr stark nachgelassen hat. —

Fragen wir nun nach der Bedeutung, die der Syndikatsgründung beizumessen ist. Daß die britische Stellung im Weltverkehr einen schweren Schlag empfangen hat, kann nicht wohl bestritten werden, auch wenn die Flagge die alte bleibt; denn selbst gegenüber einem so gewaltigen Schiffsbesitz, wie er in englischen Händen sich befindet, bedeutet die erneute Abzweigung von rund 500 000 Registertonnen, nachdem erst vor Jahresfrist fast 280 000 R.-T. durch den Eigenthumswechsel der Leyland Line unter amerikanische Leitung gekommen sind, einen beträchtlichen Verlust, der um so bitterer empfunden werden muß, als nunmehr alle bedeutenderen Amerika-Linien, darunter die beiden Schnelldampferverbindungen, thatsächlich amerikanisch geworden sind, als mithin in der wichtigsten aller Verkehrsbeziehungen englischer Einfluß nicht mehr maßgebend sich geltend machen kann. Selbst der Ausbau der kanadischen Verbindungen kann an diesem Ergebniß nichts ändern; denn die kanadischen Häfen sind nur sehr beschränkt zugänglich, und daß ihnen aus dem Innern der Vereinigten Staaten nicht viel Verkehr zufließt, dafür wird unzweifelhaft die Politik der Syndikatsbahnen sorgen, die natürlich auch eine direkte Konkurrenzlinie nicht aufkommen lassen würde. Einen gewissen Trost mag es jedoch der englischen Schifffahrtswelt bereiten, daß die Ueberlegenheit des englischen Schiffsbaues bei dieser Gelegenheit von den Amerikanern anerkannt worden ist. Man wird doch annehmen müssen, daß die Werft von Harland & Wolf, die sich so weitgehenden Beschränkungen unterworfen hat, als Gegenleistung wichtige Bauaufträge sich gesichert hat; wenigstens wäre anders das Vorgehen des Belfaster Unternehmens, dem ja vom Syndikat nicht die mindeste Gefahr drohte, überhaupt nicht zu verstehen, und der formale Vorbehalt, amerikanische Werften ebenfalls beschäftigen zu dürfen, braucht ja nicht nothwendig sogleich in die That umgesetzt zu werden. Das Abkommen zwischen dem Syndikat und Harland & Wolf läßt jedenfalls erkennen, daß Morgan den heimischen Schiffbau noch nicht für leistungsfähig genug hält, um auf die Mitwirkung einer englischen Werft verzichten zu können; ein Urtheil, zu dem auch die soeben veröffentlichten Untersuchungen des deutschen Reichsmarine-Amts*) gelangen, indem sie betonen, daß zwar in der technischen Ausgestaltung der Werftanlagen und in der Organisation des Betriebes die amerikanische und die deutsche Schiffbau-Industrie den

*) Schwarz, Marine-Oberbaurath, und von Halle, Universitätsprofessor: Die Schiffbauindustrie in Deutschland und im Auslande; unter Benutzung amtlichen Materials. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1902. 2 Bde. 20 M. Auf dies vor wenigen Tagen herausgekommene Werk kann hier nur kurz hingewiesen werden; vielleicht findet sich später Gelegenheit, es eingehender zu würdigen.

englischen Werken mindestens gewachsen, zum Theil überlegen sei, daß aber das persönliche Moment, die große Erfahrung und Schulung der englischen Werftingenieure und Werftarbeiter, den englischen Unternehmungen noch auf Jahre hinaus einen Vorsprung, namentlich vor der amerikanischen Industrie gewähre. Allerdings wird man nicht daran zweifeln dürfen, daß das Syndikat, an dem so wichtige Interessen der amerikanischen Fabrikation betheiligt sind, sich eine weitere Hebung des heimischen Schiffbaues trotz dieses Abkommens angelegen sein und die Belfaster Werft in den Hintergrund treten lassen wird, sobald die eigenen Werke genügend vorgeschritten sind. Das steht jedoch, auch nach den deutschen Untersuchungen, nicht so unmittelbar bevor, daß es die Werthung des Abkommens wesentlich beeinflussen könnte. Wenn dagegen in englischen Fachblättern, wie dem Engineering, die Verschließung dieser Werft für englische Auftraggeber bitter beklagt wird, so liegt darin wohl eine Uebertreibung, da in der That die englische Schiffbau-Industrie so hoch entwickelt ist, daß der Wegfall eines einzelnen Werkes, selbst von der Bedeutung von Harland & Wolf, sich schwerlich irgendwie bemerkbar machen wird. Vorläufig kann also dieser Theil der Aktion auch vom englischen Publikum mit einer gewissen Genugthuung betrachtet werden.

Vom Standpunkt der deutschen Schiffahrtsgesellschaften aus wird man zugeben müssen, daß sie von zwei Uebeln das kleinere gewählt haben; betrachtet man lediglich den Vertrag, so stellt er sich sogar als ein voller Erfolg dar. Denn schon seit Jahren sind die deutschen Linien bemüht gewesen, auch für ihren Nordamerikaverkehr ähnliche Verbände zu schaffen, wie sie sonst allgemein zwischen den regelmäßig fahrenden Dampferunternehmungen bestehen. Es sei nur erwähnt, daß z. B. für den Verkehr zwischen Europa und Ostasien sämmtliche deutsche und englische Linien so eng mit einander verbunden sind, daß die Frachten der Ausreise in gemeinsamen Berathungen festgestellt werden und daß auch über die Abfahrtstage, Anlaufhäfen und andere Einzelheiten des Betriebes feste Vereinbarungen bestehen und eingehalten werden. Ebenso haben sich die deutschen und holländischen Linien über den Verkehr nach Hinterindien und Australien geeinigt. In der Richtung nach Südamerika und nach Afrika greifen derartige Verbände auch wieder sogar nach England über. In der Richtung auf Nordamerika besteht ebenfalls schon seit einer langen Reihe von Jahren ein enges Verhältniß wenigstens zwischen den vom Festland ausgehenden Linien, und zwar derart, daß nicht nur die Fracht- und Personentarife gemeinsam festgesetzt werden, sondern daß auch jeder einzelnen Gesellschaft von ihrer Roheinnahme nur ein bestimmter zur Deckung der Selbstkosten ausreichender Theil gelassen, der Rest dagegen unter alle betheiligten Linien vertheilt wird. Mit England für den nordamerikanischen Verkehr Verbände zu gründen, war dagegen trotz wiederholter Versuche bisher nur in sehr beschränktem Umfang gelungen; es standen zu viel kleine Gesellschaften dort gegenüber, die bisher nicht unter einen Hut zu bringen

waren, wie ja überhaupt in England unverkennbar eine Abneigung gegen Kartellbildungen gerade unter den Unternehmern besteht. Jetzt endlich ist ein solcher Vertrag zu Stande gekommen, der auch unsern deutschen Gesellschaften eine gewisse Stetigkeit der Frachten zu gewährleisten bestimmt ist; denn so wird man doch wohl die Bestimmung aufzufassen haben, wonach zwar vorläufig (!) die Preisvereinbarungen nicht auf den Güterverkehr auszudehnen beabsichtigt sei, jedoch eine gegenseitige Unterstützung in allen Konkurrenzkämpfen, d. h. doch an allem die Vermeidung gegenseitiger Unterbietungen, vereinbart ist.

Auch in den Einzelheiten haben die deutschen Gesellschaften ihr Interesse in weitem Umfange zu wahren gewußt. Denn die zugestandene Zahl der England anlaufenden Fahrten, die nach den heutigen Verhältnissen festgesetzt ist — im Sommer viermal, im Winter zweimal wöchentlich in jeder Richtung —, entspricht auf alle absehbare Zeit dem Bedürfniß unserer beider Linien; und dieser Beschränkung steht die Verpflichtung des Syndikats gegenüber, nur zweimal wöchentlich französische Häfen anlaufen zu lassen. Besonders wichtig ist der Vorbehalt, daß die deutschen Gesellschaften in ihre Süd- und Mittelamerika-Linien ganz unbeschränkt englische Häfen einschließen können; und zwar obwohl die Leyland Line des Syndikats schon seit langem Verbindungen zwischen England und den Golfküsten sowie Westindien unterhält. Wenn endlich der Newyork-Ostasien- und der Newyork-Westindien-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie ausschließlich überlassen worden ist, so darf man darin wohl den Preis dafür sehen, daß Herr Ballin die Verhandlungen mit der Atchison-Topeka-Sta Fé-Bahn, der einzigen noch von Morgan unabhängigen Pacificbahn, über die Errichtung einer Schifffahrtslinie San Diego-Hongkong aufgegeben und damit auf die Durchführung seiner Idee, aus der Hamburg-Amerika-Linie eine „Weltballinie" zu machen, verzichtet hat; denn das Schwergewicht der alten Handelsbeziehungen wird noch geraume Zeit den Verkehr über Newyork führen, auch wenn — wie sicher zu erwarten — das Syndikat mit Hilfe seiner Bahnen Ablenkungen nach andern Häfen in die Wege leiten wird.

Die Kapitalbetheiligung ist ebenfalls günstig geregelt. Denn das Syndikat ist am Ergehen der deutschen Gesellschaften unmittelbar interessirt worden, diese dagegen beziehen feste Zinsen ohne Rücksicht auf den Finanzerfolg des Syndikats; und wenn der Zinssatz auch nur 6 pCt. beträgt, so ist doch auch die Dividende der deutschen Gesellschaften erst in den allerletzten Jahren regelmäßig über diesen Satz hinausgegangen, im Jahre 1901 aber wieder dabei stehen geblieben. Darüber hinaus bringt der gemeinsame Ankauf der kleinen Holland-Amerika-Linie (63 921 Reg.-Tonnen) noch eine weitere Kapitalverquickung mit sich.

Aber die Wirksamkeit solcher Verträge hängt nicht von den papierenen Bestimmungen ab, sondern von den thatsächlichen Machtverhältnissen der sich gegenüberstehenden Parteien; man wird kaum daran zweifeln dürfen, daß auch dieser Vertrag in demselben Augenblick gebrochen wird,

in dem dem amerikanischen Syndikat die Freiheit des Verkehrs vortheilhafter erscheint. Vorläufig stehen sich jedoch die Parteien auch thatsächlich wohl ebenbürtig gegenüber, da unsere Gesellschaften, so lange sie ihre Einigkeit bewahren, an Schiffsraum und vor Allem an Leistungsfähigkeit die Syndikats-Linien übertreffen und dadurch der Kapitalmacht, die hinter dem Syndikat steht, wohl das Gleichgewicht halten. Eine Gefahr liegt allerdings unverkennbar für unsere deutschen Gesellschaften darin, daß mit dem Syndikat die Eisenbahnen Amerikas und auch die großen Produktionstrusts Hand in Hand gehen; es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß das Syndikat, das Schifffahrtsverluste durch Produktionsgewinne infolge dieser Verschmelzung vielseitigster Interessen ausgleichen kann, auf niedrigeren Schifffahrtsfrachttarifen bestehen wird, als sie unsere deutschen Gesellschaften auf die Dauer zu bewilligen vermögen, oder daß das Schifffahrts-Syndikat doch heimliche Bevorzugungen Seitens der Eisenbahnen genießt. Dagegen bietet auch die gegenseitige Kapitalsbetheiligung keinen genügenden Schutz, so sehr sie sonst dem Interesse der deutschen Gesellschaften entspricht; denn selbst unter voller Einhaltung des Vertrages riskirt das Syndikat nur, daß seiner Zinszahlung von drei Millionen Mark (6 % von 2 × 25 Mill.) im ungünstigsten Falle kein Gewinnantheil sich gegenüberstellt — eine Summe, die bei so großen Betrieben eine ausschlaggebende Rolle nicht spielt. Und ganz sicher — das Abkommen mit Harland & Wolf weist schon darauf hin — muß man damit rechnen, daß das Syndikat das vielfach minderwerthige Material der aufgekauften Linien in ziemlich schnellem Tempo erneuern wird; kann es doch die älteren Schiffe ganz gut in andern Verbindungen, insbesondere mit Südamerika und auf dem Stillen Ozean, verwenden.

Die Möglichkeit, daß unsere deutschen Gesellschaften schließlich doch noch entweder sich aus dem nordamerikanischen Verkehr zurückziehen oder in das Syndikat eintreten müssen, ist daher nicht absolut ausgeschlossen. Damit würden aber für unsere ganze Volkswirthschaft Gefahren entstehen, die so leicht nicht überschätzt werden können; denn es ist nicht Uebertreibung und wird von jeder Preis-Statistik bestätigt, daß die Organisation, namentlich die Frachtpolitik der großen Verkehrsunternehmungen heutzutage in die Preisbildung und damit in den internationalen Wettbewerb mindestens so tief eingreift, wie es etwa die Zollpolitik der einzelnen Länder vermag. Wir haben, um nur ein Beispiel herauszugreifen, während des deutsch-russischen Zollkrieges es erlebt, daß der deutsche Kampfzoll auf russisches Getreide zu gutem Theil durch Maßnahmen der russischen Eisenbahntarif-Politik außer Wirkung gesetzt worden ist; und ebenso würde ein von deutschem Einfluß ganz unabhängiger Oceanverkehr jederzeit in der Lage sein, handelspolitische Maßnahmen Deutschlands durch geeignete Frachtenerstellung zu durchkreuzen. Man denke etwa daran, daß das Syndikat die Frachten für deutsche Fabrikate hoch, für amerikanische dagegen zur Beförderung von deren Ausfuhr niedrig halten wollte. Deutsch-

land hat in der That ein lebhaftes Interesse daran, daß seine Schiffahrtsgesellschaften auch thatsächlich ihre Selbständigkeit bewahren, dem amerikanischen Partner ebenbürtig bleiben.

Fragt man nun nach den Mitteln, die für uns zur Erreichung dieses Zieles gegeben sind, so muß man sich der Grundlage erinnern, auf der die Macht des amerikanischen Syndikats vor Allem beruht. Das ist die Zusammenschweißung der Produktions- und der gesammten Verkehrsinteressen, vor allem die Zusammenfassung der Eisenbahnen und der Schifffahrts-Unternehmungen in einer Hand. Vielleicht, daß die Noth in nicht zu ferner Zeit auch unsere großen Kartelle zu einer Preis-Politik zwingt, die den Produktionsbedingungen der übrigen Industrien Rechnung trägt. Ein Mittel, und zwar das wirksamste, hat aber bereits der Staat bei uns in der Hand; das sind die Eisenbahnen. Genau so wie Morgan sein Haupt-Pressionsmittel in der Drohung gefunden hat, den sich nicht anschließenden Schifffahrtsgesellschaften die amerikanische Eisenbahnverbindung zu nehmen, so ist Deutschland, insbesondere Preußen als führender Eisenbahnstaat, in der Lage, seinen Schiffahrtsgesellschaften dadurch den Rücken zu decken, daß die Eisenbahnverwaltung bei einem etwaigen Schiffahrtskampf deren Partei ergreift und nur mit ihnen Frachtverträge zwischen Innerdeutschland und dem von den deutschen Eisenbahnen abhängenden Ausland einerseits und den amerikanischen Häfen andererseits abschließt; etwa in der Weise, wie sie es schon für den Levante- und den Ostafrikaverkehr mit zwei Hamburger Unternehmungen ins Werk gesetzt hat. Dies Mittel ist zwar nicht ganz so wirksam auf dieser Seite des Oceans, wie drüben, weil bei uns die Binnenschifffahrt die Maßnahmen der Eisenbahnen bis zu einem gewissen Grade zu durchkreuzen vermag; immerhin spielt der Eisenbahntransport bei der Zufuhr der nach Amerika bestimmten Güter die entscheidende und bei der Abfuhr der von dort kommenden Waaren auch eine sehr gewichtige Rolle, so daß Beschränkungen dieser Art den Gegnern deutscher Schifffahrtslinien sehr lästig werden würden. Jedenfalls wird es ein Gegenstand dringendster Aufmerksamkeit werden müssen, wie die amerikanischen Verkehrsunternehmungen, insbesondere die amerikanischen Eisenbahnen, ihre Frachten-Politik thatsächlich führen. Der enge Zusammenhang zwischen Verkehrs-Politik und allgemeiner Handels-Politi duldet keine Trennung beider Gebiete.

K. Wiedenfeld.

---

250 Millionen für die Ostmarken.

Unter allen Polenmaßregeln unserer Gesetzgebung und Regierung ist das Ansiedelungswesen immer noch dasjenige Stück, dem man am ehesten eine gute Seite abgewinnen kann. Zwar zweifle ich nicht, daß schließlich der Schade den Vortheil überwiegt. Es ist ein auf die Dauer unerträglicher Zustand, daß nicht weniger als 10 Prozent der Unterthanen des

Königs, mag der Einzelne noch so loyal und noch so verdient sein, gesetzlich zu Staatsfeinden gestempelt werden; es ist keine Frage, daß der Gewinn des Deutschthums aus den Ansiedelungen ein ganz minimaler, ein geradezu verschwindend geringer ist, denn von den angekauften Gütern war etwa die Hälfte (47 %) schon vorher in deutschen Händen, und von den noch nicht 6000 Bauern, die mit ungeheuren Kosten im Laufe von 16 Jahren mühsam angesetzt worden sind, besteht wiederum fast die Hälfte nicht aus deutschen Zuzöglingen, sondern stammt aus den beiden Ansiedelungs-Provinzen selbst; es ist ferner unbestritten, daß die große Zufuhr von mobilem Kapital aus dem Ansiedelungsfonds zum sehr großen Theil den Polen zu Gute gekommen ist und ihnen ermöglicht hat, den neuen Mittelstand zu bilden, der jetzt die Deutschen auch aus den Städten verdrängt; es ist endlich unbestreitbar, daß neben all dem materiellen Vortheil, den man den Polen zugeführt hat, in ihnen auch eine große, neue, moralische Kraft des nationalen Zusammenhalts erweckt ist durch das Gefühl des Unrechts, das sie erleiden, und auf diesem nationalen und moralischen Zusammenhalt beruht wieder die ungeheure Steigerung in der Energie der Boykottirung, mit der sie die deutschen Geschäftsleute trocken setzen und aus dem Lande treiben. Trotz Allem und Allem hat aber das Ansiedelungswesen auch einigen Nutzen geschaffen. Wer es rein vom nationalen Standpunkt aus prüft, wird es wohl bekämpfen und verwerfen müssen, da der Nutzen der paar Tausend deutschen Bauern zu gering, der Schade zu groß ist, aber sozial und wirthschaftlich ist die Verringerung des übermäßigen Großgrundbesitzes und Vermehrung der Bauernschaft im Osten eine so wünschenswerthe Entwicklung, daß es sich der Staat schon etwas kosten lassen darf.

Die Regierung hat nun abermals 250 Millionen beantragt, aber unter Veränderung und Erweiterung des bisherigen Programms. Da sich deutsche Ansiedler bisher nicht haben in genügender Zahl finden lassen, so sollen die angekauften Güter in Domänen verwandelt und verpachtet werden.

Auch diesem Vorschlag vermag ich aus gewissen Gründen ganz wohl zuzustimmen, aber freilich aus ganz anderen, ja aus den entgegengesetzten, als sie von dem Herrn Minister angegeben und ins Feld geführt worden sind.

Einen wesentlichen Vortheil für das Deutschthum vermag ich in dem Unternehmen nicht zu erblicken. Polnische Güter sind nicht mehr viel zu haben; diejenigen, die in schwachen Händen waren, sind bereits im Besitz der Ansiedelungskommission, und es geht unseren Polen unter der fürsorglichen Pflege der preußischen Regierung wirthschaftlich so gut, daß nicht mehr viel zum Verkauf kommen wird. Im letzten Jahr sind bereits volle drei Viertel der Verkäufe deutsche gewesen. Da der Herr Ministerpräsident abermals hoch und heilig versichert hat, daß die verfassungsmäßigen Rechte der Polen nicht gekränkt werden sollten, so ist an Expropriation und dergleichen nicht zu denken. Die meisten Güter, die man ankaufen wird, vielleicht fast alle, werden also aus deutschen Händen kommen, und für das

Deutschthum ist weder etwas gewonnen noch etwas verloren, wenn an der Stelle eines deutschen Besitzers künftig ein deutscher Domänenpächter auf dem Gute wirthschaftet. Man hat ja auch direkt in Aussicht genommen, einfach den jetzigen Besitzer als Pächter weiter wirthschaften zu lassen. Der Besitzwechsel hat also keinen anderen Erfolg, als einen bisher mit wirthschaftlicher Bedrängniß ringenden Großgrundbesitzer in einen wirthschaftlich haltbaren Status zu bringen.

Das ist ein Vorgang, von dem Mancher sagen wird, daß die Staatsmittel dazu nicht da sind, aber es ist doch nur direkt dasjenige, was man indirekt und noch mit viel größeren Opfern durch die agrarischen Zölle erreichen will und erreicht. Denn auch bei einer direkten Unterstützung ist es durchaus nicht wahr, daß man nur der einzelnen Familie helfe: die Menge der Landwirthe ist von der Landwirthschaft als Gewerbe nicht zu trennen. Im einzelnen Falle sehr wohl: der Einzelne mag schlecht, ungeschickt und lüderlich wirthschaften und deshalb mit Recht zu Grunde gehen; gehen aber die Landwirthe in Menge zu Grunde, so deteriorirt dieser ihr Ruin auch einen großen Theil der deutschen Landwirthschaft. Es wäre daher sehr wohl denkbar, daß der Staat, statt die agrarischen Zölle unvernünftig zu erhöhen, lieber zu dem Mittel griffe, den schlechtstehenden Landwirthen einzeln zu helfen, z. B. indem er ihren Besitz in Domänen verwandelt und sie als Pächter auf ihrer alten Scholle sitzen läßt, dabei einiges zusetzt, insofern er weniger Pacht erhält, als die Zinsen des Ankaufspreises betragen, aber zu einem in der Zukunft vielleicht viel werthvolleren Besitz gelangt.

Dies ist nun die Stelle, wo ich mit meiner Auffassung in den direkten Gegensatz zu der der Regierung trete. Der Herr Ministerpräsident hat es mit einer Art von Emphase verworfen, daß das Gesetz benutzt werden könne, verkrachte landwirthschaftliche Existenzen zu schützen. Gerade das ist meines Erachtens das Beste, ja, die Wahrheit zu sagen, das einzig Gute an dem Gesetz. Denn wir haben bei den verkrachenden landwirthschaftlichen Existenzen genug, die schuldlos in ihre Lage gekommen sind und Rettung verdienen. Der einleuchtende Fehler der Vorlage ist daher, daß sie sich auf die beiden Provinzen Posen und Westpreußen beschränkt und ihre Wohlthaten mittelbar und unmittelbar den polnischen Staatsbürgern zuwendet. Wenn der Landtag etwas Gutes thun will, so wirft er diese Beschränkung hinaus und dehnt das Gesetz auf die ganze Monarchie aus. Die neuen Handelsverträge werden schwerlich so ausfallen, daß unsere Landwirthe sehr zufrieden damit sein können; die engherzige Behandlung der ländlichen, ausländischen Arbeiter schädigt unsere Landwirthschaft jahraus, jahrein aufs Schwerste. Es wäre daher nur wünschenswerth, wenn dies Gesetz ein Mittel würde, der Landwirthschaft eine Hilfe zu sein und die gefährliche Entfremdung zwischen ihr und der Regierung zu mildern. Grade von unserem Standpunkt aus, daß wir Handelsverträge unbedingt und unter allen Umständen für nöthig halten, gleichzeitig aber auch der

Landwirthschaft möglichst viel zuwenden möchten, ist eine Hülfe auf anderem Wege als durch Zölle doppelt genehm.

Wer die Lage richtig beurtheilen will, der betrachte einmal die Haltung der Polen bei dieser Gesetzesvorlage etwas genauer. Sie müssen sie bekämpfen, das ist selbstverständlich, denn sie ist politisch und moralisch gegen sie gerichtet — aber was sollen sie sagen, da sie doch thatsächlich nichts als Vortheil davon haben? Da haben sie den klugen Ausweg gefunden, sich an der Debatte nicht zu betheiligen, sondern unter einem flammenden prinzipiellen Protest das Haus zu verlassen. So haben sie Beides, die nationale Entrüstung, die das Lebens-Elixir ihrer Nationalität ist, und die materiellen Vortheile, die ihnen nicht entgehen können. Ueber die paar Güter, die in den Staatsbesitz zu höchsten Preisen übergehen, trösten sie sich leicht mit den Fortschritten, die sie in den Städten machen. Der brave Alldeutsche und Ostmärker jubelt über die große That, zu der man sich aufgerafft hat, und der kluge Pole lacht sich ins Fäustchen über diese Ueberdeutschen, die so wenig wissen, was sie thun!

Wir bringen in diesem Heft als Beitrag zum polnischen Problem die Erinnerungen, Erfahrungen und Rathschläge eines alten preußischen Beamten — von denen es vielleicht nicht unnützlich ist, hinzuzufügen, daß ich den Aufsatz erst erhalten habe, als der vorstehende Artikel bereits geschrieben war. Ich lasse ferner meinem eigenen Artikel jetzt eine Zuschrift folgen, von der ich kaum zu sagen brauche, daß ich mir ihre Vorschläge nicht zu eigen mache. Ich bringe sie dennoch gern zum Abdruck, weil jetzt Alles darauf ankommt, daß die öffentliche Meinung anfange, diese wichtige Frage wirklich zu diskutiren. Denn das ist ja unser größtes Unglück, daß man die großen politischen Fragen bei uns nicht mehr nach politischer Ueberlegung, sondern nach den unklaren Instinkten eines leidenschaftlichen Fanatismus zu entscheiden sich gewöhnt. Die abweichende Ansicht soll nicht widerlegt, sondern durch Terrorismus niedergedrückt werden. Das „Alldeutschthum“ und der „Hakatismus“ sind darum so überaus gefährliche und schädliche Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, gerade weil sie aus der besten Gesinnung entsprungen sind, denn in all dieser besten Gesinnung treiben sie Deutschland heute in Gefahren und, wenn nicht gesteuert wird, zukünftige Niederlagen hinein.

Ohne Zweifel ist es, soweit wie die Dinge einmal gediehen sind, heute sehr schwer, eine Wendung in unserer Polenpolitik herbeizuführen. Auch kommt immer das Motiv der auswärtigen Politik in Betracht, daß, je härter wir unsere Polen behandeln, desto mehr das unser gutes Verhältniß zu Rußland fördert, gute Beziehungen zu den Polen aber bei den Russen Argwohn erregen.

Trotz Allem kann es auf der jetzigen Bahn nicht dauernd weitergehen, wenn nicht das Deutschthum in den Ostmarken völlig zu Grunde gehen soll. Die Hoffnung, die der Minister von Rheinbaben ausgesprochen hat, daß die Zukunft einmal die Früchte zeigen werde, wäre gerechtfertigt,

wenn irgendwo Keime zu Früchten sichtbar wären. Da aber unter der bisherigen Politik das Deutschthum nicht nur nicht, wenn auch noch so langsam vorwärts, sondern offensichtlich zurückgeht, so ist nicht erfindlich, wie das mit der Zeit plötzlich in das Gegentheil umschlagen soll. Mögen die Herren Minister noch so sehr versichern, daß die Polenpolitik fest und unabänderlich sei, sie muß und wird dennoch geändert werden, weil sie mit Unmöglichkeiten arbeitet.

Es ist ganz und gar das Gegenstück zum Kulturkampf. Wodurch ist heute das Zentrum die maßgebende Partei? Einzig und allein durch den Kulturkampf. Je länger wir mit der jetzigen Polenpolitik fortfahren, desto sicherer und desto stärker wird auch hier der Rückschlag kommen, und der Erfolg wird sein, daß nicht nur das Deutschthum in den Ostmarken verloren geht, sondern daß auch die Polen einmal in der deutschen Politik eine Stellung einnehmen werden, die weit über das hinausgeht, wozu ihre geringe Zahl und geringere Kultur sie als Glieder des deutschen Reiches berechtigt. D.

Die polnische Frage

ist mit Recht endlich in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Im Parlamente, in Versammlungen, in der Presse ist manches kräftige Wort darüber gefallen. Von der Regierung haben wir die bündige Zusicherung erhalten, dafür zu sorgen, daß das Deutschthum im Osten nicht unter die Räder gerathe; wir haben uns alle den Muth neu gestärkt, sind fest entschlossen, uns die polnischen Anmaßungen nicht weiter gefallen zu lassen und wollen der deutschen Sache in Posen, Westpreußen und Oberschlesien zur Anerkennung, ja zum Siege verhelfen. Wie sollen wir das aber anfangen, und was soll unsere Regierung thun, um dem jetzigen unleidlichen Zustande ein Ende zu bereiten? Daß kräftige Reden es nicht thun, dürfte jedem einleuchten; daß die bisherige Politik nichts gefruchtet hat, zeigt der Erfolg; es sind vielmehr ganz bestimmte neue Maßnahmen nöthig. Aber welche? Ich habe mit Aufmerksamkeit die Ausführungen verfolgt, die in den Blättern verschiedenster Richtung in der letzten Zeit zu lesen waren, erinnere mich aber nicht, auch nur einem einzigen brauchbaren, positiven Vorschlage begegnet zu sein. Mit Recht erwartet man die Lösung der Schwierigkeit von der Regierung, aber man begnügt sich schließlich damit, größere Strenge zu fordern. Wenn nur die Strenge es thäte! Rußland geht seit bald 40 Jahren gegen seine Polen mit äußerster Strenge vor und der Erfolg seiner Bemühungen ist gleich Null. Nicht nur in Weichselpolen, sondern auch in Westrußland ist die Stellung der Polen in keiner Weise erschüttert, ja in Westrußland, wo man sie durch drakonische Gesetze — Ausschluß aus allen Stellen des Staatsdienstes, Verbot Land zu kaufen und Belegung der polnischen Gutsbesitzer mit einer besonderen Steuer — auf den Aussterbeetat setzen wollte, haben sie

sich mit einem stärkeren Prozentsatze als die russische, griechisch- orthodoxe Bevölkerung vermehrt. Rußland wird sicher seine bisherige Politik des strengsten Sprachenzwanges im Verein mit staatlicher kirchlicher Propaganda, die uns nicht einmal zu Gebote steht, noch lange fortsetzen, aber selbst ein Waisenknabe kann vorher sagen, daß es damit nach 100 Jahren nicht weiter gekommen sein wird als jetzt.

Als ein Mann, dem das Schicksal unseres Ostens besonders am Herzen liegt, der dabei in nationalen Dingen leidlich gut Bescheid weiß und die Polen besser kennt als die meisten, die über sie reden und schreiben, will ich in Nachstehendem einige positive Maßregeln vorschlagen, die meiner Meinung nach das Uebel wesentlich einschränken könnten. Vielleicht finden wir in der Diskussion die richtige Antwort auf die uns alle beschäftigende Frage und wissen dann, was wir von unserer Regierung fordern dürfen und fordern sollen.

1. Ohne Verfassungsänderung ist die polnische Frage nicht zu lösen. Das ist selbstverständlich. Jedes der großen Probleme, die seit dem Erlaß der Verfassung aufgetreten sind, machte zu seiner Lösung eine Verfassungsänderung nöthig. Die Verfassung ist Menschenwerk, ist kein noli me tangere oder Quintessenz politischer Weisheit, sondern muß mit den Verhältnissen fortschreiten. Sie ist für die Menschen da, und nicht die Menschen für die Verfassung.

2. Wir müssen die Thatsache anerkennen, daß es seit der Auftheilung Polens einen polnischen Staat nicht mehr giebt, sondern daß jetzt etwa 3 Millionen Polen dem Deutschen Reiche oder preußischen Staate politisch angehören. Sie sind als Angehörige der polnischen, politisch nicht mehr organisirten Nation zu betrachten, als solche anzuerkennen und als solche zu behandeln.

3. Da es unbillig ist, den Polen, Vertretern eines fremden Volksthums, Antheil an der Gesetzgebung des Deutschen Reiches und preußischen Staates einzuräumen, mit der sie im Herzen nichts gemein haben und auch nichts gemein haben können, verlieren alle Polen das aktive und passive Wahlrecht für den Reichstag und Landtag. Die Gesetze des Deutschen Reiches sollen von Deutschen gemacht werden; Polen sind aber keine Deutschen, und Staatsangehörigkeit und Volkszugehörigkeit sind ja verschiedene Dinge. Das haben auch die Völker Europas bis zur französischen Revolution sehr gut gewußt, und erst als die Franzosen nach der Proklamirung der jetzt veralteten Menschenrechte anfingen, jeden französischen Staatsangehörigen als Nationalfranzosen anzuerkennen mit allen Rechten eines solchen, dafür aber auch unverfälschtes Nationalfranzosenthum von ihm zu verlangen, haben auch andere, darunter auch wir, begonnn, die beide Begriffe der Staatsangehörigkeit und Volksangehörigkeit oder Nationalität durcheinander zu werfen. Wir sehen jeden Reichsbürger, sei er auch Pole oder Franzose, von den Juden zu schweigen, als Deutsche an, gewähren ihm alle Rechte eines Deutschen, fordern aber als Entgeld von ihm etwas,

was er uns nicht geben kann, deutsche Vaterlandsliebe, deutsche Gesinnung, ein deutsches Herz. Wir sind unter dem Banne der französischen Vorstellung, wonach es eigentlich nur eine Staatsangehörigkeit giebt und sich diese restlos mit einem bestimmten Volksthume deckt, soweit gekommen, daß wir einen Deutschen, der ungarischer oder russischer Unterthan ist, erbarmungslos für einen Ungarn oder Russen, also für einen Magyaren oder Slaven erklären, auch wenn seine deutsche Gesinnung tadellos ist, während wir die Vertreter der fremden Völker unter uns als deutsche Brüder umarmen möchten. Wir möchten es gerne, aber die anderen wollen es nicht, und wir? wir thäten es an ihrer Stelle auch nicht. Unter den uns näher liegenden Ländern sind es nur Oesterreich und Rußland, wo jeder Bauernjunge den auf der Hand liegenden Unterschied der beiden Begriffe kennt. Aus diesem thatsächlichen Unterschiede müssen wir die nöthige Folgerung ziehen. Sie ist in dem obigen Satze ausgesprochen.

4. Als Pole ist jeder anzusehen, der sich bei der Volkszählung als Pole angiebt. Zu dem Zwecke sind bei den Zählungen nicht nur Staatsangehörigkeit und Umgangssprache, sondern auch Volkszugehörigkeit (ob Deutscher oder Pole oder Franzose) zu ermitteln. Alle Polen werden in ein besonderes Register eingetragen und gelten mit sammt ihrer Nachkommenschaft als Angehörige der polnischen Nation innerhalb des Deutschen Reiches. Wenn bei ferneren Zählungen der eine oder andere sich als Deutscher angiebt, so ist er als solcher anzusehen und in dem Polenverzeichniß zu löschen. Solch einer wird sicher deutsch sein.

5. Als Ersatz für diesen Verlust, über den sich die Polen, wenn sie Polen sein wollen, nimmer beschweren dürfen, wird ihnen die Geltung der polnischen Sprache in einem beschränkten Gebiete zugestanden. Diese Konzession muß gemacht werden. Die Polen haben ein Recht darauf, und wenn wir sie nicht mehr als politische Staatsbürger ansehen, haben wir die Pflicht, ihnen dies zu gewähren. So gut wie die Deutschen in Ungarn oder Livland ein unveräußerliches Recht auf den Gebrauch ihrer Muttersprache in der Schule haben, haben es die Polen in unserem Osten, so weit sie die kompakte Masse der Bevölkerung bilden.

6. Die Schulen in den ehemalig polnischen Gebieten sind weder nach interkonfessioneller Schulgemeindung noch nach konfessionellen Gesichtspunkten, sondern national von einander abzugrenzen. Die Falckische interkonfessionelle Volksschule hat dort, wie viele wissen, und alle wissen sollten, nur zu einer Polonisirung der deutschen, in der Minderheit befindlichen Schuljugend durch die polnische Mehrheit beigetragen. Da war die alte konfessionelle Volksschule für uns vortheilhafter, da in allen drei halbpolnischen Gebieten römische Kirche und Polenthum, sowie evangelische Kirche und Deutschthum meist zusammenfallen. Da waren die polnischen Kinder unter sich, aber die deutschen waren auch unter sich. Nichtsdestoweniger ist die konfessionelle Volksschule dort vom deutschen Standpunkte aus zu verwerfen, da sie zur rettungslosen Polonisirung der deutschen Kinder römischen Bekenntnisses

führen muß. Kein Glied unseres Volksthums darf uns aber verloren gehen. — Steht der Begriff „Pole“ und „Deutscher“ staatsrechtlich fest, so müssen wir besondere Schulen für Polen und besondere für Deutsche einrichten mit der Maßgabe, daß in die polnischen Schulen nur Kinder polnischer Nationalität aufgenommen werden, während in den deutschen auch Polen zugelassen werden, sich dann aber nicht über Sprachenzwang beschweren dürfen. Sie werden es auch nicht thun, sondern nur dankbar und — deutsch sein.

7. In den für Polen einzurichtenden Volksschulen hat der ganze Unterricht in polnischer Sprache stattzufinden. Deutsch ist sogar als besonderer Lehrgegenstand im deutschen Interesse auszuschließen. Gleichzeitig ist der Schulzwang für die Polen aufzuheben, während er für die Deutschen des Ostens, ebenso wie für die übrigen Deutschen bestehen bleibt. Man sage mir nicht, das ginge nicht an, solch eine Forderung sei unsinnig. Im Gegentheil, unser eigener Vortheil gebietet uns diese Maßregel. Was thun wir denn jetzt? Durch Schulzwang und Sprachenzwang heben wir die Polen zu einer Bildungshöhe empor, die sie, auf sich selbst angewiesen, niemals erreichen würden. Und was gewinnen wir dabei? Lassen wir doch endlich von der Einbildung, daß ein Pole, dem wir die Kenntniß der deutschen Sprache beigebracht haben, damit deutsche Gesinnung bekomme und uns näher gebracht werde. Im Gegentheil, seine polnische Gesinnung behält er doch, ist aber von uns nun zum Kampfe gegen uns gestärkt worden. Wir haben ihm unsere Bildung gegeben und haben ihn zu einem zweisprachigen Menschen gemacht. Dadurch ist er aber in den national gemischten Gegenden dem einsprachigen Deutschen überlegen geworden. In Hunderten von Fällen kann sich jetzt im Posenschen z. B. ein deutscher Arzt oder Handwerker nicht halten, weil er als einsprachiger Deutscher auf polnische Kundschaft nicht rechnen, von der deutschen Kundschaft allein aber nicht leben kann, während der Pole seine Stammesgenossen in polnischer Sprache bedient und gleichzeitig auch um seines Vortheils willen den deutschen Kunden auf das liebenswürdigste in deutscher Sprache entgegenkommt. Unter solchen Bedingungen muß der Deutsche im Wettbewerb unterliegen, und daran ist vor Allem der Sprachenzwang schuld. — Um die deutsche Sache zu fördern, haben wir also dafür zu sorgen, daß die Polen nach Möglichkeit einsprachig bleiben, und wollen lieber danach streben, unsere Landsleute im Osten zweisprachig zu machen. Dann sind wir die bei Weitem stärkeren. Denn mit seiner polnischen Sprache allein kann der Pole nicht weit kommen. Und wenn wir den Schulzwang für sie aufheben, können wir sicher sein, daß diese willkommene Erlaubniß von Vielen benutzt werden wird, wir werden ihnen dann auch an Bildung überlegen sein und haben das Heft in der Hand. Und die Polen? Sie können darüber nicht klagen. Wir gewähren ihnen alles, was sie wollen, und noch mehr dazu. Wir geben ihnen die rein polnische Volksschule und sogar das Recht, garnicht zu lernen, wenn sie selbst nicht lernen wollen.

8. In gleicher Weise sind auch die Bürgerschulen in den Städten, wo es irgend angeht, für Deutsche und Polen getrennt einzurichten, dabei für die Polen mit polnischer Unterrichtssprache. Die Erlernung des Deutschen ist in keiner Weise zu begünstigen und Deutsch höchstens als fakultativer Lehrgegenstand zuzulassen. Wenn eine polnische Schulgemeinde in der Volks- oder Bürgerschule freiwillig den deutschen Unterricht einführt, so ist sie natürlich nicht daran zu hindern. Eine derartige freiwillig sich vollziehende Verbreitung deutscher Sprachkenntnisse ist für uns weit werthvoller als die durch den jetzigen Sprachenzwang geübte und wird immer eine gewisse Hinneigung zum Deutschthum, wenn auch nur um des Vortheils willen, in sich schließen. — Die höheren öffentlichen Schulen — Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen — müssen die deutsche Unterrichtssprache und ihren deutschen Charakter bewahren. Bei der starken Durcheinandermengung der beiden Nationen wäre die Errichtung national getrennter höherer Schulen zu kostspielig oder könnte deutsche Eltern in die Lage versetzen, ihre Kinder ins polnische Gymnasium zu schicken. Doch muß es den Polen freistehen, aus privaten Mitteln eigene höhere Schulen mit polnischer Unterrichtssprache zu unterhalten. Das Abiturientenexamen ist natürlich nur an einer deutschen höheren Schule zu machen. Da diese Prüfung den Zutritt zur Hochschule und damit indirekt zum höheren Staatsdienste gewährt, müssen die Prüflinge schon um der Freizügigkeit der Beamten willen der deutschen Sprache völlig mächtig sein. Wie sie sich diese Kenntniß anlegen, ist ihre Sache. Ueber Sprachenzwang können sie sich bei der vorgeschlagenen Schulordnung nicht beschweren.

9. In den Gerichten erster Instanz ist das Polnische, wenn beide Parteien der polnischen Nation angehören, als Verhandlungssprache zuzulassen. Dazu müssen wir natürlich in namentlich aufzuzählenden Gerichtsbezirken dafür Sorge tragen, daß eine ausreichende Zahl von Richtern — deutscher oder polnischer Nationalität — vorhanden sei, die die polnische Sprache beherrscht.

10. Wenn die bisher vorgeschlagenen Maßregeln zum Theil strenger zum Theil milder als die augenblicklich geltenden sind, so ist in einem Punkte äußerste Strenge nöthig, wo bisher viel zu milde verfahren worden ist. Jede polnische Frechheit, die sich in Presse und Vereinen, in Widersetzlichkeit oder Verhöhnung des deutschen Staates oder deutschen Volkes ans Tageslicht wagt, ist mit mitleidloser Härte zu unterdrücken. In dieser Hinsicht können wir von den Russen lernen, bei denen die Polen trotz harter Behandlung hübsch still sind, während sie bei uns lärmen und schreien. Steht der Begriff der polnischen Nation innerhalb des Deutschen Reiches staatsrechtlich fest, so macht es keine Schwierigkeit, für die Polen die Preß- und Vereinsfreiheit außer Kraft zu setzen, in dem Sinne, daß jede nationale Ausschreitung von den Verwaltungsbehörden auf Grund besonderer Vollmachten ohne weitere richterliche Entscheidung rasch und streng zu ahnden ist. Wenn eine Zeitung für einen frechen Aufsatz sofort

unterdrückt, oder ein Verein aufgelöst und seine Leiter hinter Schloß und Riegel gesetzt und darauf ausgewiesen werden, so wird solche Strenge auf das heiße polnische Blut sehr beruhigend wirken. Der Pole bramarbasirt gern, duckt sich aber auch gern. Was wir uns jetzt von ihnen gefallen lassen müssen, schreit zum Himmel. Also: streng und hart gegen Frechheit, milde gegen die polnische Sprache und Ausschluß der Polen vom aktiven und passiven Wahlrechte!

Nachdem wir so weit gekommen sind, drängt sich uns die Frage auf, ob mit einer so veränderten Politik das Ziel auch wirklich erreicht werden wird. Bei der Beantwortung müssen wir zuerst darüber klar sein, was wir überhaupt erreichen wollen. Etwa die Germanisirung der Polen? Ihr völliges Aufgehen im deutschen Volksthum? Geben wir doch jeden Gedanken daran auf! Dies Ziel ist unerreichbar, und die Lösung einer unlösbaren Aufgabe soll man nicht versuchen, sondern lieber Zeit und Kraft sparen. Ein Volk wie das polnische ist durch Zwang überhaupt nicht zu entnationalisiren. Die Bulgaren und Serben haben Jahrhunderte lang unter der härtesten türkischen Herrschaft gestanden, wo die Annahme des Islam und Türkenthums alle Rechte gewährte, während Treue gegen das eigene Volksthum völlige Rechtlosigkeit mit sich brachte, und doch haben sie sich ihr Volksthum bewahrt. Und da sollen die Polen, wo wir doch wahrlich keine Türken sind, durch Sprachenzwang zu Deutschen gemacht werden können? Die Polen, die eine ganz andere Vergangenheit hinter sich haben als Serben und Bulgaren, die Jahrhunderte lang in Osteuropa eine führende Stellung inne hatten und in ihrer fanatischen Anhänglichkeit an die römische Kirche an dieser eine Stütze haben, die leider so bald nicht wanken wird? Ferner: städtischem Bürgerthum, das immer schwächer ist, kann man wohl mit dem Sprachenzwange beikommen, aber ich wüßte kein Beispiel aus der Geschichte dafür anzuführen, daß eine geschlossene Landbevölkerung durch Zwang zu einem fremden Volksthum bekehrt worden sei. Wir haben nur Beispiele freiwilliger Entnationalisirung unter dem Einflusse der materiellen Interessen. Also germanisiren können wir die Polen nicht. Sie können sich nur selbst germanisiren, und das werden sie schwerlich thun; bei unserer jetzigen falsch-milden und falsch-strengen Politik ganz gewiß nicht.

Wir können nur sagen, und das sagt man meist, daß wir den Polen ihr Polenthum ruhig lassen wollen, aber dafür rückhaltloses Bekenntniß zum Deutschen Reiche und Verzicht auf jeden Gedanken an die Wiederherstellung des polnischen Staates verlangen. Wozu verlangen wir etwas unerfüllbares, etwas was die Polen in ihrem Herzen uns niemals einräumen werden? Ihr Herz bleibt polnisch, und zwar politisch-polnisch. „Ja, aber sie sollen es!“ Nein, aber sie thun es nicht und werden es niemals thun, und je mehr wir ihnen materiell und intellektuell helfen, desto mehr werden sie die Waffen, die wir ihnen in die Hand drücken, gegen uns brauchen. Der Sprachenzwang wird erst recht nicht solch eine Sinnes-

änderung bewirken. Die Polen werden den Gedanken an die Wiederherstellung ihres Staates in Jahrhunderten nicht aufgeben, und wir würden es, wenn wir an ihrer Stelle ständen, auch nicht thun. Seien wir doch aufrichtig! Erreichen können und sollen wir in unserem Interesse nur das eine, daß sich diese polnische Herzensgesinnung nicht offen hervorwagt, mehr platonische Formen annimmt und uns in unserem nationalen Handeln nicht stört und belästigt. Dies Ziel können wir sehr wohl erreichen, aber dann muß unsere ganze Polenpolitik von Grund aus geändert werden: sie muß milde werden, wo sie jetzt hart ist, und muß hart werden, wo sie jetzt weich und schlaff ist.

Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir in unseren Grenzen dauernd einige Millionen Reichsangehörige haben, die uns in Sprache und Gesinnung fremd sind und fremd bleiben. Das ist kein Schade, sondern das muß jeder große Staat, noch dazu einer, der Weltpolitik treiben will, vertragen können. Er muß es nur verstehen, solche fremde Volksthümer in der richtigen Weise zu beherrschen und so zu behandeln, daß sie nicht zu einer Quelle beständigen Aergers werden. Dazu gehört aber, daß man es ihnen gestattet, ihr Volksthum in der Schule zu pflegen, daß man ihrer Sprache in einem beschränkten Gebiete eine gewisse Achtung einräumt, sie aber dafür nicht gewaltsam in die Höhe zieht, sie politisch unschädlich macht und jede feindselige Aeußerung — nicht Herzensregung — gegen uns mit Gewalt niederschlägt. Thun wir das den Polen gegenüber, so werden die Polen zufriedener und ruhiger sein, wir selbst werden zufriedener sein und unsere Stellung im Osten stärken, und die Steuer- und Militärkraft der Polen — das einzige, freilich nicht zu unterschätzende, was wir von ihnen haben — bleibt uns unverkürzt erhalten.

Teutonicus.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

v. Smolka, Dr. St. — Die Ruthenen ihre „Gönner" in Berlin. (39 S.) Wien-Leipzig, Verlag „Austria", Franz Doll.

Sombart, W. — Der Moderne Kapitalismus. Bd. I. II. M. 20.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Staudt, W. — Die Handelsverträge, deren Bedeutung und Wirkung für Deutschland. (27 S.) Berlin, Dietrich Reimer.

Waag, Dr. Albert. — Ueber Sprache und Schrift. (19 S.) Lahr i. B., Moritz Schauenburg.

Warburg, A. — Bildnisskunst und florentinisches Bürgerthum. M. 6.—. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Weise. — Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 4. Aufl. Geb. M. 2,60. Leipzig. B. G. Teubner.

Zub, F. — Beiträge z. Genealogie u. Geschichte der steirischen Liechtensteine. Graz, Historische Landes-Commission.

Achelis, Thomas. — Leo N. Tolstoi. (43 S.) 50 Pfg. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Avonianus, (Robert Hessen). Dramatische Handwerkslehre. 2. Aufl. (292 S.) M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin, Herm. Walther.

Bahr, H. — Premieren. Winter 1900 bis Sommer 1901. (286 S.) M. 4.—. München, A. Langen.

Boguslawski, A. v. — Die Antiduellbewegung kritisch beleuchtet mit einem Blick auf Mörchingen Insterburg, Jena und Springe. Berlin, Alfred Schall.

Buchenberger, Dr. Ad., Grossh. Bad. Finanzminister. — Finanzpolitik u. Staatshaushalt im Grossherzogthum Baden 1850—1900. (264 S.) M. 7,—. Heidelberg, C. Winter.

Calmberg, C. — Ein Blick in die Urwelt und Gegenwart. Kultur- und naturgeschichtliche Abhandlungen. Gereimte und ungereimte Plaudereien aus meinem Tagebuche. Darmstadt, Selbstverlag.

Chone, H., D. — Die Handelsbeziehungen Kaiser Friedrichs II. zu den Seestädten Venedig, Pisa, Genua. M. 3,60. — Berlin, E. Ebering.
Finnländische Rundschau 1902. — 1. Bd. M. 1,60. Leipzig, Duncker & Humblot.
Gorki, M. — Die Kleinbürger. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Bruno Cassirer.
Heilig, Otto. — Johann Peter Hebels Allemannische Gedichte. (137 S.) M. 1,20. Heidelberg, C. Winter.
Herre, Dr. Paul. — Deutschland u. die politischen Allianzen der Gegenwart. (32 S.) M. 0,60. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbchhdlg. Theodor Weicher.
—,— Europäische Politik im Cyprischen Kriege 1570—1573. 1. Theil. (165 S.) M. 4,50. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbchhdlg. Theod. Weicher.
Hermann, G. — Wilhelm Busch. (45 S.) 50 Pfg. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Jacobi, Dr. Richard. — Der Journalist. (Das Buch der Berufe. VIII.) (228 S.) M. 4,—. Hannover, Gebr. Jänecke.
Bulletin des Internationalen Arbeitsamts. — Bd. I, 1, 2, 3. Januar-März 1902. Jährl. M. 7,50. Jena, Gustav Fischer. Bern, Schmid & Francke. Paris, L. Soudier.
Jocosus, E. — Taxiliade. M. 1,50. Leipzig, J. G. Findel.
Issaleff, A. A. — Ueber den Sozialismus unserer Tage. (524 S.) M. 6,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H.
Kleinecke, Dr. Paul. — Gobineaus Rassenphilosophie. (84 S.) M. 1.50. Berlin, H. Walther.
Keysser, Dr. Ad. — Mittheilungen über die Stadtbiliothek in Köln 1602—1902. (24 S.) Köln, M. du Mont-Schauberg'sche Bchhdlg.
Koch, Prof. A. — Ueber den Versbau in Goethes Tasso u. Natürlicher Tochter. (22 S.) Beilage z. Jahresbericht des Friedrich-Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin. Ostern 1902.
Kuhl. — Bonapartes erster Feldzug 1796, der Ausgangspunkt moderner Kriegsführung. (VIII. 354 S.) M. 9,—. Berlin, R. Eisenschmidt.
Lampe, Dr. F. — Der mittelamerikanische Kanal. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung.
Lampert, Dr. K. — Die Völker der Erde. 1. Lfg. (35 Lfgen. je 60 Pfg.) Stuttgart-Leipzig, Dtsche. Verlags-Anstalt.
Grossh. Gen. Landesarchiv. Festschrift zum 50jähr. Regierungsjubiläum S. K. H. d. Grossherzogs Friedrich von Baden. (203 S.) M. 2, geb. M. 3.—. Heidelberg, C. Winter.
Lilienfein, Heinr. — Kreuzigung. Drama in 3 Aufzügen. (32 S.) M. 0,80. Heidelberg, C. Winter.
Lorenz, Dr. O. — Friedrich, Grossherzog von Baden. M. 2,50. Berlin, Gebrüder Paetel.
Mausbach, Dr. J. — Die kathol. Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben. Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Aufl. (178 S.) M. 2, 0. Köln, J. P. Bachem.
Mehring, Franz. — Aus dem literarischen Nachlass von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. 2. Bd. Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. (482 S.) M. 7,50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H.
Naumann, Fr. — Neudeutsche Wirthschaftspolitik. (113 S.) Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe."
Paul, A. — Heroische Komödien. (I. 132 S.) M. 3. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Pfordten, Otto v. d. — Friedrich der Grosse. Histor. Drama. (137 S.) M. 2,—, geb. M. 3,—. Heidelberg, C. Winter.
Poschinger, H. v. — Preussens auswärtige Politik 1850—1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhr. v. Manteuffel. 2. Bd. Die orientalische Frage bis zum Beginn des Krimkrieges. (591 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Das Reichsland. — Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volksthum. Herausgegeben von Professor G. Koehler. Heft 1. Metz, Rudolf Lupus.
Roloff, G. — Schulthess' europ. Geschichtskalender. 1901. (372 S.) München, C. H. Beck.
Samson-Himmelstjerna, H. v. — Die gelbe Gefahr als Moralproblem. M. 8,—. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).
Schäffle, Dr. A. — Die Gefahren des Agrarismus für Deutschland. (Herausgeg. v. Handelsvertragsverein.) (32 S.) Greifswald, F. W. Kunike.
Schwemer, Dr. R. — Restauration und Revolution. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 37. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
Seemanns Sammelwerk Alte Meister, **Die Malerei.** Lfg. 6, 7, 8. Je 8 Tafeln, Preis M. 5,—. Leipzig, E. A. Seemann.
Sommerfeldt, G. v. — Gehlweiden und Gross-Rominten in Urkunden u. Akten des 16.—19. Jahrhunderts. (44 S.) Braunsberg, Ermländische Zeitungs- und Verlagsdruckerei (C. Skowronski).
Trost, K. — Wunderheilung und Gottesglaube. M. 0,75. Berlin, Carl Duncker.
Vendramin, L. — High Life, Groteske Komödie in 4 Akten. (119 S.) M. 1,50. München, A. Langen.
Vulpius, Dr. med. Oskar. — Das Krüppelheim. (38 S.) M. 0,60. Heidelberg, C. Winter.
Walther, K. — Tiefurt. (58 S.) Weimar, H. Böhlaus Nachf.
Weyde, Joh. Dr. — Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. (272 S.) M. 1,50. Leipzig, G. Freytag.
Zacher, Alb. — Assessor Assemacher in Italien. (672 S.) M. 6,—, geb. 7,50. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

Behrend, Gudda. — Aus dem Tagebuche einer Sünderin. M. 2. , geb. M. 3,—. Berlin, Axel Juncker.
Beöthy, Prof. Dr. Zsolt. Erinnerungen an die Königin Elisabeth von Ungarn. (86 S.) M. 1. Leipzig, Duncker & Humblot.
Crépieux, J. — Jamin. Handschrift und Charakter. Mit über 250 Handschriften-Proben. (35 Bogen 8.) Uebers. v. H. H. Busse. M. 8,—, geb. M. 10. . Leipzig, Paul List.
Duden, Dr. K. — Die deutsche Rechtschreibung mit Wörterzeichniss. 7. Aufl. geb. 80 Pf. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
Frommel, Dr. Otto H. — Segen und Trost. Reden aus dem Amte von Emil Frommel (Frommel-Gedenkwerk V.). (396 S.) M. 3.75, geb. M. 4,75. Berlin, E. S. Mittler.
Gleichen-Russwurm, v. — Vergeltung. M. 3,50. Stuttgart, J. G. Cotta.

Hirsch, Dr. Max. — Leitfaden zum Gewerbegerichtsgesetz. (32 S.) Berlin, Verlag d. Verbandes der deutschen Gewerkvereine.
Holzhey, Dr. C. — Die Bücher Ezra und Nehemia. M. 1,80. München, J. J. Lentner'sche Buchhandlung (E. Stahl jun.).
Pollinek, Arth. L. — Internationale Bibliographie. Kunstwissenschaft. 1. Jahrg., 1. Heft. April 1902, jährl. 6 Hefte. M. 10. Berlin, B. Bahr.
Michaëlis, K. — Das Kind. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Axel Juncker.
Paulsen, F. — Die deutschen Universitäten. (575 S.) M. 6,—. Berlin, A. Ascher & Co.
Schiemann, Dr. Th. — Deutschland und die grosse Politik anno 1901. (450 S.) Berlin, Georg Reimer.
Schreuer, Dr. H. — Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit. (G. Schmoller, Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, XX., 4.) (108 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Seidl, A. — Wagneriana. 3. Bd. Die Wagner-Nachfolge im Musik-Drama. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler.
Amsberg, F. v. — Geschichte, Bedeutung und Dogmatik der Gerichtssprache in Preussen und in dem jetzigen Deutschen Reiche. (53 S.) Greifswald, Julius Abel.
Antiquariats-Katalog No. 36. — Bibliothek Max Büdinger, Wien. Abth. I. Oesterreich-Ungarn und die Schweiz. Leipzig, Friedrich Meyer's Buchhandlung.
Bäck, Dr. Leo. — Harnacks Vorlesungen über das Christenthum. (Sonderabdruck aus der Monatsschrift f. Geschichte u. Wissenschaften des Judenthums.) 2. Aufl. Breslau, Wilh. Koebner.
Baldamus, A. — Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. XXI. Aufl. 2. Band Mittelalter. Geheftet M. 6,—, geb. M. 7,—. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
Bigelow, Poultney. — Die Völker im kolonialen Wettstreit. (431 S.) (Deutsche Bearbeitung des Buches „The Children of the nations von Prof. Dr. Woker.) Berlin, G. Reimer.
Blum, H. — Spannende Geschichten. M. 5,—. Berlin, Gebrüder Paetel.
Böhmer, H. — Die Bekenntnisse des Ignatius von Loyola. Preis M. 1. Leipzig, Dieterich.
Boucke, Ewald A. — Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Berlin, Emil Felber.
Brenner, Dr. O. — Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Brix, Th. — Nordschleswig und die Selbsterniedrigung Deutschlands. Ein Protest gegen den herrschenden Cours. Preis 80 Pf. Berlin, Hermann Walther.
Busching, P. — England und seine Kolonien. M. 7,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Caspary, Anna. — Ludolf Camphausens Leben. M. 8,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
Tabellarische Uebersichten betr. d. **Civilstand der Stadt Frankfurt a. M.** im Jahre 1901. (34 S.) Frankfurt a. M., Druck von Mahlau & Waldschmidt.
Dahn, Felix. — Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in 3 Bildern. (28 S.) M. 1,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Zeitschrift für **Deutsches Altertum und Deutsche Litteratur.** Herausgegeben von Edward Schroeder und Gustav Roethe. 46. Band, I. u. II. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Dolorosa. — Confirmo te chrysmate. M. 3,—. Berlin, M. Lilienthal.
Ehrenberg, R. — Grosse Vermögen. Ihre Entstehung und ihre Bedeutung. Preis: brosch. M. 3, geb. M. 4. Jena, Gustav Fischer.
Evert, G. — Reichspolitik oder Freihandelsargument. (91 S.) M. 2,50. München u. Berlin, R. Oldenbourg.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.